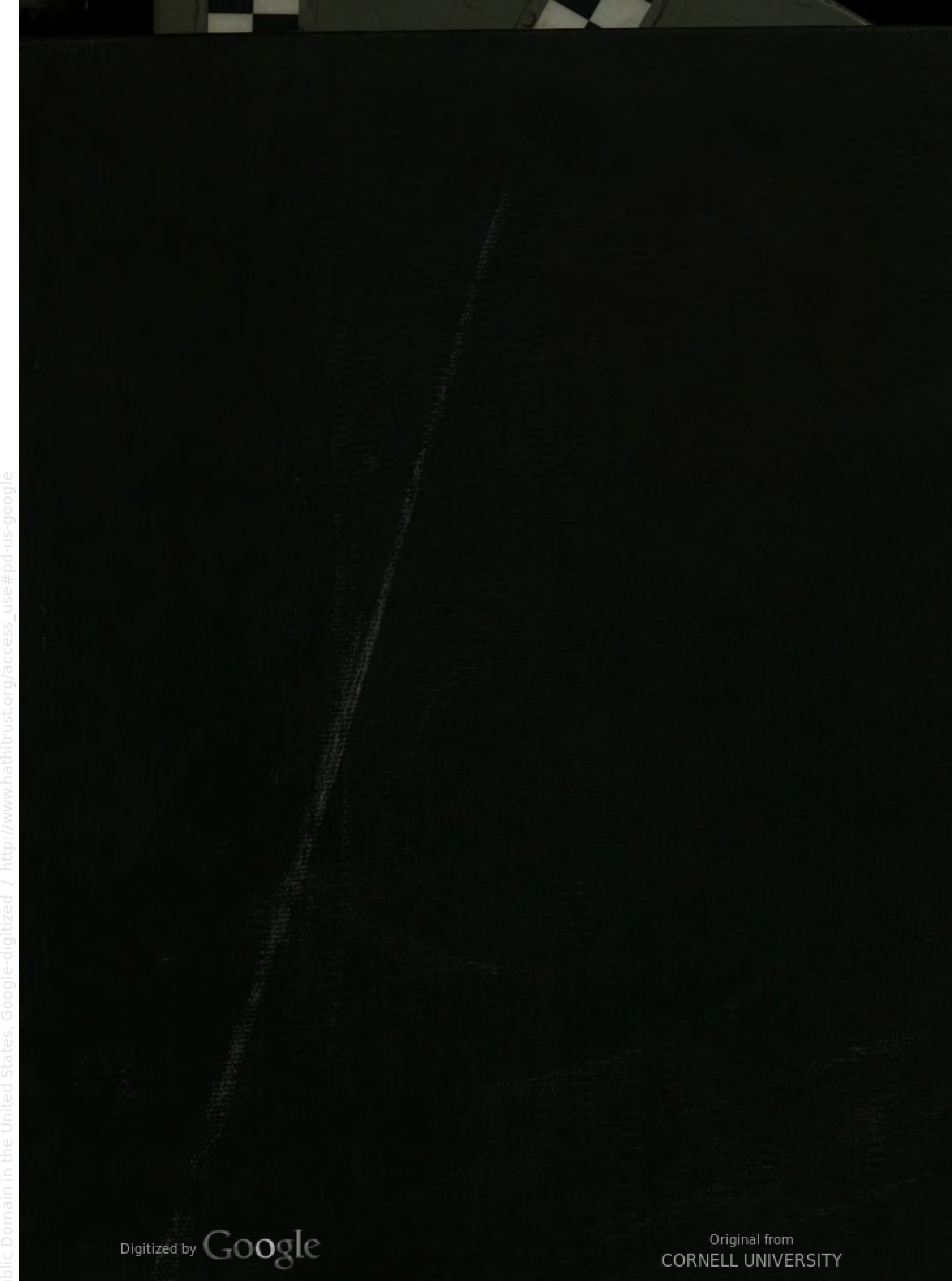




DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

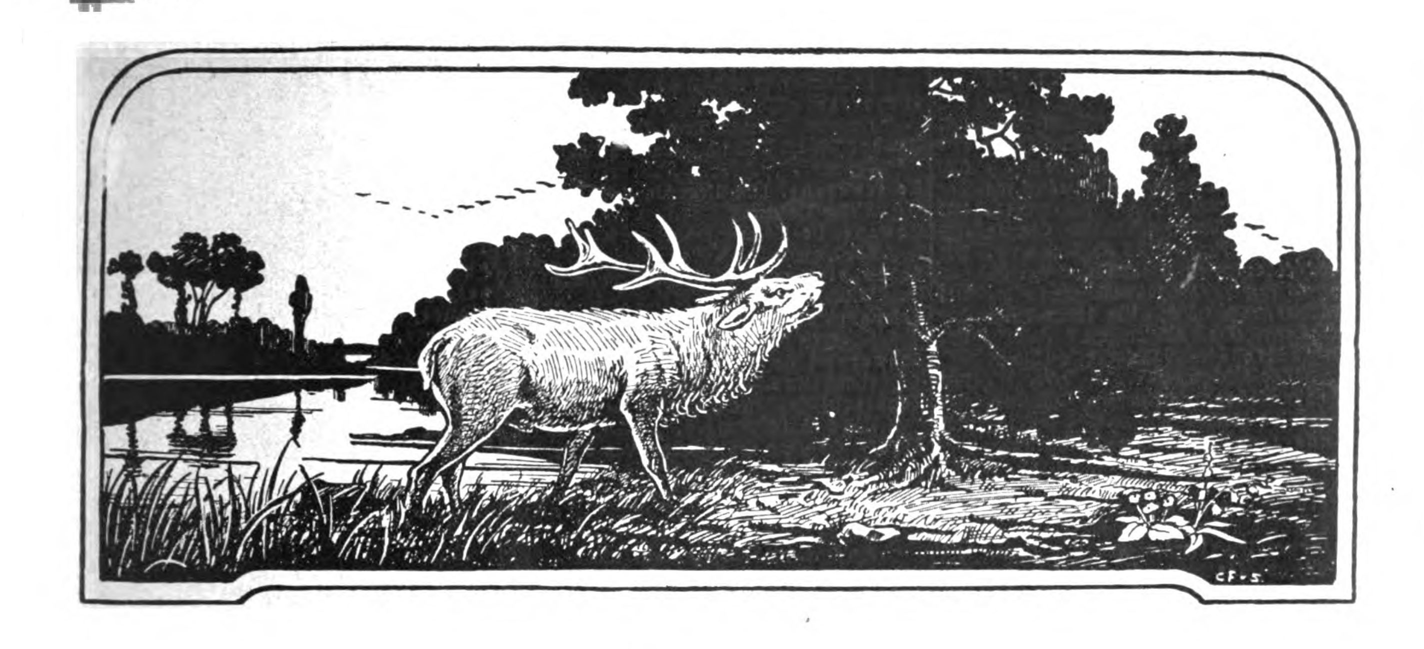
Band IV, (Heft 40–53)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1910.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68





I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Belehrende Aufsätze.

3. Unterhaltende Aufsätze.

4. Gedichte.

5. Komposition.

6. Ständige Rubriken.

II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

B.









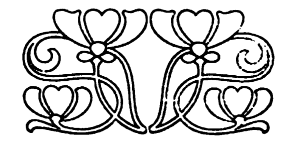






Y.

Z.

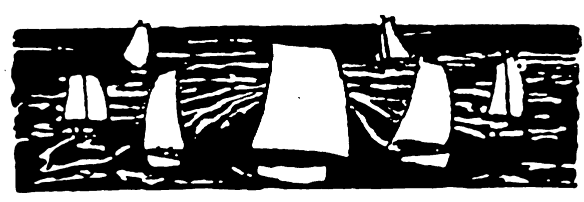




DIE·WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 1. Oktober 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.



Die sieben Tage der Woche.

22. September.

Der Kaiser trifft in Sigmaringen ein und wohnt der Enthüllung des Denkmals für den verstorbenen Fürsten Leopold bei.

Der Gesamtverband deutscher Metallindustrieller beschließt, am 8. Oktober eine Aussperrung von 50000—60000 Arbeitern zu verhängen, wenn bis dahin nicht der Werftarbeiterstreik beendet ist.

Aus Fort Wayne (Indiana) kommt die Nachricht, daß in der Nähe von Kingsland bei dem Zusammenstoß eines Expreßzuges mit einem Straßenbahnzug 42 Personen getötet und zahlreiche andere verletzt wurden.

In Teheran stirbt, 69 Jahre alt, Ali Reza Chan, der Regent von Persien.

23. September.

Der Kaiser kehrt, von Sigmaringen kommend, nach Potsdam zurück und reist abends mit der Kaiserin nach Rominten.

Prinz Heinrich von Preußen trifft in London ein.

König Manuel eröffnet die portugiesischen Cortes mit einer Thronrede, in der er die guten Beziehungen Portugals zu Deutschland betont.

Der peruanische Aviatiker Chavez überfliegt von Brig aus den Simplonpaß (Abb. S. 1685 u. 1686), stürzt aber bei der Landung in Domodossola ab und wird schwer verletzt.

Der finnische Landtag erklärt die ihm von der russischen Regierung vorgelegten Gesetze für unannehmbar und lehnt die Absendung einer Ergebenheitsadresse an den Zaren ab.

Das persische Parlament wählt Nasr el Mulk (Portr. S. 1690), der zurzeit in Europa weilt, zum Regenten.

Bei Clayton (Cansas) stürzt ein Zug der Rock Islandbahn in einen Fluß, da ein Wolkenbruch die Bahnbrücke eingerissen hatte. Dabei werden 20 Menschen getötet.

24. September.

In Homburg v. d. Höhe stirbt, 74 Jahre alt, der Geh. Baurat Professor Louis Jacobi (Portr. S. 1692), der Wiedererbauer der Saalburg.

Der Patriarch von Konstantinopel reicht sein Entlassungsgesuch ein.

25. September.

In Chemnitz wird die 23. Generalversammlung des Evangelischen Bundes eröffnet.

In Buenos Aires eröffnet der argentinische Präsident Figuera Alcorta in Anwesenheit des gesamten diplomatischen Korps eine Industrieausstellung.

26. September.

Bei der Reichstagsstichwahl in Frankfurt a. O.-Lebus wird an Stelle des verstorbenen nationalliberalen Abgeordneten Detto der Sozialdemokrat Faber gewählt.

Im Berliner Stadtteil Moabit werden bei Streikunruhen 43 Polizeibeamte und zahlreiche Tumultuanten verletzt.

In Lugano wird die 6. Delegiertenversammlung der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz eröffnet.

27. September.

In Moabit kommt es erneut zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Menge und der Polizei. Es wird auf beiden Seiten scharf geschossen, etwa hundert Personen werden verletzt.

Der türkische Großwesir Hakki-Pascha hat in Wien eine Unterredung mit dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Grafen Aehrenthal.

Der republikanische Staatskonvent in Saratoga wählt den ehemaligen Präsidenten Theodor Roosevelt gegen den augenblicklichen Vizepräsidenten Sherman zum Vorsitzenden.

Der Ueberflieger des Simplon Chavez erliegt in Domodossola den Verletzungen, die er sich bei seinem Absturz zugezogen.

28. September.

Zwischen England und Griechenland wird ein Auslieferungsvertrag abgeschlossen.

In Neapel herrscht eine Choleraepidemie.

Persien als Wirtschaftsgebiet.

Von R. Said-Ruete, London.

Persien, obgleich in beträchtlicher Ausdehnung an Europa grenzend, liegt heute noch abseits der großen Straßen des Weltverkehrs. Seine geographische Hochlandslage erschwert den Zugang; ein Schienenstrang hätte bedeutende Steigungen und während des Winters erhebliche Schneemassen zu bewältigen, um — von welcher Seite es auch sei — die steil abfallenden Randgebirge zu erklimmen. Aber auch der Technik unseres Zeitalters wäre es dennoch ein leichtes, diese Schwierigkeiten zu meistern. So ist der Grund zu dieser Rückständigkeit auf andern Gebieten zu suchen, und zwar sowohl in den inneren Verhältnissen des Reiches als auch in seiner politischen Lage den Grenzländern gegenüber.

Die autokratische Regierung, unter deren Zeichen Persien noch bis zur unfreiwilligen Abdankung des Schah Mohammed Ali (Juli 1909) stand, trotzdem die parlamentarische Verfassung bereits im August 1906 von dessen Vater und Vorgänger Muffaffer-ed-Din-Schah gegeben wurde, hat der Wohlfahrt des Landes schwere Wunden geschlagen. Nicht nur, daß die jetzt noch in Gestalt eines unter Vormundschaft stehenden zwölfjährigen Knaben seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts

regierende Dynastie der Kadscharen, die, da türkischen Ursprungs, zumal im Süden des Landes nie recht volkstümlich war, große und wertvolle Gebiete (Georgien, Transkaukasien und einen Teil Armeniens) an Rußland verlor, sondern ihre Regierung bedeutet auch eine Epoche schwerster Bedrückung, krassester Korruption und nicht in letzter Linie verhängnisvollster finanzieller Mißwirtschaft.

Die Folgen der letzteren sind es, unter denen Persien heute am schwersten zu leiden hat. Während die Schahs lediglich zur Befriedigung ihrer und ihrer Günstlinge persönlichen Bedürfnisse — es sei hier nur an die mit unerhörter Verschwendung in Szene gesetzten Reisen nach Europa erinnert — und dank des Entgegenkommens der russischen Regierung eine erhebliche Staatsschuld und drückende Bankvorschüsse skrupellos kontrahierten, muß das ausgesogene Land heute diese unproduktiven Schulden, für die ein wesentlicher Betrag der Zolleinnahmen verpfändet ist, tilgen und zum Teil hoch verzinsen.

So ist die Aufgabe, das Reichsbudget im Gleichgewicht zu halten, für das junge, in Staatsgeschäften noch unerfahrene, aber mit Achtung gebietendem Eifer seinen Pflichten obliegende Parlament eine überaus schwierige, zumal der natürliche Reichtum und die Steuerquellen des Landes bisher so gut wie unerschlossen blieben.

Zu diesem Zweck bedarf es einer gutgeschulten, stabilen Administration, deren Vorbedingung wiederum eine Personen- und Geldfrage bedeutet.

Die erstere scheint jetzt durch Berufung europäischer bzw. amerikanischer Beiräte, wie es in der Zoll- und Postverwaltung bereits seit einigen Jahren erfolgreich mit belgischen Beamten geschehen, einer Lösung entgegengeführt werden zu sollen. Deren vornehmste Aufgabe wird es sein, den heute noch so tief stehenden Kredit Persiens im In- und Ausland zu heben, um die für die wirtschaftliche Erschließung des Landes erforderlichen Geldmittel heranziehen zu können.

Noch ist die Steuerkraft einer wesentlich höheren Ausbeute fähig, sobald nur der Landbesitz, dessen Eigentumstitel mangels Grundbuchs und Grenzregulierung nachzuprüfen und zu sichern wäre, gerechter und gleichmäßiger als bisher zu den Abgaben herangezogen würde.

Jeder Budgetüberschuß müßte zunächst zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande durch eine Reorganisation der Armee und Gendarmerie Verwendung finden. Ferner wäre zur Belebung des Handels das Wegenetz zu erweitern und auszubauen, die Erschließung des Landes durch Eisenbahnen, vor allem der Zugang zur Hauptstadt vom Schwarzen und Kaspischen Meer sowie vom Persischen Golf aus, ins Auge zu fassen. Dann könnten auch die, soweit bisher festgestellt, recht erheblichen Mineralschätze ausgebeutet und die industrielle Entwicklung des Landes eingeleitet werden, während mittels rationeller Bewässerungsanlagen die heute noch recht primitive Landwirtschaft produktiver zu gestalten ist. Für die geistige Hebung der breiteren Bevölkerungsklassen wären zahlreiche, gut geleitete, billige Volksschulen mit einfachstem Lehrplan, denen sich zur weiteren Ausbildung Handwerkerschulen angliedern sollten, vorzusehen. Für Lehrstätten mit europäischem Bildungsgang liegt heute weder ein tatsächliches Bedürfnis vor, noch bietet das Land einer dergestaltigen Treibhausintelligenz genügenden Wirkungskreis.

Aus vorstehendem ergibt sich, daß Persien berufen ist, für die Kulturstaaten des Abendlandes ein nicht zu unterschätzendes Betätigungsfeld wirtschaftlicher Unternehmungen zu werden. Denn noch auf lange hinaus wird das Land zu seiner kulturellen Erschließung, die wohl zeitweise gehindert, aber nicht aufgehalten werden kann, westlicher Kapitalien und Intelligenz nicht zu entraten vermögen.

Sind auch während der letzten Jahre die an der Aufrechterhaltung ihres politischen Einflusses in Persien interessierten Mächte bemüht gewesen, ihre freundnachbarlichen Bestrebungen für die Zwecke einer allerdings mehr prohibitiven als tätigen Monopolstellung auszunutzen, so ist doch die solchem Ansinnen gegenüber bewiesene Festigkeit der durch das Parlament gestützten Regierung beachtenswert und bekundet deutlich das Erwachen eines gesunden nationalen Empfindens.

Die wirtschaftlichen Interessen, die Deutschland heute in Persien unterhält, sind zahlenmäßig recht bescheiden, aber durchaus entwicklungsfähig. Allerdings ist unser Export durch russisches Gebiet zufolge eines erdrückenden Transitzolles, einer einseitigen Maßnahme, deren verkehrsfeindliche Tendenz bei uns bisher zu wenig Beachtung fand, so gut wie lahmgelegt. Die meisten Frachtgüter deutscher Provenienz gelangen daher auf zeitraubenden Wegen entweder mittels der Dampfer der Deutschen Levante-Linie über Trapezunt oder mit denen der Hamburg-Amerika-Linie über den Persischen Golf (Buschär bzw. Basra oder Bagdad) an ihren Bestimmungsort.

Durch einen im Jahr 1873 mit Persien abgeschlossenen und heute noch zu Recht bestehenden Handelsvertrag wurde dem Deutschen Reich die Meistbegünstigung zugesichert, so daß unsere wirtschaftlichen Zukunftschancen im Prinzip hinter keiner anderen Macht zurückzustehen brauchen. Diese in der Praxis zu vernachlässigen, wäre angesichts der Sympathien, denen sich das politisch uneigennützig auftretende Deutschtum in Persien erfreut, und da unser expansiver Handel auf keinen der wenigen noch offenen Weltmärkte verzichten kann, eine bedauerliche Unterlassungssünde.

Nach den letzten, für das am 21. März beginnende Regierungsjahr 1908/9 vorliegenden, sehr anschaulich und eingehend aufgestellten Ausweisen der persischen Zollverwaltung belief sich die Einfuhr des Landes auf rund 173 Millionen Frank, der eine Ausfuhr von 152 Millionen gegenüberstand. Die Gesamthandelsbewegung blieb gegen das Vorjahr um etwa 40 Millionen zurück. In Würdigung der allgemeinen Krise des Weltmarktes, unter deren Nachwehen das Berichtsjahr stand, und angesichts der schweren inneren Unruhen, die das Land heimsuchten, ist dieser Ausfall nicht von erheblicher Bedeutung und dürfte während der nächsten Jahre wieder ausgeglichen werden.

Etwa 50 Prozent der eingeführten Waren kommen aus Rußland, das die Hauptbedarfsartikel des persischen Marktes, baumwollene Gewebe, Zucker und Tee, die beiden ersteren so gut wie konkurrenzlos, liefert. Allerdings bringt die russische Regierung diesem künstlich entwickelten Handel recht erhebliche Opfer, indem sie ihrer Industrie nicht nur eine unverhältnismäßig hohe Ausfuhrprämie, die etwa die Frachtspesen von Moskau bis Teheran deckt, zahlt, sondern auch die in Persien etablierte russische Bank, ein mit der russischen Reichsbank eng verbundenes Institut, hat auf russische Waren so hohe Vorschüsse ohne hinreichende Garantien gewährt, daß sie zu Lasten dieser Transaktionen gegenwärtig



bereits etwa 40 Millionen Rubel ausstehen hat. Ein weiterer Umstand, der der russischen Handelspolitik nicht unwesentlichen Vorschub leistet, sind die andauernden Unruhen im Süden des Reiches, durch die der Verkehr von Buschir über Schiraz nach Ispahan seit langem völlig lahmgelegt ist. So dringen die russischen Erzeugnisse ungehindert von Norden vor, indem sie für den rückläufigen englischen Einfuhrhandel eine schwere Schädigung bedeuten.

Der Export Persiens, durch die schlechten Verbindungen im Land noch sehr behindert, beschränkt sich, abgesehen von den Erzeugnissen der Teppichindustrie, die zur Befriedigung des abendländischen Geschmackes in steigendem Maß minderwertige Ware liefert, auf die Bodenprodukte, wie Baumwolle, getrocknete Früchte, Reis und Opium. Daneben ist noch die Ausfuhr von Seidenkokons und Rohwolle sowie die gesalzener Fische aus dem Kaspischen Meergebiet von einiger Bedeutung.

Bei Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse Persiens kann die gegenwärtig so vielfach kommentierte innerpolitische Lage nicht außer acht gelassen werden. Sie ist tatsächlich infolge der Parteispaltungen und einer weitverbreiteten, durch die Maßnahmen der nicht immer selbstlos handelnden Beschützer ausgelösten Nervosität nichts weniger als stabil. Während der letzten Monate wechselte ein Ministerium nach dem andern, und die gegen die durch nichts gerechtfertigte Aufrechterhaltung der russischen Okkupation entflammte Unzufriedenheit nahm bedenkliche Dimensionen an.

Um aber den gegenwärtigen Verhältnissen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darf billigerweise nicht vergessen werden, daß das junge konstitutionelle Persien für die Verfehlungen einer mehrhundertjährigen autokratischen Mißwirtschaft einzustehen hat, daß es heute, wie begreiflich, nur über ein unzulängliches Material an Menschen, die den Aufgaben der Regierung gewachsen sind, verfügt, und daß finanzielle Verpflichtungen prompte Erledigung heischen, ohne daß weitere Einnahmequellen kurzerhand erschlossen werden könnten.

Aber wenn alle Anzeichen nicht trügen, so ist die Regierung auf bestem Weg, nicht nur ihre Autorität zu festigen, sondern auch das so nötige Vertrauen im eigenen Land wiederzugewinnen, so daß im wesentlichen mit einer Zeit ruhiger und gedeihlicher Entwicklung, die für wirtschaftliche Unternehmungen Voraussetzung ist, gerechnet werden darf.

Luftrekorde.

Von Hauptmann a. D. A. Hildebrandt.

Reims—Chalons, Calais—Dover, Circuit de l'Est, über den Genfer See und Simplonüberfliegung sind Marksteine in der Geschichte der Aviatik, die in der unglaublich kurzen Zeit von knapp zwei Jahren so gewaltige Fortschritte gemacht hat, wie sie kaum je zuvor auf einem technischen Gebiet erzielt worden sind. Die Eroberung der Luft mittels Luftschiffen „schwerer als die Luft" ist das ursprünglichste Streben der Menschen gewesen, die nach dem Vorbild der Natur sich in die Atmosphäre erheben wollten. Die ersten Erfolge wurden jedoch von den durch Gas getragenen Körpern erzielt, und bis in die jüngste Zeit haben viele Gelehrte und Techniker die Flugschiffahrt als eine Utopie bezeichnet, die gleich nach der Erfindung des Perpetuum mobile käme. Die aus der Neuen Welt im Jahr 1905 gekommenen Nachrichten, daß Wilbur und Orville Wright mit einer Kraftflugmaschine ein Flug von 40 Kilometer in etwa 40 Minuten gelungen wäre, wurden ebensowenig geglaubt wie die schon im Dezember 1903 bekannt gewordene Mitteilung, daß der erste von einem Motor getriebene Drachenflieger der beiden Brüder tatsächlich kurze Flüge ausgeführt hätte.

Auch die Erfolge des Franzosen Ader, der schon Anfang der neunziger Jahre kurze Strecken im freien Flug durchmessen hatte, erregten keinerlei größeres Interesse. Dann aber wurde man stutzig, als am 24. Oktober 1906 Santos Dumont vor aller Oeffentlichkeit in seinem Flugdrachen über 50 Meter durchflog. Aber immer noch verhielt man sich sehr skeptisch gegen diese Tatsache, und ein bekannter deutscher Ballonkonstrukteur, der sich in neuester Zeit auch dem Bau einer Flugmaschine gewidmet hat, erklärte, man sei noch lange nicht zur Lösung des Problems gekommen, Santos Dumont habe keine wirklichen Flüge ausgeführt, sondern lediglich kurze Sprünge. Aber die sogenannten Sprünge wurden immer größer, und bereits Anfang 1907 fuhr Henri Farman zu Issy-les-Moulineaux kleine Schleifen. Nun konnte niemand mehr von Sprüngen sprechen, denn es ist ausgeschlossen, daß jemand in einem horizontal gerichteten Kreisbogen springt. Schnell wurden die Leistungen in Frankreich gesteigert, und am 30. Oktober 1908 vollführte Farman seinen denkwürdigen Flug von Chalons nach Reims, bei dem er in 20 Minuten 27 Kilometer zurücklegte. Gleich am folgenden Tag schlug ihn sein Konkurrent Blériot, der schon so viele Jahre hindurch erfolglos Apparate gebaut und Flüge versucht hatte, durch den Flug Toury—Artenay und zurück. Er legte 30 Kilometer in 22 Minuten zurück, dabei zwei Zwischenlandungen ausführend, nach denen er sich mit eigener Kraft wieder vom Boden erhob. Nunmehr war auf das schlagendste bewiesen, daß die Flugmaschine aus den ersten interessanten Versuchen heraus war und in der Praxis gebraucht werden konnte. Das große Publikum will durchschlagende Erfolge sehen; es will nicht nur hören, daß dieser oder jener stundenlang mit oder ohne Passagier auf einem bestimmten Flugfeld geflogen ist, sondern es will hören und sehen, wie die Flugmaschine, hoch in der Luft ihre Kreise ziehend, von Ort zu Ort fliegt und dabei neue Aussichten für einen zukünftigen Verkehr eröffnet.

Noch im Jahr 1908 gelang es Wilbur Wright, die anfänglichen Leistungen um ein ganz erhebliches zu übertreffen. Mit einem Flug von 1 Stunde 54 Minuten 53 Sekunden Dauer vermochte er auf dem Schießplatz Auvours bei Le Mans am 18. Dezember 1908 99,8 Kilometer in einer Höhe bis zu 115 Meter zurückzulegen und damit die ersten Weltrekorde in der Geschichte der Flugmaschine aufzustellen. Die Fluglänge entspricht etwa der Strecke Berlin—Kottbus oder —Neu-Strelitz. 14 Tage darauf, am 31. Dezember, übertraf Wilbur Wright seine eigene Leistung ganz er-



heblich. Er durchmaß auf dem gleichen Feld 150 Kilometer in 2 Stunden 20 Minuten 23 Sekunden; er hätte demnach beispielsweise die Strecke Berlin—Parchim zurücklegen können und wäre dabei um eine volle Stunde eher angelangt als mit dem schnellsten, auf dieser Strecke verkehrenden Zug.

Bei jeder Neuerung gibt es Enthusiasten, die gleich die phantastischsten Ausblicke auf die Zukunft erdenken, aber auch eine ganze Reihe von Nörglern, die aus Grundsatz die Fortschritte leugnen, so lange sie können. Diese suchen jeden Erfolg dadurch herabzusetzen, daß sie nicht auf das, was schon erreicht ist, hinweisen, sondern daß sie den Menschen vorhalten, was noch nicht erreicht worden ist. Diese „Hinderer der Flugtechnik", wie sie der verstorbene Fachmann Oberstleutnant Moedebeck treffend zu nennen pflegte, verlangen, daß alles erst bewiesen wird, und machen dabei den Versuch, dem großen Publikum die Ueberzeugung aufzudrängen, die noch nicht erzielten Leistungen lägen in unerreichbarer Ferne. So sehr die Nörgler zu schaden vermögen, immerhin sorgen sie doch etwas dafür, daß den Menschen die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das Gute bricht sich in der Technik doch Bahn, höchstens wird die Entwicklung durch Pessimismus etwas aufgehalten.

Die weitere Steigerung der Rekorde beweist dies am besten. In Deutschland führte zuerst Ingenieur Grade zu Magdeburg am 11. Januar 1909 einen kurzen Flug von etwa 200 bis 400 Meter in einer Höhe von 4 bis 5 Meter aus. Blériot übertraf am 13. Juli 1909 durch seinen Flug Etampes—Chevilly mit 41,2 Kilometer seine eigene Leistung und machte das Wort zur Wahrheit: Das Wasser trennt die Völker, die Luft vereinigt sie, als ihm am 25. Juli die erste Ueberfliegung des Kanals von Calais nach Dover gelang. In den Dienst der praktischen Personenbeförderung stellte dieser zähe Franzose am 27. August 1909 seinen Eindecker, als er von Bétheny nach Vitry flog und einen Freund, der ihn auf dem Flugfeld besucht hatte, schnell zum Bahnhof brachte, da dieser andernfalls den Zug nicht mehr erreicht hätte. Den ersten Passagierflug hatte sein verunglückter Landsmann Délagrange bereits am 21. März 1908 ausgeführt, als er seinen Zunftgenossen Farman im Voisin-Doppeldecker zu einem kurzen Flug eingeladen hatte. Schnell steigern sich nun die Strecken, die in der Flugmaschine über Land zurückgelegt werden. Cody flog von Aldershot nach Farnborough, wobei er in 1 Stunde 3 Minuten 75,637 Kilometer zurücklegte, Farman am 31. Dezember 1909 von Chartres nach Orleans etwa 76 Kilometer. Kinet durchmaß im April 1910 die Strecke von Chalons nach Bouy, zum erstenmal mit 152 Kilometer das erste Hundert überschreitend, Paulhan, der schon von Orleans nach Arcis-sur-Aube etwa 180 bis 200 Kilometer zurückgelegt hatte, überschritt im April 1910 das dritte Hundert durch seinen Flug von London nach Manchester, 296 Kilometer Entfernung. Dann endlich werden bei dem großen Circuit de l'Est vom 7. bis 17. August dieses Jahres von Léblanc auf dem Weg Paris—Troyes—Nancy—Mézières—Charleville—Douai—Amiens—Paris im ganzen 785 Kilometer in 12 Stunden 56 Minuten durchflogen.

Anfänglich wurde der Flugmaschine vorgehalten, sie werde nie in der Lage sein, größere Höhen aufzusuchen, und deshalb niemals ein brauchbares Kriegsmittel werden können, da man sie außerordentlich schnell herabschießen würde. Ganz abgesehen davon, daß sich bei den praktischen Schießversuchen in England herausgestellt hat, daß tatsächlich gegen die schnellfahrenden Flugmaschinen nur Zufallstreffer erzielt werden können, und es demnach auch nicht leicht ist, eine nur wenige Kilometer in geringer Höhe vor dem Feind dahinfliegende Flugmaschine zu treffen, so wurde bald in der Praxis der Beweis geliefert, daß die Flugmaschine sehr wohl imstande ist, die mit den heutigen Mitteln mit Lenkballons erreichbaren Höhen bei weitem zu übertreffen. 120 Meter Höhe erreichte im Juli 1909 Paulhan, Orville Wright 297 Meter bei seinen Flugvorführungen, die er für den „Berliner Lokal-Anzeiger" über dem Tempelhofer Feld ausführte. Seine Leistung wurde jedoch bald übertroffen durch Latham, der Dezember des vergangenen Jahres zu Chalons bereits 500 Meter erreichte und seinen eigenen Rekord genau einen Monat sieben Tage später mit 1050 Meter schlug. In 1700 Meter Höhe gelangte im Juni Brookins auf einem Wright-Doppeldecker zu Indianapolis, und bald darauf erreichte er zu Atlantic City das zweite Tausend. Häufiger sind dann die verschiedensten bekannten Flugtechniker in die gleichen Regionen gelangt, aber erst im August war es Drexel zu Lanark beschieden, 2058 Meter zu erreichen, und jetzt hält den Weltrekord der bekannte Meisterer des Simplon Chavez, der am 8. September zu Issy-les-Moulineaux sich in 44 Minuten 2562 Meter hochschraubte. Bekannt ist es aus den Schilderungen des wagemutigen Chavez sowie von Morane, Latham und andern, daß die Fahrt in diese Höhen doch besonderer Vorbereitungen bedarf, damit die Kälte die Führung der Flugmaschine nicht unmöglich macht. Vorläufig allerdings ist in solchen Höhen der Aufenthalt im Lenkballon weit angenehmer, aber es ist wohl selbstverständlich, daß man bald auch in Flugmaschinen durch entsprechende Vorsorge den Beschwerden der sauerstoffarmen und kalten Atmosphäre zu entgehen vermag. Die Motoren müssen natürlich auf der Erde einen bedeutenden Ueberschuß an Kraft besitzen, da ihre Leistungen in 2000 Meter Höhe nur etwa drei Viertel der auf der Erde erzielten betragen.

Wesentlich ist für die zukünftige Entwicklung der Flugmaschinen als Verkehrsfahrzeug oder als Kriegsmittel die Frage, welche Lasten man auf ihr durch die Luft zu befördern vermag. Die ersten, bereits erwähnten Passagierflüge waren nur von kurzer Dauer, aber schon sieben Monate nach dem Fluge Délagranges und Farmans vermochte Wilbur Wright auf dem Schießplatz Auvours mit einem Fahrgast 80 Kilometer in einer Stunde 9 Minuten 45 Sekunden zu durchmessen, und auf dem Tempelhofer Feld vollführte am 18. September des vergangenen Jahres Orville Wright mit Kapitän Engelhardt einen Flug von einer Stunde 35 Minuten 47 Sekunden. Die längste Fahrt mit zwei Passagieren erzielte Kinet am 15. Mai dieses Jahres in Reims mit zwei Stunden 51 Minuten; mit drei Passagieren flog Henri Farman am 1. August in Chalons eine Stunde 4 Minuten lang, vier Passagiere beförderte Roger Sommer am 20. April von Charleville nach Romilly, wobei er sieben Kilometer in fünf Minuten zurücklegte, und am 29. August endlich ist Bréguet in Lille mit fünf Passagieren aufgestiegen, deren Gesamtgewicht 370 Kilogramm betrug.

In bezug auf die Geschwindigkeit sind die Flugmaschinen ihren großen Brüdern, den gasgetragenen



Luftschiffen, um ein bedeutendes überlegen, da sie der Luft einen erheblich geringeren Widerstand entgegensetzen als diese. Der für die amerikanische Regierung 1909 gelieferte Wright-Doppeldecker erzielte offiziell eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 72 Kilometer in der Stunde bei Fahrten mit und gegen den Wind. Die größte Geschwindigkeit, mit der eine Flugmaschine bisher geflogen ist, betrug 125 Kilometer in der Stunde. Allerdings können die Ballons trotz der durchschnittlichen Ueberlegenheit der Flugmaschinen diese bei günstigem Wind unter Umständen ganz erheblich übertreffen, wenn sie nämlich unter Entfaltung ihrer vollen Kraft mit dem Wind ihre Fahrt durchführen, wobei sie dann 200 und mehr Kilometer in der Stunde ohne Schwierigkeit zurückzulegen vermögen.

Wenn die Steigerung der Leistungen in diesem Tempo weiterginge, so böten sich uns für die Zukunft die verlockendsten Aussichten, namentlich in bezug auf den Verkehr zwischen schwer voneinander erreichbaren Orten. Tatsächlich hat man auch schon den Versuch gemacht, die Flugmaschine in den Dienst der Post zu stellen, ein Gedanke, den der große Stephan schon Anfang der siebziger Jahre gehabt hat. Vorläufig wird es aber darauf ankommen, die Tragfähigkeit der Aeroplane zu steigern, damit man Vorrichtungen an ihnen anbringen kann, die die Sicherheit beim Fliegen erhöhen, sowie Werkzeuge und Ersatzteile mitzuführen vermag, mit denen man im Fall einer Beschädigung den Flugdrachen ohne fremde Hilfe wieder zur Weiterfahrt herrichten kann.

Konzerte.

Von August Spanuth.

Wir gehen alle ins Konzert, der eine häufiger, der andere seltener, je nach Neigung und Gelegenheit. Vielen ist der Konzertbesuch Bedürfnis geworden, mehreren eine liebe Gewohnheit, und selbst die große Masse der Gleichgültigen ist ihm durchaus nicht abhold. Nur ein bescheidener Rest von Musikhassern — denen man vergeben soll, da sie nicht wissen, was sie tun — steht abseits und spottet. Das mag ihnen ja einigen Trost gewähren, aber ein Ersatz für das, was sie entbehren, ist es nicht.

Natürlich sucht eine solch vielköpfige Menge ihre musikalische Befriedigung auf recht verschiedene Weise, und dementsprechend haben wir Konzerte aller Arten: ernste und heitere, belehrende und zerstreuende, klassische und moderne, schwer verständliche und leicht eingängliche, trockene und feuchte. So zahlreich und so mannigfaltig sind die Konzerte geworden, daß mancherwärts schon recht vernehmlich die Klage erhoben wird, es fänden ihrer zu viele statt. Wenn diese Klagen bislang noch kein Echo geweckt, wenn sie die Konzertgeber noch nicht zum Einhalten mit ihrem Segen veranlaßt haben, so liegt das vor allem an jenem Geist der Zeit, der auf Popularisierung der Kunst besteht. Er wird nie zugeben, daß man guter Konzerte zu viele haben könnte; nun, und ein zuverlässiges Mittel, die schlechten unmöglich zu machen, gibt es schon deshalb nicht, weil sie meistens erst dann als schlecht erkannt werden, wenn das Unglück schon geschehen ist. Und so beansprucht der inferiore Konzertgeber auch ferner das Recht, sich so gut zu blamieren, wie er vermag. Das Publikum aber ist, trotz seines häufigen Konzertbesuchs und trotz der Belehrungen, die ihm in den Referaten der öffentlichen Kritiker zuteil werden, noch immer reichlich naiv und läßt sich zu oft durch künstliches Beiwerk täuschen, als daß es selbst mit einiger Zuverlässigkeit entscheiden könnte, welche Konzerte am meisten seinem inneren Musikbedürfnis entgegenkommen, und welche nur einem eingebildeten oder anerzogenen Bedürfnis schmeicheln.

Es mag nun den gefühlvollen Leser verletzen, wenn man bei Kunstangelegenheiten die geschäftliche Seite zuerst und am gründlichsten betrachtet, aber wer sich über Bedeutung, Nutzen und Schaden unseres modernen Konzertwesens Klarheit verschaffen will, muß sich dazu bequemen. Der Konzertbetrieb ist derartig ins Breite gegangen und schließt so viele wirtschaftliche Interessen ein, daß er ohne geschäftliche Methoden gar nicht fortgesetzt werden könnte. Die Zeiten sind unwiederbringlich vorbei, wo der Sänger „wie der Vogel singt", wo er die goldene Kette zurückweist und nur einen Becher Weins zum Lohn begehrt. Der Sänger hat sich vielmehr selbst an die goldene Kette gelegt, und das Wort „Honorar" behält man höchstens aus historischer Pietät noch bei. Der Künstler hat seinen Marktwert bekommen, der genau nach der Anziehungskraft auf das Publikum berechnet wird und keineswegs immer im richtigen Verhältnis zu seinem Künstlerrange steht.

Ebensowenig wie ein Perpetuum mobile im Bereich menschlicher Möglichkeit liegt, können wir die Realisierung idealer Bestrebungen auf Erden ohne Konzessionen durchsetzen, Konzessionen, die das Ideale wiederum so tief herabziehen, um es abermals in gefährliche Nachbarschaft mit dem Erdenstaub zu bringen. Gewiß ist die Popularisierung der Musik eine ideale Bestrebung, aber im Verfolg dieser Bestrebung muß man notgedrungen jenes „ideale" Verhältnis aufgeben, das zwischen Geber und Nehmer bestand, als die Musik noch das Privilegium weniger Begnadeter und Bevorzugter war. Und nicht nur die Musiker, nein, die Musik selbst würde darunter leiden, wollte man aus sentimentalem Eigensinn darauf bestehen, daß der „wahre Künstler" sich prinzipiell gegen die geschäftlichen Konsequenzen der Popularisierung sträuben müsse. Da ist es schon verdienstvoller und vor allem kunstfördernder, wenn man das Unvermeidliche akzeptiert und dann darüber wacht, daß es zu keinen unlauteren Geschäftspraktiken kommt.

In den Augen des Publikums ist der Konzertgeber oder vielmehr der im Konzert auftretende Künstler ein von vornherein beneidenswertes Wesen. Allerdings haben in jüngerer Zeit auch schon Fernstehende allerlei über die Misere der Konzertierenden vernommen; sie haben also eine Ahnung davon, daß auch hier der Schein zuweilen recht grausam trügt. Die große Menge aber bleibt einstweilen noch der alten Illusion treu, daß die beklatschten Leute auf dem Konzertpodium durch ihr Talent und ihren Erfolg zu den Auserwählten



gehören, daß sie sozusagen ein höheres Leben führen. Die Kehrseite der Medaille kennen eben nur die Eingeweihten. Und gerade darin liegt der Hauptgrund dafür, daß sich das Uebel weiter ausbreitet, daß es zunimmt. Wenn man überall Luft und Licht durchließe, wenn man dem Publikum einen Einblick in die Brutstätten des Künstlerproletariats gewährte, würde das Uebel nicht so schnell weiter fressen können.

Sobald man zugegeben hat, daß es ein „Konzertgeschäft" geben muß, also auch Konzertgeschäftsleute, wenn man heutzutage Konzerte geben will, wird man auch zu der Einteilung aller Konzerte in zwei Kategorien geneigt sein, nämlich in gewinn- und in verlustbringende Konzerte. Dabei braucht noch nicht einmal an eigentlichen Gewinn oder Verlust gedacht zu werden, sondern nur an die beiden Voraussetzungen, daß die Unkosten des Konzerts durch die Einnahmen gedeckt werden, oder daß die Konzertgeber in Erwartung geringer oder gar keiner Einnahmen diese Unkosten von vornherein auf sich nehmen. Keine Frage, nur die von der ersten Art sind Konzerte im eigentlichen Sinne, denn die anderen verfolgen eben diesen oder jenen Nebenzweck, etwa die Propaganda für ein Werk oder einen Virtuosen. Sie mögen in einzelnen Fällen dennoch ihre künstlerische Berechtigung haben, im Prinzip sind sie aber nicht vollberechtigt und zum mindesten nicht unbedenklich, sobald man sich nämlich auf die geschäftliche Basis des Konzertbetriebs stellt. Das bedarf weiter keiner Begründung, denn das Abc eines gesunden Geschäftsbetriebs ist, daß Angebot und Nachfrage in einem rationellen Verhältnis zueinander stehen. Wie nun im Geschäftsleben oft genug die Nachfrage künstlich erhöht wird, ist Aehnliches auch im Konzertbetrieb möglich, wenn z. B. ein Konzertmanager einen unbekannten Künstler, nach dem niemand fragt, in einem sorgfältig „ausverschenkten" Saal auftreten läßt. Ihm wird dennoch verziehen, wenn sich der Künstler durch seine Leistungen als nachfragenswert ausweist, denn dann hat er ja niemand um sein Geld und um seine Illusionen gebracht. Philanthropen werden sogar so weit gehen zu verlangen, daß jedem jungen, strebsamen Künstler mindestens *eine* solche Konzertgelegenheit verschafft werde, aber solange man dem Konzertbesucher nicht mit Bestimmtheit ansehen kann, ob er für sein Billett bezahlt hat oder nicht, so lange findet durch „ausverschenkte" Säle eine Täuschung des Publikums und eine indirekte Schädigung der anderen Künstler statt, die Entgelt für ihre öffentlichen Leistungen beanspruchen.

Was man im einzelnen Fall zu verzeihen geneigt sein mag, wird aber zu einer bösartigen Schädigung des Betriebes, wenn es systematisch zugunsten derer geübt wird, die genug Geld haben, um die Kosten zu bezahlen. Aus dem Wettlauf des Talents wird dann ein solcher des Geldes, und wenn auch das Geld ohne Talent hier nicht triumphieren kann, so nimmt es doch dem unbemittelten Talent Luft und Licht weg.

Nun könnte man einwenden, daß es die Begüterten in allen andern Berufsarten um ebensoviel leichter haben vorwärtszukommen, ferner daß der Talentbesitz ebenso wie der Geldbesitz an den Zufall der Geburt gebunden sei. Ganz richtig, nur ist die Talentverteilung menschlichem Einfluß gänzlich entzogen, während die ungleiche Güterverteilung eine direkte Folge menschlicher Institutionen ist. An der ersten kann also Menschengeist und Menschenkraft nichts ändern, die andere dagegen ist fortwährend Gegenstand von Erwägungen und Diskussionen unserer Staatsmänner und Nationalökonomen; jeder Tag bringt daher auch neue Kompensations- und Milderungsvorschläge. Stellt es sich also heraus, daß ein Künstlertalent nur dann zur Entwicklung und Anerkennung kommen kann, wenn sich ihm die Macht des Geldes an die Seite stellt, dann handelt es sich um einen Mißstand im geschäftlichen Betrieb, der geeignet ist, der Kunst ernstlichen Schaden zuzufügen, dann ist es an der Zeit, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu richten.

Ein solcher Mißstand ist nun aber vorhanden, wenn das Angebot künstlich bis ins Ungeheuerliche gesteigert und das Publikum (also die Abnehmer) systematisch getäuscht wird. Daß solche unmoralischen Maximen noch nicht unsern ganzen öffentlichen Konzertbetrieb durchseucht haben, braucht wohl kaum erst ausdrücklich versichert zu werden, aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß sie nur sporadisch und ausnahmsweise zur Anwendung kommen. Sie haben sich leider in manchen Quartieren schon derartig festgesetzt, daß die in Frage kommenden Künstler sie bereits als etwas Unvermeidliches, wohl gar Legitimes hinnehmen.

Das Institut der Konzertagenten oder „Konzertdirektionen" ist unentbehrlich geworden; geschickt geführt und dezent verwaltet, kann es den Künstlern und der Kunst zum Heil gereichen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß es zu Uebergriffen verleiten kann, die dann mit den Interessen der Kunst kollidieren. Sehen wir von den immerhin noch ziemlich zahlreichen Konzerten ab, wo der Name der mitwirkenden Künstler von vornherein einen finanziellen Erfolg sichert, so verdient die Konzertdirektion auch Geld an jedem andern Konzert, einerlei, ob das Konzert einen Ertrag bringt oder nicht; denn die Unkosten, einschließlich des Prozentsatzes für die „Konzertdirektion", werden von dem Konzertgeber vorher erlegt. Die „Konzertdirektion" riskiert also kein Geld, sie ist nicht zu Sanguinismus und Enthusiasmus verpflichtet, denn sie ist eine reine Geschäftsinstitution. Sie hat also auch das lebendigste Interesse daran, möglichst viele Konzerte für Künstler und Künstlervereinigungen zu arrangieren. Sie richtet mithin nur die eine Frage an die Ruhmesaspiranten: Habt ihr genug Geld für ein Konzert? Ob auch genug Künstlerschaft vorhanden ist, die Probe vor der Oeffentlichkeit zu bestehen, geht die „Konzertdirektion" nichts an. So weit ist alles geschäftsmäßig legitim; bedenklich wird es aber schon, wenn die Konzertdirektion durch Zirkulare oder mündliches Zureden in Schülerkreisen, also bei notorisch Unreifen, Konzertgeber zu werben sucht. Immerhin kann sie sich auch da noch hinter den Grundsatz flüchten, daß es gar nicht ihres Amtes ist und gar nicht im Bereich der Möglichkeit liegt, die Konzertreife aller ihrer Auftraggeber vorher festzustellen.

Es gibt nun aber auch „Konzertdirektionen", die Anspruch auf eine gewisse künstlerische Reputation machen, die behaupten, es sei für den Künstler eine Auszeichnung, seine Konzertgeschäfte durch sie besorgen zu lassen. Es würde nun interessant sein, zu erfahren, daß solche „Konzertdirektionen" mit Reputationsanspruch gelegentlich auch mal einen Auftraggeber aus künstlerischen Gründen zurückweisen.

Konzerte zu geben, die von vornherein nicht auf ein zahlendes Publikum rechnen können, ist ein kostspieliges Vergnügen, und wenn sich eine junge Sängerin



oder ein junger Klavierspieler entschließt, den letzten Rest eines kleinen Kapitals daranzuwenden oder sich den Betrag von Verwandten zu erbetteln, muß doch schon sehr viel dabei zu gewinnen sein. Es wäre nun ein leichtes für die jungen Ehrgeizigen, sich vorher darüber belehren zu lassen, daß ein einziges Konzert, und wäre es noch so erfolgreich, nicht hinreicht, um Ruhm und eine Position unter den konzertierenden Künstlern zu erwerben, daß man selbst im günstigsten Fall ein Dutzend solcher kostspieligen Konzerte geben muß, ehe man auch nur den bescheidensten Ertrag erwarten kann. Niemand könnte den Aspiranten darüber bessere Auskunft geben als die „Konzertdirektionen". Aber es widerspricht natürlich deren Geschäftsinteresse, so aus der Schule zu plaudern.

Solokonzerte unbekannter Sänger und Instrumentalisten sind nun in den großen Musikstädten durch ihre Häufigkeit und durch die zahlreichen Enttäuschungen, die sie mit sich bringen, schon derartig diskreditiert worden, daß sie vom kunstverständigen und zahlungsfähigen Publikum ignoriert werden, wodurch ihr Erfolg noch illusorischer wird. Das haben natürlich die findigen Managers wie die jungen Ruhmesaspiranten ebenfalls längst herausgefunden und sind nun auf einen Ausweg verfallen, der direkt zur Diskreditierung und Demoralisation unseres Konzertbetriebes führen kann, wenn dem Publikum nicht rechtzeitig die Augen geöffnet werden. Bisher ließ man den jungen Künstler vor einem Publikum spielen, das halb widerwillig von dem zugesandten Freibillett Gebrauch macht und von vornherein keine großen Kunsttaten von jemand erwartet, der seine Billette verschenken muß, um nur gehört zu werden. Die neue Praxis besteht darin, daß der Künstler einem renommierten Konzertinstitut eine Entschädigungsumme dafür anbietet, daß es seine solistische Mitwirkung gestattet. In Paris, woher man vielleicht diese Praxis bezogen, vermerkt ein Sänger oder Virtuose, der auch nur ein einziges Mal bei Colonne oder Lamoureux solistisch mitgewirkt hat, diese Tatsache zum ewigen Ruhm auf seiner Visitenkarte. In den Konzerten zu X. oder sonstwo als Solist aufgetreten zu sein, heißt also für unsern jungen Virtuosen die erste Stufe auf der Ruhmesleiter erklommen zu haben. Er wird von einem bezahlt habenden Publikum mit Achtung begrüßt, denn dieses Publikum hat ein Recht, zu erwarten, daß ihm für sein Geld etwas Wertvolles, Bewährtes geboten werde. Wie würde es mit einem Schlag seine Attitüde und leider wohl auch sein Urteil ändern, wenn man ihm mitteilte: dieser Solist erhält kein Honorar, er zahlt noch fünfhundert Mark darauf, damit er euch eine halbe Stunde lang etwas vorspielen kann.

Da das Strafgesetzbuch wohl kaum eine Handhabe geben dürfte, um solch grobe Täuschung des Publikums gerichtlich zu verhindern, bleibt kein anderes Mittel übrig als Aufklärung des Publikums. Wer sein Abonnement für die nächste Saison noch nicht bezahlt hat, der lasse sich lieber vorher erst die ausdrückliche Versicherung geben, daß man keine *bezahlenden* Solisten engagiert hat. Mancher wird freilich denken, solche Vorkommnisse seien nur bei ganz geringwertigen Konzertinstituten möglich, die Konzerte, die er besuche, seien über jeden Zweifel in dieser Hinsicht erhaben. Hoffentlich hat er recht; aber daß trotzdem sehr angesehene Konzertinstitute hohe Bezahlungen von Solisten beanspruchen und diese Beträge in ihrem Budget vorsehen, ist leider trotzdem Tatsache. Handelte es sich nur um vereinzelte Fälle, dann ließe sich vielleicht mit einem bedauernden Achselzucken darüber hinwegkommen, aber da es sich um eine systematische Täuschung des Publikums handelt, ist es Pflicht gegen die Kunst, Alarm zu schlagen. — —

Darüber braucht man aber noch nicht gleich Schwarzseher zu werden und zu prophezeien: die Musik müsse bei der modernen geschäftlichen Handhabung zugrunde gehen. Die Musik hat ein viel zu zähes Leben, ist viel zu sehr innerstes Bedürfnis der Menschheit. Auch predige man nur nicht Rückkehr zu früheren idyllischen Zuständen, die, bei Licht besehen, gar nicht einmal so idyllisch gewesen sind. Den musikalischen Geschäftsmann können wir nicht mehr loswerden, und wenn wir ihm nur ein bißchen auf die Finger passen und es ferner unsern Künstlern unmöglich machen, das Publikum über ihren Rang und ihre Leistungen zu täuschen, wird sich vieles bessern lassen.

Unsere Bilder

Kaiser Wilhelm in Wien (Abb. S. 1687). Der Kaiser hat auf der Rückkehr von den Jagden in Ungarn wieder einmal in Wien geweilt, um dem greisen Kaiser Franz Josef seine Glückwünsche zum 80. Geburtstag persönlich zu überbringen. Wie immer hat man den Deutschen Kaiser auch diesmal mit viel Herzlichkeit empfangen. Die Wiener Gemeindevertretung gab einem der schönsten Teile der Ringstraße zum Andenken an diesen Besuch den Namen Kaiser-Wilhelm-Ring. Um für diese ungewöhnliche Ehrung zu danken, besuchte Kaiser Wilhelm die Wiener Stadtväter in ihrem Rathaus und hielt dort eine dem Preise Wiens und der deutsch-österreichischen Waffenbrüderschaft gewidmete Rede, die in ganz Europa viel bemerkt wurde, in Wien aber hellen Enthusiasmus hervorrief.

Die Silberhochzeit des badischen Großherzogpaares (Abb. S. 1688) wurde in Karlsruhe sehr festlich begangen. Die offizielle Feier bestand in einer Reihe eindrucksvoller Huldigungen vor den Jubilaren. In der Festhalle fand ein großer Huldigungsakt statt, an dem die höchsten Würdenträger und Deputationen aus allen Teilen des Landes teilnahmen. Dann wurde ein szenisches Festspiel aufgeführt. Besonders gelungen war auch das Ständchen vor dem Schloß, das 2000 Schulkinder dem Großherzogpaar darbrachten.

Die englische Abteilung der Brüsseler Weltausstellung (Abb. S. 1690) hat unter dem großen Brand im August besonders stark gelitten. Der Energie der Ausstellungsleitung ist es in kurzer Zeit gelungen, auch diesen Teil der Weltausstellung wiederherzustellen, und vor wenigen Tagen konnte in Gegenwart des Königs Albert und des britischen Gesandten die feierliche Wiedereröffnung der Abteilung stattfinden.

E. K. Venizelos (Abb. S. 1689), der griechische Politiker, der bisher die Seele der kretischen Regierung war, hat seine Aemter niedergelegt und die Insel verlassen, um als Abgeordneter der griechischen Nationalversammlung an der politischen Sanierung seines Vaterlandes mitzuarbeiten. Sein festlicher Empfang bei der Landung im Piräus zeigt, wie hohe Hoffnungen das griechische Volk auf diesen begabten Staatsmann setzt. Er wurde von einer ungeheuren Menschenmenge eingeholt, und als er in einer kräftigen Rede sein politisches Programm entwickelte, umbrauste ihn enthusiastischer Jubel.

Ein Denkmal für den General v. Seydlitz (Abb. S. 1691) soll demnächst in Trebnitz in Schlesien aufgestellt werden. Die schöne Statue, die der Bildhauer Professor Baumbach geschaffen hat, zeigt den unerschrockenen Reitergeneral Friedrichs des Großen zu Fuß mit hoch erhobenem Degen, erinnert also an die Schlachten, in denen er Schlesien gewinnen half.

Das französische Musikfest in München (Abb. S. 1690), das vom 18. bis 20. September in der Neuen Musikfesthalle und im Künstlertheater stattgefunden hat, war eine glänzende Revue der französischen Musik. Eine große Anzahl berühmter



französischer Virtuosen und Komponisten war in München anwesend; diese fremden Gäste wurden mit hohen Ehren empfangen und wurden auch im Schloß Nymphenburg von den Mitgliedern der königlichen Familie begrüßt.

Chavez' Flug über den Simplon (Abb. S. 1685, 1686 und untenst.). Die alte Geschichte von Ikaros erlebt jetzt fortwährend neue Auflagen. Je kühner und erfolgreicher die Flüge unserer Aeronauten und Aviatiker werden, desto zahlreicher werden



Chavez, Sieger im Simplonflug †

die Unfälle, die sich dabei ereignen. In diesen Tagen erregt das tragische Schicksal des jungen peruanischen Aviatikers Chavez allgemeine Teilnahme. Er allein von allen Teilnehmern an der Flugkonkurrenz Brig—Mailand schwang sich vom Startplatz am Brigerberg bis zur Höhe des Simplons empor und setzte dann seinen Flug über die tief eingeschnittene Gondoschlucht fort, bis er das Toccetal und Domodossola erreichte. Hier wollte er eine Zwischenlandung vornehmen, stürzte aber mit seinem Blériot-Monoplan zu Boden und wurde schwerverletzt unter den Trümmern des Apparats hervorgezogen. Er hat den Ruhm, als erster Mensch im Aeroplan über die Alpen geflogen zu sein, mit dem Leben bezahlt.

Eine Gedächtnisausstellung von Werken Skarbinas (Abb. S. 1692), des verstorbenen Berliner Malers, wurde dieser Tage in der Akademie der Künste in Berlin eröffnet. Die Ausstellung gewährt einen vollkommenen Ueberblick über das reiche und vielseitige Lebensbild Franz Skarbinas; außerdem ist sie dem Andenken Joseph Olbrichs gewidmet.

Todesfälle (Abb. S. 1692). In seiner Heimatstadt Homburg v. d. H. starb Geh. Baurat Jacobi, der Wiedererbauer des Saalburgkastells. Nach einer bewegten Jugend, in der er in Amerika lernte und arbeitete, hat der vortreffliche Architekt jahrelang für die bauliche und allgemeine Entwicklung Homburgs gewirkt. — In Karl Buttenstedt, der in Friedrichshagen verschieden ist, hat die Aviatik einen ihrer ersten Pioniere verloren. Buttenstedt hat schon im Jahr 1883 die Prinzipien des Vogelflugs erkannt und auf ihre Bedeutung für den Menschenflug hingewiesen. Erst in den letzten Jahren fand das Streben dieses ausgezeichneten Mannes Anerkennung. — Der Komponist und Kapellmeister des Dresdner Residenztheaters Rudolf Dellinger, der kürzlich nach langer Krankheit starb, hat einst zu den erfolgreichsten Operettenkomponisten gezählt. Seine Operette „Don Cesar" ist über alle Bühnen gegangen, und ihr bester Schlager „Komm herab, o Madonna Teresa!" war jahrelang in aller Munde.

Miß Helen Taft (Abb. S. 1692), die jugendliche Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten, hat kürzlich das College verlassen und wird in diesem Winter durch ihre Teilnahme an den Festlichkeiten des Weißen Hauses in die Washingtoner Gesellschaft eingeführt. Miß Taft erfreut sich im Freundeskreis ihrer Eltern großer Beliebtheit. Sie genoß eine wissenschaftlich gründliche Ausbildung, bei der das anmutige und frische Mädchen als echte Tochter Amerikas den Sport nie vernachlässigt hat.

Personalien (Abb. S. 1690 u. 1692). Der Kaiser hat während seines Aufenthaltes in Sigmaringen dem Chef des fürstlichen Hauses Hohenzollern, dem Fürsten Wilhelm, das Prädikat „Königliche Hoheit" verliehen, das schon sein Vater und Großvater für ihre Person geführt haben. — In Persien ist infolge des Todes des Regenten ein neuer Mann ans Ruder gekommen. Nasr el Mulk, der von nun ab für den minderjährigen Schah regiert, ist einer der aufgeklärtesten Staatsmänner Persiens. Nachdem er unter der Regierung dreier Schahs eine große politische Rolle gespielt hatte, mußte er im Jahr 1907 als Freund der konstitutionellen Bewegung nach England fliehen, wo er seither im Exil gelebt hat. — Der Kaiser Franz Josef hat den Gemahl seiner Enkelin Elisabeth, den Grafen Otto von Seefried auf Buttenheim, an seinem 40. Geburtstag in den erblichen Fürstenstand erhoben. Graf Seefried hat als junger bayrischer Offizier am 2. Dezember 1893 der ältesten Tochter des Prinzen Leopold von Bayern und der Erzherzogin Gisela die Hand gereicht. — Zu unseren Bildern, die wir im Heft Nr. 39 von der neuen Revue des Metropoltheaters brachten, bemerken wir berichtigend, daß dort nicht Madge Lessing als Ludwig XV. abgebildet war, sondern daß Fräulein Mary Kreibich in dieser Rolle auftritt.

Die Toten der Woche

Ali Reza Chan, Regent von Persien, † in Teheran am 22. September im Alter von 64 Jahren.



Kommerzienrat Karl Bolle †

Kommerzienrat Karl Bolle, † in Berlin am 28. September im Alter von 78 Jahren. (Portr. nebenst.)

Rudolf Dellinger, bekannter Komponist und Kapellmeister, † in Dresden am 25. September im Alter von 53 Jahren (Portr. S. 1692).

Geh. Baurat Professor Louis Jacobi, der Wiedererbauer der Saalburg, † in Homburg v. d. H. am 24. September im 75. Lebensjahr (Portr. S. 1692).

Frau Pasteur, die Witwe des berühmten Gelehrten, † in Arbois am 23. September im Alter von 84 Jahren.

W. v. Pittler, bekannter Ingenieur, † in London im Alter von 52 Jahren.

Lady Louisa von Rothschild, † in Aston-Clinton am 22. September im Alter von 90 Jahren.

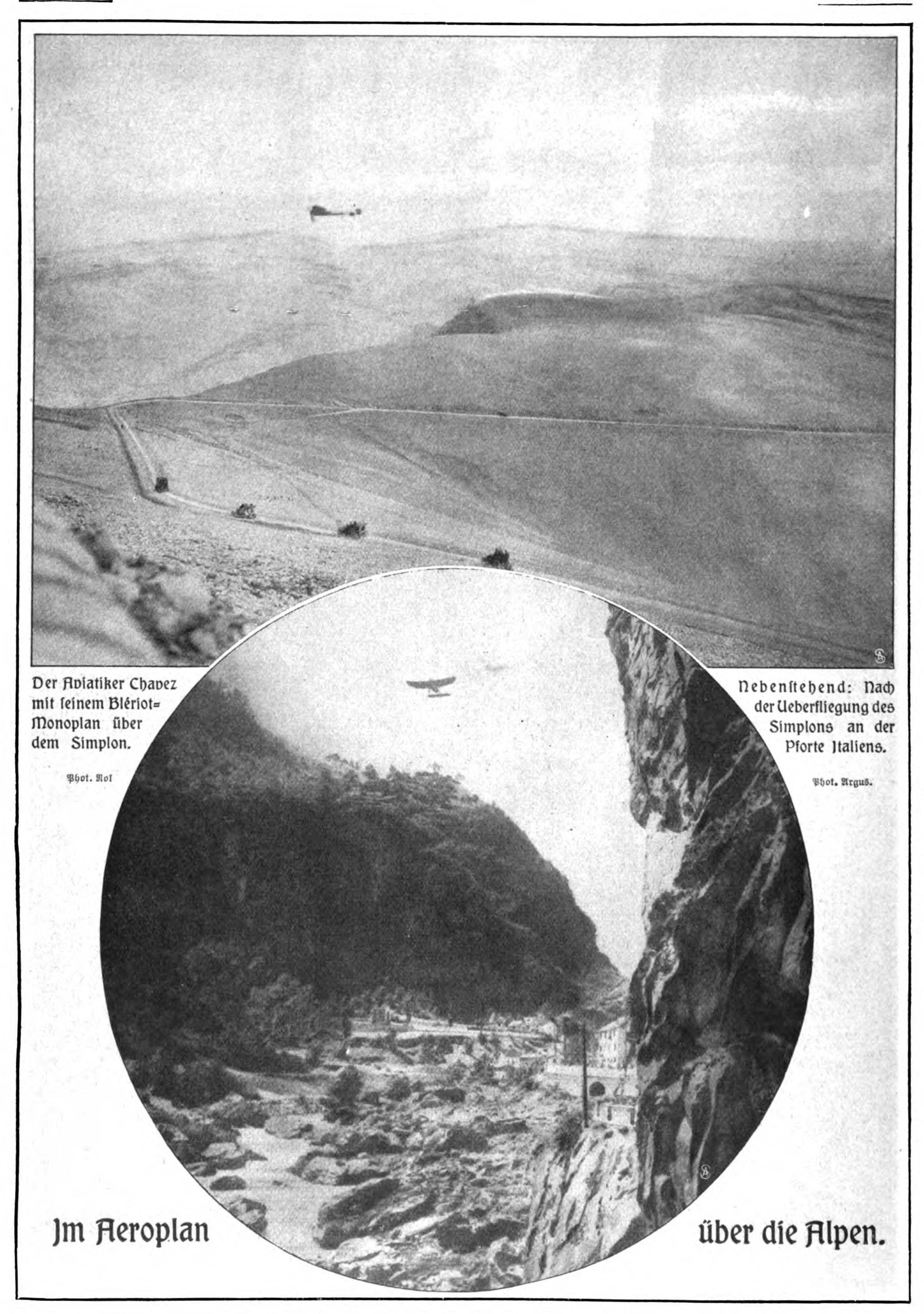
Oberregierungsrat a. D. Richard Zacher, † in Ahlbeck im 55. Lebensjahr.

Bilder vom Tage



Der Start des Aviatikers Chavez zu seinem Flug über den Simplon. Phot. Argus.

Ueber die Alpen im Aeroplan.



Der Aviatiker Chavez mit seinem Blériot-Monoplan über dem Simplon.

Phot. Rol

Nebenstehend: Nach der Ueberfliegung des Simplons an der Pforte Italiens.

Phot. Argus.

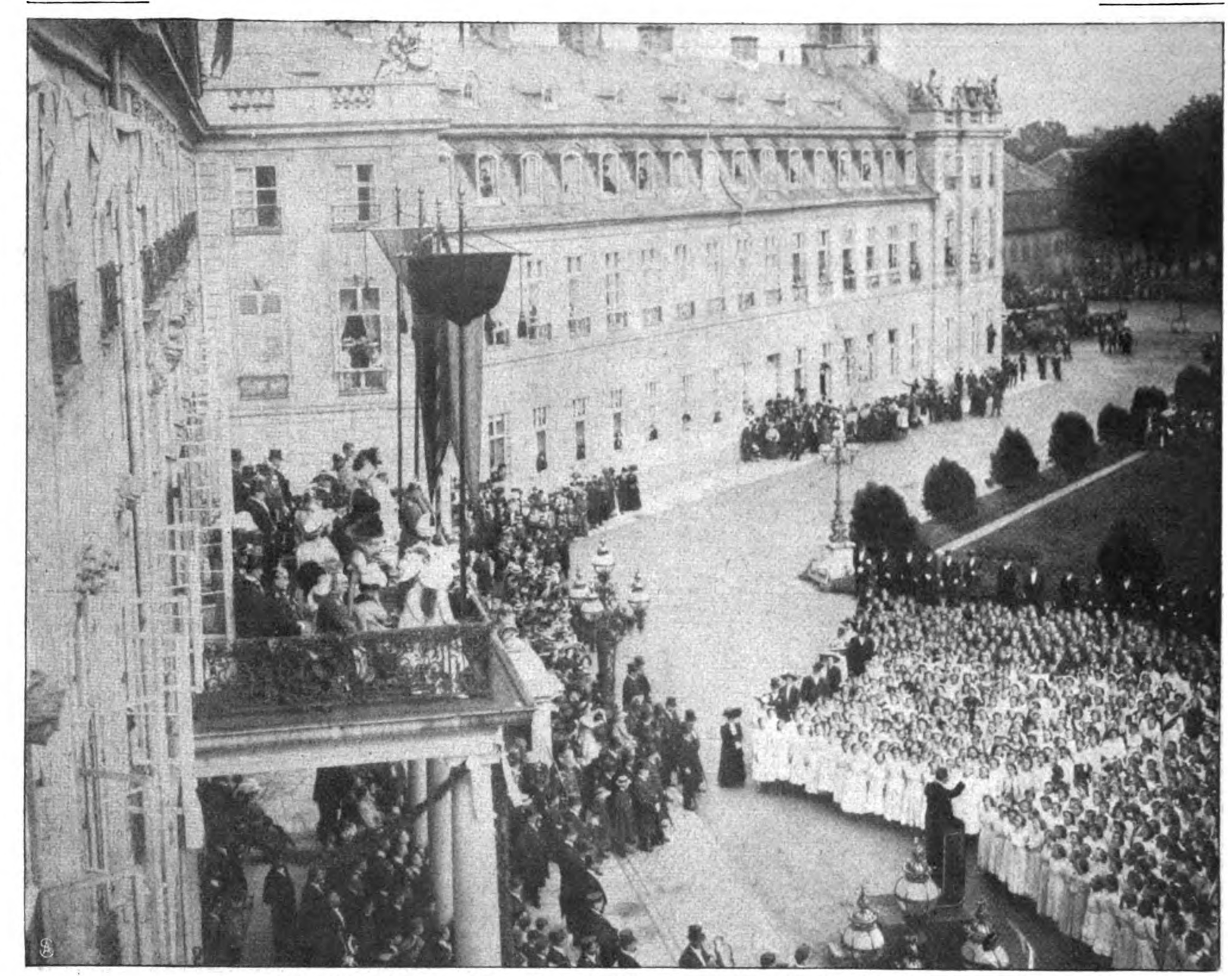
Im Aeroplan über die Alpen.



Kaiser Wilhelm. Kaiser Franz Josef. Phot. Lechner.

Von Kaiser Wilhelms Besuch in Wien: Begrüßung hoher Militärs und Beamter vor dem Schönbrunner Schloß.

Kaiser Wilhelm mit dem Bürgermeister von Wien Dr. Josef Neumayer (×) vor dem Rathaus.
Ein historischer Augenblick vom Besuch des Deutschen Kaisers in Wien. Phot. Lechner.



2000 Schulkinder huldigen dem Jubelpaar vor dem Karlsruher Schloß. Phot. Bauer.



Hofphot. Gebr. Hirsch.

Von links nach rechts: (Sitzend) die Bürgermeister Hermann (Offenburg), Weber (Konstanz), Siegrist (Karlsruhe), Winterer (Freiburg), Wilkens (Heidelberg), Fieser (B.-Baden), Reichardt (Durlach); (Stehend) Ehret (Weinheim), Habermehl (Pforzheim), Martin (Mannheim), Bräuning (Rastatt), Weiß (Eberbach), Altfelix (Lahr), Stritt (Bruchsal).

Die badischen Bürgermeister, die Glückwünsche und Geschenke ihrer Städte überbrachten.

Von der Silberhochzeit des badischen Großherzogpaares.





Phot. Gaziades.

Die Ankunft des kretischen Abgeordneten Véniselos zur griechischen Nationalversammlung im Hafen von Piräus. Oben: E. K. Véniselos.



Phot. Samson & Cie.

König Albert der Belgier vollzieht den feierlichen Akt.

Die Wiedereröffnung der englischen Abteilung der Brüsseler Weltausstellung.



Wilhelm Fürst v. Hohenzollern,
erhielt v. Kaiser d. Prädikat „Kgl. Hoheit"
Hofphot. Selle & Kuntze-Niederastroth.



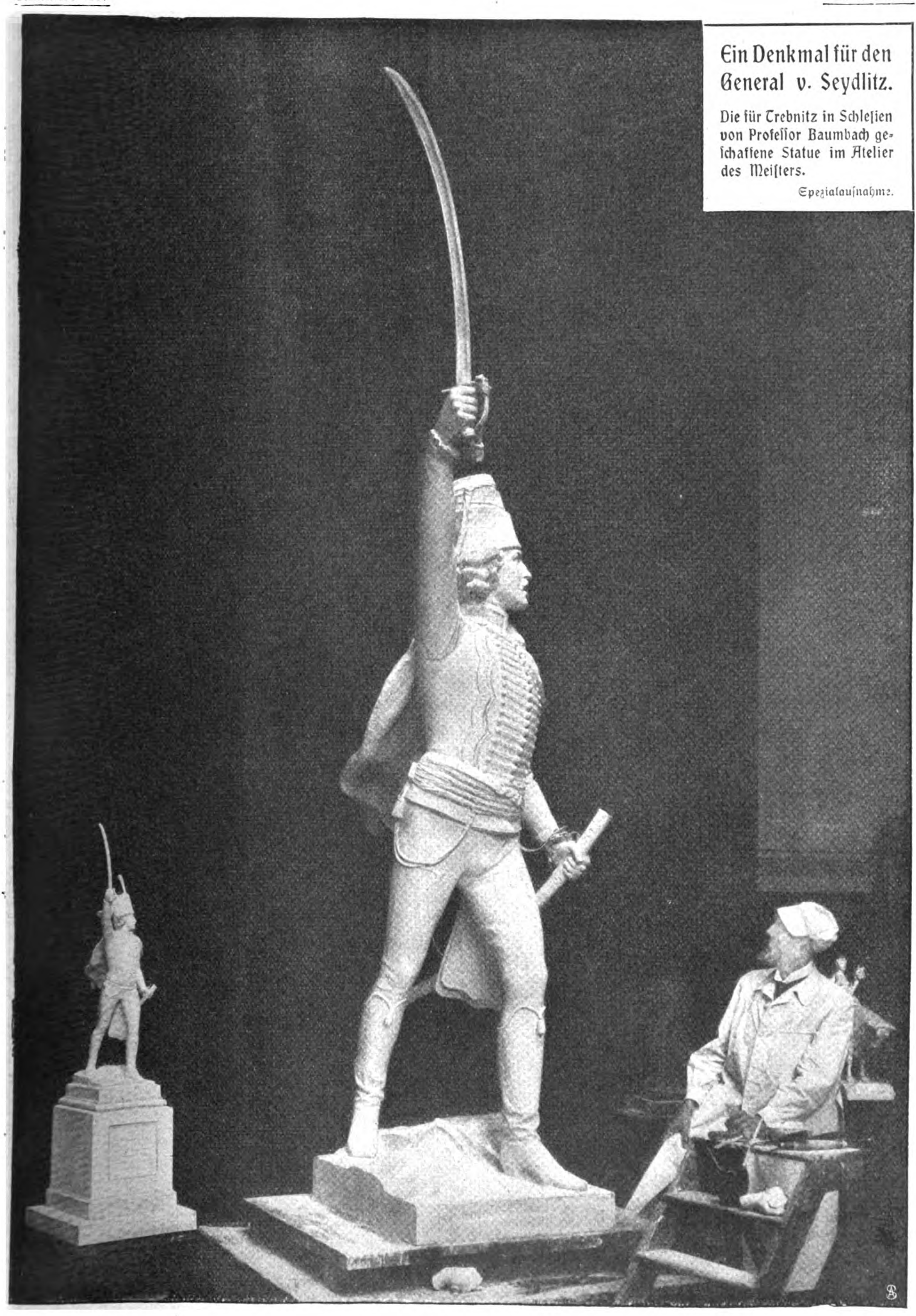
Nasr el Mulk,
der vom persischen Parlament ernannte Regent des Landes.



1. Frau v. Lailow. 2. Erz. v. Speidel 3. Prinzessin Klara. 4. Prinzessin Maria del Pilar. 5. Maria Teresa, Infantin von Spanien 6. Saint Saëns. 7. Prinzessin Maria de la Paz. 8. Reichsgräfin Wrbna. 9. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern.

Das französische Musikfest in München: Empfang der Festgäste in Schloß Nymphenburg. Phot. Böhm.





Ein Denkmal für den General v. Seydlitz.

Die für Trebnitz in Schlesien von Professor Baumbach geschaffene Statue im Atelier des Meisters.

Spezialaufnahme.



Otto Graf von Seefried,
der Gemahl einer Enkelin Kaiser Franz Josefs, wurde in den erblichen Fürstenstand erhoben.



Copyright Harris & Ewing.

Miß Helen Taft,
die Tochter des Präsidenten der Ver. Staaten, debütierte in der amerikanischen Gesellschaft.



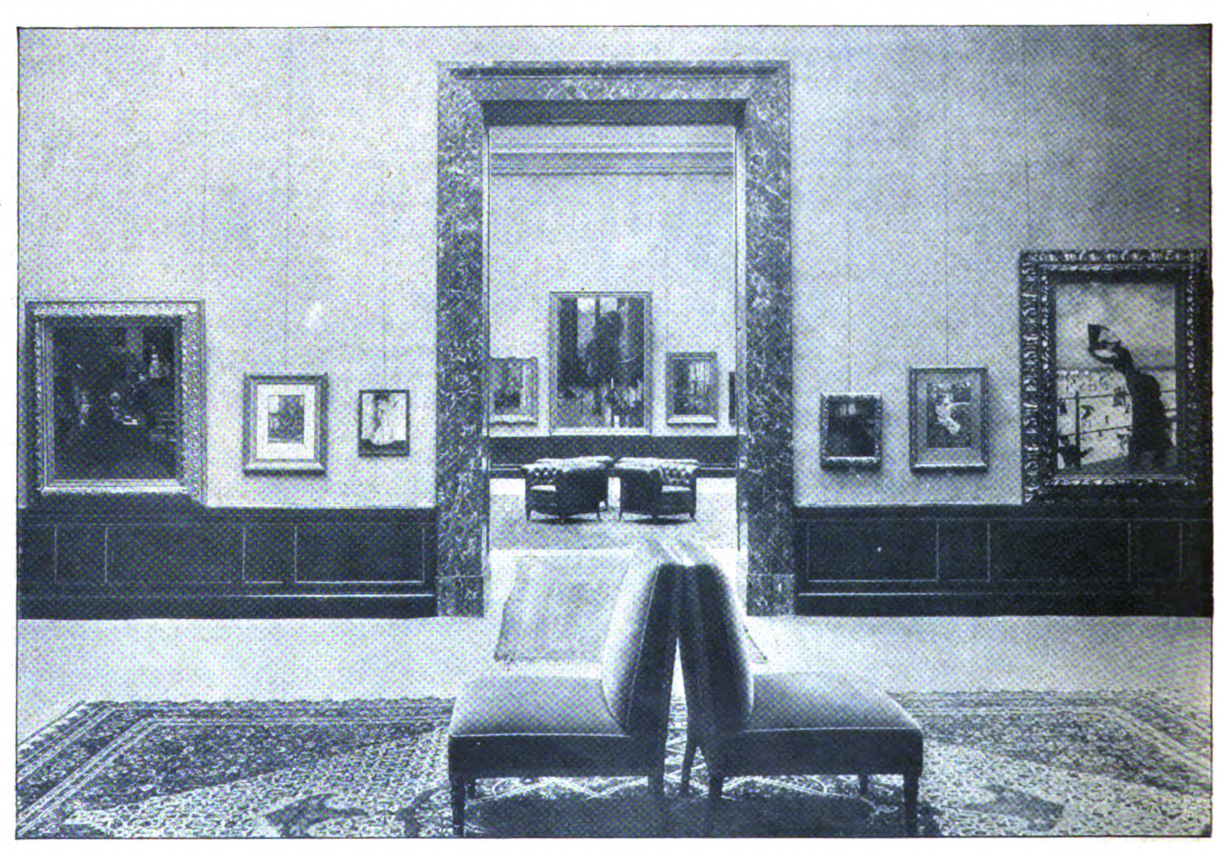
Geheimer Baurat Jacobi †
der bekannte Architekt und Wiedererbauer der Saalburg.



Rudolf Dellinger †
der bekannte Dresdner Kapellmeister u. Komponist.



Karl Buttenstedt †
ein verdienstvoller Vorläufer der Aviatik.



Von der Ausstellung von Werken Prof. Franz Skarbinas in der Kgl. Akademie der Künste in Berlin.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

9. Fortsetzung.

Als Erik nach Haus kam, forderte er Frau Thorensen zu einer Privatunterhaltung in Annchens Zimmer und verlangte herrisch von der übermüdeten Amanda den Koffer seiner Tochter, da er sofort mit ihr in ein Hospiz überzusiedeln gedachte.

Erregter Stimmenwechsel klang aus der geschlossenen Tür. Dazwischen das naturalistische Kinderschluchzen der entthronten Maikönigin.

Die Schwestern Thorensen waren mit Doktor Meister allein.

„Sie treffen es gerade ungünstig bei uns!" sagte Anka leichthin und schwang sich auf die Lehne eines Sessels.

„Vielleicht treffe ich es charakteristisch", versetzte Meister.

„Onkel Erik ist eben durch und durch Spießbürger!" rief Anka empört.

„In diese Kategorie muß ich mich wohl auch rechnen, denn ich stehe hier vollkommen auf Ihres Onkels Seite. Die moralische Schuld, die Sie alle durch Ihre Fahrlässigkeit einem solchen Kind gegenüber auf sich geladen haben, scheint mir ganz ungewöhnlich groß, ja unfaßbar. Die Tatsache, daß Sie ein Ihnen anvertrautes, unerfahrenes junges Wesen ohne jede Kontrolle in so zweideutigen Kreisen herumirren lassen, ist für einen Menschen wie mich geradezu erschütternd. Sie springen merkwürdig um, Fräulein Anka, mit den Mädchenseelen, die Sie in Ihrer Gefolgschaft nach sich ziehn. —"

Er warf einen langen, traurigen Blick auf Gunhilde.

Diese schnellte empor.

„Anka ist die beste und liebste Schwester, die sich denken läßt!" rief sie aus und begann zu weinen. „Was wäre ich denn ohne Anka!"

„Vermutlich meine Frau", versetzte Meister langsam.

„Das ist eine durchaus irrige Annahme", erwiderte Anka kühl. „In dieser Hinsicht habe ich meine Schwester niemals beeinflußt. —"

„Es gibt auch unbewußte Beeinflussungen, die auf zarte Naturen genau so wirken wie die bewußten!" Er erhob sich. „Nun, ich habe den Zweck meines Besuches erreicht. Ich wollte eine Frage stellen, und die Umstände haben meine Frage präzis beantwortet — besser und eingehender, als Fräulein Gunhilde es fertigbrachte. Post festum komme ich mir fast indiskret vor, mich in die Privatangelegenheiten zweier junger Damen eingedrängt und den Pädagogen gespielt zu haben. Es kam mir vielleicht nicht zu. Jeder lebt sein Leben, und der Abwesende hat immer unrecht."

Er knöpfte den oberen Knopf seines Rockes zu und musterte die Schwestern.

Sie standen dicht nebeneinander — Gunhilde etwas zurück, Tränen in den Augen

Diese Kinder, durch deren Seelen er einst wie durch Glas geschaut, waren etwas Fremdes, ganz Unverständliches für ihn geworden, Wesen, für deren Beurteilung er keinen Maßstab mehr besaß....

Im Gehen traf Meister auf Frau Thorensen.

„Furchtbar!" rief sie ärgerlich. „Man redet und redet, und der Mann ist nicht zu beruhigen. Und diese überflüssigen Reden: was alles hätte passieren können! Mein Gott, es ist doch nichts passiert! Was ist denn gewesen? So ein harmloser Jugendzirkel. Und das Kleid! Ihr habt doch die roten Chiffonkleider x-mal getragen, und man hat mir noch Elogen darüber gesagt. Er gebärdet sich ja wie Odoardo Galotti. Liebster Meister, könnten Sie ihn nicht zur Ruhe reden?"

„Nein, Frau Thorensen!" lächelte Meister bitter und ironisch. „Ich kann mich doch zu sehr in Ihres Bruders Seele hineindenken. Gewiß haben Sie es alle nicht schlimm gemeint — aber wissen Sie! Gedankenlosigkeit kann auch Sünde sein...."

Er nahm seinen Mantel vom Haken. Er gab niemand die Hand, grüßte höflich und schwerfällig und ging.

Gunhilde kam ihm nach.

„Ich werde Ihnen das elektrische Treppenlicht aufdrehen", sagte sie leise.

„Ja! Drehen Sie es auf."

Das Licht fiel hell auf ihren blonden Scheitel. Sie sah ihn an, als warte sie auf ein Wort.

Er aber stieg die Stufen hinab.

„Werden Sie wiederkommen?" rief Gunhilde über das Geländer gebeugt. —

„Wohl nicht, Fräulein Thorensen —"

„Aber Sie hatten unsere Familie doch früher so gern? —"

Er hielt einen Augenblick im Treppabsteigen inne.

„Ach ja, das war einmal", sagte er und verschwand.

Gunhilde stand, bis das Licht verlosch und unten die Haustür ins Schloß fiel. Sie hörte das Zurückschlürfen des Portiers — dann ging sie zu den andern zurück.

„Was für eine greuliche Nacht!" sagte Frau Thorensen.

„Waldshut und Attenrade. Süd und Nord. Und doch ganz die gleiche Richtung in den Anschauungen", bemerkte Anka.

„War es denn so schlimm im Café Ludwig?" fragte die Mutter Gunhilde.

„Ach Mama — wie man's nimmt. Es war nicht anders wie sonst — aber als Momentbild für Onkel Erik wohl ein bißchen verblüffend. Vielleicht war es auch schlimm. Ich weiß nicht. Ich habe kein Urteil. Ich bin vielleicht auch etwas abgebrüht."



Sie sank ermattet in einen Sessel.

„Aber Gunhilde!" rief Frau Thorensen empört. — „Wie kannst du so etwas von dir aussagen? Wenn die ‚Bannbefreiten' wirklich so auf der Grenze sind, hättet ihr doch nun und nimmer dort verkehren dürfen!"

„Mama!" sagte Gunhilde leise und weich. „Es wäre wohl besser gewesen, du hättest dich hierum etwas früher gekümmert."

„Gunhilde übertreibt!" sagte Anka. „Bitte, keine prinzipiellen Erörterungen jetzt! Die Hauptsache ist jetzt, daß unsere teuren Waldshuter fort sind, ehe Papa kommt. Papa muß mit den Einzelheiten dieser Sache verschont werden. Er muß sie möglichst harmlos arrangiert bekommen. Arbeitende Männer können diese Rücksicht auf ihre Nerven verlangen. —"

„Und die Sommerreise?" fragte Frau Thorensen. „Ich sehe schon! Niemals im Leben kommt einer von uns noch nach Höchenschwand."

Man hörte Lärm auf dem Flur. Onkel Erik klingelte nach Amanda.

Er wehrte jeden Abschied ab.

„Ich werde schreiben," sagte er, „ich werde alles schreiben, was ich meine."

Annchen, in das Waldshuter Kostüm gepreßt, das sie bei ihrem Eintritt in die Reichshauptstadt getragen, warf sich den Schwestern um den Hals.

„Es war eine großartige Zeit!" schluchzte sie. „Es ist so furchtbares Pech."

Agnes Thorensen fiel es in diesem Moment ein, daß sie ja eigentlich den Bruder hatte anborgen wollen.

Die Idee schien ihr förmlich grotesk in der neugeschaffenen Lage.

Dies Tischtuch war entzwei. Sie kannte ihren Bruder. Sie wußte, daß weibliche Dialektik manche Arten von Männern um und um reden kann, bis sie das Schwarze für Weiß ansehen, daß aber dem Typus „ehrliche Haut" gegenüber, zu dem ihr Bruder gehörte, auch die glänzendste weibliche Beredsamkeit nicht imstande war, einen Tatbestand in sein Gegenteil zu verkehren....

Vom Flur her schlug es Mitternacht.

„Ein entsetzlicher erster Mai!" sagte Frau Thorensen. „Und daß gerade auch Meister das miterleben mußte! Es ist eine ganz diabolische Verkettung der Umstände. Ich hatte das Gefühl, er war gerade im besten Anhalten, als Erik an der Klingel riß."

„Anhalten? Um wen?" fragte Hilde.

„Nun, um dich! Er hält doch immer von Zeit zu Zeit um dich an —"

„Wie die Maikäfer", bemerkte Anka.

„Nicht wie die Maikäfer!" versetzte Gunhilde scharf. „Die Maikäfer kommen immer wieder. Meister kommt nicht wieder. —"

Anka strich sich über die Stirn.

„Ach, schlagen wir's uns aus dem Sinn. Ich werde für uns alle Lindenblütentee machen. Das gleicht aus und beruhigt. Ihr werdet sehen! Nach der ersten Tasse schon seht ihr die Sache ganz gelassen an. Was war denn auch schließlich dabei!"

Als Geheimrat Thorensen angeregt und befriedigt, aber auch sehr ermüdet von seinem parlamentarischen Abend heimkam, fand er seine drei Damen friedlich um die Eßzimmerlampe versammelt — ein Bild häuslichen Behagens.

„O wie gemütlich!" rief er. „Beinah wie in Attenrade. Alle zu Hause. So müßte es immer sein. Ihr sitzt da um euren Tee wie auf einer Insel des Friedens."

„Ja, und denk dir!" begann Anka. „Annchen ist fort. Onkel Erik hat's vor Heimweh nicht ausgehalten und hat sie plötzlich geholt. Sie dankte noch tausendmal für die Zeit. Und dann kam auch Meister plötzlich auf der Durchreise und läßt sehr grüßen."

„Da hab ich ja viel versäumt", versetzte Thorensen. „Annchen fort. Na — etwas anstrengend war es ja mit ihr. Schöner ist es ohne."

Und er sah stolz und beglückt im Kreise seiner etwas müde dreinschauenden Blondinen umher.

* * *

Geheimrat Thorensen trat in eine unerfreuliche Periode seines dienstlichen Lebens ein. Sein alter Gönner Exzellenz Furka wurde unerwartet Oberpräsident und schied aus dem Ministerium aus. Thorensens an sich nicht unbegründete Hoffnung, bei dieser Gelegenheit selbst zu avancieren, ging nicht in Erfüllung. Ein jüngerer, ihm nicht wohlgesinnter outsider wurde ihm vorgezogen und rückte zu seinem unmittelbaren Vorgesetzten auf. An der Stelle eines Gönners und Freundes sah er einen seine Tätigkeit scharf kritisierenden Gegner. Dazu das Gefühl der Enttäuschung, unbefriedigten Ehrgeizes.

Seine Nerven versagten....

So wie dauernde Feuchtigkeit die festen Grundmauern römischer Paläste anfrißt, wie rankendes Unkraut unausrottbar an dunklen Brunnenwänden entlang kriecht, so zog in seine einst so ruhige Seele jener nagende beißende Ärger ein, der wie ein Fluch auf den überarbeiteten Nervösen lastet. Er brachte die dienstlichen Friktionen bei Tag und Nacht nicht mehr aus den Gedanken. Wenn er auf dem Rückweg vom Ministerium versuchte, an dem prangenden Kastaniengrün der Bellevuestraße, in dem Schönheitsmeer der weißen Blütenkerzen minutenlang seinen Ärger zu vergessen, so fühlte er die Widerstandslosigkeit seiner Stimmung, die seine Gedanken immer wieder zu einem erregten Disput zurücklenkte. Bis in die Träume verfolgten ihn dienstliche Dinge. Wenn er nachts aufwachte, überlegte er sich schneidende Entgegnungen, die er gern Widersachern gehalten hätte, wenn vernünftige Überlegung ihn nicht davor bewahrt hätte.

Sein Wesen geriet aus dem Gleis.

Ein müder, nörgliger Mann, quälte er sich und die Seinen.

Schließlich ging er zu einer medizinischen Autorität: Ausspannung von sechs Wochen mindestens in einem Sanatorium, vielleicht am Vierwaldtstättersee, lautete das Orakel.

Er wollte Höchenschwand in Vorschlag bringen, aber die Autorität hielt Aufenthalt in einer Familie für Gift.

„Das eine Gute hat es!" sagte Frau Thorensen zu ihren Töchtern, „nun braucht er nicht zu erfahren, daß Höchenschwand verscherzt ist. Wir müssen alle Rücksicht



auf ihn nehmen. Auch von den Rechnungen darf er nichts wissen. Für die Reise muß eben von meinem Kapital genommen werden. Das kann ich einrichten, ohne daß er es erfährt. Solche Ausnahmesachen gehen natürlich nicht vom laufenden. Ach Gott, Kinder, mir ist eigentlich viel leichter zumute, nun Papa den Krach mit Erik nicht erfahren muß und wir den Ärger allein tragen! So kann man ihm doch wenigstens das ersparen! Wenn ich nur wüßte, wo ihr sommerfrischen sollt? Es bleibt wohl wirklich nur Attenrade übrig. Tante Berta nimmt euch gewiß alle drei mit Wonne in ihre hübsche Mansarde."

Die Schwestern telegraphierten sich verständnisvoll zu.

„Wir haben schon in weiser Rücksicht auf unsere Finanzen disponiert!" sagte Anka. „Wir werden als Austauschgirls nach England gehen. Durch Vermittlung des Klubs haben wir schon eine sehr geeignete Familie in Rochester ausfindig gemacht. Rochester soll famos sein! Prachtvoll liegt es da mit großen Bäumen ringsum und Hammelherden. Die echten Southdowns. Kosten tut es uns dann nur das, was nächsten Winter die beiden Revanchegirls bei uns essen. Sie werden beide zusammen in Annchens Stube gepackt, denn Austauschmädchen hier und dort quartiert man meist wie Heringe. Moralische Verantwortung wie für Annchen fällt weg, denn die in Rochester übernehmen auch keine für uns. Es ist ein ganz reiner Kram, und wir vervollkommnen uns in Englisch."

„Aber Olaf — vielleicht nimmt Johanna Olaf?"

Frau Thorensen sah ihre Älteste dankbar an. Sie wußte immer Rat. Sie hatte Vernunft für drei. Sie war eine Stütze.... Gewissermaßen war plötzlich der Sommer geordnet....

Sie suchte die Schweiz im Atlas auf. Am Vierwaldstättersee — wie gut es klang! Die Schweiz einmal wieder in der Nähe sehen — nicht nur so als Phantasmagorie wie von Höchenschwand!

Und Furka konnte dort Station machen, auf dem Wege nach Andermatt, wo er eine Kur brauchen wollte vor seiner Abreise nach Japan.

Eigentlich klappte alles im Leben wieder sehr gut. Nur nicht den Kopf hängen lassen....

Sie ging erleichtert in das Schrankzimmer, ihre Toiletten und Dinerkleider durchzusehen, ob sie reisefähig waren.

Die Töchter sahen ihr nach, wie sie so elastisch dahinschritt.

„Eigentlich ist Mama die jüngste von uns", sagte Anka. „Manchmal beneide ich sie. Sie ist eine regelrechte Lilie auf dem Felde — ohne Sorgen, ohne Bedenken. Und mit allem sagt sie sich ein Kompliment. Nun wieder, daß sie Papa die Annchen-Sache erspart. Sich erspart sie glatt die Vorwürfe. Nun, wir sind ebenso loyal. Wir ersparen ihr die Mitteilung, daß Tante Berta uns wohl kaum in ihre Mansarde nehmen würde, weil wir in Attenrade drunter durch sind. Wozu reden, wenn Schweigen erbaulicher ist? Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen."

Gunhilde aber schüttelte ablehnend den Kopf.

„Nein, Anka! Ich mag mich nicht mit austauschen. Ich bleibe hier. Ich will das Tapezieren der Zimmer überwachen und Olaf Solbäder nehmen lassen und einmal ganz für mich sein. Das ist auch billig, und mir ist's das liebste. Allein in der Wohnung. Ich sehne mich nach stillen Tagen —"

Anka sah sie scharf an.

„Irgendwie sind wir auseinandergekommen, Gunhilde. Du solltest dir eins sagen: wenn ich dir etwas verheimliche, tue ich es nur, um dich durch Mitwisserschaft nicht zu belasten. Du hast keinen Grund zu grollen, nur zu danken. Gut! Dann brauchst du nicht mit nach Rochester! Ich tausche mich allein aus. Und dann ißt nächsten Winter nur ein Girl bei uns. Ich zwinge dich zu nichts. Laß den Mann aus Faröer mein Geheimnis bleiben."

„Aber natürlich steht er mit deinem englischen Plan in Verbindung! Er wird auftauchen, gerade so plötzlich wie diesen Winter im Klub. Es wird sein wie in Faröer."

Sie sprach traurig, ohne Vorwurf, wie jemand, der weiß, daß er etwas, was er mißbilligt, ja doch nicht ändern kann.

Anka sah auf den Teppich.

„Ich will dir's beichten, Gunhilde! Ich hielt mich für feuerfest. Ich glaubte nicht, daß es in meiner Natur liege, je so etwas wie hingebende Liebe zu empfinden... Henry X.... Gott! wie wir erst aus dem Stumpfsinn von Attenrade kamen, ganz unverwöhnt, höchst erstaunt, wie amüsant das Leben war — wie er da bei Adelaidens Jour plötzlich neben mir stand, da war es doch wohl ziemlich natürlich, daß ich dankbar diesem Mentor ins neue Leben mich anschloß. Wen hatte ich denn bis dahin geliebt? Pastor Schreiber. Dann ein wenig den Marineleutnant, der bei Tönnies zu Besuch war. Henry X. bedeutete einen wesentlichen Aufstieg nach diesen beiden Größen. Er gewann Einfluß auf mich. Er regierte meine Ideen und erweiterte meinen Horizont und meine Kenntnisse. Ein bißchen verdarb er mich auch wohl Ein bißchen schlug ich über die Schnur. Und ein bißchen kompromittiert hab ich mich natürlich. Und dann, wie ich merkte, daß er sich lösen wollte, stieß ich ihn geschwinder ab, als seiner Eigenliebe gefiel, und wenn er jetzt wieder anfangen will, zeige ich ihm die kalte Schulter. Liebe war es nie. Aber den andern lieb ich, ehrlich, auf meine Weise. Und ich leide darunter, daß er ausgeschlossen für mich ist. Denn siehst du, Gunhilde! Es ist ja wohl uns weißen Mädchen irgend so ein instinktives Gefühl angeboren, uns nicht mit einer andern Rasse zu verbinden. Und seine Eltern waren Hindus. Freilich sage ich mir immer wieder, die Hindus sind ja Arier wie wir, sind Indogermanen, sind gewissermaßen unsere Stammväter. Auf Irans hohen Felsengraten saßen ihre wie unsere Voreltern. Mit andern gelben Rassen ist ja so einer gar nicht zu vergleichen. Denkt man sich die dunkle Farbe weg — seine Züge sind ganz europäisch. Und dennoch! Er hat bloß den englischen Firnis, hat in Oxford studiert, hat den richtigen europäischen Studiengang durchlaufen, aber in seiner Seele ist er Hindu geblieben, und all seine Wissenschaft ist ihm bloß



darum wert, um sie im Kampf der Eingeborenen Ostindiens gegen die englische Herrschaft zu verwenden. In zwei Jahren kehrt er zurück, will sich dann als Anwalt in Baroda oder Lahore niederlassen.... Gunhilde, nicht, daß er einen andern Glauben hat, stört mich — trotz meiner Liebe für Pastor Schreiber würde ich darüber hinauskommen. Aber immer wieder die fremde Rasse — dies bengalische Heimatmilieu mit dem Tigergebrüll in der Ferne, dem wilden Tropengestrüpp der Dschungeln, den bunten Götzen in den weißen Tempeln... ich weiß nicht, Gunhilde, ich habe den Mut nicht! Es ist mir, als sollte ich im Panoptikum durch die Löcher mit den Verwarnungen für Nervenschwache sehen, was ich auch prinzipiell nie tue. Ich fühle, daß ich doch kein ganz bannbefreites Exemplar des modernen Mädchentypus bin — irgendwie steckt in mir ein starker Rest von der holsteinischen Beamtentochter, die Sicherheit vom Leben will und keine kosmopolitischen Ideale hat. Ich quäle mich mit der Sache, Gunhilde. Vielleicht ist auf der andern Seite der beliebige weiße Mann doch nichts Geeignetes für mich und dies der Typ, der mir bestimmt ist. Die Tragik und die Romantik, die das Schicksal eines Menschen umschwebt, der den Widerständen der Umwelt zum Trotz seinem Volksstamm zu neuen Rechten verhelfen will, das alles begeistert mich oft — ich fühle, ich könnte auch meine Seele an so etwas hingeben. Über die meisten Dinge ironisiere ich ja doch nur — aber seine ganze Leidenschaft an solch einen Mann und solch eine Sache hängen — Gunhilde, das wäre doch etwas..."

Gunhilde sah die Schwester entsetzt mit großen Augen an.

„Liebste Anka! Das wäre ja Wahnsinn. Die Eltern würden es nie zugeben. —"

„Ich bin ja großjährig." —

„Anka! Du willst mich ängstigen! —"

„Nein! Ich ängstige mich nur selbst manchmal. Ich bin entschlossen, es nicht zu tun — ich bringe es nicht fertig, aber wer weiß? Vielleicht wäre er doch der einzig Rechte. Zuweilen mache ich Pläne. Ich könnte ein photographisches Atelier in Baroda einrichten. Ich schriebe Zeitungsartikel mit; gewiß würde ich mich schnell einarbeiten, federfix wie ich bin. Finanziell würde es gehen, er ist nicht ganz unbemittelt. Ich sehe mich manchmal schon dort, Gunhilde! Kleine Kulis fächeln Luft über die heiße Veranda. Kokusbäume stehen im Garten. Fabelhafte Palmen mit sonderbaren Früchten steigen in die tiefblaue Luft. Ich liege in einem englischen Korbstuhl und habe Jour. Zwischen all den blauschwarzen Haaren und bronzefarbenen Teints wäre ich die einzige Weiße, Blonde! Wie würde ich im Preise steigen! Ich könnte meine Kräfte regen! Ich könnte einer großen Sache dienen! Allerdings will ich ja zugeben, daß es an sich nicht in der Lebenslinie einer Juristentochter aus Attenrade liegt, im fernen Indien der Sache der Hindus aufzuhelfen. Aber wir machen uns ja selbst nicht unsere Lose zurecht. Wir müssen sie nehmen, wie sie fallen."

Gunhilde wurde immer ängstlicher.

„Anka! Du phantasierst dich in das Malerische der Sache hinein. Um Gottes willen!"

„Und dann liebt er mich. Heiß und regelrecht. Keine Spielerei ist dabei, nichts von Pose oder Kunstprodukt. Und er ist so edel. So gläubig. Wie in den Kelch einer Lotosblume sieht er in mich. Vera sagte mal, das Beste, was ein Mann uns geben könnte, wäre, daß er uns idealisiert. Er hält mich für den besten Engel Europas. Kein Mensch würde ihm je klar machen können, daß ich so durchweg engelhaft doch keineswegs bin. Ihm brauchte ich keine meiner kleinen Sünden zu beichten. Denk dir mal aus, was wohl eventuell ein deutscher Bräutigam mich mit indiskreten Fragen über Faröer ‚bothern' würde? Er vergibt mir alle Sünden von vornherein. Er ist so unendlich großmütig, halb von Natur, halb aus absoluter Unkenntnis unserer europäischen gesellschaftlichen Verhältnisse und unserer geschraubten Sittengesetze. . . ."

Gunhilde spielte mit ihrem Rubinring, den sie von der alten Tante Anka zur Konfirmation bekommen hatte.

„Meinst du denn wirklich," fragte sie zaghaft, „daß es mit unserm Renommee in Attenrade so übel steht?"

„Mit meinem ganz schlimm — mit deinem nicht. Solo nähme Tante Berta dich am Ende. Mich würde sie bestimmt refüsieren unter dem Vorwand, daß sie keine Matratze übrighätte, oder auch ohne Vorwand, ganz unverblümt."

„Aber das ist doch eigentlich schrecklich, Anka...."

„Schrecklich gar nicht. Der Globus ist groß. Attenrade streiche ich von meiner Landkarte. Schrecklich wäre es nur, wenn ich dort leben müßte — aber so unfreundlich schütteln mir doch die Götter meine Lose sicher nicht — dann lieber das hinterste Indien...."

* * *

Frau Professor Marianne Landolt, geb. Hansen, wanderte mit aufgeregten Schritten vor der Universität auf und ab.

Sie wartete auf Professor Hansen.

Aber nicht auf den berühmten Hochschullehrer, dessen feingeschwungenes Profil die Studenten ehrfurchtsvoll ansahen, wie es nun zwischen den lenzgrünen Büschen und milchweiß schimmernden Denkmälern auftauchte — nicht auf den Mann, dessen Ruhm und dessen Bücher meerüber gingen und einen Höhepunkt in der deutschen Geisteswissenschaft bedeuteten — sie wartete auf den Vater, dem sie geheimen Groll trug, da sie ihn auf schiefem Wege glaubte, auf den einsamen Mann, an den sie oft mit überlegenem Lächeln dachte, weil er so hilflos zwischen allen Dingen des Lebens stand, soweit sie nicht seinen Beruf betrafen.

Frau Professor Landolt kam sich oft sehr viel intelligenter und weiser vor als er. Sie bevormundete ihn, oft mit Herablassung, oft mit Mißbilligung.

Und heute war der Tag für letztere.

„Sieh da, Marianne —"

Nicht gerade beglückt sah er die Tochter am Gitter stehen.

„Ich möchte dich sprechen — und da ich dich in Lichterfelde ja kaum allein treffe, sondern immer Fräulein Johanna dabei ist oder im Nebenzimmer hantiert —"

„Liebes Kind!" sagte Professor Hansen, nahm den Hut ab und strich sich über das Haar. „Ich geh erst ins



Café Bauer. Ich habe Fräulein Johanna versprochen, gleich nach dem Kolleg immer eine Kleinigkeit zu essen —"

„Ja, das Essen!" rief Marianne tadelnd. „Das ist so ihre Domäne! Alle zwei Stunden betritt sie den Weg zum Herzen durch den Magen. Als wenn es geistige Güter gar nicht gäbe...."

Hansen lächelte melancholisch. Ihm war, als hörte er seine Frau, die auch geistige Güter angeblich so hochgeschätzt und ihn jahrelang „unterernährt" hatte, wie ihm dann zu spät medizinische Kollegen vorwurfsvoll versicherten.

Auch Mariannens Stimme war die gleiche, eine dünne, stets irritierte Stimme, die fortwährend eine Szene anzukündigen schien.

Sie saß ihm im Café gegenüber.

„Ja, Papa", begann sie, kaum daß er seine Bestellung an den Kellner erledigt hatte. „Es muß endlich gesagt werden. All unsere Bekannten sprechen uns darauf an. Schirmers, die euch ja in Lichterfelde in den Garten sehen können, lächelten neulich in einer Weise, die selbst Leopold auf die Nerven fiel. Auch diese Wahl, die ich mit so viel Mühe und Überlegung ins Werk setzte, scheitert wieder an dem alten Dilemma, das fast alle Hausdamen heraufbeschworen haben: auch Fräulein Johanna will dich heiraten!"

Professor Hansen zog die Brauen hoch. Er sah ganz unendlich erstaunt aus. Seine Augen blickten ins Weite — dorthin, wo hinter den großen Glasscheiben des Cafés über den Köpfen der Menschen das Maigrün der Bäume wie auf einer geschmückten Feststraße zitterte.

Das Leben, das harte, entsagungs- und arbeitsreiche Leben, brachte es ihm in später Stunde wirklich noch solche verlockenden Möglichkeiten dar?

Marianne las falsch in des Vaters Augen. Sie hielt ihn für empört, für verletzt durch den rohen Angriff, der da so hinterrücks auf seine Freiheit gemacht werden sollte.

„Warum glaubt man das?" fragte er erregt.

„Lieber Papa, es muß ja jedem auffallen! Sie hat von Anfang an nicht den Ton der Hausdame gehabt, sondern den der Hausfrau. Sie ist überhaupt eine Natur, der das Dienen in dem Sinn, wie man es in solchen Fällen bei so hohem Gehalt und ganz freier Station wohl verlangen kann, nicht im Traum einfällt. Im Ton gegen uns hat sie sich von Anfang an vergriffen. Gegen uns, die wir der bezahlenden Seite angehören, wäre etwas mehr Demut am Platz gewesen und vor allem Rücksicht auf meine Anordnungen. Die von mir nach ausführlichsten Erkundigungen mit ihr zugleich eingesetzten Dienstmädchen hat sie nach kürzester Frist entlassen und sich etwas aus Holstein bezogen, wo ja, wenn man dich und sie manchmal hört, die Menschen unendlich viel besser sein müssen als hier an der Spree. Selten habe ich eine Katze so sehr im Sack gekauft wie diese! Ja, sogar den Vorwurf bewußten Komödiantentums kann ich ihr nicht ersparen. Als sie auf mein Inserat hin bei mir antrat, war es eine schlecht angezogene alte Jungfer mit häßlich nach hinten gerissenem Haar, die mir bestimmt jenseit aller Heiratsjagdprojekte zu stehen schien. Sehe ich sie aber jetzt in den weißen Blusen, auf die man nach fünfzig wohl eigentlich verzichten sollte, mit ihrer sorgfältigen, geschmackvollen Frisur, an deinem Teetisch sitzen, mit dem selbstgefälligen Siegerausdruck eines Welteroberers, der bald am Ziel ist, da muß ich doch sagen, kommt mir manchmal der Verdacht, daß sie sich beim Mieten bewußt auf unschön zurechtgemacht hatte. Nun frage ich dich: ist das Ehrlichkeit? Doppelt verdächtig wird das Ganze durch ein anderes Moment, hinter das ich ganz zufällig gekommen bin, und das dir, lieber Papa, entweder nicht klar ist, oder das du mir wissentlich hast verschweigen wollen. Ich saß letzte Woche auf einem Hildebrandschen Diner neben dem Abgeordneten für Attenrade. Ich kann dir sagen, er interessierte sich sehr für dich. Er erzählte mir beiläufig wie etwas ganz Bekanntes, daß du und Fräulein Johanna euch früher nahe gekannt hättet! Und so weiter, lieber Papa! Ich möchte beileibe nicht indiskret scheinen. Die Mitteilung setzte mich aber natürlich im höchsten Grad in Erstaunen. Und das muß ich jedenfall sagen: ist es richtig, was Herr von Kehren erzählte, so rückt Fräulein Johannas ganzes Verhalten in deinem Haus noch in ein besonderes Licht."

„So — so —", sagte der Vater und schälte nachdrücklich an seinem Ei. „All das, was du sagst, Marianne, kommt mir so überraschend, tut so viel neue Perspektiven vor mir auf, daß ich es erst in aller Ruhe durchdenken muß."

„Ja, denke es durch!" eiferte Marianne — „Willst du es mit Leopold besprechen? Leopold ist so menschenklug. Kündigungsfrist ist vierteljährlich — aber vielleicht wäre es besser, man machte eher Schluß und trüge die faux frais? Meine Freundin Liesel könnte dann so lange bei dir die Wirtschaft führen."

„Die Pockennarbige?" fragte Hansen.

„Sie ist erstklassig in Haushaltsdingen —"

Er löffelte sein Ei aus. „Ja, ja," sagte er bedächtig, „wie klug doch immer die andern Menschen sind! Und unsereins wandert wie im Traum mit der Binde vor den Augen."

„Du bist eben von einer ganz rührenden Unschuld, Papa! Nein, ich bewundere es geradezu! Alle Leute sind so gerieben und gerissen. Leopold sagt auch: dich zu sehen, ist eine Wohltat. Keinem traust du Eigennutz zu. Alle nimmst du auf guten Glauben."

„Sag einmal!" fragte er nach einer Pause, während er die Brille abnahm und sich die Augenlider rieb. „Meinen denn alle diese Menschen — also Leopold und Schirmers, die in unsern Garten sehen, und wer sich sonst noch zu der Frage geäußert hat — meinen all diese Menschen ganz bestimmt, daß Fräulein Johanna mich ernstlich ‚nehmen' würde? —"

„Aber, Papa, es wäre ja doch das Große Los für sie! Besonders, wenn sie doch früher schon gewollt hat. Wem fällt denn, was er mit zwanzig verpaßte, noch mit fünfzig in den Schoß? — Es wäre ja auch eine ganz ungewöhnliche Chance — eine alte Hausdame plötzlich Frau eines berühmten Professors! Ich bitte dich, Papa! Du bist anormal bescheiden — ich staune einfach, daß du nicht längst all ihre Attacken gemerkt hast! Wie sie dich an



ihre Familie gewöhnen wollte, wie plötzlich ein Kind als wochenlanger Logiergast bei dir auftauchte, ein ganz unmotiviertes Kind, das dich gar nichts anging und einfach das Erstaunen der Umwohner war — wie jeden Morgen eine gar nicht hingehörige Geheimrätin in deinen Zimmern saß und über deine Brücke lief. Es war doch alles eine ganz bewußte Belagerung! Sie spielt ihre holsteinische Verwandtschaft gegen dich aus, weil sie weiß, daß du dies Rasseninteresse und diesen Stolz auf deine nordwestdeutsche Abstammung hast. Das ist doch alles Berechnung. Das sind Tricks, Papa! Man muß diese Hausdame kennen, sie arbeitet mit allen Mitteln! Sie ist wie eine Nihilistin, die erst einen ganzen Bau in langsamer Arbeit unterminiert, damit dann plötzlich aus geheimnisvollem Grund die große Bombe in die Höhe geht. —"

Sie sprach mit geröteten Wangen. Ein Neugieriger am Nebentisch schob seine Ohren gespannt der Gruppe zu.

Einen gewaltigen Wortschwall goß sie über das Thema aus. Professor Hansen war es, als rausche ein Mühlbach beständig neben ihm über ein knarrendes Wehr. Er hätte nie gedacht, daß es so viel Untiefen in Hausdamenseelen geben könne, wie seine Tochter sie nun schonungslos aufdeckte. Alle Attacken, die je auf sein Zölibat unternommen waren, zählte sie an den Fingern herunter — Wesen, deren Namen er rasch und gern vergessen hatte, tauchten nebelhaft wieder vor seinem Auge auf.

Er sah sich im Licht eines begehrten Gegenstandes und begriff in seiner arglosen, bescheidenen Seele gar nicht, weshalb denn nur der Chor dieser Hausdamen so verzweifelte Anstrengungen um ihn gemacht hatte?

Griff denn die pessimistische Tochter all diese Ränke einfach aus der Luft? Irrte sie sich nicht vielleicht auch in bezug auf Johanna Thorensen?

* * *

Nun saß er allein im Vorortzug.

Er dachte an vieles, was er durchlitten hatte. An die Frau, die es nicht verstanden hatte, ihn zu beglücken, an das Unbehagen langer einsamer Jahre — an eine einsame, trivialen Widerständen preisgegebene Zukunft. Er dachte an das Ehepaar Landolt, die seine nächsten Angehörigen waren, die ihn bevormundeten, regierten wie einen halb Unzurechnungsfähigen — die das pessimistische Mißvergnügen ihrer Seelen wie trübe Wolken mit sich brachten, wo sie gingen und standen.

Und dann sah er Johanna Thorensen stehen, groß und stark und heiter! In der weißen Bluse, die ihr so gut stand zu den gesunden Farben und dem Haarknoten, den sie lockerer und jugendlicher trug als am Anfang. Sie hatte ihn, den großen, ungeschickten Mann, in ihre kraftvollen Hände genommen, Ordnung in sein Leben gebracht, Freude in seine Tage. Die Heiterkeit der Gesunden und Starken war um sie und der alte Zauber einer lang zurückliegenden Erinnerung.

O! er war auch ein wenig Komödiant gewesen, damals am Anfang, beim ersten „Besehen" in Frau Landolts Wohnung.

Ganz genau hatte er gewußt, daß die Züge des späten Mädchens, das ihm da so seelenruhig, beinah gleichgültig gegenüberstand, nicht nur das Thorensensche Geschlechtsgesicht aus dem Land an der Schlei war, sondern daß es nur jene eine Johanna sein konnte, die er in der Sturm- und Drangzeit seiner Jugend so schwer verwunden und vergessen hatte.

Aber wozu das klarstellen? Er kannte seine Tochter.

Und Johanna?

Sie hatte genau gewußt, was sie tat....

Da war jener Abend im Segelboot auf der Schlei. Grün und weit lag das stille Land — die Sonne verblutete über einem Bauerngehöft. Der First war wie in rotes Gold getaucht....

Mein Gott! Was hatte die Tochter alles in ihm wachgerufen?! Gab es denn solche Möglichkeiten?

War er nicht ein alter, müder Mann, nahe den Sechzig? Nun, das konnte nur Johanna beurteilen. —

Wie im Traum stieg er in Lichterfelde aus, ging seinem Haus zu, sah eine helle Bluse am Fenster.

Wie dankbar er seiner Tochter war, daß sie ihn auf diesen Weg gebracht! ... Er war kein jugendlicher Stürmer mehr. Er aß erst ruhig mit Johanna zu Mittag.

Dann aber, als sie ihm den Kaffee hinsetzte, als sie die dicke Sahne bequem in die Nähe seiner rechten Hand schob, da sah er sie hinter seiner Brille hervor mit einem andern Blick als gewöhnlich an. Johanna verstand.

„Ca y est!" dachte sie und lehnte sich gegen das Licht an die Fensterbrüstung, damit er das Freudenfeuer in ihren Augen nicht sehen sollte.

Nach einem kleinen Seufzer der Verlegenheit begann der große Mann: „Hat Ihre selige Mutter Ihnen eigentlich niemals Mitteilung gemacht von meinem Briefe weiland?" fragte er langsam und bedächtig.

„Nein!" kam es leise vom Fenster. „Erst vor nicht langer Zeit fand ich Ihren Brief in meiner Mutter Nachlaß."

„Johanna!" rief er und stand auf.

„Albert!" versetzte sie und ging ihm entschlossen näher....

Zeit ist eine Kategorie des menschlichen Denkens, sagt die Philosophie. „Früh und spät sind Menschenzeichen, die an Gottes Tun nicht reichen", heißt es in einem alten Kirchenlied. Viel Zeit war seit einst vorbeigegangen...

Und doch war es gewissermaßen wieder wie bei jenem Abend auf der Schlei....

Wenigstens die handelnden Personen waren die gleichen. Grau statt blond. Aber Illusion ist ja schließlich alles. (Fortsetzung folgt).



Die Blätter meiner Rosen fallen ab
Mit einem Flüsterton von Tod und Grab;
Wie sie zum nahen Staube niederschweben,
Kann nur ein leiser Hauch die Luft durchbeben
Und muß doch siegreich alle übertönen
Die frohen Laute, die das Ohr verwöhnen,
Bezwingend durch die tiefste Seele zieht
Das große Abschiedsleid im Hauch: — „verblüht!"

Helene Gräfin Waldersee.

Exotisches Hotelleben.

Von Victor Ottmann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das Hotelleben in exotischen Ländern, besonders in den Tropen, wesentlich andere Formen hat und für den Reisenden von viel höherer Bedeutung ist als in Europa. Sieht man von unseren großstädtischen Luxushotels ab, die nicht nur flüchtige Rast gewähren, sondern auch gesellschaftliche Mittelpunkte sein wollen und sind, sowie von den Kurhotels in Bädern und Sommerfrischen, so wird der europäische Gasthof von der überwiegenden Mehrzahl des reisenden Publikums im allgemeinen nur als Unterkunfts-, allenfalls auch als Verpflegungstätte betrachtet. Der Vergnügungsreisende, vor allen der deutsche, ist den ganzen Tag auf den Beinen; er benutzt das Hotel, wenn er nicht auch die Mahlzeiten darin einnimmt, eigentlich nur zum Schlafen, und es muß schon ganz trostloses Wetter sein, wenn er sich auch am Tag ins Zimmer zurückzieht oder in den Gesellschaftsräumen aufhält.

Anders in den exotischen Ländern, in Süd- und Ostasien, in Mittel- und Südamerika, in Aegypten, im Stillen Ozean, überall in den Tropen und Subtropen. Mit der Frage nach einem guten Bett, nach guter Kost und Bedienung allein ist es dort nicht getan. Für den Touristen in jenen Zonen bedeutet das Hotel etwas anderes als einen Ort, an dem er nicht viel mehr als ein Drittel der 24 Stunden des Tages verbringt; dort gleicht es einer Insel in einem unbekannten Meer, einem Hafen, in dessen Schutz der Fremde sicher vor Anker liegt. Wo die Sonne mittags scheitelrecht niederbrennt, fesselt schon die Hitze den Reisenden den größten Teil des Tages an sein Quartier, er kann es nur in den kühleren Stunden verlassen. Ebenso in der Regenzeit, wenn die tropischen Wasserfluten oft tagelang vom Himmel strömen und jeden Schritt ins Freie verbieten. Dazu noch die fremdartige Bevölkerung, die tiefe Kluft zwischen ihr und dem landesunkundigen Fremden, die Schwierigkeit der Verständigung und die Möglichkeit verborgener Gefahren. Daraus ergibt sich, daß man in den exotischen Hotels nicht nur vorübergehend weilt, sondern darin lebt und sie recht ausgiebig benutzt wie ein befestigtes Hauptquartier, das gegen alle Unbilden draußen schützt. Und so erklärt es sich, warum die Hotelfrage den Globetrotter auf weiter Fahrt so sehr beschäftigt, daß sie an Bord der großen Ozeandampfer einen Hauptgesprächstoff bildet, sein Urteil über Länder und Menschen stark beeinflußt, ja, ihn manche Gegend, die er gern besuchen wollte, meiden läßt, weil ihm die Mitreisenden abschreckende Auskunft über die dortigen Unterkunftsverhältnisse gaben.

Es wäre kleinlich, wollte man den Engländern das Verdienst bestreiten, auf dem Gebiet des exotischen Hotellebens bahnbrechend gewirkt zu haben. Zwar sind die Leiter der großen Hotels draußen nur zum kleinen Teil Engländer, weit häufiger Deutsche und Schweizer, aber das englische Reisepublikum, das bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Globetrottertum allein tonangebend war, hat durch seine weitgehenden Ansprüche den Typ des komfortablen Exotenhotels geschaffen. Gleichviel ob am Nil, im Hochland Ceylons, in Schanghai oder Jokohama, es wollte für sein Geld alles so wie zu Hause haben, im Gegensatz zu dem kosmopolitischen Deutschen, der sich willig den Bräuchen anderer Länder fügt. So entwickelte sich ein überwiegend englischer Stil der Lebensführung in den Ueberseehotels, der sich neuerdings überall, wo der Dollar rollt, mehr dem amerikanischen Stil nähert. Das Hauptcharakteristikum dieses Stils ist die Betonung aller Dinge, die der Bequemlichkeit und Hygiene dienen, ferner der Wert, der auf möglichst große Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Gesellschaftsräume gelegt wird. Während die Gastzimmer von schlichtester Sachlichkeit zeugen und nichts weiter als puritanisch schmucklose Schlafräume sind, konzentriert sich in den Konversations- und Musiksälen, den Lese-, Spiel-, Damen- und Rauchsalons, in der Halle und auf der Terrasse alles, was eine komfortable Geselligkeit begünstigt. Schwellende Ledersessel und schlemmerhafte Liegestühle, in deren raffinierter Konstruktion besonders die Amerikaner Großes leisten, wechseln in bunter Reihe mit leichten, zierlichen Korbmöbeln und orientalischem Bric à Brac ab, schöne Teppiche schmücken den Boden, und an den Wänden hängen Bilder, Waffen und phantastische Gewebe. Daß auch Billardraum, ausgedehnte Rasenspielplätze, photographisches Laboratorium und eine Bar ebensowenig fehlen wie Bäder aller Art, Frisiersalon und Gymnastikhalle, ist selbstverständlich.

Das Leben in einem gutgeführten Hause dieser Art hat hohen Reiz. Es gibt in Aegypten, in Südasien und im fernen Osten Hotels, die zu den freundlichsten Etappen einer Weltreise gehören, und an die man nach der Heimkehr zurückdenkt wie an ein Stückchen Himmel auf Erden; daneben freilich auch Häuser, deren Schrecken nicht aus der Erinnerung weichen. Das in allen Zonen gleichartige Wesen des internationalen Reisepublikums hat ein bestimmtes Schema des exotischen Hotellebens geschaffen, doch spielen klimatische und nationale Nuancen immerhin eine Rolle. Der wundeste Punkt ist, besonders in Indien, die Dienstbotenplage. Der europäische Hotelangestellte hat sich zwar schon Aegypten erobert, dann aber, auf der Weiterfahrt nach Osten, bekommt der Reisende nur noch eingeborene Dienerschaft zu Gesicht. Sie wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß mindestens zehn Mann zu einer Hantierung gehören, die ein europäischer Diener allein besorgt. Braune Boys an allen Ecken und Enden, vor der Zimmertür, auf den Korridoren, in den Gesellschaftsräumen, gruppenweise, rudelweise — nur wenn man sie braucht, sind sie wie weggeblasen, oder der Diener bedauert höflich, daß die gewünschte Dienstleistung nicht in sein Fach schlage, oder er schützt absolute Verständnislosigkeit vor, um sich vor einem lästigen Auftrag zu drücken. In der Kunst des passiven Widerstandes bei anscheinend tiefster Unterwürfigkeit leisten die lieben Boys Großartiges. Und wenn der Reisende klug ist, regt er sich darüber nicht auf, wenigstens nicht sichtbar, sondern fügt sich mit orientalischem Gleichmut ins Unabänderliche.

Lassen wir nun einmal den Tag eines Hotelgastes in den Tropen, z. B. in Colombo auf Ceylon, an uns vorüberziehen. Die angenehmste Tageszeit sind die ersten Morgenstunden nach einer gut verbrachten Nacht, wenn sich kein Moskito unter das Bettnetz eingeschmuggelt hat. Der Gast steht früh auf, bald nach sechs, und vertauscht das Nachtgewand mit einem seidenen Pyjama, jenem praktischen Negligé, in dem man sich morgens



auch auf dem Korridor ungeniert bewegen darf. Während der Toilette serviert der Zimmerboy das Vorfrühstück; meist Tee oder Kaffee, geröstetes Weißbrot, Konservenbutter und leckere Marmeladen. Durch das geöffnete Fenster dringt die würzige Morgenluft, aber auch mancher ungebetene Gast aus der Tierwelt, hier in Colombo zum Beispiel die Krähen, ein Gesindel von unglaublich komischer Frechheit. Sie sitzen auf dem Fenstersims, und sobald sich der Inhaber des Zimmers nur ein paar Schritt vom Frühstückstisch entfernt, stürzen sie sich auf Brot, Marmelade und Zucker, packen, was der Schnabel packen kann, und schwirren wieder im Nu zum Fenster hinaus. Der Gast nimmt nun sein erstes Bad, das in vielen Hotels mit jedem Schlafzimmer verbunden ist, umgürtet sich mit der blütenweißen Reinheit des Tropenanzugs und wandelt im Hotelgarten ungestraft unter Palmen, bis er um die neunte Stunde hinlänglichen Appetit für das eigentliche erste Frühstück verspürt. Es besteht aus einigen kalten und warmen Platten, in der Hauptsache aus „Ham and eggs“, dem unvermeidlichen und so ziemlich einzigen englischen Gericht, das auch ein Nichtengländer immer wieder gern zu sich nimmt. Dann gilt es, auszufahren, ehe die Sonne zu hoch steigt und die Hitze zu arg wird. Das Gehen gewöhnt man sich in den Tropen bald ab. Man winkt einem der zahlreichen Rikschakulis vor dem Hotel, der menschliche Motor setzt sich in Bewegung, und in munterem, durch die Erwartung eines Extrabachschisch angefeuertem Trab geht es durch das Labyrinth der volkerfüllten Gassen zu den Basaren oder wohin es sonst den Sahib gelüstet, bis die Mittagsglut fühlbar wird und die Rückkehr ins schattenreiche Hotel gebietet. Nun folgt ein Lesestündchen in dem luftigen, für den zugempfindlichen Deutschen fast zu luftigen Bibliotheksaal, bis um ein Uhr die dröhnenden Töne des Gongs zum Lunch oder „Tiffin“, wie es im Osten heißt, rufen. Man macht zum Tiffin nicht Toilette. Sind die gerade nicht üppigen Darbietungen der englischen Kolonialküche wieder einmal glücklich überstanden, so gibt sich alles, nicht zuletzt die Dienerschaft, einer gründlichen Siesta hin, einem köstlich trägen, auf die Dauer aber auch bedenklich apathisch machenden Träumen auf raffiniert bequemen Lungerstühlen in der Halle und auf der Terrasse. Allerlei fahrendes Volk sucht inzwischen einen Profit aus der gnädigen Stimmung der Sahibs zu schlagen; Gaukler und Schlangenbeschwörer, Akrobaten, Musikanten und Händler ziehen in buntem Reigen vorbei, und jeder bemüht sich, mit seinen Künsten oder seinem farbigen Tand ein paar Brocken vom Tisch des seiner Meinung nach unermeßlich reichen Europäers zu erhaschen. Der Nachmittagstee, zwischen vier und fünf Uhr serviert, ruft die Gäste aus ihrem trägen Hindämmern zum Leben zurück, dann folgt in der herrlichen Stunde vor Sonnenuntergang der Promenadenkorso, an dem sich hier in Colombo auch die vornehmen Kreise der eingeborenen Bevölkerung beteiligen, bis die Sonne wie ein Glutball im Meer versinkt und die überraschend schnell eintretende Dunkelheit dem fröhlichen Treiben Einhalt gebietet. Das zweite Bad sowie sorgfältiges Toilettemachen leiten zur Zeremonie des Diners hinüber, einer Veranstaltung, deren anspruchsvolle Feierlichkeit mancher Gast mit Vergnügen preisgeben würde, wenn er dafür etwas höhere gastronomische Reize eintauschen könnte. Aber man soll nicht wider den Stachel löken, und wer nicht unliebsam bemerkt werden und bei der Dienerschaft „sein Gesicht verlieren“ will, wie der Chinese so schön sagt, muß sich, wenn auch seufzend, dem gesellschaftlichen Zwang fügen. Die Punkahs, jene großen, von der Decke herabhängenden Fächer, die außerhalb des Saales von Kulis durch Stricke in Schwingung versetzt werden, sowie die surrenden Flügel der elektrischen Ventilatoren suchen einigermaßen gutzumachen, was der Bekleidungskodex am Reisenden sündigt. Nach dem Diner gibt sich jeder seinen Neigungen hin. In der strahlend erleuchteten Halle hält die elegante Damenwelt Cercle ab, aus dem Musiksaal fluten sehnsüchtige Akkorde in die weiche, warme Tropennacht hinaus, im Spielzimmer finden sich gleichgestimmte Seelen bei einer ehrbaren Partie Bridge, und jene Unverbesserlichen, die noch immer nicht von der allein seligmachenden Gnade des Sodawassers überzeugt sind, schleichen sich abseits zur Bar, um sich vom Mixer ein kräftigeres Mittel gegen den Durst verschreiben zu lassen und bei Cherry-Cobbler und dampfender Zigarre vernünftige Männergespräche zu führen.

Wer größere Zwanglosigkeit liebt und eine schmackhaftere Kost wünscht, als die in englischem Stil geführten exotischen Hotels zu bieten pflegen, wird sich in Java am wohlsten fühlen. Es ist erstaunlich, wie gut es die Holländer verstanden haben, ihren wundervoll ausgeprägten Sinn für das Stofflich-Exakte und Geruhsame auch auf die ferne Tropeninsel zu verpflanzen. In den reizenden Pavillonhotels in Batavia, Bandung, Surakarta usw. steht der ganze Vormittag und bei manchen Gästen sogar der ganze Tag im Zeichen des Negligés, das als vernünftiges Zugeständnis ans Klima und große Erleichterung vollen Beifall verdient. Die holländischen Damen tragen vormittags den Sarong, das nationale Bekleidungstück der Javaninnen, ein sehr leichtes, luftiges Gewand aus Kattunstoff mit schöner Batikmalerei, und erscheinen so auch noch zur „Reistafel“, dem Lunch, und den Herren nimmt es niemand übel, wenn sie beim Ruhen auf der Veranda vor ihrem Zimmer nichts weiter als den Pyjama anhaben. Noch summarischer ist die Kleidung der Kinder. Niemand verlangt hier des Abends einen Frack; jeder gute Rock genügt. Das javanische Hotelleben ist ebenso angenehm wie originell. Schon die Anlage der sehr weitläufig nach dem Pavillonsystem gebauten Hotels inmitten großer Gärten und Wiesenanger begünstigt eine wohltuende Zwanglosigkeit, eine idyllische Vertiefung in die tropische Natur. Man bewohnt einen kleinen Pavillon häufig ganz allein und geht nur zur Essenszeit in das Zentralgebäude, das die Gesellschafts- und Wirtschaftsräume enthält. Die javanischen Diener sind die besten in ganz Asien, nicht übermäßig intelligent, aber diensteifrig ohne Kriecherei, gewandt und ehrlich. Ihre Glanznummer ist das Präsentieren der „Reistafel“, jenes holländisch-indischen Nationalgerichts, das der echte Kolonist jeden Mittag zu sich nimmt. Es besteht zunächst aus seiner Grundlage, dem Reis, dann aber aus einer Unmenge von Zusätzen verschiedenster Art, aus Fleischstücken, Geflügel, Fischen, Eiern, Saucen, Gewürzen usw. Die Diener servieren dieses komplizierte Gericht, indem sie in prozessionsmäßiger Reihe am Gast vorbeidefilieren und die einzelnen Bestandteile darbieten, und der Gast stellt daraus eine individuelle Mischung zusammen. Diese Reistafel ist vorzüglich und bildet auch einen Reiz des so reizvollen exotischen Hotellebens.







Im Heim des englischen Balletts.

Von Bolten-Baeckers.

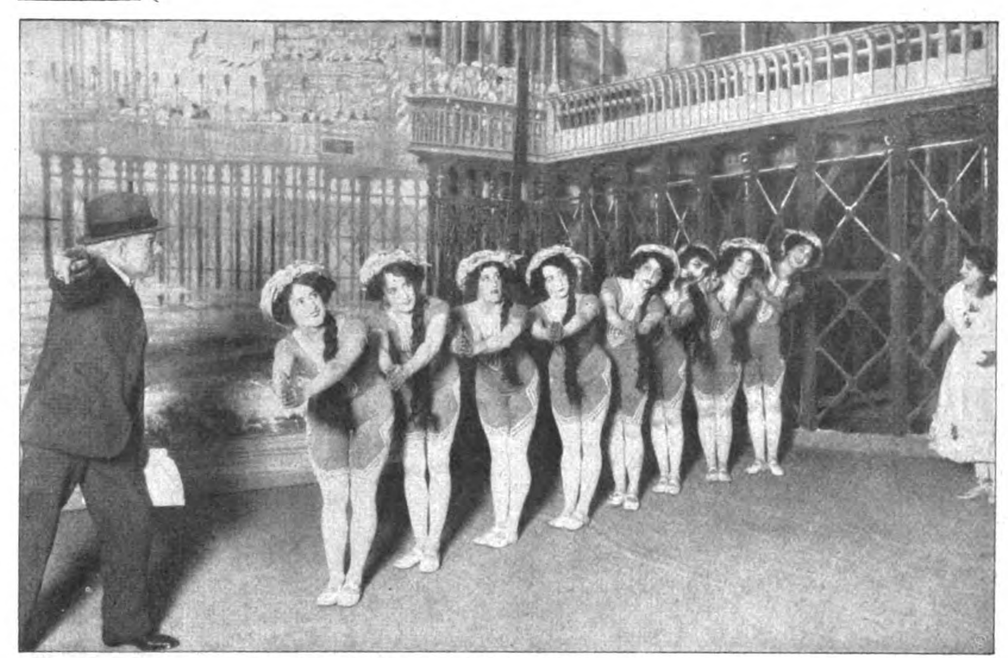
Hierzu 6 Aufnahmen von Jllustration Bureau

Das große Finale.

Leicester Square! Jeder Besucher Londons kennt den wenig anmutigen Platz, in dessen Mitte Shakespeare ziemlich melancholisch von seinem Denkmal herab auf das hastige Treiben der Weltstadt niederschaut. Sein Blick streift ein auffallendes Gebäude in maurischem Stil, das vom Einbruch der Dämmerung an in verschwenderischem Lichterglanz erstrahlt, und vor dessen Eingang in den Abendstunden ein Cab nach dem andern vorfährt. Buntlivierte Portiers sind eleganten Damen und ihren befrackten Begleitern beim Aussteigen behilflich, und in der Vorhalle weisen glattrasierte Diener in Kniehosen und mit gepudertem Haar den Weg. Jetzt geht es zwei Etagen tief in die Unterwelt . . . dann betritt der Ankömmling das Parkett des Zuschauerraums eines prächtigen Theaters. Hübsche schwarzgekleidete Mädchen mit weißen Spitzenhäubchen drücken ihm ein Programm in die Hand, lassen sich dafür einen Sixpence bezahlen, nehmen aber noch lieber einen Schilling und geleiten den freundlichen Spender mit einem reizenden Lächeln höchstpersönlich zu einem bequemen Sessel, in dessen molligen Polstern er behaglich versinkt. Der weißbehandschuhte Kapellmeister erhebt den Taktstock, eine schwungvolle Ouvertüre hallt durch den weiten Raum . . . ein Klingelzeichen: der Vorhang rauscht auseinander! Aber keiner unvergänglichen Dichtung Shakespeares lauschst du hier. Der einsame Mann draußen auf seinem Steinsockel hat mit den Darbietungen dieses Theaters nichts zu schaffen! Du befindest dich in der Alhambra, der ersten Spezialitätenbühne der englischen Metropole, die alle Sterne am Himmel des internationalen Varietés in ihrem Rahmen vereinigt und sich außerdem mit Stolz „das Heim des Balletts" nennt — wohlgemerkt: des englischen Balletts, denn im Reich der Choreographie nimmt die englische Tanzkunst eine ganz eigenartige Stellung ein, und in der Alhambra wird ihr eine äußerst sorgsame Pflege zuteil. Zwar sind die beiden Primaballerinen meist Italienerinnen, die glänzend bezahlt werden und Wochengagen von 25 bis 50 Pfund beziehen, aber der Hauptwert wird auf ein ausgewähltes Corps de ballet gelegt, das namentlich in Charaktertänzen und Evolutionen, die auf disziplinierter Massenwirkung beruhen, ganz Unvergleichliches leistet.



Vor der ersten Ensembleprobe.



Die Badenixen bei der ersten Kostümprobe.

Herzklopfen entgegen und stehen zagend in der Kulissengasse, um den Wink des Meisters abzuwarten, der sie an ihren Platz ruft. Wehe, wer da nicht bei der Sache ist! Erbarmungslos spaziert die unaufmerksame Jüngerin Terpsichores, der ein Platz in der ersten Quadrille angewiesen war, die vorn an der Rampe tanzt, in die allerletzte Reihe ganz hinten am Prospekt. — Was sich inmitten prunkvoller Dekorationen, im Zauberschein magischer Beleuchtungseffekte und in einem Farbenrausch von Seide, Gold und Silber wie tändelnde Spielerei ausnimmt, ist das Werk eisernen Fleißes und mühevoller Arbeit. Wie mancher niedliche Blondkopf, der mit fröhlichem Lachen im Dreivierteltakt oder im two-stepp vor den Augen des bewundernden Publikums vorüberhuscht, hat am Vormittag heimliche Tränen vergossen, weil Curti oder die Tanzmeisterin gar nicht zufriedenzustellen waren und immer und immer wieder an der Stange die Fußspitzen gestreckt und die Gelenke durchgedrückt werden mußten. Aber merken darf es niemand, wenn die Müdigkeit oder

Die englische Tänzerin beginnt ihr Studium frühzeitig und hat eine harte Lehrzeit zu bestehen, da ein Ballettgirl, das seinen Weg machen will, nebenbei auch eine geschickte Gymnastikerin sein muß, um allen Anforderungen ihres Berufs zu genügen. Es gilt auch hier das bekannte Wort: Aller Anfang ist schwer.

Mit vierzehn Jahren — nur in seltenen Ausnahmefällen wird die polizeiliche Genehmigung früher erteilt — darf die junge Balletteleve den ersten „Sprung" vor das Publikum wagen, und am Alhambratheater wacht Ballettmeister Curti, ein wirklicher Künstler seines Faches, mit Argusaugen darüber, daß selbst die jüngste Anfängerin ohne faux pas ihr Debüt absolviert.

Ein Alhambraballett, dessen Spieldauer ungefähr eine Stunde währt, verschlingt ein Vermögen an Ausstattung und erfordert wochen-, ja monatelange Proben. In den Ballettsälen, in allen Ecken und Winkeln der Bühne wird studiert, erst einzeln, dann in Gruppen und endlich im Ensemble. Besonders den ersten Ensembleproben einer Novität sehen die Tänzerinnen mit einem gewissen



Aller Anfang ist schwer.



Die Primaballerina mit ihrem Stab.

die Nervosität drohend naht. Wie beim Photographen lautet beim Ballett selbst, auf den längsten und anstrengendsten Proben, die Devise: Bitte, recht freundlich! Abseits, hinter einem verschwiegenen Dekorationstück, klappt solch ein junges Ding wohl einmal zusammen, erschallt jedoch der Ruf: „Noch einmal!“, dann wird nicht mehr gemurrt, sondern eifrig von neuem angefangen. Die Geduld und der Gleichmut, mit denen die englische Tänzerin Wiederholungen des Arbeitspensums über sich ergehen läßt, sind ganz erstaunlich. Dabei schließt sich oft kurz nach der Probe die Matinee an, die bis gegen sechs Uhr dauert. Um acht Uhr beginnt die Abendvorstellung! Aber was hilft es? Was der Kontrakt verlangt, muß erfüllt werden.

Nur zur Zeit der ersten dress rehursals, der ersten Kostümproben, geht es nicht ohne einige Aufregung ab. Von den acht kleinen Badenixen auf Abb. S. 1702 möchte doch jede zu gern die schönste sein. Da wird in der Garderobe versucht, hier ein paar Schleifchen einzuschmuggeln und dort ein Löckchen der vorgeschriebenen Frisur zu verändern. Aber daß nur nicht der gestrenge Regisseur dahinterkommt! Die Disziplinarstrafen sind unangenehm und werden mit unnachsichtlicher Strenge verhängt.

Tanzen ist das Lebenselement unserer Vettern jenseit des Kanals, und was die Minstrels auf der Straße für eine hingeworfene Kupfermünze leisten, ist oft erstaunlich. Daher darf es nicht wundernehmen, wenn im „Heim des Balletts“ die Anforderungen auf das Höchstmaß hinaufgeschraubt werden. Der Engländer ist verwöhnt, und im Pitt — dem billigen Sitzplatz hinter dem Parkett — und auf der Galerie findet man Sachverständige, die schwerer zu befriedigen sind als das Modegigerl und die Lebedame in der vor-

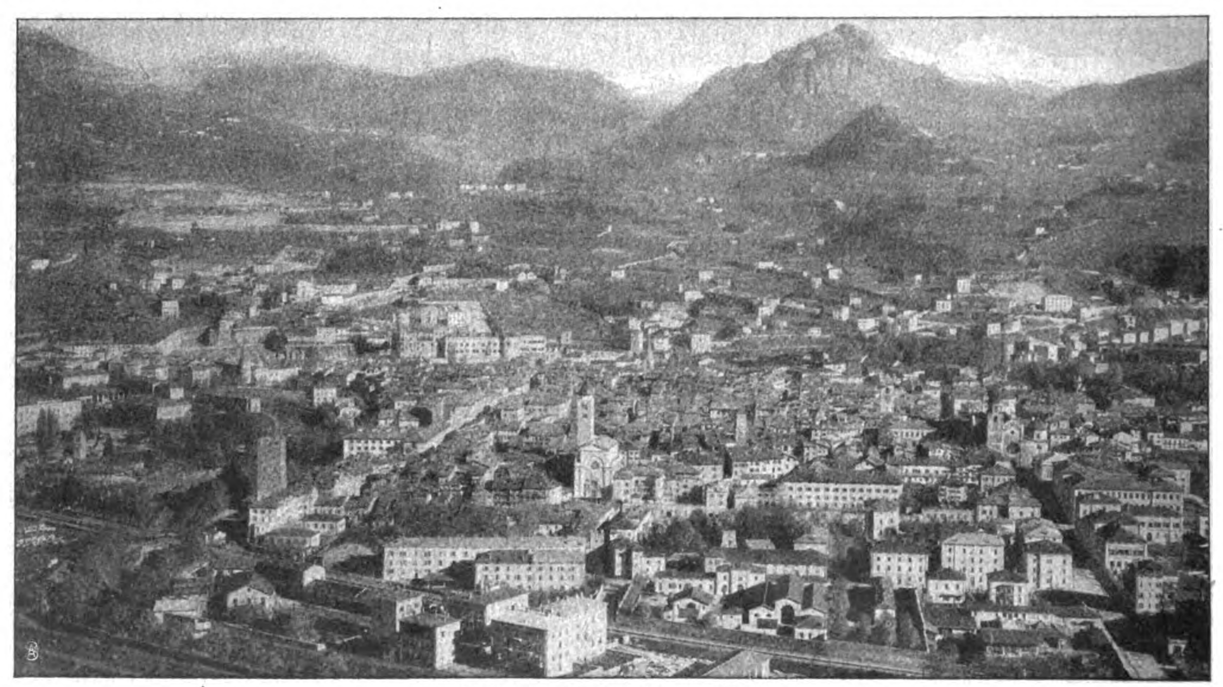
nehmen Proszeniumsloge. Auf den Pitt kommt es an! Der Pitt macht den Erfolg eines Werkes oder lehnt es ab. Ist aber die Premiere glücklich vom Stapel gegangen, beginnt sofort das Kopfzerbrechen: „Was nun?" Und nach wenigen Tagen der Ruhe ertönt im Probiersaal wieder der Ton der Geige, und zierliche Beinchen müssen neue Pirouetten und neue Pas versuchen, denn jetzt heißt es, den soeben errungenen Erfolg das nächstemal noch zu übertrumpfen. — Was die englische Tänzerin vor ihren Kolleginnen der anderen Nationalitäten auszeichnet, ist ihr schlanker Wuchs und das harmonische Ebenmaß der Glieder. Dabei sind die Mädchen nicht nur meist sehr hübsch, sondern viele unter ihnen sind wirkliche Schönheiten, die auch ohne Schminke und Puder im schlichten Probekleid ein Bild vollendeter Grazie bieten. Die jeunesse dorée Londons weiß diesen Wert wohl zu schätzen, aber die koketten Elfen sind klug und vorsichtig. Sonst trüge nicht manches einstige Alhambragirl heute eine Herzogskrone und sauste nicht dort im eigenen Automobil vorüber, wo sie noch vor kurzem bei strömendem Regen in dünnen Schuhen dem Bühnengang zustrebte. Und sieht solch eine moderne Julia an der Seite ihres millionenreichen Romeo im Vorbeifahren schemenhaft Shakespeares Standbild im feuchten Nebel auftauchen, dann denkt sie wohl im stillen: Dear old man, ein Liebesroman kann auch glücklich enden! Man muß nur praktisch sein!

Ein schwieriger Pas.

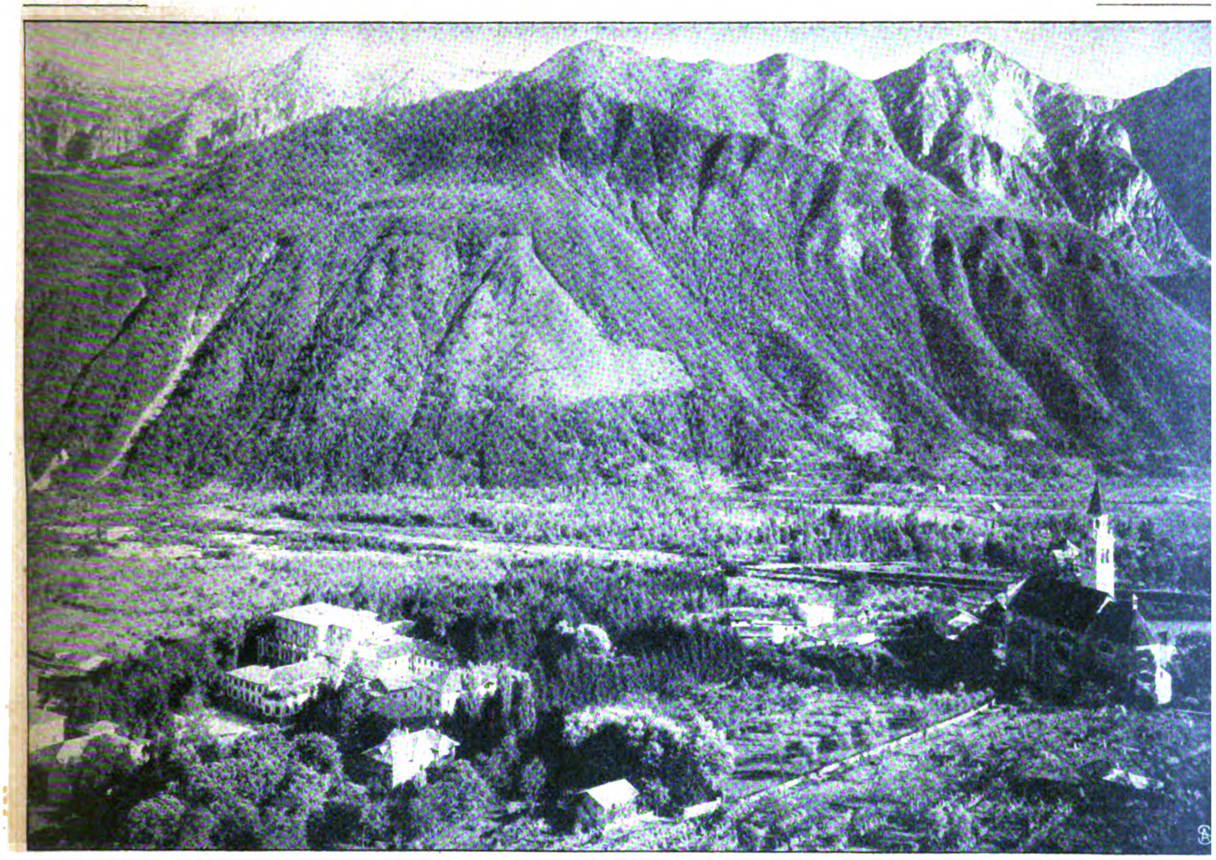
Trient—Bassano—Venedig.

Von Karl Felix Wolff. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Wilh. Müller, Bozen.

Seit dem 21. Juli d. J. verkehren die Schnellzüge zwischen Südtirol und Venedig direkt, d. h. ohne den Umweg über Ala—Verona, auf einer Bahnlinie, die schon im Jahr 1846 projektiert war. Damals hatte sich nämlich in Augsburg eine Gesellschaft gegründet, die eine Eisenbahn nach Venedig bauen wollte. Schon



Trient gegen das Suganer Tal.



Roncegno im Suganer Tal.



Blick auf Roncegno und Borgo.



waren die Pläne entworfen und alle Vorarbeiten abgeschlossen, als die Unruhen des Jahres 1848 die Ausführung unmöglich machten. 26 Jahre lang ruhte das Projekt, dann begann der Kurort Levico dafür Propaganda zu machen. 1879 verständigten sich die österreichische und italienische Regierung, und bald darauf begannen die Oesterreicher mit dem Bau der diesseitigen Teilstrecke, die im Jahr 1896 von Trient bis zur Reichsgrenze bei Tezze dem Verkehr übergeben werden konnte. Weitere 14 Jahre verstrichen, bis auch die italienische Strecke ausgebaut und der Anschluß hergestellt war. Jetzt rollen die Züge direkt aus den Bergen Tirols bis an die blaue Adria.



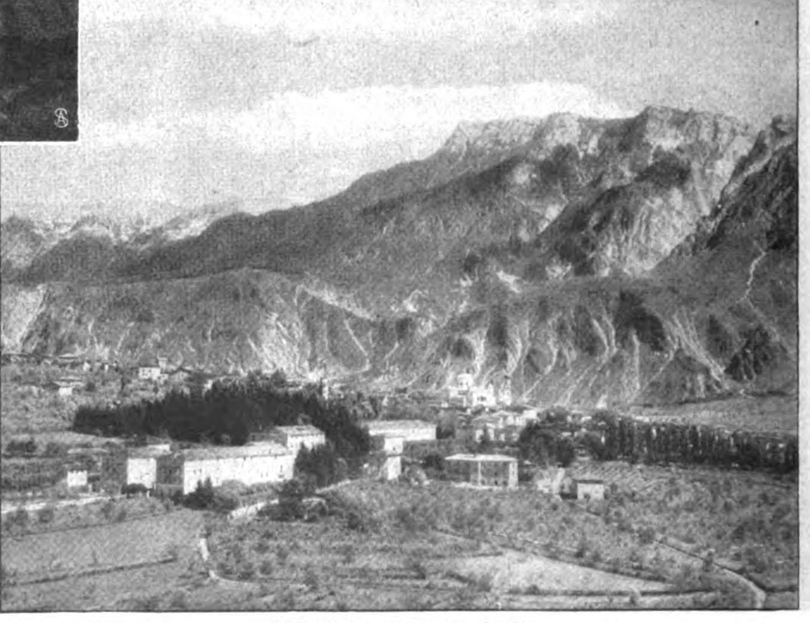
Am Christofer See.



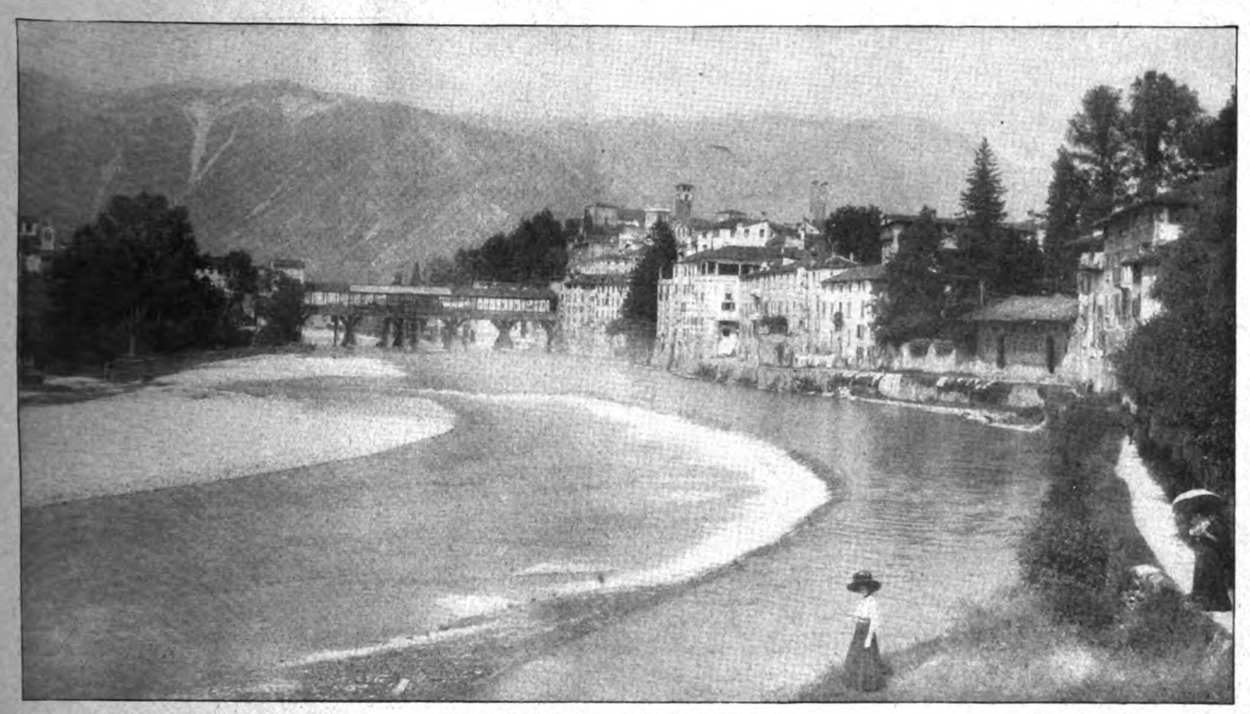
Frau aus dem Suganer Tal
im Nationalkostüm.

Kaum 200 Kilometer sind es, aber selten bietet eine Bahnstrecke so mannigfache Bilder, so wechselvolle Szenerien wie diese. Gleich hinter Trient zeigt sich eine ganz ungewöhnliche Anlage des Bahnkörpers: ein 1500 Meter langer Viadukt mit 122 Bogen quert das reiche, fruchtbare Etschtal und erlaubt herrliche Ausblicke auf die vieltürmige Stadt Trient und auf die prächtige, von hohen malerischen Bergen eingesäumte Ebene. Der Viadukt leitet hinüber auf die villenbesäten Hügel von Povo und Villazzano. Dann wendet sich die Bahn in die enge Felsenklamm der Fersen, die hier den Bergriegel in wilden Stromschnellen und Katarakten durchbricht. Eine ganze Reihe von Tunnels und kleineren Viadukten, mit steten Tiefblicken in Abgründe und gähnende Klüfte, führt uns plötzlich auf das weite Gefilde von Pergine (deutsch Persen).

Besondere Beachtung verdient die großartige Burg Persen, die von ihrem 200 Meter hohen Schloßberg die ganze Umgebung beherrscht und auf eine reiche geschichtliche Vergangenheit zurückblickt. Sie ist wohl gleich dem Schloß Telvana über Borgo römischen Ursprungs, wird aber erst 845 zur Zeit der Kämpfe zwischen Franken und Langobarden erwähnt. Kaiser Konrad II.



Ansicht des Kurortes Levico.



Das italienische Städtchen Bassano.

schenkte sie 1027 dem neugegründeten Fürstbistum Trient. 1356 wurde die Burg von Ludwig dem Brandenburger, dem Gemahl der Tiroler Gräfin Margareta Maultasch, erobert und an die Herrschaft Tirol gebracht. Mit dieser kam sie zu den Besitzungen der Habsburger. Allein 1531 benutzte die Tiroler Regierung Burg Persen als Tauschobjekt und übergab sie wieder den Fürstbischöfen von Trient, die sie nun durch beinah vier Jahrhunderte besaßen. Es sind nämlich erst einige Jahre her, daß eine deutsche Gesellschaft (mit Sitz in München) die Burg angekauft und wieder stilgerecht instand gesetzt hat. Wer sich einen Herren=



Blick auf Carpanè-Valstagna.

sitz im schönsten Teil Südtirols schaffen will, kann es tun, indem er Mitglied der Gesellschaft wird und sich ein Zimmer einrichten läßt. Platz ist noch genug vorhanden.

Durch die Ebene von Persen geleitet uns die Bahn an den anmutigen Christofer See (italienisch: Lago di Caldonazzo), wo der deutsche Ort St. Christof mit seinen Villen und seinem Seehotel in raschem Aufschwung begriffen ist. Mit ihren dunkelbewaldeten Bergen zeigt die Landschaft hier im allgemeinen deutschen Charakter, während ihr die Vegetation des Talbodens, die Windstille und der Farbenreichtum, besonders aber der wunderbar milde, freundliche See doch wieder einen südlichen Einschlag geben. Der größte Teil des Sees und die wertvollsten Uferstrecken sind jetzt in deutschem Besitz. Der Zug fährt am Westufer des Sees entlang, läßt uns die ganze schimmernde Wasserfläche mit den gewaltigen Bergen des Fersentals im Hintergrund schauen und erreicht dann quer durch das breite Tal den berühmten und viel besuchten Kurort Levico. Das dazugehörige Bad Vetriolo liegt 1000 Meter höher in den Buchtungen des Nordgebirges.

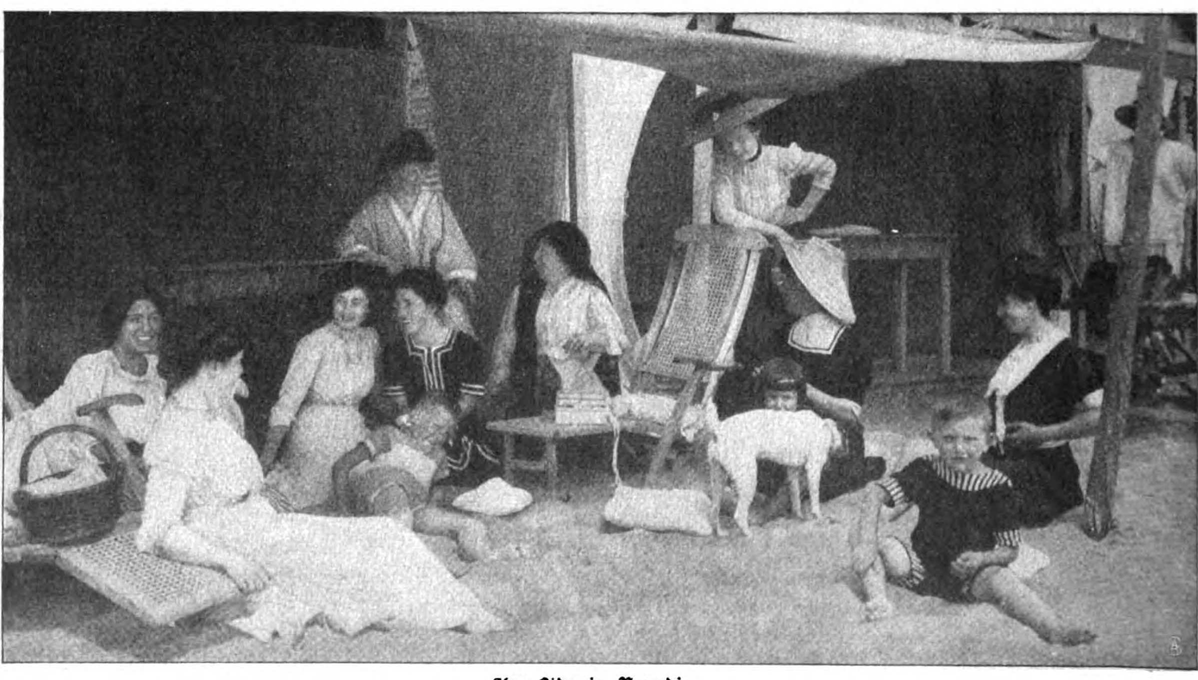


Platz in Bassano.

An einigen kleinen Dörfern vorbei geht die Fahrt zu dem nächsten Kur- und Badeort des Suganer Tals: Roncegno. Beide Kurorte haben Eisen-Arsen-Quellen, und ihre erstklassig ausgestatteten Hotels werden vom vornehmsten Publikum besucht.

Gleich hinter Roncegno liegt Borgo, der volkreiche Hauptort des Suganer Tals. Hier zog die römische Via Paolina vorbei, die ungefähr ebenso verlief wie die neue Bahn. Borgo aber hieß damals Ausugum, und aus Vallis Ausuganea entstand der Name Val Sugana, Suganer Tal. 1796 wurde in Borgo ein französisches Bataillon von einer österreichischen Kompagnie und vom Landsturm der Täler Fleims und Primör überfallen und nach hitzigem Gefecht in die Flucht geschlagen. Borgo selbst ist sehenswert; ein Kanal geht mitten durch den enggebauten Ort und gibt uns schon einen Vorgeschmack von Venedig.

Das Tal verengt sich nun immer mehr und ist bei Tezze, wo die Reichsgrenze es schneidet, fast unbewohnt. Dann kommen wir auf den geräumigen Bahnhof von Primolano, wo sich die Straßen nach Feltre und Bassano gabeln und Panzertürme mit Kanonen von



Am Lido in Venedig.

den Hügeln drohen. Die Felsen werden höher, die Talsohle noch schmäler, lauter rauscht die Brenta — der Zug fährt in den wildromantischen Canale di Bassano. Das ist eine jener tiefen Erosionsfurchen im Kalkgestein, wie sie nur die Venezianischen Voralpen kennen. Von der Witterung zernagt, mit schaurigen Zacken, Klüften und Höhlen, starren die Talwände beiderseits mehrere hundert Meter hoch empor. Inmitten dieser Felsenwildnis lag einst hoch über der Straße, auf schwer zugänglicher, von einem Ueberhang geschirmter Klippe, das feste Schloß Kofel. Als sich Arduin von Ivrea zum König hatte ausrufen lassen, zog Kaiser Heinrich II. mit Heeresmacht gegen ihn und nahm dabei den Weg durch das Suganer Tal. Die Besatzung der Feste Kofel wollte den Marsch des deutschen Heeres aufhalten. Allein nach heftiger Gegenwehr wurde Kofel von den kaiserlichen Kriegern genommen. Die Besatzung entkam angeblich über eine Strickleiter, die von den hohen Felsen herab bis auf den Turm des Schlosses hing. In späteren Jahrhunderten war Kofel (italienisch Cogolo) der Gegenstand endloser Kämpfe zwischen den Tirolern und Venezianern. Erzählungen voll seltener Romantik knüpfen sich an dieses wilde Felsental und an das trotzige Höhlenschloß.

Durch viele Tunnels führt uns die Bahn hart neben dem Fluß an den Stationen Carpanè, San Nazario und Solagna vorüber, worauf sich mit einem Schlag die Torflügel der Bergwelt auftun und Bassano im Kreis seiner Olivenwälder uns begrüßt — ein erquickender Anblick nach der düsteren Felsenöde der Schlucht, die wir durchfahren haben. Bassano ist ein echt italienisches Städtchen mit mancher Sehenswürdigkeit und schönem Rückblick auf die stolzen Gipfel der Alpen. Da hauste einst der Gibelline Ezzelino da Romano, Kaiser Friedrichs II. streitbarer Eidam, der wie kein anderer auf Italiens Fluren für die Hohenstaufen gekämpft hat. 1256 zog er durch das Suganer Tal hinauf, verbrannte fünf seiner schönsten Burgen und eroberte Trient.

Schneller fährt der Zug, denn schnurgerade geht es nun durch die unabsehbare fruchtstrotzende Ebene über Castelfranco nach Mestre, wo man die große Hauptbahnlinie erreicht. Wassertümpel und versumpfte Wiesen werden sichtbar und kündigen die Nähe der Lagunen an. Noch wenige Minuten, dann verläßt der Zug das Festland, Wellen tanzen um den Bahndamm, und vor unseren entzückten Blicken erhebt sich aus der blauen Flut mit rötlich schimmernden Palästen das märchenhafte Venedig „la regina del mare“ (die Meereskönigin).

Auf dem Markusplatz haben wir das Vergnügen, unsern seit 14 Tagen verheirateten Nachbarn und seine junge Gattin anzutreffen, denn welches deutsche Hochzeitspaar reist nicht nach Venedig? Man begrüßt sich aufs herzlichste und verwünscht sich aufs aufrichtigste, denn hier braucht man seine Zeit doch zu etwas anderm als zu einem nichtssagenden Gespräch. Dann wird der Markusturm beguckt, der noch immer nicht fertig ist, obwohl sie schon seit acht Jahren daran arbeiten, und nun geht's in einem flinken Vaporetto nach dem unvermeidlichen Lido. Das ist eine lange Sandinsel, an der die Wellen des Meeres leise plätschern. Groß liegt die blaue Adria vor uns, Gondeln und ferne Segelbarken schwanken durch die Flut, und über dem grenzenlosen Bild wölbt sich der leuchtende, so oft besungene Himmel Italiens.

Jagdgäste.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Unser „Lindenpichl“ beginnt sich wieder zu beleben. Sonst ist es eher fad bei uns, aber zur Jagdzeit kommen immer eine Menge Gäste, und nun werde ich bei allem dabei sein, weil ich jetzt erwachsen bin. Gestern habe ich das erstemal an der Abendtafel speisen dürfen und habe nicht mit den Kindern um neun Uhr schlafen gehen müssen. Als es Zeit war, sich umzuziehen, finde ich in meinem Zimmer ein neues rosa Batistkleid, und Mamas Kammerjungfer ist bei meinem Toilettetisch gestanden, hat meine Kämme und Bürsten inspiziert und hat erklärt, daß sie mich jetzt auch alle Tage frisieren muß. Mit dem Kleid hatte ich eine Enttäuschung. Es war so lang und eng, daß ich es am liebsten wieder ausgezogen hätte. Und ein Mieder mußte ich dazu tragen, das mich beim Essen gedrückt hat. Auf das Essen habe ich mich nämlich am meisten gefreut, weil wir Kinder am Abend nur eine Milchspeise und Obst kriegen. Nun hätte ich alle die Herrlichkeiten nach Herzenslust genießen können, wenn meine Taille nicht so eng gewesen wäre, und mein Tischnachbar hat mich auch gestört, weil der immerfort hat reden wollen. Ich wäre auch viel lieber neben meinem Cousin Pepi gesessen, der immer schon ein anständiger Mensch war und sich zu uns Kindern nett benommen hat. Er ist jetzt plötzlich sehr spaßig zu mir, so zeremoniös, als ob ich eine der drei alten Tanten wäre, die bei uns in „Lindenpichl“ leben und immer beleidigt sind, daß man nicht genug Rücksicht auf sie nimmt. Neben dem Pepi ist eine Witwe gesessen, eine Frau von Kastanie. Eine alte Dame, die mir nicht gefällt. Sie soll geistreich sein und hat ein brennrotes Kleid angehabt. Der Abend nachher war langweilig. Wenn ich etwas gesagt habe, haben alle Leute gelacht. Die Tanten haben Französisch zu mir gesprochen, trotzdem sie sehr genau wissen, daß ich den „Ploetz“ in einer Bodenkiste verpackt habe und fremde Sprachen nicht mag. Der Pepi hat immerfort mit der alten Dame in Rot geplauscht. Ich habe Albums angeschaut, und als es neun Uhr war, bin ich gräßlich schläfrig geworden. Aber ich habe standgehalten und die Augen aufgerissen, wenn sie mir zugefallen sind, weil ich jetzt erwachsen bin.

* * *

Ich weiß nicht, aber ich muß sagen, daß ich mir das Erwachsensein bedeutend netter vorgestellt habe. Die Großen nehmen mich noch nicht ernst, und meine jüngeren Geschwister wollen jetzt auch nichts mehr von mir wissen, sperren ihr Spielzimmer vor mir ab und nennen mich einen eingebildeten Esel. Die Mama hat keine Zeit für mich, wenn das Haus voller Gäste ist, die Tanten haben immer an mir zu penzen, aber am



ekelhaftesten ist der Pepi. Der tut einfach, als ob ich Luft wäre. Wenn ich ihn etwas frage, lächelt er zerstreut vor sich hin und gibt keine Antwort. Wenn ich ihn auffordere, unsere Lieblingsplätze im Park zu besuchen, hat er keine Zeit, und bei den Mahlzeiten, wo ich ihn immerfort beobachte, schaut er kein einziges Mal nach mir hin. Gestern habe ich mich mit unserm Dackel im Park versteckt, wo mich niemand sucht, und wie der Waldi mich so gut und treu angeschaut hat, habe ich angefangen ihm zu erzählen, wie schlecht man mich jetzt behandelt, und dabei sind mir die Tränen gekommen. Ich war ganz verweint, als ich beim Essen erschien, und meine rote Nase hat geleuchtet, obwohl ich sie tief in den Teller steckte.

„Was hat denn unser Backfischerl?" fragte Frau von Kastanie, als ich ihr nach Tisch die Hand küßte. Sie entzieht mir übrigens immer die Hand und gibt mir einen grausligen Kuß, der nach Puder und Parfüm riecht. „Nichts habe ich," entgegnete ich, „nur ein bißchen Migräne", und bin schnell weg von ihr, daß sie mich nicht weiter in ein Gespräch verwickeln kann. Aber der Pepi scheint gern mit ihr zu plauschen. Ich habe ihn noch nie an der Seite einer andern Dame gesehen. Und als am Abend getanzt wurde, traue ich meinen Augen nicht, da hat er mit ihr getanzt, obwohl sie sicher vierzig Jahre alt ist und unserer Mama so etwas nie einfiele.

* * *

Heute war der erste Jagdtag. In aller Früh hat uns der Sohn des Gärtners geweckt, der gerade vom Militär zurück ist und laut blasen kann. Die Herren haben gemeint, daß das nur Kavalleriesignale wären, aber das macht nichts, es war doch hübsch und feierlich. Wir haben uns alle mit Toilette und Frühstück getummelt und versammelten uns in der Halle; die Herren haben sehr verwildert ausgeschaut, und die Damen waren auch in Loden und runden Hüterln. Nur die Frau von Kastanie war wie ein Gigerl gekleidet, und ihre Stiefeln müssen zu eng gewesen sein, denn so kleine Füße hat kein Mensch. In Breaks sind wir abgegondelt, und zufällig kam ich neben Pepi zu sitzen. Ich habe mich bemüht, eine Konversation zu machen wie die Frau von Kastanie, habe von der Oper in Wien gesprochen, die ich nie betreten habe, von Büchern, die ich nie gelesen habe, dann bin ich auf Landwirtschaft gekommen, wo ich schon besser Bescheid weiß, und zuletzt war mir ganz warm und gemütlich zumute, und ich habe geplauscht, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Der Pepi hat ganz nett zugehört. Und als wir ausstiegen, bin ich vom hohen Wagen herunter direkt in seine Arme gesprungen, und wir haben beide riesig gelacht. Das war ein einzig schöner Tag. Ich bin durch dick und dünn an seiner Seite gelaufen, und weil ich so gute Augen habe, habe ich ihm immer gleich gesagt, wo die Hühner aufsteigen. Es war damisch heiß, und die Luft hat einen rein betrunken gemacht, so prächtig war das Aroma von Wald und Wiese. Wenn wir die Kukuruzfelder durchquert sind, hat es gerauscht und geknarrt, und wir sind auch an einen breiten Bach gekommen, bei dem ich mir früher Schuhe und Strümpfe auszog, um ihn zu durchwaten. Gerade als ich studiert habe, ob man das kann, wenn man erwachsen ist, hat mich mein Cousin beim Gürtel gepackt, er selbst ist mit seinen Stiefeln mitten im Wasser gestanden, und drüben war ich. Ich war verdutzt, daß er so stark ist. Er sieht ganz schmal und feinknochig aus, als ob ihn der Wind umblasen könnte. Nur seine Stimme ist laut und patzig, als ob sie aus einem dicken, großen Menschen käme, und hat etwas Kommandierendes im Ton, das mich oft geärgert hat. Aber heute haben wir uns gar nicht gerauft, und bei Tisch bin ich wieder neben ihm gesessen (im allgemeinen Trubel habe ich das schlau so eingerichtet), habe ihm die größten Stücke Suppenfleisch aus der Terrine gefischt und sonst für ihn gesorgt. Wir haben in einem Zelt (in unsern Wappenfarben) gespeist, das im Jagdterrain aufgeschlagen worden war. Am unteren Ende der Tafel saß der Förster mit seinen Leuten, und vor dem Zelt waren unsere Hunde und heulten jämmerlich, weil die Dorfkünstler, die die Tafelmusik zu besorgen hatten, sehr gefühlselig dudelten. Aber es war doch gräßlich nett. Und die Landschaft lag so ruhig und schön und dampfte in der Mittagsglut, als ginge es noch gar nicht dem Herbst zu. Nach dem Mittagsmahl gingen wir Damen nicht mehr mit den Jägern hinaus. Wir saßen im Park mit unsern Handarbeiten und erwarteten die Rückkunft der andern. Ich hatte neben Frau von Kastanie Platz genommen und war sehr höflich mit ihr, weil der Tag so hübsch gewesen, und weil ich überhaupt froh und munter gestimmt war, daß ich heute alle Welt hätte umarmen können. Es ist merkwürdig, wenn man Frau von Kastanie näher anguckt, ist sie beinah schön und sieht gar nicht so alt aus, wie sie ist. Ihr Gesicht ist sehr weiß, und die Augen sind groß und traurig.

* * *

Ich folge der Frau von Kastanie auf Schritt und Tritt, habe sie nach ihrem Parfüm gefragt, und Mamas Kammerjungfer muß mir das Haar tief in die Stirn kämmen, wie sie es trägt. Ich flicke einen Polster für sie, und sie borgt mir von ihren Büchern. Wir sind sehr intim geworden. Es ist schon oft vorgekommen, daß eine Freundschaft mit Antipathie begonnen hat. Zum Kugeln ist der Pepi. Er ist, glaub ich, wütend, daß ich immer an Frau von Kastanies Seite bin, weil er nicht mehr mit ihr tuscheln kann. Ich lasse mich aber nicht vertreiben, und so lieb war noch niemand mit mir wie diese Dame, die mich behandelt, als ob ich ihre Freundin wäre und nicht ein dummes, ungebildetes Landmädel. Eine unserer Tanten hat mich neulich beiseite genommen und hat mir gesagt, ich solle mich meiner neuen Freundin nicht zu auffallend anschließen, weil sie kokett sei und eine Flirt. Das ist natürlich bloß eine Eifersüchtelei von der alten Schraube, denn Frau von Kastanie benimmt sich tadellos, und wenn ihr die Herren den Hof machen, ist das nur selbstverständlich. Wir drei Hauskomtessen, dick und pausbackig, wie wir sind, mit unserm faden, weizenblonden Haar, schauen direkt ordinär neben ihr aus. Sie spricht fünf Sprachen. Es ist zum Weinen, wie ungebildet man gegen so jemand ist. Ich habe heute meine französische Grammatik hervorgekramt und nehme mir fest vor (ich habe mir das große Ehrenwort gegeben!), alle Tage eine Uebung zu machen.

Heute habe ich den Vormittag in Frau von Kastanies Zimmer verbracht. Eigentlich ist es eins unserer Gastzimmer, weder sehr hübsch noch elegant, mit enormen Birnbaumkasten, japanischen Tapeten, einem kugelhupfrunden Kachelofen, Stühlen mit lyraförmigen Lehnen und Tischen mit Spinnenbeinen. Seit Frau von Kastanie



es bewohnt, ist es einfach nicht zu erkennen. Alles ist voller Blumen; der Gärtner scheint ihr mehr heraufzuschicken als den anderen Damen. Oder pflegt sie sie mit solcher Liebe, daß die alten auch immer noch frisch aussehen? Dazu liegen eine Menge wunderhübscher Dinge umher, aus Gold, Email, Schildpatt — alles, was sie zur Hand nimmt, ist raffiniert und elegant, wie ich es noch nie gesehen habe. Sie ruhte auf der Chaiselongue in einem Schlafrock, von dem ich nicht einmal die Farbe anzugeben wüßte: eine Mittelnuance zwischen meinen Korallen, den gelben Lampenschirmen im großen Salon und den Rosen, wenn sie schon ein bissel welken. Wir haben ein sehr vernünftiges Gespräch miteinander geführt. Sie hat eine eigene Art zu reden, so etwas Seltsames, Lockendes, das in einem alles mögliche Tiefe, Warme und Gute wachruft, das man ausspricht, ohne zu wissen, woher es einem plötzlich auf die Zunge kommt. Ich sagte ihr, daß mein höchster Wunsch sei, ihr ein wenig ähnlich zu werden, daß ich nun täglich im geheimen Französisch triebe, und später, wenn die Gäste weg sind, wolle ich es mit der italienischen Sprache versuchen.

„Sie will ja eine kleine Gelehrte werden," lachte meine Freundin, „aber es ist ein mißliches Ding mit den Sprachen, wenn man keine Gelegenheit hat, sie zu üben." — „O, ich kann ja mit dem Pepi sprechen, er kommt auch unterm Jahr uns besuchen — und am meisten freut's mich an der Lernerei, was für ein dummes Gesicht er machen wird, wenn ich ihn auf einmal im korrektesten Französisch oder Italienisch anspreche!"

Frau von Kastanie meinte, die Sonne sei stechend; ich ließ das Rouleau herab, sie drehte sich auch ein wenig zur Wand, denn ich glaube, sie hatte Migräne — als ich sie aber verlassen wollte, hielt sie mich zurück und hieß mich von Pepi erzählen. Und das tat ich natürlich. Ich erzählte ihr von allen ausgelassenen Streichen, die wir miteinander, als ich noch ein Kind war, vollführt haben. Ich glaube, ich habe ihr eine Glockenstunde vom Pepi erzählt, denn plötzlich hörte ich das erste Gongzeichen, das zum Lunch rief. Da sagte Frau von Kastanie: „Mir scheint, du hast deinen Vetter recht lieb?" — „Gräßlich lieb!" entgegnete ich unbedacht; denn ich habe mich nachher geschämt. Ich bin schnell davongelaufen, aber sie ist nicht zum Frühstück erschienen. Es fiel mir dann ein, mit welcher leisen, gedrückten Stimme sie gesprochen hatte. Sie hatte sicher dämonische Kopfschmerzen, und es war rücksichtslos von mir, ihr so viel vorzuschwatzen.

* * *

Heute habe ich mit Pepi eine Rauferei gehabt. Frau von Kastanie ist auf einmal weniger nett zu mir. Sie ist viel auf ihrem Zimmer, und wenn ich sie besuchen will, sagt sie, daß sie Briefe zu schreiben hat. Ich mopse mich sehr. Die andern Leute, die wir hier haben, sind mir ganz egal. Meine französische Grammatik habe ich auf den Boden hinaufgetragen und wieder zurück in die Kiste gepackt. Ich werde mir nicht auf meine alten Tage mit überflüssiger Lernerei den Kopf zerbrechen. Von unserm Boden hat man die schönste Fernsicht, so weit, so weit, daß man am liebsten eine der kleinen Schwalben sein möchte, um in diese Helle und Weite hineinzufliegen. Die Schwalben umkreisen jetzt beständig den Kirchturm, der aus den Parkwipfeln auftaucht, und werden nächstens nach dem Süden reisen. Unsere Gäste werden auch bald wieder fort sein und mit ihnen die vielen fremden Koffer, die hier ringsum aufgestapelt sind. Ich werde froh sein, wenn das Haus wieder leer ist, und doch hatte ich mich auf die Jagdzeit so damisch gefreut. Aber das weiß ich schon, seit ich erwachsen bin, daß das Leben viel merkwürdiger ist, als man glaubt. Wenn das Herz noch so voller Erwartung und Freude ist — auf einmal ist nichts mehr drin als eine wehmütige Leere. Gegen Abend habe ich mich in das Kinderzimmer geschlichen. „Que faites-vous là?" schnauzte mich die Mademoiselle mit ihrem Bierbaß an; aber die Bora, die netteste von uns Geschwistern, die immer sanft und freundlich ist, hat mir ihr altes Holzpupperl gebracht, damit ich ihm Kleider nähe. Ich bin mit Feuereifer an die Arbeit gegangen. Und weil ich mich nützlich gemacht habe, haben die Kinder nicht geschimpft, daß ich bei ihnen gesessen bin. Ich habe auch mit ihnen soupiert, Grießgasch und Weintrauben. Ich möchte wissen, ob Pepi es überhaupt bemerkt hat, daß ich oben an der Abendtafel fehlte.

* * *

Heute habe ich mich wie ein dummes Kind mit Puppenarbeit vergnügt, und heute haben sich Dinge ereignet, die mir für immer im Gedächtnis bleiben werden. Natürlich verlöschen sich die Eindrücke nach und nach, und mit der Zeit werde ich vielleicht wieder froh und lustig werden. Aber nach dem heutigen Tag werde ich doch nie wieder ganz die gleiche sein, die ich war. Ich werde trachten, hier in meinem Tagebuch alles aufzuschreiben, genau wie es sich abgespielt hat. Also angefangen hat es damit, daß es entsetzlich goß. Wir waren alle in der Halle versammelt. Meine Schwestern haben sich die Cour machen lassen, die Mama hat Patience gelegt, die Tanten haben Rheumatismus gehabt vom schlechten Wetter und haben gesagt, daß die moderne Zeit keine Ehrfurcht vor dem Alter kennt. Die Herren haben geraucht, und mitten unter ihnen ist die Frau von Kastanie gesessen und hat gestrickt, aber auf eine komische Manier, indem sie eine Stricknadel in ihrem Gürtel befestigt hatte. „Das ist italienische Sitte", sagte mir der Pepi, der heute sehr gnädig mit mir war. Er hat immerfort Späße getrieben und war so nett, als ob wir uns gestern nicht im mindesten gerauft hätten. Plötzlich beginnt er: „Du, Dundy, ich habe eine Bitte; du entwickelst so sauber photographische Aufnahmen, während ich nie Geduld habe und alles verpatze; ich möchte dir meine Films anvertrauen." — „Her damit!" sagte ich und war ganz glücklich, ihm beweisen zu können, daß ich ihm seine gestrigen Grobheiten nicht nachtrage. Er übergab mir die Films, und ich zog mich in die Dunkelkammer zurück und arbeitete im Schweiß meines Angesichts. Denn der Pepi ist ein Riesenfaulpelz und hat nur darauflosphotographiert und nichts entwickelt. Zum Lunch kam ich erhitzt, zerzaust, mit schmierigen Händen. Die Mama hat gesagt, daß aus mir nie eine Dame wird. Gleich nach der Abfütterung bin ich wieder verschwunden und habe bis spät in den Nachmittag weitergearbeitet. Als ich fix und fertig war, mir eine verbotene Zigarette anzündete, ein Lied pfiff und mich nach der Halle aufmache, fällt es mir ein, den Weg über den Bibliotheksaal einzuschlagen, um dort meine Zigarette auszurauchen. Als ich die Portiere zurückschlug, sehe ich — nein, ich habe wirklich nichts gesehen, denn das Herz ist

mir stillgestanden vor Schreck, und dann sind mir gleich die Tränen in die Augen getreten. Denn im Bibliotheksaal, wo nie jemand drin ist, saß Frau von Kastanie, und Pepi kniete vor ihr, und sie streichelte seinen Kopf und sagte immer wieder: „my poor boy!" Das habe ich davon, wenn ich keine fremden Sprachen kann; ich hatte keine Ahnung, was das heißt. Aber so viel habe ich gleich gewußt, daß der Pepi ganz außer sich ist, denn es hat ihn gebeutelt, als ob er schluchzen würde. Sein Gesicht habe ich nicht gesehen, denn das lag in ihrem Schoß, und sie hat ihn immer nur gestreichelt. Sie hat sehr ruhig und sehr traurig ausgesehen.

Ich bin still davongeschlichen und habe stundenlang vor mich hingegrübelt. Ich weiß jetzt schon, wie die Dinge zusammenhängen. Und ich werde morgen zur Frau von Kastanie gehen.

* * *

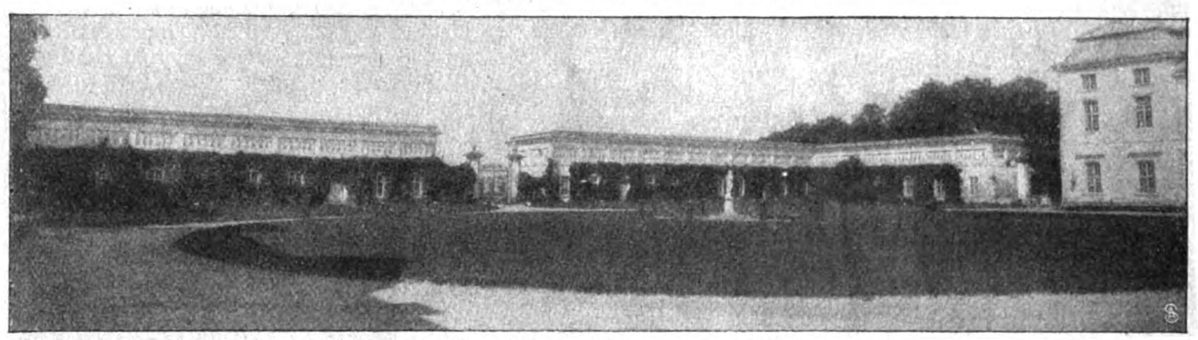
Den halben Vormittag bin ich im Korridor vor ihrer Tür herumgestrichen und traute mich nicht anzupochen. Endlich habe ich mir ein Herz gefaßt und bin hineingegangen. Sie ist unter ihren Koffern gestanden, und ihre Jungfer hat eingepackt. „Ich muß Sie allein sprechen", flüsterte ich Frau von Kastanie zu und fühlte, wie mir alles Blut zu Herzen schoß. — „Nanu, kleines Mädel, was haben wir denn für große Schmerzen?"

Da bin ich ihr um den Hals gefallen und habe statt aller Antwort gräßlich zu weinen angefangen. „In diesem Haus muß man immerfort Unglückliche trösten; gestern habe ich dem großen, dummen Jungen, dem Pepi, begreiflich machen müssen, daß er trotz ihrer Borstigkeit Hoffnung auf das Herz seiner ungnädigen Cousine zu haben scheint. Heute will sie mir vermutlich ihren Liebesgram beichten. Kinder, ich verdufte! Macht das allein miteinander aus. Oder zieht die Mama und die Tanten zu Rat. Ich bin zu wenig alt oder zu alt — wie man's nimmt. Ich will davon nichts wissen. Uebermorgen setze ich meinen Fuß auf eine Jacht und segle in die blaue Adria hinein. Bin dann selbst nichts anderes als ein Sonnenstäubchen, ein Tropfen salziger Gischt, eine schneeweiße Möwe, eine rosenrote Abendwolke oder ein Bündel schillernder Meertang, das sachte vorbeischwimmt. Nur durch den trunkenen Blick des Auges leben und die Ohren öffnen den brausenden Chorälen von Wind und Woge — wie da aller Gefühlsdusel zerflattert, zerpflückt wird wie ein nichtiger Kranz —"

Ich stand wie versteinert. Ich war gekommen, ihr zu sagen, daß sie Pepi heiraten müsse. Mein unvorsichtiges Geständnis, daß ich ihn gräßlich liebhabe, soll ihr nicht im Weg stehen. Aber nun schien sie sich gar nichts mehr aus ihm zu machen. Sie phantasierte von ihrer Reise und hatte rosige Wangen. Da ballte ich die Fäuste und verschluckte, was ich hatte sagen wollen, und bald nachher verließ ich das Zimmer. Auch mein Abschied von Frau von Kastanie fiel frostig aus. Es wäre viel anständiger gewesen, wir hätten uns ausgesprochen, von Frau zu Frau; so aber hat sie mich nur als Kind betrachtet, dem sie vielleicht ein schweres Opfer brachte — oder mag sein, ist sie gern auf und davon in die Weite, die sie anzieht, wie neulich mich, als ich von der Dachluke den Schwalben nachblickte. Freilich, wie schwer war mir das Herz — und ich möchte wissen, ob die Fremde immer nur lockt, wenn man einsam und traurig ist?

Ein Herrensitz in Wolhynien.

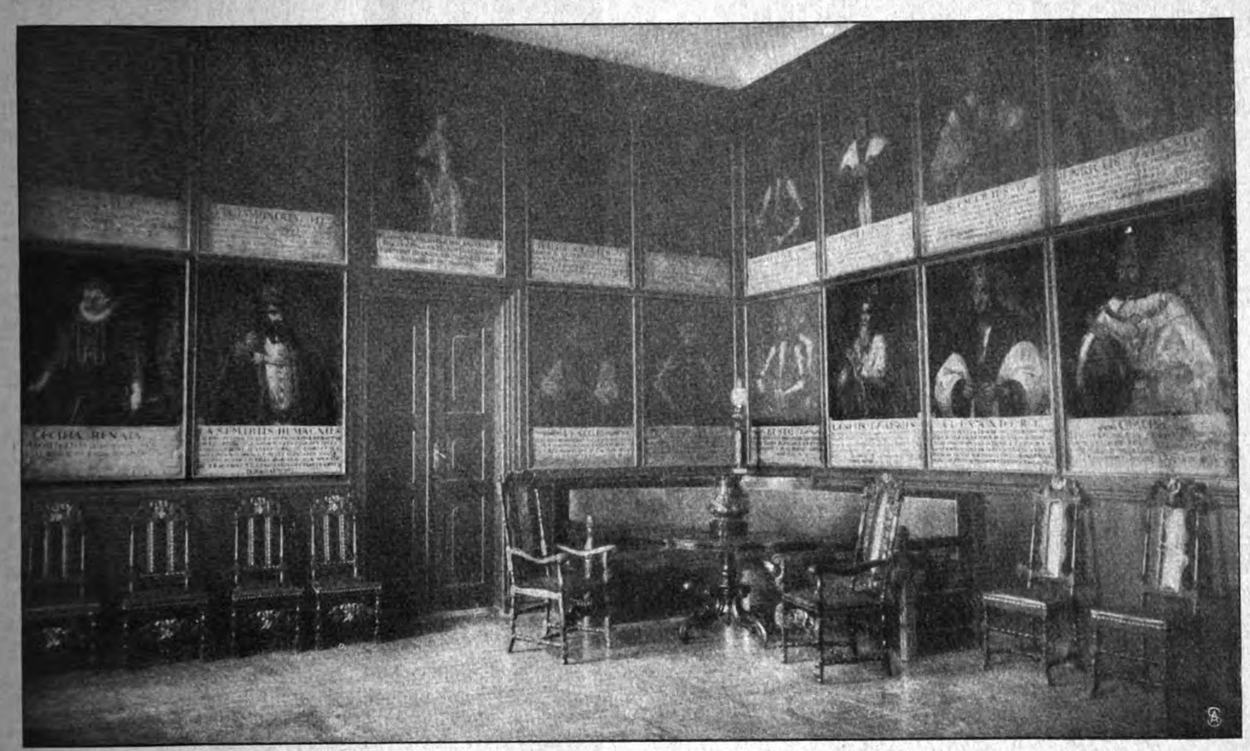
Von Fritz Volk. — Hierzu 6 Aufnahmen.



Ehrenhof des Schlosses Wichnewetz in Wolhynien.

Um kurz unsere geographischen Kenntnisse aufzufrischen: Wolhynien ist das nördliche der zwei russischen Grenzgouvernements, die an Galizien, also Oesterreich, stoßen. Reich gesegnet mit Waldungen, die von üppigen Getreidefeldern oder Tabakpflanzungen unterbrochen werden, steht es in großer Blüte. Von Lemberg aus nur wenige Stunden entfernt, ziehen zwei internationale Bahnlinien durch das wellige Grenzland: die Strecken Wien—Krakau—Kiew über Radsiwilow und Wien—Krakau—Odessa über Podwolozyska.

In den Westdistrikten Wolhyniens hat zunächst Kremenez, das in einer Höhe von 450 Meter zwischen Ausläufern der Karpathen malerisch gelegen ist, als Garnison (ein Regiment Infanterie und ein Regiment Kavallerie) eine gewisse Bedeutung. Hart an das Städtchen gedrängt, ragt eine steile Feste, von Ruinen gekrönt: Burgüberreste eines im Jahr 1320 von Gedymin, dem litauischen Großfürsten und Eroberer Wolhyniens, an Georg Narymundowicz verliehenen stolzen Schlosses, das später, 1536, durch die Polenkönigin Bona Sforza restauriert wurde, dann aber im Lauf der Jahrhunderte in jämmerlichen Verfall geriet. Im Ort Kremenez wohnen außer den Behörden und dem Militär fast ausschließlich Juden, in kleinen, nach orien-



Das Porträtzimmer der polnischen Könige im Schloß Wichnewetz.



Vor dem Pavillon im Park des Schlosses Wichnewetz.

Sitzend: Großfürst Boris und Jonkheer van der Hoeven. Stehend (von links nach rechts): Exz. Mme Demidoff, geb Trépoff, Schloßherrin; Gräfin Joseph Potocka, geb. Prinzessin Helene Radziwill; Rittmeister Friederici, Adjutant des Großfürsten; Päpstl. Kämmerer Pogorski; Graf Etienne Przezdziecki; Exz. de Castro, portug. Gesandter am russischen Hof; Marquis Zarifi; Mme Friederici, geb. Prinzessin Ruffo; Exz. Paul Demidoff, Schloßherr, Kammerherr und Adelsgroßmarschall von Wolhynien.

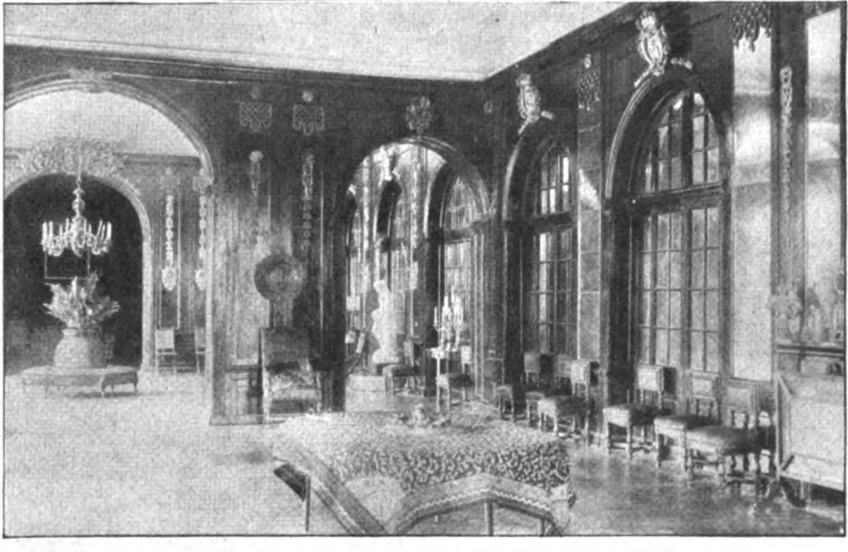
talischem Muster gebauten und bunt bemalten Holzhäuschen: in Smyrna oder Galata sieht man die gleiche Art.

Knappe zwei Stunden führten mich auf leidlich gut federndem Wagen (mit jüdischem Rosselenker) nach dem historischen Schloß Wichneweß. Von seinem prächtigen, selten schönen Park aus kann man die Größe und Ausdehnung des mächtigen Baues durchaus nicht voraussehen. Plötzlich aber fährt man durch eins der zahlreichen Gittertore, die allein schon Kunstwerke sind, in den weit ausgestreckten Ehrenhof ein und hat nun den überraschend großartigen Bau vor Augen.

Im Jahr 1685 vom König Johann Sobieski (1674 bis 1696) für dessen Neffen, den Fürsten von Wichneweß, erbaut, dessen Väter bereits 1463 in Wichneweß, etwa gegenüber dem jetzigen Schloß, ansässig waren, erbte im Jahr 1744 die Gräfin Zamoiska, die Tochter des letzten Fürsten von Wichneweß, den väterlichen Besitz; durch Heirat ihrer Tochter mit dem Grafen Mniszek kam Wichneweß an die Mniszek; schließlich gelangte im Lauf des vorigen Jahrhunderts die Herrschaft an die Demidoff, deren Name auf dem ganzen europäischen Festland ja genugsam bekannt ist.



Blick in die Bibliothek.



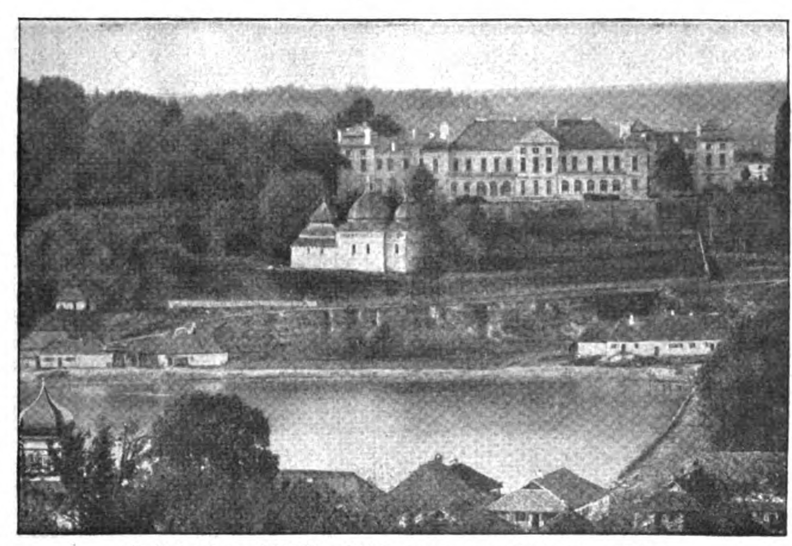
Der große Speise- oder Spiegelsaal im Erdgeschoß.

Der gegenwärtige Besitzer Paul Alexandrovitch Demidoff ist Kammerherr und Adelsgroßmarschall von Wolhynien. Ihm verdankt Wichneweß sozusagen seine Wiedererstehung zu neuem Glanz, denn überall finden sich die Spuren geschmackvoller und im Geist früherer Jahrhunderte gehaltener Restaurierung, die er veranlaßte. Ein Intendant, das frühere Stadthaupt von Kremenez, ging ihm hierbei zur Hand und leitet den ganzen weitverzweigten Haushalt.

Die Innenräume des Schlosses sind durchweg auf das wohnlichste eingerichtet und enthalten neben antiken Möbeln, kostbaren Tapisserien und Gemälden sämtliche Einrichtungen der neusten Zeit. Man zählt allein etwa zwanzig Badezimmer, helle, große Räume, in Weiß gehalten. Besonders interessant sind das Haupttreppenhaus, ein Eingangsaal und mehrere andere Räume, deren Wandung 44 000 Stück eingemauerte Delfter Kacheln aufweisen in eigenartiger und wundervoller Zeichnung des 17. Jahrhunderts.

Das Juwel des Schlosses aber ist der große Eß- oder Spiegelsaal im Erdgeschoß, mit Galerie und Vorsaal, eichengetäfelt, mit goldenen, diskret angebrachten Motiven und Waffen; eine wahre Sehenswürdigkeit, um derentwillen sich die Fahrt nach Wichneweß allein schon lohnt. Interessant sind ferner der Porträtsaal der polnischen Könige, die Bibliothek (die auf den ersten Blick aber kaum als solche zu erkennen ist, da die ganze Bücherei in eichenen Wandkasten aufgenommen ist) und die sogenannten „Kaisergemächer“. Denn außer Peter dem

Großen, der 1708 während des Nordischen Krieges vorübergehend hier geweilt, wurde dieses Schloß auch von Katharina der Großen zu einer Zusammenkunft erwählt, die auf ihr Geheiß Anno 1791 der damalige Zessarewitsch und spätere Kaiser Paul, begleitet von seiner Gemahlin Maria Feodorowna, geborenen Prinzessin von Hessen, mit dem König Stanislaus August Poniatowski hatte.



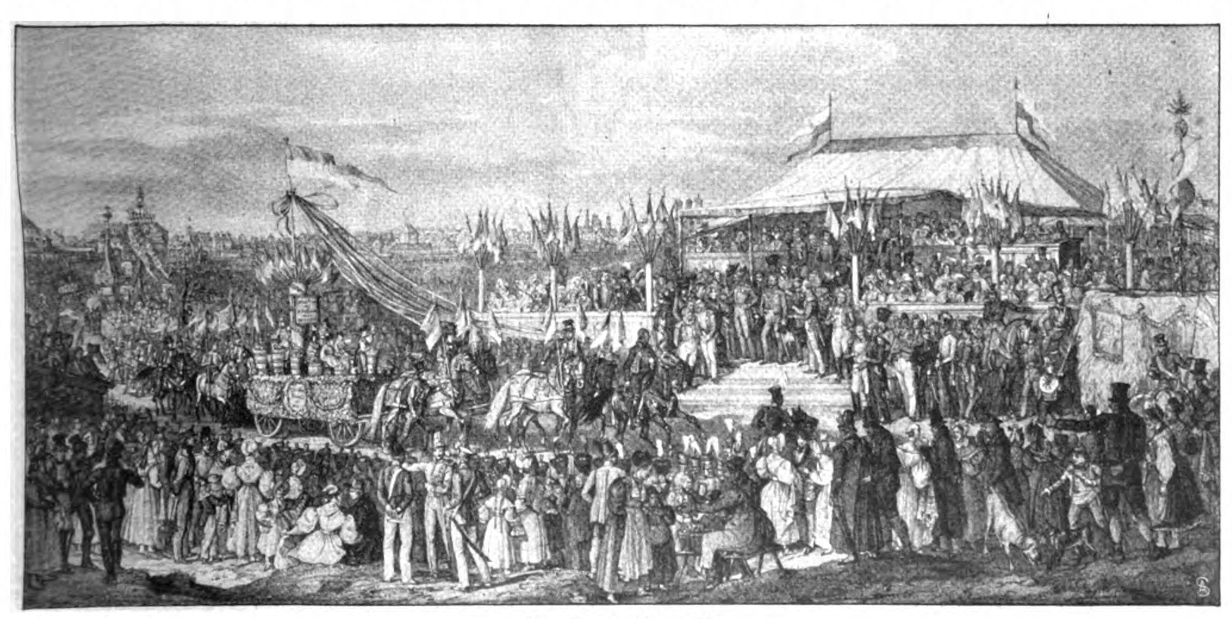
Fassade des Schlosses Wichnewetz, vom Ort aus gesehen.

Aber auch in unsern Tagen ist dieses Schloß ein von hohen Herrschaften gern besuchter Landaufenthalt geblieben. So war vor kurzem der Großfürst Boris Wladimirowitsch zu längerem Besuch erschienen. Da füllte denn reges Leben die weiten Hallen und Säle. Fanfaren luden zu lustiger Jagd im nahgelegenen Kronwald, Automobile und Viererzüge flogen hin und her; die Abende wurden durch Aufführungen im Theater des Schlosses, durch Illumination des Parkes und der Terrasse sowie durch Feuerwerk verkürzt; eine besondere Musikkapelle stellte die Tafelmusik und spielte zum Tanz auf. Von der hohen Schloßterrasse herab klangen lustige Weisen und veranlaßten die Bewohner des Städtchens zu Mondscheinpromenaden am Ufer der Gorina, in deren Fluten die farbigen Lampions und die hellerleuchtete Masse des hochgelegenen Schlosses sich prächtig spiegelten. Es war wie ein Wiederaufleben früherer Herrlichkeit und früheren Glanzes, von dem die Urgroßmütter so viel zu berichten wußten.

Hundert Jahre Münchner Oktoberfest.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 4 Aufnahmen.

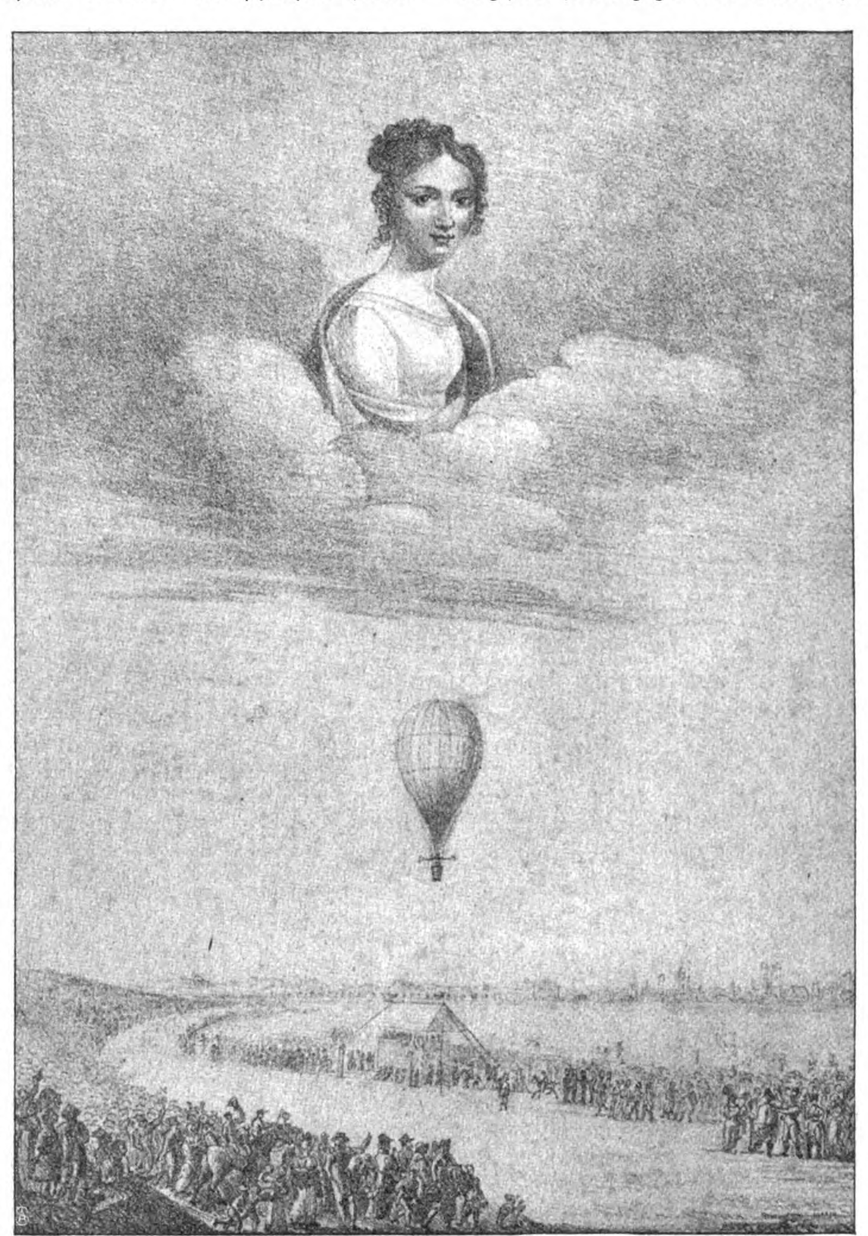
Sobald die ersten Herbstzeitlosen auf dem Grasteppich schüchtern die Köpfchen recken und der Bergwind kühler durch die Straßen fährt, erwacht das tolle Ding, Oktoberfest genannt, aus seinem starren Jahresschlaf. Wieviel Hoffnungen knüpfen sich an diesen Moment! Die Bavaria selbst bemüht sich von ihrem Sockel herunter und hämmert und putzt und malt und schafft, daß es eine Freude ist. Jede neue Regung ist ein neues Fest für den Wiesenbummler, und er ist stolz darauf, daß er das Ereignis nun schon



Das Oktoberfest 1835.
Nach einer kolorierten Lithographie von Gust. Kraus (Maillinger-Sammlung).



zum soundsovieltenmal als wackerer Zeitgenosse gesund und ohne Trübsinn miterlebt. Würde das vielgeliebte Wunderkind in der von ihm selbst geschaffenen Atmosphäre von Stall- und Benzingerüchen, von Steckerlfisch- und Brathendeldüften einmal nicht mehr aufwachen, ich glaube, die Münchner würden das nicht überstehen. Es gehört zu ihrem Inventar als schönstes Prunkstück, genau wie der Karneval, der noch losere Gesell. Denn der richtige Münchner braucht öfter als der gewöhnliche Mensch ein derartiges Ventil für sein Innenleben, um nachprüfen zu können, ob die Lebensfreude nichts von ihrer Wärme eingebüßt hat, ob das liebe Herz noch in der Jugend Maienblüte verharrt, und ob der Durst der alte geblieben ist. Genau siebzig Jahre hört nun schon Schwanthalers eherne Schutzgöttin droben vor der Ruhmeshalle diese dröhnende Huldigung! Sie hat in dieser Zeit viel höfische Prachtentfaltung und Volksbegeisterung gesehen, und unzählige Schützen-Juhschreie und Liebesseufzer haben sich zu ihren Füßen mit dem Geräusch der Drehorgeln vermischt, die jedes Jahr einen neuen Gassenhauer brachten. Die Mutter Bavaria, die wirklich eine gute Mutter ist, hat das immer gern gehört. Sie stand fest in Wind und Wetter und trotzte jedem Wechsel der Zeiten. Vor hundert Jahren, als sie noch kein erzenes Denkmal hatte, war sie unter den Bürgern noch in persona Zuschauer gewesen. Sie hatte freundlich gelächelt, als der Kronprinz Ludwig mit seiner jungen Frau Therese von Sachsen-Hildburghausen am 17. Oktober 1810 den treuen Münchnern das erste Oktoberfest schenkte. Und sie trauerte aufrichtig mit, als Seuchen und Kriegsgeschrei viel Jammer über das Land brachten, so daß das Oktoberfest fünfmal — in den Jahren 1813, 1854, 1866, 1870 und 1873 — ganz ausfallen mußte. Alles das und noch vieles andere kann jeder jetzt hübsch zusammengestellt nachlesen in der vom Münchner Magistrat herausgegebenen Säkularchronik des Münchner Oktoberfestes 1810 bis 1910 (Zentrallandwirtschaftsfest), Preis elegant gebunden 15 Mark, die als Festschrift zur Jahrhundertfeier von E. von Destouches verfaßt und wie die zum Preis von 1 Mark erhältliche Volksausgabe „Das Münchner Oktoberfest 1810 bis 1910“ im Verlag J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping) in München erschienen ist.



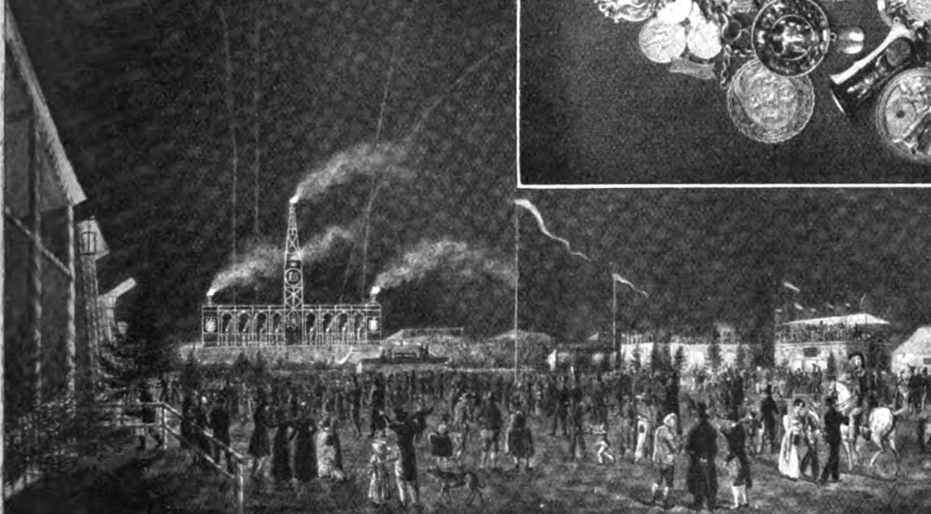
Luftfahrt der Madame Reichard auf der Theresienwiese am Oktoberfest 1810.

Da in der Welt nichts leichter ist, als in die Gedankenwelt der Bavaria einzudringen (weil man nämlich in ihrem Innern, wie jedermann weiß, ohne große Schwierigkeit bis in den Kopf hinausklettern kann), so sei hier von einem Besuch erzählt, den ich ihr abstattete. Sie war, was mich gar beglückte, sehr huldvoll und liebenswürdig und lud mich ohne viel Umstände sofort ein, es mir doch in ihrem Kopf, und zwar am schönsten Platz — an ihrem Mund — bequem zu machen. Als ich mich gesetzt hatte und ihr bescheiden mein Erstaunen darüber vortrug, wie sich doch die Festwiese in letzter Zeit verändert hätte, sagte sie: „Wissen Sie, nie gab es eine würdigere Zentenarfeier des Vergnügens als diese. Und auf welcher Basis baut sich das alles auf! Die Bierindustrie und die Landwirtschaft, die Kunst und der

Rennsport haben niemals Größeres geleistet wie heute, wenn man wie ich die Petroleumepoche noch mitgemacht hat! Wissen Sie, die Petroleumepoche — — Heute ist alles elektrisch: Karusselle, Weißwurstmaschinen und Spanferkelbratereien. Dazwischen das Heer von Phonographen und Kinematographen. Und über dem allem als größtes Wunder der Lenkballon, und dann — das Teufelsrad." „Ja, ja," fügte sie triumphierend hinzu, „wir leben in einer großen Zeit. Schauen Sie hinaus durch das Fenster! Welche Wohlhabenheit in diesem gigantischen Apparat! Welche Lebensfülle in diesem Lärm! Da ist nichts Kleinliches darin, nichts Kleinliches." Und während sie so sprach, goß die Sonne ihr Abendlicht über die Festwiese hin, rotleuchtend, schwelend über dem Brodem von Hunderttausenden. Und ich stieg bekehrt hinab durch den Hals, durch die Brust, durch den Bauch der Ehernen in die Tiefe, ins Freie, wo mich der Strudel des Menschenstroms jäh erfaßte und von hinnen trug.



Die historische Schützenkette des Oktoberfestes.



Feuerwerk 1826.
(Nach einem Aquarell von Gust. Kraus (Maillinger-Sammlung.)

Bilder aus aller Welt.

Vor wenigen Tagen wurde der Kaiserin eine von Professor Wilhelm Lukas von Cranach entworfene Medaille überreicht, die bestimmt ist, den werktätigen Mitgliedern des Deutschen Hilfskomitees für die in Süditalien durch Erdbeben Geschädigten im Jahr 1909 als Zeichen der Anerkennung gegeben zu werden. Das Deutsche Hilfskomitee stand bekanntlich unter dem Protektorat der Kaiserin, und deshalb konnte der Künstler die Medaille der Kaiserin selbst vorlegen.

Lebende Bilder sind in Amerika sehr beliebte gesellschaftliche Veranstaltungen. Die schönen Damen der guten amerikanischen Gesellschaft lieben es sehr, sich in den Trachten und Stellungen der Heldinnen alter Dichtungen oder berühmter Meisterbilder zu zeigen, und man muß wohl gestehen, daß die Zuschauer keinen Grund haben, mit diesen Vorführungen unzufrieden zu sein.

Immer größere und größere Kriegschiffe werden gebaut, immer mächtiger werden die Geschütze und Panzerungen. Unser Bild zeigt ein modernes großes Schlachtschiff während des vollen Geschützfeuers. Donnernd krachen die riesigen Geschütze, und der Schiffskoloß erzittert in allen seinen Teilen, was auf dem Bild deutlich zu erkennen ist.

Medaille für das Deutsche Hilfskomitee für Süditalien.
Vorderseite.



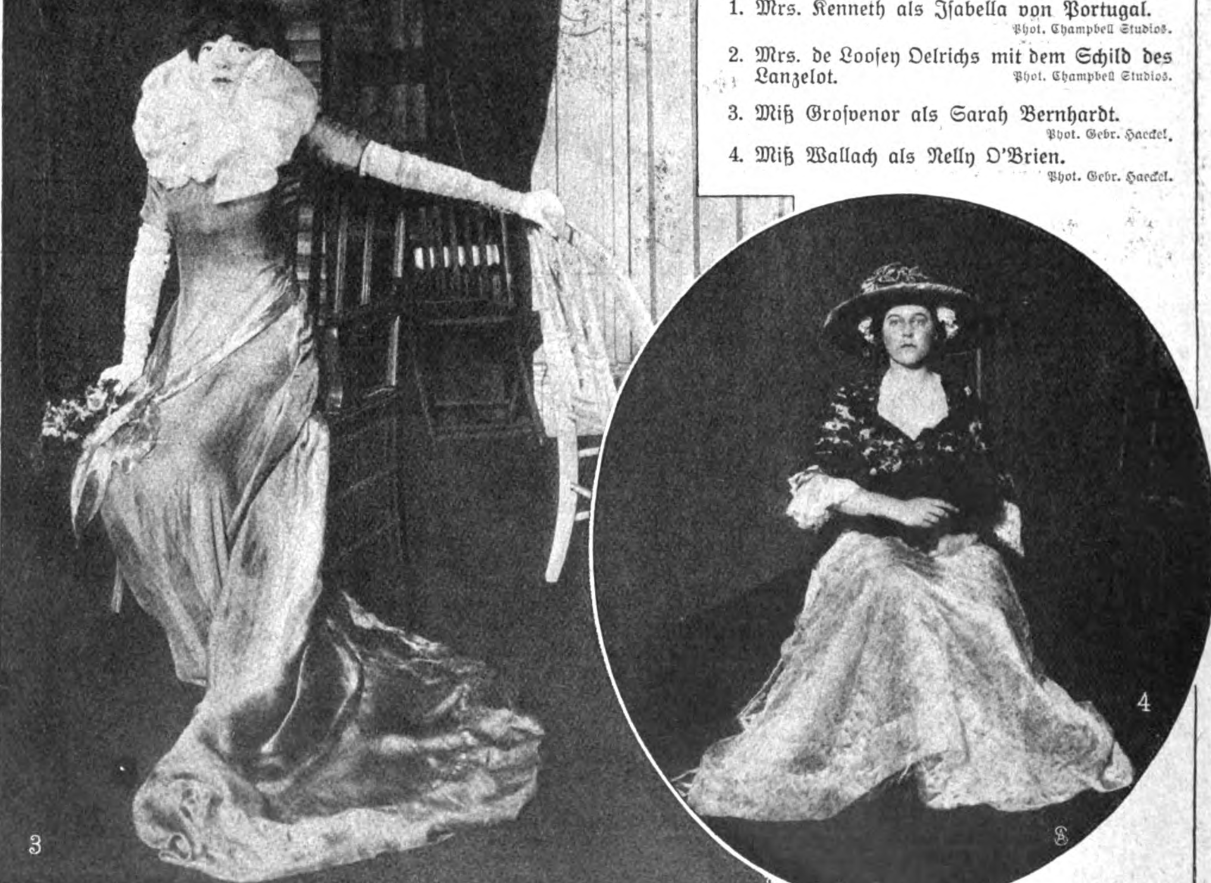
Medaille für das Deutsche Hilfskomitee für Süditalien.
Rückseite.

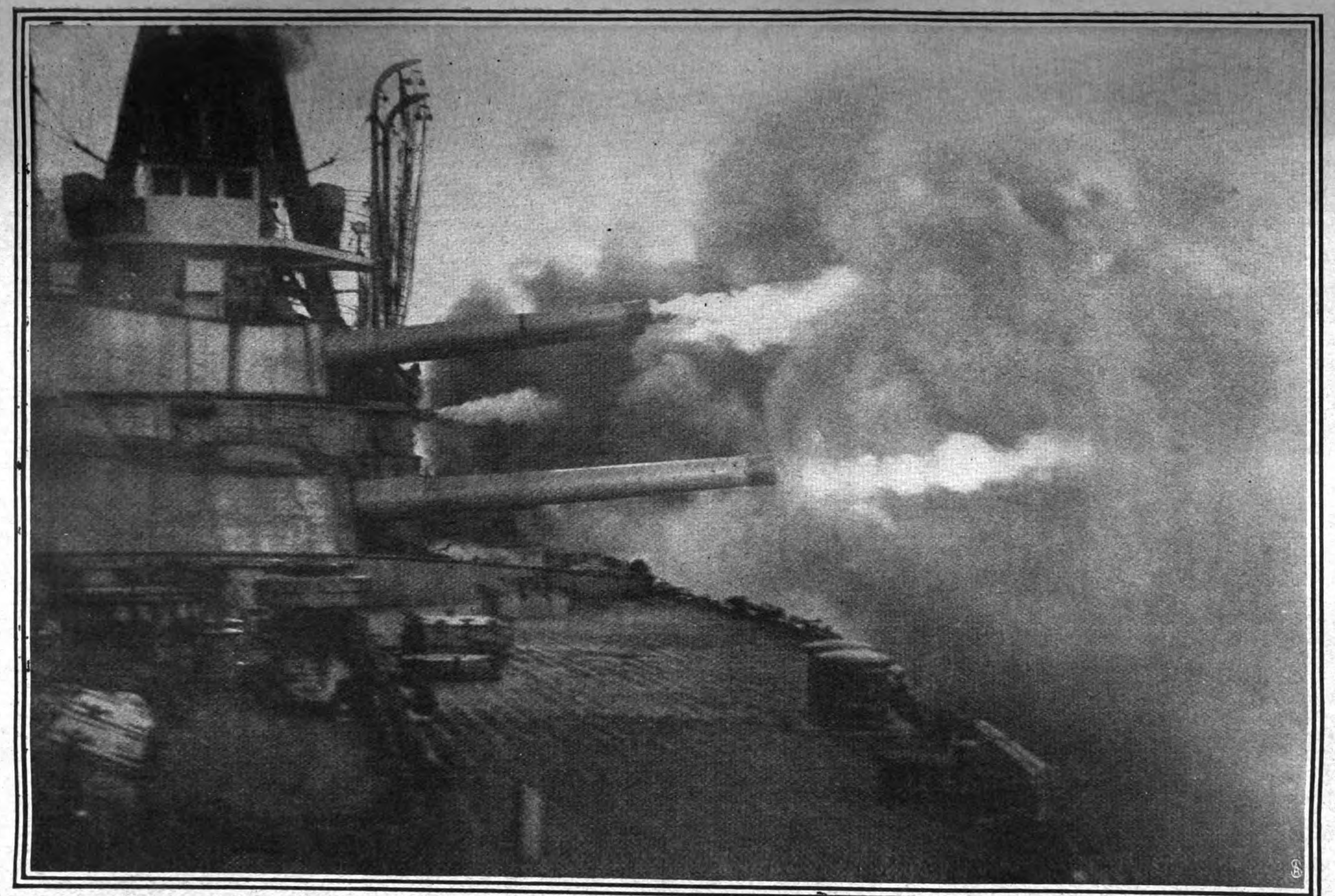




Amerikanische Damen in lebenden Bildern.

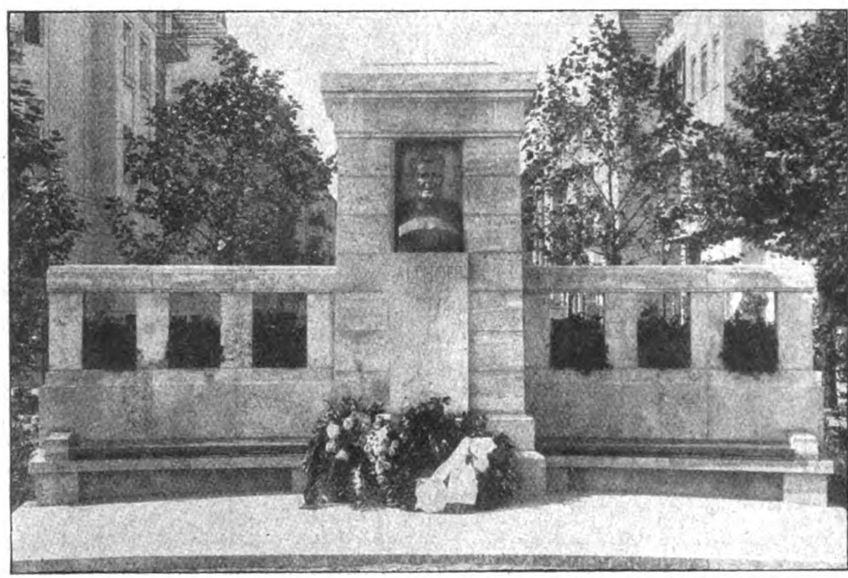
1. Mrs. Kenneth als Isabella von Portugal. Phot. Champbell Studios.
2. Mrs. de Loosey Oelrichs mit dem Schild des Lanzelot. Phot. Champbell Studios.
3. Miß Grosvenor als Sarah Bernhardt. Phot. Gebr. Haeckel.
4. Miß Wallach als Nelly O'Brien. Phot. Gebr. Haeckel.





Das brasilianische Schlachtschiff „Minas Geraes“ im Feuer: Eine Breitseite aus zehn 25-cm-Geschützen.

Die Unschärfe der Konturen ist durch die Erschütterung während des Feuerns bewirkt.



Die neuenthüllte Althoff-Büste auf dem Althoff-Platz in Steglitz bei Berlin.



Phot. O. Daum.

Prof. Dr. Th. Fischer †
bekannter Geograph und Forschungsreisender.



Prof. Felix Krüger,
verdienstvoller Philosoph, wurde nach Halle berufen.



Woldemar Friedrich †
bekannter Berliner Maler.



Hugo Haßkerl,
der neue Direktor des Stadttheaters in Thorn.

Dem verdienstvollen, im vorigen Jahr verstorbenen Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium Althoff hat die Stadt Steglitz bei Berlin auf dem Althoff-Platz ein Denkmal gesetzt. Es ist eine Bronzebüste in doppelter Lebensgröße, die auf der Rückwand einer Althoffbank Platz gefunden hat.

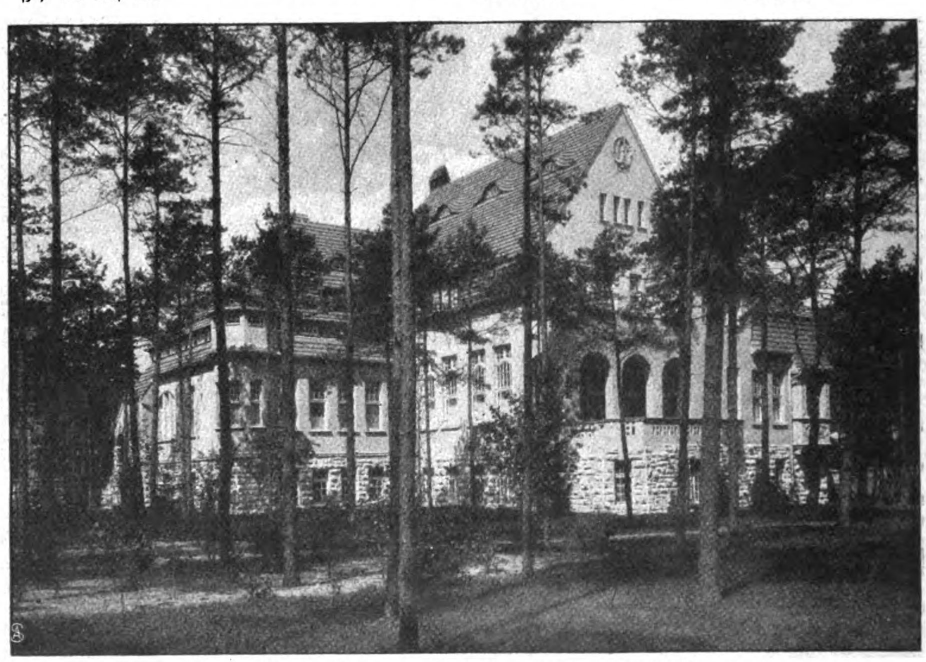
Vor wenigen Tagen starb der bekannte Geograph und Forschungsreisende Theobald Fischer in Marburg. Der Verstorbene hat eine reiche und erfolgreiche literarische Tätigkeit entfaltet.

Der Philosoph Prof. Felix Krüger, bisher an der Universität Leipzig tätig, geht als Ordinarius des gleichen Faches nach Halle.

Vor wenigen Tagen starb in Berlin der bekannte Maler Woldemar Friedrich. Seine Bilder zu dem Werk Hiltls über den Krieg 70/71 haben ihn bekannt gemacht.

Zum Direktor des Thorner Stadttheaters wurde Herr Hugo Haßkerl ernannt, der sich durch seine Bühnentätigkeit und als Reuter-Interpret einen guten Namen gemacht hat.

In Klein-Machnow wurde vor wenigen Tagen das von der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung erbaute Seemanns-Erholungsheim eingeweiht. Es ist dazu bestimmt, Mitgliedern der Kriegs- und Handelsmarine nach überstandenen Krankheiten Erholung zu gewähren. Der Gebäudekomplex des Erholungsheims umfaßt ein Mannschaftsgebäude, ein Offiziershaus, das Kasino und das Verwaltungsgebäude. Das ganze Grundstück hat eine Größe von sechs Morgen. Für eine Badeanstalt, für medico-mechanische Apparate ist Sorge getragen. Die Baukosten betragen 780 000 Mark. Die Leitung des 75 Betten umfassenden Heims hat Hauptmann a. D. Roeper übernommen.

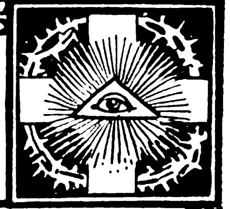


Das neueröffnete Seemanns-Erholungsheim in Klein-Machnow.

Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE



Nummer 41. Berlin, den 8. Oktober 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.



Die sieben Tage der Woche.

29. September.

Der österreichisch-ungarische und der italienische Minister des Aeußern Graf Aehrenthal und Marquis di San Giuliano treffen in Turin zusammen.

30. September.

Der Berliner Zentralviehhof wird wegen Ausbruchs der Maul- und Klauenseuche gesperrt.

In Stockholm stirbt der frühere preußische Kriegsminister General Verdy du Vernois (Portr. S. 1732).

1. Oktober.

In Kassel tritt der nationalliberale Parteitag zusammen.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Kiderlen-Wächter überreicht in Bukarest sein Abberufungsschreiben.

2. Oktober.

Auf Schloß Ernstbrunn stirbt, 55 Jahre alt, Fürst Heinrich XXIV. Reuß-Köstritz (Portr. S. 1732).

In Peking wird der chinesische Reichsausschuß, eine vorbereitende Versammlung für das künftige Parlament, vom Regenten mit Verlesung einer Thronrede eröffnet.

3. Oktober.

In Berlin wird der vierte Internationale Kongreß zur Fürsorge für Geisteskranke eröffnet.

In Lissabon wird der berühmte Irrenarzt Dr. Bombarda von einem geisteskranken Offizier erschossen.

4. Oktober.

Lloyds Schiffsagentur meldet aus Panama, daß der britische Dampfer „Chiriqui" auf der Höhe von Garachine untergegangen ist.

5. Oktober.

Aus Lissabon wird der Ausbruch einer Revolution gemeldet. Ein großer Teil des Heeres und der Marine hat sich gegen das königliche Haus erhoben.



Zum Jubiläum der Universität Berlin.

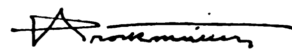
Von Ludwig Bernhard, Dr. oec. pol. et jur.
Ordentl. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

MDCCCX P.B. MDCCCCX

Die Professoren und die Studenten der Universität Berlin empfinden gerade gegenwärtig den Bann und den Zauber der Weltstadt; denn wir erkennen das Herandrängen neuer Aufgaben, die so erfüllt werden müssen, daß die Universität „von dem Glanz der Weltstadt nicht verdunkelt, sondern vielmehr ins Licht gestellt werde".

Friedrich Althoff, der Organisator, wollte noch kurz vor seinem Tode dem Zauberbann der Weltstadt entgegenwirken, indem er die Verlegung der Universität nach Dahlem bei Berlin plante. — Ob es ein Glück oder ein Unglück war, daß diese Kasernierung nicht durchgeführt wurde, brauche ich hier nicht zu erörtern, denn soeben hat sich die Universität im Kern der Stadt wiederum befestigt und weiht hier, gerade am Jubiläumstag, neue Räume, als wollte sie trotzig erklären, daß sie sich imstande fühlt, mitten im Trubel der Weltstadt ihren Platz zu behaupten und unter dem Eindruck großer Lebensverhältnisse etwas Besonderes zu leisten, was die stille Gelehrtenarbeit kleinerer Städte nicht ebenso vermag.

Also gewinnt das Säkularfest eine tiefere Be-





deutung, als sie einer Erinnerungsfeier allein zukäme, und es geziemt sich heute, über den eigentümlichen Charakter der „Hauptstadt-Universität" nachzusinnen.

*

Viele glauben, es gebe nur ein Mittel, um die Universität Berlin auch in Zukunft stark zu erhalten: man müsse die Stätte der Wissenschaft streng vom Treiben der Weltstadt trennen und den bewährten Gewohnheiten und Eigenheiten kleiner Universitäten nach Möglichkeit auch in Berlin folgen. — Die so denken, vergessen die Vergangenheit der Berliner Universität, sie vergessen, daß „die Universität des Mittelpunktes", wie ihre Schöpfer sie gern nannten, vom ersten Tag an ihre Besonderheiten hatte, die wohlberechtigt sind, und die man durch fremde Traditionen nicht verfälschen sollte.

Um das zu erweisen und um aus der Vergangenheit eine Hilfe für die Zukunft zu gewinnen, erinnere ich an die Auffassung eines Mannes, der für das vergangene Jahrhundert wohl als der würdigste Repräsentant der Berliner Universität gelten kann: August Boeckh.

Unter den großen Gelehrten, die in 100 Jahren in Berlin gewirkt haben, wird man nur wenige finden, die ihn auf einzelnen Gebieten überragten, sei es als Forscher, sei es als Schriftsteller, als Lehrer oder Redner, sei es als Vertrauensmann der Studenten oder als Organisator des Unterrichts. Keinen aber wird man nennen können, der alle diese Gebiete so harmonisch beherrschte wie Boeckh, und der wie er fast sechs Jahrzehnte in führender Stellung an der Universität Berlin wirkte.

*

Die Universität Berlin erschien manchem von Anfang an als ein problematisches Geschöpf. Gegründet in den Zeiten der tiefsten Demütigung Preußens als ein Mittel der Wiedergeburt des Staates, stand hinter all ihrer Arbeit, fein Teil heischend, der preußische Staatsgedanke. Zwar bezweifelte niemand, daß es ein großer und stolzer Plan war, dem Staat durch geistige Kräfte zu ersetzen, was er an physischen verloren hatte, aber vielen erschien doch fraglich, ob die Anstalt gerade in Berlin blühen könne, ob die freie Wissenschaft in der Stadt der Beamten und Kasernen gedeihen werde. Mancher Professor, den der Enthusiasmus des Moments nur kurze Zeit erregt hatte, flüchtete sich in seine Texte, um die politische, „illegitime" Geburt der Berliner Universität möglichst bald zu vergessen und Raum zu schaffen für das bewährte Gleichmaß unbeeinflußter Studien.

In dieser Lage und Stimmung wurde August Boeckh ein Lehrmeister — hoffentlich für alle Zeiten; denn er, der gelehrteste unter seinen Fachgenossen, überragte alle Fachgelehrsamkeit kraft seiner künstlerischen Phantasie und begriff, daß in dem politischen Ursprung der Berliner Universität und in ihrer zentralen Lage ein besonderer Charakter gegeben sei, dem der „Berliner Professor" in seiner Tätigkeit einen würdigen Ausdruck verleihen müsse.

Gleich das erste öffentliche Auftreten Boeckhs an der Universität war dafür höchst bezeichnend: Es war in der Aula am 3. August 1812. Vor dem Katheder standen französische Offiziere, denn Berlin war von französischen Truppen besetzt, während Napoleon mit einem ungeheuren Heer jenseits der russischen Grenze seinen Siegen bei Smolensk entgegenzog. — Boeckh sprach von Sparta und Athen und von der historischen Weisheit, daß große geistige Leistungen nur in politischer Freiheit gedeihen. Seine fein andeutende und gerade deshalb funkensprühende Kunst ließ die Beziehungen zur ereignisschweren Gegenwart nur durch Schleier erkennen, bis er zum Schluß dem Andenken Friedrichs des Großen huldigte und den Studenten zurief, daß das Vaterland auf sie hoffe....

Das war der Auftakt! Seitdem hat Boeckh in mehr als fünf Jahrzehnten gezeigt, wie man die gelehrten und gewissenhaftesten Studien immerfort und in immer edler Weise zu den Ereignissen des öffentlichen Lebens in Beziehung zu setzen vermag; und daß man ihn in dieser Kunst wohl verstand, haben seine Verehrer ihm bewiesen, die ihn, den gelehrten Philologen, als einen „Schöpfer und Bildner des politischen Bewußtseins im Vaterland" priesen, und die vollkommen begriffen, daß er an dem Neubau unseres Staates half, indem er der Jugend das antike Staatsleben schilderte.

Jeder, der Berlin kennt, wird in diesem feinen politischen Kontakt auch heute den besonderen Reiz der Berliner Universität erkennen. Es ist oft in den Hörsälen wie ein geheimnisvolles Schwirren, ein unausgesprochenes Einverständnis zwischen dem Professor und den Studenten, ein Verstehen — zwischen den Sätzen. Das ist Berlin! Denn die zentrale Bedeutung der Stadt läßt die Ereignisse des staatlichen Lebens unmittelbarer empfinden und legt jedem nahe, die Kette der politischen Vorgänge ununterbrochen zu beobachten. So entsteht notwendig ein rastloses Pulsieren, das mancher peinlich empfinden mag, das aber gewiß zu den feinsten Eigenheiten Berlins gehört; und die Kunst des Dozenten besteht gerade darin, die bildende Kraft dieser Stimmung zu benutzen, damit der Student erkenne, wie die Fragen, die ihn beschäftigen, mit dem Staatsganzen zusammenhängen.

*

Noch andere Eigenheiten hat die Universität Berlin — und hier wird unser Thema etwas heikler:

Wenn man am Eingang der Universität steht, erblickt man links das Königliche Schloß, rechts, einige Minuten entfernt, liegt das Kultusministerium, und im Verlauf von zehn Minuten kann man wohl alle Zentralbehörden der Staatsregierung erreichen. Die Gewalten des machtvollen preußischen Staates sind der Universität räumlich so nahe, daß schon in dieser Situation ein Problem verborgen ruht; ja in Wirklichkeit sind sogar viele Probleme darin enthalten, und wer über die Berliner Universität spricht, wird gewiß daran nicht vorübergehen können, wenn seinem Bild nicht ein wesentlicher Zug fehlen soll. Nur darf man die unleugbare Tatsache, daß die Universität in der Nähe der Macht liegt, nicht gar zu tragisch nehmen. Zwar kann man aus der Reihe der Berliner Professoren manchen nennen, der ein halber Hofmann wurde, manchen, der ein halber Politiker geworden ist. Dieser ließ sich halb in Verwaltungsämter stecken, jener sich neben seiner gelehrten Arbeit mit staatspolitischen Aufgaben belasten. Man muß daher auch ohne weiteres zugeben, daß es an keiner Universität eine so lange Reihe halbierter Existenzen gibt. Aber — auch das ist Berlin und gehört zu den Reizen Berlins! Wenn das räumliche Beieinander vieler Aemter und die ehr-



Berlin d. 8ten Novbr. 1860

Empfangen Sie meinen verbindlichen Dank für die Uebersendung Ihrer am Tage der Universitäts-Jubiläums gehaltenen Festrede. Bleibt mir der Eindruck der von Ihnen gesprochenen Worte gewiß in lebhafter Erinnerung, so ist der Besitz derselben in der eben erhaltenen Gestalt mir ebenso willkommen, weil ich auch künftig Gelegenheit finden kann mir eine Rede zu vergegenwärtigen deren Prinzipien mein Herr Vater ja so unvergeßlicher Weise zu den Seinigen erklärte. Die Anerkennung welche Ihre Ansprache in allen Kreisen gefunden hat ist eine werthvolle Zugabe zu den denkwürdigen Tagen jenes Jubiläums, dem beigewohnt zu haben mir eine unvergeßliche Freude bleiben wird.

Ihr wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm

Dem

Königlichen Regierungsrath
Herrn Professor Dr. Böckh

geizige Rastlosigkeit des Berliner Lebens manchem den Gedanken nahelegt, zweierlei zugleich zu versuchen, und wenn Berlin so um die Seelen ringt und Opfer fordert, so ergibt sich doch daraus eine Fülle von Bewegtheit und Anregung, und es erhöht die Wirkung der Universität, wenn neben den Gelehrten vom reinsten Wasser andere stehen, die mit gewichtigen Vorgängen der Praxis und mit dem Leben des Staates immerfort in Berührung kommen, und die aus Erfahrungen, die nur wenigen in ähnlicher Weise zu Gebote stehen, reden können.

Uebrigens weiß die Universität Berlin aus ihrer hundertjährigen Erfahrung noch manches andere über das Zusammenwirken der staatlichen Gewalten und der Universität zu berichten, und wiederum kann August Boeckh unser Lehrmeister sein. August Boeckh, der klug und selbstlos war, sah sofort, daß die unmittelbare Nähe der Machthaber ein Glück für die Universität und für den Staat sein könne, wenn dies Beieinander richtig benutzt werde. Ohne Furcht vor naheliegenden philiströsen Mißdeutungen hat er sich daher bemüht, durch seine intimen Beziehungen zum Ministerium und späterhin durch den Einfluß, den sein Freund Alexander v. Humboldt beim König hatte, die Wissenschaft und die Universität gegen Bedrückungen zu schützen, und er hat jede Gelegenheit benutzt, um den Machthabern den Wert der freien Forschung nahezubringen und gefährliche Mißverständnisse durch persönliche Aussprache zu beseitigen.

Wieviel er damit für die Berliner Universität erreicht hat, erkennt man am besten aus der Geschichte der erbitterten Kämpfe, die zwischen der preußischen Regierung und der Berliner Universität um die Lehrfreiheit und Lernfreiheit und um die Anerkennung akademischen Wesens geführt worden sind. Und wenn es mir auch nicht möglich ist, diese höchst komplizierte Situation hier ausführlich zu beschreiben, möchte ich doch versuchen, einige Schlaglichter darauf zu werfen.

Im Jahr 1819 wurde verfügt: „den Geist, in welchem die akademischen Lehrer bei ihren öffentlichen und Privatvorträgen verfahren, sorgfältig zu beobachten". Das war österreichische Staatskunst, Metternichsche Weisheit — in Preußen aber machte man Ernst damit, „den Geist der Zügellosigkeit zu vertilgen", und bald waren Polizeiagenten am Werk, um die führenden Männer, ganz besonders aber den Berliner Universitätsprofessor und Prediger Schleiermacher, zu kontrollieren. Bezeichnend für das hohle Mißtrauen ist folgende Notiz aus dem Geheimbericht eines Polizeiagenten, der eine Predigt Schleiermachers „beobachtete": „Bei der hierauf erfolgten Kommunion, der ich leider nicht beiwohnte, war es eine auffallende Erscheinung, daß vier mit Bärten versehene Studenten nach erhaltenem Abendmahl kniend, scheinbar inbrünstig beteten."

Bald darauf erhielt die Berliner Universität als ständigen Aufsichtsbeamten einen schnüffelnden und aufgeregten „Bevollmächtigten", der eifrig nach Irrlehrern und Verführern Umschau hielt, sich in alle Interna der Universität mischte und gegen den akademischen Senat zu Felde zog. Und schließlich wurden die beunruhigenden Maßnahmen damit gekrönt, daß das Oberzensurkollegium verbot, eine neue Auflage von Fichtes „Reden an die deutsche Nation" zu veranstalten, denn so schrieb der Zensor: „Nach meinem Dafürhalten sind die Reden an die deutsche Nation durch pp. Fichte, so gehaltreich ihr Inhalt ist, und so zweckmäßig sie für die Zeit waren, in der sie gesprochen wurden, doch für die heutige Zeit nicht passend, vielmehr nach Erledigung der Verhältnisse, derentwegen sie ans Licht traten, zwar als gelehrtes Werk sehr schätzbar, zugleich aber wegen der Verschrobenheit und Erhitztheit der jetzigen alten und jungen Jugend mit Grunde zu besorgen, daß solche mittels derselben vergessend, wofür sie geschrieben worden, ihre Philosopheme unterstützt und auf diese Fichte'sche Autorität gestützt, sich noch dringlicher berufen fühlen möchte, in ihrem unheilstiftenden Treiben beharrlich fortzufahren."

In diesen Jahren des Kampfes, die für das Schicksal der Berliner Universität entscheidend waren, versagten alle offiziellen Kundgebungen der Fakultäten und alle Protestationen von Rektor und Senat, mochten sie noch so wuchtig stilisiert sein; sie erlagen der fast unbesiegbaren Macht der „geschlossenen" Akten.

Daß es trotzdem gelang, die Studien in diesen schweren Zeiten weiterzuführen und die Einrichtungen des Unterrichts zu schützen und zu entwickeln, hängt mit den „intimen Beziehungen" zusammen, die ich andeutete. Denn der bedeutendste und einflußreichste Rat im Kultusministerium Johannes Schulze, der in enger Freundschaft mit August Boeckh verbunden war, hat seinen Minister, den klugen Zauderer Altenstein, vermocht, viele Maßnahmen, die in ihrer Anlage verderbenbringend waren, in der Ausführung zu mildern, und er wußte in den Momenten der höchsten Gefahr auch auf Friedrich Wilhelm III., der sich niemals einer maßvollen und sachlichen Darlegung verschloß, einzuwirken. Also wurden jene „intimen Beziehungen" über Berlin hinaus zu einem Segen und zu einer unberechenbaren Erleichterung, denn sie hatten die erstaunliche Wirkung, daß sich während der schlimmsten Demagogenverfolgungen das preußische Kultusministerium stillschweigend aus der Schlachtreihe der Regierungen zurückzog, um — „in Gesinnung und Grundsätzen mit der Universität übereinstimmend" — „dem von seiten der Regierungen gefaßten Mißtrauen gegen deutsche Bildungsanstalten und ihre Lehrer kräftig entgegenzuwirken und in die trübe und verworrene Gegenwart Licht und Klarheit zu bringen" (das letzte Zitat stammt aus einem im Jahr 1820 geschriebenen Brief des Universitätsdezernenten im Kultusministerium).

Ganz andere und gelegentlich höchst amüsante Formen nahmen die Berliner „intimen Beziehungen" späterhin an, als unter Friedrich Wilhelm IV. die Zeiten kamen, in denen der König wichtige Angelegenheiten der Universität mit Vorliebe persönlich behandelte. Insbesondere übte er auf die Berufungen von Professoren zuweilen einen unmittelbaren Einfluß, damit man — so sagte der König — „endlich einmal wieder etwas Glänzendes, Frisches und Lebendes für Berlin erhalte".

In jener Zeit griff Alexander v. Humboldt gemeinsam mit Boeckh häufig energisch ein, um Gefahren abzuwenden oder notwendige Maßnahmen durchzusetzen, und so stark waren diese weitverzweigten Beziehungen, daß unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. in bezug auf die Universität, die Akademie der Wissenschaften und die erlesene Gemeinschaft des Ordens pour le mérite nichts Wichtiges geschah, worin nicht fördernd oder warnend der Einfluß Humboldts und Boeckhs wirkte. Der unternehmungslustige Humboldt hatte immer Zeit und Kraft und erledigte die schwierigsten Fragen zum Entsetzen aller Pedanten mit einer lächelnden Leichtigkeit,



von der einige ungedruckte Zettel (die zahlreich hin und her flogen) Kunde geben mögen, obwohl sie in ihrer Anspruchslosigkeit durchaus nicht als „Briefe" gelten wollen:

Alexander v. Humboldt an August Boeckh
(aus dem Jahr 1844)
in großer Eile.

Mein Bruder pflegte zu sagen, daß es ebensowenig liberale Minister als liberale Fürsten gibt. Die Mythe wegen des Bundestages ist ein recht schlechter Vorwand. Ich habe, ehe ich hierher ging, an Min. Eichhorn geschrieben und ihm sehr frei mein tiefes Bedauern wie mein Erstaunen ausgedrückt. So ist die Welt, die ich verlasse, der Mann, den wir gesucht.

Graf Stolberg und ich wünschen beide sehnlichst, daß der König den vortrefflichen R. selbst spreche. Ich komme Dienstag nach Berlin und werde ihn im Hotel de Rome aufsuchen. Er ist der einzige talentvolle Schriftsteller in Deutschland über Staatsökonomie. Ich freue mich über die Ernennung von O.

Mit alter Liebe und Unmut Ihr

Al. Humboldt.

Alexander v. Humboldt an August Boeckh

Es schwebt wie alles, das noch nicht gefallen ist. Es ist also in dieser Schwebe nichts zu tun, als die Lokomotive G. O. R. R. Schulze (Universitätsdezernent im Kultusministerium) immer gewärmt zu erhalten. A. Ht.

Alexander v. Humboldt an August Boeckh
(April 1852).

Theurer Freund! In einem Diné, in dem ich, neben dem eisigen Kultusminister sizend, mich in einer Schulter rheumatisch erkältet habe, in dem der Ministerpräsident sehr böser Laune war, weil man dem elenden Fürst Reuß den Rang über ihm gegeben hatte und ihn, zur Erheiterung, zwischen diesen Ruthenius und Graf Arnim-Boitzenb., seinen intimen Feind, gesezt, waren Geschäfte (neben Israel-Stahl und Uhden) schwer zu treiben. Ich habe also in der uns interessierenden Angelegenheit dem Justizminister eine kleine schriftliche Anfrage: „ob er es möglich machen könnte, daß er eine Sache, die mich und meinen innigsten Freund Boeckh lebhaft beschäftigt, an den Min. Raumer bringen könne", in die Tasche gesteckt. Er hat mir das Versprechen gegeben, beim Weggehen mir baldigst eigenhändig Antwort zu geben. Sie sehen, daß, wenn ich auch wenig lerne, ich doch nichts vergesse. Die Toten reiten schnell! A. Ht.

Auch das ist Berlin! — Und wenn dem Ahnungslosen jene Methode seltsam erscheint, bedenke er freundlich, daß die Persönlichkeit der beiden großen Gelehrten die Gewähr bot, daß die Wissenschaft und die Universität dabei nicht schlecht fuhren. Uebrigens werden spätere Geschichtsschreiber zu erzählen wissen, daß die „intimen Beziehungen" in Berlin seitdem nicht ausgestorben sind. Es wäre auch schade darum!

*

Doch verlassen wir die verborgenen Pfade, da es in der Oeffentlichkeit noch einiges nicht minder Interessante zu sehen gibt.

Zweifellos hat die Berliner Universität dazu beigetragen, daß die deutschen Universitäten zu starken Faktoren der öffentlichen Meinung geworden sind. Zum Teil vollzog sich das stärkere Hervortreten unbewußt, weil Berlin, die Stadt, es so mit sich brachte. Denn es steckt in dieser gelästerten Stadt doch ein ausgeprägter Charakter und ein Wille, der alles, was nicht Kraft und Leben zeigt, beiseite drückt. Berlin kennt keinen hohlen Autoritätsglauben, sondern ist kritisch gestimmt und von einem naiven Sicherheitsgefühl getragen. Gewiß weiß Berlin ganz genau, daß es alles das, was es an Kulturgütern erlangt hat, nicht hätte erreichen können ohne die Scharen bedeutender Künstler und Gelehrten, die aus anderen Teilen Deutschlands, aus den Gegenden „alter Kultur" und aus dem Ausland kamen, aber Berlin weiß auch, daß alle diese berühmten und anspruchsvollen Männer — gern gekommen sind.

Das gibt dem Berliner eine gewisse Unbefangenheit. Er fühlt sich vom Pomp der Namen nicht völlig erdrückt und läßt sich nur vorübergehend imponieren.

Eine solche Stadt fordert und weiß auch durchzusetzen, daß „ihre" Universität sich nicht wie ein weltabgeschiedener Platz gebärdet, sondern teilnimmt am Leben; und so ist mancher Zopf — freilich auch manch Zauber — der alten Universitas litterarum in Berlin verschwunden.

Ein alter Zopf war z. B. das an fast allen Universitäten herrschende Herkommen, daß der Professor, der zu einer Feier die Rede hält, diese günstige Gelegenheit zur Ausstellung seiner sonst verborgenen Detailstudien benutzt, indem er ein fachwissenschaftliches Thema wählt, das der Veranlassung der Feier völlig fremd ist. — In Berlin hingegen wurde bald das Prinzip eingeführt, bei öffentlichen Gelegenheiten über Dinge von allgemeinem Interesse zu sprechen und der Stimmung des Tages gerecht zu werden, denn, so pflegte Alexander v. Humboldt zu sagen: „Das Recht, Langweile auszuüben, darf man nur unter sich ausüben, weil gegenseitig Rache, Wiedervergeltung möglich ist."

Von Berlin aus wirkte das Beispiel auf andere Universitäten, obwohl es manche erst spät befolgte. So entschuldigte sich z. B. der Rektor einer deutschen Universität noch im Jahr 1868 umständlich, als er an einem Festtag von dem geheiligten Brauch der fachwissenschaftlichen Rede abzuweichen wagte, und er versicherte mit versteckter Ironie, daß er „nur zaghaft im Bewußtsein der Ketzerei und unter ausdrücklicher Bitte an meine Herren Amtsgenossen, mir die freimütige Aussprache nicht verübeln zu wollen", den Fehltritt begehe. Zugleich aber berief er sich für sein pietätloses Vorgehen auf das glänzende Vorbild, das in Berlin August Boeckh gegeben hatte, dessen Festreden allmählich zu einem berühmten Kommentar des öffentlichen Lebens geworden waren. Als man z. B. aus politischer Besorgnis das akademische Turnwesen bedrohte, rief Boeckh: er erinnere sich nicht, bei den Alten gelesen zu haben, daß durch die gymnastischen Spiele die Pöbelherrschaft gefördert worden sei; vielmehr habe erst die Vernachlässigung der Leibesübungen zur Verderbnis der Sitten und zur Herrschaft der zügellosen Massen geführt. Und als man den Grundsatz aufstellte, daß die Universitäten nicht das geringste mit den öffentlichen Vorgängen zu tun haben sollten, hat er maßvoll, aber unermüdlich darauf hingewiesen, daß jener Grundsatz ein Irrtum sei, da das wissenschaftliche Erkennen, aus früherer Abgeschiedenheit herausgetreten, sich dem Kampfplatz des Lebens genähert habe; und er wurde weit über den Bannkreis der Universität hinaus zu einem Erzieher, indem er zeigte, wie gerade der Zusammenhang der Wissenschaften mit dem öffentlichen Wirken den Staat stark und die Verwalter des Staates aus routinierten Geschäftsleuten zu Staatsmännern mache.

„Freimütig und doch unanfechtbar" — so schreibt ein Mann, der Boeckh noch sprechen hörte — „waren diese Reden der Ausdruck dessen, was die Besten seiner Zeit bewegte. Sie waren oft ein öffentliches Ereignis, zumal in den Zeiten, als die freie Presse, die parlamentarische Tribüne, noch nicht bestanden oder durch die Reaktion wieder eingeschränkt worden waren. Während die Lenker des preußischen Staats sich von Oesterreich ins Schlepptau nehmen ließen, ertönte hier immer



wieder die Mahnung an die großen Aufgaben Preußens zugleich mit dem unerschütterlichen Vertrauen auf das Königshaus der Hohenzollern." Und heute vor 50 Jahren zum Jubiläum der Universität, das in der Nikolaikirche gefeiert wurde, hatte Boeckh das Glück, alles, was er für die Universität gewollt und durchgekämpft hatte, gleichsam in einem Bild vor sich zu sehen:

Neben der Kanzel mit schwarzrotgoldenem Banner die einst so gefürchtete und verfolgte „Burschenschaft", für die Boeckh als Rektor kurz vorher die als unerreichbar geltende Genehmigung erlangt hatte. — Vor der Kanzel die gewaltigen Gestalten des Prinzregenten und des Thronerben. — Dem Festredner Boeckh aber gelang es in dieser Stunde, die noch immer ein wenig gespannte Stimmung völlig und auch für die Zukunft zu überwinden.

Zunächst freilich erschien es nur als ein höfischer Vorgang, daß der Prinzregent in besonders lebhafter Weise seine Uebereinstimmung „mit den Prinzipien der Rede" erklärte, und daß der spätere Kaiser Friedrich in einem hier wiedergegebenen Brief an Boeckh von der Rede sprach, „deren Prinzipien mein Herr Vater in so unvergeßlicher Weise zu den Seinigen erklärte". Bald aber erfuhr man, daß eine ganz bestimmte Stelle der Rede auf den Prinzregenten einen sehr starken Eindruck gemacht hatte. Es waren Sätze, deren Wirkung für die Persönlichkeit des alten Heldenkaisers treffend spricht, und die so lauteten:

„Kein Mißgeschick war es, wenn schon im dritten Jahr der Ruf des Königs zu den Waffen die Universität entvölkerte: wer sollte für den Freiheitskampf begeisterter entbrannt sein als die Jugend, und gerade die akademische, deren Lebenslicht die geistige Freiheit ist, die ohne politische nicht bestehen kann und von der Fremdherrschaft auch unmittelbar bedroht war? Nur wer es miterlebt hat, mag den Aufschwung der Geister in jener Zeit vollkommen würdigen. So sahen wir denn damals unsere Studierende freiwillig, in Haufen, gerüstet zu dem in der Bildung begriffenen Heer fortziehen, dem sich auch einige der Lehrer anschlossen; die Hörsäle standen bis auf wenige kampfunfähige oder ausländische Studierende leer. Ungefähr der zehnte Teil unserer damaligen Studierenden starb für König und Vaterland!"

*

Seit jenen Jubiläumstagen ist die Eigenart der Berliner Universität immer klarer hervorgetreten: Unter dem Schutz unseres Kaisers, der für alles, was einer kraftvollen Entwicklung des Vaterlandes entspricht, lebhaft und fest eintritt; in Wechselwirkung mit den staatlichen Gewalten aber auch mit der erstarkenden öffentlichen Meinung und in Berührung mit all den Einrichtungen des Wirtschaftslebens, die in Berlin konzentriert sind, wirken heute einige hundert Gelehrte, und Tausende junger Menschen strömen herbei, um in den entscheidenden Jahren freier Selbstbestimmung, die zwischen der Schulzeit und dem Berufsleben liegen, den Eindruck großer Lebensverhältnisse zu empfinden. Wohl hat man gesagt, die Universität Berlin habe kein Recht zu existieren, da die Weltstadt niemals Universitätsstadt sein könne, und da die Verführungen Berlins die Jugend vergiften. Als ob die schönen deutschen Musenstädte am Neckar und am Rhein die Jugend gegen die Sünde schützen könnten.

Die Existenzberechtigung der Berliner Universität hängt von ganz anderen Faktoren ab: von den Männern, die dort lehren, und von den Studenten, die dort hören. Solange es Männer gibt, denen es Freude macht, an der Stelle zu wirken, wo zwischen der klaren Wissenschaft und dem strudelnden Leben die lebhafteste Verbindung besteht, und solange es eine Jugend gibt, die sich jauchzend und stark in ein Meer von Möglichkeiten stürzt — so lange hat die Universität das Recht und die Pflicht, im Kern der Weltstadt zu stehen.

Festgrüße an die Berliner Universität.

Die Schwesteruniversitäten Berlin und Breslau, in schwerster Zeit begründet bzw. neugestaltet, erstere im Brennpunkt des Reiches, letztere in der auch heute noch arg bedrohten Ostmark, haben in dem nun vollendeten Jahrhundert in der Fortbildung der Wissenschaft und der Erziehung deutscher Männer vollauf ihre Schuldigkeit getan und damit das Recht erworben, ein frohes Säkularfest zu feiern.

Breslau. Otto Fischer.

♡

Die Jahrhundertfeier der Berliner Hochschule, die zu Beginn einer gewaltigen Entwicklung gegründet wurde, mahnt uns, daß wir an die große, wohl schwere, aber schöne Entwicklung denken, der wir auf allen menschlichen Gebieten entgegengehen, und die auf dem vergangenen Jahrhundert beruht. Wer möchte zweifeln, daß unsere Hochschulen hierbei eine Führerstellung behalten müssen!

Gießen, Oktober 1910. Wolfgang Mittermaier.

♡

Unter den Sternen erster Größe, welche die Universität Berlin um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schmückten, glänzte als führender Biologe Johannes Müller — der letzte Naturforscher, der alle Zweige der organischen Lebenskunde einheitlich beherrschte, alles umfassend mit den bescheidensten Mitteln; gleich bedeutend als scharfsinniger Beobachter und Experimentator wie als tiefgründiger Denker und anregender Lehrer. Seine klassischen Vorlesungen über vergleichende Anatomie und Physiologie, die ich im Sommer 1854 hörte, waren grundlegend für meine Lebensarbeit.

Jena. Ernst Haeckel

Geboren in Zeiten der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes, aus der Gesinnung des bekannten Königswortes, von der die edelsten Geister der Nation erfüllt waren, geleitet in ihren Anfängen von den Genien Fichte, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, die jüngste unter ihren Schwestern und doch oft Führerin auf weiten Gebieten des geistigen Lebens, wecke die Berliner Universität durch ihr Jubiläum in uns allen mit dem Verständnis des tiefsten Sinnes ihrer hundertjährigen Geschichte das freudige Bekenntnis zu dem unvergänglichen Erbe des deutschen Idealismus!

Göttingen, 4. Oktober 1910.

Professor D. Dr. Paul Wendland.

♡

Unter den vielen Verdiensten der Berliner Hochschule scheint mir eins besonderen Anspruch auf den Dank der Gegenwart zu haben. Von Anfang an hat sie im Gegensatz zur kosmopolitischen Gleichgültigkeit des abgelaufenen Zeitalters gegen die „Vaterländer" eine edle Aufgabe auch in Belebung und Erhaltung nationalen Sinnes erblickt und hat denn auch, wie kaum ein anderer Bildungsfaktor, zur Einigung des deutschen Volkes, zum Aufbau des neuen Reiches mächtig beigetragen.

München, Oktober 1910. Heigel.

♡

Das Jubiläum der Universität Berlin ist eine Feier in vollem Sinne, ein erhebender Rückblick auf einen steten, mächtigen Aufstieg, der von der Entwicklung der politischen Verhältnisse bedingt und getragen war. Solche Jubiläen kann die älteste deutsche Universität in Prag nicht feiern, mag auch an ihrem Geschick, die stets Kampfobjekt der nationalen Reibungen



war, Wert und Bedeutung der Hochschulen besonders hervortreten. Mit um so innigerer Teilnahme begrüßen wir in Prag die Berliner Feier. Emil Pfersche.

Der Samen, der in schwerer Zeit in den märkischen Boden gesenkt wurde, ging auf zu einer herrlichen Saat und entfaltete sich zu einem Baum, dessen fruchtreiche Aeste weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausragen. Möge ein kommendes Jahrhundert gleicher Entwicklung der Universitas litterarum unserer Landeshauptstadt sich dem jetzt beschlossenen würdig anreihen. Busz, Rektor der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster i. W.

Wenn die kleinste der deutschen Hochschulen den größten Heilwunsch sendet, so gedenken wir daran, daß Berlin aus nationaler Not zu nationaler Macht erwuchs, im eignen Schicksal die Geschicke von Stadt, Staat und Reich widerspiegelnd. Möge ein neues, ebenso glückliches Jahrhundert anbrechen! Die deutschen Hochschulen, alte und junge, kleine und große, haben dasselbe Ziel, die gemeinsame Arbeit an deutscher wissenschaftlicher Kultur, aber freie und eigenartige Wege, entsprechend ihrer Stammesart. In dieser Einheit und Verschiedenheit beruht der Wert ihrer Selbständigkeit.
Rostock. Professor Dr. Wolfgang Golther.

Was der feiernden Hochschule ein besonderes Gepräge gibt, ist der an ihr stets wache Sinn für die politische Aufgabe der Universitäten, für ihre Verpflichtung zu staatsbürgerlicher Erziehung. Die Träger der Wissenschaft haben auch ein Faktor zu sein im Getriebe des öffentlichen Lebens; ihre vaterländische Pflicht ist es, durch geistige und sittliche Bildung den Charakter der Nation zu kräftigen und zu bereichern. Allezeit hat die alma mater Berolinensis in ihren Reihen Männer besessen, die durch glänzende Gaben und unbeugsamen Mut nicht nur der Wissenschaft, sondern auch ihrem König und Volk gedient haben.
Straßburg. Universitätsprofessor Dr. jur. H. Rehm.

Was liegt wohl einem Straßburger wissenschaftlichen Veteranen beim Jubelfest der Berliner Universität näher, als sich dankbar daran zu erinnern, daß der Geist, der Preußen veranlaßte, nach der zerschmetternden Niederlage in seiner Hauptstadt eine glänzende Stätte der Wissenschaft zu gründen, dann die Hauptarbeit bei der Befreiung Deutschlands vom fremden Joch getan, nicht zwei Generationen später die Deutschen zu herrlichen Siegen geführt, das Reich geeint, Elsaß-Lothringen wiedergewonnen und auch die alte Straßburger Hochschule neu aufgerichtet hat?
Straßburg, 3. Oktober 1910. Th. Nöldeke.

In die vieltausend Grüße, die in diesen Tagen vom Strand der Donau der jungen Alma mater an der Spree zufliegen, mischt die ältere Schwester ihre Glückwünsche. Sie beseelt diese Wünsche mit der Bewunderung der wissenschaftlichen Großtaten der Berliner Universität und den Gefühlen der Sympathie, die Stammes- und langjährige Schicksalsgenossenschaft geschaffen haben.
Hofrat Prof. Dr. Bernatzik, Rektor der Wiener Universität.

Der Berliner Universität, die als eine der jüngsten alle ihre älteren Schwestern im kurzen Zeitraum von hundert Jahren überflügelt hat, durch zwei Semester angehört zu haben, werde ich zeitlebens als Ehre und Gewinn betrachten.
Wien, 1. Oktober 1910. J. Minor.

Gern ergreife ich die Gelegenheit, der Berliner Universität, von der ich selbst die ersten Anregungen zu eigenem wissenschaftlichen Forschen empfing, herzlichen Festgruß auszusprechen. Was ihr in den hundert Jahren ihres Bestehens Deutschland, was ihr die ganze Welt an Geistes- und Kulturarbeit verdankt, liegt vor aller Augen. Mit berechtigtem Stolz darf sie darauf zurückblicken, daß die größte Zahl der Führer deutscher Wissenschaft an ihr gewirkt hat — um eines aus meinem Fach, der Medizin, anzuführen, daß u. a. Rudolf Virchow, der universalste Mediziner, und Robert Koch, der größte Entdecker und Bahnbrecher in der Krankheitslehre, an ihr geforscht und gelehrt haben und mit dem eigenen Ruhm den Ruhm der Berliner Universität über den Erdball trugen. Und so wünsche ich ihr, daß sie auch fernerhin bleibe ein Mittel- und Glanzpunkt im Geistesleben der deutschen Nation!
Würzburg. Professor W. Leube.

Im Anschluß an diese Festgrüße, die uns von Vertretern der verschiedenen deutschen Universitäten zugegangen sind, veröffentlichen wir noch einige Sentenzen von Professoren der Berliner Universität, die zu den Porträten des in dieser Nummer erscheinenden illustrierten Artikels „Berliner Professoren" gehören:

Soweit die wirtschaftspolitischen Forderungen des Sozialismus berechtigt, ausführbar sind und ihre Ausführung im Interesse des gemeinen Wohls erwünscht ist, können sie nur durch den geschichtlich gewordenen bestehenden Staat als System eines maßvollen, langsam fortschreitenden, seiner auch wieder vorhandenen Mängel, Bedenken und Schwächen sich wohl bewußten „Staatssozialismus" verwirklicht werden. Dies sollte aber auch geschehen, und die Opfer, die eine solche Politik den besitzenden und wohlhabenderen Klassen auferlegt, sollten von diesen gebracht werden. Adolph Wagner.

πλέον ἥμισυ παντός
Eduard Meyer.

Die Philosophie ist keine Sache bloß der Schule, sie ist eine Angelegenheit der Menschheit selbst, und darum hat sie sich nicht überlebt und wird sich nie überleben. A. Riehl.

Die Geschichte lehrt uns, was der Mensch sei.
Wilh. Dilthey.

Unsere Bilder

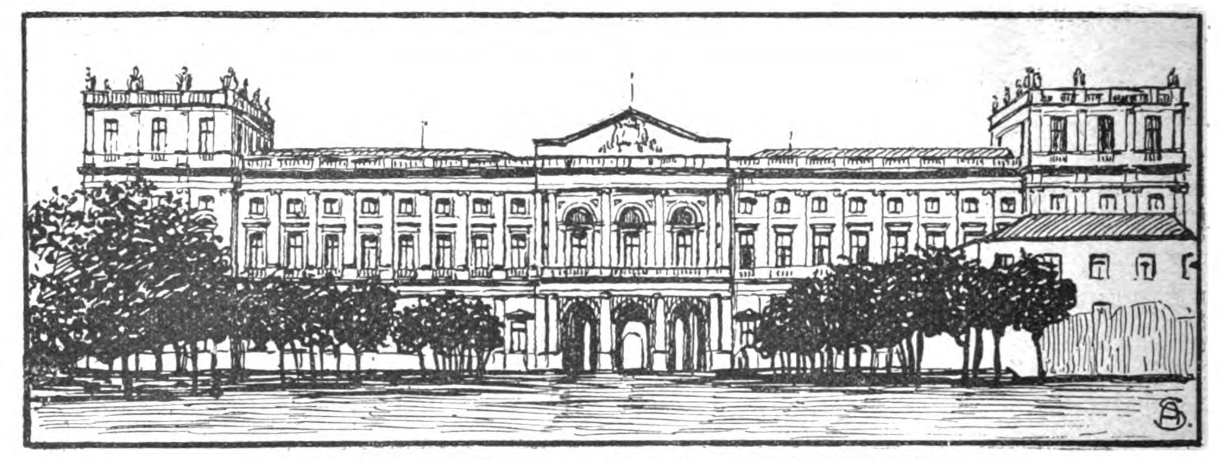
Das Jubiläum der Berliner Universität (Abbildgn. S. 1729 und 1730). Die Zeit, auf die alle Freunde der Berliner Universität mit ungeduldiger Freude gewartet haben, ist nun herbeigekommen: die Alma mater öffnet ihre Tore, um die Gäste zu empfangen, die zum hundertjährigen Geburtstag der Friederica Wilhelma aus aller Welt als Gratulanten herbeieilen. — Auch die Universitäten des Auslandes lassen sich bei der Feier durch hervorragende Gelehrte vertreten. Der englische Vertreter Lord Strathcona ist Kanzler der M'Gill-Universität und war 1899 Lord-Rektor der Universität Aberdeen. Der Vertreter der Sorbonne ist Henry Poincaré, der berühmte Mathematiker und Physiker, Mitglied der französischen Akademie, und Dänemark hat den Kopenhagener Professor W. Thomsen, einen der hervorragendsten Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft, nach Berlin abgeordnet. Die Petersburger Universität wird durch ihren verdienten Rektor Prof. D. D. Grimm vertreten. — Mit dem Jubiläum der Universität fällt das 25jährige Amtsjubiläum ihres Richters, des Geh. Regierungsrats Dr. Paul Daude, zeitlich fast genau zusammen.

Aus Portugal (Abb. untenst. u. S. 1728) kommen Nachrichten von einer Revolution. Der größte Teil des Heeres und die Marine haben sich gegen die monarchische Regierung erhoben. Kriegschiffe bombardieren den Königspalast und hissen die republikanische Flagge. König Manuel (Portr. nebenst.) selbst soll gefangen genommen sein; in den Straßen Lissabons toben Kampf und Aufruhr. Mit größter Spannung sieht man der weiteren Entwicklung der politischen Situation entgegen, die namentlich von dem Verhalten der Provinz in diesen kritischen Tagen abhängig sein dürfte.



König Manuel von Portugal.
Zur Revolution in Portugal.

Ein Denkmal Tonio Bödikers (Abb. S. 1732), des Schöpfers der staatlichen Kranken- und Unfallversicherung, wurde



Zum Ausbruch der Revolution in Portugal: Das königliche Schloß in Lissabon.

kürzlich anläßlich des 25jährigen Jubiläums dieser großartigen sozialen Hilfsorganisation in der Vorhalle des Reichsversicherungsamts enthüllt. Die Büste ist ein Werk des Bildhauers Prof. Janensch in Charlottenburg.

Das neue Dresdner Rathaus (Abb. S. 1733), ein schönes und kräftiges Bauwerk, das die Architekten Roth und Bräter nach fünfjähriger Bauarbeit vollendet haben, wurde dieser Tage in feierlicher Weise seiner Bestimmung übergeben. An der Spitze einer erlesenen Versammlung angesehener Gäste wohnte König Friedrich August von Sachsen dem Festakt im Saal des neuen Rathauses bei.

Graf Zeppelin im Parsevalballon (Abb. S. 1731). Während seines Aufenthalts in München hat Graf Zeppelin in Gesellschaft des bayrischen Thronfolgers einen Aufstieg in dem Luftschiff „Parseval VI" unternommen, das eben von einem schönen Flug zur Zugspitze zurückgekommen war. Die beiden illustren Passagiere waren nach ihrem Flug von der Leistung des „P. VI" sehr befriedigt, und Graf Zeppelin sandte ein Glückwunschtelegramm an Major v. Parseval.

Die Flugwoche von Trier (Abb. S. 1734) hat der deutschen Aviatik prächtige Erfolge gebracht, die leider durch den tödlichen Unfall des Wrightpiloten Haas getrübt wurden. Die Bewohner von Trier und Metz und des Moseltales haben den stolzen Flug deutscher Aviatiker bewundern können, die um den Preis für den besten Fernflug zwischen den beiden Städten kämpften. Der Elsässer Jeannin, der mit einem Passagier die Distanz zwischen den beiden Städten leicht bewältigte, blieb Sieger, aber auch seine Konkurrenten haben schöne Leistungen vollbracht. Kapitän Engelhardt flog mit seinem Wrightapparat nicht nur von Trier nach Metz, sondern, da er in der Dunkelheit den Landungsplatz verfehlte, über die französische Grenze bis Pompey bei Nancy, wo er landete. Außer den menschlichen Fliegern beteiligten sich auch die ältesten Aviatiker, nämlich die Vögel, an diesem Flugmeeting. Auf dem Landungsplatz in Metz wurden unter dem Jubel der Menge Tausende von Brieftauben aufgelassen.

Das Schnittmodell des Linienschiffes „Rheinland" (Abb. S. 1731), das der Geh. Marine-Oberbaurat Hoßfeld kürzlich als Gabe des Kaisers dem Deutschen Museum in München überbrachte, ist eine genaue Nachbildung des schönen Kriegsschiffes. Die Steuerbordseite des sechs Meter langen Modells ist freigelegt, so daß man alle Einzelheiten des Inneren erkennen kann. Das Linienschiff „Rheinland", in dessen Konstruktion das Modell Einblick gewährt, gehört zur „Nassau"-Klasse; es verdrängt 19000 Tonnen und legt 14 Knoten zurück.

Das neue Stadttheater in Posen (Abb. S. 1732), eine prächtige Schöpfung des Münchner Architekten Max Littmann wurde kürzlich eingeweiht. Das schöne säulengeschmückte Haus enthält im Innern einen Zuschauerraum mit 1000 Sitzen und eine so modern wie möglich ausgestattete Bühne.

Bühnenkünstler am Grammophon (Abb. S. 1735). Wenn heutzutage eine Gesangsnummer eines neuen Bühnenwerkes „eingeschlagen" hat, dann wird sie sogleich für alle jene, die sie auch außerhalb des Theaters hören möchten, auf dem Grammophon fixiert. So wurden schon wenige Tage nach der Premiere der neuen Revue im Berliner Metropoltheater Grammophonaufnahmen der erfolgreichsten Schlager gemacht, und nun kann man das allerneuste Duett des lustigen Giampietro und der schönen Massary allerorten in Muße genießen.

Ein Hunderennen (Abb. S. 1736), das war das neuste Ereignis des Berliner Rennsports. Am 2. Oktober pilgerten zahlreiche Berliner Sportfreunde nach Karlshorst, aber nicht, um einem Pferderennen auf der bekannten Bahn beizuwohnen, sondern um Rassehunde um die Wette laufen zu sehen. Die originelle Veranstaltung hat allen Zuschauern viel Vergnügen gemacht. Ob auch den Mitwirkenden? Aber die werden ja nicht gefragt!

Personalien (Abb. S. 1736). London hat sich einen Lord-Mayor gewählt. Der neue Träger der hohen kommunalen Würde Sir T. Vezey Strong ist nicht nur als erfolgreicher Kaufmann, sondern auch als Vorkämpfer der Antialkoholbewegung bekannt. — Der Tempelhofer Gemeindevorsteher Mussehl ist jetzt eine der beachtetsten Persönlichkeiten Groß-Berlins. Er hat seiner kleinen Gemeinde das Besitzrecht des westlichen Teiles des Tempelhofer Feldes verschafft, hat also Aussichten, demnächst aus dem Oberhaupt eines kleinen Vororts zum Vorsteher einer sehr großen modernen Gemeinde zu werden.

Todesfälle (Abb. S. 1732 u. 1736). Mit dem ehemaligen Kriegsminister General v. Verdy du Vernois ist einer der hervorragendsten Mitkämpfer des Nationalkrieges von 1870-71 verschieden, den der Verstorbene als Abteilungschef im Großen Hauptquartier mitmachte. Später erwarb sich der General als Gouverneur von Straßburg und im Jahr 1889 als preußischer Kriegsminister große Verdienste. Er war auch einer unserer tüchtigsten Militärschriftsteller. — Heinrich XXIV. Fürst Reuß-Köstritz, der auf Schloß Ernstbrunn im Alter von 55 Jahren verschied, war das Haupt des apanagierten Astes der jüngeren Linie des reußischen Fürstenhauses. — Nach einem tatenreichen Berufsleben verschied der bekannte englische Jockei Tom Loates. Er hat sich im Lauf der Jahre das hübsche Vermögen von 5 Millionen zusammengeritten.

Die Toten der Woche

Hofrat Prof. Dr. Rudolf Chrobak, berühmter Gynäkologe, † in Wien am 1. Oktober im 71. Lebensjahr.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Ernst von Leyden, berühmter Kliniker, † in Berlin am 5. Oktober im Alter von 78 Jahren.

Heinrich XXIV. Fürst Reuß-Köstritz, † auf Schloß Ernstbrunn am 2. Oktober im Alter von 55 Jahren. (Portr. S. 1732.)

General der Inf. z. D. Julius v. Verdy du Vernois, ehem. preußischer Kriegsminister und bedeutender Militärschriftsteller, † in Stockholm am 30. September im Alter von 78 Jahren. (Portr. S. 1732.)

Bilder vom Tage



Zur Jubelfeier der Berliner Universität:
Rector magnificus der Friederica Wilhelma Erich Schmidt.



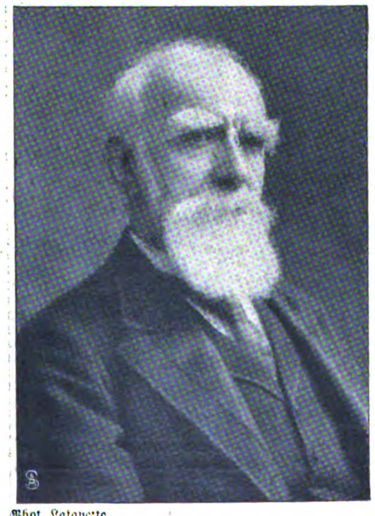
Professor Thomsen, Kopenhagen.



Rektor Prof. Grimm, Petersburg.
Auswärtige Gäste bei der Jubiläumsfeier der Berl. Universität.



August Boeckh 1785–1867,
Jubiläumsrektor der Berliner Universität im Jahre 1860.
Nach einer unveröffentlichten Zeichnung von Wilh. Hensel.



Phot. Lafayette.

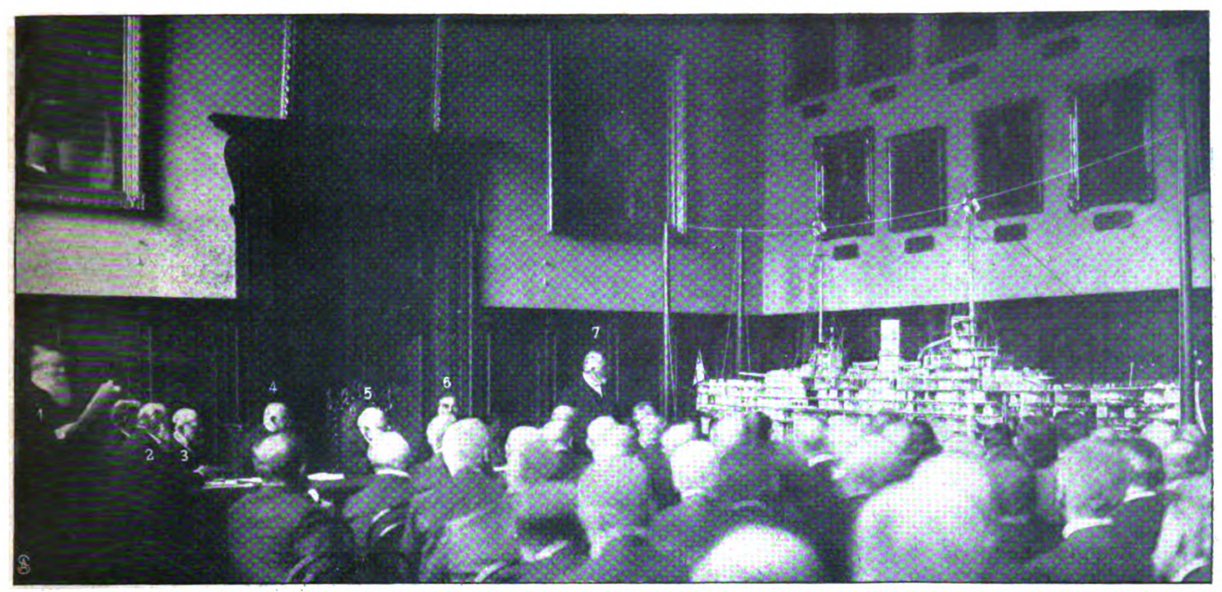
Lord Strathcona,
der Vertreter Englands bei der Berliner Universitätsfeier.



Geh. Reg.-Rat Dr. Paul Daude
beging sein 25jähriges Amtsjubiläum als Richter der Berliner Universität.



Professor Henri Poincaré,
Frankreichs Entsandter zur Jubelfeier der Berliner Universität.

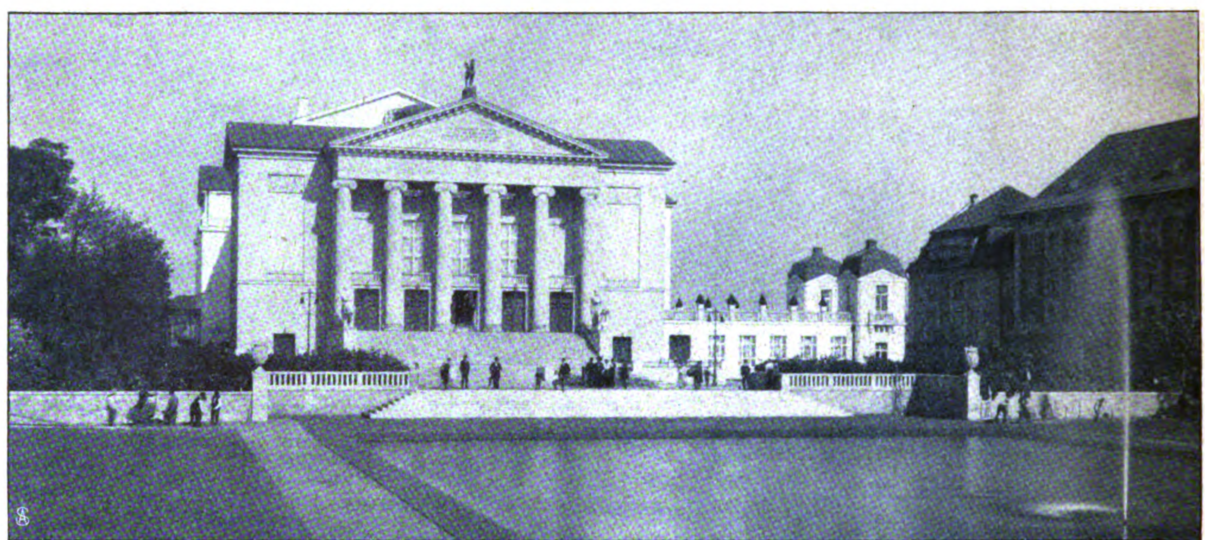


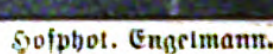
1. Geh. Marine-Oberbaurat Hoßfeld. 2. Reichsrat v. Maffei. 3. Minister v. Brettreich. 4. Graf Zeppelin. 5. Prinz Ludwig von Bayern. 6. Reichsrat v. Miller, Vorstand des Deutschen Museums. 7. Dr.-Ing. Blohm-Hamburg.

Uebergabe des Schnittmodells des Linienschiffes „Rheinland" im Festsaal der Akademie der Wissenschaften.
Eine Gabe des Kaisers für das Deutsche Museum in München. Phot. Süddeutsche Illustr.-Centrale.

Hofat. Gebr. ...

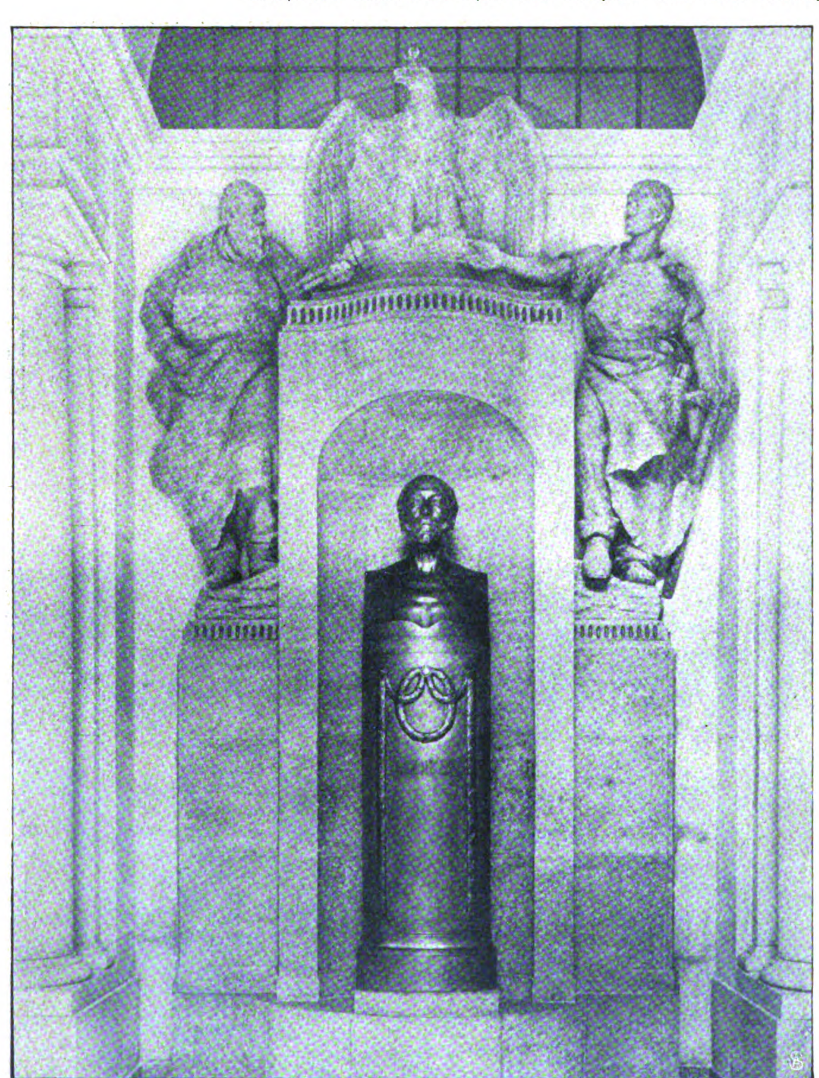
Eine denkwürdige Luftfahrt in München:
Prinz Ludwig von Bayern (×) und Graf Zeppelin (××) in der Gondel des „Parseval VI" vor dem Aufstieg.





Hofphot. Engelmann.

Kunst und Kultur im Osten des Reiches: Das neue Stadttheater in Posen.



Phot. Int. Ill.-Zentr.

Zum 25jährigen Jubiläum des Kranken- und Unfallversicherungsgesetzes.
Die in der Vorhalle des Reichsversicherungsamtes enthüllte Büste Tonio Bödikers.



Hofphot. Schaarwächter

Julius von Verdy du Vernois †
General d. Inf. z. D. und ehem. Kriegsminister.



Hofphot. Lutz.

Heinrich XXIV. Fürst Reuß-Köstritz,
verschied auf Schloß Ernstbrunn in N.-Oesterr.





Die Feier im Festsaal des neuen Rathauses.
Unteres Bild: Empfang des Königs Friedrich August (×) durch den Oberbürgermeister. Phot. B. J. G.
Die Einweihung des neuen Rathauses in Dresden.



Vom aviatischen Wettflug Trier-Metz.

1. Kapitän Engelhardts (×) Landung bei Nancy.
2. Jeannin während des Flugs über der Mosel.
Illustrationsphoto.
3. Das Auffliegen von 12000 Brieftauben auf dem Landungsplatz in Metz.

Der Sieger Jeannin (×) mit seinem Begleiter Leutnant Bartejanu.

Phot. Zander & Labisch.

Zwei Berliner Bühnensterne:
Josef Giampietro und Fritzi Massari vom Metropoltheater singen ihr neustes Couplet in das Grammophon.

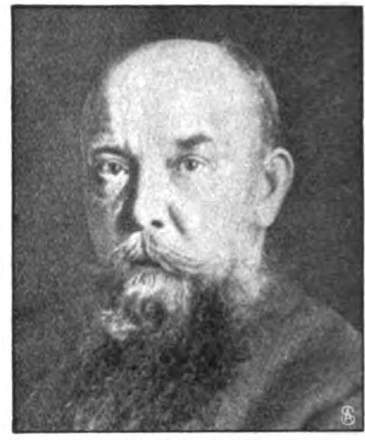




Tom Loates † Phot. Sport und General.
der berühmte englische Jockei,
hinterließ 5 Millionen.



Ein Abstinenzler als Oberhaupt der City.
Sir T. Vezey Strong,
der neue Lord-Mayor von London.

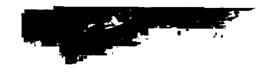


Gemeindevorsteher Mussehl.
Zum Verkauf des Tempelhofer Feldes bei Berlin
an die Gemeinde Tempelhof.

Ein neuer Sport.

Phot. Gennecke.

Oberes Bild: Blick auf die Rennbahn. — Unteres Bild: Start der Doggen.
Das internationale Hunderennen in Karlshorst bei Berlin.



Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

10. Fortsetzung.

Ferdinand Furka hatte keine leichte Hand beim Produzieren. Die Gedanken entrangen sich ihm nur mühsam, und namentlich bei der Formgebung quälte er sich lange, bis die Sätze seinem anspruchsvollen, empfindlichen Geschmack genügten. Wie der Katakombenforscher, der in rastloser Arbeit an den dunkeln Mauerwänden der verschwiegenen Grüfte schürft, um die Gestalten eines alten Freskos freizulegen, so mußte er lange ringen und kämpfen, bis er einen Gedanken klar und in unanfechtbarer Form zu Papier brachte. Seine immer abspringende, flüchtig unstete Phantasie war nur schwer in den Ring eines abgeschlossenen Themas zu bannen. Was er aber fertigbrachte, das glitzerte dann von wundersamen Feinheiten wie geschliffene Kunstgläser.

Für einen kleinen, vertrauten, sehr verfeinerten Kreis war er eine hochgeschätzte literarische Erscheinung.

Er hatte vor zwei Jahren die größte Torheit begangen, die ein Neurastheniker begehen kann: den ersten Band eines Buches herauszugeben, ehe der zweite in seinem Kopf fertig war. Sein Verleger und sein Verehrerkreis verlangten stürmisch den zweiten Band! Anfangs aus Leselust und Vorfreude — dann mit einem gewissen Unterton von Mißtrauen, ob er denn auch fähig sei, diesen zweiten Band überhaupt und in gleicher Qualität herauszubringen?

„Die Leser sind grausame Leute", sagte Ferdinand Furka oft. „Sie haben keine Mühe von der Sache und verlangen einfach. Sie ahnen gar nicht, wie schwer die Gewissensfragen hinsichtlich des Maßes der eigenen Kraft einen ernsten, feinfühligen Autor belasten können."

Ferdinand Furka haßte manchmal seine Leser, mit dem gleichen Haß, den der gefangene flügellahme Adler gegen die Sonntagspaziergänger empfindet, die draußen vor dem Käfig auf und ab gehen und ihn neugierig mitleidsvoll anstarren.

Er hatte ausprobiert, daß gewisse, ganz erhabene Landschaftsbilder — etwa der Ätna, taubenweiß aus rosigen Morgenwolken aufschimmernd — ihm jenen seelischen Schwung zu verleihen vermochten, der ihm zum Schaffen nötig war, daß exotische Blüten und klingende Meeresbläue anfeuernder für ihn waren als die tausendfachen zerstreuenden und ablenkenden Bildungsströme.

Allerdings hatte die Fahrt nach Teneriffa versagt, was aber wohl auf Rechnung von Agnes Thorensen kam, die mit so unzarter Hand das schöne Verhältnis ihrer Seelen plötzlich entzweigerissen hatte. Es blieb ihm keine Wahl.

Wenn der zweite Band nicht dauernd als Alp auf seinem Gewissen lagern sollte, mußte er ein zweites Mal nach Japan, zurück an die Stätte, wo sein erster Band schnell und ohne allzu heißes Mühen aus der Stimmung jener wundersamen Umwelt emporgestiegen war. Wie eine trübe Wolke über dem Reiseplan hing der Abschied von der blonden Freundin. Nur in der Wonne des Leids fand er Tröstungen.

Es war wenigstens ein reiner, ein elegisch sentimentaler Schmerz — es war ein Opfer, höheren, geistigen Instanzen gebracht; es lag wehmütiger Genuß darin, Briefe über trennende Meere zu wechseln, Seufzer in Kuverten mit Doppelmarken von Europa nach Asien und vice versa zu senden. Er hatte Agnes lange Listen ausgeschrieben mit den Daten der Schiffe und den Adressen seiner japanischen Bankiers — er beschwor sie, jeden Tag Unter den Linden die kleinen blechernen Schifflein in den Riesenfenstern des Schiffsbureaus zu beobachten, wie weit sie waren auf dem dicken Strich nach Osten. Es gewährte ihm schmerzlich süße Freude, zu denken, wie sie in ihren Träumen all die märchenhaft bunten Kulissen des fernen Asiens um seine Gestalt stellte, wie sie stundenlang Bücher über Japan las und ein großes Bild des Fujiyama auf ihrem Schreibtisch stehen würde. Vielleicht — so überlegte er — gewann ihre Beziehung durch das Getrenntsein nur an Dauer. Alle Mißtöne fielen fort — ihre Geister konnten sich gewissermaßen einsam begegnen, während sonst seine Teestunden so oft durch den lauten Olaf, den heimkehrenden Hausherrn oder die kritischen Töchter brutal gestört worden waren. Seine Nerven rebellierten ohnehin immer stärker gegen die andern Familienglieder. Er haßte kleine Kinder, er mißbilligte junge Mädchen nach modernem Zuschnitt, er litt unter Herrn Thorensens Unterhaltung. Von dem ganzen Familienbestand machte nur sie, die eine, ihn nie nervös, sie, die mit ihrer anmutigen Kraft, ihrer heiteren Ruhe Balsam und Wohltat für seine Mimosenseele war. Wie sie ihm damals gegenübergestanden an jenem glühenden Julitag auf dem Kriegsschiff in der Kieler Förde — das helle Kleid, das helle Haar von Sonne umschimmert — ein Bild geschmeidiger Kraft und seelischer Gesundheit, so stand sie dauernd vor seiner Seele — ein Wesen, das ganz anders war als er, unbeirrbar und sicher, mit Nerven aus Stahl und dem federnden Gang gebrechenloser Menschen. Und zu allen diesen Vorzügen der schwärmerische Aufblick ihrer Augen, wenn er zu ihr sprach, das, wie ihm schien, feine und tiefe Verständnis für seine Eigenart, seine Ideen, seine Pläne.

Er grollte dem Schicksal, daß Frau Thorensen kein unabhängiges Einzelwesen war, keine jener losgelösten, auf sich gestellten single women, wie er sie so oft auf Schiffen und in Salons getroffen hatte — daß sie diesen ganzen Anhang besaß, diese vier auf ihre Betreuung angewiesenen Menschen.... Er wollte sie herausge-



schnitten wissen aus den Ansprüchen der andern, er wollte glauben können, daß sie doch eigentlich nur für ihn geboren sei, nicht eigentlich für Herrn Thorensen, für den es irgendein anderes rotbäckiges Holsteiner Mädchen ebensogut getan hätte, der dieses Edelwesen in einen prosaischen Hausbetrieb zwang, so wie wenn man eine Orchidee in einen Küchengarten pflanzte, und der das höhere Verständnis für ihre geistige Eigenart eben absolut nicht besaß.

Er konnte abends, wenn er zwischen den mit roter Seide bespannten Wänden seines mit subtilstem Geschmack eingerichteten Arbeitzimmers einsam auf und ab ging, förmliche Wutanfälle gegen Herrn Thorensens Harmlosigkeit bekommen, der diese Perle einfach für sich genommen hatte, ohne sich des Mißverhältnisses irgendwie bewußt zu sein.

Er versuchte, Agnes zu dem Standpunkt zu erziehen, daß sie ihre Ehe als Mißgriff ansehen sollte, als unbedachte Entgleisung einer Achtzehnjährigen. Aber Frau Thorensen lachte nur, wenn ihr solche Tatsachenverschiebungen zugemutet wurden — sie besann sich sehr wohl auf ihr Gefühl damals und die allgemeine Meinung, die beide dahin gingen, daß sie mit ihrer Heirat sehr gut getan habe und die „Treppe hinaufgefallen" sei, nicht ihr Mann! Sie dachte dann wohl an Thorensens Rivalen, den wüsten Gutspächter, der später am Trunk zugrunde ging, und von dem sie einem so feinfühligen Ästheten wie Furka überhaupt nicht zu erzählen wagte....

Ferdinand Furka hatte keine Schwestern, er wußte eben nicht, wie schwer ein Mädchen es hat, sein Schicksal richtig zu dirigieren, daß doch dabei immer nur die Ziffern in Frage kommen, die man kennt, und daß es für eine Zwanzigjährige ganz unwichtig ist, ob sie mal mit vierzig auf irgendeinem Schiffsbord später einer interessanten „Seele" begegnen wird! Ins Blaue hinein können Mädchen nicht warten... und überhaupt — sie wäre dann ja vielleicht gar nicht nach Kiel gekommen... und alles anders... so, wie wenn damals das Kleid nicht rechtzeitig fertig geworden wäre — das weiße Tüllkleid mit den blauen Bändern, das dünne duftige Sommerkleid, an dem gewissermaßen das Schicksal der Familie Thorensen hing....

... Es war überhaupt Unsinn in ihren Augen, sich das Leben anders vorzustellen, als es sich in Wirklichkeit abgerollt hatte... aber zuweilen hatte es auch wieder seinen Reiz, so in der Dämmerung beim Tee die Phantasie über sonderbare Möglichkeiten spazierenzuschicken, wie wohl alles wäre, wenn nicht....

Die nahende Trennung brachte stärkere Akzente in ihre Beziehung. Beide wurden sich voller bewußt, was sie einander verdankten, und beide übertrieben noch das Dankenswerte, was der andere Teil leistete. Sie hielten sich schriftlich und mündlich dithyrambische Reden über ihre Freundschaft und verfielen in den überschwenglichen Ton der romantischen Schule.

Für acht Tage kam Furka nach der Schweiz.

Geheimrat Thorensen gebrauchte seine Kur gewissenhaft weiter und ließ den Besuch fast allein von seiner Frau unterhalten.

So klang der Abschied für Japan mit all seinen melancholischen Momenten voll und schön aus.

Der große See schlang seine grünen Wassermassen in immer wechselndem Licht um das sommerliche Idyll.

Im Sanatorium gab es sehr viele Gruppen zu dreien: Abgearbeitete Ehemänner, die dem Freund die Unterhaltung der Frau überließen. Es schien fast wie eine erprobte ärztliche Vorschrift — ebenso nützlich wie die Massage am Nachmittag und die kalten Güsse frühmorgens.

Thorensen erholte sich zusehends. Furka wurde blaß und blasser.

Am bleichsten war er am Morgen seiner Abfahrt.

Frau Thorensen geleitete ihn zur Schiffstation nach Beckenried. Ein glühender Hundstagsmorgen ließ das frischgemähte Wiesenheu stark wie ausgesprengte Essenzen duften. In blaue Schleier gehüllt, reckte der herrliche Pilatus seine großen Linien am See.

„Ich möchte, wenn ich heimkehre nach Europa," sagte Furka mit feierlicher Stimme, die in ergriffenen Augenblicken wie die eines Fastenpredigers klang, „daß da, wo ich den Boden des heimatlichen Weltteils berühre, sei es nun Brindisi oder Syrakus oder Genua, daß dort an der Hafenmole die Frau mich erwartet, in deren Bild sich für mich das verkörpert, was mir im alten Europa das liebste und wertvollste ist. So, wie ich Sie heute verlassen werde, winkend am Rande des Wassers, in jenem historischen weißblauen Kleide, das vor fünf Sommern Gott sei Dank noch in letzter Stunde fertig wurde, so möchte ich Sie wiederfinden als den ersten Menschen, der mich nach meiner Heimkehr aus dem Osten begrüßt. Wollen Sie es mir versprechen, Agnes? Wollen Sie, willst du?"

„Warum nicht?"

Sorglos hielt sie ihm die Hand hin. Warum sollte es nicht sein können? Gewöhnlich gingen ja alle Lebensrechnungen doch ganz glatt auf...

„Es komme, was da komme: Sie werden an der Landungsbrücke stehen?"

„Gewiß! Thorensen wird es ja so natürlich finden —"

„Es ist auch das natürliche!" sagte er und ließ seufzend ihre kühlen, schlanken, so oft geküßten Finger aus den seinen.

Das Schiff stieß ab.

Sie winkte und winkte. Dicke, warme Tränen rannen in ihr Taschentuch. Ihr war sterbenselend zumute, als sie nun einsam den Weg zurückschritt, den sie vor zehn Minuten zu zweien gegangen. Erst als ein junger Pole, dessen graue Augen sie schon im Eßsaal des Sanatoriums öfters mit Beifall auf sich gefühlt, an ihr vorbeiging und seine Bewunderungsblicke ungedämpft in ihre Züge gleiten ließ, fühlte sie dankbar und wohlig, daß schließlich durch Furkas Abfahrt doch noch nicht der ganze Himmel entgöttert war.

Und leichtbeschwingt schritt sie dahin, sorglos wie die Lilien auf dem Felde.

* * *

Gunhilde und Olaf lebten indessen ein stilles Sommerleben in dem leeren Haus.

Die meisten Bewohner waren verreist. Fast überall



herabgelassene Jalousien, das Ferienantlitz der Großstadtfassaden, steinerne Gesichter mit lauter geschlossenen Augen.

Zuweilen kam Tante Johanna. Sie hatte etwas Mitleidiges und beinah Befangenes in dem Gedanken daran, daß sie die beiden nicht aus dem heißen Käfig heraus zu sich ins Grüne nahm.

„Diesen Sommer sind Hindernisse!" sagte sie und errötete ein wenig. „Wir haben auch die Maler. Alles wird neu gemacht, und Professor Hansen hat manchmal Kopfweh. Er muß äußerste Ruhe haben, und im August will er nach Schleswig."

Wenn sie Olaf auf den Schoß nahm und liebevoll an seinen weichen Ohren entlang strich, so fragte er jedesmal nach der Brücke über dem Wasser, die geheimnisvoll in seiner Kinderphantasie stand, von einem abstrakten Zauber umwoben, so wie in manches Menschen Gedankenwelt der Ponte molle steht oder der schöne Bogen des Rialto.

Er hatte Sehnsucht nach der aus Birkenstämmen gezimmerten Brücke, die sich draußen im Vorort über den zwecklos geschaffenen, trägen Wasserarm schwang.

Johanna litt an seiner Sehnsucht. So grausam erschien sie sich, daß sie taub gegen die stummen Bitten des armen Stadtkindes blieb — aber es waren im Augenblick allzu starke Gewichte vorhanden, die ihre Seele nach der andern Seite zogen.

Und eines Tags erfuhr die Öffentlichkeit, wie es um diese Gewichte stand.

Professor Hansen war ja eine offizielle Persönlichkeit, ein Gemeingut der gebildeten Welt. An einer besonders sichtbaren Stelle brachten Anfang August die Abendzeitungen die Notiz, daß sich der berühmte Forscher in seinem Heimatort Lügumkloster mit einer Landsmännin, Fräulein Johanna Thorensen aus Attenrade, habe trauen lassen.

In der Schweiz, in Rochester und Attenrade — überall, wo Mitglieder der Familie Thorensen im Augenblick saßen, schlug die Notiz bombenartig ein, zumal Johannas erläuternde Briefe erst zwei Tage später an die verschiedenen Adressen gingen.

Die Tatsache wurde mündlich und brieflich kommentiert und glossiert, rechts und links gewendet, mit Respekt aufgenommen oder mit prinzipieller Nichtbilligung belegt.

„Es ist ja wenigstens eine korrekte Lösung," sagte Thorensen zu seiner Frau, „aber so recht geht es mir doch nicht ein! Etwas wie ein Raubritter hat sich Johanna doch benommen, der den arglos hinziehenden Kaufherrn aus dem Hinterhalt überfällt. Sie muß ihn doch ganz regelrecht belagert haben. Natürlich werde ich's mir nicht merken lassen, wo doch Professor Hansen solche Leuchte ist. Aber ich für mein Teil verkehre nur ganz sporadisch da. Wenigstens lasse ich's langsam angehen und pausiere erst noch ein paar Jahre mit Intimität."

„Wenn man den Mann hat," versetzte Agnes philosophisch, „scheint's mir ganz gleich, wie man ihn bekommen hat, ob gutwillig oder par force. Wenn irgendwo, so entscheidet doch hier allein der Erfolg —"

Anka und Gunhilde hatten den gleichen Standpunkt. Zum erstenmal in ihrem Leben imponierte Anka ein anderer Mensch uneingeschränkt.

Nur Attenrade verhielt sich ganz ablehnend.

Onkel Asmus gab die Parole aus, daß eine so späte Heirat im Grunde nicht herkömmlich sei und eines frivolen Beigeschmacks nicht entbehre, und daß Johanna gewissermaßen als fahnenflüchtig anzusehen sei, da sie dem ihr vorbestimmten Beruf als spätes Mädchen und Tante in höheren Semestern nun endgültig untreu geworden wäre. Gewiß sei Hansen ein bedeutender Gelehrter, aber das entlaste Johanna nicht. Würden sie auf der Hochzeitsreise in Attenrade auftauchen, so müsse man zwischen den Zeilen doch einiges Kopfschütteln markieren.

Aber das neuvermählte Paar tauchte nicht bei den Verwandten auf.

Sie fuhren lieber allein nach Tirol.

* * *

Eines Morgens bekam Gunhilde einen lilafarbenen Brief von Marcell, der sie um eine Unterredung bat. Zu seinem Staunen hätte er vom Portier gehört, daß sie in den heißen Hundstagen mit ihrem Bruder in Berlin geblieben wäre.

Sie war sehr unlustig zu einem Wiedersehen. Was sollte diese abgetane Beziehung?

Sie schrieb ab — aber eines Nachmittags kam er unangemeldet doch.

Über die Balken und Farbentöpfe der Maler, die in den Vorderzimmern hausten und lange, zeitraubende Romane mit Antje und Amanda entfesselt hatten, ging er zu der hellen Loggia, die an der Rückwand des Hauses über einem wie in einen Lichtschacht versenkten Garten mit Bäumen hing, die sehr bescheiden in ihren Ansprüchen auf direkte Sonne waren, es aber in der Glut der Hundstage doch zu einem satten Grün gebracht hatten.

Gunhilde nähte, und Olaf sonnte sich zu ihren Füßen.

Marcell wurde rot, als er die einst so sehr geliebte Freundin vor sich sah, die zwei Jahre lang — jene ausprobierte Zeit der „Bannbefreiten" — sein Denken und seine Träume beeinflußt hatte....

Die beiden Jahre waren zwar die kontraktlich festgesetzten gewesen. Trotzdem lag in jedem Schluß etwas sehr Häßliches, gleichsam die Erinnerung Entwertendes. Marcell hatte das tief empfunden. Er war zu sehr der Sohn aus gutem Hause, als daß er jener frivolen Leichtigkeit des Gefühls fähig gewesen wäre, in der die meisten Klubgenossen glänzten.

Er litt unter dem Ende. Auch weil Gunhilde das Tischtuch so schnell entzweigeschnitten hatte, als sein Interesse auf die Cousine abgeirrt war....

Er wünschte von ihr verstanden zu werden. Darum kam er.

Aus der andern Etage kreischte ein Papagei. Gegenüber ertönte ein Phonograph.

Und doch war es idyllisch und schön hinter den dürftigen, sonnversengten Pelargonien. Die beiden Thorensenschen Kinder saßen so friedlich da wie Schwesterchen und Brüderchen im Märchen.

Gunhildens Wangen waren voller und röter. Heute



tat es ihm beinah leid, daß sie nicht mehr so bleich und verblüht aussah wie im Winter —

„Ich möchte dir etwas beichten, Hilde", sagte Marcell.

„Die zwei Jahre sind um", versetzte sie, „und das Du erledigt. Was wünschen Sie noch von mir, Herr von Wetterstein?"

Er spielte wie immer mit dem Handschuh, und wie immer war der Handschuh seegrün. Sonderbar! dachte Gunhilde, die Gefühle verbleichen. Aber die Handschuhfarbe besteht. —

„Ich habe einen Rezitationsabend in Waldshut gehalten", begann er. „Ich hatte zahme Sachen gewählt. Baumbach und Schiller. Alle Honoratioren waren zugegen, auch Herr und Frau Dagbland mit Tochter. Die Bürgermeisterin lud mich zum Tee ein. Ich wurde drei Tage angefeiert und las noch einigemal in kleinem Kreis. Herr Dagbland hatte mich an jenem bewußten Abend wohl nicht genau gesehen. Ihre Cousine ist sehr diplomatisch und lavierte geschickt. Wir spielten Komödie. Es ist etwas sehr Reizendes, Komödie zu spielen in solch kleiner romantischen Stadt am Rhein. Ich bin lange nicht so glücklich gewesen."

Er griff, wie er immer getan, von Zeit zu Zeit an die Stelle des tic douloureux.

„Meine Cousine diplomatisch! Von ihr gilt also auch das Wort aus dem westöstlichen Diwan ‚Das Mädchen hatte was gelernt!'" Gunhilde sprach es fast verächtlich.

„Wir sind geheim verlobt", sagte Marcell. „Herr Dagbland ahnt nicht, daß ich zu dem Kreis der ‚Bannbefreiten' gehöre, gegen die er — zumal seit Vera von Beurens Revolverbuch — einen grenzenlosen Haß hat. Erfährt er es, bekomme ich Annchen nie. Sie können es mir also verschaffen oder verscherzen, Gunhilde!"

„Wir sind ganz auseinander mit den Verwandten — Annchens Vater hat ihr jede Korrespondenz mit uns untersagt. Sonst würden wir auch wohl nicht hier in diesem Brutofen, sondern dort oben im frischen Wind sitzen. Von unserer Seite droht keine unbewußte Aufklärung. Und zu einer beabsichtigten halten Sie mich doch wohl selbst einerseits für zu loyal, anderseits auch zu gleichgültig gegen die Sache?"

Sie legte die Hände vor das Knie und sah zu den Schornsteinen der Nachbarhäuser auf.

„Ich möchte, daß Sie mich begreifen", wiederholte er. „Gunhilde, das Leben, das ich die letzten Jahre führte, lebte ich ganz contre coeur. Ich mag nicht mehr von Stadt zu Stadt. Ich mag nicht mehr hinter das jeweilige Pult. Diese hundert Blicke auf den bezahlten, bestellten Redner in den fremden Kasinosälen mit Lampenblak und staubigen Gipsabgüssen an grell getünchten Wänden sind mir so grenzenlos über. Das Hausieren mit meinem guten Namen, mit den äußeren Qualitäten, die ich der Familie, die mich verwünscht, abgeerbt habe, ist mir zuwider. Dieses ewige Hinleben in kleinen Pensionzimmern, wo man mir einen Teil des Preises erläßt, wenn ich Sonntags gratis vortrage! Dies Durchschieben einer so schwachen, zweitrangigen Begabung durch die großen Talente rechts und links, wie hab ich es satt! Ich bin lebenskrank, Fräulein Gunhilde. Vor Ihnen hab ich mich immer in Pose geworfen! Das, was Sie in mir sahen, was Sie in Ihren ersten Briefen so begeistert lobten, wollte ich auch darstellen. Ihr Glaube, daß etwas Besonderes an mir sei, hat zwei Jahre lang mein Selbstgefühl über Wasser gehalten, das bißchen Kraft in mir gestählt. Sie sind mir viel gewesen, Gunhilde —"

„Ja, bis mein Glaube an Sie nachließ, Marcell! Und dann kam das Natürliche. Jemand anders erschien und glaubte meinen verlorenen Glauben, und da wechselten Sie den Platz."

„Die ‚Bannbefreiten' waren mein Unglück!" grollte Marcell und schlug mit dem Handschuh auf die Knie. „Als große Nummer wurde ich erst aufgeputscht, wie ich zufällig zwischen sie geriet. Sie malten mir eine glänzende Zukunft, Bahnbrecher der Jugend, Prophet des neuen Bundes, Lektor für Deklamation an der Universität. Sie ironisierten über meinen Vornamen Max, an dem ich so hing, da fast alle Wettersteins Max getauft sind. Sie nannten mich Marcell und schrieben mich so in ihre Listen. Anfangs schmeichelte mir das eingehende Interesse der andern sehr. Sie taten, als sähen sie eine Autorität in mir für ihre literarischen Leistungen. Und was war die Absicht? Ihre wilden Poesien sollte ich unters Publikum bringen! Radomontaden, die ihnen kein Blatt druckte, an die Ohren der Zeitgenossen tragen! Immer wieder schoben sie mir bedenkliche Sachen von Henry X. ins Programm, und es wurde zuweilen in kleinen Städten gezischt, und Damen verließen das Lokal. Sehr peinlich war es oft im Moment. Aber beim nächsten Klubabend kam die Belohnung. Man wand mir Märtyrerkränze, und ich fühlte mich wie ein Giordano Bruno. Ich will da heraus. Ich will es abschütteln. Ich will ins Freie."

„Ins Freie? Sie meinen damit, daß Sie nunmehr von Annchens Geld leben wollen?" sagte sie geduldig und freundlich.

Er, von ihrem Ton beruhigt, schüttete seine Seele aus. „Ich dachte so: da ist doch das Haus in Höchenschwand. Man lebt ja beinah gratis dort. Milch kostet ja fast nichts, und Milch wird mir immer wieder verordnet. Alles wächst zu, um so besser, wenn man ohnehin vegetarisch lebt. Ich könnte mich mit literarischen Arbeiten beschäftigen. Vielleicht würde auch mal ein Posten an der Waldshuter Zeitung frei. Oder wir blieben auch im Winter dort oben und hüteten das Haus. Herr Dagbland muß ja doch immer jemand da hintun. Wie könnte ich mich da ausruhen! Wie schön wäre es, winters auf einer Ofenbank und draußen Schneemassen und die Welt versunken und keine Angst um den Mammon. Ich würde mich auf den Verlobungsanzeigen etwa als Privatgelehrter bezeichnen. Das klingt gut und ist dehnbar und verpflichtet zu nichts."

Gunhilde lächelte sanft, gerührt von seinem Vertrauen —

„Ach heraus aus dieser Hexenküche! Gerettet aus diesem Kampf! Ich bin zu müde zu kämpfen. Ich habe nie ein Examen zustande gebracht so aus allgemeiner Müdigkeit. Papa war auch so. In der Kirche und bei den Zeitungen schlief er immer ein. Das liegt so in der



Familie. Es sind immer zu viel Cousinenheiraten bei den Wettersteins vorgefallen. Und glauben Sie, Gunhilde, mein Hauptstreben würde sein, die beiden verzankten Zweige Ihrer Familie wieder in Frieden zusammenzubringen. Und dann käme alles in Ordnung und Sie wieder nach Höchenschwand."

„O nein!" rief Gunhilde abwehrend — „Das wäre das letzte, das mich verlockte, da oben bei Ihnen zu sommerfrischen! Unter den verschrobenen Konjunkturen in meinem Leben wäre das die verschrobenste. Die ‚Bannbefreiten' dürfen nach zwei Jahren auseinandergehen, als hätten sie sich nie gekannt. So steht es ja doch in den Statuten. Wir wollen um Gottes willen genau bei diesem wohlerwogenen Programm bleiben."

„Und was sind Ihre Pläne?" fragte Marcell.

(Fortsetzung folgt).

Berliner Studentenleben im Jahr 1848.

Aus dem Nachlaß von Dr. Paul Börner.

Vor wenigen Monaten fand man im Nachlaß der Gattin Börners ein umfangreiches Manuskript über die politischen Vorgänge vom 24. Februar bis zum 4. Juni 1848. Die Prüfung zeigte, daß die Schrift, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse entstanden und im Sommer 1851 beendet worden ist, nicht nur Meisterstücke der Charakteristik enthält, sondern auch von Vorgängen berichtet, die merkwürdigerweise bisher unbekannt geblieben sind. Das Manuskript trägt keinen Autornamen, jedoch lag von Anfang an die Vermutung nahe, daß es von dem bekannten, im Jahr 1885 gestorbenen Hygieniker Dr. Paul Börner stammt, da es seine Gattin sorgsam aufbewahrt hatte, und da wohlbekannt war, daß Börner in den Märztagen unter den Berliner Studenten eine führende Rolle spielte. Weitere Nachforschungen in den Briefen Börners und seiner Freunde unterstützten die Vermutung, und da auch die gelegentlich im Manuskript erwähnten persönlichen Daten mit den Personalien Börners genau übereinstimmen, glaube ich annehmen zu können, daß Paul Börner der Autor ist. Hierzu kommt, daß die glänzende, anschauliche Schreibweise ganz zu dem paßt, was sonst von Börner, der ein hervorragender Schriftsteller war, bekannt ist.

Aus allen diesen Gründen ist zu hoffen, daß das Manuskript als Buch veröffentlicht werden wird. Um aber schon heute zu zeigen, welche Feinheiten es enthält, sind im folgenden einige Stellen abgedruckt, die, von Humor beherrscht, das Berliner Studentenleben in den Märztagen schildern. Professor Ludwig Bernhard.

I. Die Bewaffnung der Studenten.

Die Brennpunkte der Bewegung waren das Schloß und die Universität. Ich habe schon gezeigt, wie wenig sich die, die am Baum der Weisheit saßen, bei der Revolution selbst für nötig hielten, trotzdem war die „Tapferkeit" der Studenten, ihre hingebende Aufopferung zu einem Axiom geworden, das niemand zu bestreiten wagte, weil es in der ganzen Stadt und besonders vom Volk selbst geglaubt wurde. Jetzt nach der Revolution hielt sich übrigens die ganze Universität mit ihren Professoren und Studenten für die einzig berechtigte Trägerin der Bewegung und nahm mit hoher selbstbewußter Würde die Huldigungen auf, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden.

Vor allen Dingen galt es, sich zu bewaffnen. Schon am Tage vorher nachmittags hatten einige Studenten Seiner Magnifizenz einen Besuch abgestattet und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß die Bürger Waffen erhielten und er dafür Sorge tragen möge, daß auch die Universität nicht zurückbleibe. Johannes Müller hatte versprochen, sich sogleich zum Polizeipräsidenten zu begeben, um das Nötige zu bewerkstelligen.

Am andern Morgen, dem 20. März also, versammelten wir uns in der Aula, um über die Bewaffnungsfrage näher zu verhandeln. Der Rektor selbst präsidierte.

Der Polizeipräsident selbst erschien, hielt eine große Rede, der es an den üblichen Schmeicheleien und Lobpreisungen für die in der „glorreichen Revolution" bewiesene Tapferkeit nicht fehlte, und versprach, uns Waffen zu besorgen. Er befriedigte indes durchaus nicht, da er uns nur durch Kavalleriesäbel bewaffnen wollte und wir mit aller Entschiedenheit auf Büchsen und scharfe Patronen drangen. Natürlich wurde uns vollständig nachgegeben, und wenn wir zuerst auch nur durch Dragonersäbel wehrhaft gemacht waren, so dauerte es doch nicht lange, und wir bekamen großenteils vortreffliche Büchsen.

Auch die Frage kam, nachdem uns Herr von Minutoli verlassen hatte, zur Sprache, welche Farben wir tragen wollten; soviel ich mich erinnere, ist von der schwarzweißen Kokarde gar nicht die Rede gewesen, und ohne Widerspruch mit Einstimmigkeit wurde die Trikolore gewählt.

Herr Woeniger selbst, der Demosthenes der Bürgerwehr, vermochte nicht, uns anderer Meinung zu machen, obwohl ihre Führerversammlung sich für die preußischen Farben erklärt hatte.

In aller Schnelle begann die Waffenausteilung, und sonderbar genug sahen wir mit den langen Schleppsäbeln aus, die jeder an einem beliebigen Phantasiebandelier befestigte. Gewiß, wir sind alle recht eitel gewesen, als wir so klirrend durch die Straßen zogen und uns bemühten, der guten Stadt Berlin den Mangel kriegerischen Pompes weniger fühlbar zu machen. Unendlich komisch aber machten sich die Professoren, die mit eiserner Konsequenz ebenfalls ihre Waffen trugen und die steifen Glieder durch Exerzieren geschmeidig zu machen anfingen. Besonders der frommen, friedlichen Theologen erinnere ich mich noch heute mit vielem Vergnügen, und wer jemals den Professor Piper auf der Wache sah, wird mir die kleine Schadenfreude nicht übelnehmen. Piper exerzieren zu sehen, war allein eine Barrikade wert!

Die erste Organisation war eine lockere, und soviel man auch experimentierte, sie ist niemals eine feste geworden, weil wir uns über die Prinzipien der aufzustellenden Statuten in keiner Weise vereinbaren



konnten. Der Thronwechsel war bei uns an der Tagesordnung, und in schneller Folge hatten die Ehre des Oberkommandos: Johannes Müller, die Professoren Hecker und Magnus, bis es in die Hände eines Studenten überging. Die ganze Wehrmannschaft wurde in Riegen von 120 bis 150 Mann geteilt, die sich wiederum in Rotten von etwa 20 bis 30 Mann zersplitterten. Unserer Partei gehörte als Kern und Stütze die Riege an, deren Kommando Salis erhielt . . . .

II. Die Studenten genehmigen die Ministerliste.

Kaum hatten wir in der Aula die ersten Grundzüge unserer Organisation auszuführen begonnen, kaum hatte sich eine dirigierende Kommission im Senatzimmer installiert, als wir durch einen Besuch überrascht wurden, der uns später freilich noch oft wiederholt werden sollte. Der neue Kultusminister nämlich, Herr Graf Schwerin, schlug in den ersten Tagen des Jubels fast ausschließlich unter uns sein Lager auf. Er präsentierte sich mit vielem Pathos als alter Burschenschafter und demgemäß Freund aller Studierenden und gab die Rolle des Vermittlers zwischen Schloß und Aula, indem er es für nötig hielt, die Herren Studenten von jeder „neuen glücklichen Phase unserer Geschichte“ in Kenntnis zu setzen.

Heute schien er gekommen zu sein, sich uns feierlich vorzustellen, indem er nicht unterließ, auf die Schwere seines Amtes und auf die Hoffnung hinzuweisen, wir würden die Güte haben, ihn darin möglichst zu unterstützen. Am Schluß seiner langen, mit großer Andacht angehörten Rede brachte er uns die „freudige Nachricht“, Herr Bornemann (Bravo der Studenten) sei Justizminister geworden, ja der König habe sogar Herrn von Camphausen und Herrn Hansemann vom Rhein an seine Seite berufen.

Man wird sich leicht denken können, wie überwältigt die jungen Leute von dem Gedanken waren, plötzlich so wichtige Faktoren der Gesellschaft zu sein. Bisher hatten sie es sich nur heimlich gestanden, nun sprach es der Chef des Unterrichtswesens offiziell aus, verlangte ihre Unterstützung statt der seiner Geheimen Räte und ging so weit, ihnen die neue Ministerliste, gleichsam um ihre Billigung zu erhalten, vorzulegen. Natürlich erntete der gräfliche Minister den stürmischsten Beifall, mit Mühe zog man die eben empfangenen Säbel aus den Scheiden und schlug kriegerisch mit ihnen aneinander, so daß Graf Schwerin ganz erhoben zu seinen Kollegen zurückkehrte.

III. Die Studenten schützen das Palais des Prinzen von Preußen.

Doch unser Tagewerk war noch lange nicht am Ende. Kaum hatte uns der hohe Besuch verlassen, so schickte Minutoli in die Aula und ließ dringend bitten, wir möchten kommen und das Palais des Prinzen von Preußen schützen helfen, die Gefahr wäre außerordentlich groß. Im Gefühl unserer Unentbehrlichkeit stürzten wir sämtlich hinaus, und es war fatalistisch genug, daß unsere erste Funktion eine nach allen Seiten hin polizeiliche sein mußte . . .

Hatte am Abend vorher das Transparent „Nationaleigentum“ sein Palais gerettet, so wollte das Mittel heute nicht mehr ausreichen, immer neue Massen rückten an und erbitterten sich so sehr, daß sie endlich allen Ernstes beschlossen, das kostbare Gebäude von Grund aus zu zerstören . . .

Minutoli, im vollen Glanz seiner Popularität, hielt vergebens eine Rede, er war in Verzweiflung darüber und bat uns endlich um unsere Intervention.

Unser Erscheinen schon wirkte vorteilhaft. Wie gesagt, in den Tagen nach der Revolution schwärmte der Berliner für seine Studenten, denen er alle heroischen Eigenschaften andichtete, die er für seine Befreier, für die eigentlichen Urheber der „glorreichen Revolution“ zu halten nur allzu gewiß war. Und das Volk in seinen kernhafteren Kreisen teilte diesen Glauben und empfing uns auch heute wie überall, wo wir uns blicken ließen, mit einem donnernden Hurra und tausendfachen betäubenden Hochs . . .

Wir stellten uns um die verlassene Wohnung des verbannten Thronfolgers, suchten den Andrang zu hindern und zugleich mit schönen Worten beschwichtigend zu wirken. Da wurde auf die nahe, leicht gefährdete Bibliothek hingewiesen, es wurde mit ernster Würde erklärt, wie fortan dies Haus dem Volk gehöre und nur zu seinem Nutzen verwendet werden solle, und vielfache Inschriften und Tafeln, schnell improvisiert, schienen unsere Behauptungen zur unumstößlichen Wahrheit machen zu wollen.

Genug, unsere Bemühungen gelangen vollständig. Der Proletarier selbst sah mit bewußtem Stolz eines Hausbesitzers zu der Tafel hinauf, auf der er „Nationaleigentum“ lesen konnte, er fühlte sich! Wie hätte er das, was ihm gehörte, verderben sollen, er machte ja Pläne, wie er es verwerten wolle, und allerlei Vorschläge über Arbeiterinvalidenhaus usw. sprach man mit vollem Ernst aus. Jubelnd wurden allen möglichen Personen, dem König, Minutoli, den Studenten usw. Lebehochs gebracht, und die Volksmenge zog weiter . . .

IV. Der Polenführer Mieroslawski in der Aula.

Zur Orientierung der Leser bemerke ich, daß am 20. März die Freilassung der polnischen Revolutionäre, die im Zellengefängnis bei Moabit saßen, erwirkt wurde. Schon seit 1844 war von Paris aus die Revolution in Posen vorbereitet worden, und als einer der gefährlichsten Führer hatte sich 1846 Mieroslawski, im Auftrage der „polnischen Emigration“, von Paris nach Posen begeben, um die entscheidenden Maßnahmen zu treffen. Mieroslawski, Libelt und eine Reihe anderer wurden jedoch bald darauf gefangen und in Berlin verurteilt. Jetzt benutzte ihr Verteidiger Deyks die revolutionäre Bewegung der Märztage und erlangte wirklich die Freilassung der polnischen Führer. Im Triumph wurden sie in bekränzten Wagen, in denen auch einige Polinnen saßen, von Moabit durch die Straßen gezogen, und Börner teilt nun einige bis heute unbekannt gebliebene Tatsachen mit:

An der Universität hielt der Zug zuerst, und Mieroslawski hielt in französischer Sprache eine glühende hinreißende Rede. Wir Studenten zogen unsere Säbel und umgaben den Triumphwagen einer mißhandelten Nationalität, während von allen Seiten der Ruf ertönte: „Zum Schloß, zum König!“ und so geschah es. Langsam bewegte sich der Zug weiter und hielt vor dem gleichen Portal, durch das 24 Stunden vorher die Rebellenleichen getragen waren. „Der König, der König!“ so ertönte es wieder, als nur die Minister Graf Arnim und Graf Schwerin erschienen und grüßend baten, doch Ruhe zu halten, „man sei mit den wichtigsten Fragen der Regierung und der Verfassung



soeben beschäftigt". Endlich erschien der König selbst. Man glaubte, er werde reden, und die Polen bestimmten Libelt alsdann zu erwidern. Er aber zog nur grüßend die Feldmütze, während Graf Schwerin das Wort ergriff und die Hoffnung aussprach, die Polen würden sich nun um so fester an Preußen anschließen und durch Treue die Wohltat der Amnestie zu verdienen suchen. Da erhob sich Libelt und rief in wenigen energischen Worten das Volk zum Zeugen der Verbrüderung Polens und Deutschlands auf. Die Minister wußten darauf nichts zu sagen, noch einmal grüßend zog sich der König zurück, noch einmal baten sie jetzt um Ruhe und erreichten diesmal ihren Zweck, indem der Zug wieder umkehrte und sich den Linden zuwandte. Wieder hielten wir an der Universität. Mieroslawski und seine Freunde stiegen herab, und bald war die Aula von einer wilden, begeisterten Menge gefüllt. Mieroslawski sprach mit dem Enthusiasmus, der ihm so schön steht. Mit großer natürlicher Beredtsamkeit forderte auch er zur Einigung und zur ewigen Freundschaft der Deutschen und der Polen auf. Die letzteren wüßten wohl, daß sie nur durch die hingebende Hilfe der ersteren Unabhängigkeit und Freiheit wiedergewinnen könnten. Er zerriß die polnische Fahne, und schnell waren ihre Stücke als Zeichen der Erinnerung an diese Stunde vergriffen, während die Brust der Polen sich mit Deutschlands Trikolore schmückte . . .

V. Die Studentenwache im Königlichen Schloß.

An einige Abende der Schloßwache werde ich und wir alle uns immer mit besonderer Freude erinnern. Wenn Lachmann*) sich mit uns dort befand, so erhielt unser Aufenthalt einen eigenen Reiz, da er trotz seiner sonstigen philologischen Schroffheit das Talent besaß, sich uns zu nähern und trotz seiner konservativen Gesinnung von uns allen geehrt und geliebt war.

Ein eigentümliches Bild muß es gewesen sein, als wir uns in unseren abenteuerlichen Kleidern, sämtlich bewaffnet, im Schweizersaal um ihn lagerten und er mit tiefer, klarer Stimme Geibels „König Sigurds Brautfahrt" vorlas.

Durch die hohen Fenster fiel das Abendrot mit reichem Gold hinein, in der großen Halle war alles still, selbst der Posten war leise hineingetreten, und die alten Ahnenbilder der Hohenzollern schienen erstaunt auf die Verse zu lauschen, die im Maß der Nibelungen kräftig durch die königlichen Gemächer tönten — schon hatte er geendet, und noch lange saßen wir träumend da.

Das Hauptquartier der Studenten war und blieb aber das Palais des Prinzen von Preußen, das man als nationales Eigentum unserem großmütigen Schutz besonders anvertraut hatte. Hier waren wir in ungestörtem, sicherem Besitz, hier kneipten wir gemütlich in einem langen Zimmer, wohlversorgt mit allem, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft diente. Professor Dove und unser Universitätsrichter, der jetzige Geheime Rat Lehnert, hatten für diese Wache eine besondere Vorliebe und präsidierten mit unvergleichlichem Humor den fröhlichen Gelagen.

Auch in den Hotels anderer königlicher Hoheiten bewirtete man in den ersten Tagen der besonderen Angst und Furcht die Lieblinge des Volks, und Prinz Albrecht zeichnete sich durch eine Gastfreundschaft aus, deren Splendidität unübertroffen blieb.

*) Professor der Philologie.

Redende Zahlen.

Die Entwicklung der Berliner Universität. Von Kammergerichtsrat Dr. Friedrich Holtze

Wie Friedrich der Große mittelbar als Begründer des geistigen Lebens in Berlin bezeichnet werden kann, ist er auch der Schöpfer des Gebäudes, das der Hochburg dieses geistigen Lebens zu dienen bestimmt werden sollte. Er ließ nämlich in den Jahren 1754 bis 1756 und dann von 1763 bis 1764 für seinen Bruder Heinrich ein Palais am Eingang der Linden durch den Baudirektor Boumann ausführen und überwachte die Ausführung, namentlich die innere Ausgestaltung, bis in die Einzelheiten. Der Bau hatte im ganzen einen Kostenaufwand von etwa 125 000 Talern erfordert. Rechnet man hierzu den Wert des umfangreichen, ursprünglich als Park benutzten Hinterlandes, so erhellt die Größe des Geschenks, das Friedrich Wilhelm III. seiner neuen Hochschule machte, als er ihr durch Kabinettsorder vom 16. August 1809 das ganze Gelände zum ewigen Eigentum schenkte. Zugleich wurde der Etat der neuen Hochschule auf jährlich 150 000 Taler festgesetzt und nicht ohne Schwierigkeiten in jener geldarmen Zeit, in der man unter dem fortdauernden Druck des letzten unglücklichen Krieges litt, das Erforderliche an Deckungsmitteln beschafft. Allerdings nicht in voller Höhe, denn zunächst mußten 67 000 Taler genügen, von denen 14 200 zur Besoldung der Lehrkräfte bestimmt waren. Im November und Dezember 1809 begannen dann die Professoren Schmalz, Wolf, Schleiermacher und Fichte ihre Vorlesungen in dem nach und nach für die Universitätzwecke mit einem Kostenaufwand von etwa 6000 Talern hergerichteten Gebäude; Schmalz vor 15 Zuhörern, von denen drei Offiziere waren! Im Oktober 1810 bestand dann der Lehrkörper einschließlich von fünf Lektoren und sechs zum Lesen berechtigten Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften aus 58 Personen, von denen 25 ordentliche, 8 außerordentliche Professoren und 14 Privatdozenten, letztere meist hervorragende Berliner Gelehrte in andern Hauptämtern, waren. Diese Zahl genügte für die 256 Studenten, von denen nicht weniger als 102 Nichtpreußen waren. Diese im Wintersemester 1810 erreichte Höhe ging im nächsten Sommersemester auf 198 zurück. Dieser scharfe Unterschied zwischen der Hörerzahl im Winter und Sommer dauerte etwa acht Jahre fort, um dann, nachdem die Hörerzahl das erste Tausend erreicht hatte, immer geringer zu werden. In der Zwischenzeit war — ein rühmliches Zeichen der Zeit — die Zahl der Studierenden in den Semestern des Sommers 1813 und des Winters 1813/1814 auf 28 und 29 zusammengeschmolzen. Ueberraschend groß blieb sehr lange der Prozentsatz der studierenden Nichtpreußen, trotzdem sich die Zahl der Preußen nach dem



Wiener Frieden fast verdoppelt hatte. In der ersten Zeit nach dem Krieg überstieg sogar die Zahl der Ausländer die der Inländer, um sich dann lange im Verhältnis von 1 zu 2 zu bewegen. Hauptsächlich lag dies an der Anziehungskraft mancher Berliner Dozenten, zum guten Teil aber doch auch an der großen Wohlfeilheit, mit der sich der ärmere Student in Berlin einrichten konnte. Genügte doch in den ersten Jahrzehnten ein Jahreswechsel von 100 Talern, um bescheiden auszukommen. Auch die Inländer, die auf Grund ihrer Studien die damals unglaublich schlecht entlohnten Staatsstellen oder die fast noch elender besoldeten Pfarr- und Lehrämter erstrebten, konnten meist nicht viel im Jahr aufwenden. Da reichten dann die Mittel selten zur Zahlung des 1 bis 4 Friedrichsdor (5 Taler Gold) für das Kolleg betragenden Dozentenhonorars, und die Professoren wurden oft mit Bitten um die zunächst in ihr freies Ermessen gestellte Stundung angegangen. Schleiermacher und Neander pflegten in solchen Fällen oft genug ganz auf das Honorar zu verzichten, v. Savigny lehnte solche Gesuche dagegen mit der Begründung ab, daß das ihm unmöglich sei, da die Honorare zum Nadelgeld seiner Frau gehörten, was einen abgewiesenen Bittsteller einmal zu der Bemerkung veranlaßte: „Herr Professor, Ihre Frau Gemahlin braucht aber viele Nadeln." Auf Schleiermachers Anregung trat indes später die noch heute bestehende Stundung der Honorare bei nachgewiesener Bedürftigkeit bis zur Erlangung einer besseren Vermögenslage der Studierenden an Stelle dieser willkürlichen Behandlung. Die oft nicht ganz einfache Regelung dieser Stundungen und späteren Einziehungen wurde im Jahr 1844 der Quästur übertragen, wobei erwähnenswert ist, daß v. Savigny auf seine gestundeten Honorare zugunsten armer Studierenden verzichtete. Ueberhaupt war trotz der Geldarmut in Privatkreisen immer für arme Studierende offenes Herz und offene Hand. In die ersten 40 Jahre fallen nicht weniger als 16 Privatstiftungen zugunsten bedürftiger Studenten, dazu kamen in den Jahren 1828 und 1830 die Stiftungen des Neanderschen Krankenvereins für Theologie Studierende und des Allgemeinen Krankenvereins, die Tausenden seit ihrer Stiftung Hilfe gebracht haben. Zur Belebung des Strebens der Hörer waren bald nach Gründung der Hochschule Ehrenpreise bestimmt, die für die besten Lösungen gestellter Preisaufgaben vom König gewidmet waren. Jede Fakultät verlieh jährlich einen solchen in einer goldenen, 25 Dukaten werten Medaille, die philosophische dagegen zwei. Zu diesen Ehrenpreisen kamen seit der Halbhundertjahrfeier der Universität im Oktober 1860 vier Ehrenpreise der Stadt Berlin für jede Fakultät mit je 75 Talern. Zugleich erhöhte damals die Stadt die von ihr jährlich zur Unterstützung armer Studierenden gezahlte Summe von 600 Talern auf das Doppelte.

Bei dieser Feier betrug die Zahl der Dozenten 173, von denen 51 ordentliche Professoren waren, die Zahl der Studierenden dagegen (Sommer 1860) 2255, darunter 833 nicht immatrikulierte Hörer. Diese Zahl war schon 30 Jahre früher erreicht worden; in der Zwischenzeit war der Besuch ziemlich auf gleicher Höhe geblieben. Erst seit 1860 erlebte die Hochschule eine neue, in den letzten Jahrzehnten sogar gewaltig gesteigerte Entwicklung. Es ist keine Uebertreibung, sondern ergibt sich aus den nüchternen Zahlen des letzten Universitätsberichts, daß sich seit dem Oktober 1810 die Zahl der Dozenten und Hörer genau verzehnfacht hat. Einen immer steigenden Prozentsatz bilden dabei die weiblichen Hörer, die seit dem 1. April 1909 nach Ablegung einer Abiturientenprüfung immatrikuliert werden dürfen, während früher ihre Zulassung vom Belieben der Dozenten abhängig war. Auch der Etat, der jetzt etwa mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark balanciert, entspricht dieser Entwicklung von 1 auf 10.

Schon hieraus folgt, daß die vor 100 Jahren der Hochschule gewidmeten Räume, die bis vor 50 Jahren vollauf genügten, von Tag zu Tag immer unzureichender werden, obgleich viele mit der Universität im Zusammenhang stehende Institute (Kliniken, Seminare usw.) außerhalb des Grundstücks ihr Heim gefunden haben. Die Hochschule sieht sich daher vor die Aufgabe gestellt, durch Ausnutzung ihres reichen Hinterlandes in möglichster Schonung des Kastanienwäldchens und der köstlichen Fassade nach den „Linden" neue Baulichkeiten zu schaffen. Die große Schwierigkeit dieser Aufgabe hat bisweilen in den maßgebenden Kreisen den Gedanken an eine Verlegung der Universität in einen Berliner Vorort entstehen lassen; möge indes die Pietät die Verwirklichung dieses Gedankens verhindern und das Genie eines Architekten die würdige Ausgestaltung des Universitätsgebäudes mit neuen, ausreichenden Hörsälen ins Werk setzen, ohne dabei die köstliche, auch unzähligen Erinnerungen geweihte Hochburg am Eingang der „Linden" zu zerstören, denn hier reden Zahlen und Steine eine erhebende und begeisternde Sprache.

Berliner Professoren.

Hierzu 30 Spezialaufnahmen für die „Woche" von A. Hertwig und 8 Porträtaufnahmen.

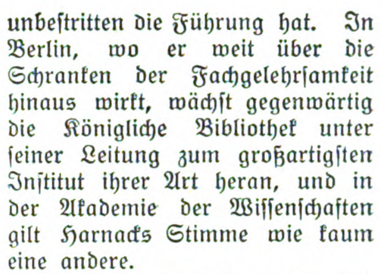
Die „Woche" möchte ihren Lesern am liebsten alle Berühmtheiten der Berliner Universität am Jubiläumstage vorstellen. Ein hoffnungsloses Beginnen! Denn der Lehrkörper der Universität besteht aus 510 Gelehrten, und wer wollte sich vermessen, aus dieser unübersehbaren Reihe die angesehensten oder populärsten mit sicherem Urteil zu wählen. Deshalb gewähre man uns die Freiheit, einige zu nennen, wie wir sie im bunten Wechsel der Fakultäten gerade auftauchen sehen.

Zuerst tritt uns der Rector magnificus Erich Schmidt (Portr. S. 1729) entgegen. Im goldgestickten Ornat die Verkörperung des Aesthetischen, ein Mann, dessen geschmückte Rede viele entzückt. — Ihm zur Seite sehen wir die vier Dekane: Den wichtig dreinblickenden Theologen Julius Kaftan (Portr. S. 1745), dessen christliche Systematik von einer eigenartigen Geschichtsphilosophie erfüllt ist. — Als Dekan der juristischen Fakultät schreitet traumverloren Joseph Kohler (Portr. S. 1745), der Dichter und Jurist, dessen Gutachten im Ausland hohes Ansehen genießen. — Die medizinische Fakultät ist durch den berühmten Direktor der Frauenklinik, den großen Arzt und Opera-



teur Ernst Bumm (Portr. untenst.) vertreten. Die Philosophen schließlich wählten als ihren Jubiläumsdekan den Germanisten Gustav Roethe (Portr. untenst.), einen bei der Studentenschaft beliebten Redner, dessen tönende Stimme den größten Kommerssaal beherrscht.

Das sind heute die offiziellen Vertreter der Universität Berlin. Wohin aber sollen wir jetzt unsern Blick wenden? Wenn man die ersten Namen in Deutschland nennt, wird der Name Adolf Harnack (Portr. S. 1750) genannt. Der große Theologe, von dem man sagen kann, daß er schon in seiner Jugend der Erste in seinem Fach war und heute


unbestritten die Führung hat. In Berlin, wo er weit über die Schranken der Fachgelehrsamkeit hinaus wirkt, wächst gegenwärtig die Königliche Bibliothek unter seiner Leitung zum großartigsten Institut ihrer Art heran, und in der Akademie der Wissenschaften gilt Harnacks Stimme wie kaum eine andere.

In Harnacks Nähe sehen wir zwei andere Theologen: den bartumwallten Adolf Deißmann (Portr. S. 1746), wohl der bedeutendste unter den jüngeren, da es ihm gelungen ist, über das Christentum in den ersten Jahrhunderten neues Licht zu verbreiten. Ferner Reinhold Seeberg



Joseph Kohler,
Dekan der juristischen Fakultät.
„Das Dunkel flieht, wo die Gedanken schaffen."



Julius Kaftan,
Dekan der theologischen Fakultät.



Ernst Bumm,
Dekan der medizinischen Fakultät.



Gustav Roethe,
Dekan der philosophischen Fakultät.
„Die Zukunft eines Volkes hängt ab von der Ueberlegenheit und von den Idealen seiner Besten, nicht von der geistigen Durchschnittshöhe."



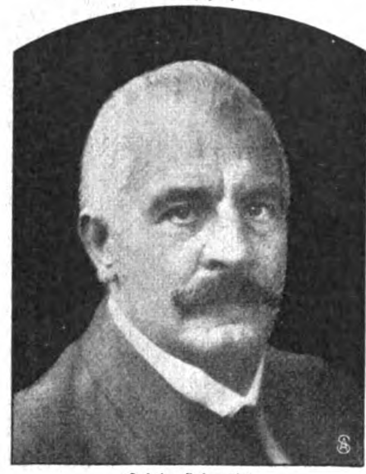
Reinhold Seeberg,
Systematische Theologie.
„Wer über den Dingen stehen will und lebt nicht in ihnen, der bleibt leicht unter ihnen."



Eduard Meyer,
Alte Geschichte.



Friedrich Delitzsch,
Orientalische Philologie.



Erich Schmidt,
Deutsche Literatur.
„Wahrhaft und wehrhaft."

(Portr. obenst.), den positiven Theologen, dessen „Grundwahrheiten der christlichen Religion" sich einer großen Beliebtheit erfreuen.

Jetzt nahen zwei ehrwürdige Männer, die großen Juristen Heinrich Brunner (Portr. S. 1751) und Otto Gierke (Portr. S. 1748). Was ein Savigny an der Universität Berlin begonnen, die Einführung der historischen Methode in die Jurisprudenz, haben Brunner und Gierke vollendet und stehen heute gleichsam als die letzten mächtigen Säulen einer großen Epoche vor uns. Ihnen gegenüber sehen wir den lebhaften Vertreter der Gegenwart Franz von Liszt (Portr. S. 1747), den großen Kenner des Strafrechts und des Völkerrechts, zu dessen prächtigen Vorlesungen viele Studenten jährlich nach Berlin ziehen. Noch manchen andern müßte man aus der Reihe der Juristen erwähnen, insbesondere den jungen Staatsrechtler Anschütz, den gelehrten Juristen Seckel und den kleinen Martin Wolff, der von allen Berliner Juristen das größte Auditorium hat, ferner Bornhak, den Kampfbereiten, und Wilhelm Kahl (Portr. S. 1749), den berühmten Kirchenrechtler, ohne dessen repräsentative Erscheinung die Berliner Universität gar nicht gedacht werden kann.

Wenden wir uns den Medizinern zu, so begrüßen wir zuerst die greise Exzellenz Ernst von Leyden (Portr. S. 1750), in jüngeren Jahren der beliebteste Konsiliarius der ganzen Welt, der als ein Lehrer von ungewöhnlichen pädagogischen Fähig-



Hans Delbrück,
Neuere Geschichte.
„Der Zweck des Staates ist die Verwirklichung der Freiheit."



Dietrich Schäfer,
Geschichte.
„Den Nationen ist die geschichtliche Erinnerung, was den einzelnen Menschen ihr Selbstbewußtsein: die Quellen des Vertrauens auf die eigene Kraft, des Glaubens an das eigene Selbst, des nationalen Stolzes."



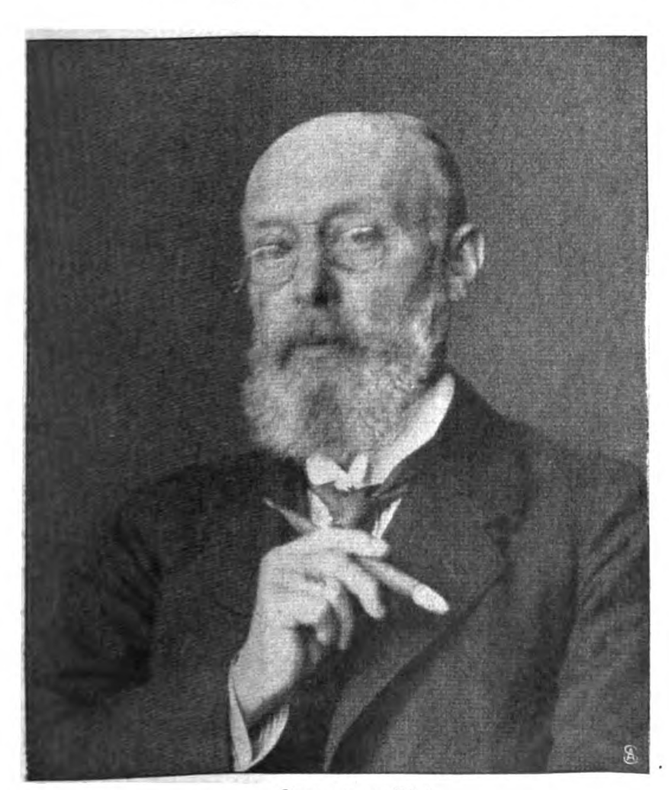
Adolf Deißmann,
Neutestamentliche Exegese.
„Buch der Völker wurde das Neue Testament, weil es Buch des Volkes war."



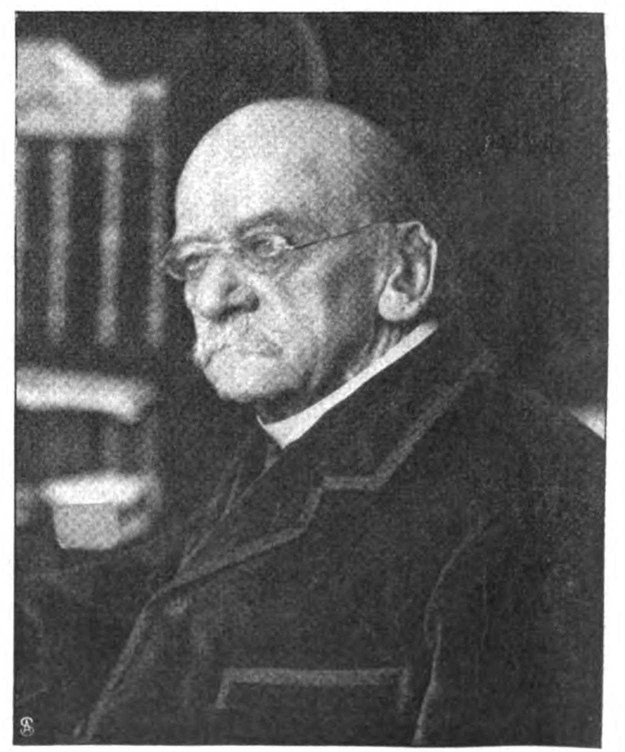
Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff,
Klassische Philologie.
„Non fumum e fulgore, sed e fumo dare lucem.“



Wilhelm Waldeyer,
Anatomie.
„Nicht hasten — nicht rasten.“

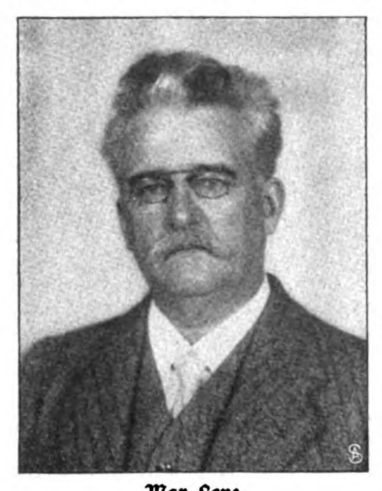


Franz von Liszt,
Strafrecht und Strafprozeß.



Adolf Wagner,
Staatswissenschaft.

keiten ganze Generationen von Aerzten herangebildet hat. — Neben ihm Wilhelm Waldeyer (Portr. S. 1747), der führende Anatom, ein Gelehrter von internationaler Bedeutung, dessen Vorlesungen von den jungen und alten Medizinern förmlich gestürmt werden. — Dort der geistvolle Kopf des genialen Physiologen Max Rubner (Portr. S. 1749), der durch zahl-



Max Lenz,
Neuere Geschichte.

„Nicht durch ihre Wiederholung, sondern durch ihre Fortbildung wird die Lebenskraft der Ideen bewiesen."

reiche bedeutende Arbeiten Wissenschaft und Praxis in gleicher Weise gefördert hat, hier der Schüler und Nachfolger Virchows Joh. Orth, wohl einer der bedeutendsten pathologischen Anatomen seiner Zeit. — Der Chirurg August Bier (Portr. S. 1750), dessen kraftvolle Erscheinung eiserne Nerven verrät, ist nicht nur ein Operateur ersten Ranges, sondern



Jakob Heinrich van't Hoff,
Allgemeine Chemie.



Wilhelm Dilthey,
Philosophie.

auch als Begründer der Lehre von der Hyperämie als Heilmittel ein bahnbrechender Gelehrter. — Von den Internisten erwähnen wir Kraus, den beliebten Arzt, und Wilhelm His (Portr. S. 1750), dessen Studien über die Nervenleitungsbahnen des Herzens ihn in die erste Reihe der bedeutenden Mediziner gerückt haben.



Albrecht Penck,
Geographie.

„Als Geograph empfinde ich nicht bloß die Größe, sondern auch die Schönheit der Erde"

Unter den Philosophen erblicken wir den feinen Kopf des greisen Wilhelm Dilthey (Portr. obenst.), der in seiner berühmten „Einleitung in die Geisteswissenschaften" ein grundlegendes Werk geschaffen hat, das noch heute dem Philosophen wie dem Historiker und Soziologen gleich unentbehrlich ist. — Ferner Karl Stumpf (Portr. S. 1751), den empirischen Psychologen, dessen eigenartige Untersuchungen über akustische Probleme in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen erregt haben. — Ferner Max Dessoir (Portr. S. 1751), als Schriftsteller wie als Dozent gleich beliebt, und Alois Riehl (Portr. S. 1751), der heute wohl am schärfsten und eindrucksvollsten den philosophischen Kritizismus vertritt. —

Es folgen die Vertreter der Staatswissenschaften, die ehrwürdigen Alt-



Otto Gierke,
Deutsches Privat- und Staatsrecht.

„Was der Mensch ist, verdankt er der Vereinigung von Mensch und Mensch."

meister Adolf Wagner (Portr. S. 1747) und Gustav v. Schmoller (Portr. S. 1749), die für die Nationalökonomie eine neue Epoche heraufgeführt haben und noch heute als die strengsten Vertreter der Sozialpolitik in Deutschland gelten. — Neben ihnen lehrt seit kurzer Zeit der junge verdiente Nationalökonom Ludwig Bernhard (Porträt Seite 1750).

Den Nationalökonomen stehen die

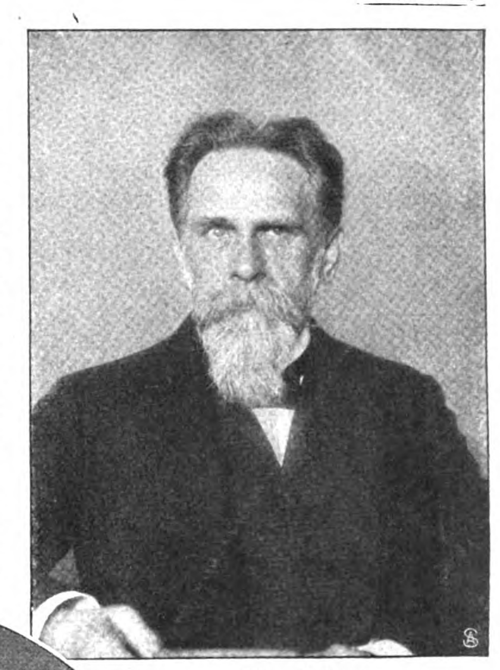


Heinrich Wölfflin,
Kunstgeschichte.





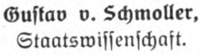
Johannes Orth,
Pathologische Anatomie.
„Nihil est in mente quod non prius fuerit in sensu."



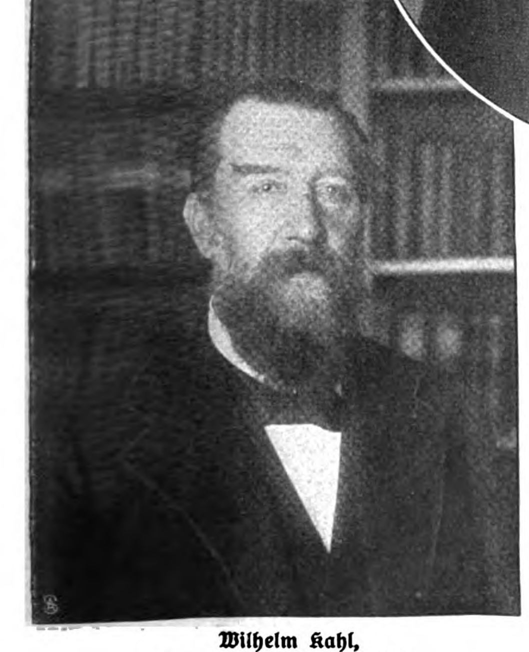
Max Rubner,
Physiologie.
„Labor omnia vincit improbus."
Virgil.

Historiker nahe: Max Lenz (Portr. S. 1748), dessen Geschichte der Universität Berlin als Jubiläumsausgabe erscheint, Hans Delbrück (Portr. S. 1746), der gewandte Publizist, Dietrich Schäfer (Portr. S. 1746), der wie keiner in die Geschichte des deutschen Mittelalters eingedrungen ist. Eduard Meyer (Portr. S. 1746), dessen methodologische Studien weit über die Grenzen seiner Wissenschaft hinaus gewirkt haben, und Theodor Schiemann (Portr. S. 1751), der kampfsfrohe Politiker, dessen scharfes Auge beobachtend auf die Ostgrenzen unseres Vaterlandes gerichtet ist.

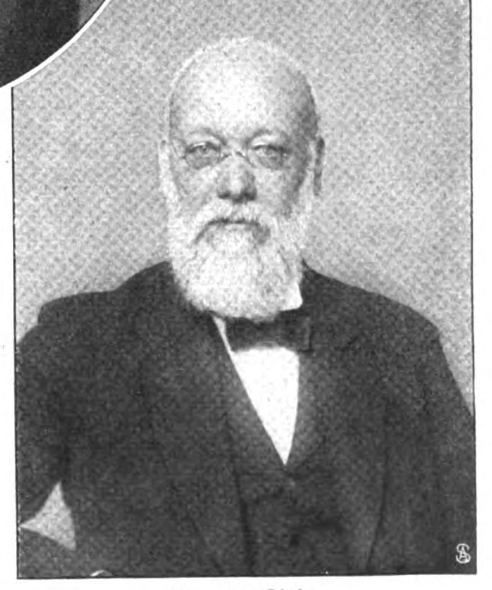
Einen besonderen Rang unter den Vorlesungen der Berliner Universität nehmen die Publika des großen Philologen v. Wilamowitz-Moellendorff (Portr. S. 1747) ein, die zuweilen geradezu Ereignisse sind, denn Wilamowitz ist das Prototyp eines glänzenden Dozenten. — Neben ihm sehen wir den Gelehrten Hermann Diels (Portr. untenst.). Er war einst Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium, bis er eines Tages wegen seiner ausgezeichneten Schrift: „Doxographi graeci" zum



Gustav v. Schmoller,
Staatswissenschaft.
„Die Volkswirtschaftslehre ist von den großen Moralphilosophen des 18. Jahrhunderts geschaffen worden und wird von diesem Ursprung nie loskommen, solange sie die Einsicht bewahrt, daß ihr Gegenstand menschliche Handlungen und menschliche Institutionen sowie deren sittliche Ordnung sind."



Wilhelm Kahl,
Staats- und Kirchenrecht.
„Doctrina multiplex veritas una."



Hermann Diels,
Klassische Philologie.
„Wem Arbeit Vergnügen, dem ist Vergnügen Arbeit."

Mitglied der Akademie erwählt wurde und bald darauf als Professor an die Universität berufen wurde. — Zu den beliebtesten Dozenten der Universität gehört Heinrich Wölfflin (Portr. S. 1748), der für die kunsthistorische Betrachtung neue Methoden gefunden hat, die er in seinen Vorlesungen auch mit glänzender pädagogischer Kunst darzulegen versteht.

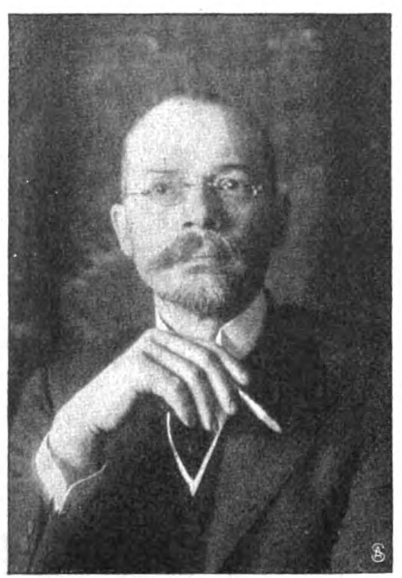



Walther Nernst,
Theoretische Chemie.

„Weit entfernt, daß die naturwissenschaftlichen Theorien im Lauf der Zeit wie welke Blätter abfallen, scheint ihnen vielmehr innerhalb gewisser Grenzen ein ewiges Leben beschieden zu sein; jedes von hervorragenden Zeitgenossen anerkannte neue Naturgesetz wird zwar in der künftigen Entwicklung gewisse Einschränkungen erfahren, dafür aber auf der andern Seite sich für alle Zeiten als der Inbegriff einer gewissen Summe von Wahrheiten erweisen."

dessen Studien über die Gestaltung der Erdoberfläche epochemachend sind.

Zum Schluß endlich drei Männer von internationalem Ruf, die großen Vertreter der naturwissenschaftlichen Sektion: Walther Nernst (Portr. nebenst.), der Direktor des physikalisch-chemischen Instituts, der in der Elektrochemie eine ganz neue Wissenschaft entdeckt hat, und von dem manche große technische Errungenschaften




Wilhelm His,
Spezielle Pathologie und Therapie.

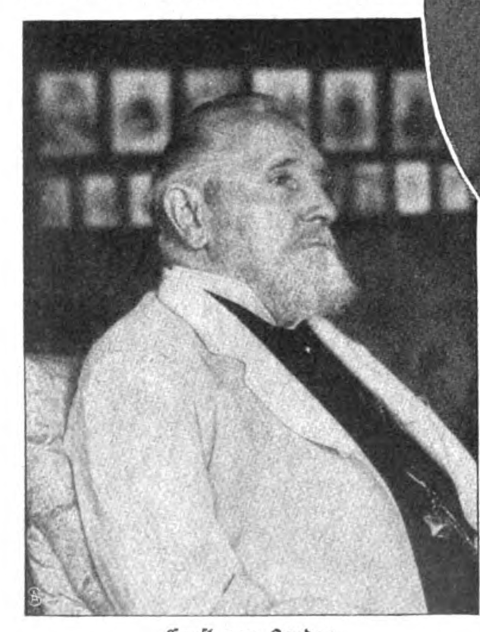
„Die Leiden der Kranken nachempfinden, aber dem Verstand die Herrschaft über das Gefühl bewahren, ist das schwerste, aber notwendigste Erfordernis für den Arzt."

Ludwig Bernhard,
Staatswissenschaft.

„Die Nationalökonomie ist eine Wissenschaft für offene Augen."

Hofphot. H. Noack.

August Bier,
Chirurgie.



Ernst von Leyden,
Spezielle Pathologie und Therapie.

„Tragen Sie die Wissenschaft hoch durch Ihr ganzes Leben. Seien Sie scharf und kritisch, aber als Aerzte seien Sie gleichzeitig mild, mitfühlend und gewissenhaft."

Neben ihm der berühmte Assyriologe Friedrich Delitzsch (Portr. S. 1746), der in weiten Kreisen durch seine babylonischen Entdeckungen und ihre Verwertung für die Beurteilung der Bibel bekannt geworden ist, und **Albrecht Penck (Portr. S. 1748), der große Geograph,**



Adolf Harnack,
Kirchengeschichte.

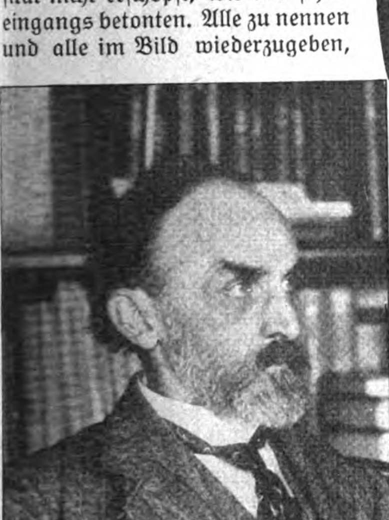
„Nur das, wonach wir mit Bewußtsein streben, ist unser Eigentum; was wir besitzen, tyrannisiert uns."

stammen. — Emil Fischer (Portr. untenst.) und Heinrich van't Hoff (Porträt S. 1748), die weltberühmten Chemiker, die uns für die Beherrschung der Materie ganz neue Möglichkeiten gezeigt und Scharen von Schülern herangezogen haben, die heute in der chemischen Industrie Deutschlands die Führung haben. Mit den Genannten ist die Zahl der Lehrer an der Berliner Universität nicht erschöpft, wie wir schon eingangs betonten. Alle zu nennen und alle im Bild wiederzugeben, mangelt der Raum. In dieser Auswahl soll keine Bewertung liegen. Reich ist die Zahl der hervorragenden Lehrer, die der akademischen Jugend der Reichshauptstadt die Wege in die vielseitigen Gebiete der Wissenschaft weisen. Alle sind in ihrer Art bedeutsame Vertreter ihrer Disziplin und würdige Nachfolger der für alle Ewigkeiten strahlenden Größen, die die Geschichte der Berliner Universität zieren. Namen wie Humboldt, Helmholtz, du Bois-Reymond, Virchow, Koch sind Marksteine in der Geschichte der Wissenschaft, nicht Berlins, nicht Deutschlands allein, sondern der ganzen Welt. Deutschland gilt überall als das erste Land der Wissenschaften, und mit Stolz blickt die gebildete Welt in diesen Jubeltagen des Oktober auf die „Friederica Wilhelma“.



Karl Stumpf,
Philosophie.

„Ich möchte vor allem für wichtig halten, daß der Philosoph irgendein Handwerk gelernt und geübt, d. h., sich auf irgendeinem konkreten Gebiet, sei's der Geistes- oder der Naturwissenschaften, selbsttätig versucht habe.“



Theodor Schiemann,
Geschichte des europäischen Ostens.

„Mannes Herz und Mut überwindet alles.“



Alois Riehl,
Philosophie.



Max Dessoir,
Philosophie.

„Bücher sind nicht hohe Dinge, sondern tätige Lebenskräfte; in günstigen Fällen sind sie die Quintessenz eines Menschen und einer Zeit.“



Heinrich Brunner,
Rechtsgeschichte.

„Die Weltgeschichte arbeitet mit alten Gedanken und prägt sie in neue Form.“

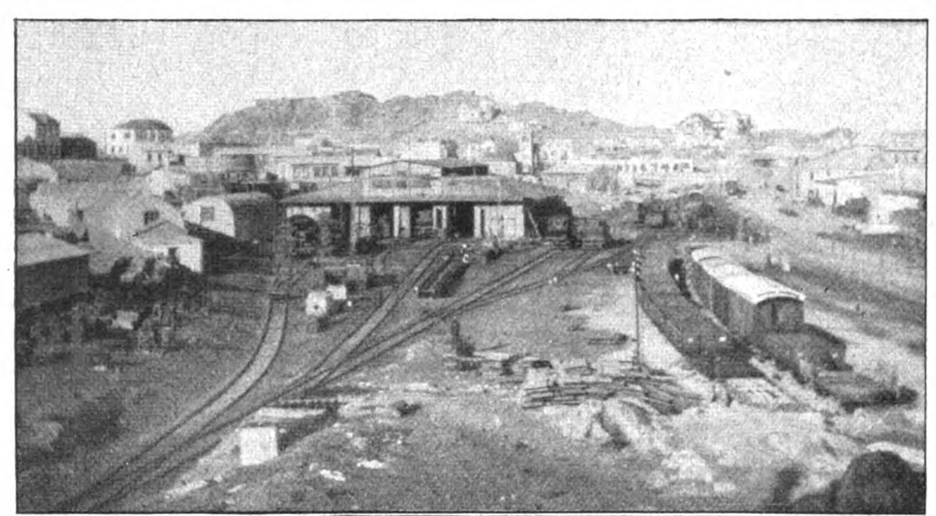


Emil Fischer,
Chemie.

Die deutsche Diamantenküste.

Von Hans Grimm. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Vom Jahre 1486, in dem Bartholomäus Diaz unweit der heutigen Lüderitzbucht eines seiner afrikanischen Steinkreuze mit dem Portugiesenwappen aufstellte, bis zum ersten deutschen Kolonieerwerb durch Lüderitz hat die Namib, jener 100 Kilometer breite Wüstenstreifen an der Küste von Südwestafrika, mit ihrem Durst, ihrer Glut und ihren Sandstürmen jeden landenden Weißen wieder abgeschreckt. Ohne die Not der Namib wären wir nie zum Besitz der Kolonie gekommen, die allein ein rechter mündiger Koloniestaat



Lüderitzort: **Der Bahnhof und Diamantenhügel,** der schon vor der Diamantenentdeckung diesen Namen trug.

werden kann. Aber für das trostlose Ufer hatten die fremden heimkehrenden Seefahrer nur üble Nachrede. Als 1883 Vogelsang in Lüderitz Auftrag erhielt, von den Bethanier Hottentotten die Angra Pequena und fünf Meilen Land rundum zu erwerben für 200 Gewehre und 2000 Mark, lachte der Hottentottenkapitän: „Den Sand wollt ihr Deutschen? Den Sand sollt ihr gewiß haben, damit kann niemand auf der Welt etwas anfangen."



Die größte Waschmaschine auf dem Kolmanskopfeld und Bürgermeister Kreplin (×), Direktor der Kolmanskopmine.

Und der Sand — bisher hatten ihn nur einige Händler regelmäßig durchzogen — wurde bald den Deutschen zur großen Not. Fast ging an seiner unendlichen Schwierigkeit das ganze bißchen deutscher Kolonialfreude verloren. Breit und trostlos lag er immer zwischen uns und unserer Kolonie. Wer weiß, was in Zukunft geworden wäre ohne den großen Südwesterkrieg?

Im Südwesterkrieg fraß die Namib Menschen und Tiere auf. Kein Schienenstrang durchquerte sie im Süden, wo die schwersten Schlachten geschlagen wurden. Achtzehn Tage lang führte der wasserlose Baiweg durch den gelben Sand und die Sonne und den Staubsturm zu den grauen Steinbergen. Den Baiweg mußten die Truppen und ihre Tiere hinauf, vordem sie an den Feind kamen, und den Baiweg kamen auch alle die Todkranken und Todmüden und Todwunden herunter.

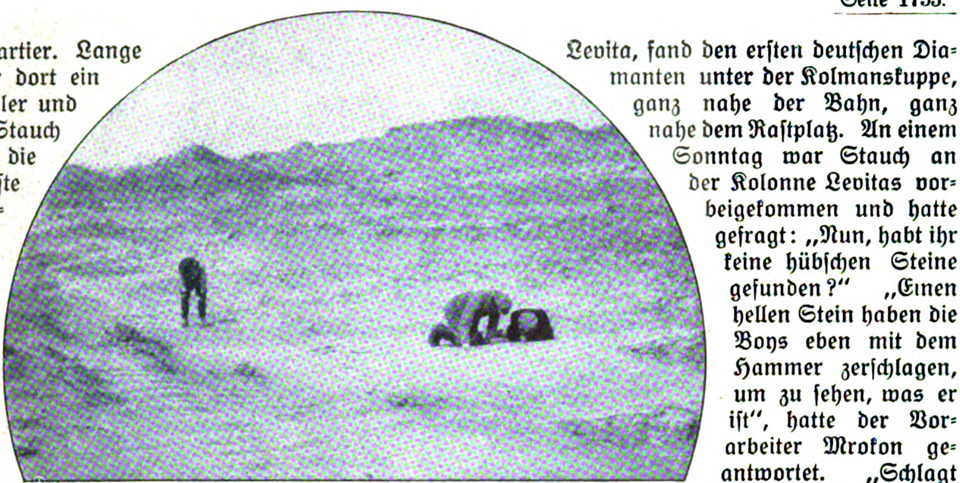
Erst gegen Ende des Feldzuges wurde die Bahn gebaut von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop. Oft laufen ihre Schienen neben dem Baiweg her, und wo früher Menschen mühsam rangen um den Durchlaß durch das Durstland, gleiten jetzt die bequemen Personenwagen der Bahn mit ihren Korbledersesseln, mit ihren Toiletten, mit Waschtischen und Wasserspülung, mit ihren doppelten Sonnendächern und ihren Staubläden gegen die Staubstürme und ihren Aussichtsterrassen. Hübsche Stationshäuser sind mitten in die Namib hineingestellt worden. Gegen die Wanderdünen kämpft die Bahn heute noch ebenso wie in früheren Zeiten die ziehenden Händler und Soldaten.

Im Anfang des Jahres 1908 hatte der Bahnmeister Stauch die Streckenkolonne unter sich, die die Gleise vom Dünensand freihalten sollte. Unweit der Kolmans-

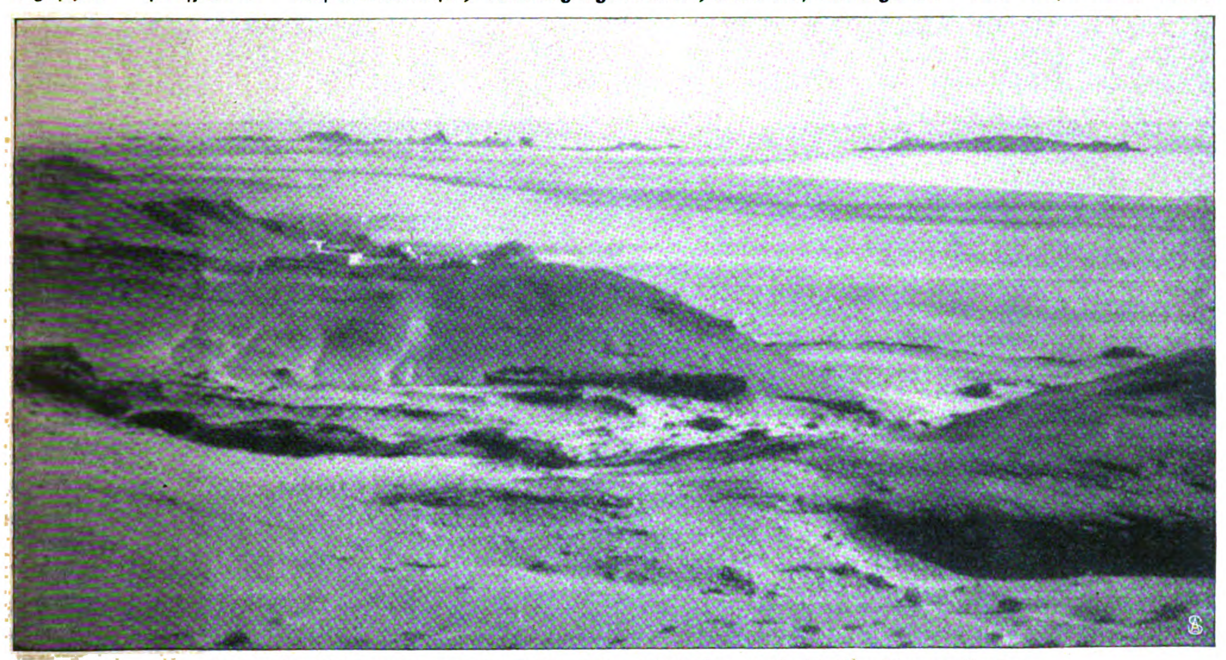


kuppe war sein Standquartier. Lange vor dem Bahnbau war dort ein alter Rastplatz der Händler und der Truppe gewesen. Stauch hatte den Einfall, daß die Leblosigkeit der Wüste irgendwo durch ein Lager an Schätzen, vielleicht an Gold, vielleicht an Edelsteinen, ausgeglichen sein müsse. Frühzeitig verschaffte er sich ein paar Schurfscheine, um am Tage seines erhofften Fundes auch ein Recht zu haben. Aus einem englischen Prospektierbuch, dem einzigen, das damals in Lüderitzbucht aufzutreiben war, unterrichtete er sich über die geologischen Möglichkeiten, und an seinen freien Sonntagen ritt er weiter in den Sand hinein, rechts und links von der Bahn, und suchte Steine. Seine farbigen Arbeiter hatten Weisung von ihm, genau aufzupassen. Einer von diesen Arbeitern, der Kapjunge Levita, fand den ersten deutschen Diamanten unter der Kolmanskuppe, ganz nahe der Bahn, ganz nahe dem Rastplatz. An einem Sonntag war Stauch an der Kolonne Levitas vorbeigekommen und hatte gefragt: „Nun, habt ihr keine hübschen Steine gefunden?“ „Einen hellen Stein haben die Boys eben mit dem Hammer zerschlagen, um zu sehen, was er ist“, hatte der Vorarbeiter Mrokon geantwortet. „Schlagt nur nicht etwa einen Diamanten entzwei!“ sagte Stauch zu den Lachenden. Am nächsten Tag kam dann Levita zu Stauch und brachte einen Stein. „Master, ek denk, dit moet en Demant wees. —“

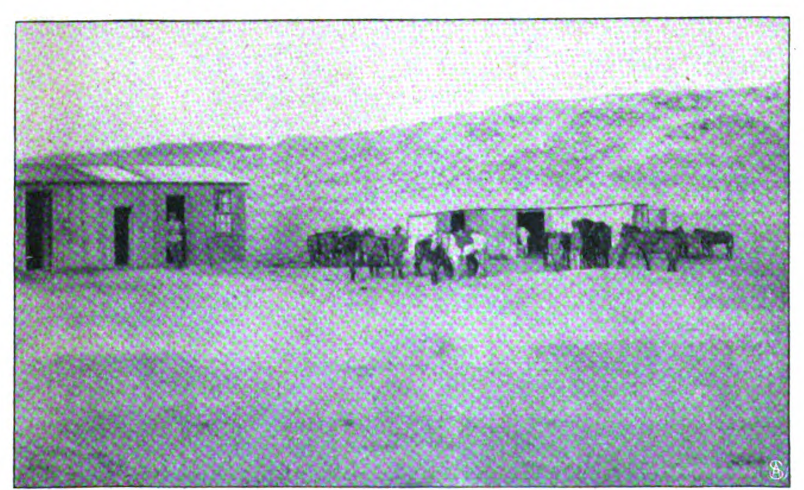
Von der gewaltigen Ausdehnung der deutschen Diamantfelder, von dem großen Reichtum der ganzen Wüste hatte auch Monate nach den ersten Funden niemand eine rechte



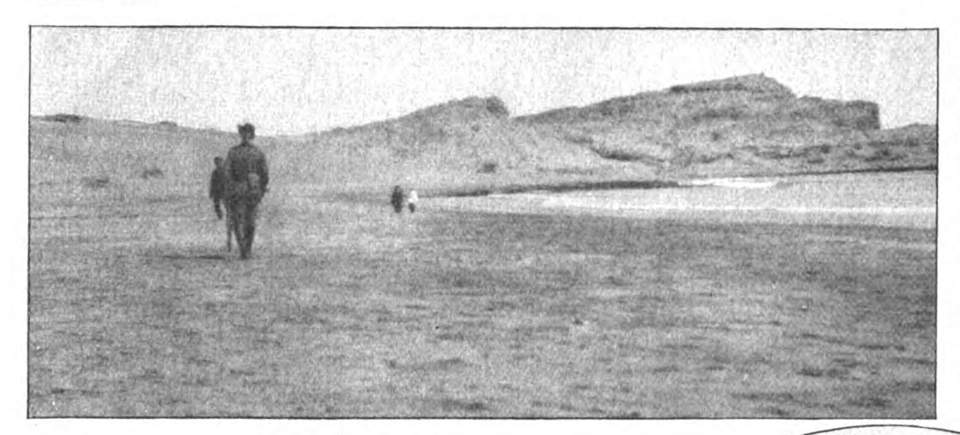
Auf Diamantensuche am Ausgang des Märchentals im Pomonagebiet.



Das heißumstrittene Marmoragebiet mit der südlichsten Polizeistation Angras Juntas.
Die Bucht „Angras Juntas“ und die britische Guanoinsel Roast Beef Island.



Pomonapforte, die Polizeistation, die den Eingang in das reiche Pomonagebiet bewacht.



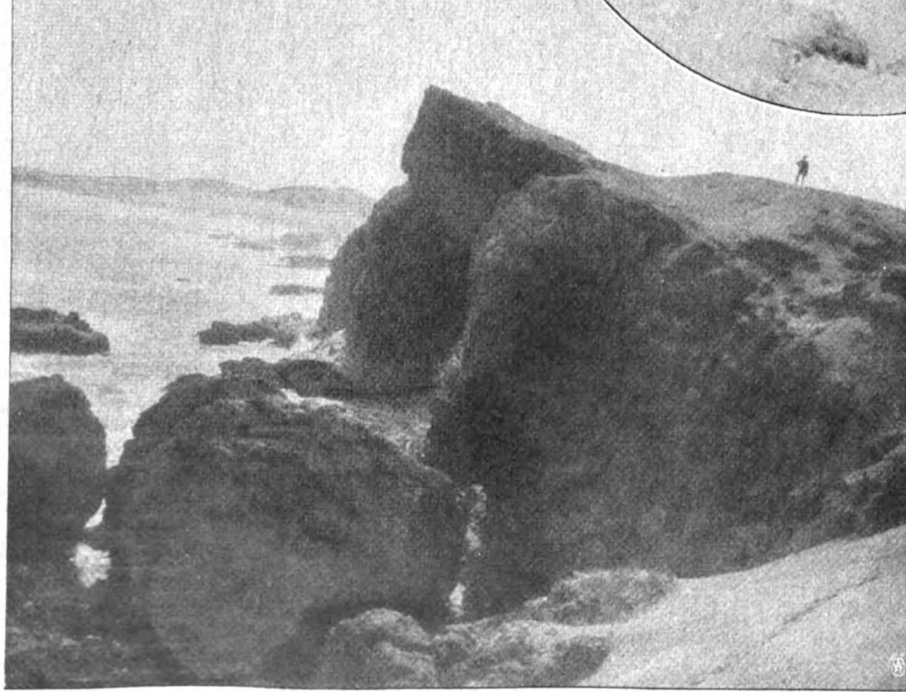
Die Dreimasterbucht,
Landungsstelle für die Felder Gute Hoffnung, Schweden und Bogenfels.

seinen Feldern eingeführt. — Erst Ende 1908 stellte sich durch die nach allen Seiten in der Wüste kundschaftenden Lüderitzbuchter der Reichtum der südlichen abgelegenen Namibstrecken heraus. Unter gewaltigen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren wurden Felder bis Angras Juntas belegt und dabei das traumhaft reiche Märchental entdeckt im Pomonagebiet. Noch heute gehört

Ahnung. Man suchte überall um die Kolmanskuppe herum und hoffte vor allem noch, eine primäre Lagerungstätte zu finden; die losen Diamanten im Sand der Wüstentäler widersprachen allen bisherigen Erfahrungen. — Heute bauen in der Nähe der Kolmanskuppe die Koloniale Bergbaugesellschaft (die sogenannte Stauchgruppe) für sich und den Fiskus ab, dann die Colmanskop Diamond Mines, die zum Teil eine kapländische Gründung sind. Beide Gesellschaften arbeiten mustergültig. An der Spitze der letzteren Gesellschaft steht der vielgenannte Bürgermeister Kreplin als leitender Direktor. Er hat zuerst neben dem Handwaschbetrieb den Maschinenwaschbetrieb auf



Der Bogenfelsen,
das Wahrzeichen der südlichen Diamantenküste. Ein Felsentor, von der See gebohrt, 50 Meter hoch und 100 Meter tief.



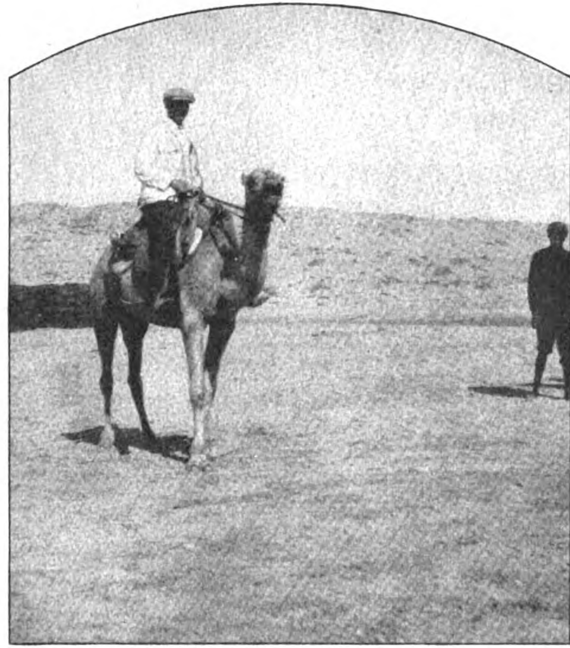
Blick auf die Küste am Bogenfelsen.

es niemand, da sich viele um seinen Besitz streiten und das letzte Wort von den Gerichten nicht gesprochen ist. Noch heute kann der, der mit besonderer Erlaubnis des Lüderitzbuchter Bezirksamts durchreitet und gelegentlich vom Pferd steigt und sich in den Sand wirft, rundum auf der Oberfläche die Diamanten im hellen Sonnenschein blitzen sehen und durchaus nicht nur Diamantensplitterchen. Unglaublich, daß so viele Jahrhunderte hindurch dies **Märchental,** in

dessen allernächster Nähe gar eine Kapstädter Firma einmal eine Kupfermine anzulegen versuchte, nie von eines Menschen Fuß betreten sein soll. —

Am Nordeingang des reichen Pomonagebiets liegt die Polizeistation Pomonapforte, im Süden aller Diamantfelder birgt sich die Station Angras Juntas in den Felsen, gerade einer englischen Guanoinsel gegenüber. Die braven Wachtmeister und Sergeanten der Polizeitruppe mit ihren braunen Polizeidienern durchstreifen fortwährend auf oft tagelangen Patrouillen die Namib nach allen Seiten, um Diamantenschmuggel und Diebstahl zu verhüten. Gestohlen wird trotzdem tüchtig, das Gebiet ist eben gar zu riesenhaft.

Viel Plage schafft heute noch die Wasser- und Proviantzufuhr zu den Abbaufeldern in der Wüste. Anfangs schleppte man alles Wasser in Fässern oft 100 Kilometer und mehr durch den Wüstensand herbei. Inzwischen hat man sich geeignete Landungstrecken an der Küste gesucht; dort sind Kondensatoren errichtet worden, und Kamele tragen die Güter zu den nächsten Feldern. Von den Landungstellen ist Prinzenbucht schon zu einer richtigen kleinen Hafenstadt aufgerückt. Die jetzt für die Felder am Bogenfelsen usw. benutzte Dreimasterbucht war auf keiner Karte eingezeichnet, bis der Dampfer Linda Woermann sie fand. Der Bogenfelsen selbst ist ein gewaltiges Wahrzeichen der deutschen Diamantenküste; durch die Felsmassen hat sich die See ein fünfzig Meter hohes Tor gebrochen. Unser Bild S. 1754 gibt eine rechte Vorstellung von der einzigartigen Schönheit des Riesenbogens.



Der Bur Bronckhorst, der Leiter des Kamelpostens
in Buntfeldschuh, vor dem Abmarsch einer Kohlenkarawane von Dreimasterbucht nach Gute Hoffnung.

Juana.

Eine amerikanische Ehegeschichte von Otto Krack.

War es denn möglich? Konnte man sich das vorstellen? Sollte es wohl einen Menschen in der weiten Gotteswelt geben, der seine Heimat so ganz und gar vergessen konnte? Der Hunderte von Meilen entfernt war und wochenlang nichts von sich hören ließ? Der nicht einmal daran dachte, nach Hause zu schreiben?

Heinrich Ohlsen konnte sich nicht genug wundern — was war das bloß mit seinem Bruder? Wie lange war es her, daß er kein Lebenzeichen von ihm bekommen hatte? Mindestens einen Monat — er rechnete nach — ja, einen ganzen Monat war es her. Er hatte geschrieben, seine Gustave hatte geschrieben, aber keine Antwort . . .

Was hatte das bloß zu bedeuten?

Der Baumeister ging langsam die Straße hinunter, verschränkte die Hände auf dem Rücken und schüttelte den Kopf.

Nein, das verstand er nicht, das konnte er sich nicht erklären. Hatte sein Bruder nicht bitter unrecht? Konnte er sich nicht denken, daß man sich daheim um ihn sorgte und beunruhigte, daß man geradezu in Angst war? Was konnte nicht alles geschehen — zumal drüben in einem solchen Land wie Venezuela!

Bill hatte ja selbst erzählt — eine Gänsehaut konnte einen überlaufen. Man war sich kaum seines Lebens sicher und durfte sich ohne Waffe gar nicht aus dem Haus trauen. Man hatte den Revolver immer in der Tasche; er war ein notwendiges Kleidungstück, das man ablegte wie Hut und Mantel. Wenn man auf einem öffentlichen Ball war, lagen die blitzenden Dinger in langer Reihe nebeneinander auf dem Tisch wie die Gummischuh unterm Tisch. Was für Zustände — du lieber Himmel!

Der Baumeister war angelangt und blieb vor dem hübschen Heim stehen, das er sich hier draußen errichtet hatte. Er warf einen wohlgefälligen Blick auf das kleine Eigenhaus mit dem roten Ziegeldach, das inmitten des verschneiten Gartens lag. Ein weißer Zaun lief ringsherum, und ein saubergepflegter Fliesengang führte bis vor die Eingangstür.

Wie schön wäre es, wenn er seinen Bruder bei sich hätte! Sie hatten beide den gleichen Beruf, waren beide Baumeister und hätten das alte Geschäft ihres seligen Vaters so gut zusammen fortführen können. Sie waren die einzigen Geschwister, hingen sehr aneinander und vertrugen sich prächtig, und seine Gustave hielt auch so viel von ihrem ritterlichen, lebenslustigen Schwager. Aber den abenteuerlichen Bill litt es ja nicht zu Hause, ihn trieb es immer fort — hinaus in die Welt, in die Ferne, bis er auf seinen Fahrten drüben in Südamerika hängengeblieben war. Jetzt baute er in Caracas — konnte er nicht ebensogut daheim bauen, in der gemütlichen alten Hafenstadt nahe der Ostsee, wo sie aufgewachsen und groß geworden waren?

Es war einfach schade, jammerschade! Das letztemal, als Bill hier gewesen war, vor zwei Jahren, hatte es ihm auch sehr gut gefallen. Es paßte ihm nicht mehr allein draußen in der Fremde; er wollte seine Verhältnisse drüben allmählich ordnen, seine Häuser

verkaufen und sich dauernd in der Heimat niederlassen. Er hatte auch oft davon geschrieben, und alles hatte sich sehr schön angelassen. Man konnte ihn schon in diesem Jahr zurückerwarten, sie hatten sich beide so darauf gefreut, und jetzt —? Jetzt war mit einem Male keine Rede mehr davon, alles war still — was war dazwischengekommen? —

Als er in dem kleinen Vorraum stand und seine Sachen ablegte, trat ihm eine große, blonde Frau entgegen und bot ihm den Mund zum Kuß. „Na, Mann,“ sagte sie und hing sich in seinen Arm, „bist endlich da? Ich warte schon mit dem Essen. Hast wohl Hunger, nich?“

„Wirst dich wundern, Guschen,“ meinte Heinrich lachend, „was gibt's denn Schönes, he?“

„Wird nich verraten, komm man!“ — —

Als sie sich bei Tisch gegenübersaßen und der Baumeister sich eben in den gefüllten Rippenbraten vertiefen wollte, schrillte draußen die Klingel. Die beiden horchten auf: die Tür wurde geöffnet und gleich wieder geschlossen. Also wohl ein Brief oder eine Bestellung.

„Was ist denn, Mine?“ fragte Heinrich das dralle rotbäckige Mädchen, das über die Schwelle trat.

„Nix weiter, Herr Baumeister“, sagte Mine langsam und bedächtig in ihrer breiten plattdeutschen Mundart: „Von der Post. Man bloß abzugeben.“ Und damit reichte sie ihm ein kleines Stück Papier mit einem blauen Siegel, drehte sich um und ging ohne große Eile wieder hinaus.

Der Baumeister legte Messer und Gabel nieder, nahm das Blättchen, öffnete es, entfaltete es und las — las einmal — las zweimal — seine Augen wurden groß und starr, seine Lippen bewegten sich, als wollte er sprechen, aber er konnte keinen Laut hervorbringen.

„Mein Gott, Heinrich,“ sagte Gustave ganz ererschreckt, „Mann, was ist denn? Was hast du —? Mir wird ja angst und bange. So sag doch bloß —!“

Aber Heinrich sagte gar nichts, sondern gab seiner Frau das Papier schweigend über den Tisch.

Was war das — —? Aus Venezuela — aus Caracas — von Bill?

Auch Frau Gustave las — las einmal — las zweimal, auch ihre Augen wurden groß und weit und starrten auf das Blatt, als ob sie nicht begreifen konnte, was da geschrieben stand.

Sie schüttelte den blonden Kopf und buchstabierte Silbe für Silbe die vier Worte, die der Schwager gekabelt hatte:

„In Juana verliebt. Bill.“

Und der behäbige Baumeister nickte mit dem Kopf und wiederholte in dem gleichen Tonfall: „In Juana verliebt. Bill.“

Weiter nichts, das war alles.

Es dauerte eine geraume Weile, bis Heinrich sich besonnen hatte und an das so jäh unterbrochene Mittagessen dachte. Aber schließlich siegte der Rippenbraten, der doch gar zu köstlich duftete. Der Hausherr nahm Messer und Gabel wieder zur Hand und befriedigte zuerst mal seinen körperlichen Menschen.

Also das war es! Das war der Grund! Deshalb hatte Bill so lange nicht geschrieben! Er hatte keine Zeit gefunden, er war mit anderen Dingen beschäftigt, in eine Herzensache verwickelt — er war verliebt in — in — wie hieß sie doch? Richtig — Juana! Ein hübscher Name. Aber woher stammte er? Er war nicht deutsch, nicht englisch, nicht französisch, er klang so spanisch — natürlich, Don Juan war ja auch ein Spanier. Das wußten sie alle beide. Juana mußte eine Spanierin sein oder wenigstens spanischen Geblüts. Da drüben in Südamerika gab es ja so sonderbare Völkermischungen.

Nein, dieser Junge —! Solange hatte er gewartet, und jetzt endlich, mit sechsunddreißig Jahren, hatte er sich verliebt! War das nicht erfreulich? Ja, gewiß, eigentlich sollte man sich freuen, aber die Sache hatte doch auch ihre Kehrseite, denn wenn Bill kabelte, mußte er es sehr ernst meinen, und wenn er es ernst meinte, würde er wohl drüben einen Hausstand gründen, und dann war er für sie verloren und kam nie wieder . . .

Das war traurig. Aber man wollte nicht den Kopf hängen lassen, sich in Geduld fassen und abwarten, wie alles zusammenhing. Bill mußte ja schreiben, ausführlich schreiben. In zwölf Tagen konnte ein Brief da sein, konnten sie wissen, woran sie waren.

Aber es verstrichen keine acht Tage in Hoffen und Harren, da kam eine neue Botschaft aus Caracas. Es war kein Brief und keine Karte; es war wieder eine Kabelnachricht, und diese Nachricht enthielt wieder vier Worte:

„Mit Juana verlobt. Bill.“

Der Baumeister hatte gerade sein Mittagschläfchen gehalten und rieb sich noch die Augen, als seine Frau ihm die Depesche brachte.

„Das geht aber schnell,“ fand Heinrich, „meinst du nich auch, Guschen? Vor ein paar Tagen verliebt und nun schon verlobt? Das scheint da drüben n' bischen anders zu sein wie bei uns — Hm, mag wohl vom heißen Klima kommen, nich? Na, dann können wir ja gleich unsere Glückwünsche anbringen . . .“

Und nachdem er seinen Kaffee getrunken hatte, ging er bei der Post vor und kabelte nach Caracas.

Heinrich und Gustave fingen allmählich an, sich an diese Art überseeischen Verkehrs mit Bill zu gewöhnen. Sie erwarteten keine ausführlichen Briefe mehr, sondern waren überzeugt, daß sie von dem verliebten und verlobten Bill auf die gleiche Art hören würden, wenn er in den Hafen der Ehe einlief.

So geschah es auch.

Es dauerte gar nicht lange, so erhielten sie Nachricht von drüben, und wieder in vier Worten:

„Mit Juana verheiratet. Bill.“

Heinrich ging abermals auf das Postamt und kabelte dem neuvermählten Paar die Glückwünsche des Bruders und Schwagers wie der Schwägerin.

Also nun war es abgemacht. Nun war es eine Tatsache: Ihr Bill hatte sich verheiratet, ihr Bill war ein junger Ehemann.

Daß sie vorläufig keine weitere Nachricht, kein ausführliches Schreiben von ihm bekamen, das war ja ganz natürlich. Das nahmen sie ihm auch weiter nicht übel.

Ob die beiden den Honigmond wohl in der Heimat der jungen Frau verbringen oder eine Hochzeitsreise machen würden, wie es in Europa Sitte war? Vielleicht war es drüben auch üblich? Ja, gewiß! Sie hatten oft genug in der Zeitung gelesen, daß junge Paare gleich nach der Trauung auf das Schiff stiegen und nach dem Festland abreisten. Warum Bill nicht auch? Er hatte ja ein hübsches Stück Geld verdient und konnte es sich wohl leisten. War es nicht natürlich, daß er Frau



Juana seine Heimat zeigte und die Gelegenheit benutzte, Bruder und Schwägerin zu besuchen?

Das wäre eine Ueberraschung! Vielleicht wollte er sie auch überraschen? Vielleicht hatte er deshalb so lange nicht geschrieben? Er wollte selbst kommen und seine Frau mitbringen, wollte alles selbst erzählen anstatt zu schreiben —?

Ja, das war Bill zuzutrauen! Er fuhr von Südamerika nach Spanien oder Frankreich, blieb eine Zeitlang im wärmeren Süden und reiste langsam nach Norden, um sich allmählich an die rauhere Witterung zu gewöhnen. Dann bekamen sie eine Depesche aus Paris oder Berlin, und andern Tags war er da!

So hatte er es beide Male gehalten, als er sie besuchte, und so würde er es gewiß auch diesmal halten. Ja, in diesen Gedanken lebten sie sich allmählich ein, und schließlich waren beide felsenfest überzeugt, daß sie nicht mehr lange auf Bill und seine Juana zu warten brauchten.

Frau Gustave machte schon allerhand Pläne, wie sie ihre Gäste am besten unterbringen wollte. Sie mußten natürlich unter ihrem Dach wohnen — anders litt sie es nicht. Bill hatte ihre Bitte zwar nie erfüllt; er war jedesmal im „Nordischen Hof" abgestiegen. Und warum? Erstens wollte er andern keine Umstände machen, zweitens wollte er seine Freiheit behalten, und drittens wollte er schimpfen, wenn es ihm paßte. Ja, das hatte er gesagt. War das nicht sonderbar?

Aber diesmal kam er ja nicht allein, diesmal hatte er seine Frau mit, die auch ein Wörtlein mitzureden hatte. Das wurde einfach mit Juana abgemacht. Sie bekamen die beiden hübschen Fremdenzimmer oben und sollten sich schon heimisch fühlen — ja, dafür wollte sie wohl sorgen!

Auf die junge Frau waren sie ja sehr gespannt. Und wie Bill sich wohl mit ihr haben würde? Ob er wohl sehr herzlich und zärtlich war? Hm — nein — das war eigentlich nicht seine Art. Er hatte eher etwas Ruhiges, ja Kühles in seinem Wesen — wenigstens äußerlich. Gewiß, kein Mann konnte artiger und liebenswürdiger sein — Gott, was erwies er Gustave nicht alles für Aufmerksamkeiten, wenn er zu Besuch war! Aber Bill als Ehemann? Nein, das konnten sie sich gar nicht vorstellen!

Na, sie wollten sehen. Das würde sich ja alles zeigen, das würden sie ja bald erleben — — —

Und richtig! Als ob sie das nicht gedacht hätten! Das hatten sie ja vorausgesagt!

Es war Sonntagmorgen und das schönste Oktoberwetter von der Welt. Heinrich stand mit seiner Gustave am Fenster und sah seelenvergnügt auf die stille Straße hinaus. Da kam der Postbote quer über den Damm; er griff schon in seine kleine hellrote Tasche und steuerte gerade auf das Haus los. Sie warteten gar nicht erst, bis es klingelte und das Mädchen öffnete, sondern standen schon oben an der Treppe und nahmen das Telegramm in Empfang. Auf dem Fleck blieben sie stehen, Heinrich riß das Papier auf, und beide steckten die Köpfe zusammen und lasen . . .

Lasen einmal — lasen zweimal — und sahen sich an — starr und stumm — wie entgeistert — wie versteinert —. Was war das —? Was sollte das heißen —?

Sie guckten wieder in das kleine weiße Blatt, lasen Silbe für Silbe, als ob sie sich geirrt hätten. Aber nein, es war richtig — sie hatten sich nicht getäuscht. Da stand groß und breit:

„Juana unmöglich. Bill."

Der Baumeister ließ den Arm mit der Unglücksbotschaft sinken und ging schweren Schrittes ins Wohnzimmer zurück, hinter ihm Gustave. Sie setzten sich ans Fenster einander gegenüber — wie immer, wenn sie etwas Wichtiges zu besprechen hatten — und begannen, ihre Gedanken zu sammeln.

Bill hatte ihnen ja schon manche Ueberraschung bereitet, aber das war denn doch —! Sie glaubten ihn glücklich und überselig in diesen ersten Wochen, glaubten ihn mitten im schönsten Rausch junger Liebe, glaubten ihn am Anfang eines neuen Lebens, und es war schon am Ende? Er war schon fertig und erklärte Juana für unmöglich — — —?

Aber nein. Das konnten sie sich nicht denken. Es war gewiß nicht so ernst, so schlimm gemeint. Das junge Paar war wohl ein bißchen aneinander geraten, vielleicht das erstemal — wie das im Ehestand ja vorkommen soll — und Bill hatte sich das gleich zu Herzen genommen, hatte gleich in der ersten Aufwallung an sie daheim gekabelt — gewiß, so war es wohl, mit der Zeit würde sich alles wieder einrenken. . . .

Aber sie sollten sich irren, grausam irren. Kaum hatten sie sich getröstet und ihre alte Heiterkeit wiedergewonnen, da kam eine neue Hiobspost und schreckte sie aus ihrer Ruhe. Das junge Paar hatte sich nicht wieder versöhnt und Frieden geschlossen — nein — im Gegenteil, es war alles zu Ende. Denn Bill hatte Schluß gemacht und kabelte kurz und bündig:

„Von Juana geschieden. Bill."

Das war nun die Liebes- und Ehegeschichte ihres Amerikaners. In fünf Sätzen hatte er von seinen ganzen Schicksalen berichtet. Es mußte da drüben doch sehr, sehr sonderbar zugehen —!

Zuerst waren sie ganz niedergeschmettert und bedauerten ihren armen Bill, der so übel angekommen war. Denn das war ihnen von vornherein klar: nur Juana hatte schuld und kein anderer.

Sie war gewiß eine Halbwilde, hatte fürchterliche Launen und wollte wie eine Fürstin leben. Anders war es nicht zu erklären . . .

Vielleicht war es das allerbeste, daß es so gekommen war. Gewiß war ihm der Aufenthalt nun gründlich verleidet, und er machte endlich sein Versprechen wahr: er kam zurück. Denn was hatte ihn noch drüben gehalten als Juana?

Sie hatten auch richtig geraten. Eines schönen Abends, als sie beide in der „Schummerstunde" vor dem Kamin saßen, kam die Freudenbotschaft. Und diesmal waren es nicht die berühmten vier, sondern nur drei Worte, die drei wundervollen Worte:

„Auf Wiedersehn. Bill."

„Hurra!" rief der Baumeister und schwang das kleine, weiße Stück Papier hoch in der Luft. „Er kommt, Guschen! Was sagst du nun? Er kommt —!"

War das ein Jubel! Heinrich stieg selbst in den Keller hinunter, holte eine Flasche Champagner herauf und ließ sie kalt stellen. Die Fremden sollten leben!

Das erste Glas galt natürlich Bill, aber das zweite gehörte der Spanierin — der „unmöglichen" Spanierin. Denn wem verdankten sie es, daß ihr geliebter Amerikaner wiederkam? Juana allein!

—— o ——



Französische Schauspielerinnen und ihre Lieblingshunde.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Ein jedes Volk, das etwas auf sich hält, führt, wie wir wissen, ein mehr oder weniger umfangreiches Buch, in das die Taten seiner Helden mit goldenem Griffel eingetragen werden. Wer über viel freie Zeit verfügt, kann sich durch die Lektüre solcher Heldensagen manche angenehme Stunde verschaffen, denn in der Regel sind die geschilderten Draufgänger sympathische Menschen; steht doch bekanntlich Tollkühnheit dem Soldaten wohl an. Könnte man nun alle die Braven fragen, wen sie in ihrem Kreis für den größten Helden hielten, so würde sich durch die Stimmenzahl der Tapferste der Tapferen mit einiger Mühe feststellen lassen. Mag dieser Held nun am Engpaß der Thermopylen oder am Jalu sein Meisterstück verrichtet haben — einerlei! Würde man ihn beispielweise jetzt

Phot. Reutlinger.

Mme. Delza mit ihrem deutschen Spitz.



Phot. Bert

Mlle. Napierkowska mit ihrem Spitz.



Phot. Bert

Mme. Lefèvre und ihr Mannheimer Spitz.

und hier im vorliegenden Fall „in den Ring" der von uns im Bild vorgeführten Hunde und ihrer holden Herrinnen mit der Aufgabe eines Preisrichters betrauen, und sollte er dann den schönsten unter den süßen Amis bezeichnen, ich glaube, er würde wohl zu seinem Ordner sagen: „Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich habe mein Taschentuch in der Garderobe vergessen", er spräch's, und nie wohl sähe man ihn wieder.

Auch mich lechzt nicht danach, den im Beispiel angeführten Braven noch an Bravour zu übertreffen; das Geschäft des Preisrichters wurde mir ja auch glücklicherweise nicht übertragen, in jedem Fall ist es nämlich „undankbar"; man reiße sich daher nicht darum, war doch zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit Vorsicht immer der bessere Teil der Tapferkeit!

Lassen wir daher die Frage nach dem Preisträger, kynologisch gesprochen, ganz offen, und versuchen wir der Sache auf andere, weniger empfindliche Weise Interesse abzugewinnen, denn interessant bleibt eine



Phot. Reutlinger. Phot. Reutlinger.

Mme. de Nanteuil mit ihren Zwerggriffons und ihrer Zwergbulldogge. Oben: Mlle. Dolley mit ihrem Terrier.

derart improvisierte Schau auf alle Fälle, mögen sich auch Kenner und Männer von Fach über die Rassenreinheit der lieben Wauwaus niemals vollkommen einig werden.

Bekanntlich gibt es der Gründe gar viele, weshalb man sich einen Hund zulegt. Im allgemeinen kann man dabei die Erfahrung machen, daß sich aus der Wahl der Art Rückschlüsse auf die Charaktereigenschaften des betreffenden Besitzers ziehen lassen; auch bleibt es ferner bemerkenswert, daß sich sehr bald durch den täglichen Umgang mit einem intelligenten Hund bei diesem gewisse Uebereinstimmungen herausbilden, die gelegentlich so ausgesprochen sind, daß scharfe Beobachter in manchen Punkten eine Aehnlichkeit herausfinden, die allerdings auf einem Bild nicht voll zur Geltung kommen kann, da sie sozusagen mehr seelisch ist.



Mme. Darey mit ihrem Wachtelhund. Phot. Bert

Mme. Mealy mit ihrem Mannheimer Spitz. Phot. Bert.

Mlle. Depalleir mit ihrem Zwergspitz. Phot. Bert.

Mme. Suzanne Desprès mit ihrem chinesischen Chow-Chow. Phot. Bert.

Ob der Hund eine Seele besitzt, soll dabei hier nicht zur Diskussion gestellt werden; nehmen wir es als feststehend an, um so mehr, da die hier „im Ring auftretenden" Damen die eventuelle Frage sicherlich mit einem recht energischen „Ja!" beantworten würden.

Was sollten ihnen auch die treuen Begleiter sonst, könnte man nicht mit ihnen sprechen und ihnen sagen, was das Herz bewegt? Sind es nicht Freunde, denen man alles anvertrauen darf, die mitempfinden, wenn wir leiden, und die uns verstehen, weil sie in ihrer rückhaltlosen Treue restlos in unserm Wesen aufgegangen sind?

Staffage? Vielleicht — doch auch vielfach dann nur, um eine schöne

Hand im weichen Fell besser zur Geltung zu bringen, um wohl auch einmal zu zeigen, wie sanft „man" streicheln kann. Auch mag es bei einigen der Bühnensterne mehr eine Modesache sein, sich einen Hund zu halten, die meisten dieser Damen dürften dagegen bei zunehmender Menschenkenntnis unbewußt oder bewußt die Worte des Philosophen von Sanssouci bei Beschaffung eines Hundes in die Tat umsetzen, der resigniert zu sagen pflegte: „Je mehr man die Menschen kennt, desto lieber werden uns die Hunde", und — wer nicht Menschenkenner ist, kann bekanntlich auch nicht ihr Darsteller sein.

Im Reich des Scheins hat naturgemäß die Falschheit mehr Heimatberechtigung als irgendwo, wahre Freunde sind daher dort noch rarer als sonst im Leben. Selbst der Beifall der Menge kann eine empfindsame Seele gelegentlich nicht über Zwischentöne hinwegtäuschen, die um so nachhaltiger im Gemüt eines Künstlers haften, je ernster er seinen Beruf auffaßt.

In solchen Stunden des Zweifels dann einen Freund zur Seite zu haben, der unbedingt treu zu uns hält, das ist ein Wunsch, der voll berechtigt ist, und wer sich in solcher Vereinsamung einen Hund zum Gefährten erwählt, wird nie betrogen sein.

Schon die Gewißheit zu haben bei der Rückkehr, sei es nach einem Erfolg oder nach einer Ablehnung, daheim mit Sicherheit ein Wesen anzutreffen, das sich nach seiner Herrin sehnt, das Liebe und Achtung ihr entgegenbringt, selbst dann, wenn alle sie hassen, läßt manche Bühnenkünstlerin die Stunden der Enttäuschung oder Qual leichter ertragen und überwinden.

Wer kann es daher diesen Damen verargen, daß sie ihre kleinen Freunde ganz besonders lieben und ihre Schönheit temperamentvoll preisen, obgleich sie vielleicht nur ihnen wahrnehmbar ist.

Den Hundekenner reizt es dabei trotzdem, sich die Auserwählten einmal genauer anzusehen, und er kommt bei dem Gesamturteil zu dem Schluß, daß sich die Damen bei ihrer Wahl auch von praktischen Erwägungen leiten ließen, denn ausnahmslos zählen die dargestellten Hunde zu den besonders wachsamen Rassen.

Aber auch als Verteidiger ihrer Herrin kämen einige unter ihnen ernstlich in Frage. So dürfte es durchaus nicht ratsam sein, sich dem von seiner Herrin am Hals zurückgehaltenen Chow-Chow zu nähern; besitzen doch diese aus China importierten Hunde in ihrem charakteristischen schwarzen Fang, den nebenbei auch eine schwarze Zunge ziert, ein ganz immenses Beißwerkzeug, auch sind sie sehr tapfere Burschen. Das gleiche gilt, wenn auch in etwas milderer Form, von dem braven deutschen Fuhrmannspitz, der neben seiner schlanken Herrin sitzt. An Wachsamkeit übertrifft der kleine schwarze Mannheimer Spitz dagegen wohl alle seine Kollegen, und weil er gleich in mehreren Exemplaren gelegentlich unserer Schau vertreten ist, läßt sich darauf schließen, daß im Heim der betreffenden Herrinnen hohe Werte zu schützen sind.

Sie sind in sicherer Hut!

Bilder aus aller Welt.

Vor wenigen Tagen starb in Küßnacht bei Zürich der bewährte Schweizer Historiograph Karl Daendliker, Professor an der Universität Zürich.
Eine der hervorragendsten Altistinnen ist Frl. Augusta Müller, die seit einigen Jahren als Mitglied dem Kölner Opernhaus angehört.
Bei seiner jüngsten Automobilrundfahrt durch England und Schottland nahm Prinz Heinrich von Preußen oft an den im britischen Reich so sehr beliebten Sportspielen teil. Unser Bild zeigt ihn beim Golfspiel.



Prof. Karl Daendliker †
bekannter Schweizer Historiograph.



Generalmajor z. D. E. Hartmann,
feierte sein 50jähr. Dienstjubiläum



Frl. Augusta Müller,
erfolgreiche Altistin der Oper in Cöln.



Phot. Gebr. Haeckel.

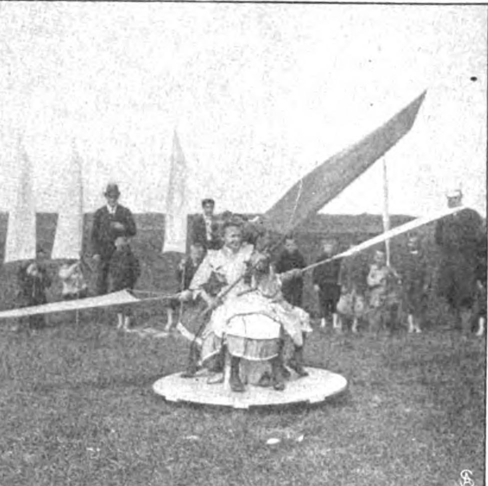
Prinz Heinrich von Preußen
im Kostüm der Hochländer beim Golfspiel.



Josephine Gerwing,
Violinistin, die mit einem Quartett den Westen Amerikas bereist.







Eine moderne aeronautische Kinderbelustigung.
Eine Erfindung des Flugtechnikers Buttenstedt.



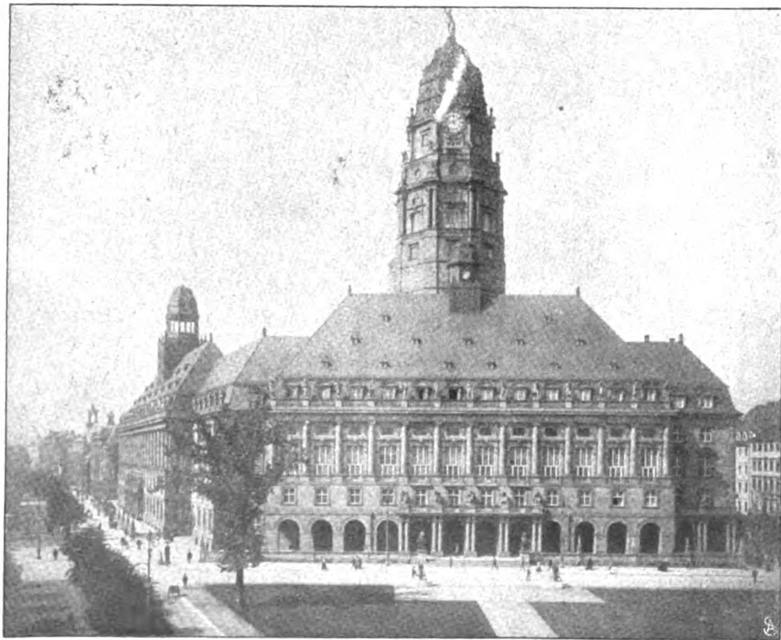
Geh. Komm.-Rat O. Preibisch †
Seniorchef der bekannten deutsch-österreichischen Textilwerke.

Sein 50 jähriges Dienstjubiläum feierte der Generalmajor z. D. Emil Hartmann. Der Jubilar betätigt sich seit langen Jahren als Freimaurer in hervorragender leitender Stellung.

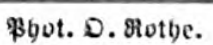
Eine talentvolle Violinistin, Josephine Gerwing, macht mit einem Quartett eine Tournee durch den Westen und Osten der amerikanischen Staaten und erntet allseitigen Beifall.



Dr. Erdmann
wurde zum Marine-Generalarzt befördert.



Das neue Rathaus in Dresden.
Die Hauptfassade an der Gewandhausstraße.



Phot. O. Rothe.



Phot. Rita Martin.

Lady Ingestre,
eine englische Aristokratin im indischen Gewand.

Ein ganz modernes Belustigungsmittel für Kinder hatte der verstorbene Flugtechniker Buttenstedt in Friedrichshagen erfunden. Auf einer beweglichen Drehscheibe sitzen die Kinder und drehen sie durch taktmäßiges Schwenken der messerförmigen Flügel.

Vor kurzem starb der Seniorchef eines der größten deutsch-österreichischen Textilwerke Oskar Preibisch in Reichenau in Sachsen.

Der bisherige Generaloberarzt der Marine Dr. Erdmann ist vor kurzem zum Marinegeneralarzt und Flottenarzt der Hochseeflotte ernannt worden.

Das neuerbaute Rathaus in Dresden wurde kürzlich seiner Bestimmung übergeben.

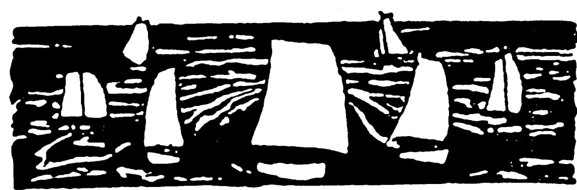
Englische Aristokratinnen lieben es, sich in indische Kostüme zu kleiden. **Lady Ingestre ist mit dem ältesten Sohn des Lord Shrewsbury vermählt und die Tochter des Lord Paget.**

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 42. | Berlin, den 15. Oktober 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.



Die sieben Tage der Woche.

6. Oktober.

Das Kaiserpaar begibt sich mit der Prinzessin Viktoria Luise von Rominten über Königsberg nach Cadinen.

Der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika meldet, daß bei Wilhelmsthal aus dem Kapland eingeführte Kaffern, die beim Umbau der Bahnstrecke Karibib-Windhuk beschäftigt waren, revoltierten, die Revolte aber mit Hilfe des Militärs schnell unterdrückt wurde.

Der Vorstand des Deutschen Städtetages beschließt eine Eingabe an den Reichskanzler und den Reichstag wegen Maßnahmen zur dauernden Behebung der Fleischteuerung.

Im Reichstag wird der dritte Deutsche Kolonialkongreß durch den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg eröffnet.

Aus Portugal wird die Bildung einer provisorischen republikanischen Regierung mit Theophilo Braga (Portr. S. 1772) als Präsidenten gemeldet.

7. Oktober.

In Breslau wird der 11. deutsche Fortbildungsschultag und die 19. ordentliche Hauptversammlung des Deutschen Vereins für Fortbildungsschulwesen eröffnet.

Auf seiner Besitzung in Cappenberg stirbt, 67 Jahre alt, der Dortmunder Oberbürgermeister Schmieding, Mitglied des preußischen Herrenhauses (Portr. S. 1770).

In Portugal verfügt ein Dekret der provisorischen Regierung die Auflösung sämtlicher Kongregationen, deren Mitglieder das Land binnen 24 Stunden zu verlassen haben.

Oberhalb von Agra ertrinken 700 an den Ufern des Ganges lagernde Pilger in einer plötzlich auftretenden Flutwelle.

8. Oktober.

In Dresden tritt der achte ordentliche Deutsche Luftschiffertag zusammen.

Der finnische Landtag wird aufgelöst, die Neuwahlen werden auf den 2. Januar 1911 anberaumt.

Die türkische Regierung beschließt, über Saloniki den Belagerungszustand zu verhängen.

Aus Winnipeg kommt die Meldung, daß die Ortschaften Beaudette und Sporner durch einen Waldbrand zerstört wurden, wobei viele ihrer Einwohner ums Leben kamen.

9. Oktober.

Aus Amagala in Honduras wird gemeldet, daß der dortige Stadtkommandant Befehl gegeben habe, alle Engländer und Amerikaner festzunehmen und ihr Eigentum zu konfiszieren. Darauf seien sämtliche Ausländer aus der Stadt geflohen.

10. Oktober.

Die Feierlichkeiten zum hundertjährigen Jubiläum der Berliner Universität nehmen mit einem Festgottesdienst im Dom und einem Fackelzug der Studentenschaft ihren Anfang.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Kiderlen-Wächter wird in Wien vom Kaiser Franz Josef in halbstündiger Audienz empfangen.

Die griechische Nationalversammlung wählt den Athener Advokaten Konstantin von Hößlin zum Präsidenten.

Eine Meldung aus Beirut besagt, daß die Türken unter Abdul Hamid-Bei in einem 10stündigen Kampf bei Kafr die Drusen geschlagen haben, die 2000 Tote auf dem Schlachtfeld ließen.

11. Oktober.

Bei dem Festakt zur Jahrhundertfeier der Berliner Universität in der neuen Aula hält der Kaiser eine Rede, in der er mitteilt, daß ihm zwischen 9 und 10 Millionen Mark zur Begründung selbständiger Forschungsinstitute zugestellt worden sind.

Die Angestellten der französischen Nordbahn treten trotz des Widerspruchs des Generalsyndikats in den Ausstand.

12. Oktober.

In Frankreich dehnt sich der Eisenbahnerstreik auf sämtliche Linien aus.

Portugal.

Von Professor Robert Piloty (Würzburg).

Aenderungen von Staatsformen pflegen sich nicht auf Wegen des Rechtes zu ereignen. Ihre Theorie gehört daher nicht der Wissenschaft des Rechtes, sondern der Geschichte und der Politik an. Man würde jedoch die Grenzen des Rechtes und seiner Wissenschaft zu eng ziehen, wenn man annähme, daß aus solchen Vorgängen für das Recht nichts zu lernen sei, oder daß umgekehrt das Recht in diesen Vorgängen völlig bedeutungslos sei. Die Herrschaft eines Staates, die sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge in Normen des Rechtes hüllt, zeigt zwar, wenn sie auf gewaltsamem Wege ihren Inhaber wechselt, ihre tatsächliche Natur. Zugleich aber offenbart sich auch die einer höheren Notwendigkeit entspringende Unausbleiblichkeit des Rechtes, indem selbst die usurpierte Herrschaft in der Zeit ihres noch angefochtenen Besitzstandes nach Form und Namen des Rechtes greift. Die nur auf tatsächlicher Gewalt beruhende Autorität sucht so rasch wie möglich nach einem Titel rechtmäßiger Staatsgewalt. Die kürzeste Formel für den Vorgang und zugleich seine Erklärung ist: Trennung von Autorität und Staatsgewalt! Die Geschichte des Staates und seines Rechtes lehrt, daß diese Trennung unter mannigfachen Voraussetzungen, in verschiedener Weise und mit sehr wechselndem Erfolg sich ereignen kann; ein politisches Gesetz aber, das im Wesen des Staates begründet ist

besagt, daß solche Trennung in keinem Fall für den Staat auf die Dauer erträglich sei. Unter den vielen Arten von Krankheiten, denen das Leben des Staates ausgesetzt ist, ist sie die einzige, die sicher zum Ende führt*).

Da die Herrschaft ihre Rechtsform in der Verfassung des Staates zum Ausdruck bringt, so läßt sich die Tatsache der verlorenen Autorität beim rechtmäßigen Inhaber der Herrschaft am sichersten durch eine Vergleichung des wirklichen Geschehens mit dem von der Verfassung verlangten feststellen. Man möchte nun nach gewöhnlichen Gesetzen der Logik vermuten, es stehe die Aenderung der Staatsform stets um so unmittelbarer bevor, je größer und offenkundiger jene Dissonanz sei. Die Logik des Staatslebens aber ist nicht die gewöhnliche. Natürliche Gesetze, begleitende Umstände, Lage des Landes und vor allem der Charakter des Volkes und seine Geschichte wirken herein. So kommt es, daß jede gewaltsame Aenderung der Staatsform ihre besonderen Merkmale hat und ihre besonderen Ueberraschungen bereitet. Unsere Generation erlebte die so folgenreiche Selbstbefreiung des Mikado, die sich unter gewaltsamer Beseitigung des Jahrhunderte alten Taikunats durchsetzte, sie erlebte die beiden unblutigen Revolutionen der Trennung der skandinavischen Union und der bosnischen Okkupation. Der neueste Vorgang solcher Art, dessen Ausgang heute noch ungewiß ist, spielt sich in Portugal ab. Ist auch der Erfolg der portugiesischen Staatsumwälzung noch ungewiß, so belehrt doch das Geschehene schon, daß es die verlorene Autorität ist, die der dortigen Monarchie die tatsächliche Grundlage der Herrschaft entzogen hat. Die Verfassung ist gebrochen, von selbst wird sie nicht wieder erstehen. Durch die tatsächlichen Gewalthaber ist die Aenderung der Staatsform erklärt, der Besitzstand wird in die Rechtsform der Republik gehüllt.

Wenn auch die Ungewißheit des endgültigen Erfolgs und die Unvollständigkeit des Einblicks in die letzten entscheidenden Motive ein abschließendes Urteil über das Geschehene noch verbieten, so lassen sich doch aus der Geschichte der portugiesischen Monarchie und aus den Grundzügen der zerbrochenen Verfassung schon jetzt wichtige Schlüsse ziehen, deren Richtigkeit an den Sätzen der allgemeinen Staatslehre zu prüfen ist. Weder das ruchlose Attentat, dem König Carlos zum Opfer fiel, noch die Jugend oder Unerfahrenheit des entthronten Königs Manuel sind ausreichende Gründe der Erklärung des Geschehenen. Die Monarchie trägt Garantien in sich, die ihre Erhaltung auch in solcher Lage sichern können. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man den Mangel an Widerstandskraft, den die portugiesische Monarchie in diesen Tagen bewiesen hat, auf besondere Gründe ihrer Geschichte und verfassungsmäßigen Grundlagen zurückführt.

Die Geschichte der portugiesischen Monarchie umfaßt, wenn man auf ihre ersten Anfänge zurückgeht, einen Zeitraum von etwa acht Jahrhunderten. Sie entwickelte sich wie die meisten europäischen Monarchien aus grundherrlichen Anfängen, sie stand im Mittelalter unter dem besonderen Zeichen der päpstlichen Lehensoberhoheit, die sich auch in Portugals großer Zeit, der Blüte des Kolonialreichs, des ersten der Neuen Welt, behauptete. Bis ins 17. Jahrhundert teilte Portugal auch die landständische Verfassung mit den meisten übrigen Monarchien Europas. Mit einem Dynastiewechsel und der Thronbesteigung des Hauses Braganza endigte 1640 die bis dahin stetige Entwicklung. Der päpstliche Ehrentitel Fidelissimo, den Benedikt XIV. dem König Johann V. im Jahr 1748 verlieh, blieb bis heute mit dem Majestätstitel des Königs von Portugal verbunden. In jener Zeit des fürstlichen Absolutismus teilte auch Portugal den Glanz und die Gefahren der unbeschränkten Monarchie. Sie überstand im Hause Braganza die Erschütterungen, die von der französischen Staatsumwälzung her, und die Anfechtungen, die von der napoleonischen Herrschaft her alle europäischen Staaten bedrohten, aber sie überstand nicht die der Monarchie verhängnisvollste Klippe jenes Zeitalters, die Staatslehren Rousseaus und Montesquieus.

Schon der äußere Gang der Dinge gibt über diese Tatsache einige Aufklärung. Aus der Revolution von Cadix im Jahr 1820 ging die portugiesische Monarchie als eine gebrochene geschichtliche Größe hervor. Seither erlebte Portugal die Lostrennung Brasiliens (1823) und damit das Ende der kolonialen Großmacht und in der Folge vier Revolutionen. Die erste war jener Staatsstreich von 1828, durch den Don Miquel, der Bruder und Schwiegersohn des ersten Kaisers von Brasilien Dom Pedro, sich zum König erhob, und der den Bruderkrieg zur Folge hatte. Die drei andern waren Volksrevolutionen, von denen jede zur Beseitigung der bestehenden Verfassung führte. Die Revolution von 1842 stellte die Verfassung wieder her, die am 29. April 1826 Dom Pedro bestätigt hatte, und die der Revolution unserer Tage zum Opfer gefallen ist. Schon der häufige Wechsel der Verfassungen und die gewaltsame Form der Umgestaltungen deuten darauf hin, daß in Portugal die Monarchie seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts untergraben ist.

Die politische Lehre von der Volkssouveränität und die Montesquieusche Lehre von der Teilung der Gewalten haben, wie in so vielen andern Staaten, es vermocht, den Geist der geschichtlichen Ueberlieferung in Portugal zu töten. Der Boden war jenen Lehren bereitet durch den Umstand, daß das Haus Braganza im Lande niemals den Grad von volkstümlich geschichtlicher Wirklichkeit erlebte, wie es bei den meisten deutschen Dynastien der Fall war und ist.

Die Verfassung von 1826 trägt deutlicher als die meisten Verfassungen jener Zeit den doktrinären Charakter der Begriffskonstruktion auf der Stirn. Sie ist eine vom Volk der Dynastie und dem Staat wiederholt gegebene, und damit schließt sie, obgleich sie die Erbmonarchie bestätigt, den Geist der Republik schon in sich. Die Republik läßt sich gleichsam zwischen den Zeilen aus ihr lesen. Es ist nicht etwa so, als hätte sie es versäumt, dem Königtum irgendein ihm unentbehrliches einzelnes Recht einzuräumen. Der Widerspruch einer verfassungsmäßig behaupteten Volkssouveränität und eines verfassungsmäßigen Königtums ist im Wortlaut vermieden. Man sieht aber gerade an dieser Verfassung, daß es nicht immer die Worte und Sätze der geschriebenen Verfassung sind, die ihren wahren Geist tragen. Der Grundgedanke der portugiesischen Verfassung ist die Teilung der Staatsgewalt nach dem Muster der amerikanischen von 1787, in der zuerst Montesquieus Lehre Eingang gefunden hat*).

*) Vgl. dazu meine Abhandlung: Autorität und Staatsgewalt. Tübingen, [illegible].

*) Vgl. J. J. Tavares de Medeiros, das Staatsrecht des Königreichs Portugal in Marquardsens Handbuch des öffentlichen Rechts. Bd. IV, 1. Halbband, 9. Abt. Freiburg i. Br. 1892.



Und die Besonderheit, mit der diese portugiesische Verfassung die unteilbare Staatsgewalt zu teilen vorgibt, besteht darin, daß neben der üblichen Teilung nach Gesetzgebung, Justiz und Exekutive, dem König als dem Inhaber der Exekutive noch ein Pouvoir moderatif zugeteilt wird. Die allgemeine Staatslehre ist dieser Teilung und insbesondere dieser erfindungsartigen „moderierenden Gewalt" seit ihrer Erfindung skeptisch oder gar ablehnend gegenübergestanden. Es gibt namhafte Schriftsteller, besonders in der deutschen Wissenschaft, die hinter einen König mit Exekutive und moderierender Gewalt selbst dann ein Fragezeichen machen, wenn er nicht gewählt, seine Dynastie nicht „eingesetzt", sondern „übernommen" ist. Und dieses Fragezeichen hat gute Gründe. Wohl ist auch die neuere deutsche Staatslehre geneigt, das Merkmal der Souveränität auch in der Monarchie dem Monarchen abzusprechen und nur als eine Eigenschaft des zur juristischen Persönlichkeit konstruierten Staates zu denken. Es würde zu weit führen, diese Lehre hier kritisch zu würdigen. Genug, die portugiesische Verfassung gehört zu jenen, die es geflissentlich unterlassen, die Staatsgewalt dem König allein zuzusprechen. Sie überläßt es dem Leser und den Trägern der geteilten Gewalt, den Souverän zu suchen, sie gleicht darin jenen Bildern, die man vor Jahren zu sehen bekam, die unterschrieben waren: Où est la femme? Es bleibt an dem Punkt, wo Klarheit unerläßlich ist, der Phantasie ein Spielraum überlassen. Die unausbleibliche Folge, das geheime und schließlich offene Ringen um den Besitz dieser zwar nicht bestimmten, aber doch unentbehrlichen höchsten Gewalt, blieb auch in Portugal nicht aus.

Nach der portugiesischen Verfassung von 1826 hat der König allein, ohne Mitwirkung von Parlament und Ministern, nur gebunden an die Beratung des von ihm besetzten Staatsrats, eine Reihe wichtiger Rechte, vor allem das unbeschränkte Recht der Gesetzessanktion, der freien Ernennung und Entlassung der Staatsminister, der Ernennung einer bestimmten Zahl von Pairs, er hat ferner die formellen Rechte der Einberufung und Vertagung des Parlaments, der Auflösung der Abgeordnetenkammer und des gewählten Teils der Pairskammer. Er hat sogar unter dem gleichen Titel der moderierenden Gewalt auch die Aufgabe, unablässig über der Unabhängigkeit des Gleichgewichts und des guten Einvernehmens der übrigen Gewalten, der Gesetzgebung und Justiz zu wachen. Rechnet man dazu weiter noch all seine in Art. 75 der Verfassung aufgeführten Rechte der Exekutive, das Verordnungsrecht, das Recht der Beamtenernennung, der Kriegserklärung, der auswärtigen Vertretung, das Recht des Budgetentwurfs und Budgetvollzugs und alle sonstigen Rechte in bezug auf die Verwaltung des Staates, in die er sich mit den von ihm frei ernannten Ministern teilt, so möchte man meinen, es fehle ihm in der Tat nichts zu einem Souverän. Eine systematische Analyse der Regierungsrechte eines deutschen Monarchen könnte ja kaum ein Einzelrecht entdecken, das nicht auch der König von Portugal nach dieser Verfassung, sei es unter dem Titel der moderierenden, sei es unter dem der exekutiven Gewalt, besäße. Und dennoch! Das Beispiel lehrt! Die Doktrin an der geteilten Staatsgewalt hat in Portugal faktisch einen Schiffbruch erlitten. Der moderierenden Gewalt fehlte es de facto im rechten Zeitpunkt nicht nur an der Fähigkeit zu moderieren, sondern sogar an der, sich selbst zu behaupten. Versenkt man sich in den Geist der Teilung, so findet man beim portugiesischen König alles, nur nicht den einen, doch unentbehrlichsten Teil, den wir in der Sprache der Teilungslehre als Pouvoir constituant zu bezeichnen haben, der aber in Wirklichkeit nichts anderes ist als die Souveränität.

Es soll mit diesen Ausführungen keineswegs die Frage nach dem Wert der verschiedenen Verfassungen eine Erörterung finden. Die liegt außerhalb meiner Absicht. Auch das, was man etwa als die Schuldfrage bezeichnen könnte, bleibe unerörtert. Es mag wohl sein, daß es Umstände geben kann, unter denen ein König nach der Art, wie ihn die portugiesische Verfassung mit Rechten ausstattet, sich behaupten kann. Das eine aber ist sicher, daß es Umstände gibt, unter denen ein König sich mit solcher Verfassung nicht behaupten kann. Der Beweis dafür ist das, was in Portugal sich ereignet hat. Die allgemeine These, die in dieser Lehre sich bestätigt, ist die: eine durch das Volk oktroyierte Verfassung vermag einem König Rechte der Staatsgewalt zu geben, die Autorität aber, deren er bedarf, um sich zu behaupten, vermag sie ihm nicht zu geben.

Kindermanieren.

Von Geh. Oberreg.-Rat Dr. Adolf Matthias.

Wenn man jemand aus guter Familie den Vorwurf macht, er habe „keine Manieren", so hat das auf dem Gebiet gesellschaftlicher Beurteilung etwa die gleiche Bedeutung, als wenn man jemand auf dem moralischen Gebiet nachsagt, er habe silberne Löffel gestohlen. Deshalb tun wir gut, bei unseren Kindern früh nach dem Rechten zu sehen, daß sie mit guten Manieren in die Welt gehen; diese sind oft mehr wert als ein vollgespicktes Portemonnaie, mit dem dieser oder jener junge Protz ins Leben eintritt. — Ganz schön gesagt: „man soll nach dem Rechten sehen!" Wie aber soll man's machen? — Bei Töchtern ist's schon leichter. Sie besitzen von Natur her einen beneidenswerten Nachahmungstrieb. Nicht ohne Grund sprechen wir bei ihnen, wenn sie klein sind, viel häufiger als bei kleinen Jungen von „kleinen Aeffchen". Und daß wir dem weiblichen Geschlecht auch in älteren Semestern häufiger den Vergleich aus dem Reich Darwinscher Theorien zubilligen, dürfte unbestritten sein. Noch einen andern Grund gibt's, weshalb unsere Töchter leichter gute Manieren annehmen als unsere Söhne. „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." Mit der Freiheit ist Ungebundenheit nahe verwandt; das merken wir oft bei unseren Söhnen, besonders wenn sie in der Maienblüte ihrer Flegeljahre sich befinden; bei unsern Töchtern bemerken wir um die gleiche Zeit leicht ein Uebermaß von Manieren und Geziertheit, die man kurz und treffend als „Affigkeit" bezeichnen kann. — Das Weib strebt nach Sitte; gute Manieren sind aber ein Teil guter Sitte; sie sind zweifellos der am



meisten augenfällige Teil. Die Grazien, die unsterblich sind wie alle Götter, haben bei ihrem Gang durch die Bildungsgeschichte der Menschheit diese Manieren geschaffen und umgebildet je nach Zeit, Umständen und Bedürfnissen der jeweiligen Generation. Oft sind sie leider mißverstanden, weil der Sinn, mit dem man sie beachten muß, nicht zartfühlend genug war; dann kamen jene Mißbildungen in Mode und Sitte, die uns solche Zeiten unausstehlich machen. Verstand man aber die Grazien recht und sinnig, dann waren es Zeiten, wo Schönheit und Anmut auf allen Wegen wandelten. Da Grazien, da weibliche Wesen die Schöpferinnen und Bewahrerinnen schöner Sitte und guter Manieren sind, deshalb sind die jungen, heranwachsenden weiblichen Wesen besser daran als die männlichen, sie brauchen nur auf ihre Schwestern in Olympo zu lauschen und zu schauen, um kraft ihres Nachahmungstriebes sich anzueignen, was ihnen gut zu Gesicht, Körperhaltung und Benehmen steht. Wohl den Töchtern nun, die eine Mutter haben, an deren Wiege die Grazien gesessen, und die mit feinem Sinn alles getan hat, um von der Wiege her jene Göttinnen als treue Genossinnen festzuhalten. Wehe dir aber, du armer Ehemann, wenn du dich vergriffen und wenn du in blinder Liebe eine von den Grazien niemals begünstigte Ehegenossin erwischt hast, einen Küchendragoner von männlicher Wucht oder einen Putzteufel mit Hang zu Schürze, Schrubber und Besen oder ein Wesen, das, wenn es große Wäsche hat, in unglaublicher Toilette einherfegt und die letzten Spuren von Grazie, die sie sich allenfalls in glücklichen Stunden noch anzuquälen weiß, ins Waschfaß zu der Wäsche versenkt. Dann tu alles, um andere Vorbilder zu gewinnen für deine Tochter; suche den besten Verkehr aus graziösem Haus, damit sie den Gefahren ungraziösen Vorbildes entrinnt. Hilft das aber nicht, dann kann ich dir, trotzdem ich ein guter Deutscher bin, nur raten, eine graziöse Französin ins Haus zu nehmen, um ein dauerndes Gegengewicht gegen das Uebergewicht an ungraziösem Wesen deiner besseren Hälfte zu bekommen. —

Nun aber die Söhne! Auch sie werden, wenn sie eine graziöse Mutter haben, wenn sie gute Manieren tagein, tagaus vor sich schalten und walten sehen, sich diese aneignen, ohne es zu merken. Aber bei ihnen muß der Vater ein Wesentliches beitragen. Bei der Mutter sind feine Manieren etwas Natürliches, etwas Unbewußtes, etwas Angeborenes; beim Vater soll Bewußtsein, Verstandesgemäßes, soll Vernunft hinzutreten. Er soll wissen, daß gute Manieren der Ausfluß wahren inneren Anstandes und wahrer innerer Höflichkeit sein sollen, die alles Elementare, Rohe und Anstößige von sich fernhalten vom Auflodern unmanierlicher Eigenschaften bis hinab zu unschönen Aeußerungen der Naturtriebe und Naturbedürfnisse, daß alle Schlaffheit im Benehmen, alles Sichgehenlassen, alles, was den Charakter haltloser Bequemlichkeit an sich trägt, von gutem Anstand vermieden wird, und daß alles Verletzende auf diesem Gebiet die Höflichkeit gegen unsere Mitmenschen mitverbietet. Eine Menge von selbstverständlichen Aeußerlichkeiten gehören hierher, die aber im Haus zu beständigem gutem Ton gehören sollen und nicht erst gleichsam angezogen werden, wenn man unter die Menschen und in den Verkehr mit der Außenwelt tritt. Daß unsere Kinder daheim niemals mit ungekämmtem Haar, nicht mit schmutzigen Händen und mit schmutzigen Nägeln, schmutziger Kleidung und schmutziger Wäsche vor uns erscheinen; daß sie völlig angekleidet bei allen Mahlzeiten antreten und nicht in niedergetretenen Pantoffeln heranschlürfen, sollte zu selbstverständlicher guter Manier des Hauses gehören. Ebenso, daß unsere Kinder stets freundliche Tageszeit bieten, daß sie morgens und abends nicht ohne Morgen- und Abendgruß uns entgegenkommen und von uns gehen; daß ihr Gruß überhaupt die Formen gewinnt, die sich ziemen, und daß sie jedermann grüßen, dem sie Ehrerbietung schuldig sind. Die Kinder sollen auch lernen mitzugrüßen, wenn ihre Begleiter grüßen oder gegrüßt werden, sie sollen wissen, daß sie mehrere Schritte vor der unmittelbaren Begegnung sich zum Gruß bereitmachen, daß sie Erwachsene vor sich ins Zimmer treten lassen, selbst aber zuvorkommend die Tür öffnen. Vor allem aber sollen unsere Kinder in Gesellschaft Erwachsener (abgesehen vom engsten Familienkreis) nicht sprechen, ohne gefragt oder ins Gespräch gezogen zu sein, und niemals jemand plump ins Wort fallen. Schon die Bibel Alten Testaments gibt Anweisung zu guter Manier, in dem sie die Jugend ermahnt: „Sie soll sich den Herren nicht gleich achten, und wenn ein Alter redet, nicht drein waschen." Gute Manieren in der Gabe feiner Unterhaltung sind ja seltener bei den Deutschen als bei den Franzosen, die Meister im aufmerksamen Zuhören und gewandten Erwidern sind. Wilhelm Busch kennt seine Landsleute, wenn er sagt:

„Das Reden tut dem Menschen gut,
Wenn man es nämlich selber tut."

Schon bei Erwachsenen stößt es ab, wenn sie die wenig angenehme Manier besitzen, aufdringlich immer allein das Wort zu führen. Wieviel mehr bei Kindern! Leider ist aber unsere Zeit sehr reich an Grünschnäbeln; das hängt mit der Affenliebe zusammen, die viele Eltern so erfüllt, daß sie sich gehoben fühlen, wenn ihre Kinder sich hervortun, auch wenn sie das ungewaschenste Zeug vorbringen. Man verweile nur in der Zeit der Sommerfrischen in einem Hotel, wo viele Familien zusammenströmen und hier die Manieren ihrer Kinder vorführen. Vielfach ist hier das Verhältnis gerade umgekehrt wie im alten Sparta. Dort war der Jugend Schweigen geboten, wenn das Alter das Wort hatte; bei uns ist dem Erwachsenen Schweigen auferlegt, denn im Jahrhundert des Kindes hat die Jugend das Wort. Und nun erst bei der Table d'hote! Wie benehmen sich hier vielfach die Kinder! Wie wenig entfalten sich hier gute Manieren! In gutem Haus setzt sich das Kind nicht vor dem Erwachsenen nieder, hält das Kind Messer, Gabel und Löffel hübsch oben am Stiel und schlürft nicht, wenn es die Suppe ißt. Seine Bitten um Speisen und die Speiseschüsseln sind bescheiden; aufmerksam reicht es älteren Leuten das Gewünschte, wenn es am Blick den Wunsch sieht. Hier aber im Hotel scheint es einen Freipaß für schlechte Manieren zu haben. Es greift rücksichtslos, fordert laut und unverfroren, wenn es etwas haben will, und lehnt ebenso frech ab, wenn es etwas nicht haben will. Man kann in dieser Beziehung die wunderbarsten Dinge erleben. Glücklicherweise sind es nicht die wahrhaft feinen Familien, die diese Musterexemplare von Unmanierlichkeit vorführen. Es sind zumeist die Emporkömmlinge in allen Volksschichten, bei denen Fortschritte guter Sitte und guter Manieren nicht haben gleichen Schritt halten können mit dem Anwachsen äußerer Glücksgüter; sie bezahlen ja im Hotel; wozu

Rücksichten nehmen? Wozu gute Manieren herrschen lassen? Für mein Geld kann ich mir alles, auch schlechte Manieren leisten. In den gleichen Kreisen bewegt sich eine andere Sorte von Kindern, die nicht zu wenig haben, sondern an zu viel Manieren an „Uebermanieren" leiden. Man bezeichnet sie am besten als „lackierte Flegel und Backfische". — Natürlicher Anstand, natürliche Höflichkeit, natürliche Manieren stimmen nicht immer zusammen mit konventionellen Manieren, die zuzeiten etwas Krankhaftes, etwas Perverses an sich tragen, weil sie sich von schlichter Natürlichkeit bedenklich entfernen und mit gesundem Menschenverstand nicht in Einklang zu bringen sind. Es sind z. B. weder vernünftige noch ästhetische noch moralische Gründe dafür zu finden, weshalb die Simplizissimusfiguren unserer jeunesse dorée männlichen und weiblichen Geschlechts heutzutage mit ihren zum unschönen Quadrat formierten Armen in Nasenhöhe einander die Hand zum Gruß bieten, und weshalb die jungen Männer in ihren Bügelhosen so knickebeinig einherstapfen, als seien sie rückenmarkleidend. Ganz abstoßend aber wirkt es, wenn dumme Jungen und Backfische solche Manieren zur Schau führen, die man als Manieren des Lebensüberdrusses bezeichnen muß. Es ist ein fataler Gedanke, aber es drängt sich mir immer wieder auf: In diesen Kreisen finden sich die meisten Selbstmordkandidaten. Und in der Tat rekrutieren sich aus diesem Milieu die meisten jugendlichen Selbstmörder. Ganz natürlich! Denn jede Spur von Ursprünglichkeit und Urwüchsigkeit fehlt diesen armen Wesen. Da ist mir denn doch der Junge oder das Mädchen lieber, die gar keine Manieren haben; sie besitzen dafür ein gut Teil frischer Lebenskraft. Und im Hinblick auf diese Kraft tröste ich mich mit dem Gedanken:

„Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenigen Jahren wird es anders sein:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch'n Wein."

Herbst im Schwarzwald.

Plauderei von Margarete von Oertzen-Fünfgeld.

An der Sonnenseite der Halde schütteln die jungen Eichen ihre leuchtenden roten Köpfe, sie sehen aus, als hätten sie das Abendrot festgehalten, das langsam, langsam in den Wald taucht — hinab in das feuchte, dornige Brombeergewirr, daran die Rehe nagen. Die silberne Bahn der Herbstschnecken schimmert wie Perlmutter auf dem zerrissenen Waldboden, hell lacht der flammende Fliegenpilz aus der Fäulnis, die zerfallende Baumrinde, nasses Blattwerk und schimmelnde Erdkrume bilden.

Drunten im Tobel steht das Höflein des armen Lochkonrad, so genannt, weil er im „Loch", das heißt in der tiefen Mulde, haust; daneben reckt sich der uralte Erbhof des Steinerbauern mit seinen übervollen Scheuern und Stallungen.

Auf der Auffahrt rastet wie ein Riesentier mit ungeheurem Höcker im nächtlichen Schatten der hochbeladene Wagen, in dem blitzblanken Geschirr glänzt fahl ein letzter Tagesschein. Die Kette klirrt. Der Steinerbauer hat das Oehmd erst spät heimgebracht, es soll stehen bis zum Morgen. Bald scheinen die Sterne darauf, und der heiße Sonnenrauch, der sich in den leichtgebauschten Fudern verfangen hat, steigt dampfend in die klare, blaue Nachtluft . . .

Einsilbig und voll satter Erntezufriedenheit sitzt der Bauer am warmen Ofen, denn sie haben heute zum erstenmal die Kunst geheizt, und die Mannsbilder ruhen aus auf der sanft durchwärmten Ofenbank, am runden Tisch, auf den das Herrgöttle so still herabblickt aus seinem Kranz von korallenroten Vogelbeeren.

Des Bauern Maidle hat sie so gern, die Vogelbeeren. Der Knecht des Lochkonrad auch. Er holt sie oft im Wald für den „Kanari" und hat dann immer ein Zweiglein zwischen den Lippen.

Der Qualm der Kartoffelfeuer auf den weiten, abgeernteten Aeckern zieht beizend in langen, langen Schwaden über das Tal zur Höhe, eine tiefe Traurigkeit folgt ihm. Es ist vorbei: das Blühen und das Reifen und das Heimholen. Keine Schwalbe schießt mehr in toller Lebenslust dicht am Boden hin und dann wieder dicht unter dem Himmel. Entsetzlich tot ist die Welt — da, wo aus dem Kartoffelkraut des letzten Feuers schwere Dämpfe sich wälzen.

Nur dort, wo der heiße Brodem der Kuhställe die Luft würzt und wärmt, ist Leben, behagliches, beschauliches, gut behütetes Leben. Sie sind heimgekehrt aus den Viehhütten in den Bergen, all die Blessen und Braunen, ihr Geläut ist verstummt, der Hirtenbub geht mit dem Ränzlein in die Schule; er trägt eine bunte, gehäkelte und bestickte Kappe, auf dem Ranzen zwei prachtvolle, in Perlen gestickte Hirsche. Aber der selbstgeschnitzte Hirtenstab aus Haselnuß ist ihm lieber.

Durch die niedere Tür, die ein wenig offen steht, lugt das Herz des Hauses, das rote Herdfeuer. Aus der glänzenden Schwärze der „Kuchi" glänzt es wie ein Karfunkelstein und lockt die Eulen in die Nähe des Hofes auf den knorrigen Nußbaum, der vor keinem Oberprechtäler Hause fehlt. Der Eulenschrei zieht hohl durch den fadendünnen Nebel die weiße Landstraße entlang. Die Elz führt Hochwasser und rauscht dem unheimlichen Eulenlied eine gewaltige, orgelstarke Begleitung. In diesen Tagen ist auch der Marketenderseppel wieder gesehen worden, und jetzt wissen die Oberprechtäler Bauern erst völlig, daß der Sommer dahin ist.

Er ist keine Mythe, nicht das Kind einer dichterischen Erfindung, jener Marketenderseppel, sondern ein wirkliches, lebendes Wesen, ein menschliches Geschöpf, wenn auch ein sehr merkwürdiges — er ist ein altes Mannsbild, verhutzelt und vertrocknet, und man weiß von ihm nur, daß er von Marketendersleuten stammt. — Alle lieben ihn, und niemand spottet seiner, obwohl er . . . nie anders als in Weibertracht gegangen ist seine Lebtage: einen violetten, vom Regen verwaschenen Rock, Strümpfe aus blauer Schafwolle, dazu den Tschoben (kurze Jacke) mit einem Perlenbesatz geschmückt, Mieder und Hemdsärmel; auf dem Kopf den flachen Strohhut, garniert mit kleinen Blümlein und schwarzem Samtband, das in einem sauberen Schlupf über des Marketenderseppels dürftigen Buckel hängt. Dies wunderbare Wesen hat auch eine ganz verdächtige Passion



für Kaffee, von dem es unbeschreibliche Mengen vertilgen kann. Denn wo er sein rot- und weißkariertes Bündelein unter einen Tisch legt, bewirtet ihn die Bäuerin mit seinem Lieblingsgetränk, und er singt ihr dafür mit einer Stimme, die klingt wie zerbrochenes Glas, alte, eintönige und endlose Lieder vor. Er hat nicht Haus noch Heim; wie ein Rest aus der wildfreien Hunnenzeit wandert er auf den Höhen und in den Tälern der Sonne zu. Aber wenn es herbstet und keine Beere mehr hängt am Strauch, dann sucht er wohl in der flimmernden Ferne ein heimisches Rauchwölklein und ein nestbraunes Strohdach.

Leider hat ihm eines schönen Tages die Obrigkeit irgendeines Dorfes den prachtvollen, faltigen, violetten Weiberrock verboten; seitdem stopft er ihn gehorsam in ein paar weite Inexpressibles aus blauer Leinwand, die er nur jeweils ablegt, wenn er in der sicheren Hut eines gastlichen Hofes angelangt ist. Ja, der Marketenderseppl mit der seltsamen spitzen, schnabelartigen Nase ist der Herbstvogel des Waldes.

Das ist im Oberprechtal, dicht an der Wasserscheide zwischen Elz und Kinzig. Dort hat der Sturm sein Quartier und rüstet sich nun mit seinen riesigen Scharen. Das Dorf Mühlenbach zwischen den schwarzen, tannenbestandenen Berglehnen hört ihn schon die Kriegsdrommete blasen; der Griesbaumbur, der heute achtzig Jahre alt ist und neunzehn lebende Söhne hat, der des Sonntags noch den schwarzen Manchesterrock trägt, den er sich zur Trauung hat machen lassen — der Griesbaumbur, sag ich, liegt im Bett, streckt einen Fuß heraus und setzt mit der großen Zehe die Wiege des jüngsten Urenkels in Bewegung. Dazu raucht er seine Pfeife. Das ist *sein* Herbstvergnügen.

Und der Sturm fährt jauchzend durch die Rebenhänge des Oberlandes. Den Glottertälern muß er ein wenig die Köpfe warm machen, denn die haben einen Wein, der schillert wie Teerosen und rote Levkoien, und der ist stark wie Feuer und süß wie Honig im Klee — der macht den Kopf frei und klar, das Herz fröhlich, und die Beine knickt er wie Zündhölzer. — Faß um Faß, geschmückt mit Blumen, einen leuchtenden Strauß und seidene Bänder am Spunden, zieht stolz auf hohen Wagen ein in die kühlen Keller. Des Abends sitzen sie um den vollen Krug und den Teller mit neuen Nüssen, die glücklichen Männer vom Glottertal, und oft auch die Weiber dazu — sie sind auf der Sonnenseite geboren, wo der Herbst mild und goldig ist, sanft wie Oel, gelb wie Bernstein, durchsichtig und himmlisch klar . . .

Im Tobel der Ravennaschlucht, drüben im Höllental, weint der Wildgewordene seine wütenden Tränen. Die Wasser schwellen an, brüllen und werfen sich jäh an die Ufer, die in ihren Grundfesten erbeben. Die Welt zittert: die Welt will untergehen. Die seidenen Wellen des Titisees und der dunkle Samt des enzianblauen Feldsees spiegeln das dräuende Schwarz des Himmels wider. Die Wolken schießen ohne Aufenthalt über die Einsamkeit und die Logierhäuser dahin, die menschenverlassen in den Herbst starren.

Aber in den kleinen Wirtshäusern an der Straße geht es lustig zu. Die Holzfuhrwerke stehen in langer Reihe da mit ihren geschälten und ungeschälten Riesenstämmen. Da ist einer dabei, der hat fünfunddreißig Festmeter. . . .

In der Stube wird stark politisiert. Man darf ja jetzt wieder mit der Faust auf den Tisch schlagen, Gott sei Dank. Der Franzsepp hat wieder seinen Prozeß am Hals wegen einer Stalltür. Mit jedem Herbst hat der sein Prozeßle, das hat der „Federweiße" auf dem Gewissen, der manchem einen bösen Magen und manchem einen bösen Kopf macht. Man muß ihn nur nicht schütteln, daß die Hefe unten im Glas bleibt. Und das kann sich der Franzsepp nie merken.

Allmählich wird die Herbstnacht wie ein dicker, schwarzer Sack.

Der Steinerbauer lugt aus dem Kammerfenster noch einmal auf seinen Wagen voll Oehmd. Das duftet so laut — und ein jeder Halm zittert, als habe er ein kleines, klopfendes Herz.

Solch ein Wagen ist ein geheimnisvolles Ding. Er trägt in sich den Herbst in seiner höchsten Potenz. Den Duft der Reife, der über das Welken hinwegtäuscht. Er weiß von all den Küssen, die einst geküßt wurden, als der Mond über die noch frischen Blumen und Gräser dahinzog. Mondnächte und Sonnentage raunen aus ihm.

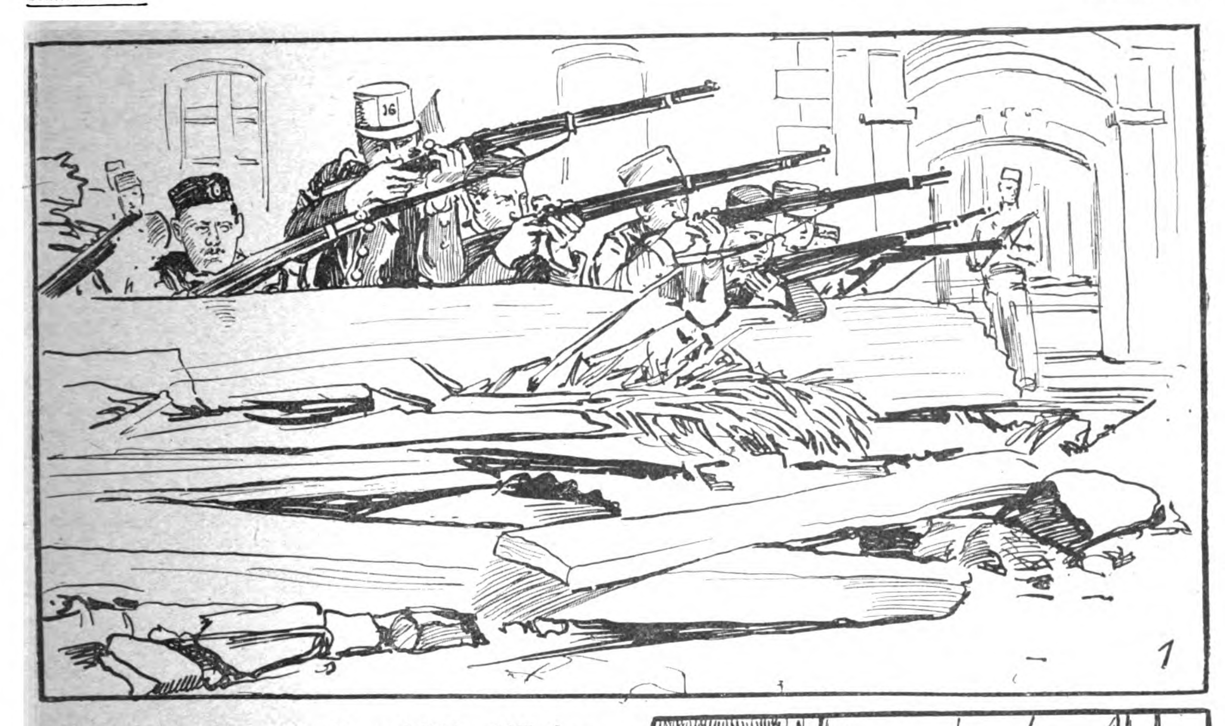
Es ist wirklich Herbst. Die Scheuern sind bis oben gefüllt mit der goldenen Pracht, und die Früchte wollen bersten und überfließen von süßem Saft.

Des Steinerbauern Tochter erzählt dem Knecht des Lochkonrad, daß die Aepfel noch nie so süß waren wie diesen Herbst. . . .

Unsere Bilder

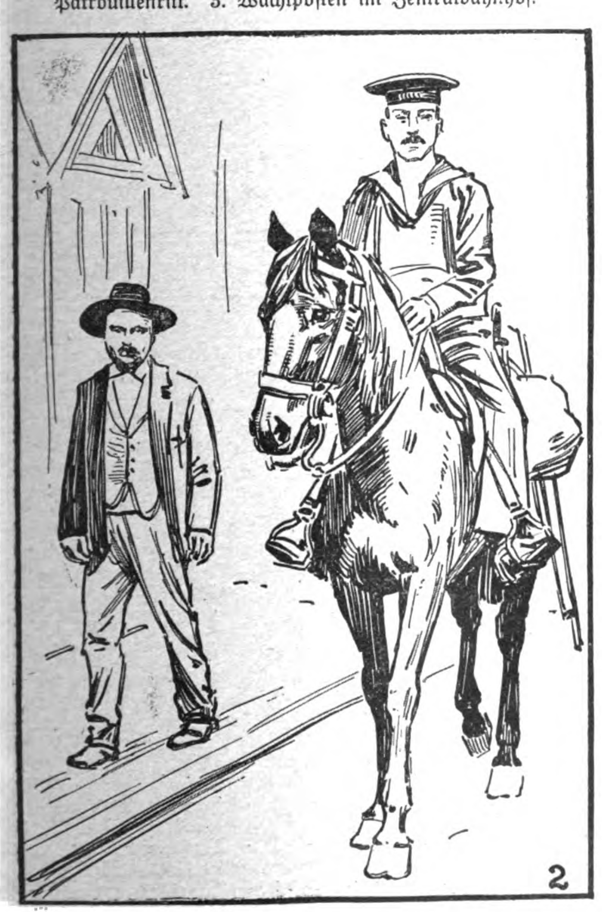
Die Revolution in Portugal (Abb. S. 1771—1776). Unsere Bilder aus den Sturmtagen von Lissabon illustrieren mit großer Anschaulichkeit den Kampf und den Sieg der portugiesischen Republikaner. Der Aufstand, dessen unmittelbare Veranlassung die Ermordung des Republikaners Bombarda bildete, war seinem Wesen nach eine Militärrevolte; die von uns reproduzierten Aufnahmen lassen aber deutlich erkennen, daß von Anfang an auch bewaffnete Bürger in den Reihen der Revolutionäre kämpften, und daß nach dem Sieg der Republik die ganze Bevölkerung von einem wahren Freudentaumel erfaßt wurde. Die vereinigten Streitkräfte der Republikaner konnten mit den wenigen königstreuen Truppen so leicht fertig werden, da diese in der Bevölkerung gar keinen Rückhalt fanden. Um so mehr ist die Tapferkeit dieser Royalisten zu bewundern, die sich auf vielen Punkten verzweifelt schlugen. Das letzte Regiment, das die königliche Fahne verteidigte, war das 5. Jägerregiment. Es konnte der republikanischen Artillerie, die alle strategisch wichtigen Positionen besetzt hatte, nicht lange Widerstand leisten. Am Morgen des 5. Oktober hatten auch die letzten königstreuen Truppen die Waffen gestreckt. Jetzt schwieg der Donner der Geschütze, große Volksmassen strömten auf die Straße. Auf dem Balkon des Rathauses standen die Führer der siegreichen Bewegung und proklamierten die Absetzung des Hauses Braganza und die portugiesische Republik. Dann wurden die Namen der Männer genannt, die als Häupter der provisorischen Regierung die Aufgabe übernommen hatten, die junge Republik zu lenken. Theophilo Braga, der Präsident der provisorischen Regierung, ist ein hervorragender Gelehrter, ebenso der greise Bernardino Machado, der vorläufig das Portefeuille des Aeußern übernommen hat, der aber nach der Konsolidierung der neuen Staatsform der erste gewählte Präsident der portugiesischen Republik werden dürfte. Auch die andern Mitglieder der provisorischen Regierung, so der Jurist d'Almeida, der zum Minister des Innern ernannt wurde, sind nicht nur überzeugte Republikaner, sondern auch in ihrem Beruf hervorragend tüchtige und im Lande sehr angesehene Männer. Diese Revolution hat also nicht etwa obskure Demagogen ans Ruder gebracht, sondern Leute, an deren patriotischen Absichten kaum zu zweifeln ist. Allerdings harrt ihrer eine große Aufgabe. Sie haben nicht nur die verrottete Verwaltung im Innern zu regenerieren, sondern vor allem auch den in diesen Zeiten der Verwirrung gefährdeten Kolonialbesitz dem Land zu erhalten. An der baldigen Anerkennung der Republik durch die Mächte ist nicht

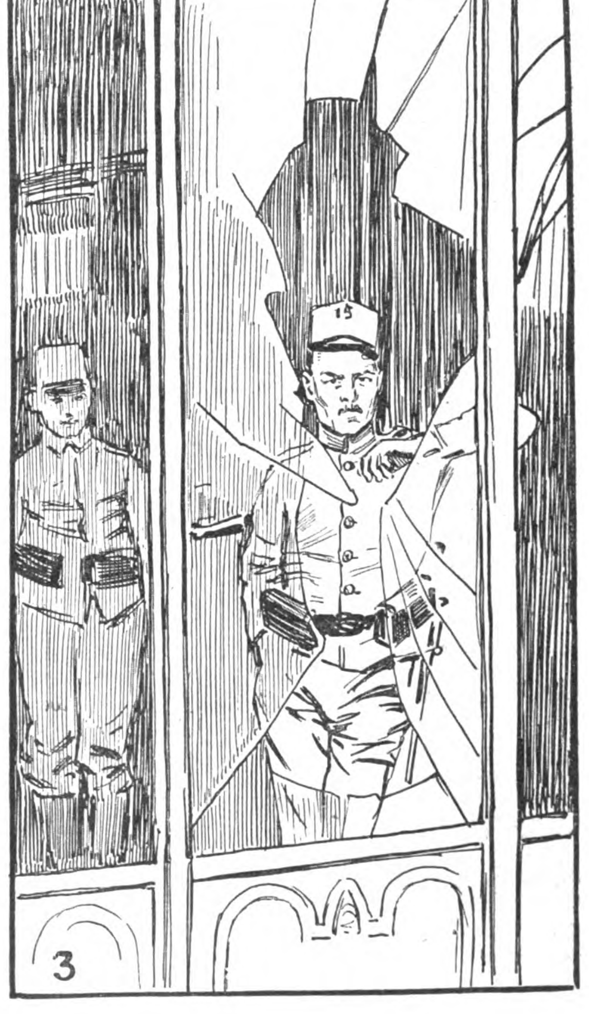


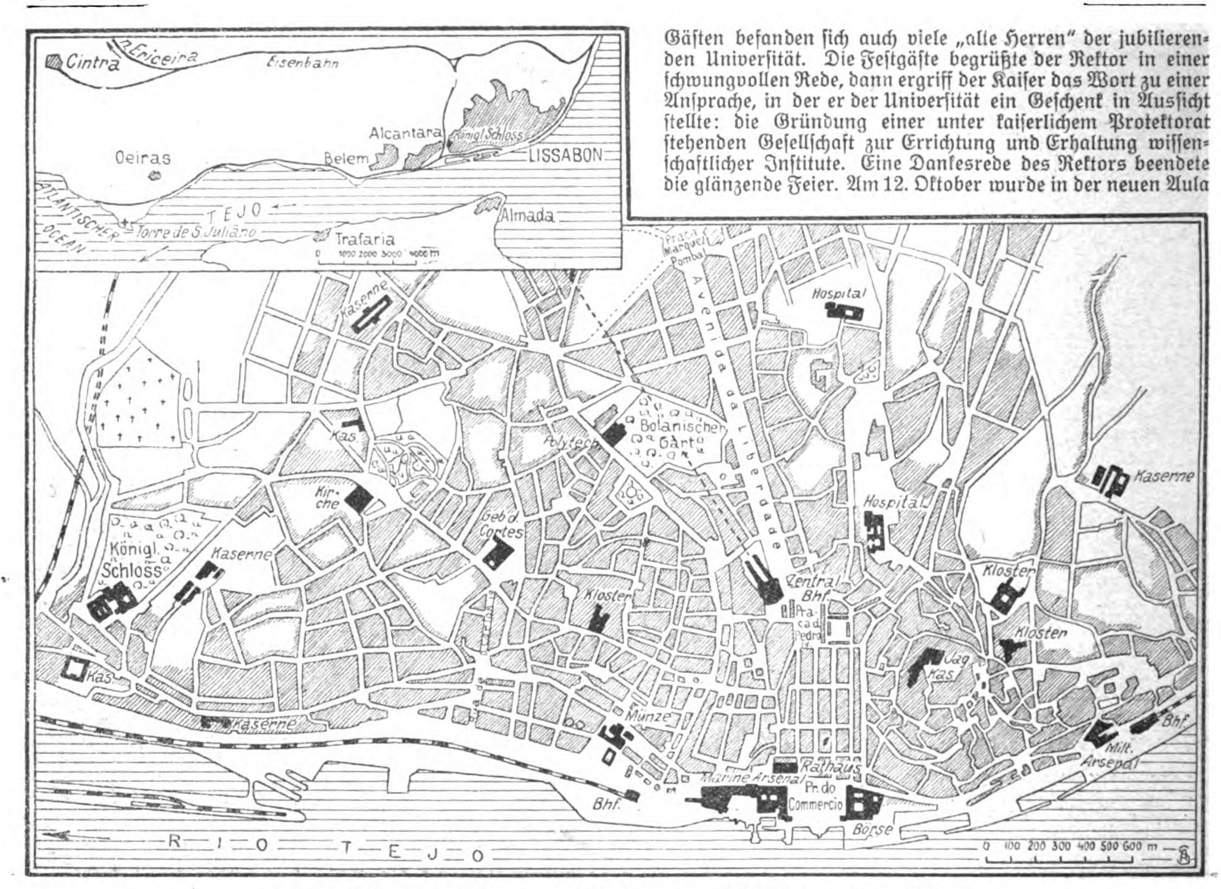


Vom Kampf um die Republik in Lissabon.

1. Republikanische Soldaten hinter einer Barrikade auf dem Platz „Marquez Pombal". 2. Berittener Matrose auf einem Patrouillenritt. 3. Wachtposten im Zentralbahnhof.







Plan der Hauptstadt Lissabon. Oben links: **Lissabon und Umgebung.**

zu zweifeln. Man hat im Ausland viele private Sympathien für den jungen König Manuel, der hauptsächlich für die Sünden anderer büßt, wenn er es auch nicht verstanden hat, sich populär zu machen. Das Mitleid mit dem gestürzten König hat die Vertreter der Mächte in Lissabon nicht davon abgehalten, gleich nach der Proklamierung der Republik mit der provisorischen Regierung inoffizielle Verhandlungen anzuknüpfen. In Paris sympathisiert man rückhaltlos mit der neuen Republik, die dort von Dom Magelhes Lima vertreten wird.

Das Jubiläum der Berliner Universität (Abb. S. 1777 bis 1778b) ist mit allem dieses bedeutsamen Anlasses würdigen Glanze gefeiert worden. Am 10. Oktober, dem Vortag des Jubiläums, wurde die Jahrhundertfeier durch einen großen Festgottesdienst im Dom eingeleitet. Bald nachdem die letzten Orgelklänge verrauscht waren, begann in den Straßen der Stadt ein festliches Leben und Treiben. Die Chargierten der farbentragenden Verbindungen brachten ihre Banner nach dem Exerzierplatz des 4. Garderegiments z. F. in Moabit, und Tausende von Studenten aller Farben und ohne Farben strömten zu diesem Sammelplatz, auf dem sich dann der große Fackelzug formierte. Dreitausend Musensöhne und auch einige Musentöchter zogen mit leuchtenden Fackeln und unter fröhlichen Musikklängen durch den Tiergarten zur Universität. Eine Deputation der Studentenschaft begab sich in die Aula, um dem Rektor die Festgrüße der Kommilitonen zu überbringen. In seiner Dankrede konnte der Rektor Professor Schmidt mit Stolz hervorheben, daß auch berühmte Gelehrte aus aller Welt, die Ehrengäste der Universität, Zeugen des herrlichen Schauspiels gewesen waren, das der Fackelzug bot. Am nächsten Vormittag fand dann in der neuen Aula im früheren Gebäude der Königlichen Bibliothek der eigentliche Festakt statt. In dem mächtigen Saal waren die bedeutendsten Vertreter der deutschen Wissenschaft mit den höchsten Würdenträgern des Staats vereinigt. Die Kaiserfamilie, der Reichskanzler, die Minister und Staatssekretäre, die Abordnungen deutscher und fremder Universitäten und der Studentenschaft füllten den herrlich dekorierten Raum. Unter den Gästen befanden sich auch viele „alte Herren" der jubilierenden Universität. Die Festgäste begrüßte der Rektor in einer schwungvollen Rede, dann ergriff der Kaiser das Wort zu einer Ansprache, in der er der Universität ein Geschenk in Aussicht stellte: die Gründung einer unter kaiserlichem Protektorat stehenden Gesellschaft zur Errichtung und Erhaltung wissenschaftlicher Institute. Eine Dankesrede des Rektors beendete die glänzende Feier. Am 12. Oktober wurde in der neuen Aula ein zweiter Festakt abgehalten, nach dem mehrere Ehrenpromotionen erteilt wurden. Am Nachmittag gab es dann im Ausstellungspark ein frohes Volks- und Studentenfest, dessen Höhepunkt lebende Bilder aus der Geschichte der Berliner Universität und des akademischen Lebens in Deutschland überhaupt bildeten.

Die Toten der Woche

Maria Konopnicka, berühmte polnische Dichterin, † in Lemberg am 8. Oktober im Alter von 64 Jahren.

Willem Maris, bekannter holländischer Maler, † im Haag im Alter von 66 Jahren.

Arnold Ott, bekannter Schweizer Dichter, † in Luzern im Alter von 70 Jahren.

Alois Penz, bekannter Maler, † in Graz im Alter von 56 Jahren.

Dr. Anton Pergelt, österreichischer Abgeordneter, † in Wien.

Geh. Reg.-Rat Oberbürgermeister Wilhelm Schmieding, † in Cappenberg bei Dortmund am 7. Oktober im Alter von 69 Jahren (Portr. nebenst.).

Oberbürgermeister W. Schmieding †.

Professor Friedrich Wander, bekannter Illustrator, † in Nürnberg im Alter von 71 Jahren.

Fritz Weidmann, bekannter Opernsänger, † in Hamburg am 10. Oktober im Alter von 50 Jahren.

Bilder vom Tage

Die Ausrufung der Republik in Lissabon.

Dr. Innocencio Camacho (×) verliest am Morgen des 5. Oktober vom Balkon des Rathauses die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung.



Bernardino Machado,
Minister des Aeußern.



Theophilo Braga,
Präsident.

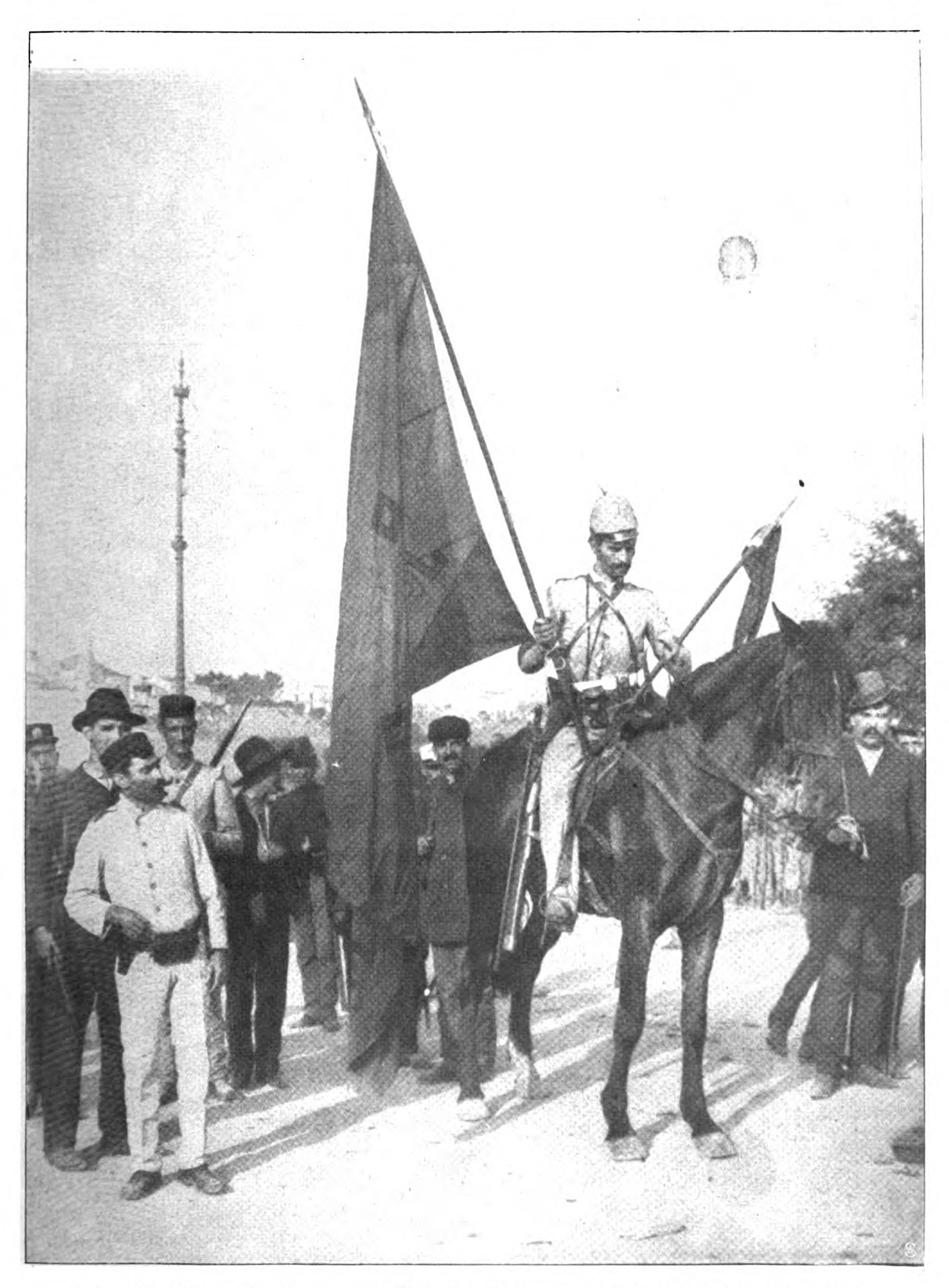


José d'Almeida,
Minister des Innern.

Die führenden Männer der provisorischen Regierung.

Die Volksmenge vor dem Rathaus in Lissabon am Morgen des 5. Oktober während der Ausrufung der Republik.





Die neue Aera in Portugal: Reiter mit der Freiheitsfahne der Republik.



Republikanische Artillerie auf dem Platz „Marquez Pombal“ am Ende der „Avenida da Liberdade“.



Durch Granaten der republikanischen Artillerie zerstörtes Haus in der „Avenida da Liberdade“.



Die letzten Königstreuen der Lissaboner Besatzung: Soldaten des 5. Jägerregiments gefechtsbereit.

Der Kampf um die Republik in Lissabon.



Soldaten und bewaffnete Bürger als Schützer der öffentlichen Ordnung.



Im Rausch der Freiheit: Jubelszene auf dem Platz „Dom Pedro“.

Das republikanische Lissabon.



Phot. Reutlinger.

Gaby Deslys, Paris,
wird ihrer freundschaftlichen Beziehungen zu König Manuel wegen viel genannt.



Phot. Harlingue.

Der Vertrauensmann der neuen portugiesischen Republik in Paris M. Lima
teilt französischen Journalisten die neusten Telegramme aus Lissabon mit.



Freiherr von und zu Bodman,
der kaiserl. deutsche Gesandte in Lissabon.



Phot. D. Knights Whittome, Sutton.

Sir Francis Villiers,
der englische Gesandte in Lissabon.

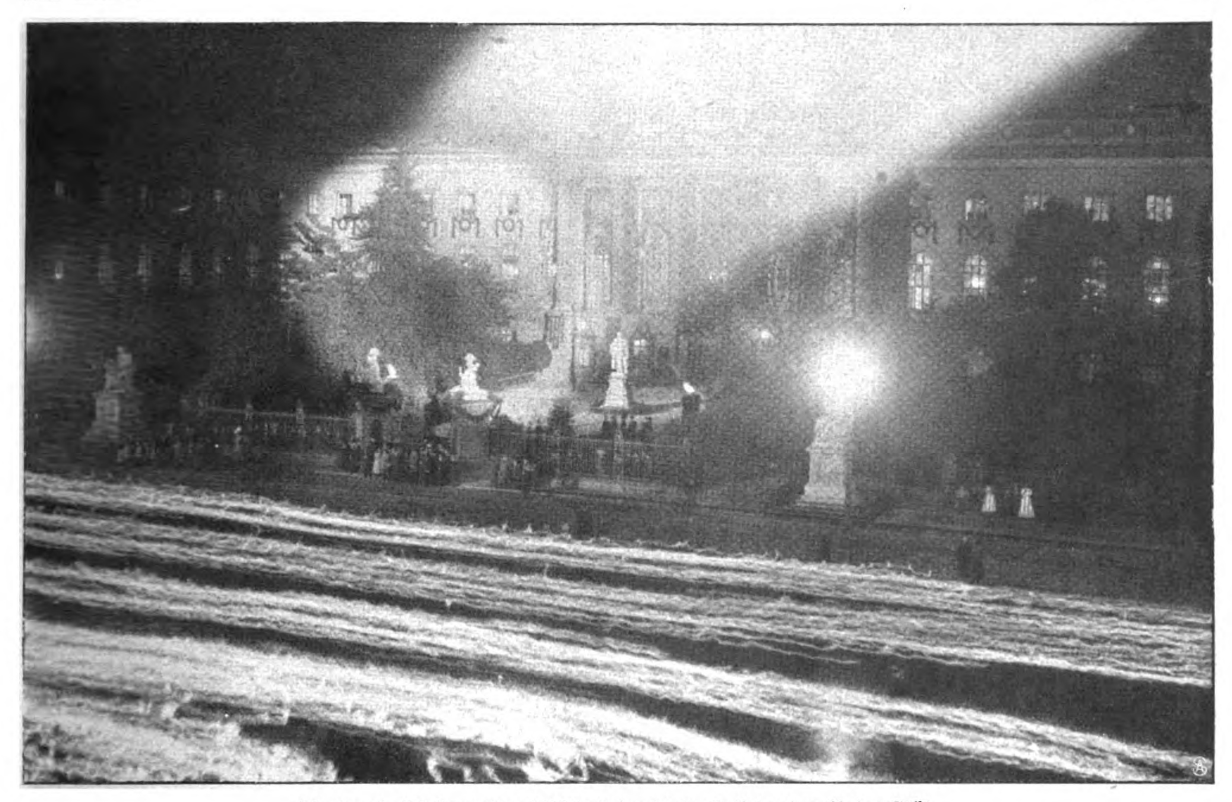


Mit Genehmigung von Manes & Co., Berlin.

Prof. Dr. Bombarda,
dessen Ermordung die Ursache zum Ausbruch der Revolution wurde.



Am Tage der Proklamation der Republik.
Der spanische Gesandte Marquis de Villalobar (×) begibt sich zu Verhandlungen mit der neuen Regierung in das Rathaus.



Die durch Scheinwerfer festlich beleuchtete Fassade der Universität

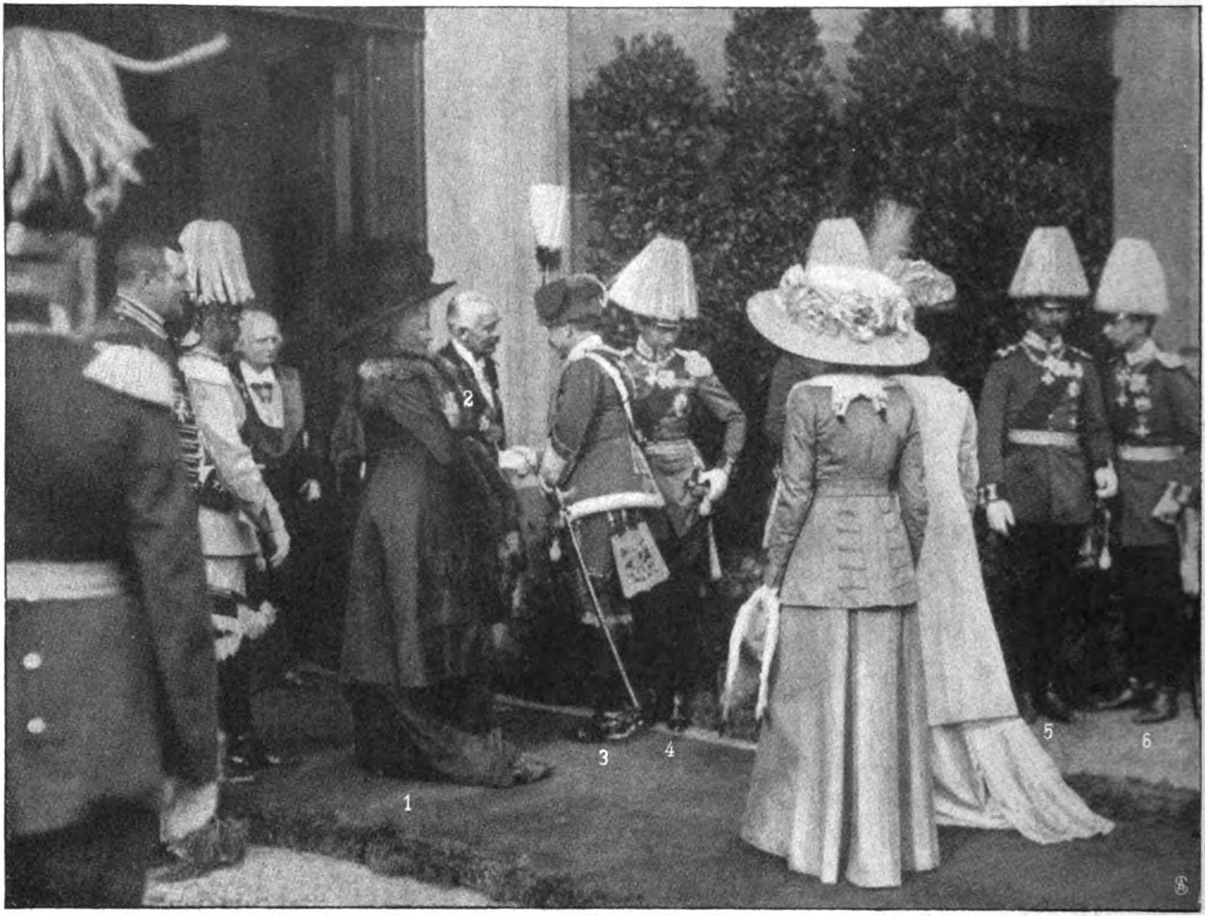


Der große Fackelzug der Studenten vor dem Universitätsgebäude.

Die Jubelfeier der Berliner Universität.

Spezialaufnahmen für die „Woche".





1. Die Kaiserin. 2. Rektor Erich Schmidt. 3. Der Kaiser. 4. Der Kronprinz. 5. Prinz Oskar. 6. Prinz Joachim.

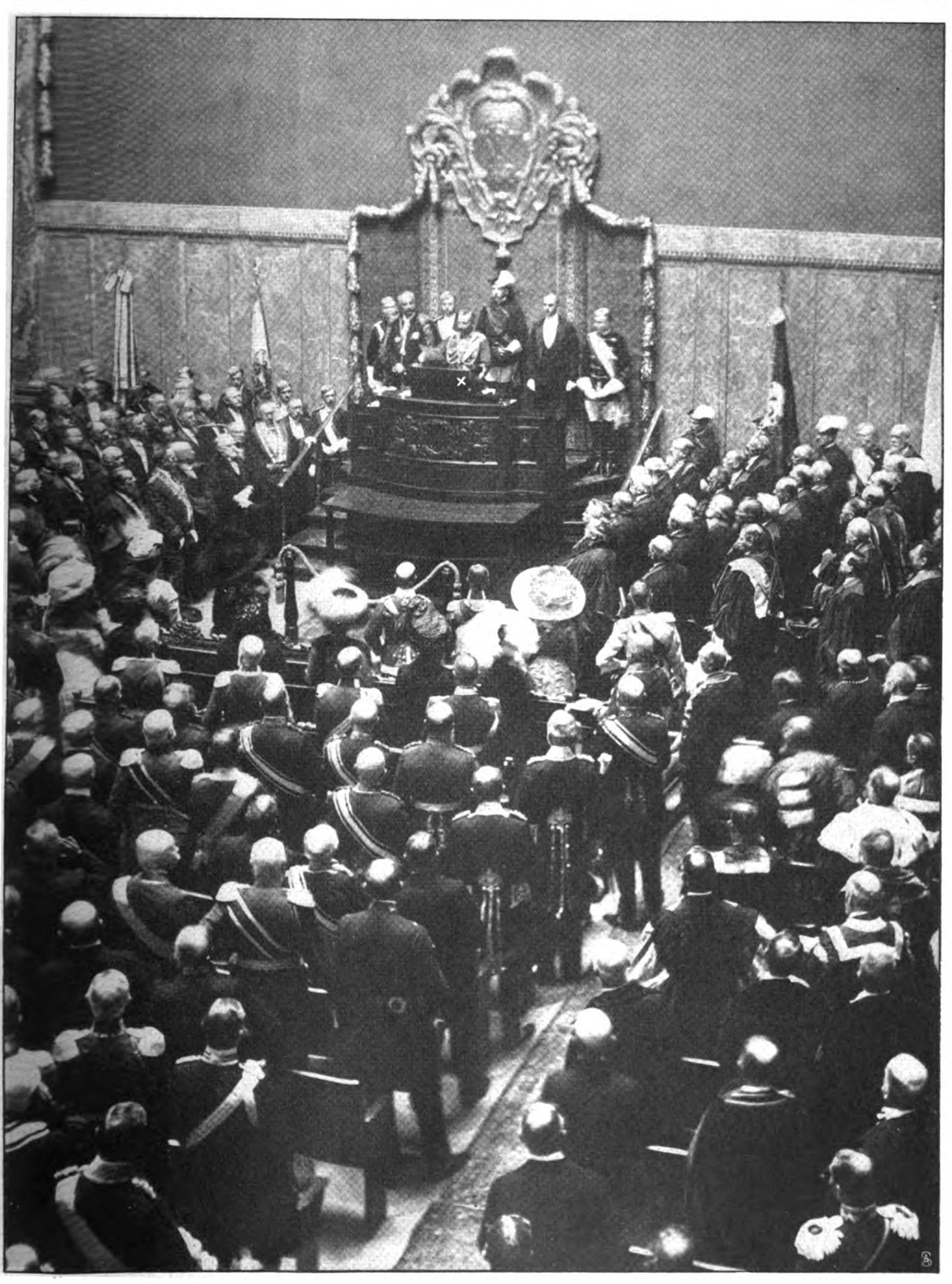
Begrüßung der kaiserlichen Familie durch Rektor Erich Schmidt vor der Universität.



Von links nach rechts: Frau v. Bethmann Hollweg, Unterstaatssekretär Wahnschaffe, Reichskanzler v. Bethmann Hollweg.

Ankunft des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg zur Feier.

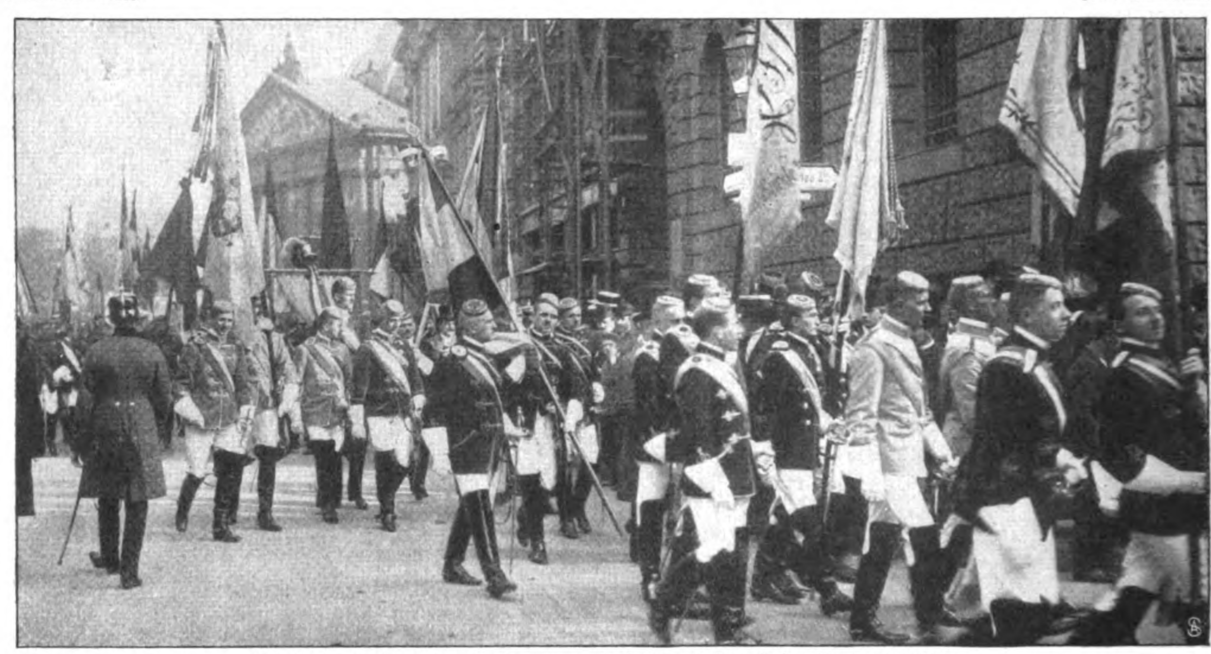
Die Jubelfeier der Berliner Universität.



Festakt in der Aula der Universität: Ansprache des Kaisers (X).

Die Jubelfeier der Berliner Universität.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Die studentischen Korporationen verlassen nach der Feier die Universität.





Ankunft auswärtiger Gäste.
Prof. Mahaffy (Dublin) und Prof. Thomsen (Kopenhagen). Superint. a. D. Martius (153 Sem.) u. Sohn Prof. Martius (Rostock).

Die Jubelfeier der Berliner Universität. Spezialaufnahmen für die „Woche".

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

11. Fortsetzung.

Gunhilde saß ruhig da und sagte zu Marcell: „Ich habe einen sehr altmodischen Beruf ergriffen, den der Haustochter. In Ermanglung anderer Begabungen bin ich auf dies ziemlich überlebte Arbeitsfeld zurückgekommen. Dabei merke ich, daß man eigentlich zu Unrecht diesen Posten in so vielen Familien gestrichen hat, und philosophiere dann beim Staubwischen oder Obsteinkochen über die Unzweckmäßigkeit vieler sogenannter Errungenschaften!"

„Ja, Gunhilde!" sagte Marcell — „Sie haben recht, der Lebenskampf um die großen Ziele ist nur für die Starken. Die Schwachen bleiben besser davon. So wie ein kleiner Kahn ganz sicher auf dem Rhein treibt, da, wo er breit und ruhig dahinströmt, aber gerät solch ein Kahn in eine Stromschnelle, etwa wie die schöne da bei Lauffen, so ist's vorbei —"

Er erhob sich.

„Nein, Marcell! Erst sollen Sie noch ein Glas Milch haben."

Er blieb mit Olaf allein.

Olaf lag auf der Strohmatte in der Abendsonne und dehnte sich wie ein junger Jaguar. Er beachtete den Besucher gar nicht. Wie alle Kinder, solange sie naiv sind, hatte auch er den untrüglichen Instinkt dafür, ob ein Erwachsener eine Kinderseele begriff oder nicht.

Er lehnte Marcell ab.

Dieser junge, altkluge Greis hatte nicht den Schlüssel zu seinem achtjährigen Herzen.

Gunhilde lächelte über die stumme Gruppe, als sie zurückkam.

„Sonderbar! Kinder und Hunde gehen nicht an Sie!" sagte sie ein wenig boshaft. „Und zu mir kommen diese beiden Arten Lebewesen immer. Dabei sehen Sie doch keineswegs so gefährlich aus...."

„Sie sind vernichtend heute, Gunhilde!"

Marcell trank seine Milch, langsam und mit Bedacht. Milch dürfe man nicht trinken, sondern man müsse sie kauen, wenn sie bekommen solle, hatte ihm einmal ein Arzt gesagt, und er dachte jetzt viel an seine Gesundheit. Er wollte nicht zu sehr als blasser Zwirnsfaden von Ännchens blühender Gesundheit abstechen.

Gunhilde betrachtete ihn ohne Groll.

Er ist ein armer Junge, dachte sie, der sich endlich auch mal satt essen will. Er ist ein erwachsenes Kind. Männer gibt's offenbar nicht allzuviel in der Welt.

Und sie dachte mit seltsamem Gefühl an den einen Mann, der ihr nahegestanden hatte, der nun in Rußland reiste und ihr nie ein Wort geschrieben hatte, nicht einmal zu ihrem Geburtstag.

Hatte er wirklich vergessen?! Er?

* * *

Agnes Thorensen beschloß, die Zeit ohne Furka nützlich und weise anzuwenden.

Es hatte keinen Sinn, allzuviel in Zimmerecken zu sitzen und mit Sehnsuchtseufzern Handarbeiten zu machen.

Es galt, dem Leben eine recht zerstreuende Seite abzugewinnen, die kein zu starkes Gefühl der Leere aufkommen ließ.

Mit einer Art Heißhunger stürzte sie sich in die Saison.

Immer stärker empfand sie den Reiz der abendlich hellen Säle, der gesteigerten gesellschaftlichen Kultur, des anregenden Durcheinanders von Blumen und Flirt und Lachen. Sie duldete nicht, daß abgesagt wurde, und war sittlich entrüstet, wenn Thorensen einmal bei einem Diner streiken wollte. Sie kannte auf diesem Gebiet keine Gnade mehr. Sie empfand keinerlei Anstrengung dabei. Sie schlief nach spät in die Nacht dauernden Festen bis neun Uhr morgens in einem Zug durch und stand dann auf, frisch wie Quellwasser, ohne Ränder unter den Augen, ohne die fahle, graue Farbe, die Thorensen neuerdings so viel älter erscheinen ließ, als er war.

Sie pflegte ihre Schönheit und schonte ihre Kräfte. Im Haushalt wurde sie ja doch nicht gebraucht, da Gunhilde alles besorgte. Sie träumte davon, ihren Verkehrskreis nach der geistigen und literarischen Seite möglichst zu erweitern. Sie träumte, daß Furka sie bei seiner Heimkehr wiederfinden sollte als geistigen Mittelpunkt eines erlesenen Kreises. Sie stellte ihrem Mann vor, daß er ja besonders qualifiziert für einen höheren Posten erscheinen würde, wenn es ihnen gelänge, sich gesellschaftlich hervorzutun, in geschickter Weise zu repräsentieren.

Sie konnte ihre Pläne so kindlich freudig auseinandersetzen, wenn sie bei ihm im Zimmer saß.

Es klang alles so berechtigt, so überzeugend. Und ihre Gleichgültigkeit gegen Geld war noch wie eine aparte reizende Nuance an ihr.

Wenn er zu allem ja sagte, war alles gut. Nur wenn er widersprach, zog zuweilen etwas Kaltes, Feindseliges in ihren Augen herauf, so, als fände sie, es säße jemand bei ihr, der ihr ihre Lebensrechte verkümmern wollte. Er fürchtete sich vor diesem Blick. Er hatte Freundlichkeit und Güte nötig, wenn er in seine vier Wände heimkam. So schrieb er über sein Leben das berühmte Sammelmotto geprüfter Ehemänner: „Anything for a quiet life."

Er stellte in diesem Winter keine Berechnungen über sein Debet und Kredit mehr an. Später, wenn er wieder ganz taktfest mit den Nerven war, vielleicht nach einer



zweiten Kur in der Schweiz — sie wurden ja immer so besonders gepriesen, diese zweiten Kuren, von allen, bei denen die erste nicht lange vorhielt! — dann wollte er einmal wieder ganz genau nachrechnen, einen neuen Überschlag machen, bestimmte Ersparungsgrundsätze festlegen. Vielleicht kamen ja auch neue Hilfsquellen. Er konnte ja das weiße Haus in Attenrade plötzlich gut verkaufen. Am Ende ging der Plan der Stadtverordneten durch, eine neue Querstraße zum Bahnhof gerade durch seinen Garten zu legen. Sollte er also aus hausväterlicher Pedanterie Agnes' Liebhabereien beschneiden? An den Töchtern knausern?

Er schied für die nächste Zeit die Geldsorgen einfach aus den Gedanken aus. Er mußte sein inneres Leben vereinfachen. Er konnte nicht auch noch solche Skrupel tragen. Seine Schultern waren ohnehin so müde....

Agnes verfocht überall mit Überzeugung den Grundsatz, daß Diners für scharf arbeitende Männer die größte Erholung wären, weil sie nur dadurch ganz sicher gezwungen würden, einmal drei Stunden lang nicht an ihre Akten zu denken.

Die Tischnachbarn, denen sie diese medizinische Überzeugung mit Feuereifer vortrug, streiften wohl mit etwas Mitleid den bleichen Mann, der manchmal so erschöpft auf die Weingläser vor sich starrte und als Unterhaltungskraft in der Anschauung der Damen berühmt langweilig geworden war. Aber schließlich, es ging ja Dritte nichts an. Alle Menschen müssen selbst wissen, wie sie fertig werden....

Kundige sagten, daß Frau Thorensen, so wenig es den Anschein habe, doch in gewisser Weise eine ungewöhnlich talentierte Streberin sei, daß alle Begabungen zur machtgewaltigen Spitzengattin in ihr schlummerten. Es wäre geradezu schade, daß sie bei dem vorzüglichen Material als einfache Geheimrätin ihre Tage hinbringen müsse. Sogar der neue Vorgesetzte wurde freundlicher gegen Thorensen, seit er bei den amtlichen Diners Frau Agnes after dinner manchmal wie eine richtige Oase empfand.

Sie galt mit der Zeit für geistreich. Sentenzen aus all den philosophischen, künstlerischen Gebieten, in die Furka sie eingeführt, mischte sie wahllos, aber nicht ohne Geschick in ihre Unterhaltung. Geriet bei Diners ein Literaturprofessor neben sie, so geschah es wohl, daß er sie als „esprit fort" einschätzte und überschätzte. Auch Ankasche Sentenzen servierte sie öfters mit Erfolg als eigene Ware.

Und wenn sie dann in Briefen nach Japan ihre gesellschaftlichen Erfolge schilderte — vorsichtig, mit etwas Selbstironie, aber nicht ohne Hochgefühl, so fühlte sie sich als Furkas erfolgreiche Schülerin, fühlte sich „geistig unendlich gewachsen" und gewöhnte sich allmählich daran, die Briefe an ihn sogar gleich ins reine zu schreiben.

In seinen Antworten, die furchtbar langsam binnen drei Wochen über Sibirien herangekrochen kamen, lobte er ihren verfeinerten Stil, die Expansionsfähigkeit ihres Geistes.

Sie träumte sogar von Autorenruhm und verfaßte an einigen stillen Sonntagnachmittagen eine Novelle, in der sie Beckenried landschaftlich verwendete und sich und Furka als idealisiertes Edelmenschenpaar als Staffage hineinstellte.

Mit lächelndem Stolz unterbreitete sie eines Tages Anka das Manuskript.

Anka nahm es ein wenig ironisch an sich und blätterte es sachkundig durch.

„Mama!" sagte sie. „Mit diesen Schilderungen lockt man keinen Hund mehr vom Ofen... und überhaupt... du willst ja meine offene Meinung — es ist Kaff!"

Die Mutter nahm entrüstet ihr Manuskript und verließ wortlos das Zimmer.

„Warum gleich so schroff?" sagte Gunhilde vorwurfsvoll.

„Die Wahrheit ist das einzig Gesunde", sagte Anka. „Sie soll auch keine Übergriffe auf mein Gebiet machen! Dann haben wir die Konkurrenz im eigenen Haus, und es geht wie bei Brennerbergs, wo die Tochter das zurückgeschickte Manuskript der Mutter dieser hohnlächelnd über den Frühstückstisch reicht, mit der Mitteilung, daß sie selbst soeben ihren Roman untergebracht hat. Jeder seine Domäne! Sie hat die große Geselligkeit, auf die wir gar keine Ansprüche erheben. Du hast deinen Seelenfrieden und Olaf, und ich habe ja nun jetzt das Literarische. Wir sind so ein durchaus richtig organisierter Hausbestand, bei dem jeder auf seine Rechnung kommt. So muß es bleiben. Komplikationen sind unbequem."

„Das Literarische?" fragte Gunhilde. „Schreibst du denn?"

„Ja, ja! Essays über meinen denkwürdigen Aufenthalt in Rochester. Das heißt, nur das Landschaftliche bring ich zu Papier. Was meine Seele erlebte, diese Privatgeheimnisse verhökere ich nicht —"

* * *

Glatter Winterfrost glitzerte auf den Straßen, als Geheimrat Thorensen an einem Nachmittag im März sein Ministerium verließ.

Er stand, die Hände in den Taschen seines Winterpaletots, und überlegte, nach der Uhr sehend, ob er zu Fuß nach Haus gehen oder wie meistens mit der Untergrundbahn fahren solle?

Seinen müden Schläfen gelüstete nach der herben Luft, nach der kühlen Frische des Winterwindes....

Er war so grenzenlos müde. Diese endlose Sitzung! Diese unbeweglichen Gesichter der Kollegen, die im Herbst vom bräunlichen Erholungston der Urlaubsreisen frischer und jünger gefärbt gewesen waren und nun gegen das Winterende wieder bei jener fahlen Blässe anlangten, wie Arbeit und Zimmerluft und Gesellschaftsleben sie zeitigt....

Er fühlte, daß die Erholung der Sommerkur auch für ihn längst vorüber war, daß die alten Nervenzustände wieder auf der Lauer lagen, um bei jedem leisen Ärger wie Vampire über ihn herzufallen. Ein Grauen überkam ihn beim Gedanken, daß er abends wieder in Gesellschaft gehen müsse. Er haßte nachgerade Frack, weiße Weste und Orden. Seine physische Kraft reichte knapp zur Bewältigung der Aktenberge, den Gesellschaftsmenschen nebenher gab sie nicht auch noch aus....



Er zuckte erschreckt zusammen, weil jemand hinter ihm seinen Namen gerufen hatte. Es war der Kollege, der ihm im Sommer die medizinische Autorität empfohlen hatte.

„Nun, hält die Schweiz bei Ihnen noch vor?" fragte er.

„Ein wenig."

„Bei mir dauert's nie über Februar. Ich bin schachmatt. Ich will acht Tage in den Harz. Weiße Schneedecken haben etwas so Ausruhendes. Alles andere liegt dann so fern. Nur den Lärm von hier hat man die ersten Tage immer noch in den Ohren. Im Halbschlaf glaub ich erst noch so oft, die Hochbahn surren zu hören — aber dann ist's eine Schneelast, die langsam von einem Dach heruntergleitet und vor den Harztannen liegenbleibt. Man ist wie vom Schnee umfriedet, und mir fallen dann oft die Verse ein, die mein Junge in der Schule gelernt hat: ‚Eine Mauer um uns baue'. Sie sollten auch einen Wintertrip machen. Warum gehen Sie nicht mal ein paar Tage nach Holstein? Sie haben doch die beneidenswert schöne Heimat. Sehen Sie! Ich stamme aus einem Teil von Westpreußen, wo aber nicht viel an der Natur ist, um sich daran zu begeistern. Ich finde es einen großen Vorzug, in eine reizvolle Landschaft von Geburts wegen hineinzugehören —"

„Ja, ja!" sagte Thorensen — „wir haben nur für lange hinaus fast für jeden Abend ein Diner angenommen."

„Freilich! Diners habe ich längst gestrichen."

„Aber was sagt Ihre Frau dazu?"

„Sie dankt Gott und liest abends die Nibelungen mit unsern Jungen. Wenn ich aus meinem Zimmer hereingucke, sitzen sie alle mit roten Köpfen und haben große Angst, daß ich sie durch plötzliche Anforderungen bei der Donaufahrt oder dem Hunnengemetzel störe — Aber ich muß nach links schwenken. Adieu —" und er sah plötzlich, wie müde und verbraucht der arme Thorensen im grellen, erbarmungslosen Licht einer Glühlampe, die keine Runzel schenkte, aussah — „tun Sie doch auch was für sich. Sechs Tage tun unter Umständen schon viel."

Thorensen ging nachdenklich weiter — der feste Schnee knirschte ihm unter den Füßen.

Eine Frau, die gern zu Haus ist und mit den Kindern die Nibelungen liest.... Ob Agnes nicht vielleicht auch solch eine Mutter geworden wäre, wenn sie droben hätten bleiben können, zu Hause an der Wasserkante?

Das Leben hier stellte so viel Ansprüche an sie, und sie war so willig und liebenswürdig.

Gewiß trug sie ja gar keine Schuld, und doch kam sie ihm manchmal vor wie jene geheimnisvoll lächelnden Frauen auf alten Bildern oder in alten Sagen, die, ohne es zu wissen, in aller Sanftmut unendlich grausam sind.

Warum warf sie all die verdoppelten Anstrengungen in sein Leben? Warum zwang sie ihm die Erlaubnis ab für Dinge, zu denen er bloß aus physischer Schwäche nicht nein sagte? Weshalb sah sie es denn gar nicht, wie müde er oft war, wie gealtert vor der Zeit?

Weshalb lächelte sie immer so sorglos und schrieb immer so viele Briefe an Furka?

Warum begriff sie es denn nicht, daß es doch die oberste Mission einer Frau war, die Herdflamme in Gang zu erhalten, damit sich an ihrer Glut Mann und Kinder die Hände wärmen konnten?

Ach, die Herdflamme von Attenrade war längst verloschen.

Ungenügende Gasöfen standen in der immer kalten Etage — ein trauriges Symbol.

War das, was man eingetauscht hatte, die aufgegebenen Güter wert?!

Ihm schwindelte selbst bei den eigenen Fragen —

War es nicht Erhaltungstrieb, das Grübeln zu lassen, vor allem Nachdenken zu fliehen, die Tage kritiklos herunterzuleben, so wie sie sich eben aneinander reihten, voll von Arbeit und Zwang?

Er sah seufzend um sich.

Plötzlich haftete sein Auge im Schaufenster eines Buchladens auf dem großen Buntdruck, der in der Mitte der aufgestellten Folianten hing. Wie gebannt blieb er stehen.

„Holsteinischer Sommer" stand unter dem Blatt.

Ja, das war die Heimat, das grüne, segenschwere Land, von der goldenen Wärme des Hochsommers wie in gelbem Licht gebadet — das war der Buchenwald mit den Sonnenflecken, neben dem die Halme der Felder hochaufgeschossen standen und ein blauer See seinen unschuldig frommen Spiegel dehnte. Das waren die Bauernhöfe mit dem Schindeldach, die großen Eichen im holzumgitterten Garten, aus dem Stockrosen sich bogen und weißer und roter Phlox....

In den fahlen Winterglanz, den Lärm der jagenden Wagen hinein grüßte dies Bild wie eine Verkündigung neu erstehenden Glückes, wie eine tröstende Verheißung, daß ja in wenigen Monaten schon die gleiche Herrlichkeit wiedererstehen würde, daß ja noch alles da war — die Heimat, der Friede....

Mit einem beruhigten Lächeln ging er weiter. Ihm war, als habe ihm jemand plötzlich ein großes Geschenk gemacht, eine wunderschöne Möglichkeit eröffnet, ihm im hastenden Lärm der Großstadtstraße eine tröstende Hoffnung ins Ohr geraunt.

O, er konnte ja wieder dahin... er würde bestimmt hinauffahren im Sommer. Nie hatte er die Sehnsucht nach der Heimat so stark gefühlt wie eben jetzt.

Er schloß die Augen, als er den Fahrdamm der ruhigen Querstraße überschreiten wollte, in der der Lärm der Hauptader zu verbranden schien.

So deutlich sah er das weiße Heimathaus mit den Büschen des roten Phlox auf dem Rasen. Daneben wölbte der Pyrusstrauch seine rotgeblümte Pracht wie eine große Kuppel.

Über die Nachbargärten kam Sommerwind — herber, starker, beschwichtigender Wind... Wind vom Meer.

Nun trat er vom Trottoir herunter auf den Asphalt.

Da kam auf der mattbeleuchteten Straße von links ein riesiges Automobil in schneller Fahrt mit voller Wucht auf die Straßenkreuzung zugesaust.

Er sah nichts davon in seiner Abgespanntheit, seiner großen Versonnenheit, er schritt weiter....

Ein Augenblick. Kaum ein Schrei. Ein Knattern des bremsenden Gefährts. Ein Menschenzusammenlauf. Eine grenzenlose Erregung. Rufe. Zwei Schutzleute.



Herbeieilende, von den Sitzen ihrer Wagen abgesprungene Kutscher.

Langsam wirbelten weiße Flocken auf das traurige Bild.

Und rechts und links sauste das Großstadtgetriebe weiter wie eine Schar wildgewordener Pferde.... Die Jagd des Augenblicks tobte dahin, rastlos und lärmend.

Hermann Thorensen lag still da und hörte nichts mehr.

Die Hetze des Lebens hatte für ihn ein Ende....

* * *

Wochenlang lag es wie dumpfe Betäubung über den armen, von der Brutalität des Lebens so plötzlich eingeschüchterten Frauen.

Selbst Anka hatte diesem Ereignis, diesem Kummer gegenüber ihre stolze Sicherheit eingebüßt.

Wie in einem furchtbaren Traum zogen die Begebenheiten an ihnen vorüber, Schlag auf Schlag, vom Entsetzen des ersten Schrecks bis zur düsteren, flockendurchwirbelten Nachmittagsstunde auf dem Kirchhof von Attenrade, bis zur traurigen Heimkehr in die verödete Wohnung, in der der verängstigte Olaf bei der jammernden Antje einsam zurückgeblieben war.

Sie alle waren sich klar, daß der Beste von ihnen geschieden sei.

Ein edler, gutherziger Mensch, der stets mit heiligem Eifer seine Pflicht getan, von dessen Lippen keiner der Seinen je ein hartes oder ungerechtes Wort gehört hatte.

Hermann Thorensen, den bei seinen Lebzeiten niemand idealisiert hatte, dessen Güte und Herzensfreundlichkeit Frau und Töchter stets als ihr selbstverständliches Recht hinzunehmen pflegten, rückte durch seinen frühen gewaltsamen Tod in ein höheres Licht.

Die Kollegen, die zum Kondolieren kamen, priesen seine Arbeitskraft, seine Pflichttreue, seine Verläßlichkeit, seiner Sitten Freundlichkeit. In den Beileidsbriefen aus Attenrade wurde es den Frauen des Hauses Thorensen zwischen den Zeilen aufs deutlichste bezeugt, daß er menschlich und moralisch stets über ihnen gestanden habe.

Sie nahmen das geduldig hin und bestätigten es in ihrem Innern.

Eine Zeitlang strömten die schwarzgekleideten Besuche ab und zu. Die gleichen Fragen wurden gestellt und die gleichen Antworten gegeben.

Von der Situation beeinflußt, waren die Kollegenpaare inniger und herzlicher als jemals — aber wenn sie dann an der Türschwelle die drei Frauenhände drückten und etwas von Wiedersehen murmelten, so stand es dabei doch in ihren Augen gleich wie ein Vermerk geschrieben, daß diese Beziehung naturgemäß abgetan für sie sei, da kein Mensch in Berlin Zeit hat, Gutmütigkeitsverkehr zu pflegen, und man doch überhaupt kaum allen Pflichtbekannten gerecht wird.

Zwei Assessoren, die als Hilfsarbeiter unter Thorensen gearbeitet hatten, erschienen eines Sonntags. Sie nahmen einen starken Eindruck mit von dem hellbesonnten Zimmer, in dem die drei feinen, blonden, schwarzumhüllten Frauen saßen, und bedauerten beim Treppabsteigen, daß man den Töchtern nicht auf den Ministeriumsfesten begegnet sei, auf denen sie ja gewiß gewirkt haben würden. Sie gingen Thorensen als Gesamterscheinung durch und konstatierten, daß die Provinz Schleswig-Holstein mit die besten Arbeitskräfte für viele Berufe liefere.

Auch der Minister klomm die drei Treppen herauf. Er entschuldigte seine Frau, die soeben ernstlich leidend an die Riviera abgereist sei, und sah neidvoll seufzend Frau Thorensens blühende Gesundheit, die das Schwarz der Kleidung beinah noch unterstrich.

Er fragte freundlich, ob die Damen in Berlin wohnen bleiben wollten, bemerkte, daß Berlin Vorzüge und Nachteile habe, stellte sich für etwaige Schwierigkeiten ritterlich mit Rat und Tat zur Verfügung und murmelte auch seinerseits zum Schluß etwas von Wiedersehen.

Mit diesen Besuchen war der Fall Thorensen für das Ministerium abgeschlossen....

Es wurde still auf der Etage, und die große Einsamkeit, die vergessene Menschen, die irgendein Unheil für die Mitlebenden aus der Präsenzliste streicht, in einer Riesenstadt umfangen kann, lagerte sich wie Nebel auf das stillgewordene Leben.

Die „Bannbefreiten" waren in alle Winde zersprengt. Infolge von Adelaidens Übersiedlung nach München hatten sie ihr Hauptquartier an die Isar verlegt, wo die Zensur mit Henry X.' Stücken dauernd zu tun bekam. Vera von Beuren hatte Doktor Giesebrecht geheiratet und sich mit ihm irgendwo vor Anker gelegt, wo sie barhaupt und in Sandalen einer Art Naturreligion sich angeschlossen hatten, die ihre Gesundheit kräftigen und ihre Moral veredeln sollte.

Die alten Freundinnen schrieben nur kurze, eilige Briefe. Die „Bannbefreiten" kondolierten überhaupt nicht gern. Es waren Freunde für die heiteren Tage, nicht für die dunkeln.

Nur von Annchen und Marcell kamen lange und herzliche Schreiben.

Sie waren auf der Hochzeitsreise, natürlich an den oberitalienischen Seen, wo die jungen Paare scharenweise, beinah willenlos und vorschriftsmäßig, von See zu See eilten.

Die Wärme dieser Briefe hatte etwas Wohltuendes, verglichen mit den Phrasen, in denen die „Bannbefreiten" sich ergingen, um dann im dritten Satz schon wie mit einem Aufatmen auf ein literarisches Thema überzuspringen.

„Es zeigt sich etwas Überraschendes", bemerkte Anka nach der Lektüre der Briefe. „Das junge Ehepaar Wetterstein hat Menschenblut in den Adern — unsere andern Klubgenossen nur Tinte."

„Überhaupt!" entgegnete Gunhilde nachdenklich. „Woher kommt es, daß man so viele Bekannte hat und so wenig Freunde?" —

„Das liegt nicht an uns, das liegt an Berlin. In Großstädten gedeiht viel, aber vieles geht auch drauf. Das Effektvolle kommt hoch, und die stillen fines fleurs werden niedergetreten. Richtig ausgebildete Freundschaftsgefühle bleiben den kleinen Städten mit der vielen Zeit reserviert. Die müssen doch auch etwas haben! Ich übrigens kann mich nicht beklagen — ich habe ja meinen



Freund — leider jenseit des Ärmelkanals!" und sie wog einen dicken Brief in der Hand, der englische Marken trug. „Unsere deutschen Freunde taugen nicht viel. Man sollte meinen, der Deutsche habe seine bemerkenswerten Talente hierzu in der Literaturepoche des vorigen Jahrhunderts verbraucht. Warum schrieb Meister nicht auch an uns, sondern nur an Mama und Olaf?"

„Er wird schon wissen, warum...."

Ein seltsamer Brief kam aus Dänemark von der Insel Moen.

Ein Vetter von Frau Thorensen schrieb ihn, der ein altes Anwesen nahe bei Liselund besaß und mit seiner guten kinderlosen Frau einsam sein sicheres, sorgenfreies Dasein verbrachte. Er hatte als Schuljunge mit Agnes gespielt und für sie geschwärmt, bis politische Streitigkeiten die Familienzweige entfremdeten. „In Frau Thorensens glückliche Jahre hätte er sich nicht drängen mögen mit seinen verblaßten Erinnerungen," schrieb er, „aber wenn sie nunmehr einen Freund und Berater brauchen sollte, bäte er sie, daran zu denken, daß hinter den weißen Kreidefelsen an der Hjelm-Bucht jemand wohne, der über alle dänisch-deutschen Streitfragen hinweg ihr stets zur Verfügung stände."

„Ja, ja!" sagte Frau Thorensen — „er war immer gut und hilfreich. Einmal zog er ein Kind aus dem Wasser und bekam ein öffentliches Lob. Schade, daß er so weit weg ist. Aber Freundlichkeit tut doch wohl, einerlei, woher sie kommt."

Allmählich wurden auch diese Briefe spärlicher, und bis auf die Privatkorrespondenzen aus Japan und England, die regelmäßig wie abonnierte Zeitungsblätter kamen, blieb der Briefkasten leer.

Für alle Menschen ging das Leben seinen gewohnten Gang weiter.

Sie aber lebten noch immer im Halbschlaf, obwohl sie sehr genau wußten, daß wichtige Entscheidungen warteten und drängten.

Bis ein grauer Tag kam, an dem sie gewissermaßen erst den ganzen Umfang der Katastrophe realisierten und sich klarmachten, daß es sich nicht um schreckliche Trugbilder, sondern um unerschütterlich feststehende Tatsachen handelte!

Sie saßen in dem langen Eßzimmer um den runden Tisch und rechneten.

Durch das Schwarz der Kleider sahen ihre Haare noch blonder, goldiger aus — ihre Gesichter noch weißer und feiner. Sie hatten endlose Papiere vor sich. Rechnungen, Notizen des alten vertrauten Familienbankiers in Attenrade, der die, ach, so häufigen Papierverkäufe der letzten Jahre vermittelt hatte, und anderes.

Und als Resultat rechneten sie heraus, daß sie gar nicht in der Lage waren, von der Witwenpension und den ihnen verbliebenen Zinsen in Berlin eine ihren Lebensgewohnheiten auch nur einigermaßen entsprechende Existenz zu führen.

Sie begriffen die Masse der unbezahlten Rechnungen und den großen Betrag der verkauften Papiere gar nicht.

Sie hatten doch so einfach gelebt! Jede von ihnen sich doch so einzuschränken gemeint. Andere Leute gaben ja viel mehr Geld aus....

Sie sahen sich ratlos an.

„Wenn wir doch wenigstens einen Beruf gelernt hätten!" sagte Anka verzweifelt.

„Vater wollte es doch nie!" entgegnete die Mutter vorwurfsvoll.

Nach einiger Zeit erschien Frau Professor Hansen, setzte sich zu ihnen und rechnete mit.

Ihre Wimpern zuckten manchmal bei dem trübseligen Geschäft.

Aber sie rechnete Licht in das Dunkel, rechnete die einzige vernünftige Möglichkeit heraus.

Einen raschen Aufbruch von Berlin, ein Zurückziehen nach Attenrade, in das alte, weiße Haus, das ihnen zum Glück noch gehörte, und in dem sie, da es nie leicht zu vermieten war, sozusagen unentgeltlich wohnen konnten. Dann stimmte alles — dann konnten sie in bescheidenen Grenzen behaglich leben....

Einen großen Teil der unbezahlten Rechnungen nahm sie auf sich, Johanna Thorensen.... Das war ihr Recht, da sie so lange ihre Heimat gehabt hatte im Hause des Bruders.

Und überhaupt...

Die drei Frauen hatten schweigend ihren Auseinandersetzungen zugehört.

Nach Attenrade...

Von der Wand sah das Bild der Stadt herab, die Riesenphotographie im braunen Holzrahmen. Wie auf Verabredung schauten sie plötzlich alle hinauf. Die Türme der Heimat schienen zu winken — ernst und eindringlich und ein wenig vorwurfsvoll, so wie man Renegaten zur Rückkehr auffordert....

Frau Thorensen legte ihre Hand vor die Augen.

„Ich wußte, daß das dabei herauskommen würde!" sagte sie mit tiefem Seufzer.

„Denk an Olaf, Agnes!" sagte Johanna ernst. „Wenigstens ist dann einer, der sich stark verbessert — soweit man das von einem vaterlosen Kind sagen kann."

Frau Thorensen brach in Tränen aus.

„Attenrade ist mir so schrecklich!" rief sie. „Wie sehr, hab ich beim Begräbnis gefühlt! So kalt und vorwurfsvoll waren sie alle! Ihre Sympathie galt ja immer nur Hermann. Wir standen wie Outsider da, wie Wesen von einem andern Planeten, denen man nicht traut. Mir graut vor Attenrade!"

„Agnes! Du hast dein volles Leben gelebt!" entgegnete Johanna. „Du mußt es für Olaf tun und für Gunhilde. Die sind dem Boden dort nicht entwachsen und können da besser gedeihen als irgendwo sonst —"

Anka trat an den Tisch heran, vom Fenster fort, durch das sie versonnen in den grauen Nebeltag gestarrt hatte —

„Und ich, Tante Johanna?" fragte sie. „Hab ich vielleicht mein Leben auch schon gelebt?"

„Du wirst immer auf deine Rechnung kommen! Du bist die einzige, die selber zu schwimmen versteht...."

„Selber schwimmen?" fragte Anka bitter. „Was soll ich denn anfangen? Abhängige Stellungen passen nicht für mich. Meine paar Honorare haben auch von jeher nur dazu gereicht, daß ich recht skrupellos viel weiße



Glacés tragen und immer eine bessere Sorte Schokolade essen konnte, als ich mir vernünftigerweise sonst geleistet hätte. Eine Existenz läßt sich jedenfalls auf das bißchen Begabung nicht gründen! Allenfalls Kunstphotographin. Aber das Stillsitzen zwischen den scharfen Essenzen würden meine Nerven im Moment auch nicht aushalten. Mir scheint, wir sind ‚höhere Töchter‘ unter besonders ungünstigen Aussichten —“

Sie raffte alle Papiere zusammen und machte sich einige Notizen.

„Ich hab eine gute Bekannte, die Rechtsanwalt ist“, fuhr sie fort. „Mag sie mal erst alle diese Ziffern durchrechnen. Vielleicht findet sie einen Weg, der um Attenrade herumführt.“

Frau Thorensens Augen leuchteten hoffnungsvoll.

„Tu das, Anka! Am Ende weiß sie wirklich einen Ausweg. Es soll doch so billige Vororte geben — oder vielleicht Gemeinschaftshaushaltungen? Wir wollen ja gern auf allen möglichen Komfort verzichten, wenn wir nur hier bleiben können, wo wir doch so glücklich waren.“

Johanna seufzte. „Ihr seid nicht für Vororterxistenzen vier Treppen hoch geeignet — glaubt es mir! Ihr seid nicht robust genug dazu. Wenn irgend etwas, das an Proletariertum grenzt, eure Nähe streifte, würdet ihr zu sehr leiden. Die Stadt, in der man lebt, ist nicht so wichtig als die vier Wände, zwischen denen man wohnt — so wie das Hemd wichtiger ist als die Bluse. Und Ankas weiblicher Rechtsanwalt wird auch das nicht ändern. Standesgemäß könnt ihr nur in Attenrade leben, und sei gewiß, Agnes, wir norddeutschen Familien haben die Neigung zum Standesgemäßen sehr tief im Blut....“

Anka rechnete zwei Tage lang mit und ohne Rechtsanwalt. Sie erwog alles hin und her. In der Wagschale, die gegen Attenrade sprach, lag unendlich viel, fast der ganze Inhalt ihrer Seelen — aber in der Wagschale für Attenrade lag der Gedanke an Doktor Meister.

Er schien ihr wie ein Entgelt dafür, daß die Finanzlage der Familie nun einmal unerbittlich in die verlassene Heimat zurückdrängte.

Tante Johanna hatte recht.... Das Dasein, das Mutter und Töchter in Berlin erwartete, würde sie leise, aber unerbittlich deklassiert haben. In Attenrade aber blieben sie, was sie waren....

Frau Thorensen nahm Ankas Entscheidung wie einen schweren Schlag hin. Sie empfand mit Recht, daß, wenn Anka für Aufgeben der Berliner Existenz sei, dann dieser Entschluß unvermeidlich sein müsse. Gunhilde warf sich der Schwester um den Hals.

„Wenn wir nur zusammenbleiben!“ rief sie. „Wenn wir nur nicht auseinandersplittern.“

„Ich nehme es von der physischen Seite!“ versetzte Anka und strich müde über ihre blasse Stirn. „In Attenrade wird man sich gewiß glänzend wieder auffüttern und sich ganz enorm konservieren. Wer weiß! Vielleicht rentiert sich das im späteren Leben noch....“

...Und so steuerten sie das Familienschiff, das vor wenigen Jahren fröhlich und glücksgewiß ausgefahren war, traurig und resigniert wieder der Heimat zu, ein leck gewordenes Fahrzeug, dem Fortuna untreu geworden war....

Nur Gunhilde glaubte an die Zukunft.

Eine alte Liedstrophe kam ihr in dieser Zeit öfters auf die Lippen:

„Laßt uns die grüne Flagge hissen,
Die Hoffnungsflagge auf den Mast!“

* * *

Es war Sommerzeit.

Frau Thorensen saß mit ihren Töchtern um den runden Tisch, der jetzt schon seit einem Jahr wieder im Heimathaus in Attenrade stand.

Gunhilde beugte sich über eine Reihe von Musterzeitungen und suchte Blusenschnitte zurecht. Die Mutter nähte langsam an weißen Ärmeln. Anka nähte auch, aber rascher, entschlossener. Sie nähte gleichsam wie mit dem Feuer der Verzweiflung.

Am Fenster, eingerahmt vom lichten Glanz der Herbstsonne, ein zartes Profil auf hellem Grund, saß Olaf und las vor, die Finger auf den Zeilen, sich entlangtastend auf den Linien des Buches.

Es war ein anderer Olaf wie das Kind auf der Berliner Etage. Die bleiche Stubenfarbe zwar hatte der holsteinische Sommer weggebräunt. Seine Wangen waren voll und festgespannt, und wenn er lächelte, schien das Grübchen in dem weichen Fleisch stehenbleiben zu wollen, wie wenn man den Finger in feuchten Ton leise heineindrückt.

Aber er lächelte selten. In seinen Augen war etwas Frühreifes, ein halb unbewußtes Verstehen der Tragik, die im Niedergang eines Familienschicksals liegt.

(Fortsetzung folgt).

„Fröhliche Pfalz“.

Eine Herbstwanderung. Von Walter Tiedemann.

„Fröhliche Pfalz, Gott erhalt's!“ lautet ein gutes altes Wort, eins von denen, die in knappster Form ein ganzes Programm entwickeln. Die Pfalz gehört, wenn auch räumlich davon getrennt, zu Bayern, und der Pfälzer stellt in seinem ganzen Wesen ein Bindeglied zwischen dem Bajuvaren und dem Rhenanen dar. Bayrisch ist die derb-gesunde Lebenslust, das Gemütliche, im besten Sinn Demokratische, rheinisch die Leichtigkeit, das Anschmiegsame und Rührige, pfälzisch die Mischung von beiden. Ein Weinland par excellence und doch nicht ganz dem Bacchus geschworen, auch dem Gambrinus hold, kerndeutsch von Gesinnung und doch auch wieder, wie aus der wechselreichen Geschichte des Landes erklärlich, mit manchem fremden Einschlag in der Bevölkerung, konfessionell zersplittert — die größere Hälfte der Pfälzer ist evangelisch, die kleinere katholisch —



und trotzdem in religiösem Frieden lebend, hat die Pfalz nicht nur in ihrer Landkartengestalt, sondern auch innerlich etwas Abgerundetes und Ausgeglichenes. Es liegt ein Frohsinn über der Pfälzer Erde, der auf alle Gegensätze versöhnend wirkt, keine forcierte Lustigkeit von jener Art, die gewöhnlich nur eine Selbstbetäubung, der gewaltsame Ausgleich schmerzlicher Dissonanzen ist, sondern die heitere Zufriedenheit einer harmonisch abgestimmten Natur. Und um die Pfalz von dieser Seite kennen zu lernen, bedarf es keines langen Suchens, denn sie hat die Freundlichkeit, ihre beste Seite, den Weingau, der kompakten Masse des übrigen Deutschlands einladend zuzukehren. Dort, links vom Rhein, längs der großen Flutebene des Stroms, liegen am Fuß des Haardtgebirges die lieblichen Rebenhügel, wo der Pfälzer Wein gedeiht und eine Anzahl reizender Städte und Dörfer den Wanderer zum Verweilen lockt. Aber ehe wir diese Gefilde und ihr flüssiges Gold mit Kennermiene würdigen, wollen wir schnell einen Blick auf die Eingangspforten der Pfalz im Osten werfen, auf Ludwigshafen und Speier.

Ludwigshafen, die pfälzische Schwesterstadt des auf der andern Rheinseite liegenden badischen Mannheim, ist, obwohl die jüngste, dennoch die größte Stadt des Landes, und was ihr an der intimen Gemütlichkeit der kleineren Pfalzstädte abgeht, ersetzt sie durch ihre erstaunliche Energie. Diese kommt schon durch ihr ganz amerikanisches Wachstum zum Ausdruck, denn erst vor 56 Jahren mit einer Handvoll Einwohnern als selbständige Gemeinde begründet, zählt Ludwigshafen heute 75 000 Köpfe, und die Zunahme geht in so hurtigem Tempo weiter, daß sie für Mannheim eine ernste Konkurrenz bedeutet. Der außerordentlich lebhafte Rheinfrachtverkehr — ist doch Mannheim-Ludwigshafen einer der größten Binnenhäfen der Welt — und die stark entwickelte Industrie verleihen der Stadt das charakteristische Gepräge. Ganz im Gegensatz zu diesem Brennpunkt moderner Geschäftigkeit steht die Ruhe des alten Speier, das zwar von Kaiserslautern und Pirmasens an Größe übertroffen wird, aber als Hauptstadt der Pfalz und Sitz der Regierung die höhere Distinktion besitzt. Speiers Name beschwört die deutsche Vergangenheit herauf, hehre Geschlechter und düstere Schatten. Leider ist vom alten Spira und späteren Speier, dem Sitz bedeutungsvoller Reichstage, infolge der schweren Kriegschicksale nicht viel Bedeutendes erhalten geblieben mit Ausnahme des ehrwürdigen Doms, dessen Anfänge ins 11. Jahrhundert zurückreichen, und der die Grabmäler von acht deutschen Kaisern enthält, darunter Heinrichs IV., des Büßers von Kanossa.

Ziehen wir nun landeinwärts den blauen Höhen des Weingaus entgegen und gerade auf ihren Mittelpunkt zu, auf Neustadt, das sich zum Unterschied von den vielen Städten gleichen Namens „an der Haardt" benennt. Die Haardt ist kein Fluß, wie manche in der Geographie nicht ganz festen Leute mitunter vermuten, sondern das Pfälzer Waldgebirge, das in seiner höchsten Erhebung, dem Kalmit, zu 683 Meter ansteigt. Ein reizender Ort, dieses Neustadt, gleichviel ob man im Frühling kommt, wenn aus dem ersten zarten Grün die schneeigrosige Pracht der Obstbaumblüte leuchtet, besonders der Mandelbäume, die hier, in dem mildesten Klima Deutschlands, zu voller Reife gedeihen, oder im Herbst, wenn der Winzer in den „Wingert" den Lohn für seinen sauren Schweiß einheimst und Freudenfeuer und Böllerschüsse ein gesegnetes Weinjahr feiern. Nach Osten über die weite Rheinebene bis Heidelberg hinüberschauend, nach Westen in ein liebliches Waldtal geschmiegt, von entzückenden Promenaden, Villen und Gärten umringt, nicht zu groß und nicht zu klein, ein Mittelpunkt anregenden geistigen Lebens, eignet sich Neustadt so recht zur „Pensionopolis", zum behäbigen Ruhesitz nach getaner Arbeit. Für den Naturfreund birgt der ziemlich einsame Haardtwald eine kaum zu bewältigende Fülle von Wanderzielen und lockenden Pfaden sowie manche von der Romantik verklärte Ruine, wie z. B. das nahe bei Neustadt gelegene Hambacher Schloß, jetzt Marburg genannt, den berühmten Schauplatz des revolutionären „Hambacher Festes" im Jahr 1832. Leider ist überall in der Pfalz außer Burgruinen und ein paar schönen Kirchen nicht viel Altes von Bedeutung zu finden, dank der gründlichen Arbeit der französischen Mordbrenner, die zuerst im Namen des „allerchristlichsten Königs" Ludwigs XIV. und dann noch einmal im Namen der „Freiheit" das unglückliche Land niederbrannten, ausraubten und verwüsteten, ganz zu schweigen von den Spaniern, den Schweden und den Religionshaderern eigenen Stammes, die allesamt vom gleichen Trieb beseelt waren. Wer die Chronik der Pfalz durchblättert, diese mit Blut beschriebenen Seiten, dem erscheint es unfaßbar, wie sich das Land aus allem Elend wieder zu solcher Blüte emporheben konnte, und er sucht die Gründe dafür mit Recht in der kraftvoll zähen Natur der Pfälzer.

Noch einen kurzen Abstecher nach Landau, dem hübsch gelegenen Hauptplatz des südlichen Weingaus, und dann wenden wir uns nach Norden, zum Produktionsgebiet der edelsten Qualitätsmarken des Haardtweins. Namen, wie Deidesheim, Forst, Wachenheim, Dürkheim usw., sind für den Kenner wahrlich nicht „Schall und Rauch", sondern festumrissene Programme, die vor manchem politischen Programm der Gegenwart den Vorzug völliger Klarheit voraushaben. Hier haben die „Weinkönige", wie der Volksmund sie nennt, die großen Weingutsbesitzer, ihre Domänen, und es gewährt einen eigenen Reiz, unter gastfreundlicher Führung in die ewige Nacht der Kellereien hinabzusteigen und zwischen den ungeheuren Fässern der labyrinthisch verworrenen Gänge praktische Quellenstudien über die berühmtesten „Lagen" zu treiben. In den Wohnhäusern der Weingutsbesitzer findet man manches hochinteressante Sammelobjekt, z. B. altrömische Weingläser, wie der Winzerspaten sie dem Erdreich entriß, und die so recht erkennen lassen, mit welcher Sachkenntnis die edlen Römer hier pokulierten. Die harte Arbeit des Winzers bringt es mit sich, daß hier im Weingau mehr der Ernst als die Freude heimisch zu sein scheint, aber einmal im Jahr, im Herbst, das heißt, wenn der Sauerwurm und die andern Schädlinge es nicht gar zu arg getrieben haben, macht sich die verhaltene Lebenslust doch übermütig Platz, und mit historischen Umzügen, mit Kurzweil, Tanz und frohem Trunk begrüßt das arbeitsame Volk den Erntesegen. Auch bei den häufigen Weinversteigerungen, zu denen die Großkäufer und Weinkommissionäre von weither herbeiströmen, geht es selbstverständlich nicht trocken zu. Zwar nehmen die Sachverständigen, die eine große Menge von Proben zu durchkosten haben und daraufhin mit einer den Laien verblüffenden Sicherheit Qualität und Preis bestimmen, im Interesse ihrer Nüchternheit den

Wein im allgemeinen nur auf die Zunge, um ihn dann wieder hinauszubefördern, aber nicht alle sind von so vorsichtiger Zurückhaltung, und deshalb stehen die Probetage meistenteils im Zeichen einer echt pfälzischen Fidelitas. Nebenbei bemerkt, ist das Weinbaugebiet des Haardtweins das größte in Deutschland und seiner Produktion nach dem Rheingau und dem Moselweinbau weit überlegen.

Den landschaftlichen Glanzpunkt dieses gesegneten Stücks Erde bildet Dürkheim, ein überaus freundliches Städtchen und ob seiner Solquellen und arsenhaltigen Brunnen auch als Badeort wohlbekannt, mit schönen Kuranlagen und reizvollen Ausflugzielen, unter denen besonders das weit ins Gebirge hineinführende Waldtal der Isenach Erwähnung verdient. Zwei große, herrlich gelegene Ruinen: das durch Brand zerstörte Benediktinerstift Limburg, eine der stattlichsten Ruinen Deutschlands, und die Hardenburg, rufen interessante geschichtliche Erinnerungen wach. Leider gestattet der knappe Raum dieser Skizze nicht, länger dabei zu verweilen, auch wollen wir auf der Weiterreise nach Westen noch Kaiserslautern und Pirmasens besuchen, zwei namhafte Industriestädte, die, wie Ludwigshafen, ganz vom Getriebe rastloser Tätigkeit erfüllt sind. Und damit nehmen wir Abschied von einem Land, das mit seiner glücklichen, heiteren Natur, seinem Weinbau und seinem Gewerbefleiß zu einem der schönsten Flecken deutscher Erde gehört. „Glückliche Pfalz, Gott erhalt's!"

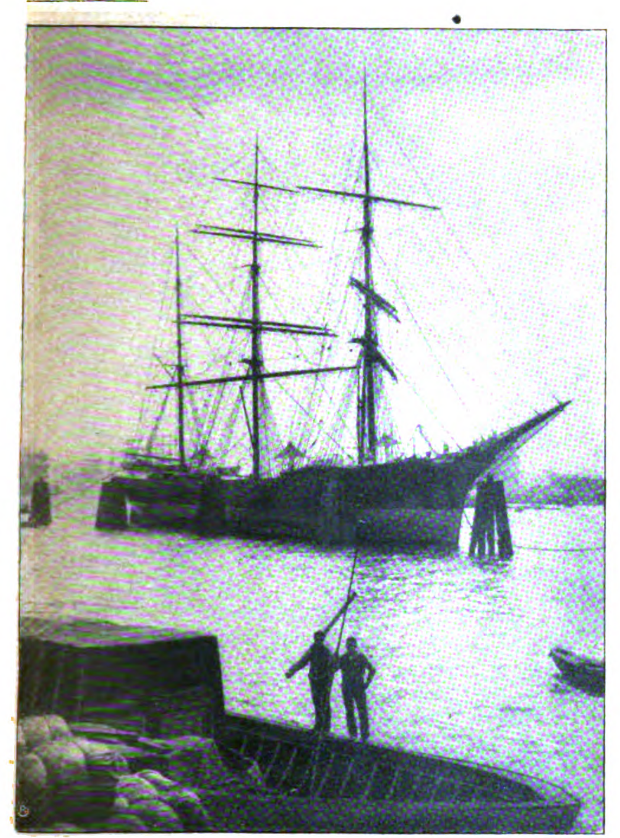
Moderne Segelschiffe.

Von C. Lund. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Als sich in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in der Schiffahrt der Uebergang vom Segel- zum Dampfbetrieb rascher zu vollziehen begann, als besonders die größeren Reedereien in unsern Ostseehäfen ihren keineswegs unbedeutenden Bestand an hölzernen Schonern, Dreimastschonern, Barken abstießen, fehlte es nicht an Stimmen, die das völlige Verschwinden der Segelschiffe aus der großen Fahrt in nahe Aussicht stellten. Für das Ostseegebiet ist diese Prognose im großen und ganzen eingetroffen, denn die Zahl der heute noch in unsern Ostseehäfen beheimateten großen Segelschiffe ist auf ein Minimum herabgesunken, und die wenigen vorhandenen sind bei der erdrückenden Konkurrenz der Trampdampfer außerstande, einen Gewinn abzuwerfen. Anders gestalteten sich die Verhältnisse in den Nordseehäfen Bremen und Hamburg. Wohl gingen auch an diesen Plätzen die meisten Reedereien zum alleinigen Dampfbetrieb über, aber es fehlte auch nicht an solchen, die an der Einstellung von Segelschiffen festhielten und dabei auf ihre Rechnung zu kommen wußten. Wohl stießen auch sie ihre hölzernen Schiffe allmählich ab, aber sie gaben für die veräußerten jedesmal eiserne oder stählerne Neubauten von weit größeren Abmessungen und erhöhter Schnelligkeit in Auftrag; sie gingen dabei von der Annahme aus, daß Schnellsegler von großer Ladefähigkeit bei langdauernden Reisen, wie nach den Salpeterhäfen der Westküste Südamerikas oder nach den Reisplätzen Hinterindiens und Chinas, den Dampfern an Rentabilität im allgemeinen nicht nachstehen würden. Daß dies zutreffend sei, ergab sich aus folgenden Gründen. Auf Dampfern nehmen die Maschinen, Kohlenbunker, Mannschaftsgelasse usw. einen solchen Raum in Anspruch, daß beispielsweise ein Fahrzeug von 3000 Bruttoregistertonnen nicht mehr als 3750 Gewichtstonnen Ladung einnehmen kann, während ein Segelschiff von der gleichen Registertonnage mindestens 4600 Gewichtstonnen befördert. Sodann sind bei der Konkurrenzfähigkeit der Dampfer die viel größeren Ausgaben für die doppelte Besatzung (Deck- und Maschinenpersonal) sowie für die Kohlen in Ansatz zu bringen, die auf langen Routen durch den Unterschied der Reisedauer keineswegs immer ausgeglichen werden können. Letzterer ist nämlich durchaus nicht so bedeutend, als von Fernerstehenden gemeinhin angenommen wird, und er würde noch geringer sein, wenn nicht die Segler von den Windverhältnissen abhängig und damit an der Einhaltung der direkten Reiseroute verhindert wären. Rechnet man $9\frac{1}{2}$ bis 10 Seemeilen in der Stunde als Durchschnittsgeschwindigkeit eines gewöhnlichen Frachtdampfers, so ergibt sich für die Zurücklegung der Entfernung von Hamburg oder Bremen nach Iquique oder umgekehrt eine Reisedauer von 52 bis 55 Tagen, während die modernen Hamburger und Bremer Schnellsegler die gleiche Reise nicht selten in 65 bis 75 Tagen zurücklegen, obwohl sich der Durchschnittsweg der Segler oft bis zu 1000 Seemeilen weiter stellt als die kürzeste Route der Dampfer. So wird es verständlich, daß große Segler auf langen Routen den Dampfern an Rentabilität gleichkommen können.

Während Mitte der achtziger Jahre Segelschiffe von 1500 Nettoregistertonnen noch seltene Erscheinungen waren, ging man anfangs der neunziger Jahre zur Einstellung von Vollschiffen und Viermastbarken von 2000 bis 3000 Registertonnen über, ja im Jahr 1892 wurde in Geestemünde eine Fünfmastbark („Potosi") in Auftrag gegeben, die bei einer größten Länge von 121 Meter und einer Ladefähigkeit von 6150 Gewichtstonnen à 20 Zentner zehn Jahre hindurch den Ruhm, „das größte und schnellste Segelschiff der Welt" zu sein, in Anspruch nehmen durfte, bis ihr das 1902 in Dienst gestellte Fünfmastschiff „Preußen" wenigstens in bezug auf die Größe den Rang ablief. Seit etwa drei Jahren ist nun auch der Fünfmaster „R. C. Rickmers" in Betrieb, der der „Preußen" an Nettoraumgehalt nur wenig nachsteht, sich aber durch den Besitz einer 1100pferdigen Hilfsmaschine von ihr unterscheidet.

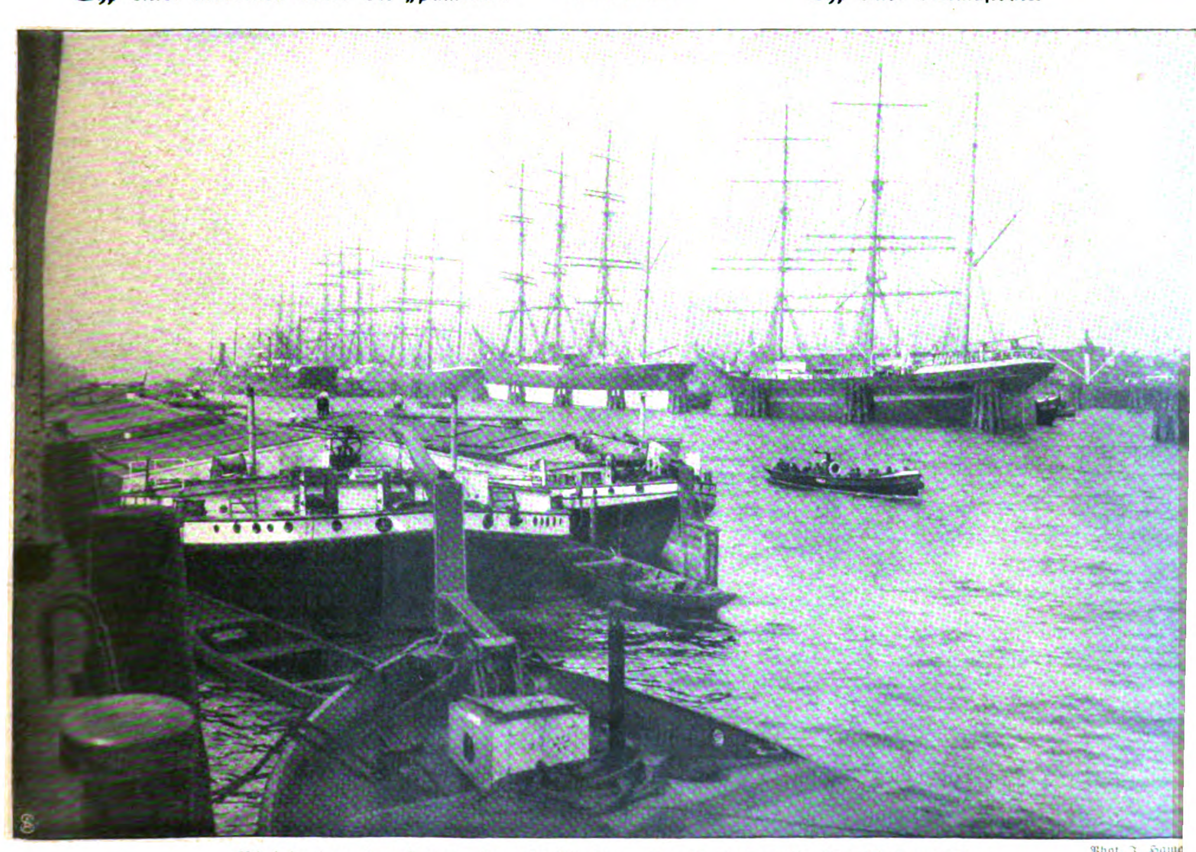
Wenn man von den wenigen noch vorhandenen eisernen Barkschiffen, die durchweg kleineren Reedereien gehören, sowie von den genannten Fünfmastern absieht, besteht das Gros der Segler aus stählernen Vollschiffen und Viermastbarken, deren Raumgehalt zwischen 2000 und 3000 Registertonnen liegt, bei manchen aber noch über letztere Ziffer hinausgeht. Schon in der äußeren Form weichen die stählernen Schiffe nicht unwesentlich von ihren hölzernen Vorgängern ab, indem sie sich durch weit schlankere Linienführung auszeichnen, was aus dem Umstand hervorgeht, daß sich bei ihnen durchweg die Länge zur



Typ einer modernen Bark: Die „Pamelia". Phot. J. Hamann.



Typ einer Viermastbark.



Blick in den Hamburger Segelschiffhafen. Im Vordergrund Oberländer Kähne.

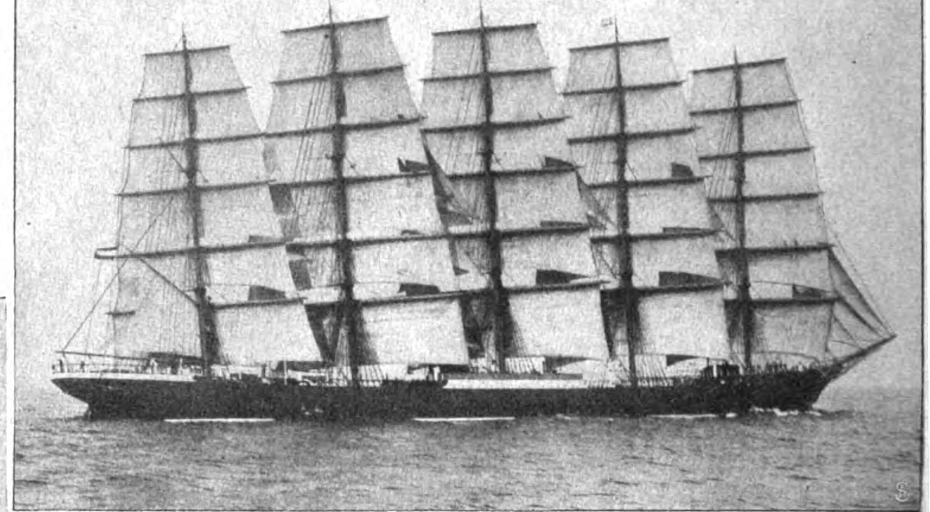


Phot. J. Hamann.



größten Breite wie 7 : 1, in einzelnen Fällen auch wie 8 : 1 verhält. Sodann ist die Takelage gegen früher wesentlich vereinfacht, und statt der zahllosen Flaschenzüge sind zur Bedienung der gewaltigen stählernen Rahen usw. Fall-, Reling-, Brassewinden und andere mechanische Hilfsmittel vorhanden, die sich durch leichtes Arbeiten auszeichnen und in Verbindung mit den sonstigen Verbesserungen eine starke Herabsetzung der Mannschaftziffer zugelassen haben. Nach dem Stand der Schiffbautechnik vor 50 Jahren hätte eine Viermastbark von 3000 Registertonnen zur Bedienung ihrer Segel eine Besatzung von mehr als hundert Köpfen haben müssen, das Vergleichschiff von heute kommt mit 32 aus; und selbst die Fünfmaster „Potosi“ und „Preußen“ führen mit Einschluß der Offiziere nicht mehr als 44 bzw. 48 Mann Besatzung.

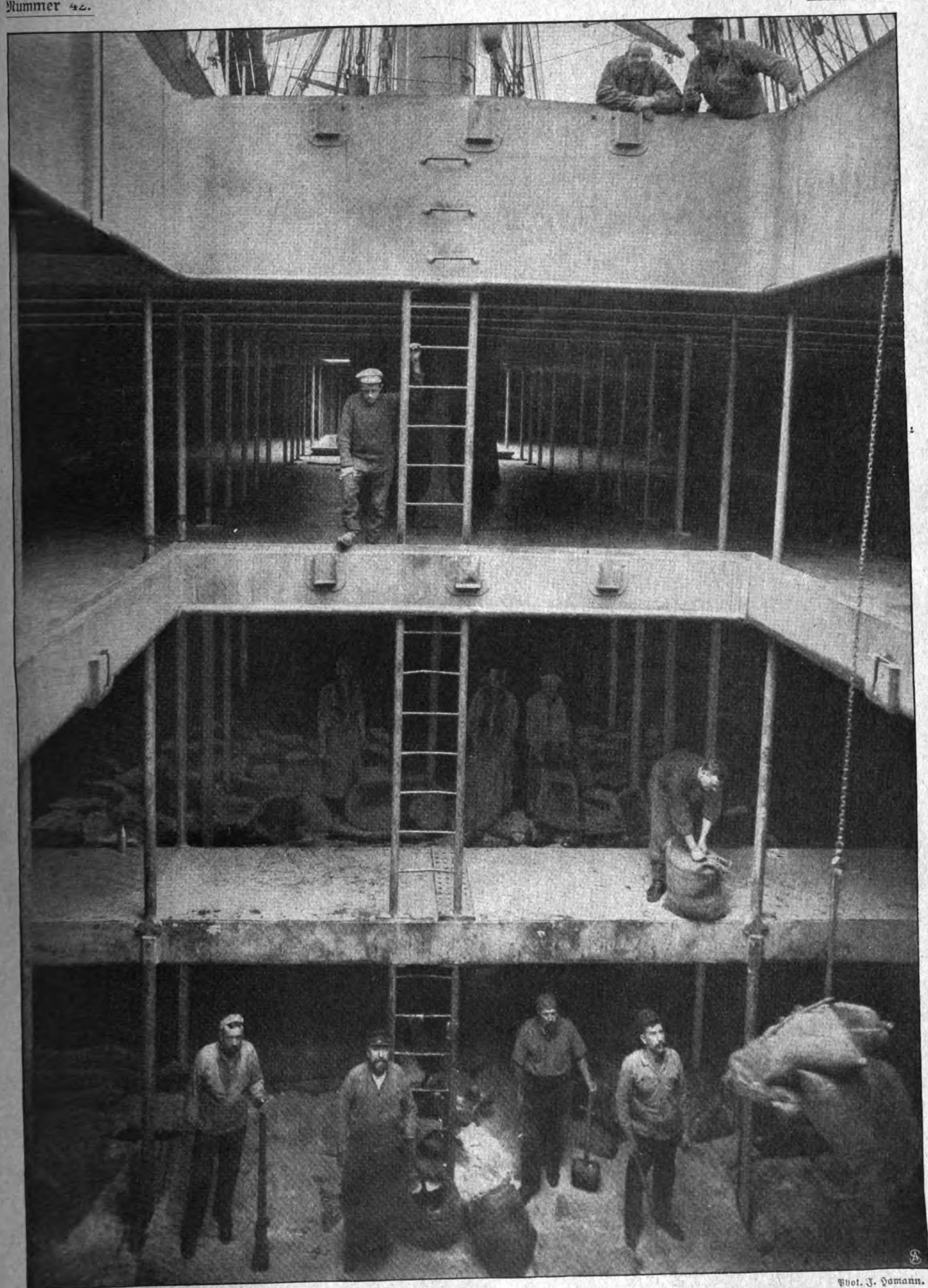
Das gegenwärtig größte aller Segelschiffe ist das Laeiszsche Fünfmastschiff „Preußen“, das im Jahr 1902 auf der Tecklenborgschen Werft in Geestemünde aus deutschem Stahl erbaut wurde. Die Takelung ist die eines fünfmastigen Vollschiffes mit doppelten Mars- und Bramrahen in allen Toppen. Sämtliche Masten, Rahen, Stengen und das Bugspriet sind aus Stahl hergestellt. Die Mars- und Bramrahen werden mittels Fallwinden geheißt, während zum Brassen der Unter- und Marsrahen Brassenwinden aufgestellt sind und die Schoten der Segel mittels Relingwinden und Gangspille leicht gesetzt werden können. Vom Reservebestand abgesehen, führt die „Preußen“ 45 Segel, deren Gesamtfläche sich auf 5560 Quadratmeter beläuft. Der Flaggenkopf des Mittelmastes befindet sich 68 Meter über dem Kiel, so daß die Höhe des Mastes über dem Deck noch etwa 57 Meter beträgt; die andern, deren größter Durchmesser sich auf 90 Zentimeter stellt, sind nur wenig niedriger. Die Länge der Unterrahen stellt sich auf 31,2, ihr größter Durchmesser auf 0,64 Meter. Von den sechs Ankern wiegen die schwersten je 80 Zentner, die zu ihnen gehörigen Ketten 66 Tonnen. Ein Doppelboden von 550 Tons Wasserinhalt, nach dem System der auf den Flurplatten stehenden Längsträger erbaut, ermöglicht ein Verholen des leeren Schiffes im Hafen ohne weiteren Ballast. Zwei Dampfpumpen entfernen das Wasser, sie werden von zwei den Steuermaschinen dienenden Kesseln versorgt. Die Offizierskabinen befinden sich auf dem Achterdeck, während die Mannschaften in den luftigen Räumen der Back untergebracht sind. Die Vier- und Fünfmastschiffe fahren in der Regel mit drei Steuerleuten,



Fünfmaster „Preußen“ unter Segel.

Phot. A. Hamann.

Verholen eines englischen Vollschiffs im Hamburger Hafen mit einem Schleppdampfer.



Phot. J. Hamann.

Blick in den Laderaum der „Preußen“: Schauerleute beim Löschen der Salpeterladung.

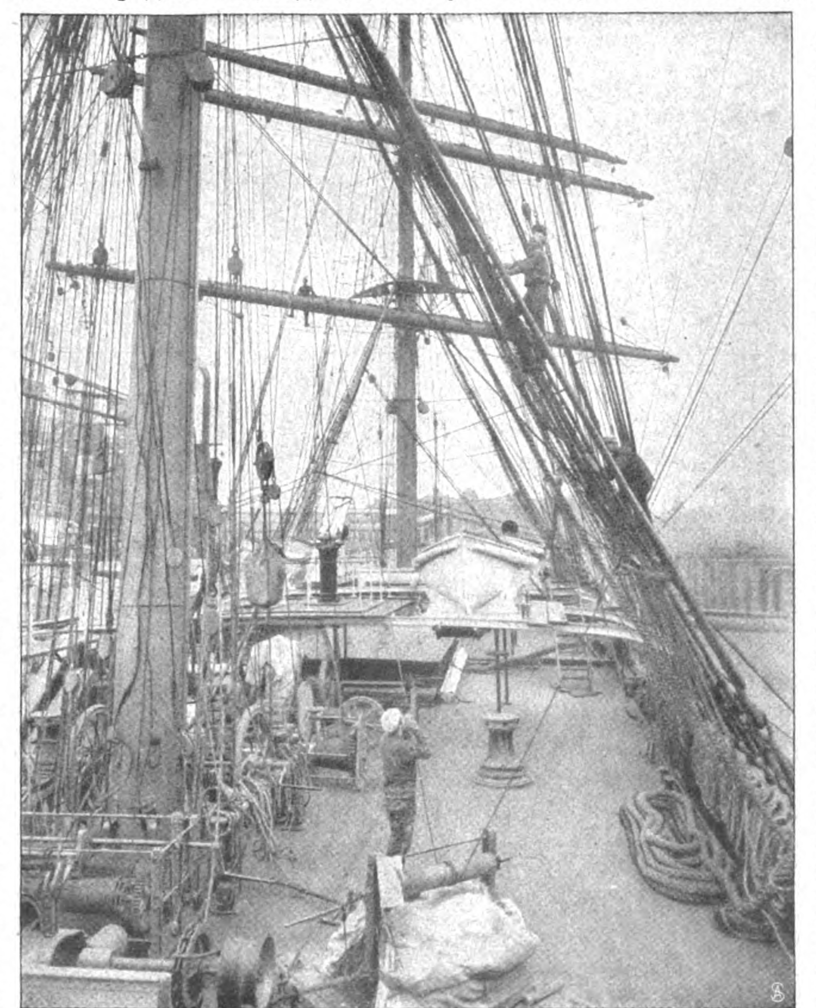


Moderne Segelschiffe: Mechanische Hilfsmittel zur Bedienung der Rahen und Segel. Phot. J. Hamann.

von denen einer zugleich den Proviant verwaltet.

Zur Ergänzung der Salzfleischbestände wird gegenwärtig auf allen großen Seglern lebendes Schlachtvieh an Bord genommen, auch für Einrichtungen ist gesorgt worden, daß die Besatzung frisches Brot erhält. Ueberhaupt ist die Verpflegung an Bord gegen früher derartig, daß auch bei den längsten Fahrten Fälle von Skorbut kaum noch vorkommen, während sie früher zur Regel gehörten.

Wie angedeutet, zeichnen sich die meisten neueren Segler durch schnelle Reisen aus, so daß, auf die ganze Fahrtdauer einer Reise berechnet, Stundenleistungen von 7½ bis 8 Seemeilen und darüber nicht zu den Seltenheiten gehören. Natürlich hängt die Dauer einer Reise von der Ausnutzung der Windverhältnisse ab, wobei es als feststehend angesehen werden darf, daß es ein „Zuviel an Wind“ für die modernen Segler kaum gibt. Nicht die Stürme, sondern die Windstillen werden von den Schiffern gefürchtet. Stürmisches Wetter auf hoher See zwingt wohl zu Vorsichtsmaßregeln, aber es wird in den meisten Fällen die Fahrt nicht hindern, sondern fördern. Nichts Stolzeres läßt sich denken als einen großen Segler auf schäumender See! Den scharfen Bug von Gischtwolken umhüllt, rast er dahin und läßt jeden Frachtdampfer, der mit ihm auf gleichem Kurs liegt, weit hinter sich.



Deck und Takelwerk eines modernen Segelschiffes. Phot. J. Hamann.

Neue Hutmoden.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen von Ernst Schneider, Reutlinger und H. Manuel.

Von einer einheitlichen Hutmode kann augenblicklich nicht **die** Rede sein. Betritt man die Verkaufsräume **maßgebender** Modistinnen, wippen und wehen von den **pilzartigen** Ständern so viele verschiedene Formen, daß kaum **eine** der anderen gleicht. Neben den großen **Gainsborough**- und Rembrandtformen steht die Schute, um **blonde** Kindergesichtchen schmeichelnd zu umrahmen, **Glocken in** allen Arten, die sich teils Champignonhüte **oder** Tokinoise nennen. Viel Garnituren lehnt die diesjährige Mode ab. Die Schönheit und die Eigenart des Hutes beruhen hauptsächlich auf der Form. Viele von ihnen beanspruchen ein reiches Innenfutter, zu dem echte Spitzen das Hauptmaterial liefern. Trotzdem Brokate von der Mode so sehr lanciert werden, ist Schwarz doch wohl die Grundfarbe für die Hutmode. In welcher Weise die Formen auch gebogen sind, und an welche Stilepoche sie sich anlehnen, über den großen eleganten Abendhut legt sich fast **ausnahmslos** die Pleureuse.



Phot. E. Schneider.

1. Hoher Turban mit krausgezogenem Kopf, Stahlborte und weißen Reihern.



Phot. H. Manuel.
2. Schwarzer Topfhut mit Pleureuse.



Phot. E. Schneider.
3. Samthut mit lila Pleureusen.

Wenn wir die abgebildeten Hüte betrachten, verstehen wir die einmütige Begeisterung der Damen für diese kunstvoll verlängerten Straußenfedern, die man in immer verführerischere Farben taucht. So legen sich um den Hut von schwarzem Samt (Abb. 9), eine allgemein beliebte Form, taupefarbene Federn, in die sich genau in der Farbe passende Blumen schmiegen. Die kleidsame Ninicheform (Abb. 3) ist aus Samt in Bischofslila gearbeitet, während die Innenkrempe aus Seide einen etwas helleren Ton aufweist. Die wundervollen Pleureusen, die in reicher Fülle diesen Hut schmücken, sind einen Schatten heller als der Samt. Sehr kokett ist die kleine tiefe französische Glocke aus schwarzem Samt (Abb. 7), die tatsächlich fast das halbe Gesicht beschattet. Als einzige Garnitur hat sie rechts herrliche, große, weiße Kronenreiher. Sehr fesch ist auch der einfache Topfhut aus schwarzem Samt (Abb. 2), aus dessen innerem Rand krausgezogene, gelbliche Spitzen fallen. Die seitlich befestigte Pleureuse hat die neue Nuance blau-lazuli. — Neben dem großrandigen Hut, dem ewig neuen und jungen, gilt der hohe Turban. Er geht unter den verschiedensten Bezeichnungen durch sein jedenfalls nicht allzulange währendes Leben. Er wird sehr fest auf den Kopf gedrückt und ist erst ganz fesch, wenn er die Haare



Phot. E. Schneider.
4. Schwarze Plüschmütze.



Phot. E. Schneider.
5. Rosa Filzhäubchen mit grünen Schleifen.



Phot. E. Schneider.
6. Seidene Reisemütze mit Rosetten.



Phot. E. Schneider.

7. Französische Glocke aus schwarzem Samt mit weißem Kronenreiher.

vollständig bedeckt. So will es die Mode. Eine solche Mütze, die weit über die Ohren geht, deren schwarzer, krausgezogener Kopf aber himmelan strebt, wird von einer matten, breiten Stahlborte umspannt (Abb. 1). Mit der beträchtlichen Höhe der Mütze rivalisieren die weißen Reiher, die von zwei Hermelinköpfchen gehalten werden. Die zierlichen Schweifchen fallen über die Stahlfransen der Borte, die von Hermelin unterfüttert werden. Ein einfacheres, aber dennoch sehr fesches Mützchen ist aus dem in dieser Saison so beliebten Brokatstoff gelegt (Abb. 8). In einen elfenbeinfarbigen Grund sind zartgrüne, rosa und lila Blütenranken gewirkt, durch die sich Goldornamente ziehen. Die schmale



Phot. Reutlinger.

8. Brokatmütze mit Blütenranken und Goldornamenten.



Phot. E. Schneider.

9. **Schwarzer Samthut mit taupefarbenen Federn.**

Krempe ist von grünlichem Velourchiffon unterfüttert und von altgoldner Borte umsäumt, in die ziemlich große, matte Goldperlen gezogen sind. Die Fasson, wie wir sie aus schwarzem Plüsch zeigen (Abb. 4), ist eine der beliebtesten. Das Innenfutter dieses Reisemützchens besteht aus rosa Seide, der Rand ist von der gleichen Seide kraus abgezogen, fesche rosa Schleifen sind an beiden Seiten befestigt, von ihnen gehen breite Bindebänder aus, die unter dem Kinn zu einer flotten Schleife gebunden werden. Aparter ist das Mützchen aus zart rosafarbigem Filz (Abb. 5), von grasgrüner Seide abgefüttert und mit der gleichen Seide paspeliert. An den seitlichen grünen Schleifen beginnen die gleichfarbigen Bindebänder. Ein reizendes Coupékäppchen ist aus gold-grün-lila schillernder Glacéseide gearbeitet (Abb. 6). Der Chiffonschleier in gleichen Farben wird durch zwei ziemlich große, wirksame Rosetten aus Altgold an den Ohren zusammengehalten.

O. A.

Die drei letzten Freier der schönen Margarete Vertuer.

Skizze von Adelheid Weber.

Der Romandichter Alexander Vertuer pflegte mit der liebenswürdigen Selbstironie, die ihn so gut kleidete, seinen Namen so zu erklären: „Ich stamme, wie Sie wissen, väterlicherseits von französischen Refugiés ab, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nach Deutschland ausgewandert sind. Nun muß unter meinen Vorfahren einmal in grauer Vorzeit ein Mann gewesen sein, dessen übergroße Vollkommenheit man nicht anders als mit dem Namen der Tugend selbst bezeichnete. Dieser La vertu hat nun aber, wie es scheint, einen so unmäßigen Gebrauch von seiner Vertu gemacht, daß für seine Nachkommen nichts davon übriggeblieben ist als eben der Name. Als nun einer dieser nach Deutschland ausgewanderten Nachkommen, der ein besonders flotter Herr gewesen sein mag, eine ausnehmend tugendsame deutsche Jungfrau ehelichte, schnitt ihm sein sparsames Ehegemahl zuerst die überflüssige und ihr für einen Mann unpassend erscheinende Vorsilbe ab, und als nun aus dem La vertu ein einfaches Vertu geworden war, hing sie ihm in einem Anfall von Schalkheit ein „er" an, so daß der Name nun wieder einen Sinn bekam, der seinen Eigner aufs treffendste charakterisierte. Seine Enkel aber nahmen den nomen zum omen und sind alle echte Vertuer geworden bis auf den letzten und ärgsten von ihnen allen."

Dabei lachte Alexander Vertuer in so hinreißend liebenswürdiger Selbstverspottung, daß die Gäste, die an seinem Tisch saßen und seine glänzenden und amüsanten Feste mitfeierten, und namentlich die Damen riefen, er tue sich unrecht, denn die Schätze, die er um sich streue, seien unerschöpflich und erneuten sich ewig. Und



Alexander tat sich auch unrecht; er war weder der letzte Vertuer noch der ärgste; denn er hatte eine Tochter, die noch immer seinen Namen trug, und die war die ärgste von allen Vertuern vom Stammvater an bis auf den heutigen Tag. Ihr Vater vertat, es ist wahr, sein Geld, seine Zeit, seine Kraft; aber sein Talent vertat er nicht, und wenn er sich an den Arbeitstisch setzte, so war die ganze Welt mit allen ihren Reizen, die ihm sonst so gefährlich waren, für ihn versunken, und die Arbeit saß groß, streng und unerbittlich als Alleinherrscherin oben an seinem Tisch und zwang ihn in ihre Frone. Wenn Alexander an seinem Arbeitstisch saß, dann bekam er ein anderes Gesicht, wie das war, das er seinen Freunden und den reizenden Frauen zeigte. Dann zogen sich seine schön gewölbten Brauen zu einem geraden Strich zusammen, die genußfrohen Lippen preßten sich aufeinander, und in die lachenden Augen kam jener harte, konzentrierte Blick, mit dem der echte Arbeiter auf sein Werk — und auf nichts anderes — schaut, und mit dem er die Materie zu seinem Willen zwingt.

Aber die schöne Margarete Vertuer hatte nie diesen Blick und nie diesen festen Strich der Brauen und Lippen; ihre Augen lachten immer und schauten begierig umher nach neuen Genüssen, und ihr roter Mund war immer wie zum Kuß gewölbt oder leicht geöffnet, als wolle er alle Freude der Welt in sich hineintrinken. Und die Welt war für sie auch ein goldner Kelch, der bis zum Rand mit eitel Freude gefüllt war, und wie eine Purpurrose, von der jedes Blatt ihr entgegenglühte und -duftete.

Warum sollten Margaretens Augen nicht lachen? Sie war die Schönste der Schönen weit und breit; ihre Haare und Augen schimmerten wie bräunliches Gold; ihre Gestalt prangte wie der lachende Mai; ihre rosigen Wangen waren weich überhaucht wie die des Pfirsichs; ihr Lachen war Lerchengesang, und über all die Schönheit war der Zauber liebreizenden Weibtums gegossen, dem kein Mann widersteht. Schön-Margaret war Siegerin, wohin immer sie kam, über wen immer sie wollte — Reiz hauchte sie aus, Liebe strömte ihr entgegen, in vollen, rauschenden Wellen, in zitternden, leisen Tropfen, in lachendem Jauchzen, in heimlichem Sehnen und verschwiegenen Tränen.

Sie aber nahm alle diese Liebe in ihre kleinen leichtsinnigen Hände wie blinkende Goldkugeln, mit denen sie eine Weile spielte und sie dann lachend vertat. Wozu sollte sie sie aufheben und verwahren? Sie war ja sicher, morgen mehr davon und immer mehr zu empfangen. Immer neue wollte sie haben; sie griff das Gold jeder Huldigung schnell ab, und Treue war ihr unscheinbar und trübe. Sie freute sich heute einer Liebe und gab lachend ein wenig von der ihren dafür, und morgen ließ sie sie achtlos fallen und griff nach neuem Spielzeug.

Und es schien, als ob ihre Treulosigkeit und ihr kindisches Spielen mit den Goldkugeln die Männer unwiderstehlich zu ihr hinzwangen.

Mit allen ihren Gaben hatte Natur sie überschüttet; sie sang süß und hell wie die Vögel im Walde; sie faßte Formen und Farben und warf sie auf die Leinwand, wie die Natur sie über die Welt streut, ihr strömte Klang und Rhythmus zu in reizenden Versen.

Aber sie vertat die Gaben der Kunst, wie sie die der Liebe vertat; sie pflanzte keine in festes Erdreich und ließ sie wachsen und reifen; sie streute auch diese Goldkugeln um sich, wie ein leichtsinniger Sämann die goldenen Weizenkörner in die Höhe wirft und nicht achtet, ob sie auf das gute Land fallen oder auf Sand und Stein.

Denn der Tag war herrlich, und sein Reichtum dünkte sie unerschöpflich.

Und der Tag wurde zum Jahr, und jedes Jahr brachte neue Gaben.

Und die Jahre gingen dahin — langsam gingen sie, wie der Sommertag langsam dahingeht.

Aber dann kam die Zeit, da gingen sie schneller und immer schneller. Lange merkte die schöne Margarete nichts davon; nur zuweilen wunderte sie sich ein wenig, daß die jungen Dinger, die vor kurzem mit den Spitzen ihrer Härchen ihr kaum bis zur Schulter gereicht hatten, nun Stirn an Stirn mit ihr standen. Aber der leichte Schauer flog in der Vergnüglichkeit ihres Lebens rasch davon.

Aber dann wuchsen ihr schon die Kinder, die sie noch auf den Armen getragen hatte, bis zur Stirn, und über das leichte Herz der schönen Margaret strichen kühle Winde. Sie schauerte zusammen und sah!

Die Jahre liefen.

Doch war sie noch immer die Schönste von allen, und sie tanzte auf den glänzenden Festen ihres Vaters weit mehr als die jungen Dinger, die so sonderbar schnell heranwuchsen. Sie stand jetzt öfter vor dem Spiegel und sah prüfend auf das Bild, das er ihr zurückwarf. Ihr Haar war dunkler geworden, sein goldiger Schimmer war verschwunden; aber voll und flockig weich bauschte es sich um die weiche Stirn. Auch das Gold ihrer Augen war nachgedunkelt; aber sie blitzten verführerischer als früher. Die Rundung ihres Gesichts hatte sich gestreckt; aber um so edler erschien sein Schnitt. Die hohe Gestalt prangte in der Fülle des Sommers.

Die schöne Margarete lachte lauter als früher, und ihre blitzenden Augen lockten. Die Männer fingen sich in Scharen in ihren goldenen Schlingen. Aber sie hielt keinen fest.

Die Jahre flogen.

Schön-Margaret lachte noch immer; aber ihr Vater hatte sein helles Lachen verlernt; er verstummte manchmal mitten in der lustigsten Gesellschaft und sah starr vor sich hin, als sähe er etwas in der Ferne. Er arbeitete noch immer unermüdlich, ja stärker als früher, mit zusammengebissenen Zähnen wie in einer stillen Wut oder großen Anstrengung, und wenn er die Feder niederlegte, so fielen seine Schultern nach vorn über, und seine Augen sanken tief in ihre Höhlen, als hätte er zu lange zu schwere Last getragen. Er hielt sich noch immer auf dem Gipfel. Die Jungen zerrten schon an seinem Mantel und wollten ihn hinabreißen, um sich selbst auf seinen Platz zu setzen. Aber aufrecht stand er da und schaute auf sie hinab — doch lächelte er dabei nicht mehr so liebenswürdig-spöttisch wie früher. Er hielt sich jetzt einen Sekretär, einen jungen Gelehrten, der Universitätslehrer werden und die Mittel dazu durch Nebenarbeiten erwerben wollte. Er war ein stiller Mensch mit dem scheuen Wesen eines, der im Schatten gewachsen ist. Er trug seine lange Gestalt ein wenig vornübergeneigt und hing den scharf und edel geschnittenen Kopf leicht auf die Brust. Aber wenn ihn etwas erregte, wenn etwas Schönes ihn ergriff

oder etwas Gemeines ihn entrüstete, dann schnellte der gesenkte Kopf in die Höhe, und die blauen Augen schossen Strahlen. Er sah dann schön aus.

Wenn Margarete in das Zimmer trat, dann wurden seine Augen dunkelblau wie Veilchen, auf die die Sonne fällt, und er lächelte wie ein entzücktes Kind.

Schön-Margaret mußte dann auch lächeln und sah lieb und gut auf ihn herab wie eine Königin auf den Pagen, der ihr die Schleppe trägt. Wohl und weich tat ihr diese anbetende Liebe, und sie sonnte sich in ihr. Aber nie dachte sie daran, ihre Liebe dafür zum Entgelt zu geben.

Sie dachte jetzt an anderes.

Eines Tages waren auf die Einladungen zu einem ihrer Feste so viele Absagen gekommen, daß sie an ihre Gedankenlosigkeit rüttelten. Es war freilich mitten im Fasching und alle Welt alle Tage auf Festen. Und auf den Tag ihrer Einladung fiel gerade ein großes Kostümfest bei einem der berühmtesten Maler, dessen Kreise die ihren berührten. Aber gerade diese Erklärung der Absagen machte Margarete stutzig. Warum zogen die Gäste das Haus des Malers dem ihren vor? War ihr Vater nicht ebenso berühmt wie er? Waren ihre Feste minder glänzend? War sie selbst, die schöne Margarete Vertuer, nicht ebenso reizend, nein, reizender als die junge Frau des Malers?

Und nun erst fiel ihr auf, daß ihr Haus nicht mehr ganz soviel Gäste bewirtete wie früher, und daß die Schar der Verehrer, die ihren Stuhl belagerte, dünner geworden war.

Als ihr Vater von der Arbeit zu Tisch kam, sah sie zum erstenmal, daß sein Haar grau geworden war und seine Haltung müde; sie hörte zum erstenmal, daß der kräftige Klang seiner Stimme erloschen war und nicht mehr Freude darin tönte.

Schön-Margaret erschrak. Sie trat vor den Spiegel.

Nein, sie war noch schön! Sehr schön.

Nur daß ihre Mundwinkel sich gesenkt hatten und eine feine Falte von ihnen zum Kinn hinunterlief, und daß auch unter den Augen feine Fältchen waren. Sie lachte rasch, und da zogen sich die Mundwinkel wieder aufwärts, und die Falten am Kinn verschwanden, aber die unter den Augen gruben sich tiefer.

Die schöne Margarete schauerte zusammen, ihr Herz wurde kalt und schwer. Ueber die Welt, die lachend im Sonnenglanz vor ihr gelegen hatte, zogen graue Schatten. Aber sie schob die Furcht beiseite, die wie Spinnweb ihr Herz überzog. Sie war ja noch schön.

Aber es war Zeit, daß sie unter ihren Freiern den wählte, der ihr am sichersten ein Leben in Glanz und Liebe verhieß.

Die schöne Margarete hielt Musterung unter ihren Anbetern. Sie ließ sie in ihren Gedanken antreten und sah jeden darauf an, ob er der geeignete Freier für sie sei Die armen jungen Fante unter ihnen schob sie gleich beiseite; die waren nur gut zum Lachen und Spielen und dachten wohl selbst an nichts anderes.

Aber wie sie nun einen von ihnen nach dem andern ausmusterte, merkte sie, wie wenige ihrer Verehrer als Freier für die schöne und verwöhnte Margarete Vertuer geeignet waren, und wie noch wenigere sicher als ernste Bewerber genommen werden konnten. Zuletzt blieben eigentlich nur zwei übrig, von denen sie sicher wußte, daß sie nach ihrer Hand greifen würden, wenn sie sie ihnen nur ein wenig entgegenstreckte. Der eine, ein Vierziger, hatte sich aus kleinen Verhältnissen zum Millionär heraufgearbeitet und hielt die Geschicke vieler Menschen in seinen plumpen und doch geschickten Plebejerfäusten. Ihm fehlte nichts — als die gesellschaftliche Gleichberechtigung mit denen, die seine prunkvollen Feste besuchten, und von denen er sich durch einen feinen, aber undurchdringlichen Vorhang geschieden wußte. Eine Frau aus diesen bevorzugten Kreisen, eine schöne, gefeierte Frau, die Tochter eines berühmten Mannes, die alles hatte, was ihm fehlte, die Feinheit der Bildung und des Taktes, die Traditionen und Gewohnheiten einer verfeinerten Rasse, die würde ihm geben, was seine Millionen ihm nie verschaffen konnten: Die Gleichberechtigung mit seinen Gästen.

Darum wollte Siegfried Ruffer die schöne Margarete Vertuer zu seiner Frau haben.

Er hatte sich ihr nur noch nicht erklärt, weil er sich vor einem Nein fürchtete, das von seinen Gästen viel belacht werden würde. Aber wenn sie wollte, konnte sie in einem Vierteljahr eine sehr reiche Frau sein, die viel mehr Anbeter haben würde, als das schöne Fräulein sie jetzt hatte.

Wollte sie?

Ja, sie wollte — wenn sie allein war und in ihrem Geist die Vorliebe dieser Heirat erwog. Aber wenn dann Siegfried Ruffer vor ihr stand — mit seinem rotblonden Gesicht, seinen unsichtbaren Brauen und geröteten Lidern, seinem lispelnden Mund und seinem öligen Wesen, dann verschwand das ermutigende Lächeln von Margaretens Lippen, und ihre Mundwinkel zogen sich herunter, um sich doch gleich wieder zu heben und dem reichen Mann zuzulächeln.

Aber während sie huldreich mit ihm sprach, suchten ihre Augen den andern Freier. Der war ein verabschiedeter Oberst, der den Sommer auf seinem Rittergut und den Winter in der Großstadt verbrachte. In seiner Abstammung, seinen Manieren und seinem Aussehen war nichts, dessen sich die stolze Margarete hätte schämen müssen. Groß, hager und aufrecht, mit einem hochmütigen Rassegesicht, das Margarete gefiel, stand er unter ihren jungen Verehrern, und seine Huldigungen waren von einer altmodischen Ritterlichkeit, die ihr schmeichelte. Sie wußte wohl, es würde seine Eitelkeit befriedigen, die gefeierte Schönheit so vielen jüngeren Bewunderern fortzunehmen; aber in seinen stechenden Augen war ein Blick, der ihr verriet, daß ihr grauköpfiger Verehrer auch noch andere Gefühle als die der Eitelkeit für sie hegte. Dieser Blick erregte ihr Schauder und eine unbestimmte Furcht. Und doch zog er sie wieder an.

Und die schöne Margarete spielte einen ihrer Freier gegen den andern aus, neigte sich bald dem einen zu und bald dem andern, stachelte den einen zur immer grimmigeren Eifersucht und den andern zu immer demütigerem Werben, spielte und wählte — wählte und spielte, bis ihr das Spiel wieder lieber wurde als der Zweck, dem es dienen sollte.

Aber daß sie noch einen dritten Freier hatte, daran dachte sie mit keinem Gedanken. So gern sie den Duft der einzigen reinen Liebe, die ihr aufgeblüht war, einsog — daß der arme Privatgelehrte, der ihres Vaters Sekretär war, sie zur Frau begehren konnte, daran dachte sie nie.

Es war ein Jahr nach jenem verunglückten Ball, als Schön-Margaret ihre Freunde zu einem Kostümfest



einlud. Sie hatte sich vorgenommen, in dieser Nacht ihre Entscheidung zu treffen. Ihr Vater wurde zusehends alt, und seine Bücher begannen aus der Mode zu kommen. Ihr Verehrerkreis lichtete sich, und wenn sie noch länger zögerte, konnte sie auch ihre letzten Freier verlieren. Siegfried Ruffer schien ihr schon weniger beflissen, der Oberst immer grimmiger in seiner Bewerbung zu werden. Und sie blickten einander manchmal an, als wollten sie einander aufspießen, und manchmal lachten sie, als verspotteten sie — sich selbst? Die Situation? Oder Schön-Margaret?

Sie hatte für ihr Fest die Zeit des Titian zur Parole gegeben. Sie stand im Gewand und der Haartracht der schönen Lavinia, der Tochter Titians, neben ihrem Vater, schöner als je, und empfing ihre Gäste. Siegfried Ruffer, der in der reichen Kleidung eines venezianischen Kaufherrn noch plebejescher aussah, und der Oberst, imponierend in der Tracht eines Kondottiere, ließen ihre Augen nicht von ihrer prachtvollen Schönheit.

Sie war entschlossen, heute als Braut schlafen zu gehen. Aber sie wußte noch nicht, wer der Bräutigam sein sollte. Sie sagte Siegfried Ruffer die beiden Quadrillen zu und erwählte den Oberst zum Tischherrn. Bis sie sich für einen von ihnen entschied, hatte sie das ganze Fest vor sich. Da wollte sie nach Herzenslust spielen. Sie winkte Erwin Casteller, der im schlichten Kleid eines Gelehrten abseits stand, aber die Augen nicht von ihr ließ, zu sich und erkor ihn heute zu ihrem Cavaliere servente für den Abend. Und während er, vor Glück errötend, sich tief vor ihr neigte, tauchte sie ihren Blick verheißend in den flackernden des Obersten und nickte dann Siegfried Ruffer zu. „A rivederci" sagte sie den beiden, als sie mit Erwin Casteller dahintanzte. Immer wenn ein anderer sie zum Tanz geholt hatte, kehrte sie zu ihm zurück und lächelte ihn an wie ein Kind seine liebste Puppe. Und wenn sie mit ihm tanzte, schmiegte sie sich weich in seine Arme. Und sah bei alledem, daß die Blicke ihrer beiden Freier nicht von ihr abließen, und freute sich darüber. Da stieg Erwin Casteller ihr Liebreiz und seine Liebe so heiß zu Kopf, daß er seine gute Selbstbesinnung verlor. Er führte Schön-Margret nach einem raschen Tanz in ein Zimmer, das leer stand, und zog den Vorhang vor der Türöffnung zusammen. Und da strömte seine ganze Liebe ihm von den bebenden Lippen.

Schön-Margret saß still da und badete sich in Wonne in den duftenden Fluten seiner Worte. Als er endlich stammelte, daß er bald zu Brot kommen und sie zu seiner angebeteten Frau machen könne, sofern sie ihn mit ihrer Hand begnaden wolle, da erhob sich Schön-Margret von ihrem Stuhl, warf sich in seine Arme und erstickte seine Rede mit ihren Küssen.

Als sie sich ihrer ersättigt hatte, trat sie sanft von ihm zurück und sagte weich und zärtlich: „Wir müssen voneinander scheiden, mein Liebster! O, daß das Schicksal so hart gegen uns ist! Ich habe dich sehr lieb. Aber wir sind beide arm, süßer Freund, und würden sehr unglücklich miteinander werden. Darum sei mir nicht böse, sondern nimm's als unser bitteres Los, wenn wir uns trennen müssen."

Erwin Casteller stand totenblaß da.

„Wen willst du heiraten?" preßte er zwischen den Zähnen hervor, „den reichen Geldprotz oder den grimmigen Alten?"

„Wie grausam du bist," klagte Margrete, wie ein Kind, das man im Spiel stört. „Kann ich denn dafür, daß ich einen von ihnen heiraten muß?"

Und sie schaute zu Boden, um nicht in sein Gesicht zu sehen, das jetzt gewiß böse und häßlich aussah.

Aber dann mußte sie doch aufblicken, denn Erwin Casteller machte eine so ungestüme Bewegung, daß ihr Herz stillstand. Doch bezwang er sich, kehrte sich ab und ging.

Und dann stand der Oberst vor ihr. Er war ihr nachgegangen und hatte hinter dem Vorhang alles gehört.

„Kanaille!" sagte er. Nichts weiter.

Schön-Margret war sehr betroffen, daß sie so auf einmal zwei ihrer Freier verspielt hatte. Sie wandte sich nun dem dritten und letzten zu. Aber als Siegfried Ruffer sah, daß sein vornehmer Rivale, der Oberst, auf immer davongegangen war und Schön-Margret hatte sitzen lassen, kam sie ihm gar nicht mehr so begehrenswert schön und vornehm vor, als da sie ihm strittig gemacht wurde. Und er ging hin und heiratete die Witwe eines Generals.

Da lachte Schön-Margret noch einmal ihr hübsches, leichtsinniges Lachen. Dann schauerte sie ein wenig zusammen und sah sich halb neugierig, halb furchtsam im Kreise um.

Sie stand allein. Ganz allein in der weiten Welt. Die arme, schöne Margarete Vertuer!

Tafelentenzucht.

Von Landwirtschaftsinspektor Schneider-Dieskau. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

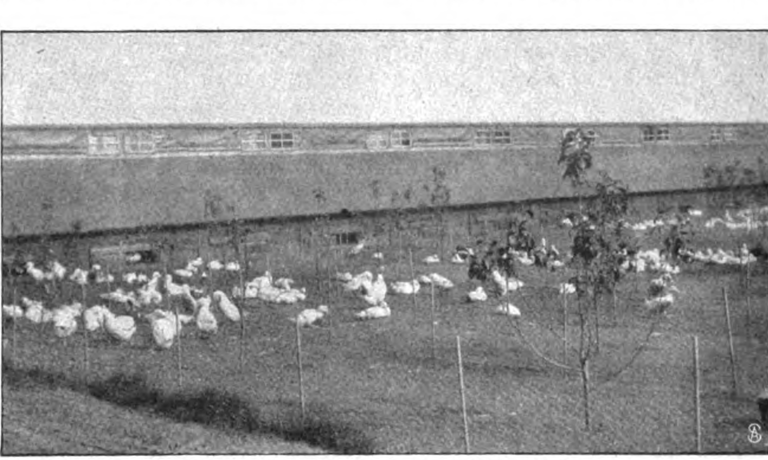
Der Kampf ums Dasein erfordert in immer erhöhtem Maß die Ausnutzung aller gegebenen Möglichkeiten zur Beschaffung neuer Einnahmequellen. Nicht nur die Industrie muß in unserem Zeitalter der Erfindungen darauf bedacht sein, konkurrenzlose Ware zu liefern, sondern auch des Landwirts Pflicht ist es, einen den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Wirtschaftsbetrieb einzuführen. Es ist allgemein bekannt, welche großen Erfolge die deutsche Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen hatte. Ein wertvoller Zweig aber liegt in fast allen Wirtschaften und Betrieben vollständig brach, und das ist die landwirtschaftliche Nutzgeflügelzucht!

Der Geflügelimport ergab 1909 die gewaltige Summe von über 200 Millionen Mark. Gegen 1906 war die Einfuhr um etwa 20 Millionen gestiegen. Vom Jahr 1905 bis 1909 hat Deutschland weit über eine Milliarde für lebendes und totes Geflügel und für Einfuhr von Eiern an das Ausland bezahlt. Diese hohe Summe legt Zeugnis ab von der Rückständigkeit der deutschen Nutzgeflügelzucht, sie bedeutet einen Verlust am Nationalvermögen, und zwar hauptsächlich einen Verlust für unsere Landwirtschaft.

Wie war es nur möglich, daß der deutsche Landwirt auf dem Gebiet der Nutzgeflügelzucht versagte, während er in allen

übrigen Zweigen vorwärts strebt wie kein anderes ackerbautreibendes Volk der Erde? Ausschlaggebend waren hierfür drei Punkte: erstens die große Ausbreitung der Sportgeflügelzucht mit ihrer Liebhaberei für die verschiedensten Rassenschläge und Arten; zweitens die Voreingenommenheit der Landwirte gegen künstliche Brut und Aufzucht und endlich drittens die Schwierigkeit des Absatzes.

Nachfolgende Zahlen beweisen, daß die Liebhaberzucht mit vorwiegend Ziergeflügel einen viel größeren Aufschwung genommen hat als die Zucht der Nutzrassen. Im Jahr 1900 wurden an gesamtem Federvieh in Deutschland 64503979 Stück festgestellt; die Zählung 1907 ergab aber 76721656 Stück Geflügel. Eine Zunahme von rund 12 Millionen Stück. Von dieser recht bedeutenden Zunahme entfielen von hundert Tieren: auf selbständige Gutsbezierke 11,8, auf Landgemeinden 21,5 und endlich auf Stadtgemeinden 29 Tiere.

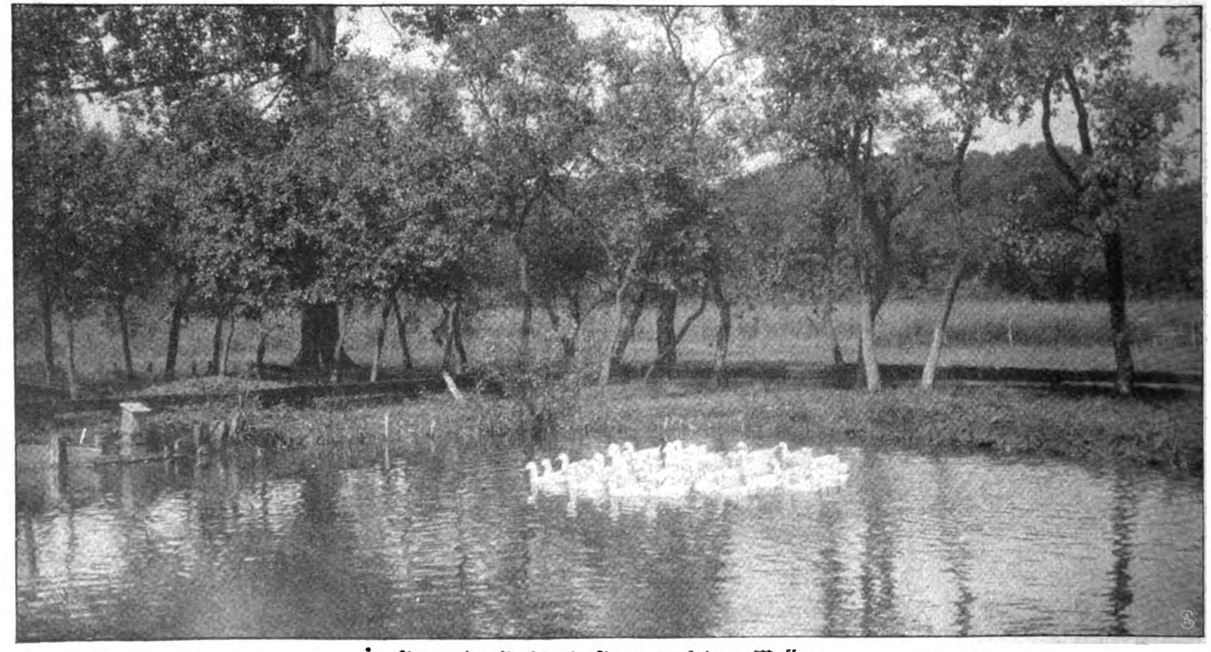


Geschlossener Mastschuppen mit Ausläufen.

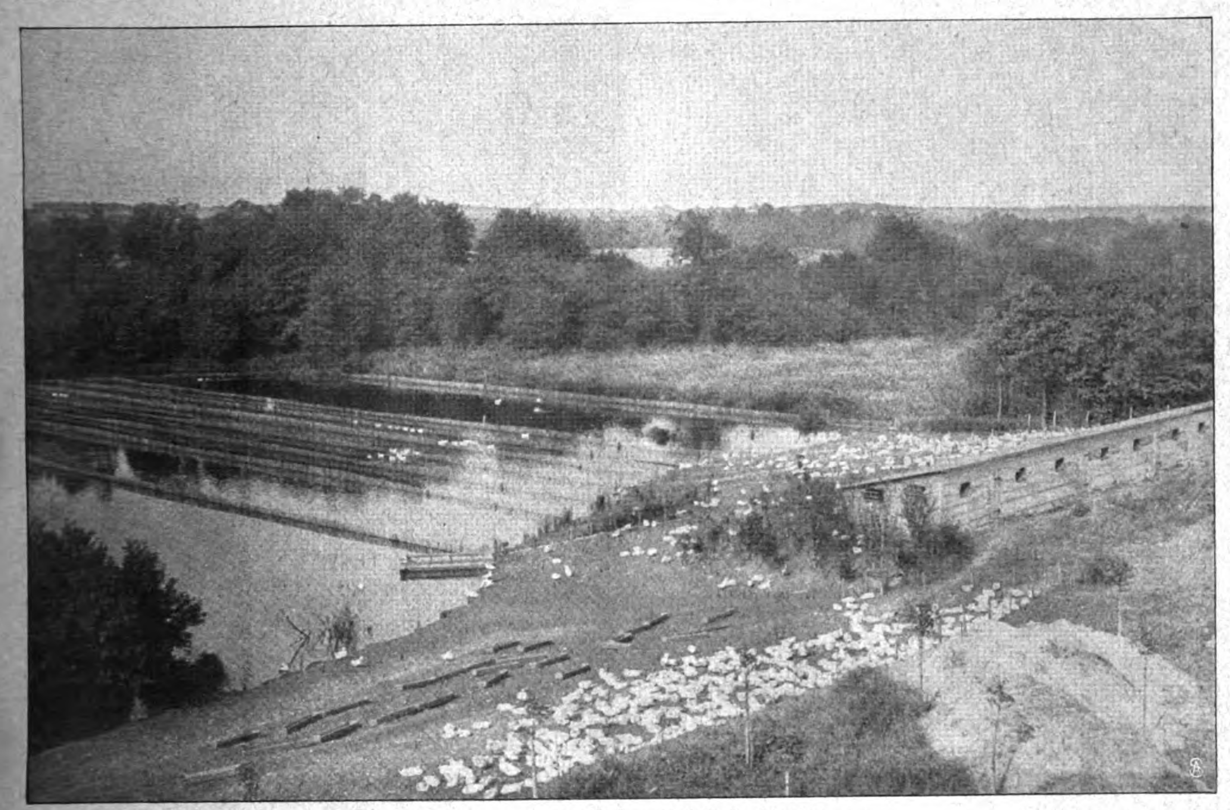
Alle diese so tief in unser volkswirtschaftliches Leben einschneidenden Fragen waren maßgebend zur Gründung einer Vereinigung, deren Hauptziel die Produktion einer schnell wachsenden, frühreifen und äußerst schmackhaften Geflügelrasse sowie gesicherter Absatz der erzeugten Produkte sein sollte. Hierfür eignet sich keine Geflügelart besser als die Ente. Sie ist hochproduktiv, unempfindlich gegen ungünstige Einflüsse der Witterung, nimmt Sommer und Winter mit leichtesten Bretterverschlägen vorlieb, wächst doppelt so schnell wie ein jedes Hühnerküken und erreicht nach zehn Wochen schon ein Gewicht von vier Pfund ohne jede künstliche Mast oder gar Stopferei, nur durch reichliche zweckentsprechende Ernährung. Außerdem ermöglicht die Entenzucht eine vorzügliche Ausnutzung von Grund und Boden, der seit Jahrzehnten brachliegt und überhaupt noch keinen Nutzen gebracht hat.

In vielen Kreisen der Geflügelzucht herrscht nun aber gegen die Entenzucht große Voreingenommenheit. Man erblickt in den Enten Lebewesen, denen angesichts ihrer großen Gefräßigkeit jeder Nutzungswert abgesprochen wird. Dabei vergißt man aber, zu bedenken, daß eine Ente in zehn Wochen vollkommen ausgewachsen und schlachtreif, daher gezwungen ist, ein viel größeres Quantum Futter während dieser Zeit in sich aufzunehmen als das Huhn, und das hierzu verwandte Futter zum großen Teil aus pflanzlichen Stoffen besteht, also sehr billig zu beschaffen ist.

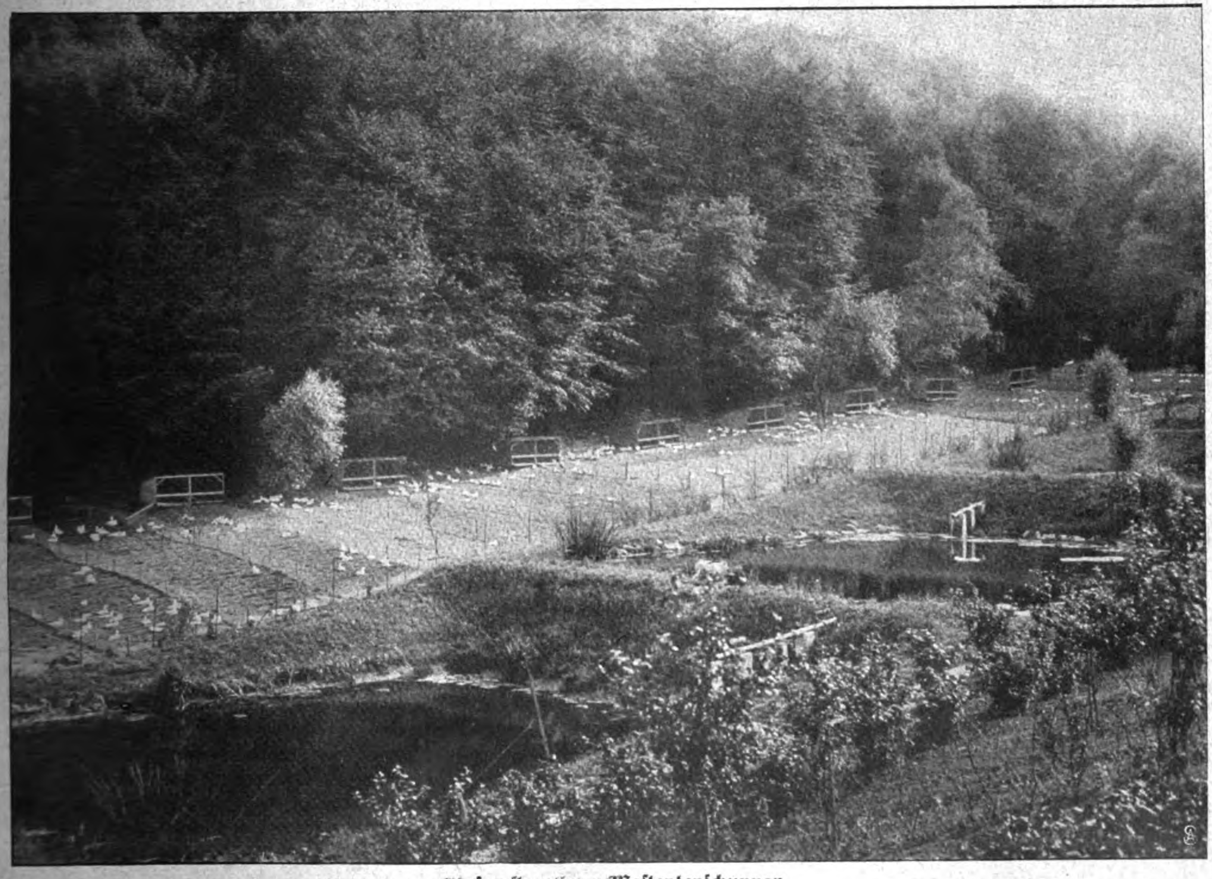
Während der Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Düsseldorf 1907 wurde die Vereinigung Deutscher Entenzüchter ins Leben gerufen. Der leitende Gedanke des Unternehmens war, die gesamte deutsche Landwirtschaft und die Geflügelzüchterkreise anzuregen, unter großen, freien Gesichtspunkten zu einer Vereinigung zusammenzutreten, um die erforderlichen Aufgaben auf dem Gebiet der Schlachtentenzucht zielbewußt in die Hand zu nehmen und dadurch eine teilweise Lösung der schwerwiegenden Frage: „Hebung der deutschen Nutzgeflügelzucht“ herbeizuführen. Hierzu sollte dienen: die Errichtung von Zuchtstationen für weiße Pekingenten; die Gründung von Vereinsmästereien und Absatzzentralen; die Einführung der künstlichen Brut und Aufzucht. Was wir in den drei verflossenen Jahren erreicht haben, ist wenig, und doch sind wir stolz darauf. Mit fast



Normaler Zuchtentenstamm auf dem Wasser.



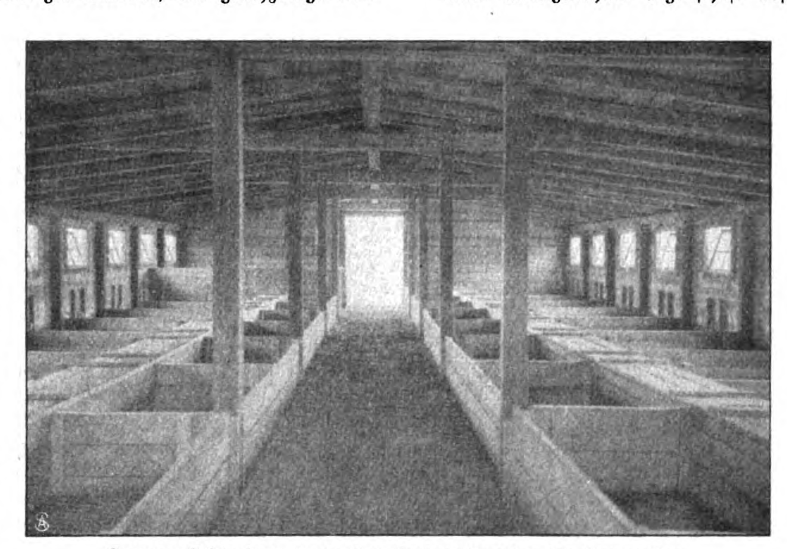
Stallung und Ausläufe mit 800 Zuchtenten.



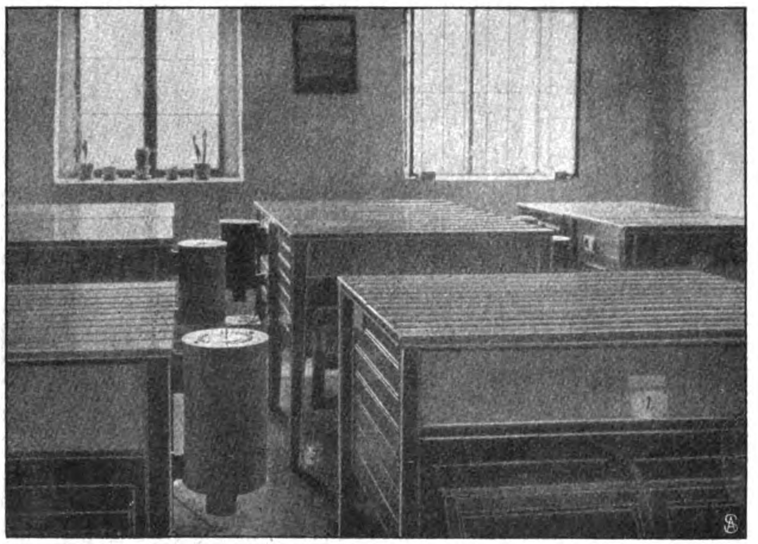
Einfachste offene Mastentenschuppen.

2000 Zuchttieren wird die Vereinigung in die nächste Zuchtperiode eintreten. Sollte die Produktion von 50- bis 60000 Stück Mastenten nicht schon mitsprechen auf dem Geflügelmarkt? Die beigefügten Bilder zeugen von der Entwicklung der Entenzucht und veranschaulichen, in welch praktischer Weise einzelne Züchter diesen rentablen Zweig der Nutzgeflügelzucht auszubauen verstanden. Deutlich ist zu erkennen die einfache und billige Konstruktion der Stallungen, die Anpassung an schwieriges Gelände, die gleichzeitige Ausnutzung des Bodens durch Anpflanzung von gutem Tafelobst. — Entenzucht und Obstbau gehören zusammen. Sie erbringen eine Rente des Grund und Bodens, wie sie mit keiner anderen Pflanze oder Viehzüchtung zu erzielen ist.

Der Zuchtstamm ist die Seele des Betriebes. Der Züchter muß ganz besondere Fürsorge darauf verwenden, denn nur ein fruchtbarer Stamm sichert ihm Gewinn. Die Zuchtente des Nutzzüchters darf keine außergewöhnlichen Formen zeigen. Je mehr Wert auf solche gelegt wird, desto geringer erweist sich die Fruchtbarkeit. In zweiter Linie kommt erst das so nötig erachtete Wasser. Trotzdem ist es von großem Wert, wenn den Zuchtenten kleine Wasserflächen zur Verfügung stehen; sie befinden sich darin beständig in Bewegung, der erste Schritt zur Fruchtbarkeit. Daß die Enten nicht gern laufen, ist bekannt; wird den Tieren nun keine Schwimmgelegenheit geboten, und füttert man sie noch reichlich, um eine erhöhte Legetätigkeit zu erzielen, so werden sie leicht fett. Hiermit hängt aber stets eine schlechte Befruchtung und eine außerordentlich geringe Lebenskraft des kleinen Embryo zusammen. Selbstverständlich lassen sich auch ohne Wasser Tausende von Tieren aufziehen, nur muß sich der Organismus der Ente an diese veränderte Lebensweise gewöhnen. Bei der Mast hingegen wäre es ein großer Fehler! Die Enten, die gemästet werden sollen, erhalten nichts weiter als Trinkwasser, daran darf es natürlich nie fehlen.



Innenansicht eines doppelten Aufzuchthauses für Jungenten.



Brutmaschine zum Ausbrüten der Enteneier.

Alle Häuser werden aus einfachen Holzwänden errichtet, die Vorderseiten nur mit Drahtgeweben überzogen, um den Tieren Schutz gegen Zugwind und Raubzeug jeglicher Art zu bieten. Da die Ente mit einem undurchdringlichen Federkleid und einer ebenso dichten Schicht Daunen bedeckt ist, läßt die größte Kälte sie gleichgültig, wenn sie nur des Nachts im Stall ihre Füße warm halten kann. Kalte Füße beeinträchtigen das Winterlegen der Enten ebenso wie frierende Kämme das der Hühner. Abzuraten ist aber von einer künstlichen Erwärmung der Ställe oder deren Einbauen in Viehställe aller Art. Nichts ist gefährlicher in der gesamten Geflügelzucht als Verweichlichung.

Eine unangenehme Eigenschaft besitzen die Enten. Sie sind sehr schüchtern. Man soll sie stets ruhig behandeln und zart anfassen, immer am Hals, da man sonst leicht einen Flügel oder ein Bein beim raschen Hinzufassen ausrenken kann. Die Knochen einer gut gezüchteten und fein gemästeten Ente stehen in unproportioniertem Verhältnis zur Größe und Gewicht des Tieres.

Ein wichtiger Punkt in der Schlachtentenzucht ist die gute Zubereitung und Vorrichtung zum Versand. Maßgebend hierfür ist der richtige Zeitpunkt des Schlachtens und Rupfens. Mit zwölf Wochen beginnt die Mauser; vier Wochen verstreichen dann, ehe die Tiere wieder schlachtreif werden. Jeder Züchter muß demnach bestrebt sein, die Jungenten von klein auf so zu füttern, daß sie unbedingt mit der zehnten Woche auf den Markt gebracht werden können, denn stoppelige Tiere mit eingerissener Haut sehen schlecht aus.

Die Gleichmäßigkeit der Marktware beruht auch auf der Einheitlichkeit der Züchtung einer bestimmten Rasse. Das stellt die Vereinigung deutscher Entenzüchter als Hauptbedingung. Wollte jedes Mitglied seine eigenen Wege gehen und eine andere Rasse züchten, dann würde naturgemäß nie eine einheitliche Marktware zu erzielen sein.

Die stetig wachsende Bevölkerungszahl erfordert eine erhöhte Produktion an Nahrungsmitteln aller Art, und da man schon jetzt die Ente mit Recht als ein äußerst schmackhaftes Nahrungsmittel bezeichnet, ist vorauszusehen, daß die Nachfrage von Jahr zu Jahr steigen muß, und daß ein geregelter Absatz auch größerer Mengen, als sie jetzt vom Ausland eingeführt werden, jederzeit sehr wohl möglich ist.

Die Flugwoche.

Eine Flugmaschine, die fahren, schwimmen und schließlich wohl auch fliegen soll, wurde von einem in Tempelhof ansässigen angehenden Aviatiker im Mai dieses Jahres in den Straßen von Berlin als Automobil ohne Tragflächen vorgeführt. Später soll dieser Drachenflieger auch noch seine Schwimmfähigkeit bewiesen haben, so daß der Erfinder nun an die Hauptaufgabe, das Fliegen, herangehen kann. Das Ideal eines Luftschiffes „schwerer als die Luft" wäre es zweifellos, wenn es die Eigenschaft hätte, im Wasser, auf dem Land und in der Luft in gleich leichter Weise sich zu bewegen. Die Hauptsache bleibt aber immer das Fliegen und dann die Möglichkeit, schnell, wenn möglich, ohne Anlauf, von der Erde loszukommen. — Die gasgetragenen Luftschiffe kann man von der Stelle weg aufsteigen lassen, wenn man die Gewichtsverhältnisse durch Ballast regelt, daß die Fahrzeuge leichter werden als die auf der Erde aufliegende Luft. Man vermag aber auch einen Lenkballon auf dynamische Weise zum Aufstieg zu bringen, wenn man das überlastete Luftschiff durch den Druck der Propeller vorwärts bewegt und dadurch Luft gegen die entsprechend gestellten Höhensteuer strömen läßt. Die Luft drückt dann das Fahrzeug genau so in die Höhe wie den an einer Schnur gefesselten Drachen, gegen den der Wind strömt. Das beste wäre es nun, wenn man auch die Flugmaschine direkt von jeder Stelle weg aufsteigen lassen könnte, weil man dann nicht an günstiges und ebenes Ge-

Doppeldecker mit vier Anlaufrädern
und zwei Gleitkufen — Phot. Rol.



Die neuen Anlaufräder des Wrightfliegers.
Zwei vor und zwei hinter der Tragfläche.
Phot. Boyer.

Zweidecker mit Gleitkufen.

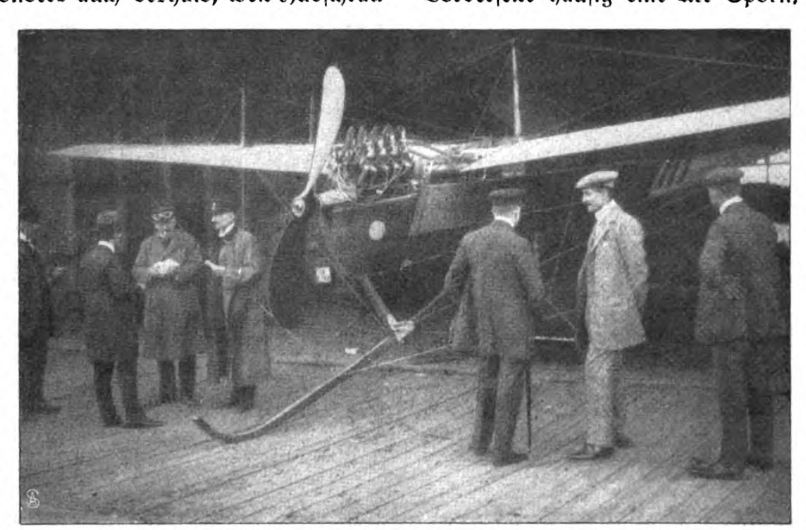


Flugdrachen mit Anlaufrädern und Schwanzkufe.

lände gebunden wäre. — Viele Projekte zielen nun darauf hin, dies durch Anwendung von Hubschrauben zu ermöglichen, mit denen man sich in die Höhe schrauben kann, ebenso wie man das bekannte Kinderspielzeug durch die Wirkung seiner kleinen Flügel durch Abziehen einer Schnur fast senkrecht in die Luft bringt. Die Anwendung solcher Schrauben macht jedoch das System verwickelter, außerdem belastet eine solche Schraube, die doch nur bei der Abfahrt und vielleicht auch noch bei der Landung gebraucht wird, die Flugmaschine ganz erheblich, besonders auch deshalb, weil Hubschrauben bedeutend größer sein müssen als Vortriebschrauben.

Aus all diesen Gründen hilft man sich in der Weise, daß man die Drachenflieger in horizontaler Richtung vorwärts rollen läßt und dann unter entsprechender Einstellung der Höhensteuer in die Luft bringt. Die ersten Versuche, bei denen Modelle in die Luft gebracht wurden, stellte man, so u. a. Langley in Amerika und Hofmann in Berlin, unter Zuhilfenahme von Gleitbahnen an, auf denen man die Flugmaschine abwärts gleiten ließ, wobei die zum Aufstieg erforderliche Geschwindigkeit schnell erreicht wurde. Die Brüder Wright hatten sich die bekannte Startvorrichtung konstruiert, die bei den Flugvorführungen von Orville Wright für den „Berliner Lokal-Anzeiger" auf dem Tempelhofer Feld zu sehen war. Hierbei wurde die Flugmaschine auf einer Holzschiene durch ein Fallgewicht vorwärts gerissen und nach Erreichen der nötigen Geschwindigkeit mit Hilfe der Höhensteuer in die Luft gebracht. Ihr Flugdrachen ist auf Schlittenkufen montiert, die für die Landung außerordentlich praktisch und deshalb viel nachgeahmt sind. Da man die Startschiene mit Fallgewicht usw. nicht mitführen kann, wird die Wright-Maschine neuerdings fast durchweg mit Rädern versehen, von denen sich zwei vor und zwei hinter den Tragflächen befinden. Bei der Landung kommt dann der Vorteil der Kufen immer noch zur Geltung. Alle möglichen Verwendungsarten von Kufen in Verbindung mit Rädern sind in jüngster Zeit aufgetaucht, wobei natürlich jeder Erfinder seine Nachahmung, wenn sie im Prinzip zwar das gleiche ist, aber nur etwas anders als die Wrightsche Konstruktion aussieht, als ureigenste Erfindung rühmt. Wir sehen beispielsweise den Doppeldecker „Avia" mit Kufen, die vorn auf vier Rädern rollen, hinten aber direkt auf dem Boden gleiten, oder aber den Flugdrachen des Franzosen Gaudron, der nur zwei kleine Räder vorn besitzt.

Wie beim Lenkballon ist auch bei der Flugmaschine die Landung schwieriger als der Aufstieg. Es kommt darauf an, den Apparat im letzten Augenblick in möglichst horizontaler Fahrt über den Boden zu bringen und nur langsam fallen zu lassen, damit der Aufprall nicht zu heftig wird. Durch geeignete Konstruktionen sorgt man dafür, daß der Stoß sich möglichst sanft auf Flugmaschine wie Führer und Insassen überträgt. Die Gestelle sind kräftig abgefedert, die Räder mit stark aufgeblasenen Pneumatiks versehen, und schließlich sitzt der Führer noch auf einem gut abgefederten Sitz. Namentlich bei Eindeckern ist die Gefahr des Ueberschlagens sehr groß, und deswegen findet man an ihrer Vorderseite häufig eine Art Sporn, der nach oben gekrümmt ist, damit die Maschine auch etwas auf ihm vorwärts gleiten kann. Dieser Sporn hält einen heftigen Stoß ab und bricht häufig bei der Landung glatt durch.


Der Antoinette-Eindecker mit aufwärts gebogenem Anlaufsporn.

Viele Konstrukteure lassen ihre Maschine lediglich auf Rädern ohne Kufen vorwärts fahren wie beim ursprünglichen Typ der Voisinschen Drachenflieger, wie sie bei den Zipfelschen Vorführungen auf dem Tempelhofer Felde zu sehen waren, während manche auch ganz kurze Kufen an den Rädern angebracht haben, die aber erst in Wirksamkeit treten, wenn die Räder zerbrochen sind. Endlich auch findet man die Hinterräder durch eine kurze, nach hinten gebogene Holzstütze ersetzt, auf der das Hinterteil der Flugmaschine auf der Erde nachschleift. Durch besondere Preise, die bei Flugwettbewerben für den kürzesten Anlauf ausgesetzt werden, will man die Erfinder anregen, der schnellen Aufstiegsmöglichkeit ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Hauptmann a. D. A. Hildebrandt.

Bilder aus aller Welt.


Generalleutnant z. D. Hahn, feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Vor einigen Tagen feierte Generalleutnant z. D. Hahn sein 50jähriges Dienstjubiläum. Der Jubilar kämpfte 1866 und 1870/71 im Verband des I. Artilleriekorps; er war zuletzt Kommandeur der 9. Division.

Einem furchtbaren Unglück entging mit knapper Not ein mit 175 deutschen Aerzten besetzter Sonderzug, der den Simplon unnel passierte. Durch einen Felssturz wurde fünf Minuten vom Tunnel entfernt eine Schiene ausgebogen; nur der Aufmerksamkeit und Umsicht des Streckenwärters Angelo Monti ist es zu danken, daß der gefährdete Zug zum Halten gebracht wurde. Durch die Pflichttreue dieses braven



Der Streckenwärter als Lebensretter.
Angelo Monti bewahrte den Aerztesonderzug am Simplon vor der Entgleisung.

Mannes wurden die Teilnehmer der diesjährigen zehnten ärztlichen Studienreise vor einem unabsehbaren Unglück bewahrt.

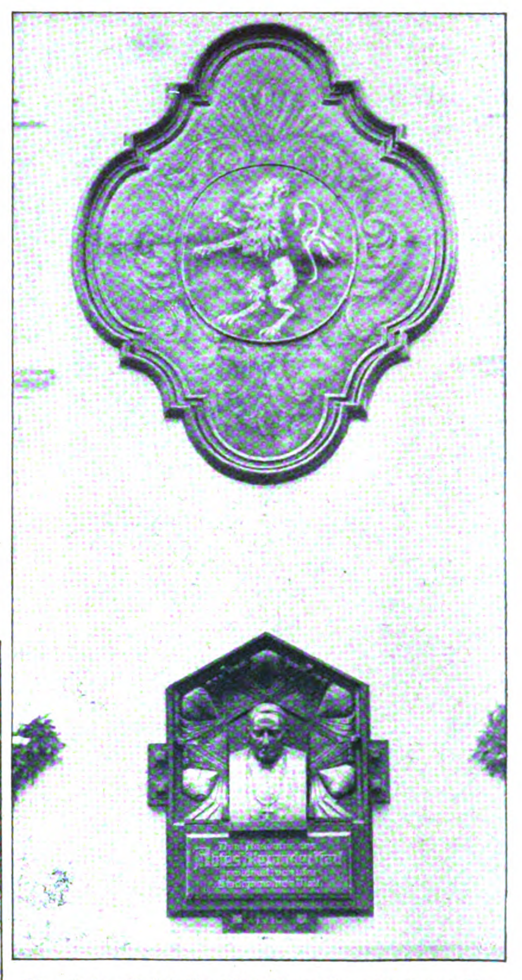
Die Hamburg-Amerika-Linie hat einen neuen, riesigen Frachtdampfer soeben vom Stapel gelassen. Es ist der für Ostasienfahrten bestimmte, 12000 Tonnen Tragfähigkeit aufweisende Dampfer „Preußen".

In Melk an der Donau wurde vor kurzem am Rathaus ein Bronzerelief des verstorbenen Abtes Alexander Karl enthüllt. Der allseitig beliebte Geistliche war Leiter des für die Kulturarbeit in Niederösterreich so bedeutungsvollen Benediktinerstifts. Das Bronzerelief ist ein Werk des Bildhauers Prof. Trentzl.

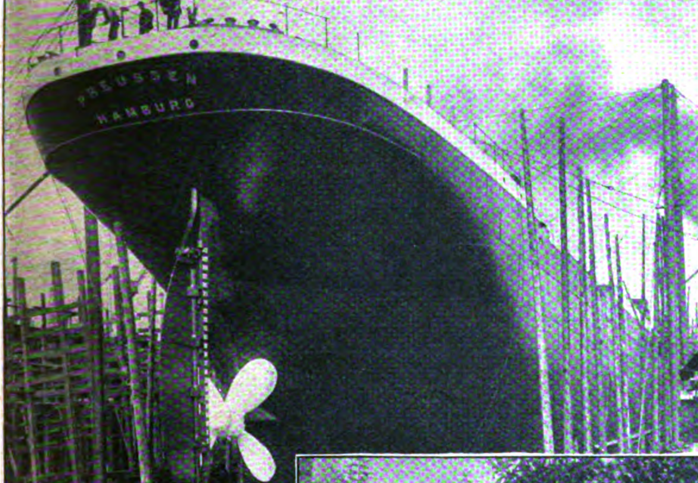
In Biberach wurde kürzlich ein Doppeldenkmal für den Tiermaler Braith und den Landschaftsmaler Mali enthüllt. Der Freigebigkeit der beiden Künstler verdankt die württembergische Stadt das Braith-Mali-Museum. Das Denkmal ist das Werk des Bildhauers Fr. Kühn.

Die Aviatik ist jetzt auch Sport der Damen geworden, kein Wunder, daß schon Aviatik-Sportkostüme existieren. Für den Wintersport dürfte sich das Kostüm aus gestrickter weißer Wolle sehr empfehlen.

Bei einem jüngst in Esch a. d. Alzette in Luxemburg abgehaltenen Heimatfest errang ein Blumenkorso der Kinder in elsässischen Kostümen besonderen Beifall.



Die Gedenktafel für Abt Alexander Karl am Rathaus zu Melk an der Donau.
Der verstorbene Abt des berühmten Benediktinerstiftes Melk hat sich um die Kulturarbeit in Niederösterreich sehr verdient gemacht.



Der neueste Riesenfrachtdampfer
der „Hapag", die „Preußen", mit 12000 Tons Tragfähigkeit.



Das kürzlich enthüllte Braith-Mali-Denkmal in Biberach.



Das neue Flugkostüm der Mlle. Dutrieu.

Phot. London News Agency.



Gestricktes Kostüm für Wintersport.

Phot. Manuel.

Neue Sportkostüme.



Ein Heimatfest in Esch a. d. Alzette in Luxemburg: Kinderblumenkorso.



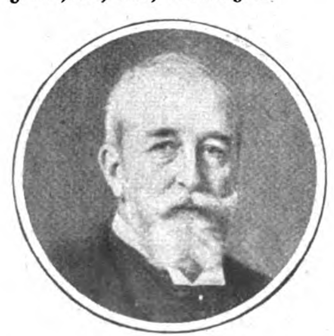
Meeresströmungen als Beförderungsmittel: Triftpost von den Hebriden nach Norwegen.

Die in eine wasserdichte Hülle eingeschlossenen Postsachen werden auf der Hebrideninsel St. Kilda der Meeresströmung übergeben.



Kongreß des Internationalen Hotelbesitzervereins in Baden-Baden.
Die Teilnehmer auf dem Höhenkurort „Hundseck".

Daß im Meer Triften, ständige Strömungen bestimmter Richtung, existieren, ist bekannt, weniger bekannt dürfte es sein, daß man diese Triften benutzt, um Inseln, die in den Wintermonaten von allem Verkehr abgeschnitten sind, mit der Außenwelt in Verbindung zu halten. Auf den Hebriden benutzt man solche Triften, um Postbeutel aus wasserdichtem Stoff in den Monaten, in denen keine Schiffe die Hebriden erreichen, abzuschicken. Diese Triftposten gelangen gewöhnlich nach Norwegen.



Franz Clouth †
Begründer der bekannten Rhein. Gummiwarenfabrik.

Die diesjährige Generalversammlung des Internationalen Hotelbesitzervereins in Baden-Baden war sehr gut besucht. Die Teilnehmer unternahmen u. a. einen gelungenen Ausflug nach dem Höhenkurort Hundseck.

Der Begründer und Seniorchef der nach ihm benannten Rheinischen Gummiwarenfabrik in Köln-Nippes, Franz Clouth, verstarb nach einem an Erfolgen und Arbeit reichen Leben im 72. Lebensjahr. Der Verstorbene hat in den letzten Jahren ein reges Interesse der Luftschiffahrt zugewandt.



Madge Lessing Phot. Kiesel.
in der neuen Revue des Berliner Metropoltheaters „Hurra — wir leben noch".

Die liebenswürdige Soubrette des Berliner Metropoltheaters Madge Lessing erringt Abend für Abend großen Beifall durch den Vortrag von Couplets und durch die Grazie ihres Tanzes. Die Künstlerin ist keine Deutsche, hat sich aber schnell in das deutsche Theaterleben hineingefunden. Ihre Aussprache, die noch immer die geborene Engländerin erkennen läßt, wirkt im Rahmen ihrer Kunst recht anmutig.



Hofkapellmeister R. Groß
wurde nach Altenburg berufen.

Als Hofkapellmeister nach Altenburg wurde Rudolf Groß berufen. Der talentvolle Musiker übernahm zugleich die Leitung der dortigen Singakademie.

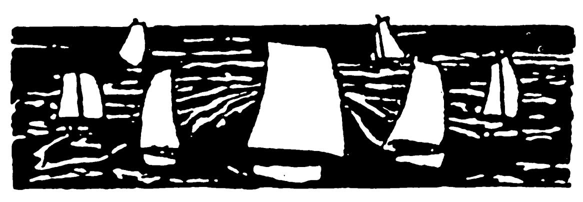
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 43. Berlin, den 22. Oktober 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.



Die sieben Tage der Woche.

13. Oktober.

In Wien eröffnet Kaiser Franz Josef die Delegationen mit einer Thronrede, in der er erklärt, die Bündnisse Oesterreich-Ungarns mit Deutschland und Italien seien womöglich noch fester und inniger geworden.

Von Nord- und Ostsee kommen Nachrichten von schweren, durch Stürme herbeigeführten Schiffskatastrophen.

14. Oktober.

Amtlich wird bekannt gegeben, daß in Kamerun ein Boot des Kanonenboots „Panther" gekentert ist und sechs Mann der Besatzung bei der Katastrophe ertranken.

Bei dem Brand einer Wäschefabrik in Berlin kommen sieben daselbst beschäftigte Frauen und Mädchen in den Flammen um.

In Paris kommt es zu blutigen Zusammenstößen zwischen der Munizipalgarde und streikenden Arbeitern.

In Paris stirbt, 81 Jahre alt, der bekannte Schriftsteller und Diplomat Rudolf Lindau (Portr. S. 1820).

15. Oktober.

Die Kriegsakademie in Berlin feiert unter Teilnahme des Kaisers das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens.

In Charlottenburg stirbt, 76 Jahre alt, der frühere Präsident des Reichsbankdirektoriums Dr. Richard Koch (Portr. S. 1820).

Der Luftschiffer Wellman steigt mit seinem Lenkballon „America" in Atlantic City zu einem Flug über den Ozean auf.

Von der Insel Kuba wird gemeldet, daß ein Orkan die Städte Casilda und Santa Clara zerstört hat. Die Zahl der Getöteten und Verwundeten wird auf 1000 angegeben.

16. Oktober.

König Manuel von Portugal schifft sich in Gibraltar auf der englischen Königsjacht „Viktoria und Albert" nach England ein.

Der französische Lenkballon „Clément-Bayard" führt in sechs Stunden eine Fahrt von Paris nach London aus.

17. Oktober.

In Lissabon werden Dekrete veröffentlicht, durch die die Abschaffung der Ersten Kammer, des Staatsrats und der Adelstitel, die Verbannung der Dynastie Braganza und die Verweltlichung der kirchlichen Wohltätigkeitsanstalten verfügt wird.

18. Oktober.

Der Ausstand der französischen Eisenbahner wird durch die Aufforderung des Streikkomitees zur Wiederaufnahme der Arbeit formell beendet.

19. Oktober.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß die Ozeanfahrt Wellmans mißlungen ist. Die Insassen des Lenkballons „America" wurden etwa 450 Seemeilen südlich von Sandy Hook von einem Dampfer geborgen. Der Ballon wurde im Stich gelassen.

Ueber Forschungsinstitute.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Lamprecht.

Die ersten Wochen des Frühherbstes 1908 werde ich auch in ihren Einzelheiten sobald nicht vergessen. Ich brachte sie mit meiner Familie in Schierke im Harz zu und konferierte längere Zeit hindurch beinah täglich mit Exzellenz Althoff über das, was man von der Rede des Kaisers bei dem Berliner Universitätsjubiläum ab als Forschungsinstitute bezeichnen wird.

Mein historischer Studiengang hat mich verhältnismäßig früh in die dünne Luft geführt, die weite Fernsichten auf in der Zukunft liegende historische Probleme eröffnet. Nachdem ich mich längere Zeit mit rheinischer Provinzialgeschichte beschäftigt hatte, wobei an den vollständig beigebrachten Urmaterialien alle Arten der älteren historischen Methode zur Anwendung gelangen konnten, erreichte ich schon bei der Bearbeitung der deutschen Geschichte ein Gebiet, das der historischen Forschung der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht als ein Feld eigentlich wissenschaftlicher Tätigkeit galt. Der innere Grund hierfür, dessen Bestehen mich längere Zeit von dem Empfinden vieler meiner Berufsgenossen getrennt hat, war der, daß sich die Probleme der deutschen Gesamtgeschichte mit den gebräuchlichen Methoden, die wesentlich nur aus der Bearbeitung des Urmaterials entwickelt waren, nicht lösen ließen. Ich mußte in den Formen der Durchdenkung und geistigen Umfassung des Materials meine eigenen Wege gehen und dazu natürlich auch eigene Mittel der Fortbewegung auffinden. Diese Lage verstärkte sich für mich noch von dem Augenblick an, da mit der inneren gedanklichen Ueberwindung der deutschen Geschichte seit etwa 1900 universalgeschichtliche Probleme an mich herantraten. Ich überzeugte mich sehr bald, daß auf diesem Gebiet, wenn es sich um wirklich eindringende Arbeit handeln sollte, mit der Kraft eines einzelnen wenig getan war. Nehmen wir z. B. die Probleme der primitiven Kultur. Sie scheinen zunächst nur Probleme der Völkerkunde zu sein. Da aber diese in sich keine Chronologie besitzt und diese auch nur überaus schwer entwickeln kann, so muß, um

die dem Historiker unentbehrliche chronologische Ordnung der Vorgänge herzustellen, für die Frage der Durchbildung der primitiven menschlichen Psyche von einem analogischen Gebiet her die Kinderpsychologie herangezogen werden. Vom historischen Standpunkt aus betrachtet, können also die Fragen der primitiven menschlichen Kultur nur durch eine Kombination kinderpsychologischer und völkerpsychologischer Arbeit gelöst werden. Wo aber findet sich auf dem weiten Erdenrund die Beherrschung der Methoden dieser beiden Wissenschaften in einem Kopf beisammen? Offenbar konnte hier nur eine Organisation der historischen Arbeit, die verschiedene Träger dieser Fähigkeiten miteinander verband, zum Ziel führen. Ein weiteres Beispiel mag das Gesagte erläutern. Die Geschichte des Verfalls menschlicher Kultur kann vermutlich am besten durch eine parallele Untersuchung der Verfallsvorgänge in der byzantinischen, der indischen und der chinesischen Geschichte gelöst werden. Gibt es aber einen Kopf, in dem die intime Kenntnis dieser drei Kulturen einschließlich der für diese Kenntnis notwendigen philologischen Vorkenntnisse so vorhanden ist, daß sie für das generelle Problem menschlicher Verfallskultur nutzbar gemacht werden kann? Auch hier vermag offenbar nur eine Organisation verschiedener Forscher unter der Aufstellung des gemeinsamen Zieles vorwärts zu helfen. Wie bei diesem, so steht es aber bei tausend andern Problemen der Universalgeschichte, die ja schließlich alle vergleichender Natur sind, und sehr viele dieser Probleme müssen als Fragen ersten Ranges für jedes tiefere geschichtliche Verständnis bezeichnet werden. In dem Augenblick, in dem ich diese Fragen zu übersehen begann, wurde mir klar, daß nur eine Organisation im Sinn der heute beabsichtigten Forschungsinstitute die Wissenschaft fördern könne; und so begann ich mich auf die Entwicklung einer solchen Organisation zu legen. Leicht war dies nicht, denn es bedurfte dazu nicht nur der Aufstellung einer Bibliothek, deren Wert von Anfang an auf etwa 100 000 Mark veranschlagt werden mußte, sondern auch entsprechender Räume und noch mehr der Heranziehung entsprechender Forscher. Eine öffentliche Unterstützung war dabei anfangs nicht zu erwarten, denn die aufgestellten Probleme konnten schimärisch erscheinen und lagen jedenfalls nicht im Bereich der auf Universitäten herkömmlichen Forschung. Mir blieb also nichts übrig, als selbst Geld durch Vorträge und dergleichen zu verdienen und private Mittel heranzuziehen. Dabei stellte sich heraus, daß solche private Mittel wohl in kleinen Appoints von 500, 600 oder auch 1000 Mark zu haben waren, daß es aber anfangs so gut wie unmöglich war, eine größere Summe flott zu machen. Gleichwohl kam ich im Verlauf von etwa acht Jahren so weit, daß mir um 1908 ein ziemlich deutliches Bild dessen, was ich schaffen wollte, vor der Seele stand, und daß man mir weiter seitens des sächsischen Kultusministeriums, der der Universität Leipzig vorgesetzten Behörde, das Vertrauen schenkte, mich zu hören und zu fördern. Dies Vertrauen ist dabei bis auf den heutigen Tag unwandelbar das gleiche geblieben und ist mir oft genug als die größte aller Chancen für das Gelingen meiner Absichten erschienen.

Im Jahr 1908 war in engeren Kreisen schon bekannt, was ich wollte. Dieser Umstand trug mir, als ich, wie erzählt, in Schierke war, den Besuch von Exzellenz Althoff ein. Er kam eines schönen Tages in seinem etwas zerschlissenen langen Jackett, den Schlapphut tief ins Gesicht gedrückt, in der Hand einen gewaltigen Bergstock wie Wotan, der einsame Wanderer des Gebirges, und fragte direkt aufs Ziel los, was ich denn eigentlich in Leipzig mache. Und er kam von da ab ziemlich regelmäßig jeden Tag, mit Vorliebe zu der Zeit, da ich mich mit meinen Kindern eben zu Tisch gesetzt hatte, und forderte mich — für ihn ein Zeichen noch ungeschwächter Kraft und Gesundheit — trotzdem alsbald zu einem Spaziergang auf. In den Stunden dieser Gänge haben wir dann die Möglichkeit eines Forschungsinstituts für Universalgeschichte eingehend besprochen, da ich ihm auf die Frage, wie er mir helfen könne, zunächst geantwortet hatte, am besten könne er mich durch eine eingehende Kritik meiner Pläne fördern. Später, als sich herausgestellt hatte, daß meine Absichten auch nach seiner Auffassung Hand und Fuß hatten, ist er dann auch auf den Gedanken, daß ich von Reichs wegen unterstützt werden könne, eingegangen. Er wollte mich an den Reichskanzler von Bülow empfehlen, ich persönlich sollte bei dem damaligen Staatssekretär Herrn von Bethmann Hollweg mein Glück versuchen. Bald darauf — im Oktober 1908 — starb Althoff. Ich hatte nun meine Sache in Berlin selbst zu vertreten. Bei Herrn von Bethmann fand ich eine durchaus verständnisvolle und staatsmännische Aufnahme und eine prinzipielle Sympathie. Allein bei dem Stand der Reichsfinanzen, so hieß es, könne man jetzt nicht helfen, obwohl die Bedeutung einer Durchführung universalgeschichtlicher Studien und des daraus resultierenden Einflusses auf das Geistesleben der anderen Völker für die Förderung der Reichspolitik im einzelnen wie im ganzen eingesehen werde und gewiß auch eine Sache sei, die das Reich in besseren Tagen fördern werde. Im übrigen erhielt ich aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds eine Summe von 10 000 Mark, weitaus die größte Summe, die ich außer der Unterstützung des sächsischen Staates je auf einmal erhalten habe. Als sich dann die persönlichen Verhältnisse in den hohen Reichsämtern verschoben hatten und Herr von Bethmann Reichskanzler geworden war, habe ich mein Glück noch einmal bei dem neuen Herrn Staatssekretär des Innern versucht. Diesmal mit minderem Erfolg. Mir wurde so rundweg erklärt, meine Sache habe vom Reich nichts zu erwarten, daß ich sofort nichts Besseres tun zu können glaubte, als wenigstens um ein anständiges Begräbnis meiner Eingabe zu bitten. Darauf hatte ich mit dem Herrn Staatssekretär noch ein langes, eingehendes, für mich überaus lehrreiches Gespräch über die Lage der gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnisse und konnte nach dieser Richtung hin seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn bewundern, während mir freilich nichts übrigblieb, als ihm für die von mir vertretene Sache jedes tiefere Verständnis abzusprechen. Ich kann diese Beobachtung hier um so eher niederlegen, als der Herr Staatssekretär in dieser Beziehung nur Typ einer ganzen Anzahl sehr hervorragender, aber einseitig wirtschaftlich erfahrener Männer der Gegenwart ist, und als er diese Mitteilung selbst antizipierte, indem er mir verbindlich, ja fast anmutig versicherte, ich würde sie gewiß irgendwo einmal publizieren. Eine Reichsunterstützung habe ich seitdem natürlich nicht gehabt, ich habe mir vielmehr selbst helfen müssen, und zwar, wie ich wohl sagen darf, unter unsäglichen Mühen, die schließlich in den Osterferien dieses Jahres zu einem



nervösen Zusammenbruch führten, aus dem mich nur eine völlig geistige Brache mehrerer Monate gerettet hat. Freilich, das Institut blüht. Es werden an ihm jetzt ungefähr 20 Uebungen gehalten, und es ist von über 300 Mitgliedern besucht, wenn es auch den ursprünglichen wissenschaftlichen Intentionen noch keineswegs entspricht*).

Warum ich das hier alles erzähle? Weil damit anschaulich dokumentiert wird, wie der bisher einzige Versuch zur Entwicklung eines geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitutes ausgefallen ist, weil er von einer Privatperson ausging. Wie ganz anders ist da die Lage durch die kaiserliche Initiative geworden! Eben aus dem Charakter des bisher Erzählten empfängt sie erst eine volle Beleuchtung ihrer Wichtigkeit. Reiche Mittel sind jetzt allerwegen zur Verfügung gestellt, staatliche Hilfe steht in Aussicht, und der Forscher sieht sich von vornherein auf seinen eigentlichen Beruf, den der wissenschaftlichen Arbeit, verwiesen. Es kann dem Oberhaupt der Nation nicht genug gedankt werden, daß es in dieser Hinsicht, als die vorliegende Frage reif und überreif war, alsbald mit bekannter Tatkraft eingegriffen hat.

Wenn nun freilich gefragt wird, wie die zu begründenden Forschungsinstitute im einzelnen organisiert werden sollen, so ist es ganz unmöglich, daß darauf eine einzelne Person vollständige und befriedigende Antwort geben könnte. Die Aufgaben, die hier vorliegen, sind nach den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen außerordentlich verschieden, und sie können sich zum großen Teil erst während der Entwicklung der Institute selbst einstellen, da es überall gelten wird, neue Methoden zu eröffnen, die natürlich erst aus einer neuen Bearbeitung des wissenschaftlichen Stoffes selbst gewonnen werden können.

Dagegen wird man sich über das Verhältnis der künftigen Forschungsinstitute zu den Universitäten einigen Vermutungen hingeben können. Die erste Frage wäre hier wohl die, wie sich diese Institute zu der bisherigen wissenschaftlichen Organisation der Universitäten selbst stellen möchten. Hier wird, wenigstens für die geisteswissenschaftlichen Institute, wohl der Satz gelten dürfen, daß eine völlige Abtrennung vom Uebel sein würde. Es wird vielmehr darauf gesehen werden müssen, daß aus den bestehenden Seminarien und Universitätsinstituten ein kontinuierlicher Uebergang zu den Forschungsinstituten herüberführt, der namentlich auch geeignet sein müßte, den Forschungsinstituten geeignete Kräfte aus dem studentischen Material der Seminarien und Universitätsinstitute zuzuführen. Mehr wie dieses sehr schwierige Problem, das vornehmlich wohl die eingeweihteren Kreise interessieren wird, mag für die breite Oeffentlichkeit die Frage von Interesse sein, wie weit die neuen Forschungsinstitute allen Universitäten oder nur einigen oder etwa gar nur der Universität Berlin angegliedert werden sollen. Diese Frage ist wohl kaum anders als aus allgemeinen Gesichtspunkten der gegenwärtigen Entwicklung der deutschen Universitäten überhaupt lösbar. Da zeigt sich denn am Horizont schon in der nächsten Zukunft ein Bild, wonach sich aus der gesamten Masse der Universitäten eine kleinere Anzahl als besondere „große Universitäten" herausheben werden. Es werden das sein: im Norden Berlin und Leipzig, im Süden Wien und München. Dringend zu wünschen ist freilich, daß neben diesen Universitäten, die die Kultur des mittleren und kolonialen Deutschlands vertreten, auch der Boden der eigentlichen mutterländischen Kultur, der Westen, einige große Universitäten aufweise, um für das gesamte deutsche Geistesleben in richtiger Weise nutzbar gemacht zu werden. Hierzu müßte unbedingt Bonn als große Universität ausgebaut werden.

*) Es dürfte unsere Leser interessieren, im Anschluß an diese interessanten Ausführungen einige Einzelheiten über das vom Autor dieses Artikels geschaffenen „Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig" zu erfahren und das Aeußere dieses Baues und zwei Grundrisse im Bild kennen zu lernen. Die Red.

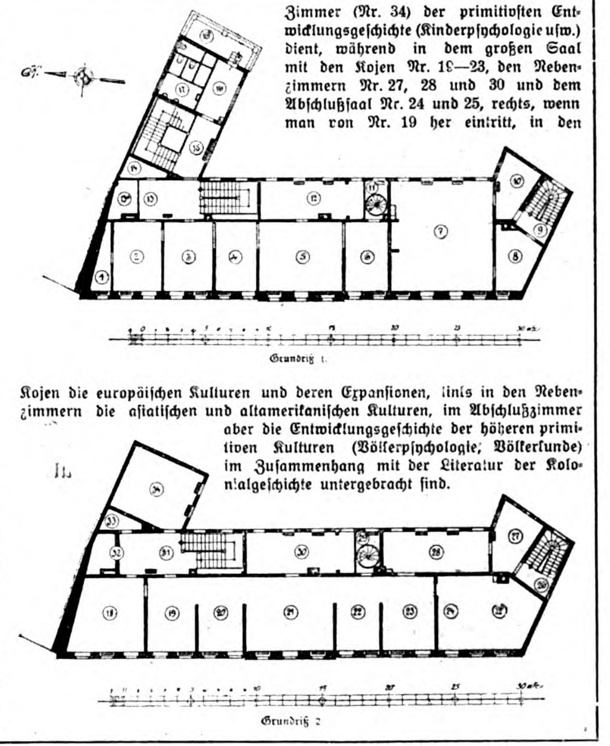
Das Institut für Kultur und Universalgeschichte ist in den Räumen des hier abgebildeten Hauses, dessen Grundrisse nebenstehend folgen, so untergebracht worden, daß das erste Stockwerk den großen Uebungsaal, der zugleich als



Haus zum Goldenen Bären, Leipzig, Universitätsstraße 11.

Im Jahr 1736 erbauter Stammsitz der Firma Breitkopf und Härtel, im 18. Jahrhundert im ersten Stock von Gottfried, im zweiten von den Breitkopfs bewohnt und von Goethe viel besucht; jetzt Königlich Sächsisches Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig.

Arbeitsraum der Anfänger dient, und eine Anzahl von Arbeits- und Bibliotheksräumen für Deutsche Geschichte sowie die Verwaltung aufgenommen hat; im zweiten Stockwerk befinden sich außer dem Zimmer des Direktors die Räume für die außerdeutsche Geschichte und die Studienräume für die niederen Kulturen. Dabei ist die Anordnung im zweiten Stockwerk so getroffen, daß einleitend ein Zimmer (Nr. 34) der primitivsten Entwicklungsgeschichte (Kinderpsychologie usw.) dient, während in dem großen Saal mit den Kojen Nr. 18—23, den Nebenzimmern Nr. 27, 28 und 30 und dem Abschlußsaal Nr. 24 und 25, rechts, wenn man von Nr. 19 her eintritt, in den Kojen die europäischen Kulturen und deren Expansionen, links in den Nebenzimmern die asiatischen und altamerikanischen Kulturen, im Abschlußzimmer aber die Entwicklungsgeschichte der höheren primitiven Kulturen (Völkerpsychologie, Völkerkunde) im Zusammenhang mit der Literatur der Kolonialgeschichte untergebracht sind.



Grundriß 1.

Grundriß 2.

Nimmt man diese Organisation als die der Zukunft an, so läge es wohl nahe, die Forschungsinstitute auf diese Universitäten, zunächst die des Reiches, in irgendeiner Weise organisch zu verteilen. Vieles wird dabei von vorhandener Eigenart und von verschiedenartig bereitzustellenden Mitteln abhängen. Phantasien der Verteilung im einzelnen ließen sich hier leicht ausspinnen, sind aber gewiß einstweilen ohne große Bedeutung.

Im übrigen läßt sich nicht verkennen, daß die kaiserliche Initiative mit der Frage der Forschungsinstitute zugleich die Frage der Hochschulreform weiter in Fluß gebracht hat, und daß damit vielleicht manche in dieser Hinsicht noch schlummernden Kräfte in Bewegung geraten werden.

Und auch damit ist die symptomatische Bedeutung der kaiserlichen Anregung noch nicht erschöpft. Am Ende ist sie doch ein erstes, bis in die weiteste Ferne hin sichtbares Zeichen jenes Umschwungs zu einer idealistischen Periode unseres inneren nationalen Lebens, der sich seit drei Jahrfünften in stetig verstärkten Pulsen anbahnt. Die deutschen Nationaleigenschaften, grübelnde Gründlichkeit und zähe Leidenschaft, bringen es mit sich und haben es von jeher mit sich gebracht, daß das innere Leben der Nation einseitig verlaufen ist. So haben uns die Jahrzehnte seit 1870 ein Zeitalter heraufbeschworen, das nur noch wirtschaftliche Interessen kannte und teilweise kennt, das soziale Verhältnisse nur unter wirtschaftlichem Blickpunkt würdigte, und das auf moralischem Gebiet eine Ellbogenanschauung zeitigte, die nur zu sehr den egoistischen Lehren des wirtschaftlichen Individualismus entsprach. Diese Zeiten sind jetzt im Schwinden. Die idealistische Reaktion offenbart sich immer mehr. Schon hat sie sich selbst an die hehrsten Fragen, die der religiösen Erneuerung, herangemacht, und liegen ihre Ziele auf diesem Gebiet noch in trüber Unklarheit, so ist sie auf dem Gebiet der öffentlichen Moral schon zu viel festeren Formen gelangt. Ganz an erster Stelle steht hier, in direkter Reaktion gegen den bloßen wirtschaftlichen Egoismus, die steigende Betonung des Wortes richesse oblige. Darüber hinaus aber werden auf öffentlichem Gebiet auch schon ethisch-politische Forderungen aufgestellt. Am klarsten ist hier die Forderung der erziehlichen Politisierung der Massen. Wird sie zunächst nur in der Form ausgesprochen, daß die Einführung bürgerkundlichen Unterrichts in den Elementar- und Mittelschulen verlangt wird, so darf man sich doch darüber keiner Täuschung hingeben, daß damit nur eine erste primitive Forderung formuliert ist. Diese Forderung wird unter dem Druck des aufsteigenden neuen Idealismus eine neue Schulreform nach sich ziehen, indem innerhalb der geisteswissenschaftlichen Disziplinen an Stelle der logisch-grammatikalischen Schulung vielmehr die psychologisch-anschauliche gesetzt wird, und indem damit die Philologie von der Geschichte abgelöst werden wird.

Ich setze diese wenigen Gedanken hierher, um den Zusammenhang der Initiative des Kaisers auf den Gebieten höchster Schulung der Nation im akademischen und Universitätsunterricht mit den Problemen nachzuweisen, die im Mittel- und Elementarunterricht unweigerlich auftreten werden. Erst dem, der diese Zusammenhänge übersieht und durchdenkt, wird die ganze Bedeutung der kaiserlichen Kundgebung anläßlich des Berliner Universitätsjubiläums einleuchten.

Der messianische Glaube des Proletariats.

Zum jüngsten Ausstand der französischen Eisenbahner. — Von Anatole Leroy-Beaulieu.

Nichts kann uns in Frankreich mehr in Erstaunen setzen, als daß eine der Prophezeiungen unserer sogenannten unerbittlichen Logiker sich eines Tages wirklich erfüllt. Achtundvierzig Stunden lang und darüber sah es in der Tat so aus, als sollten die allerschlimmsten Besorgnisse unserer Schwarzseher noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, als müßten von den im Gefolge des Eisenbahnerausstandes auftretenden Sympathiestreiks die weitesten Arbeitsgebiete ergriffen werden.

Welcher Anteil an den Vorkommnissen dieser Tage, durch die ganz Europa in Mitleidenschaft gezogen wurde, der zweckbewußten Vorbereitung der Männer von der Pariser Arbeitsbörse zukam, in welchem Grade das blinde Ungefähr und die von der Regierung ins Werk gesetzte Verteidigung der öffentlichen Interessen mit den einzelnen Phasen dieser merkwürdigen Bewegung zusammenhingen, läßt sich im Augenblick noch nicht völlig überblicken. Wenn es unter den roten Streikführern und ihren Hintermännern Skeptiker gab, die von Anfang an sich im stillen eingestanden, die Zeiten seien noch nicht erfüllt und diese jüngste, mit betäubendem Tamtam eingeleitete Bewegung werde enden wie so manche vor ihr, so haben sich jene ruhigen Beurteiler weislich gehütet, den Stürmern und Drängern in die Zügel zu fallen. War man doch in jenen Kreisen sicher, daß das schüchternste Wort der Abmahnung in der überheizten Atmosphäre der Arbeitsbörse sofort als erbärmliche Feigheit, wenn nicht gar als Hochverrat an der „gerechten Sache des Proletariats" gebrandmarkt würde.

Ehrlicher Feuereifer und gut gespielter Fanatismus zeigen unter den französischen Umsturzmännern von heute so verwandte Erscheinungsformen, daß auch dem geübteren Auge die reinliche Scheidung schwer genug fällt. Bei den ehrlichen Fanatikern besteht, wie heftig sie sich dagegen sträuben mögen, eine Art religiösen Unterbewußtseins. Täglich und stündlich bekämpfen sie den ihnen aus der Kindheit noch anhaftenden Respekt vor der alten Weltordnung mit dem aufpeitschenden Schlagwort: „Weder Gott noch Gebieter!" und merken dabei gar nicht, daß in aller Stille eine neue Religion sich ihres innersten Wesens bemächtigt hat: der Messiasglaube, die Hoffnung auf die Erlösung vom Arbeitzwang. Wie jeder Fanatismus zeigt auch dieser rote die Schwärmerei für den Opferkult. Bei den alten Galliern besorgten die ehrwürdigen Druiden mit vielen schönen Zeremonien das blutige Opfergeschäft. Der zeitraubende Singsang ist in Wegfall gekommen. Als Opferaltar dient heute die Bahnschiene, und das Sühnewerk wird mittels Dynamit vollzogen . . .

Dem neuen Kredo hat der Theoretiker des allgemeinen Umsturzes durch die Syndikatgewalt Georges Sorel in seinen jüngsten Schriften, namentlich in dem „La Violence" betitelten Werk, breiten Raum ge-



widmet. Die dem „Mythus" vom allgemeinen Ausstand gewidmeten Seiten des in geistreichen Paradoxen sich gefallenden Schriftstellers enthalten viel Wahres und Beherzigenswertes. Nur in der hochgespannten Einbildungskraft der Massen läßt sich für deren Verneinung des Willens zum allmählichen gesunden Fortschritt, für deren fanatischen Wunderglauben, für deren fiebernde Sehnsucht nach einem selbstgeschaffenen Ideal von sozialer Gleichheit und sühnender Gerechtigkeit auf Erden die zureichende Erklärung finden. Seit Beginn dieses Jahrhunderts ist den Legionen dieser Neugläubigen bei jeder Industriekrise das Ende der Welt des Kapitalismus mit apodiktischer Sicherheit verkündet worden, und wer kein Murmeltier war, konnte an der Morgenröte des sozialistischen Tausendjahrreiches die trunkenen Sinne laben . . .

Und sie sahen und sehen und werden sehen. Halluzination der Massen! Hundertmal durch die Erfahrung belehrt, daß die Grundfesten der bürgerlichen Gesellschaft nicht durch die Trompetenstöße des „guerre sociale" zu erschüttern sind, hundertmal vor die ernüchternde Tatsache gestellt, daß die „Solidarität aller arbeitenden Klassen" eine schillernde Seifenblase ist, und daß die Universalbremse für den Stillstand des Gesamtverkehrs einer Nation noch ihres Erfinders harrt — gleichviel, jener moderne Mythus behält seine begeisternde Kraft, und der geringste Erfolg eines Teilausstandes gilt als Abschlagzahlung für den Tag der großen Abrechnung.

Nein, diese blasse Kometenfurcht unseres zappeligen Philisters, wie kurzlebig sie auch war, erschien durch nichts gerechtfertigt. Bald genug wird die Phrase von dem „unmittelbar bevorstehenden Emporkommen der elementar wirkenden Zerstörungskräfte" ob ihrer Nichtigkeit auch von dem Einfältigsten belächelt werden. Den jähen Zusammenbruch der vom Kulturmenschen umgeschaffenen Welt erzwingt man ebensowenig durch die Höllenmaschinen wie durch das Abhaspeln der Gebetspulen. Die mächtigsten Formeln der berühmten Kabbalisten erwiesen sich zu schwach, um der Wiederkehr des Chaos eine Bresche zu öffnen, und mit den Formeln unserer roten Rachechemiker läßt sich am Ende nur Bröselarbeit leisten.

Wenn es für die Zaghaftigkeit der französischen Kleingeister eine Entschuldigung gibt, so mag sie darin gefunden werden, daß die einander folgenden Regierungen in bedauerlicher Weise Tapferkeit und Geschicklichkeit vermissen ließen. Verwirrt durch allerlei widerspruchsvolle Tendenzen und Entschließungen von oben fragt sich die Bevölkerung, ob man den befremdend neuen Fingerzeigen der „starken Hand" von heute voll vertrauen dürfe.

Der Krise, von der Frankreich in den letzten Tagen heimgesucht wurde, fehlt es nicht an einem gewissen tragischen Zug. Wenige Monate ist es her, seit Aristide Briand vor seinen Wählern in St. Etienne sich als unverfälschter Sozialist bekannte und, weit entfernt, seine Vergangenheit zu verleugnen, die friedliche Lösung großer, die Arbeiterbevölkerung in erster Linie interessierender Probleme in nahe Aussicht stellte. Und heute sehen wir denselben Briand, der einst als Anwalt des Antimilitaristen Hervé forensische Lorbeeren erntete, der in Wort und Schrift dafür eintrat, daß an dem Tag, wo die Lokomotiven ungeheizt im Schuppen bleiben würden, der Feuerbrand der bürgerlichen Gesellschaft seinen Anfang nehmen müßte — zur Militarisation der Eisenbahner seine Zuflucht nehmen und bei seinem einstigen Klienten Hervé in der Gefängniszelle scharfe Umschau nach Bombenrezepten halten. Einem so vielerfahrenen, weltgewandten Mann wie Briand, der mit der Denkart und der Taktik seiner ehemaligen Genossen wohl vertraut ist, darf man es aufs Wort glauben, wenn er die Bewegung der jüngsten Tage als eine ausgesprochen revolutionäre bezeichnet. Briand ist, wie seine Freunde versichern, kein Renegat; er ist sich und seinen erreichbaren Zielen treu geblieben. Aber die einst seine Arbeitsgenossen waren, haben jetzt ein anderes Ideal von der Umgestaltung der Gesellschaft als der heutige Leiter der Geschicke Frankreichs, der sein patriotisches Herz entdeckt hat und nicht will, daß die Grenzen seines Landes durch sträfliche Pflichtvernachlässigung jeder Invasion preisgegeben seien. Für das denkende Frankreich gibt es auch in diesem Augenblick Besseres zu tun, als sich der einzelnen Phasen des Briandschen Werdeganges zu erinnern, hat doch die Spitzmarke „Sozialist" überhaupt aufgehört, eine klare Vorstellung von dem Wesen eines Politikers zu liefern. Mit Recht zieht man es vor, jeden aktiven Staatsmann nach seinen Entschließungen zu beurteilen, nach der Energie und Klugheit, die er in den Dienst der Allgemeinheit stellt. Mit lebhaftem Interesse verfolgt man auch das Wirken Millerands, der ehedem sich gegen den Schutz jener Minoritäten ereiferte, die bei einem Ausstand ihrer Berufsgenossenschaft nicht mittun wollen, und heute als verantwortlicher Verkehrsminister mit nimmermüder Sorgfalt die Listen der in die Werkstätten reuig wiederkehrenden Eisenbahner kontrolliert, um im Verein mit seinem Ministerkollegen Viviani, dem Heißsporn von gestern, den Zeitungen Triumphbulletins zugehen zu lassen.

Sind dies nicht Gestalten, die nur des berufenen Dramatikers harren, der dereinst die Kämpfe, die wir gegenwärtig durchzumachen haben, nach allen Regeln der Bühnenkunst synthetisieren wird? Dieses unsern Enkeln vorbehaltene Bühnenwerk großen Stils wird ein erhebendes Leitmotiv haben: Je ernster die Gefahr, desto inniger der Zusammenschluß aller lebenskräftigen, für die Ordnung und gegen die sinnlose Zerstörung eintretenden Elemente.

Wenn man der Meinung des Soziologen Comte, daß die Lehre von der Wissenschaft der menschlichen Gesellschaft nur ein Zweig der allgemeinen Biologie ist, auch nicht bedingungslos beipflichten kann, eine gewisse Verwandtschaft besteht zwischen beiden. Eine scheinbar geschwächte, entnervte Gesellschaft kann ihre Vollkraft wiedererlangen, sobald sie fühlt, daß es gilt, den Willen zum Leben energisch zu behaupten. Gewiß ist es kein Paradoxon, wenn man die Erwartung ausspricht, daß nach solchen Krisen das Rüstzeug der Gesellschaft widerstandsfähiger geworden ist. Die Erbitterung, die sich in der Bevölkerung von Paris und ganz Frankreich gegen die gewissenlosen Streikführer zeigte, hat tieferliegende Ursachen als das durch die Störung liebgewordener Gewohnheiten hervorgerufene Unbehagen. Weit mehr als die kleinen Leiden, die sich durch den Aufschub einer Reise, das Ausbleiben der Post, die Verteuerung des Frühstückstisches bei reich und arm fühlbar machten, quälte der Gedanke, daß alle diese Widrigkeiten einem Nichts, der Rankünе einiger Streber ihren Ursprung verdanken.

Dieses Paris, dieses Frankreich, das ohne zu murren seinerzeit sich die furchtbarsten Entbehrungen



auferlegte, um gegen einen äußeren Feind die Ehre und das Ansehen der Nation zu schützen, solange als dies irgend möglich war, empört sich mit Recht gegen die Halluzinationen jener verschrobenen Köpfe von der Arbeitsbörse, die heute gar nicht mehr zu wissen scheinen, welchen Plan sie gestern verfolgten und die Gesamtführung offenbar dem Fanatismus an sich, dem skrupellosen Anarchismus überantwortet haben.

Das arbeitende Frankreich erwartet von seiner gegenwärtigen Regierung, daß sie es bei dem Augenblickserfolg gegen die Revolutionäre von der Arbeitsbörse nicht bewenden lasse. Die mit Hilfe der Armee unter offenkundiger Zustimmung aller ihr Vaterland ehrlich liebenden Franzosen gelungene kräftige Zurückweisung des Pronunziamento-Versuches der Roten sollte segensreiche Folgen haben und eine neue Aera der Sozialpolitik einleiten. Wir haben die Pflicht, der Welt zu zeigen, daß wir, obschon unser Land das eigenartige Vorrecht hat, für Evolutionen aller Art als willkommenstes Versuchsfeld zu dienen, den Gefahren eines solchen Privilegiums gewandt zu entgehen wissen. Die eben überwundene Krise hinterläßt uns den bestimmten Eindruck: Wenn der Messiasglaube des Proletariats jemals auch nur einen Schein von Erfüllung fände, wenn der allgemeine Ausstand auch nur für wenige Tage bei uns sich behaupten könnte — die nächste Folge wäre keineswegs der Triumph des Kollektivismus, sondern naturnotwendig die schonungslose Abwehr durch Waffengewalt und — die Diktatur.

Der holsteinische Knick.

Plauderei von Gustav Hinsch.

Das holsteinische Landschaftsbild bietet dem Auge mancherlei Abwechslung durch die vielfachen Erhebungen, bewaldeten Flächen und eine große Anzahl von Teichen und Seen — man denke an die holsteinische Schweiz — die über das Land verstreut liegen und zum Teil mit den reizendsten Gegenden unseres Vaterlandes wetteifern können. Das gravierendste Merkmal unserer Landschaft ist aber unstreitig der Knick. Diesen uralten von Menschenhand errichteten Erdwällen das Wort zu reden, ist am Platz und um so mehr notwendig, als unsere vorwärts drängende Zeit drauf und dran ist, wie mit so vielem andern auch mit diesem Andenken an die gute, alte Zeit aufzuräumen. Die Knicks sind Grenzmarken, die ihren Namen vielleicht von dem darauf wachsenden Gesträuch haben, das durch öfteres Abhauen verkrüppelt und geknickt ist und lebhaft an die kleinen Zwergbäume erinnert, die die Japaner durch Jahrhunderte in Kübeln züchten und künstlich in ihrem Wachstum zurückzuhalten verstehen. Der Kern der Knicks ist meist aus Findlingen gebildet worden, aus Findlingen, die dem Land bei dessen Urbarmachung entnommen wurden. Vorzeiten wollte man durch diese Wälle mit dem darauf dicht wuchernden Bestand an Buschwerk nicht allein die Grenzen der Besitzungen festlegen, man hatte Grund genug, sie bei Saatfeldern zugleich als Schutzwehr gegen das gar zu zahlreiche Wild zu benutzen oder bei Weiden als Einzäunung für das Weidevieh. Die Zeit der Entstehung der Knicks liegt weit zurück; sie fällt zusammen mit dem Zeitpunkt der Besiedlung des Landes durch Ackerbauern und mag zwischen 1100 und 1200 zu suchen sein. Das Wild, das hauptsächlich auf dem Ackerland zu Schaden ging, bestand zur Hauptsache aus Sauen und Hirschen, beides Wildarten, die man heute hegt, und für deren Erhaltung große Summen ausgegeben werden. Vor Jahrhunderten und auch noch später waren sie eine Landplage für den ohnehin armseligen Bauersmann. So ist es verständlich, wenn er sich's keine Mühe verdrießen ließ und die urbar gemachten Koppeln mit Erdwällen umgab, diese aber mit dichtem Strauchwerk bepflanzte. Auf den Knicks wuchern denn auch im fröhlichen Verein Hasel, Dorn, Hainbuche, Geißblatt, Brombeere, Flieder usw. und bilden ein undurchdringliches Verhau. Dem Auge des Wanderers bieten diese dicht belaubten, in zahlreichen Windungen (Knickungen, vielleicht stammt auch daher der Name) durch das Land ziehenden grünen Adern, die jeden Weg an beiden Seiten begleiten, einen lieblichen Ruhepunkt.

De Knick, de Knick, he holt sien Riek,
he holt sien Riek för sick, för sick!

Auch heute noch haben die Knicks von ihrer früheren Bedeutung nur eingebüßt, daß sie nicht mehr die Saaten schützen vor zu Schaden gehenden Wildarten. Mit dem stetig abnehmenden Waldbestand und der zunehmenden Zahl der Jäger ist auch das Wild weniger geworden, und von einem nennenswerten Schaden für die Landwirtschaft kann nicht mehr die Rede sein. Es ist im Gegenteil hohe Zeit, daß der rapiden Abnahme unserer Fauna, deren wildlebende Glieder durch die immer dichtere Besiedlung des Landes mehr und mehr verdrängt werden, Einhalt getan wird. Was ist aus der Natur geworden, wenn wir nur eine kurze Spanne Zeit zurückblicken. Mit dem Verschwinden des Strohdachs bei uns auf dem Land verlor der Storch die Nistgelegenheit, die Durchforstung und die Abnahme der Waldbestände raubte den Höhlenbrütern, wie Specht und Star, ihr Heim, die Ausnutzung der Seen der Wildente, und die Beseitigung des Unterholzes verjagte die Singvögel und kleinen Insektenfresser. Hand in Hand mit dieser Verwüstung der Natur durch die sogenannte Kultur gehen die Massenmorde in der Vogelwelt, speziell der Zugvögel, durch herzlose Aasjäger. Es ist statistisch festgestellt, daß in den größeren Städten Italiens und Südfrankreichs unsere Schwalben, Singvögel, Lerchen, Meisen usw. zu Tausenden an den Nahrungsmittelmarkt kommen und gute Preise erzielen. Gerade den kleineren Singvögeln ist nun der Knick, nachdem ihnen alles genommen wurde, eine Zufluchtsstätte geworden, in der sie noch ungestört ihr Brutgeschäft verrichten können. Im Interesse dieser unserer kleinen Lieblinge ist es höchst bedauerlich, wenn mit der Beseitigung des Knicks fortgeschritten wird. Wohin sollen wir gelangen, wenn die kleinen gefiederten Sänger, die der Landwirtschaft durch Vertilgung einer Unzahl von Insekten und Schädlingen tausendfachen Nutzen bringen, auch von ihrer letzten Freistätte bei uns vertrieben werden? Dann wird unser Ohr keines Vogels Gesang mehr erfreuen. Langsam, aber sicher wird es der Mensch dahin bringen mit seinem weiteren Vorwärtsdrängen, daß ihn im freien Feld eine tiefe Ruhe und Stille umfängt, die Ruhe und Stille des Friedhofes, des Friedhofes unserer Wildfauna. Wird dieses Wort verhallen? Die rationelle Bewirtschaftung des Bodens, die durch die Beseitigung der von alter Zeit in unsere Zeit hinüberragenden Knicks einige Quadratmeter Fläche



gewinnt, wird weiter schreiten, und in Jahrzehnten vielleicht wird die jetzt noch so reizende holsteinische Landschaft kahl sein, und kein Flieder, keine Brombeere, keine duftende Geißblattblüte wird mehr den Wanderer aus dem dichten, dunkelgrünen Knick grüßen. Wie die Hünengräber und Runensteine verschwanden, so werden auch die Knicks, dieses Charakteristikum der holsteinischen Landschaft, einst der Vergangenheit angehören.

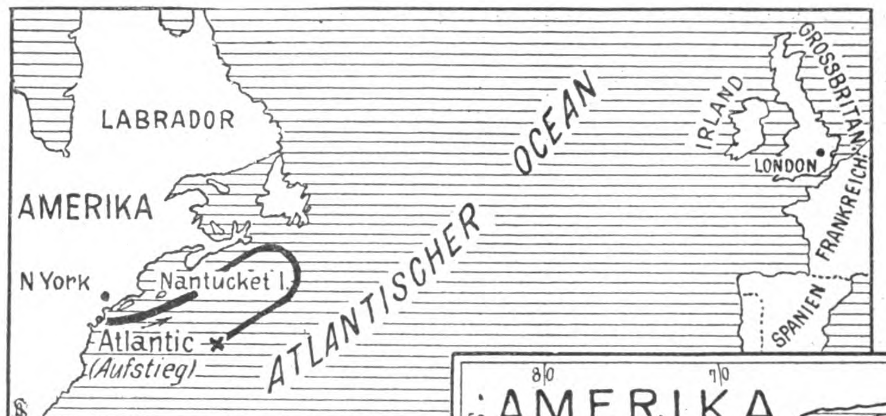
Unsere Bilder

Der Streik der französischen Eisenbahner (Abb. S. 1815 u. 1816) hat mit einem glänzenden Sieg der vom Ministerpräsidenten Aristide Briand energisch geleiteten Staatsgewalt geendet. Die Streikführer hatten in keinem Augenblick die Gesamtheit der Eisenbahner hinter sich und suchten daher den Betrieb vor allem lahmzulegen. Die Regierung zwang jedoch einen großen Teil der Eisenbahner, ihre Pflicht zu tun, indem sie alle im Dienst der Eisenbahnen stehenden Reservisten des Heeres einberief, die dann mit einer weißen Binde am Arm unter dem Druck der militärischen Disziplin arbeiten mußten.

Die portugiesische Königsfamilie (Abb. S. 1818 und 1819) hat sich nach dem Ausbruch der Revolution ins Exil begeben. König Manuel war von dem Aufstand vollkommen überrascht worden. Wenige Stunden bevor die ersten Schüsse fielen, stattete der König dem brasilianischen Präsidenten an Bord des „Sao Paulo" einen Besuch ab, ohne zu ahnen, daß seine eigene Flotte kurz darauf seinen Palast bombardieren würde. In der Unglücksnacht verließ die Königsfamilie dann Lissabon. In dem Flecken Ericeira nahm der junge König von seinem Land Abschied und schiffte sich mit seiner Mutter Amélie auf der Jacht „Amélie" ein, die schon vorher den Herzog von Oporto und die Großmutter des Königs aufgenommen hatte. Die Jacht brachte die Flüchtlinge nach Gibraltar. Von Gibraltar begaben sich König Manuel, die Königinmutter und der Herzog von Oporto nach England, während die Königin Maria Pia in ihre italienische Heimat zurückkehrte.

Der Kampf um die Eroberung der Luft (Abb. S. 1817, 1820, 1821). Ein französisches Luftschiff, der „Clément-Bayard", voll-

Das geöffnete Grab des Kaisers Otto III. in der Liebfrauenkirche zu Aachen.
Zeichnung nach einer photographischen Aufnahme von G. Mertens.



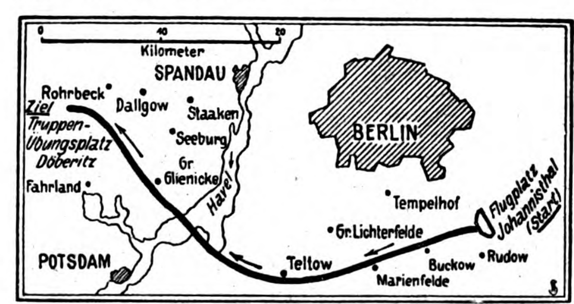
Todesfälle (Abb. S. 1820). Der Wirkl. Geheime Rat Dr. Richard Koch, der im Alter von 76 Jahren verschieden ist, war einer der besten Kenner der deutschen Volkswirtschaft, der er als Präsident des Reichsbankdirektoriums (1890 bis 1908) große Dienste erweisen konnte. — In Paris verschied der Geh. Legationsrat a. D. Rudolf Lindau, der sich sowohl als feinsinniger Novellist als auch als Diplomat verdient gemacht hat.

führte als erster Lenkballon den Flug über den Aermelkanal. Der Ballon flog von Paris nach Boulogne-sur-Mer, machte eine Zwischenlandung, stieg wieder auf und erreichte über Dover und Folkestone London, wo er genau auf dem zu seiner Aufnahme vorbereiteten Landungsplatz niederging. — Am gleichen Tag endete in Johannisthal die Berliner Herbstflugwoche, die glänzend verlaufen war. Im Anschluß daran fand tags darauf eine sehr interessante militär-aeronautische Veranstaltung statt. Drei der Aeroplane, die die Flugwoche mitgemacht hatten, unternahmen einen Erkundungsflug von Johannisthal nach Döberitz. — Zu den erfolgreichen Flügen dieser Tage kann man die Luftreise des Amerikaners Walter Wellman nicht rechnen. Wellman stieg am Morgen des 15. Oktober mit seinem Lenkballon „America" in Atlantic-City auf, um über den Ozean nach Europa zu gelangen. Am 18. Oktober früh 5 Uhr wurde der Ballon von dem Dampfer „Trent" gesichtet, der die Schiffbrüchigen aufnahm.



Zum mißglückten Versuch Wellmans, mit dem lenkbaren Luftschiff den Atlantischen Ozean zu überfahren.

Zwei Ausstellungen für Kinder und Kinderfreunde (Abb. S. 1822) sind dieser Tage in Berlin eröffnet worden. Im Warenhause Tietz bewunderte man allerlei Spielzeug, das sich geschickte Kinder selbst verfertigt haben, oder das ihnen ihre Väter, Mütter und Onkel schufen. — Die andere Ausstellung „Das Kind in den letzten Jahrhunderten" enthält auch Spielzeug, darunter manche historische Merkwürdigkeit, z. B. die berühmte Goethepuppe des Weimarer Hoftheaters.



Militärischer Erkundungsflug von Johannisthal nach Döberitz.

Das Grab Kaiser Ottos III. (Abb. S. 1813). Bei Renovierungsarbeiten, die kürzlich im Münster zu Aachen, in der Liebfrauenkirche, vorgenommen wurden, stieß man dicht unter dem mit Steinplatten belegten Boden des Hauptschiffes nahe am Hochaltar auf einen Steinsarkophag, der mit Sicherheit als der des Kaisers Otto III. erkannt wurde. In der Nähe des Sarges fanden sich Reliquien des heiligen Leopardus und der heiligen Corona. Die in dem schmucklosen Steinsarg enthaltenen Knochenreste zerfielen nach kurzer Zeit in Staub.

Die Toten der Woche

Wirkl. Geh. Rat Dr. Richard Koch, ehem. Reichsbankpräsident, † in Charlottenburg am 15. Oktober im Alter von 76 Jahren (Portr. S. 1820).

Hofrat Professor Kurd Laßwitz, bekannter naturwissenschaftlicher Schriftsteller, † in Gotha am 17. Oktober im Alter von 62 Jahren.



Prof. Dr. Kurd Laßwitz.

Geh. Legationsrat a. D. Rudolf Lindau, bekannter Schriftsteller und Diplomat, † in Paris am 14. Oktober im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 1820).

Sergei Muromzew, erster Dumapräsident, † in Moskau am 17. Oktober im Alter von 60 Jahren.

Julia Ward-Howe, eine berühmte amerikanische Dichterin, † in Neuyork am 17. Oktober im Alter von 92 Jahren.

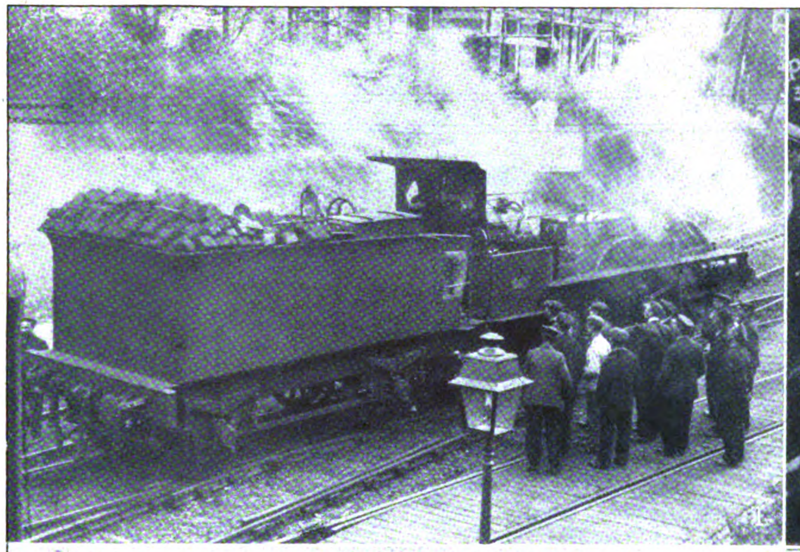


Bilder vom Tage

Phot. Manuel.

Zur Beendigung des Eisenbahnstreiks in Frankreich:

Der französische Ministerpräsident Aristide Briand — der Herr der Situation.





Eisenbahnstreik in Frankreich.

1. Streikende bringen eine Maschine auf das Geleise, um den Verkehr mit Le Havre zu sperren.
Phot. Branger.

2. Automobilverbindung Paris—Brüssel während des Streiks.
Phot. Trampus.

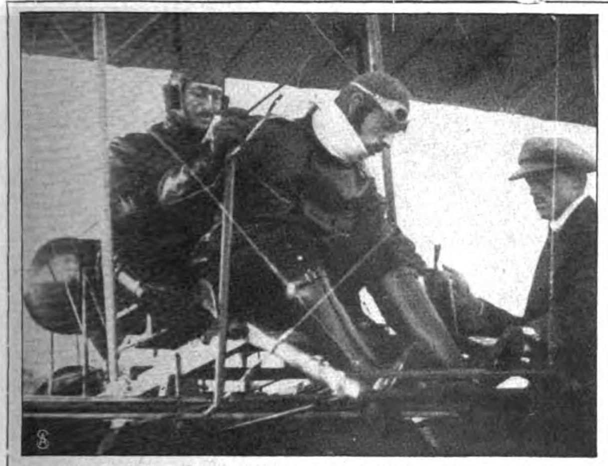
3. Militär geht zum Schutz gegen Ausschreitungen der Streikenden die Strecke ab.
Phot. M. Rol.

4. Ein Soldat als Weichensteller.
Phot. Branger.

5 Aus der Armee entnommene Eisenbahnbeamte im Dienst.
Phot. Worlds Graphic Preß.







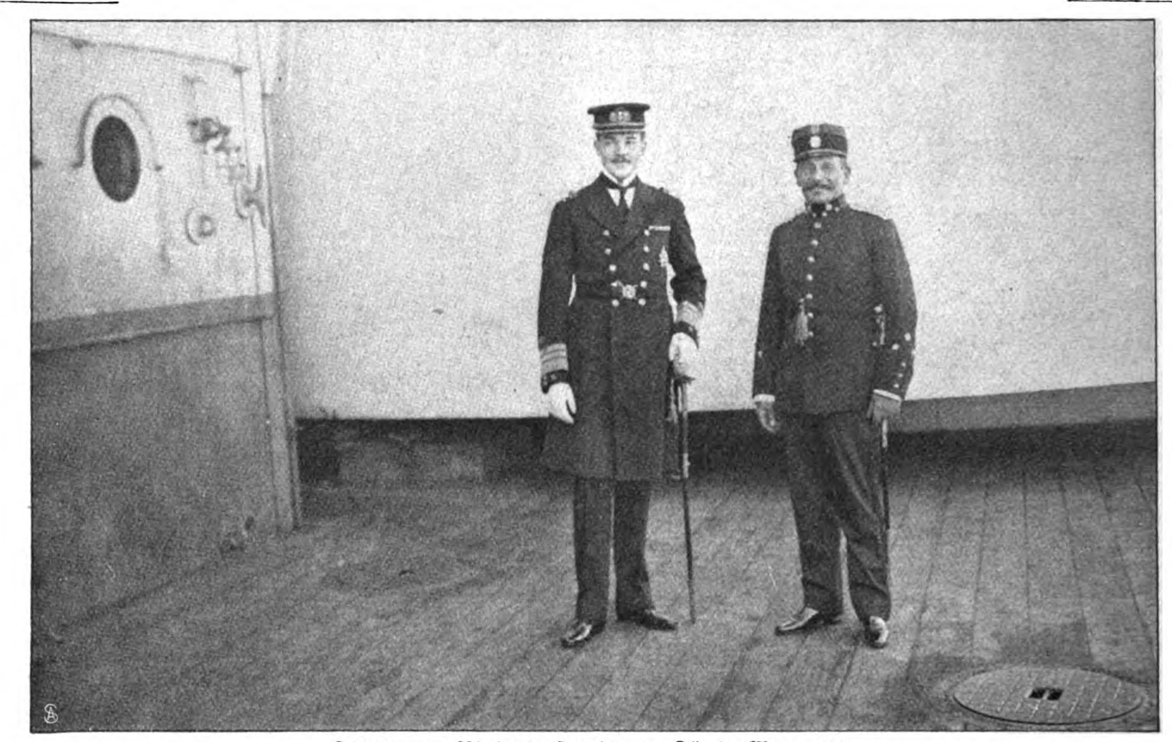
Der Aviatiker Brunnhuber mit Leutnant v. Tarnóczy
auf einem Albatros-Doppeldecker.



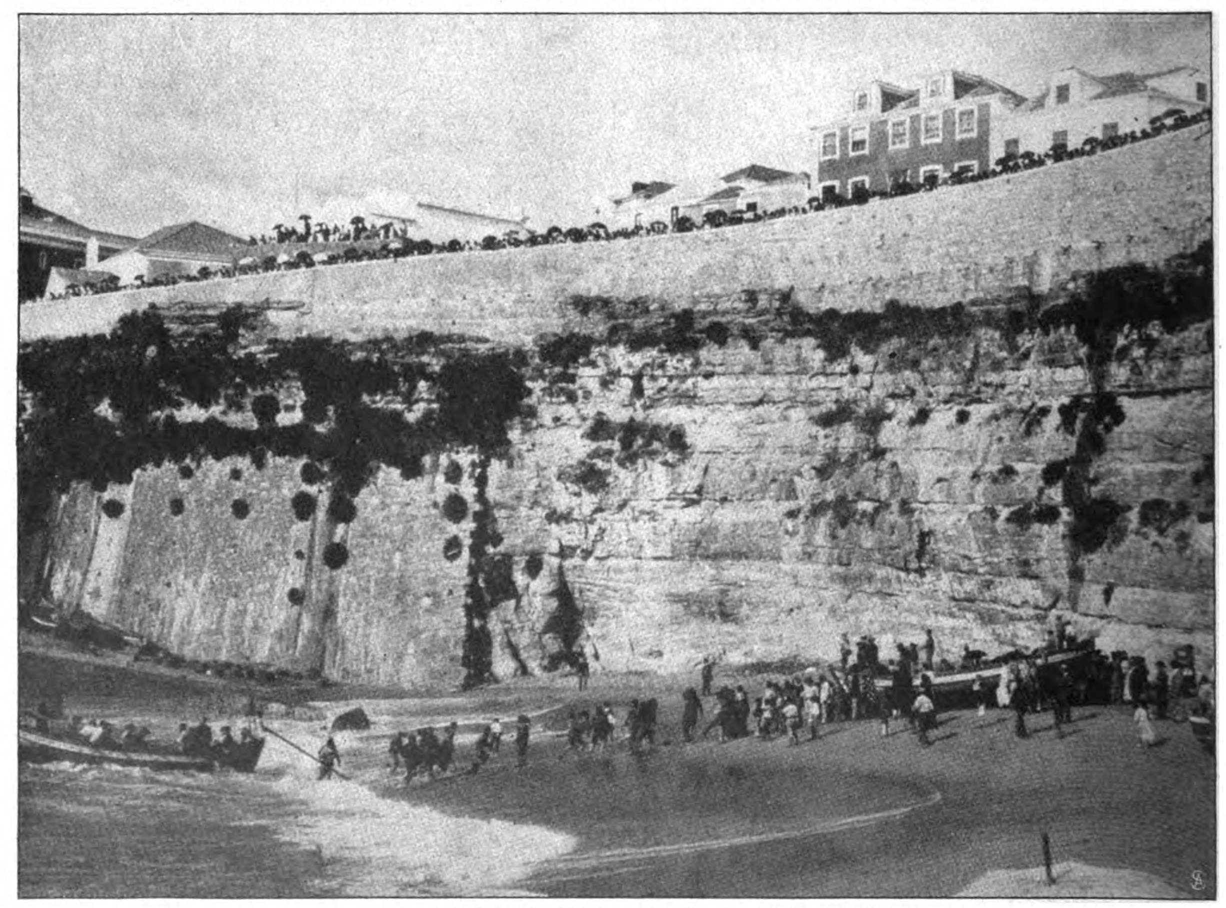
Der Aviatiker Illner und Leutnant Geerdtz
auf dem Flugapparat „Taube“.

Illner mit Leutnant Geerdtz während des Fluges über Buckow. **Jeannin mit Leutnant Frhr. v. Thüna.**

Vom militärischen Ueberlandflug von Johannisthal nach dem Truppenübungsplatz in Döberitz.



Die letzte offizielle Handlung König Manuels:
Der König mit dem Präsidenten Hermes da Fonseca an Bord des brasilianischen Kriegsschiffes „Sao Paulo".



Die portugiesische Königsfamilie auf der Flucht:
König Manuel und die Königinmutter begeben sich in Ericeira mit einem Fischerboot an Bord der Jacht „Amélie".

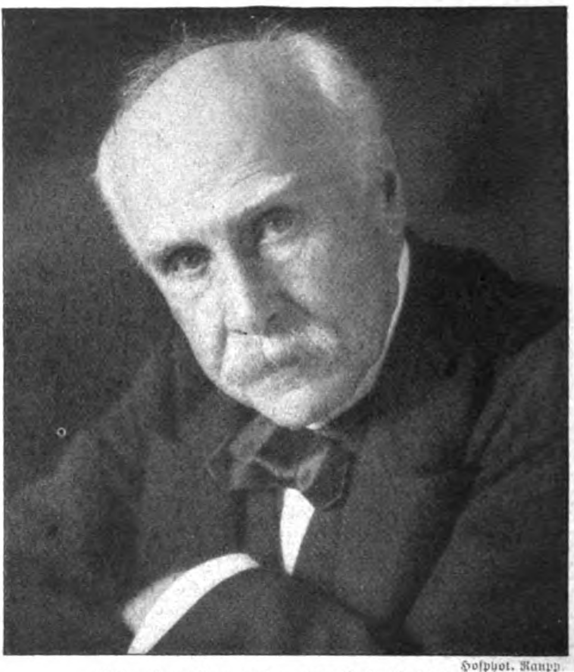




Die portugiesische Königsfamilie unter englischem Schutz:
König Manuel (×) und die Königinmutter Amélie nach dem Gottesdienst vor der Kirche in Gibraltar.



Wirkl. Geheimrat Dr. Richard Koch †
Der frühere Präsident des Reichsbankdirektoriums.



Hofphot. Kaupp.

Geh. Legationsrat a. D. Rudolf Lindau †
Der bekannte Schriftsteller und Diplomat.



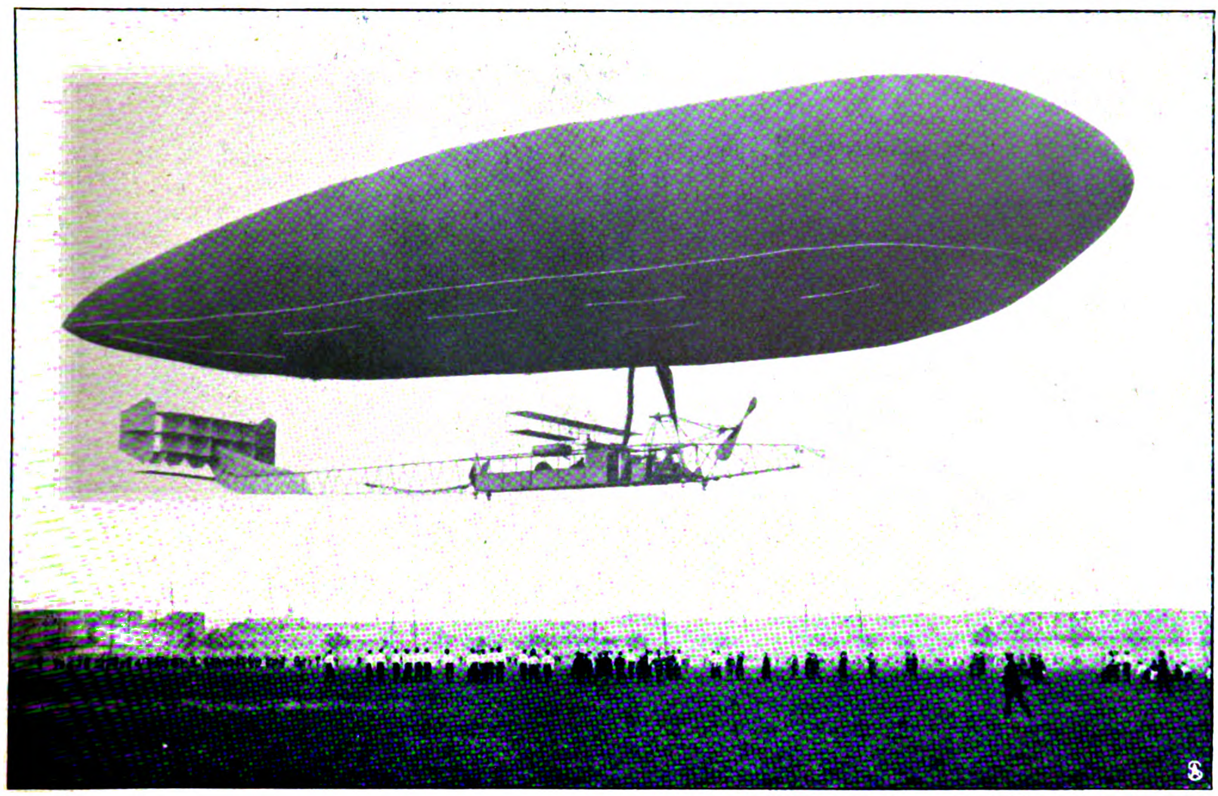




In der Mitte: **Walter Wellman**, der Leiter der Expedition.
Nebenstehend: (rechts) **Mr. Irwin**, der Funkentelegraphist der Expedition, (links) **Ingenieur Louid**, Begleiter Wellmans.

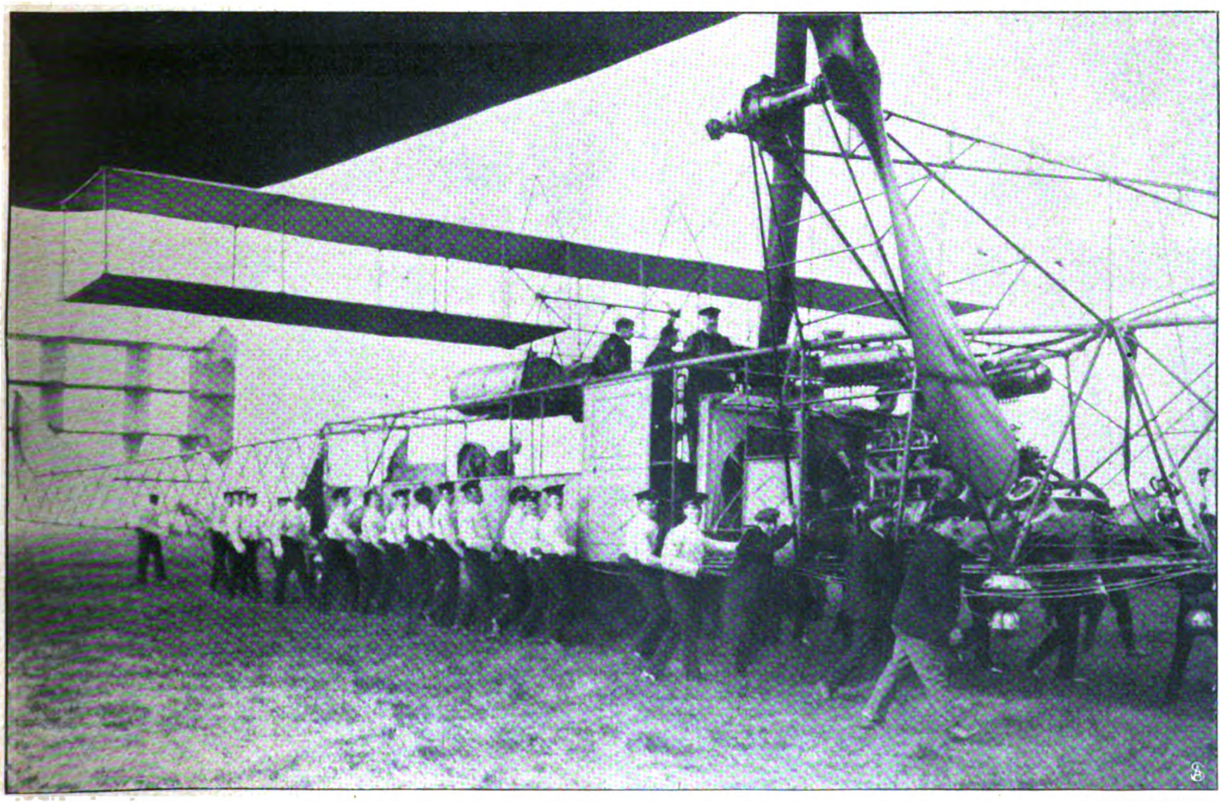
Zu Wellmans Luftschiffreise
über den Ozean.

Phot. Gebr. Haeckel.



Ankunft des Clément-Bayardschen Luftschiffes in London.

Phot. Ill.-Bureau.



Die Gondel des Luftschiffes nach der Landung bei London.

Phot. Ill.-Bureau.

Die Luftfernfahrt Paris—London.





Von der Ausstellung „Spielzeug aus eigener Hand“: Töpfermarkt in Thüringen.





Ein Puppenpaar aus der Biedermeierzeit. Nebenstehend: Die berühmte Goethepuppe „Frieda“, die zu Goethes Zeit im Weimarer Theater als „Baby“ diente.

Von der Ausstellung „Das Kind in den letzten Jahrhunderten“ im Künstlerhaus.

Phot. Boedecker.

Zwei Ausstellungen für Kinder in Berlin.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

12. Fortsetzung.

Olaf sah nur elegische Gesichter um sich. Er hörte manchmal heftige Wortwechsel hinter angelehnten Türen, Schluchzen und Klagen gegen das Geschick. Wenn sich Gunhilde bemühte, heiter mit ihm zu sein, so ahnte er dunkel den Zwang, den sie sich antat. An der Art von Freundlichkeit, mit der man ihm in Attenrade begegnete, merkte sein feinfühliges Kindergemüt das allgemeine Mitleid mit seinem Los.

Er haßte die Schule. Er liebte es, im Grase zu liegen und in die Apfelbäume zu starren, wartend, ob nicht eine reife, rotbäckige Frucht schließlich einmal zu ihm herabfiel. Woran er dachte, wenn er träumend seines Weges ging, hätte er nicht in Worten sagen können, aber es war Heimweh in primitiver, halbbewußter, helldunkler Form — Heimweh nach der vergangenen Zeit, nach der Hochbahn, die so lustig rotgelb aus dem Straßentunnel geschossen kam — Heimweh nach dem Vater, der so liebevoll mit ihm gewesen — Heimweh nach Tante Johannas Garten, in dem die Brücke mit dem grauen Geländer über das zwecklose Wasser ging.

Er hörte immerfort, wie die andern sich in das große flutende Leben zurücksehnten, wie sie von Berlin sprachen als von einem Glücksland, aus dem sie grausam vertrieben waren, wie sie alles Schöne in der Heimat verkleinerten, mit ihrer Kritik entwerteten....

Er verstand nicht, wie sie es meinten.

Aber er hatte manchmal ein ängstliches Empfinden der Unsicherheit aller menschlichen Verhältnisse.

Eine dunkle Empfindung von der Grausamkeit des Lebens war in der Seele des Achtjährigen....

Er saß am Fenster und las: „Umspült von dem Bernsteinmeer ragt der Magnetberg aus dem Ozean. Wehe dem Schiffsvolk und dem Schiff, das in die verderbliche Zone gerät! Kein Fahrzeug kann alsdann zurück. Die magnetische Kraft entreißt ihm Nägel, Klammern und alles Eisenwerk. Bretter und Balken fahren auseinander, und die Wellen schlagen über dem Wrack zusammen. So werden die Schiffe angezogen und festgehalten und dann zerstört.

„Seefahrer, die von weitem den Berg erblicken, sehen schaudernd einen Gürtel zertrümmerter Masten und trauriger Schiffsreste rings um den Unheilsfelsen, den Anaxagoras für ein belebtes Wesen hielt!"

Olaf ließ das Buch sinken. Er fühlte, daß diese Geschichte über seinen Horizont ging.

„Ich langweile mich", sagte er nach einer Pause.

„Geh, du kannst im Garten springen!" entgegnete die Mutter.

Die Frauen handarbeiteten schweigend weiter.

„Ja!" sagte Anka plötzlich und legte ihre Näherei fort. „Wie der Magnetberg ist Berlin für uns gewesen! So harmlos sind wir einst ausgefahren, und dort hat eine fremde Kraft uns angezogen und unserm Lebensschiff den Halt und die Klammern ausgerissen! Nun treiben wir als weggeschwemmtes Wrack tatenlos und unlustig auf langweiligen Wellen, und obwohl sie uns ein wenig ruinierte, sehnen wir uns doch nach der magnetischen Kraft zurück, die uns so mächtig anzuziehen vermochte!"

„Ja, wir sind verdorben für Attenrade. Es ist kein Tag, an dem ich es nicht empfinde!" rief die Mutter.

„Aber es sind doch eigentlich alle Menschen ganz nett mit uns!" warf Gunhilde schüchtern ein.

„Du bist bescheiden!" versetzte Anka seufzend. „Sie geben uns so eine Art Gnadenbrot. Vaters wegen und Olafs wegen. Aber in keinem Moment vergessen sie die Risse, die wir armen Schifflein am Magnetberg gekriegt haben. Meine paar Essays über platonische Beziehungen hält Onkel Asmus sozusagen unter Glas und Rahmen — und wenn nun seine Töchter aus der Pension heimkommen, bin ich fest überzeugt, daß ich nicht an diese Unschuldsblumen herangelassen werde, weil die Eltern bange sind, ich könnte den Cousinen zu viel aus meinem Leben erzählen. Ich bin nicht für ‚höhere Töchter'. Ich wirke hier wie ein Band Maupassant" — und Anka lachte ihr altes, selbstgefälliges Lachen. „Tante Berta brachte es ja schon neulich fertig, mich nicht einzuladen, unter dem Vorwand, daß wir sonst dreizehn wären."

„Aber wir wären wirklich mit dir dreizehn gewesen!" schaltete die Mutter ein.

„Ja, weil sie lieber zwei Abfütterungen gab, nur um mir zu entgehen. Sie hatte die Stiftsdame auf Logierbesuch, die sich sehr ablehnend über mich geäußert haben soll. Onkel Asmus hat es mir neulich freundlich übermittelt. Nein, Gunhilde, nett ist anders! Nett waren die ‚Bannbefreiten'!" Und sie hob seufzend die Arme. „Dich nehmen sie aus, Gunhilde, paß auf! Du wirst noch mal das Teekind von Attenrade! Pastor Schreiber ist ja begeistert von deiner Wirksamkeit an der Sonntagschule! Es ist immer das beste für ein Renommee, wenn Pastoren von einem begeistert sind. Sieh mal, mich würden sie gar nicht wollen bei den Wohltätigkeitsachen. Knapp, daß mich Doktor Adlefffen zum Samariterkursus in seinem Hospital zugelassen hat. Gern tat er's anfangs auch nicht. Aber schließlich tat er's wegen meiner schönen Augen. Und jetzt bin ich seine beste Schülerin. Wo es Lernen gilt, bin ich immer die beste. Er möchte mich am liebsten ganz zur Assistentin haben, sagte er. Aber Onkel Asmus würde dann sicher Krämpfe bekommen, weil Adlefffen unverheiratet ist. Ellwangers haben ja auch deshalb nicht in den Kursus gedurft, obwohl sie die Linie der Vierzig passiert haben —"



„Vielleicht sollten sie auch nicht mit dir zusammen arbeiten, wo du hier für so furchtbar gefährlich und abenteuerlich giltst!“ sagte Gunhilde mit einem traurigen Blick.

Anka stemmte die Arme in die Taille und lachte hell auf. „Dann müßte ich eigentlich Adlefffen dreifach bezahlen für die entgangenen Honorare!“ versetzte sie.

„Du bist so glücklich, Anka — alles, was andere grämen könnte, gleitet an dir ab —“

„Gegen Skrupel und Klatsch bin ich feuerfest, Gunhilde. Ich kann ja auch jeden Augenblick fort — das macht mich so frei. Ich bin nicht aus Zwang hier, sondern aus Liebe, Gunhilde. Nur deinetwegen. Wenn du ‚gesettled‘ bist, ‚settle‘ ich mich....“

„‚Settlest‘ du dich in Attenrade?“ fragte Gunhilde lächelnd. „Mir scheint seit einiger Zeit, daß Doktor Adlefffen seine meisten Patienten in unserer Straße wohnen haben muß, denn viermal am Tag kommt er doch immer vorbei. Und bei der großen Praxis, die er haben soll, wäre das ohne solche Gründe doch kaum verantwortlich?“

„Es gehört zu seinen hygienischen Prinzipien, öfters am Tag einen Dauerlauf einzuschieben. Er hat es mir auch empfohlen, weil er sich wegen meiner Schlankheit ängstigt. Ab und zu beschuldigt er mich, unterernährt zu sein —“

„Sorgt er sich um alle im Kursus so wie um dich?“

Anka hörte mit Nähen auf und stichelte nachdenklich im weißen Mull.

„Weißt du, er sieht gar nicht wie ein Holsteiner aus — das gefällt mir so an ihm — nicht der feste, gesund rote Bauernschädel! Er hat etwas Exotisches — beinah etwas von einem Inder —“

„Das größte Lob, das du, glaub ich, spenden kannst, Anka —“

„Er muß es wohl von irgendwelchen Voreltern haben — denn die Mutter, du lieber Gott, so das weißblonde Landesprodukt, das alle Tugenden besitzt, sich steif wie ein Ladestock hält, streng wie ein Puritaner denkt und Mädchen wie mich sicher nicht leiden kann. —“

Frau Thorensen hörte kaum zu. Ihre Gedanken waren weit weg von den weißen Blusenärmeln, weit weg vom Strand der Ostsee.... Sie träumte ins Leere.

Ab und zu warf sie einen raschen Blick auf die alte eingelegte Uhr mit dem goldenen Sensenmann oben darauf, die so tödlich langsam schlug, so pedantisch und bedächtig durch die tödliche Leere ihrer Tage....

Dann, als der Zeiger auf fünf gerückt war, schob sie den Stuhl etwas zur Seite, so daß sie beim Aufschauen von der Arbeit bequem den Kiesweg zum weißen Gartenheck überblicken konnte.

Die Straße lag menschenleer. Um Doktor Meisters efeuumsponnenes Haus leuchtete dunkelblau der herbstliche Himmel; wie heller Glanz stand er hinter den Baumkronen und flutete wie ein idealer Hintergrund um das Bild der blumengeschmückten kleinen Stadt.

Frau Thorensen sah nichts von den malerischen Qualitäten der strahlenden Nachmittagstunde, nur nach der rotblauen Mütze des Postboten schaute sie aus, der wie immer fünf Minuten nach fünf langsam und behäbig des Weges gegangen kam. Er war in ihrem einförmigen Leben die tägliche Hoffnung, der Bote einer Möglichkeit, die wenigstens zweimal am Tag ihre Pulse schneller schlagen ließ. Ob er in das weiße Gartentor einbog oder nicht, war die einzige Schicksalsfrage, die sie noch stellte.

Heute bog er ein.

Anka sah auf, aber rührte sich nicht. Frau Thorensen jedoch warf wie mit jugendlichem Ungestüm die Arbeit hin und ging auf den Vorplatz.

Ja — es war ein Brief aus Japan!

Sie stieg in ihr Schlafzimmer hinauf, zog eine der blonden Schildpattnadeln aus ihrem Haar und öffnete.

Ferdinand Furka schrieb, daß er sich überarbeitet hätte, fieberkrank in einem Badeort der japanischen Berge läge, oben am Hakonesee, in dessen stiller Flut der weiße Fujiyama sein leuchtendes Haupt spiegelte — er müsse seine Heimkehr ins Ungewisse verschieben, wenn ihm überhaupt Heimkehr noch beschieden sei. Er schrieb tief deprimiert und sehr hypochondrisch — aber er schrieb, daß sie, Agnes Thorensen, in Asien und Europa der einzige Mensch sei, von dem zu scheiden ihm bitter schwer sein würde.... Sie schloß die Augen.

Wie wohl es tat, daß doch noch jemand auf der Weltkugel war, der freundschaftlich zärtlich für sie empfand... selbst wenn dieser einzige fernab am Rande des gelben Meeres weilte!

Bald war er zwei Jahre unterwegs — eine undeutlich gewordene Gestalt für sie wie alles, was vor jener schrecklichen Katastrophe lag; wie in Nebel gehüllt, unwirklich, nur geträumt....

Sie gedachte des Morgens, als sie sonnenumflutet, strahlend von Lebensgefühl, am Hafenplatz von Beckenried gestanden — in dem weißen historischen Kleid mit den blauen Seidenschleifen...

War es nicht eine andere Frau gewesen, die das alles erlebt, als jene, die jetzt so müde und elegisch in dem einsamen Zimmer saß, in das sie sich oft stundenlang hineinflüchtete, um in alten Briefen zu lesen und von schöneren Tagen zu träumen?

Und Furka würde sterben...

Sie fühlte bestimmt, daß sie ihn nicht wiedersehen würde. Ihr Leben war in die absteigende Linie gekommen. Wie sollte es sich je wieder aufnehmen? Was sie noch zu erwarten hatte, waren graue Tage. Vielleicht zuweilen ein Lichtblick. Wenn Meister Gunhilde heiratete. Oder wenn Olaf fleißiger in der Schule würde und Onkel Asmus aufhören müßte, ihr die Gedankenlosigkeit seines Wesens als vererbten Makel anzurechnen.

Aber für sich selbst konnte sie nichts mehr erwarten.

Nur das eine, daß mit einem Mal Furkas Briefe aufhörten oder plötzlich eine schwarzgeränderte Anzeige von seinem Bruder, dem Oberpräsidenten, kam.

Es würde kein wilder Schmerz für sie sein — nur ein wehmütiger, erwarteter, melancholischer...

Die andern Menschen?!

Ihr Bruder hatte einen langen Kondolenzbrief damals geschrieben — aber sie wußte, daß er ihr den unwillkommenen Schwiegersohn nie vergeben würde.

Die Töchter? Ach, die hatten selbst zu viel zu tun, ein bißchen Lebenslust aus dem Niedergang des Hauses zu retten! Sie war einsam und mußte sich darauf



einrichten, einsam zu bleiben. Die Verwandten ihres Mannes?

Sie waren milde und höflich gegen sie, wie es der Witwe eines der Ihren zukam — aber sie fror immer in diesem Kreis. Sie litt unter den theoretischen Erörterungen, ob nicht vielleicht ihr Mann weniger hätte ausgehen dürfen im letzten Winter? Ob nicht das rasende Tempo des Lebens, das sie geführt, mitschuldig gewesen sei? —

Als ob das etwas zu tun hatte mit dem blinden Zufall, der das Glück der Familie so plötzlich entzweihieb?

Geduldig mußte sie zuhören, wie das große Leben der Riesenstadt, das sie in so vollen Zügen genossen, von diesen Fernstehenden verurteilt wurde wie etwas Wahnsinniges, aller gesunden Vernunft Zuwiderlaufendes — wie ein Babylon oder ein Irrenhaus.

Wozu sollte sie widersprechen! Sie hatte ja gar keinen Schutz mehr gegen die andern. Der Mann, der ihr die Stellung gegeben, der immer wie ein schirmender Wall zwischen ihr und der Kritik der Menschen gestanden, war ja tot. Im Rückschauen begriff sie, wie gut und reich ihr Leben gewesen, das Normalleben einer Frau. Die sorglosen Jahre in Attenrade lagen wie sonnige Felder in ihrer Erinnerung, und fast wie eine Strafe empfand sie es, zwischen den leergewordenen Kulissen ihres alten Glücks wohnen zu müssen.

Festgeschmiedet durch den Zwang der Verhältnisse an dies kleine, weiße Haus war ihr Leben. Sie hatte nicht die Kraft, die Zügel des Familienlebens in sichere Hände zu nehmen, es zu lenken nach einem bestimmten Plan und Wollen. Die Töchter träumten ihre Träume für sich. Nur nachmittags saßen sie eine Stunde zusammen und nähten, und Olaf las vor, aber sonst ging jeder seines Weges. Es war ja alles so melancholisch — so zwecklos.

Das Haus aber mit seiner weißen Farbe, den lichten Gardinen hinter den tiefliegenden Fenstern stand hell und freundlich zwischen den blühenden Büschen des Gartens. Die großen Päonien neigten die roten Häupter in der Mitte des Rasens, und stark und berauschend schlug der Duft der Akazien über den kiesbestreuten Pfad. Wenn einer der wenigen Fremden, die nach Attenrade verschlagen wurden, des Weges kam und das Haus in der Sonne über der geraden Reihe der hohen Phloxbüsche leuchten sah, so dachte er wohl: Hier ist ein Port des Friedens — hier müssen Glückliche leben — hier möchtest auch du wohnen....

Wenn es Abend wurde, ging Gunhilde alle Tage mit Olaf spazieren.

Sie gingen immer den gleichen Weg, den Wiesenpfad, der ringsum die Stadt führte, entlang, die eichenbestandene Landstraße bis zum Hünengrab, dann über den Deich zurück und quer durch die Stadt, wenn das letzte Sonnengold verglomm und die ersten Lichter angezündet wurden. Gunhilde empfand dann, was sie Anka nicht zu gestehen wagte: sie liebte diese Stadt, den Geruch der Heimaterde, das Abgeschlossene, Inselhafte, das Wohnliche der kleinen Gemeinschaft! Sie liebte diese Scholle mit der gleichen Kraft, mit der am Ende seines Lebens ihr Vater sie geliebt, mit der leidenschaftlichen Inbrunst eines Menschen, der länger in der Fremde abgeirrt ist und sich dankbar seiner Zugehörigkeit an einen schönen gesunden Boden bewußt wird. Sie hatte kein anderes Verlangen mehr, als hier bleiben zu dürfen, ihr Leben wieder dort aufnehmen zu können, wo sie es mit siebzehn Jahren verlassen hatte.

... Wenn sie mit Olaf vom Deich her der Stadt zubog, kam es öfters vor, daß von einem Seitenweg her Doktor Meister auftauchte und ein Stück Weges mit den Geschwistern ging.

Er sprach dann fast nur mit Olaf. An Gunhilde richtete er beinah nie das Wort. Sie hatte sich daran gewöhnt, ruhig den Dialogen der beiden zuzuhören, manchmal mit etwas Neid auf Olaf, daß sich Doktor Meister so sehr für die kleinen Unwichtigkeiten seines täglichen Lebens interessierte. Sie mischte sich nie in das Gespräch, ja, sie vermied, seinen Blicken zu begegnen. Nur beim Abschied war ihr manchmal, als habe er wieder etwas von dem alten gütigen Lächeln für sie. Die Erinnerung daran verblieb ihr den ganzen Abend, und wenn sie nachts ihr Fenster schloß und sie gegenüber noch seine Lampe brennen oder ihn hinter den durchsichtigen Rouleaus hin und her gehen sah, dann überlegte sie mit einer Art brennender Sehnsucht, ob wohl jemals noch die Stunde kommen würde, wo er sie über die Schwelle seines Hauses rief? Oder ob sein Gartentor ihr endgültig verschlossen bleiben sollte?

Zuweilen besuchte Meister Frau Thorensen, aber immer, wenn Gunhilde fort war. Er konnte das ja so genau von drüben feststellen. Er sprach dann fast nur von Hermann und Olaf und tat, als gebe es keine jüngere weibliche Generation im Hause mehr. Er sprach nur von der Vergangenheit, so, als habe die Gegenwart gar kein Recht, als sei sie das nebensächliche....

Man war in Attenrade trotz allem überzeugt, daß Doktor Meister nach Ablauf einer angemessenen Zeit nach dem Tode des Vaters Gunhilde Thorensen heiraten würde. Man sah diesem Ereignis allseitig mit Spannung und Wohlwollen entgegen.

Gunhilde war wieder zu Gnaden angenommen im ganzen Familienbestand. Ihr weiches Wesen und ihr reizendes Gesicht bestachen jeden. Zu wiederholten Malen hatte Herr von Kehren, der manchmal eine starke Reue darüber empfand, so viel Großstadtgerede über die armen Thorensens nach Attenrade importiert zu haben, Gelegenheit zu der nachdrücklichen Feststellung genommen, daß nur über Anka, aber nie über Gunhilde Nachteiliges behauptet worden sei. Er berichtigte aus Gutmütigkeit rückwärts noch allerhand Einzelheiten. Mein Gott, er hatte ja nichts eher beabsichtigt, als diesen armen verlassenen Frauen ihre schwierige Existenz zu erschweren! Beinah verwünschte er es, überhaupt der Kanal gewesen zu sein, durch den die Kunde von der Sommervilleggiatur der ‚Bannbefreiten‘ an den Attenrader Biertisch gedrungen war. Besonders Meister gegenüber brachte er fast unnatürlich oft die Rede auf die Töchter Thorensen und gab ihm kräftig und deutlich immer wieder zu verstehen, daß im allgemeinen Urteil bei Gunhilde wirklich „gar nichts dabei“ sei und der Mann, der den bedauernswerten Frauen Helfer und Schützer sein wolle, mit Enthusiasmus begrüßt werden würde.



An Meisters immer gleicher Miene glitten alle Sondierungsfragen hoffnungslos ab.

Rechts und links von der gleichen Straße dachten sehr oft zu gleicher Zeit Gunhilde und Doktor Meister — jeder in seinem Zimmer — genau das gleiche.

Sie fühlten das Quälende, stündlich Peinigende einer Liebe in dem engen Rahmen einer kleinen Stadt, in der der gute Wille, durch das Gegengewicht ablenkender Interessen die Gedanken von dem einen Thema fortzuzwingen, jede Minute durchkreuzt werden kann durch den Zufall einer plötzlichen Begegnung, bei der die mühsam erzwungene Ruhe sofort vor der starken Beweiskraft eines Wiedersehens verfliegt. Sie fühlten oft eine Art Entsetzen darüber, daß das vielleicht so weitergehen könne durch Monate und Jahre, mit all der Sehnsucht und Grausamkeit, die Menschen, die nicht zusammenkommen, zu ertragen haben. Sie fühlten den Haß gegenseitig, den Haß gegen das Wesen, das einem den Frieden zerstört und das Leben verdirbt — täglich und nächtlich die gleiche Skala, die immerwährende, unfruchtbare Arbeit der Danaiden....

Das einzig Lindernde, die räumliche Trennung, war ihnen versagt. Die Meere, die zwischen ihnen hätten branden müssen, um ihren Nächten den Schlaf, ihren Träumen den Frieden zurückzubringen, die gab es nicht für sie. Eine schmale Straße ging zwischen ihren Gärten hin. Der Jasminduft von dort wehte zu dem Rasen hier. Die Haustürklingel des einen klang dem andern ins Ohr. Wie eine erbarmungslose Bestätigung, daß sie nie vergessen konnten, standen die spitzgiebligen Häuserfronten einander gegenüber, und die Spatzen, die in Doktor Meisters Efeu pfiffen, fraßen allmorgendlich Brotkrumen vor Gunhildens Fenster.

Die Straße war so schmal.

Warum konnte sie denn nicht hinüber?

* * *

Schuldirektor Thorensen gab alljährlich am Ferienende einen Bowlenabend in seinem Garten.

Es war das eine Begebenheit für die Verwandten und Freunde des Hauses, die ebenso sicher eintraf wie das Aufbrechen der Lindenblüten um diese Zeit oder das Abbrennen von Bauerngehöften bei schweren Juligewittern, die nicht über das Wasser hinüberkonnten und darum schieferfarben und hartnäckig stehenblieben über der kleinen Stadt hinter den Deichen.

Feierlich stand die schwere, etwas plump geschweifte Bowle unter den Windlichtern auf dem langen Tisch, der unter der Last der landesüblichen Nationalgerichte beinah brach. Das Prinzip dieser Gegend, daß alles r e i c h l i c h sein mußte — reichlich wie die Natur die Früchte der Felder und der Bäume gab — verleitete die Hausfrauen oft genug zu einer Massenanhäufung von Viktualien, die dem hereingeschneiten Fremden manchmal fast unheimlich erschien. Die Gastlichkeit der Wirte wurde nach der Masse der Reste beurteilt, und beinah schade war es, daß nicht wie bei römischen Gelagen oder vor florentinischen Palästen hinter den Jasminbüschen des Gartenhecks Klienten oder Bettler warteten, die die Überbleibsel von der Tafel des reichen Mannes umgehend verwenden konnten.

Der diesjährige Bowlenabend hatte eine besondere Weihe. Die Töchter des Hauses — Zwillinge, deren Blondhaar einige Noten zu sehr in Strohgelb hinüberging, um den Idealton von Blond darzustellen — waren frisch von ihrem Pensionsjahr in einer der berühmten Haushaltungschulen am Harz heimgekehrt und wurden zum erstenmal einem weiteren Kreis vorgeführt, traten an diesem Abend gewissermaßen auf, wie man den Akt des Wiederauftauchens als fertige Figur bei den jungen Mädchen zu bezeichnen pflegte.

Wie Musterresultate einer sorgfältigen, wohlüberlegten Erziehung saßen sie in den frischgewaschenen, steifgestärkten Kleidern artig und höflich zwischen den Gästen, die blauen, großen, ein wenig gläsernen Augen aufmerksam jedem Frager zugewendet, die blendend weißen, an Mäusegebisse erinnernden Zähnchen stets sichtbar zwischen den erdbeerroten, halbgeöffneten Lippen.

Oberschulrat Thorensens hatten in diesen Zwillingen den Mädchentyp gewissermaßen herausgestellt, der allen neuen Strömungen zum Trotz in ihren Augen ewig der wünschenswerteste blieb. Es waren Ingenues, vor deren Blicken die Wirklichkeit der Welt unsichtbar hinter einer dunklen, ritzenlosen Planke lag. Phlegmatische Seelen, die es nie nach etwas anderem gelüstet hatte, als sich auszuruhen, zu nähren und zu wachsen, frisches Obst von den Sträuchern zu essen oder Stippmilch mit recht viel dicker Sahne. Natürlich hatten sie früher ein wenig für Pastor Schreiber geschwärmt, weil das nun einmal zur Naturform der Attenrader Mädchen geworden war — aber auch das war nur ein sanftes Gefühl gewesen, nicht einmal so groß wie die Sympathie, die sie für die dicke Süster fühlten, die jeden Sonntag zum Nachmittagskaffee auf dem Damastgedeck erschien.

Mit derselben eisernen Konsequenz, mit der Frau Thorensen einst in Goethes und Schillers gesammelten Werken all die Stellen überklebt hatte, die sie den Großen von Weimar nicht vergab, die diese sogar in ihren Augen entwerteten, zu talentierten, aber eben doch verdächtigen Personen stempelte — mit der gleichen rastlosen Energie hatte sie aus dem Dasein ihrer Zwillinge jede Tageszeitung entfernt, da sie keine Nummer für giftfrei hielt und selbst zum Schulbutterbrot nur die Seiten mit den Kurszetteln zu verwenden wagte, um nicht durch einen zufälligen Einblick in die „vermischten Notizen“ über das schaudervolle Leben der Gegenwart die Zwillinge aus ihrer schönen Harmlosigkeit aufzuschrecken.

Sie hatten viel rosa Schleifen an sich und erinnerten stark an bebänderte Lämmer von einer landwirtschaftlichen Ausstellung.

Der Vater strahlte über die Heimgekehrten. Wohlwollend streiften die Blicke der Hausfreunde über sie hin. Tante Berta hatte ihre Freundin, die Stiftsdame, mitgebracht, Fräulein Herta von Bollenhagen, die prinzipiell nicht mehr aus Schleswig-Holstein herausreiste, weil ihr die Welt außerhalb „aus der Hand gefallen war“. Sie hatte beifällig zu den Zwillingen genickt und ihnen dadurch in ihren und Tante Bertas Augen eine Art Ritterschlag verliehen.

Aber dieser Bowlenabend hatte noch eine zweite Sensation. Nach längeren Verhandlungen war das



Ehepaar Thorensen übereingekommen, Agnes und die Töchter einzuladen — diesmal alle drei ohne Ausschluß von Anka, um zu manifestieren, daß sie unkleinliche, großherzige Menschen waren, die etwas taten für das Andenken des verstorbenen Vetters.

So sehr sie das zurückgezogene Leben der drei Frauen während des Trauerjahres gebilligt hatten, so fanden sie es doch nun an der Zeit, der Angelegenheit mit Doktor Meister auch ihrerseits einen kleinen Hilfsruck zu geben.

Agnes Thorensen sagte im letzten Augenblick wegen Kopfschmerzen ab. Sie hatte die gutmütige Ehrung begriffen, die in diesem Akt lag — aber den Bowlenabend mit durchleben — nein, das konnte sie nicht — sie konnte es nicht! So kamen Anka und Gunhilde allein.

Sie waren zum erstenmal wieder in weißen Kleidern ohne ein schwarzes Band. Sie trugen hohe Seidenkragen, denn den „lichten Blick" der „Bannbefreiten" hatten sie der Kritik von Attenrade ebenso geopfert wie die gebundenen Scheitellocken über den Ohren. Ganz einfach trugen sie ihr Blondhaar in schweren Knoten. Es war nichts gegen sie einzuwenden, wie Tante Berta innerlich erleichtert feststellte, als sie die Lorgnette der Stiftsdame beim Erscheinen der beiden hochgehen sah. Nur daß sie Rosen im Gürtel trugen.

War es richtig, Rosen im Gürtel zu tragen?

Lag nicht Effekthascherei darin? Sucht nach dem Besonderen? Auf eine seltsam anmutige Weise, schräg gegen die Bluse gesteckt, saßen die dunkelroten Sommerrosen an den feinen Taillen der Schwestern.

Im zuckenden Schein der Windlichter lagen ihnen die Haare wie frisch gepflückte, goldschimmernde Ähren um die Stirn, und Frau Oberschulrat Thorensen sah durch den Gegensatz mit plötzlichem Schreck, daß dieser goldige Ährenton den Ton von Stroh auf den Scheiteln der Zwillinge merklich unterstrich.

Sie sah auch mit einem Mal, daß die Zwillinge Glasaugen hatten, so, als wären blauweiße Obersteiner Kugeln hineingelegt unter die hellen Wimpern. Gunhildens und Ankas Augen waren graublau, waren wie lebendige Quellen, von dunkleren Wimpern märchenhaft umrandet. Es stand allerhand in ihnen geschrieben. Allerhand Unerfreuliches! beruhigte sich Frau Thorensen — Augen von Mädchen, die von jeher die Klassiker ohne Überklebung und die Tageszeitungen lasen.

Frau Thorensen dirigierte sofort Anka in die dunkelste Ecke des Tisches zu Doktor Adlefffen, bei dem sie den Samariterkursus hörte — Gunhilde neben Meister, der höflich, aber scheinbar ohne besonderes Glücksgefühl der Nachbarin den Stuhl zurechtschob.

Gemächlich ging die allgemeine Unterhaltung über die kleinen Erlebnisse des Alltags. An den unteren Ecken des Tisches entwickelten sich ab und zu Einzelgespräche.

Die Zwillinge erzählten Referendar Könnies Pensionsgeschichten, von endlosem Kichern begleitet, kleine Albernheiten, die nur durch die frische Jugend der Lippen, von denen sie kamen, erträglich gemacht wurden.

Frau Oberschulrat beobachtete unausgesetzt die Wirkung, die von ihren Töchtern auf den jungen Könnies ausging. Er war, äußerlich genommen, zwar nur ein langes Handtuch mit Sommersprossen, aber seine Eltern hatten ein Mustergut bei Neumünster, und die Töchter paßten ja so wunderbar gerade auf das Land.

Plötzlich war es ihr, als irrten Könnies' Augen halbverloren den Tisch hinunter zu Gunhilde hin und verweilten länger als nötig an dem demütig gesenkten Profil, das ein wenig traurig neben Doktor Meisters verschlossener Miene vor sich hinsah.

Da liegt eine Gefahr, fühlte sie blitzschnell. Meister muß zum Reden gebracht werden. Gunhilde darf nicht länger als Konkurrenz frei herumlaufen....

In ihrer Seele begab sich in diesem Augenblick etwas Merkwürdiges.

Frau Oberschulrat Thorensen war ihr Leben lang eine untadelige Frau gewesen. Sie stand dem Säuglingsheim vor, ließ die ganze Adventzeit durch im eigenen Haus für die Armen stricken, kochte dreimal in der Woche Reis und Rindsleisch für die vielköpfige Familie eines heruntergekommenen Schinkenlieferanten rechtswärts beim Gader Busch.... Aber das fühlte sie in dieser Stunde wie eine sicher aufdämmernde Erkenntnis: wer in den Bereich ihrer Töchter kam, wer den beiden blonden Lämmern etwas wegnahm — sei es nun Referendar Könnies oder einen späteren Aspiranten, der mochte auf der Hut sein! Sie fühlte durchaus in ihrer wohlerzogenen Menschenseele die Fähigkeit dazu, für ihr eigen Fleisch und Blut zur Bestie zu werden, zur Mörderin....

„Mutter, du guckst ja so stuhr!" sagte der Gatte besorgt über den Tisch.

„Ach, ich denke nur, ob Guste die rote Grütze auch richtig auf die Tellermitte klappen wird, daß sie sich nicht am Rande rumtreibt wie Sonntag" — wehrte sie ab — ein Grund zur Sorge, der dem Hausherrn durchaus begreiflich erschien.

Die Linden dufteten, und zuweilen regneten Akazienblüten auf die Tafel. Goldig schimmerte der Wein in der gläsernen Bowle, und über dem durchsichtigen gelben Glanz schwammen die Walderdbeeren, als wären es kleine Rubine. Wie ein Triumph zufälliger Schönheit wirkten die Farben in dem plumpen Gefäß.

„Wie schön! Man möchte es malen", sagte Gunhilde zu Meister und wies auf die Bowle — „ich mag keine Bowle trinken, aber sehen tu ich sie gern. Es ist solch feiner Zusammenklang in den Farben, das Goldgelb und das Rot —"

Meister reckte sich straff auf. „Ich trinke sie nur und sehe sie nicht an", sagte er schroff. „Solche Betrachtungen wie die Ihre nennt man ja wohl Verfeinerung oder Raffinement. Ich verstehe mich nicht auf dergleichen."

Gunhilde schwieg erschreckt. „Es tut mir leid, daß ich es gesagt habe, wenn es Ihnen so mißfällt —"

„Mißfallen?! Gott, nein! Jeder kann ja sein, wie er will...."

Gunhilde sah ihn an. Er starrte in sein Glas. Wieder sahen seine schön gezeichneten Züge wie die eines alten strengen Kultbildes aus, nachsichtslos und unnahbar. Ihr kam zum erstenmal das Gefühl, daß dieser Mann sie vielleicht ernstlich hassen möchte, daß



seine alte Liebe nicht nur tot, sondern ins Gegenteil umgeschlagen sei. Zu jung, um diese Männerseele zu verstehen, saß sie ratlos da und warf zuweilen einen langen, fragenden Blick zu Anka hin, die überlegen mit halben Lippen lächelte und ihre frühere Unbeirrbarkeit gelassen zur Schau trug.

Was war die Rolle, die das Leben Gunhilde Thorensen angewiesen hatte? Sie saß und wartete auf den Mann! Auf den Mann an der anderen Seite der Straße, von dem niemand wußte, ob er je herüberkommen würde.

Ihr fiel das altmodische Schicksal zu, das tausend Mädchen in kleinen Städten immer traf und treffen wird. Auf eine Nummer gestellt, war ihr Schicksal einem einzigen in die Hand gegeben. Durch Jahre und Jahrzehnte mochte der triste Roman dieser unsicheren Hoffnung hinschleichen wie ein wasserarmer Bach durch dürren Sand.

Sie kannte alte Mädchen in der Stadt, von denen die Sage ging, daß sie vor fünfzig Jahren eine Passion gehabt hatten für den und den. Der Mann lebte vielleicht drei Straßen weit von ihnen. Ihre Wege kreuzten sich immerfort. Immerfort fiel ihnen sein Schatten vor die Füße. Niemals verharschte die Wunde, weil stets der Zufall neuen Schmerz brachte. Wie von dunklen Fittichen überschattet, gingen diese Mädchenlose hin unter der Tragik einer Liebe, die vielleicht nur einen einzigen Sommer lang beglückend gewesen war. Kein zweites Erlebnis kam, die Spuren des ersten zu verwischen. Die Zukunft versprach nichts. Ihr einziger Besitz war die Erinnerung, die welke Blume, die armselige Mumie.

Gunhilde wagte kaum mehr, ihren Nachbarn anzusehen. Wozu auch? Sie kannte ja diese Züge auswendig, kannte sie in Liebe und Groll.

Mit ihrer leisen, weichen Stimme erwiderte sie Pastor Schreibers Fragen, die er ihr wohlwollend und interessiert über den Tisch rief. Ihr war, als mißbillige Meister all ihre Antworten, als störte ihn ihrer Stimme Laut, in der es nach verhaltenen Tränen klang, als ärgere ihn das Wohlwollen, mit dem Schreiber gerade diese beiden Lämmer seiner Herde betrachtete, die er so gern vereint vor sich am Altar gesehen hätte. Meisters finstere Miene schüchterte diese Hoffnung in seinen Augen keineswegs ein, hatte er doch oft genug erlebt, daß Verlobungen unmittelbar aus starkem Groll hervorspringen können, so wie die Sonne zuweilen gleich nach Hagelschauern scheint.

In Fräulein von Bollenhagens Seele erwachte indessen ein großes Interesse an Anka Thorensen. Sie hatte noch nie mit jemand zu Tisch gesessen, an dessen Ruf etwas nicht ganz in Ordnung war. Vereinzelte Stichworte über die Gepflogenheiten der Gemeinschaft, der die beiden Schwestern in Berlin angehört, waren als Symptome neuer Frauensitten auch in das Stift gedrungen, in dem Herr von Kehren zudem zwei Schwestern hatte.

„Sonderbar!" sagte die Stiftsdame und lorgnettierte Anka. „Nun hatte ich mir dies vielbesprochene Mädchen doch ganz anders gedacht. Sie ist sehr hübsch, sehr distinguiert und, wie mir scheint, von durchaus sachgemäßen Manieren. Ich hatte mir erstens einen ganz phantastischen Haarbau vorgestellt — dann lautes Wesen, die Arme auf dem Tisch, Reformtracht und Agitationsreden. . . ."

„Der Einfluß von Attenrade hat sich schon sehr günstig bemerkbar gemacht", versetzte Thorensen. „Sonst, verehrtes gnädiges Fräulein, würde ich meine Nichte, die mir zeitweise sehr unsympathisch war, auch nicht in diesen Kreis gezogen haben! Tatsachen bleiben aber schließlich bestehen, wenn auch der Mensch sich bessert —"

„Was war denn, genau genommen, Tatsächliches erwiesen?" fragte die Stiftsdame begierig und lorgnettierte weiter zu Anka hinunter. Wie alle Frauen, die so gut wie nichts erlebt hatten, hatte sie ein zu gleichen Teilen aus Abscheu und Respekt gemischtes Interesse an Geschlechtsgenossinnen, die sich mit kühnem Griff Lebensfrüchte, die ihnen versagt blieben, vom Schicksalsbaum herunterlangten — jenes Interesse, das der von der Ersatzkommission „d. u." befundene Jüngling für den Krieger fühlt, der einmal wirklich im Feuer gestanden.

„Erwiesen, gnädiges Fräulein? Das Erweisen entzieht sich in solchen Fällen meist der Möglichkeit. Das liegt in der Natur der Dinge. Was vorliegt, sind einmal gedruckte Abhandlungen über platonische Liebe, die jedenfalls ganz aus der Linie der ‚höheren Tochter', wie wir sie hier verstehen, fallen — Aperçus über Küsse, die eine in diesem Fall ganz unberechtigte Bewandertheit in bezug auf dies heikle Thema beweisen. Aber auch das möchte hingehen! Dies Balancieren auf Grenzen kann ja eine nachgemachte Manier sein, die angeblich eigenen Ideen etwas Nachgeplappertes, in zweifelhafter Gesellschaft Aufgeschnapptes. Und mit den letzten Worten komme ich auf den Kern der Sache, auf das, was vorliegt! Jener Aufenthalt in Faröer, über den leider die unliebsamsten Mitteilungen kursieren, ist eben ein Faktum! Der Mittelpunkt jenes Kreises war jener berüchtigte Henry X., der Mann mit den erfolgreichen Stücken an den Privatbühnen und Kammerspielen, vor denen jedoch jedes Hoftheater, jede Bühne, die nicht der Bohème dienen will, sich bekreuzt — eine vielleicht genialische, aber ganz prinzipienlose Natur! Erwiesenermaßen war Anka seine nächste Freundin in Faröer. Diese Literaturgeister wandelten nämlich alle zu zweien. Sie hatten sonderbare Feundschaftspakte mit Klauseln und benahmen sich durchaus sans gêne, ohne jede Rücksicht auf die Kritik der anderen Badegäste. Villennachbarn von Henry X. fuhren dann nach Island. Er kam auch an Bord, zwar nicht mit Anka, aber doch mit ihrer Intima. Wieder ignorierte dies Paar die sämtlichen Reisegenossen. Nichts ist empörender, zur Kritik aufstachelnder als solch ein Ignoriertwerden der Unanfechtbaren von den Zweifelhaften! Ein Kollege meines armen Vetters Thorensen und Frau waren zufällig auch auf dem Schiff. Die ‚Bannbefreiten' blieben Hauptthema der ganzen Gesellschaft, und aus Henry X.' Verhalten mit seiner Partnerin zog man Rückschlüsse auf den ganzen Kreis, insbesondere auf Anka. Der Kollege war schließlich nicht zum Schweigen verpflichtet. Er schwieg aber dennoch, ein Akt der Loyalität, der ihm immerhin anzurechnen ist. Nur Herrn von Kehren hat er genaue

Mitteilungen gemacht, und dadurch ist es hierher gesickert und in die Akten der Attenrader Chronik aufgenommen."

Er legte sich zurück und stemmte die Daumen in den Ausschnitt der Weste.

„Man kann so denken und so — ich für mein Teil bemühe mich stets, tolerant zu sein. Ich verzeihe gern und rede mit Vorliebe zum Guten. Aber das steht fest: Hierzulande bekommt Anka Thorensen keinen Mann."

Er sagte es beinah mit Genuß und sah dann zu seinen Töchtern hin, die in ihrer blütenweißen Unschuld immer seelenvergnügter mit dem Referendar dalberten.

Die Stiftsdame machte große Augen. Keinen Mann! So apodiktisch klang es von des Schulmanns Lippen! Und Fräulein von Bollenhagen betrachtete sich noch genauer das feingezeichnete Gesicht des Mädchens, die bei ihrer Lebensmeerfahrt so unvorsichtig auf eine Sandbank geraten war.

„Es scheint sie aber alles nicht im mindesten zu genieren!" sagte sie beinah bewundernd zu ihrem Nachbar.

„Wir kennen ihre dunklen Stunden nicht", versetzte er mit Grabeston. „Manches, was wie echte Heiterkeit aussieht, ist im Grunde nur Galgenhumor."

„Meinen Sie? Es interessiert mich wirklich sehr, Herr Oberschulrat."

Der Abend wurde immer kühler und dunkelblauer.

Es begann in den Lindenbäumen zu wehen, und die Windlichter flackerten hin und her. (Forts. folgt.)

Letzte Rosen.

Die letzten Rosen biegt der Abendwind,
So wie man Fackeln biegt, eh sie verlöschen.
Wie Tränen tropft ihr Duft durch meine Träume;
Verblühendes, das heiß noch einmal blüht.
Und fernher rauscht der greisen Kiefernbäume
Nachtdunkles Lied.

Hier saß ich früher schon. Da lag der Garten
Lichtüberströmt vor ihrer Finsternis.
Durch junge Rosen zog ein Mädchenlachen,
Versteckt, doch wohlig; lockend und doch sacht.
Die wilden Tauben gurren beim Erwachen,
Wie sie gelacht.

Heut dunkelt es. Kein heimlich süßes Leben
Birgt er für mich mehr. Wenn ich dennoch lausch
Im duftgeweckten Traum vergangner Tage,
Knackt nur im Forst vertrocknendes Geäst,
Und schrill umzittert eines Habichts Klage
Ein leeres Nest.

Die letzten Rosen biegt der Abendwind
Wie Liebesfackeln, die verlöschen sollen.
Noch einmal brennen sie in Duft und Gluten,
Wie süßes Gift tropft mir ihr Ruch ins Herz ...
Wie Tränen derer, die sich still verbluten ... —
Tauch wieder unter, Traum aus Duft und Schmerz!

Georg Busse-Palma.

Land und Leute in Portugal.

Von Victor Ottmann. — Hierzu 15 photographische Aufnahmen.

Die jüngsten politischen Ereignisse in Portugal haben wieder einmal die Augen aller Welt auf ein Land gerichtet, das im Dornröschenschlaf seines Erweckers harrt und zweifellos eines der am wenigsten bekannten Länder Europas ist. Mehr noch als sein großer Nachbarstaat Spanien leidet Portugal unter der Ungunst der geographischen Lage. Durch den ungeheuren, bis vor kurzem fast unübersteigbaren Grenzwall der Pyrenäen von Mitteleuropa geschieden, umgeben von Meeren, deren sprunghafte Launen die Schiffahrt schwer behinderten, war die iberische Halbinsel von jeher zu einer isolierten Stellung verurteilt, die, wie stets geographische Besonderheiten, den Charakter ihrer Bewohner und ihre geschichtliche Entwicklung in einschneidender Weise beeinflußt hat. Selbst heute, im Zeitalter eines intensiv gesteigerten Verkehrs, führen erst zwei Schienenstränge rechts und links von den Pyrenäen zur iberischen Halbinsel hinüber, und da das spanisch-portugiesische Eisenbahnwesen trotz der anerkennenswerten Verbesserungen der letzten Jahre noch weit davon entfernt ist, modernen Ansprüchen zu genügen, stellt der Landkomplex der beiden Nachbarvölker trotz seiner mächtigen Ausdehnung noch immer eine Art von europäischem Winkel dar, etwa so, wie in kleinerem Maßstab das ebenso stiefmütterlich bedachte Griechenland. Portugal wäre noch weit schlimmer daran als Spanien, wenn es zum Glück nicht zwei große, außerordentlich vorteilhaft gelegene Hafenplätze besäße: Lissabon und Oporto. Und ohne die Möglichkeit, diese beiden wichtigsten Städte des Landes in angenehmer Fahrt auf dem Seewege zu erreichen, würde Lusitanien vom Touristenstrom kaum merklich berührt werden. Erst in neuester Zeit ist Lissabon, seitdem es von den Exkursionsdampfern mit Vorliebe angelaufen wird, dem übrigen Europa nähergekommen, aber nur ein ganz geringer Teil der Reisenden, die die Hauptstadt besuchen, hält es für lohnend, tiefer ins Land einzudringen. Allerdings legt das Reisen in Portugal,



gerade wie in Spanien, dem verwöhnten Touristen einige Entbehrungen und Beschwerlichkeiten auf.

Portugal verdient diesen Mangel an Beachtung nicht. Es hat zwar, da die Mauren hier nur geringe Spuren hinterließen, keine so eigenartig schöne Baudenkmäler aus alter Zeit aufzuweisen wie Andalusien und Granada, auch nicht so erlesene Kunstschätze und kein so interessantes, farbenreiches, temperamentvolles Volksleben wie Spanien, aber es zeigt unter allen Ländern Europas die größte Mannigfaltigkeit der Bodengestalt nebst der reichsten Vegetation. Von den nackten Vorgebirgen der häufig sturmumtobten Küste und ihren einsamen Dünenkämmen bis zu den alpenähnlichen Gebirgen des Nordens entfalten sich alle erdenklichen Landschaftsbilder: üppige Weiden, stille Täler gleich denen des deutschen Mittelgebirges, blühende Gärten, wogende Kornfelder; Minendistrikte, deren Düsterheit an Szenen aus dem Inferno denken läßt, heitere Weinberge, idyllische Flußufer und weltverlorenes Urwalddickicht. Dieses Land, an Bodenqualität und Klima dem des spanischen Vetters weit überlegen, könnte unter besseren sozialen Umständen die Heimat eines glücklichen, wohlhabenden Volks sein. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, weshalb Portugal sich von diesem Ideal so weit entfernt, aber es genügt, an den Parteienhader, das Latifundienwesen, die Unbildung des Volks — von dem trotz des angeblich obligatorischen Schulbesuchs mehr als drei Viertel nicht lesen und schreiben können — und eine gewisse fatalistische Gleichgültigkeit, die überhaupt den Südländer charakterisiert, zu erinnern. Die reichen Naturschätze werden infolge unzweckmäßiger Gesetze und mangelnder Arbeitskräfte nur zum Teil ausgenutzt. Von dem anbaufähigen Boden liegt fast die Hälfte brach, die Förderung der wertvollen Erze erfolgt in unzulänglicher Weise, dagegen haben Industrie und Handel in den letzten Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung genommen, und auch der Schiffahrtverkehr nimmt bedeutend zu. Eine gerechte, stetige, nicht mit Parteihader und Experimenten ihre Kraft vergeudende Politik, besserer Schulunterricht und vor allen Dingen leuchtende Vorbilder könnten den Fortschritt Portugals nach und nach außerordentlich fördern. Aber das Volk, das schon so viel Regierungsjammer, so viel Politikasterei, so viel Mißwirtschaft über sich ergehen lassen mußte, glaubt nicht mehr recht an die Ernsthaftigkeit seiner verschiedenen „Retter“ und ihrer phrasenreichen Programme und setzt deswegen auch den bestgemeinten Reformversuchen einen gewissen passiven, nicht leicht zu überwindenden Widerstand entgegen. Trotzdem ist dieses Volk, das einst einen Heinrich den Seefahrer, einen Vasco da Gama, einen Cabral mit welterobernder Mission über die Meere sandte, keineswegs schlaff oder entartet. Es liegt nur wie eine dumpfe Müdigkeit über ihm, die unausbleibliche Folge vieler Enttäuschungen. Ihre guten physischen Eigenschaften, ihre Vaterlandsliebe und Mäßigkeit werden den Portugiesen unter günstigeren Verhältnissen doch noch einmal zu einer neuen Blütezeit verhelfen.

Der Fremde, der Spanien bereist hat und zum erstenmal nach Portugal kommt, ist unwillkürlich geneigt, das Land und seine Bevölkerung gewissermaßen nur als Allonge von Spanien zu betrachten. Aber er wird bald gewahr, wie sehr hier alles vom spanischen Wesen abweicht, besonders vom südspanischen mit seinem alten maurischen Einschlag. Dem Portugiesen fehlt die spanische Heiterkeit, der unverwüstliche Optimismus, der sich nicht viel Kopfzerbrechen macht und selbst die schwersten Katastrophen überwindet: „Es wird schon wieder besser kommen, quien sabe?“ Er ist ernster, gemessener, von zeremoniöser Höflichkeit; auch der einfachste Bauer wünscht als Kavalier behandelt zu werden. Dem Volk fehlt das Leidenschaftliche, aber auch das reizend Naive des spanischen Südens ebenso wie die Romantik; es ist zu schwerblütig für Tanz und Gesang, und die portugiesischen Stierkämpfe sind harmlose Kurzweil im Vergleich zur Blutrünstigkeit der spanischen Corridas, die das Sinnen und Trachten der meisten Spanier in einer für uns unfaßbaren Weise beherrschen.

Wer mit dem Schiff in Lissabon ankommt und entzückt das großartige Panorama der über dem Tejo aufgetürmten Häusermasse erblickt, kann ein Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken, wenn er an Land geht und die Stadt von innen betrachtet. Die gradlinigen, ganz modernen Straßen, die nüchterne Architektur, die Farblosigkeit der Bevölkerung, der Mangel an Eleganz, an Malerischem — alles das will nicht recht passen zu der schönen Fassade, die unerhörte Wunder versprach. Und ihn enttäuscht vielleicht auch ein bißchen der auffallende Mangel an weiblicher Schönheit. Es mag ja schrecklich ungalant sein, das zu konstatieren, aber die portugiesischen Frauen und Mädchen können es im Hinblick auf äußere Reize weder mit den Spanierinnen noch mit den Südfranzösinnen aufnehmen. Die starke Mischung des Volks aus romanischen, germanischen, arabischen und allerlei sonstigen Bestandteilen hat seine ästhetische Wirkung offenbar nicht begünstigt. Besonders die Bäuerinnen sind im allgemeinen sehr derbknochig und ohne Anmut; daß es natürlich Ausnahmen gibt, beweist unser Bild der beiden ländlichen Schönen (Abb. S. 1833), deren reichgestickte Nationaltracht auch guten Geschmack bekundet. Man muß in Lissabon die entlegenen Winkel, die krummen Seitengassen der Altstadt aufsuchen, um originelle Züge des Volkslebens zu finden. Auf dem Fischmarkt, am Kai, in den gewöhnlichen Schankwirtschaften, überall wo der kleine Mann und der in die Stadt gekommene Bauer ihre Geschäfte abwickeln oder ein Glas des meist vortrefflichen Weins trinken, wird der stille Beobachter für sein Studium belohnt. Unter den zahllosen Straßenhändlern findet der Lotterielosverkäufer, der sein armes Grauschimmelchen als ambulante Auslage vor sich hertreibt (Abb. S. 1832), großen Zuspruch, denn die Portugiesen sind wie alle Südländer stets gern bereit, dem Glück die Hand zu bieten und die beliebteste Form der Selbstbesteuerung, nämlich auf dem Wege des Lottos, auf sich zu nehmen.

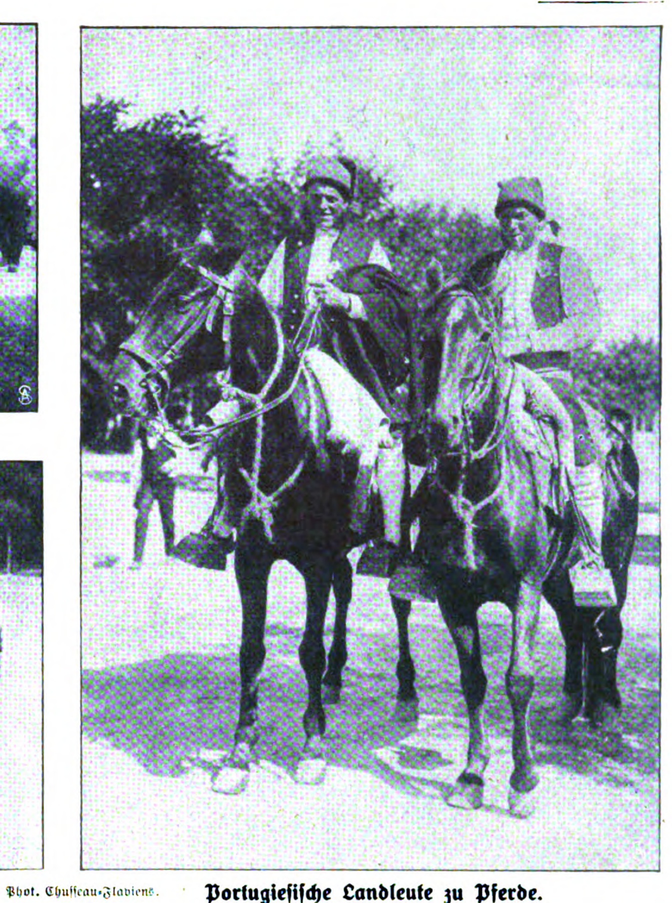
Wer sich an Lissabons nicht allzu üppigen Reizen gesättigt hat, stattet noch der Vorstadt Belem (d. h. Bethlehem) mit dem berühmten Konvent des Hieronymus, dem schönsten Baudenkmal des Landes, einen Besuch ab und fährt dann nach dem benachbarten Städtchen Cintra, von dem das Sprichwort behauptet: „Die ganze Welt ohne Cintra sehn, heißt wahrlich wie ein Blinder gehn.“ Es ist in der Tat ein landschaftlicher Glanzpunkt und in dem Zusammenklang von Gebirge und Meer, nacktem Fels und blühender Vegetation ein Stückchen Eden, das außer Byron schon manchen anderen Dichter zu rhythmischen Ausbrüchen der Begeisterung hingerissen hat. Weniger schön, aber eigenartig ist das auf hoher Felsenkuppe gelegene Castello da Pena (Abb. S. 1832), ursprünglich eine arabische Burg, die vor etwa siebzig Jahren durch einen Deutschen, den Obersten v. Eschwege, in dilettan-



Fischer und Fischerfrauen in Lissabon.



Ein Bauer mit seinem Ochsengespann.



Phot. Chusseau-Flaviens.

Portugiesische Landleute zu Pferde.



Gesamtansicht von Coimbra, der einzigen Universitätstadt Portugals.



Blick in eine Lissabonner Bar. Phot. Chusseau-Flaviens.



Ein Händler von Lotterielosen in Lissabon.

tisch-phantastischer Weise in eine Art von Märchenschloß verwandelt wurde. Aber hier unter südlichem Himmel, im Ueberschwang der Farben und Formen, wirkt die tolle Stilkonfusion des Baus keineswegs so peinlich, wie es unter weniger glücklichen Umständen der Fall wäre.

Der ganze Süden Portugals kommt für den Touristen kaum in Betracht, dagegen sollte er die ziemlich bequeme Reise nordwärts über Coimbra nach Oporto keineswegs unterlassen, da sie ihn mit den nächst Lissabon zwei wichtigsten Städten des Landes bekannt macht. Das reizend gelegene Coimbra ist das portugiesische Athen, als einzige Universitätstadt der geistige Mittelpunkt Lusitaniens (Abb. S. 1831), auch der Geburtsort der Nationaldichter Camões und Francisco Sá de Miranda. Es gibt hier 53 Lehrstühle und etwa 1200 Studierende, und wenn der Tourist



Mädchen von Coimbra am Mondegofluß.



Ansicht des Schlosses Pena bei Cintra.

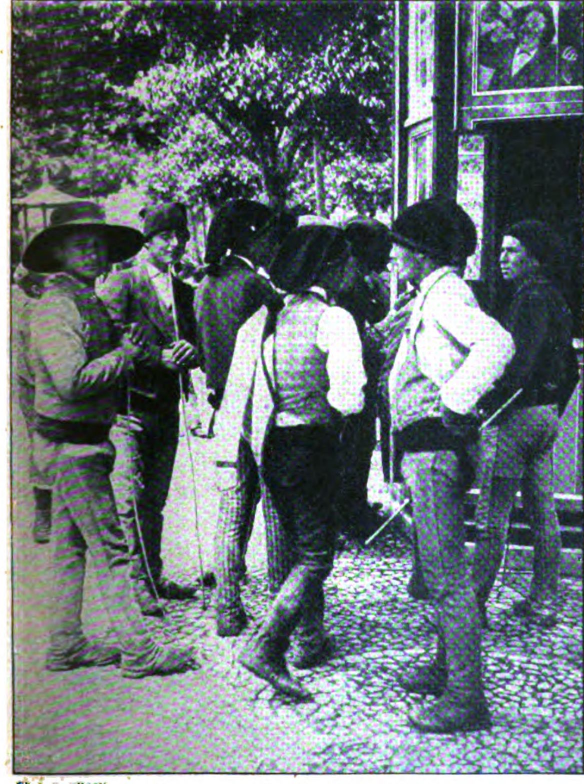


Eine alte Straße in Lissabon. Phot. Chusseau-Flaviens.





Markttag in der Stadt Barcellos (Nordportugal).



Phot. G ulleau-Flaviens.

Vor einer Trinkhalle in Lissabon.



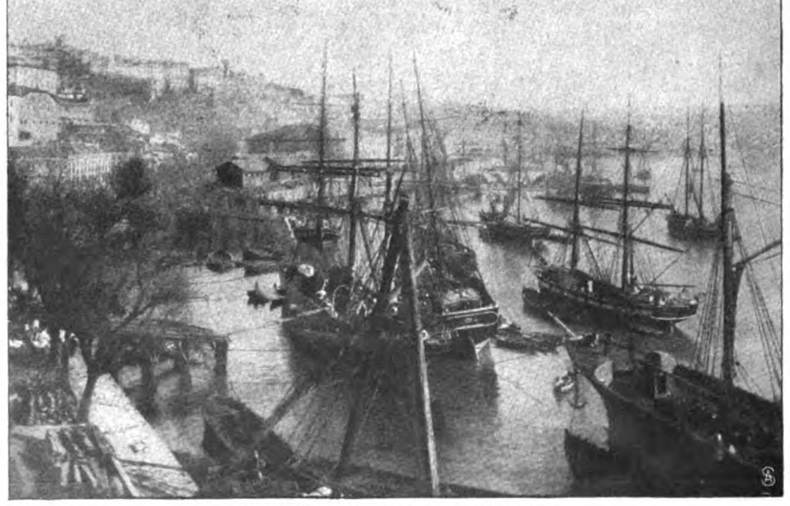
Portugiesische Bäuerinnen in Nationaltracht.



das Glück hat, zufällig einer Doktorpromotion zusehen zu dürfen, die noch immer nach dem Zeremoniell von 1431 erfolgt, wird er sich ins Mittelalter zurückversetzt wähnen. In den klaren Fluten des Mondego, von Camões in seinen schönsten Versen besungen, füllen die Mädchen Coimbras ihre Krüge, die sie nach südländischer Gewohnheit auf dem Kopf tragen. Nicht so idyllisch wie die stille Stadt der Alma mater, aber ebenfalls sehr schön gelegen, türmt sich an den steilen Ufern des Douro Oporto auf, die Zentrale Nordportugals, der bestangebauten Provinzen des Landes (Abb. nebenstehend). Der Name der Stadt lautet eigentlich nur Porto, d. h. Hafen, aber der deutsche Sprachgebrauch hängt vorn den Artikel o an und macht Oporto daraus. Obwohl Oporto nur wenige Kilometer von der Mündung entfernt liegt, ist der Douro für Schiffe mit großem Tiefgang doch nicht geeignet; diese laufen Leixões an, den eigentlichen Seehafen Oportos. Die ganze Gegend steht im Zeichen einer außerordentlich lebhaften Geschäftigkeit; allerdings ist die früher so bedeutende Weinausfuhr („Portwein") stark zurückgegangen, dafür aber hat sich die Industrie sehr gehoben. Wer das moderne Portugal, das Portugal der Arbeit und des Fortschritts, kennen lernen will, muß Oporto sehen; hier liegen die besten Wurzeln seiner Kraft.


Straße in Oporto, der Zentrale Nordportugals.


Volksleben in Portugal: Die „Brunnenstunde" in Lissabon. Phot. Chusseau-Flaviens.


Die Hafenstadt Oporto am Douro.

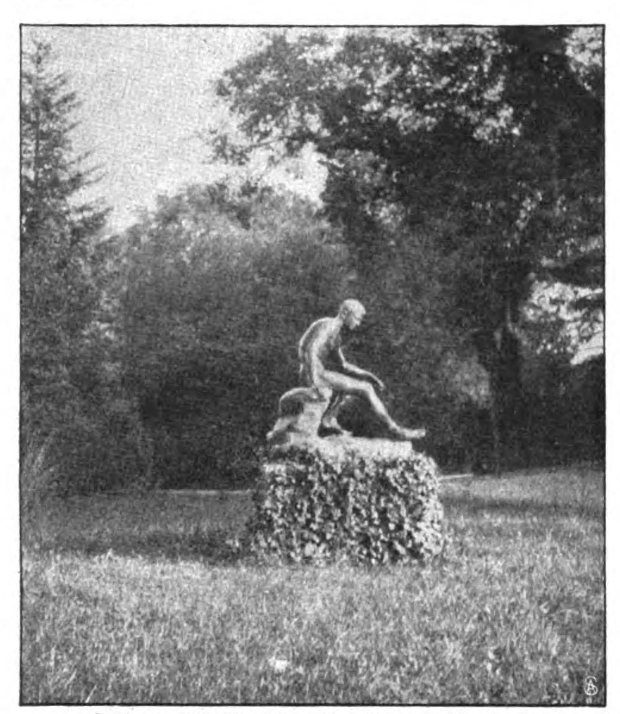
Marie von Ebner-Eschenbach auf ihrem Stammschloß.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 5 Aufnahmen.

„Du Liebling aller Herzen, wie machst Du es, daß man für Dich immer mehr hat als für die anderen und Dich nie mehr vergessen kann?" So schrieb Marie Kittl an die sehr jugendliche Komtesse Marie Dubsky, nachmalige Baronin Ebner-Eschenbach. Marie Kittl war einige Jahre Erzieherin im Hause Dubsky. In dieser Zeit hatte sie das Herz der jungen Komtesse derart gewonnen, daß das Mädchen ihr noch lange alles, was es bewegte, in wunderhübschen Briefen mitteilte. Von tiefem Weh erfüllt, der Mutterliebe entbehren zu müssen, klagte die liebebedürftige Komtesse der treuen Freundin all ihre Schmerzen. Und in einem Antwortschreiben Marie Kittls an die Komtesse finden wir die anfangs zitierten Worte, die die Persönlichkeit von Marie Ebner-Eschenbach vielleicht unbewußt für alle Zeit am treffendsten charakterisieren werden. Am 13. September 1830 kam Komtesse Marie auf dem Schlosse Zdislavic in Mähren zur Welt. „Ich weiß," so erzählt sie von ihren Kinderjahren, „daß ich ein sehr fröhliches Geschöpf gewesen bin und auch — tempi passati — ein sehr wildes und unbändiges. Ich hatte eine um ein Jahr ältere Schwester, ein ernstes, braves, gewissenhaftes Kind, und zwei Brüder, der eine um drei, der andere um vier Jahre jünger als ich. 1836 kam ein Schwesterchen dazu, vom ersten Augenblick seines Lebens an das holdeste kleine Geschöpf, dessen

Marie v. Ebner-Eschenbach auf ihrem Stammschloß: Die greise Dichterin vor Schloß Zdislavic.





Teil des Schloßparks mit ruhendem Merkur.

Die Blumenuhr im Park, ein Geschenk an die Dichterin.

ich mich entsinne. Fast zugleich mit der Freude, die wir Großen an ihr hatten, trat der erste Schmerz in mein Leben. Ich sollte stricken und lesen lernen. Warum mir das als Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich heftig und lange, doch wurde mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama.“ (Es war dies ihre Stiefmutter, Eugenie, geborene Baronesse Bartenstein, der Komtesse Marie in herzlichster Liebe zugetan war. Maries Mutter, geborene Baronesse Marie Vockel, starb 16 Tage nach der Geburt unserer Dichterin an einem Schlaganfall). „Die Strumpfbänder waren das Mißratenste, was je auf diesem Gebiet geleistet worden, aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können. Ich war glücklich und traurig, denn ein dumpfes Gefühl sagte mir, daß es nun vorbei sei mit meiner ungebundenen Freiheit und die Zeit gekommen, in der auch ich arbeiten und lernen müßte. Eins war mir so widerwärtig wie das andere, und wenn meine Lehrer mir sagten: ‚Wie kann man so schlecht lernen, wenn man so leicht lernt?‘ geriet ich in Entrüstung. Leicht sollte mir das Lernen sein, mir, das Dasitzen über Büchern und Schiefertafeln, während draußen die Sonne schien, alles grünte und blühte, die glücklichen Vögel von Wipfel zu Wipfel flogen und meine kleinen Brüder im Garten spielten! Wenn durchaus gelernt sein mußte, ließ ich es mir in der Stadt eher gefallen . . .“

Schloß Zdislavic: Die von Marie v. Ebner bewohnte Seitenfront.

Marie wuchs heran zu einem ernsten, sinnigen Mädchen ohne andere als die herkömmliche gesellschaftliche Bildung, aber erfüllt von heißem Verlangen nach großen Taten. Die Vierzehnjährige hatte in einem Brief an Marie Kittl den Entschluß kundgegeben, entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Völker und Zeiten zu werden. Ihre Umgebung war von den dichterischen Versuchen Maries nicht sehr erbaut. „Marie glich einem Bäumchen im Frühling,“ — so schreibt Moritz Ebner in seinen Denkwürdigkeiten — „von dessen Blütenzweig tausendstimmi-

ger Wohlklang niederschallt . . . Sie war eine Libelle, die eben erst ihre zarten Schwingen entfaltete.“ Franz Grillparzer hat ihrem Talent die Weihe gegeben. Die besorgte Stiefmutter wollte wissen, ob man Maries poetische Ergüsse noch weiter dulden solle, ob sie irgendwie Anspruch hätten, ernst genommen zu werden, und unterbreitete eine Anzahl von Gedichten Grillparzer. Der Dichter fällte folgendes Urteil: „Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine vielleicht auch nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe in manchen der satyrischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse weckt, und deren Kultivierung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte.“ Den größten Teil des Jahres brachte Marie Ebner in Zdislavic zu, wo sie als Schloßfräulein aufwuchs. Dort entstanden auch viele ihrer herrlichen Werke. Von den meisten ihrer schriftstellerischen Produkte läßt sich sagen, was sie im Jahr 1877 an ihren Freund Dr. Faust Pachler schrieb: „Ich habe ‚Die letzten Freiherren von Gemperlein‘ angefangen. Die kann ich nur hier schreiben. Zdislavicer Luft muß sie zeitigen.“

Von links nach rechts: Graf Heinrich Dubsky-Medea; Exz. Graf Adolf Dubsky, Besitzer des Schlosses; Botschafter Graf Viktor Dubsky-Ziadlowitz.

Die Brüder der Dichterin.

Zdislavic, ein sehr geräumiges, in Hufeisenform erbautes und von einem großen Park umgebenes Wohnhaus, war einst eine Dependance des Jesuitenkollegiums in der nahegelegenen Stadt Hradisch. Der spätere Besitzer Graf Alois Dubsky hat die Besitzung beträchtlich verschönert. Das Wohngebäude wurde vergrößert, der Park erweitert, eine Wasserleitung eingeführt, ein angenehmes Bad mit Schwimmteich angelegt, hübsche Gartenhäuser erbaut und in einem zweiten angrenzenden, etwas düsteren Garten die Familiengruft errichtet. Von der hohen Lage des Schlosses hat man nach Osten eine weite Fernsicht, die der hochragende Hostein begrenzt, ein vielbesuchter Wallfahrtsort. In ihrem autobiographischen Fragment: „Aus meinen Kinder- und Lehrjahren“ plaudert die Dichterin selbst. „In jener Zeit (1835 und die folgenden Jahre) brachten wir den größten Teil des Jahres in Zdislavic, dem Gut meines Vaters, zu, kamen erst im Spätherbst nach Wien und zogen im Vorfrühling aufs Land. Die Tage der Abfahrt, der Reise, der Ankunft waren befugte freie Tage für die Kinder. Wir wußten uns aber auch einige unbefugte zu erschwindeln. Sobald der erste für unsere Effekten bestimmte Koffer sich blicken ließ, waren auch schon unsere Bücher und Theken hineingeschmuggelt — unmöglich, noch eine Lektion zu nehmen, alle Lehrgegenstände fehlten. Wir summten müßig im Haus umher, in der Küche, in den Vorzimmern, krochen in die noch leerstehenden Kisten, verbargen uns im Stroh, genierten alle Welt und wurden fortgeschafft, wo wir uns zeigten; das alles war uns unbeschreiblich angenehm, am angenehmsten aber die Reise selbst . . . Die Ankunft in der Stadt war immerhin erfreulich wegen des alten Spielzeugs, das wir dort zurückgelassen hatten und wiederfanden . . . Aber was bedeutete dieses Wiedersehen mit alten Bekannten aus



Holz oder Blech mit den lebendigen Freunden, die uns bei einer Ankunft in Zdislavic erwarteten. War das ein Drängen im Schloßhof, wenn unsere drei Reisewagen vorfuhren; war das ein Willkommenrufen und ein Händeschütteln und ein Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können! . . . Nicht minder herzliches Willkommen als die Menschen daheim bot die heimische Natur! Die Felder, die Wiesen, die blütenüberschneiten Bäume am Wegesrand und im Garten jeder Strauch und jeder Halm. Kein schöneres Wiedersehen aber als das der doppelreihigen breitästigen Lindenallee, unseres liebsten Spielplatzes an heißen Sommertagen — o, wie herzlich wünschte ich oft ein Riese zu sein mit ungeheuren Armen, um alle diese Wipfel umfassen und ans Herz drücken zu können."

Von ihrer Kindheit an verbrachte Marie Ebner den größten Teil des Jahres auf ihrem Stammschloß, das ihr die meisten Anregungen für die Werke bot. Auf diesen Schlössern des mährischen Hochadels herrscht ein ganz eigentümliches Leben, das einer dichterisch gestimmten Seele vielfache Gelegenheit zu lohnenden Beobachtungen gibt. Als willkommene Gäste erscheinen die Standesgenossen; ein zahlreiches Gesinde birgt manchen wunderlichen Kauz in seiner Mitte, und endlich fällt auch das Dorf noch in den Gesichtskreis der „Herrschaft". Das alte Band der Hörigkeit mag zerrissen sein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wirkt nach und findet in jeder Not und Bedrängnis seinen Ausdruck. So bleibt denn dem hochgeborenen Fräulein auch die Erkenntnis nicht erspart, wie ernst das Leben eigentlich sei, und welche Verpflichtungen wahrer Adel mit sich bringt. Die Gewohnheit, oft in fremde Verhältnisse einzugreifen, weckt das Nachdenken darüber. Und alle Stände, Adel, Bürger und Bauernvolk, deren Leben, Gebaren und Schicksale schildert Marie Ebner in ihren Dorf- und Schloßgeschichten. Im Jahr 1848 heiratete sie ihren Vetter Baron Moriz Ebner-Eschenbach, einen hochgebildeten Offizier, der namentlich in den Naturwissenschaften glänzend bewandert war. Ihr Wiener Heim war ohne Pracht, aber mit erlesenem Geschmack ausgestattet. Dort versammelte sie die Vertreter der Kunst, Wissenschaft und Literatur um sich.

Wie das Schloßfräulein, so betätigte sich die Schloßfrau noch weit mehr auf philanthropischem als auf künstlerischem Gebiet. Als ihr anläßlich des 70. Geburtstages vom Kaiser von Oesterreich die Ehrenmedaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde, meinte sie, viel eher hätte sie die Elisabeth-Medaille verdient, denn sie war immer eine gute Krankenpflegerin. Ist es doch auch das hohe Lied der Menschenliebe, das in allen ihren Dichtungen wiederkehrt. Wie sagt Marie Ebner so wunderschön: „Wenn uns auf Erden etwas mit Zins und Zinseszins zurückgezahlt wird, so ist es unsere Menschenliebe. Ungeliebt durchs Leben zu gehen, ist mehr als Mißgeschick, es ist Schuld." Und in der „Unverstandenen" bekennt sie: „Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute erzeugt."

Von der jungen Marie Ebner haben wir gesprochen, denn jung ist sie geblieben noch weit über das Alter des Psalmisten. Und hat man der Achtzigjährigen erst kürzlich auf ihrem Schloß ein Denkmal gesetzt, jung ist sie geblieben, Jugend und Fröhlichkeit, Frische und Regsamkeit strömen aus ihren Werken, ein lieblicher, erquickender Duft. Durch ihre Persönlichkeit überzeugt, stimmen wir ein in den Ruf der Dichterin: „Nichts kann veralten, in dem ein Funke unsterblicher Schönheit, das heißt unsterblichen Lebens, glimmt."

Onkel Peter.

Skizze von Minna von Heide.

„Manchmal will es mir scheinen, als wenn ich zu hart mit Euch gewesen bin. Ich sehne mich zwar nicht nach Euch und bliebe lieber auch fernerhin in meiner Einsamkeit, aber ich bin alt geworden, und der Mann mit der Sense liegt auf der Lauer nach mir. Wen von Euch es zu mir treibt, dem will ich nichts mehr in den Weg legen. Onkel Peter."

Dieses Schreiben machte den Alterstufen nach bei Peter Carstens Geschwisterkindern die Runde. Und bis auf einen kamen sie alle und kamen sie oft. Seines Reichtums wegen vergaßen sie dem alten wunderlichen Narren alle seine Grobheiten, waren gut und hilfsbereit und zuvorvorkommend in jeder Weise zu ihm und wußten mit Geschick ihre besten Seiten zu zeigen. Und weil jeder danach strebte, den Alten nach Möglichkeit allein anzutreffen, kam es ganz von selbst, daß fast alle Mitglieder der ausgedehnten Familie ihre Stunde für sich hatten, auf welche Weise dem guten Onkel Peter nun freilich auch die Schattenseiten jedes einzelnen nicht verborgen blieben.

Der sich an dem Wettstreit nicht beteiligte, war Claus Christian Carstens, der einzige Sohn von Onkel Peters ältestem Bruder. Er hatte seinem Onkel auf sein Rundschreiben, wie folgt, geantwortet:

„Lieber Onkel Peter!

„Der Brief, den Du mir seinerzeit nach Amerika schriebst, ist vielleicht das gröbste Geschütz gewesen, das ein Onkel je gegen einen Neffen auffuhr. Du wirst Dich gewiß erinnern, daß Du nie eine Danksagung dafür erhalten hast. Heute hole ich diesen Dank nach, Onkel Peter, und teile Dir mit, daß ich jenes Schriftstück als Dein Vermächtnis an mich betrachte. Den Tanz um Dein Geld mache ich nicht mit, ich habe, was ich brauche. Aber durch meine Verzichtleistung nehme ich mir das Recht, auch Dir einmal eine Wahrheit zu sagen, denn ich sehe aus Deinem Schreiben, daß Du noch immer der Alte bist. Du bist der neunundneunzigmal Gerechte, Onkel Peter, und bei der Schlacht, die sich jetzt um Dein Hab und Gut entspinnen wird, wirst Du wieder einmal Deine Ueberlegenheit spüren, und wie gering wir andern sind. Aber wer wie Du nie über die eigene Scholle hinausgekommen ist, der hat wohl einen Stock zum Züchtigen, aber einen Maßstab, der gut und richtig mißt, den hat er nicht. Dazu muß man die Welt kennen, und du kennst sie nicht.

„Ich konnte mir nicht helfen, Onkel. Dieses ist mir eine Genugtuung gewesen. Claus Christian."

Die Liebenswürdigkeiten gegen den alten Jung-



gesellen waren nur von kurzer Dauer. Wenige Monate nach seinem Rundschreiben starb Onkel Peter, weil ihm der Herzschlag versagte.

Sein Testament stammte aus seinen letzten Lebenswochen. Es enthielt in keiner Weise etwas Besonderes. Einige belanglose Bestimmungen und sonst eine genaue Einteilung seines Vermögens an alle Erben ohne Ausnahme und Unterschied. Auch Claus Christian erhielt den ihm zukommenden Teil. Irgendein Schriftstück oder etwas Persönliches an die Verwandten fand sich nicht.

Die Freude bei den Erben war groß. Jeder hatte noch über Erwarten bekommen. Man lachte sich ins Fäustchen, und keiner dachte daran, einmal an den einsamen, stillen Erdhügel zu gehen und in Dankbarkeit eine Blume darauf zu pflanzen.

Doch einer dachte an den so freudlos Entschlafenen. Es ließ Claus Christian keine Ruhe, daß er dem Alten in seinen letzten Tagen noch eine so bittere Pille gedreht hatte. Hatte er ihn denn auch wirklich genug gekannt? War es um das Ehrgefühl nicht ein von Fall zu Fall scharf zu kontrollierendes Ding? Gewiß, Onkel Peter war damals mehr als grob gewesen und hatte mit Ausdrücken wie Tagedieb und noch schlimmeren Titeln nicht gekargt, aber wenn man eine gesunde Erregung mit aufschlug, war am Ende doch das meiste nicht unverdient gewesen. Freilich, seit jenem Brief hatte Claus Christian beinah mit Leidenschaft auf eine Gelegenheit gewartet, wo er dem Onkel einmal heimzahlen konnte, und nun, ja, nun hätte er es viel lieber doch nicht getan.

Der sinnende Mann war bis zum Friedhof hinausgewandert, stand bald am Grab des noch so spät Geschmähten und zog trotz des rauhen Herbstwindes den Hut vom Kopf. Es war ein eigenartiges Gefühl in seinem Herzen. Als ob der Tod gar nichts gegen das Leben vermöchte und als hielte er die Hand von Onkel Peter, nachdem er von Herzen Abbitte geleistet hatte.

Vielleicht hätte Claus Christian so noch eine ganze Weile gestanden, um mit seinen Gedanken die geheimnisvollen Wege zu gehen, die zwischen Leben und Tod liegen, wenn er nicht angesprochen worden wäre.

„Der Winter kommt", sagte der Totengräber. Er war ein Männlein mit weißem Haar. „Eine Grube ist bald fertig. Schließlich läßt der Kopf sich auch nicht alles gefallen, und wenn die Haare noch so dicht sitzen."

Claus setzte sich seinen Hut auf. „So ist es, Thode. Ich wollte mal nach Onkel Peter sehen. Er hat sich hier sein Plätzchen recht für sich allein ausgesucht."

„Ja," sagte Thode, „wir sind manchen Tag die Plätze durchgegangen. Peter Carstens sagte: ‚Nun habe ich es im Leben so gehalten, nun möchte ich es im Tode auch so haben.' Wir waren gute Freunde, wir zwei." Dabei griff der Alte in die Innentasche seiner Weste. „Hier", sagte er lakonisch und gab Claus ein versiegeltes Schriftstück, ohne ihm Zeit zu einer Frage oder zu Dank zu lassen, legte den Finger an die Mütze und ging seiner Wege.

Onkel Peter aber schrieb:

„Wenn mein Gefühl mich nicht betrogen hat, Claus, dann wirst Du eines Tages durch die kleine eiserne Pforte zu mir kommen und Dich mit mir aussprechen, trotzdem ich ja eigentlich tot bin. Ich habe meinem alten weißhaarigen Freund Bescheid gesagt, daß er aufpaßt. Vier Wochen, habe ich ihm gesagt, soll er meinen Brief an Dich verwahren, und wenn Du bis dahin nicht bei mir gewesen wärest, soll er ihn verbrennen. Du wirst ihn aber in die Hände kriegen, dessen bin ich gewiß.

„Sieh, mein lieber Claus Christian, mit Dir und mit mir ist es nun, wie es mit so manchen Dingen im Leben ist — man erkennt sie erst, wenn es zu spät ist. Ich fühlte den Tod kommen, und du wirst ihm gegenüberstehen. Wir hätten gut etwas voneinander haben können, aber unser Geschick hat es nicht gewollt.

„Jeder ist, der er ist, und darum habe ich keinem von Euch sein Teil geschmälert. Denn, nicht wahr, schließlich kommt auch der Querköpfigste einmal zur Vernunft! Aber, lieber Claus, wenn ich auch nicht gerade der neunundneunzigmal Gerechte bin (für den Du mich in diesem Augenblick überhaupt gar nicht mehr hältst), so habe ich mir zu guter Letzt doch noch gesagt, daß jedem das Seine zukommt. So gebe ich Dir, außer dem baren Geld, noch eine Handvoll von der andern Münze, die wir uns nicht aus der Tasche, sondern aus dem Herzen holen.

„Daß der alte Onkel Peter auch ein Herz hatte, das hat wohl kaum einer von Euch gedacht. Es war auch nur ein wunderliches kleines Ding, aus dem er eigentlich selbst nie klug geworden ist. Hat mir da immer getreulich ihren Schlag getan, die kleine Uhr, aber ich habe mich in der Regel nur zu einem gestrengen Meister aufgeworfen. Besonders wenn sie mir einmal schnell und freudig gegen die Brust pochen wollte, habe ich ihr scharfen Einhalt getan.

„Nur weil sie mir einmal die Unwahrheit gesagt hat, Claus.

„Ja, das ist lange her, und dann bin ich eben ein ganzes Menschenleben einsam geblieben.

„Nun will es mir scheinen, als wenn dein Weg wie meiner werden will. Wo Du die Wunde her hast, ist Deine Sache, aber wenn es noch nicht zu spät ist, kehre nur zurück zu den Menschen.

„Es ist nicht gut, sich zum Meister der kleinen Uhr machen zu wollen, denn ein anderer ist ihr Herr. Man soll sich nicht auf die Lauer legen nach ihrem Gehwerk, das ist unseres Amtes nicht.

„Wir gehören in das tausendfältige Räderwerk, das die Zeit bedeutet. Legen wir uns erst abseits, mit dem Ohr an die Ewigkeit, sterben wir eigentlich jeden Tag einen Tod. .

„Nimm Dir eine Frau, Claus, und gib acht, wenn eine neue kleine Uhr zu ticken beginnt. Und vergiß nicht, daß vierzig Jahre an sich schon eine scharfe Brille sind. Also laß dich nicht warnen von törichten Wünschen, wo doch selbst die Rose noch voll Dornen sitzt.

„Ja, und darin hast Du recht — ich hatte nur einen Stock. Sieh Du zu, daß Du noch zu einem richtigen Maßstab kommst. Setze Dich nicht wie ich außerhalb an ein Fenster, um als Unbeteiligter mitten ins Leben hineinzusehen. Das hält der Mensch nur so lange aus, wie er es aushält, und bis er sich ganz und gar verkriecht und Augen und Ohren zuhält.

„Das habe ich Dir sagen wollen, Claus Christian, und es wird sich bald genug zeigen, ob es Dir bestimmt war. Onkel Peter."



Die Küstenfischer von Neufundland.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Wenn der Ozeanfahrer an den Bänken von Neufundland vorüberkommt, wird ihm unbehaglich. Urplötzlich ist der lachende blaue Himmel verschwunden und hat einem undurchdringlichen frostigen Nebel Platz gemacht, durch den schaurig das Nebelhorn des gewaltigen Dampfers heult — ununterbrochen. Solange von nirgendwoher Antwort kommt, rast der schwarze Riese mit unverminderter Schnelligkeit dahin. Aber sobald aus der Ferne das dumpfe Brüllen eines andern Nebelhorns schallt oder gar in der Nähe wehleidig die Tute eines einsamen Fischerbootes ertönt, als flehe es den Riesen an, es nicht in zwei Stücke zu schneiden, arbeiten die Maschinen mit halber Kraft. Dann heißt es, sich vorsichtig aneinander vorüberzutasten. Sonst ist die Katastrophe da. „Der Kirchhof des Atlantik" heißt die unheimliche Nebelgegend bei dem Schiffsvolk. Manches stolze Schiff ruht hier in der Tiefe, dem Nebel und Sturm und Untiefen oder gar ein Zusammenstoß den Garaus gemacht haben. So ruht hier die mächtige „Bourgogne" von der französischen Linie mit Mann und Maus. Kein Kreuz oder Stein vermag die Stelle zu künden. Daher sind die Wissenden an Bord eines Dampfers froh, wenn sie an Neufundland vorüber sind.

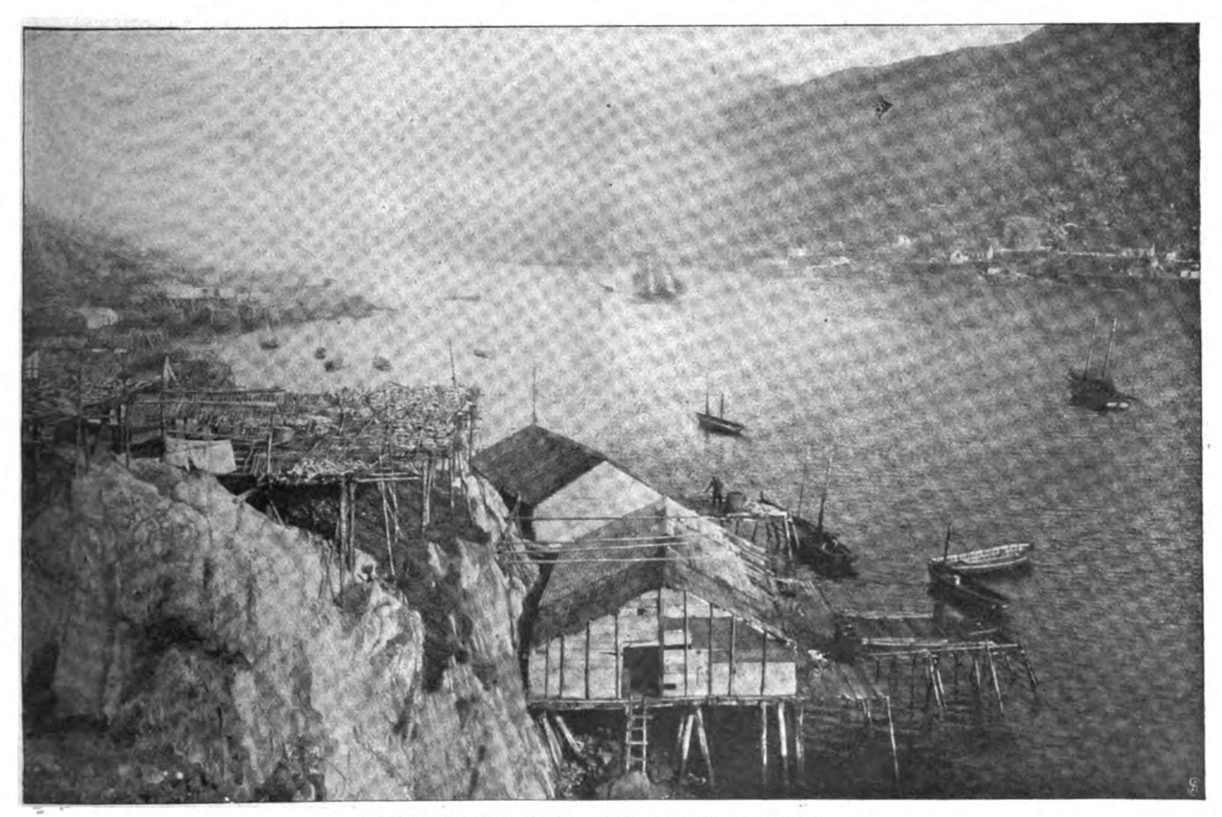
Und doch ist die Insel eins der wertvollsten Stücke Land, die es gibt, so wertvoll, daß sich ihretwegen England, Frankreich und die Vereinigten Staaten seit Jahrzehnten in den Haaren gelegen haben. Den Wert der Insel, die zu Kanada gehört, bildet die Fischerei. Im Jahr 1907 betrug die Ausfuhr für Dorsch (Kabeljau) 32 Millionen Mark, für Tran 4 Millionen Mark, für Robbenfelle 800 000 Mark, für Hummern in Büchsen 1 1/2 Millionen Mark. Die ganze Welt wird von Neufundland aus mit Fischkonserven versorgt. Franzosen wagen die Fahrt aus der Bretagne und Normandie, Amerikaner aus Gloucester in Massachusetts und Umgegend, um an der fetten Beute ihren Anteil zu haben. Wo fette Beute wartet, geraten die Beutemacher leicht in Streit. Nach einem Vertrag aus dem Jahr 1783 durften die Franzosen nur an einem Teil der Küste von Neufundland Fische einpökeln und ihre Boote verproviantieren. Durch das Abkommen vom Jahr 1904 verzichteten die Franzosen auf das Einpökeln, behielten aber das Fischerrecht an dem „französischen" Teil der Küste; ferner durften sie sich mit Köder versorgen und außer Dorsch auch Hummern fangen. Zwischen Amerikanern und Engländern-Kanadiern dauerten die Reibereien fort. Jetzt haben sich auch diese beiden Fischereiinteressenten durch ein Abkommen vom 6. September 1910 über die gegenseitigen Rechte endgültig geeinigt. Das Abkommen enthält 7 Punkte. Die wichtigsten davon sind die Punkte 1 und 2. Danach darf England-Kanada wegen der Neufundlandfischerei alle ihm nötig erscheinenden Gesetze ohne die Zustimmung oder Mitwirkung der Vereinigten Staaten erlassen. Ferner dürfen amerikanische Schiffe keinen Fischfang in den Buchten und Einschnitten der Insel im Bereich einer Linie von drei Seemeilen von der Küste betreiben. Diese Zugeständnisse der Vereinigten Staaten bedeuten einen großen Erfolg England-Kanadas, denn die übrigen Punkte (Befreiung von Leuchtturmabgaben und Zollförmlichkeiten für die Amerikaner, das Recht der Amerikaner, in neufundländisch-kanadischen Gewässern Handel zu treiben usw.) sind von minderer Bedeutung. Das englisch-kanadische und amerikanische Schiedsgericht hatte seit dem Mai des Jahres 1910 im Haag getagt. Es bestand aus je zwei von den beiden Ländern gewählten Mitgliedern, dem kanadischen Lord-Oberrichter Sir H. Fitzpatrick und dem niederländischen Minister de Savornin-Lohmann (für England), dem Oberrichter Gray aus dem Staat Delaware und dem argentinischen Minister L. Drago (für Amerika). Diese vier hatten den berühmten Wiener Professor Lamasch als Vorsitzenden ernannt. Ihnen schlossen sich eine Anzahl englisch-kanadischer und amerikanischer Vertreter an. Allgemeine Befriedigung hat der Geist des gegenseitigen Entgegenkommens und guten Willens hervorgerufen, der



Neufundlandfischerei: Das Netz mit der Beute.



Neufundländerin auf einem Schuppen zum Dörren der Fische.



Fischereistation an der Küste von Neufundland.



die Verhandlungen des Schiedsgerichts kennzeichnete. Die Tatsache wird als erneuter Erfolg des Haager Schiedsgerichts und überhaupt der Schiedsgerichtsidee für streitende Nationen begrüßt.

Niemand ist froher über die Beilegung der ewigen Fischereistreitigkeiten als die Neufundländer selbst. Sie sind geborene Fischer, die ihrem harten und gefahrvollen Beruf mit Leib und Seele ergeben sind. Von den etwa 220 000 Bewohnern der Insel leben ungefähr 55 000 nur vom Fischfang. Die meisten darunter sind Briten, der Rest, etwa 5000, Franzosen oder ihre Nachkommen. Sie verteilen sich hauptsächlich auf die Küstenstädte St. Johns, Harbour Grace, Carbonear oder Twillingate. Man darf nicht vergessen, daß Neufundland anfangs zu dem großen französischen Kolonialreich in Nordamerika gehörte, dessen Gründer die französischen Konquistadoren Samuel Champlain und La Salle waren und das nach dem englisch-französischen Krieg von 1754 im Frieden von Paris (10. Februar 1763) an England verloren ging. Auch einige Indianer sind auf Neufundland zu finden. Sie nennen sich die Micmac, bewohnten früher das Festland und führten von dort


Die Beute wird in Sicherheit gebracht.


Fischen bei Mondschein.



aus grausame Kriege gegen die indianischen Urbewohner Neufundlands, die Beothuc. Als im Jahr 1829 eine englische Gesellschaft sich bildete, um die unglücklichen Beothuc vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren, stellte sich heraus, daß sie bereits ausgerottet waren. Nur ein einziger Schädel und einige Steingeräte im Museum von St. Johns geben von den Beothuc noch Kunde.

Der Fischfang wird von den Neufundländern auf zweierlei Art betrieben, entweder als Küstenfischfang oder Hochseefischfang. Der Hochseefischfang ist natürlich für alle Nationen frei, nach dem uralten völkerrechtlichen Grundsatz, daß das Meer als Beutegrund allen ohne Unterschied gehört. Sommer und Winter sind die Neufundländer auf dem Fischfang — bei Sonnenschein und Regen und Nebel und Eisgang, und wenn der Mond sich in der weiten, einsamen Flut spiegelt. Ihre Zeit der Ernte ist der Frühling, wo der Dorsch erscheint und in einer oft 50 Zentimeter dicken Schicht bei den Bänken lagert. Sie fischen bald mit schwimmenden, an Schnüren befestigten Angeln, für die sie als Köder einen kleinen lachsartigen Fisch benutzen, den Kapelin, bald mit Netzen. Im Winter ist der Heringsfang besonders lohnend. Selbst die Frauen leisten allerlei Handreichungen, um die schuppigen Schätze des Meeres zu bergen; zum Beispiel beim Ausbreiten der Fische auf den zum Dörren benutzten Schuppen.

Aber die Gefahren der See verlieren für diese verwegenen Gesellen ihre Schrecken. Sie ähneln den amerikanischen Kuhhirten. Was dem Kuhhirten im wilden Westen sein Broncho, das ist dem Neufundländer sein Boot. Wie Pferd und Kuhhirt im wilden Westen eins sind, so sind Boot und Fischer von Neufundland eins, bei gutem oder schlechtem Wetter. Von einem Skipper wird erzählt, daß er bei heftigem Sturm Segel und Masten über Bord gehen ließ, weil er gehört hatte, daß ihn die Mannschaft für zaghaft hielt und glaubte, er werde die Segel reffen. Gleich wagehalsig sind sie im Treibeis, wenn sie von einer Scholle zur andern springen. Einer dieser Wagehälse landete mit gebrochenem Schulterbein und einer klaffenden Wunde im Kopf, nachdem er zwei Winternächte und einen Tag hindurch im Schneesturm auf einer Eisscholle von 24 Fuß Umfang im Meer getrieben hatte. Ebenso waghalsig jedoch setzen sie ihr Leben aufs Spiel, wenn draußen ein Schiff in Not ist und es gilt, Mannschaft und Passagiere zu retten. Oft genug geschieht derlei in den gefährlichen Gewässern. Das beweisen die zahlreichen Schiffstrümmer an der Küste.

Dem Neufundländer ist die See die große Goldmine, die sich nie erschöpft. Und doch ist es wahrscheinlich, daß zu den Fischen bald noch andere, nicht minder wertvolle Einnahmequellen sich gesellen werden. Neufundland ist keineswegs nur ein ödes Eiland in Eis und Nebelschwaden. An den Flüssen dehnen sich weite Wiesenflächen, die zur Landwirtschaft einladen. Weite Wälder sind im Innern mit Birken, Weiß- und Schwarzfichten und Lärchenbäumen besetzt. Renntier, Biber, Wolf, Bär und Fuchs versprechen lohnende Jagd. Und das Gestein birgt Kupfer und Eisenerz, das reiche Ausbeute gibt. Der wachsende Handel ließ schon 1897 eine Eisenbahn entstehen, die von St. Johns durch das Innere nach der Südwestecke der Insel fährt. Doch scheint es, als ob diese Bahn noch herzlich unvollkommen ist und das Fahren darauf mehr für starkknochige Eingeborene als für zarte Touristen berechnet ist. Wenigstens ist das aus einer Anzeige der in St. Johns erscheinenden Zeitung zu schließen, die besagte: „Eine Dame, die auf dem Sonnabendzug in der Nähe von Holyrood seekrank wurde, hat ihr Gebiß verloren. Sie kann sich beim Bahnvorsteher von Holyrood melden und das Gebiß bei ihm in Empfang nehmen."

Ferienwanderung unserer modernen Großstadtjugend.

Von Dr. med. L. Deppe, Dresden. — Hierzu 6 Aufnahmen.

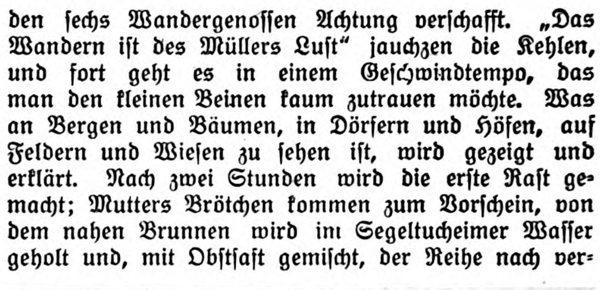
Mit einigem Stolz nennt unsere Zeit sich gern das soziale Zeitalter. In der Tat, viel geschieht für unsern im Lebenskampf schwächeren Bruder, sei es, daß Krankheit den sonst Gesunden erwerbsunfähig macht oder ein Unfall ihn schädigt, sei es, daß er als Krüppel oder Siecher von vornherein damit rechnen muß, ins Hintertreffen zu geraten. Viel geschieht für ihn, manche Stimmen meinen gar schon: zu viel geschieht, da infolge der ausgedehnten öffentlichen Fürsorge die Gefahr einer allgemeinen Willenschwächung drohe. Um so erfreulicher ist es, von Bestrebungen zu hören, die allerseits Anerkennung finden, obschon sie nicht Kranken und Geschwächten dienen, sondern Gesunden: der Jugend, der Zukunft.

Die Ferienwanderung, als bewußte Organisation ein Kind der allerletzten Jahre, ist ein neues Freudenwort unserer Jungen und Mädchen geworden; es klingt ihnen daraus etwas entgegen, das an den Zauber der Weihnachtsglocken erinnert; es ist schwer, zu entscheiden, ob es mehr der erste oder der zweite Teil dieses Doppelwortes ist, das ihre Herzen höher schlagen läßt. Nicht zu leugnen ist es: in unsern Tagen des Reisens im Luftschiff und Auto wird das Wandern wieder modern! Heute, wo die Reise um die Erde sich bald in einem Monat „machen" läßt, greifen wir, als wollten wir uns auf unsere völkische Eigenart besinnen, wieder zum Wanderstab, um die eigene Heimat kennen zu lernen und nie geahnte Reize ihr abzulauschen. Das alte Wort Jahns ist zu neuem Leben erwacht: „Vaterländische Wanderungen sind notwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterland zu entführen. Kennen lernen muß sich das Volk, sonst stirbt es ab. Nichts gibt solch reinen Nachgeschmack und bleibenden Nachgenuß als die vaterländische Wanderschaft. Da wird alles zum Wonnegefühl, da ist alles im Einklang."

Was Wunder, daß auch unsere Jugend von diesem Gedanken gepackt wird! Die „Wanderträume der Jugend", wer von uns hatte sie nicht! Und wer wirkte nicht freudig mit, wenn es heißt, unserer Großstadtjugend, zumal der ärmeren und deshalb um so bedürftigeren, diese Wünsche verwirklichen zu helfen!

Unter dem Schlagwort „Ferienwanderung“ versteht man die organisierte Bestrebung, die darauf abzielt, unsere Volksschüler, die bisher ihre Ferien auf der Straße verbrachten, in dieser Freizeit auf froher Wanderschaft in die nähere und weitere Umgebung hinauszuführen. In einer Reihe von Städten, wie Berlin, Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Dresden, sind entweder selbständig oder in Anlehnung an den Deutschen Verein für Volkshygiene schon Vereinigungen entstanden, die auf breiter Basis ein- und mehrtägige Wanderungen in planmäßiger Weise durchführen. Vom 29. bis 31. Oktober dieses Jahres findet in Dresden bereits der erste Kongreß für Ferienwanderungen — zunächst für Sachsen — statt; 1911, im Jahr der Internationalen Hygieneausstellung, wird die erste deutsche Tagung folgen.

Wie verläuft nun eine solche Ferienwanderung? Wollen wir — es ist wirklich eine Freude — an einem Wandertag teilnehmen! Früh sechs Uhr sammeln sich an die dreißig Kinder unter der Leitung eines Lehrers, des Führers, am bestimmten Platz in der Stadt, und fort geht's mit der elektrischen oder Eisenbahn dem Ausgangspunkt der Wanderung entgegen. Jedes Kind trägt seinen Hausrat im Rucksack mit sich, viel oder wenig, je nach den Wünschen des Magens und Mutters Fürsorge. Da die Kosten natürlich auf das mindeste beschränkt werden (die eintägige Wanderung erfordert je nach der Fahrt 10 bis 80 Pfennig, die mehrtägige täglich etwa 1,50 bis 2 Mark), so müssen die am Tag zuvor ausgeteilten Rohmaterialien (Abb. obenst.) zur Selbstbeköstigung mitgenommen werden. Doch ob auch der Rucksack drückt, die Augen leuchten vor Erwartung. Sobald wir am Fahrziel ankommen, wird in Reih und Glied zu dritt angetreten; je zwei Glieder unterstehen einem Knabenunterführer, dessen Armbinde ihm bei



den sechs Wandergenossen Achtung verschafft. „Das Wandern ist des Müllers Lust“ jauchzen die Kehlen, und fort geht es in einem Geschwindtempo, das man den kleinen Beinen kaum zutrauen möchte. Was an Bergen und Bäumen, in Dörfern und Höfen, auf Feldern und Wiesen zu sehen ist, wird gezeigt und erklärt. Nach zwei Stunden wird die erste Rast gemacht; Mutters Brötchen kommen zum Vorschein, von dem nahen Brunnen wird im Segeltucheimer Wasser geholt und, mit Obstsaft gemischt, der Reihe nach verteilt. Mit frischen und neuen Kräften geht es nach einer Stunde weiter über duftende Wiesen. Verbirgt auch die Sonne ihr Antlitz, so erstrahlen die Gesichter der Kinder um so heller, und weht auch der Wind, die alten lieben Wanderlieder machen uns das Herz warm. Das sehen wir auch an denen, die uns entgegenkommen: mit freudigem Lächeln lassen sie uns vorüberziehen, und lange noch blicken sie uns nach; es ist ihnen wohl zumute, als sei ihnen ein Stück ihrer eigenen Jugend begegnet. Nach abermals zwei Stunden wird zu Mittag gerastet, in einem Bauernhof oder auf einer benachbarten Wiese. Die freundlichen Leute bringen uns sogar warmes Wasser heraus, so haben unsere Kocher leichtere Arbeit (Abb. S. 1846). Die Linsen- und Erbsenkonserven mit untermischtem Fleisch wandern in die Kessel, und bald werden die Münder stiller. Mißtrauisch sahen anfangs die Kinder, besonders die Mädchen, dem Herrn Lehrer zu, doch schon nach der ersten Kostprobe gewähren sie ihm unbedingtes Vertrauen für die Zukunft. Nach solchem Marsch mundet es aber auch prächtig! Kaum reicht der Vorrat! (Abb. S. 1345). Noch eine halbe Stunde wird geruht, dann der Rucksack geordnet, alles Papier aufgelesen, und fort geht es wieder. Ein liebenswürdiger Zufall führt uns durch reiche Heidelbeerbüsche; an diesem Nachtisch vorüberzugehen, wäre sündhaft! Es wird die Weisung ausgegeben: „Erst einen Becher voll pflücken!“ Das



Nachtisch im Walde.



Bei der Proviantausgabe.

ist denn auch bald geschehen; sogar der Förster, der uns gerade überrascht, hilft mit und darf zum Lohn danach in unserm Kreis lagern und auf Kreuz- und Querfragen schelmisch antworten (Abb. S. 1844). Dann geht es weiter, heute aber nicht heim zur Stadt, nein, wir dürfen ja noch einen zweiten Tag wandern. Bald sind wir am Landgasthof angelangt, der uns für diese Nacht aufnehmen soll. Im großen Saal ist Stroh gelegt, und darüber sind Decken gebreitet. Der erste Anblick ruft bei manchem, dem Mutter daheim ein weicheres Lager bereitet, ein säuerliches Lächeln hervor; doch bald findet man es ganz behaglich. Die Rucksäcke liegen schon an jedem Bett, eine sorgfältige Waschung folgt, die Füße werden nachgesehen, die Strümpfe gewechselt, die leichten Turnschuhe angezogen, und dann kommt der Glanzpunkt des Tages: das warme Abendbrot! Noch ein Stündchen wird hinterher geplaudert und gesungen — das ganze Dorf ist ja zusammengeströmt — dann sucht jeder seine Lagerstatt auf, der Führer im selben Saal (er darf es nicht besser haben!), und bald umschweben selige Träume die stille gewordenen Kinder (Abb. untenst.). Am andern Morgen wird früh sechs Uhr geweckt, der eine hilft dem andern beim Waschen, Anziehen und Packen, die Stiefel putzt jeder sich selbst (Abb. nebenst.). Inzwischen hat der Wirt große Kaffeekannen und — leider zu kleine — Brötchen aufgestapelt, die jedoch nur noch ein kurzes Dasein genießen; dann geht's weiter mit flottem Schritt und fröhlichem Gesang immer voraus — „der Sonne entgegen"!

Verteilung des Mittagessens.



Nachtlager im Landgasthof. Oberes Bild: **Beim Stiefelputzen: „Blitzblank werden sie doch nicht!"**

So verläuft ein Wandertag, dessen einzelne Ereignisse sorgfältig in das Wanderbuch geschrieben werden, um Vater und Mutter erzählen zu können, und um selbst eine dauernde Erinnerung davonzutragen. —

Den Segen des Wanderns haben wir alle am eigenen Leib erfahren: wie das Wandern eine Befruchtung des ganzen inneren Menschen bedeutet. Rosegger, also einer, der etwas davon zu sagen weiß, spricht es einmal aus: „Mir sind in meinem Leben viele und mannigfaltige Freuden beschieden gewesen, aber zu den schönsten und reinsten gehören meine Fußwanderungen.“ Und wieviel tiefer und unmittelbarer noch empfindet das die Kinderseele! Eine neue Welt tut sich vor den erstaunten Augen auf!

„Und frische Nahrung, neues Blut
saug ich aus freier Welt!“

So erwacht die naive Freude an den Dingen in den Knaben und Mädchen. Die Stadtkinder sind ja für die Schönheiten der Natur weit empfänglicher als der Bauernbub, dessen Sinn mehr auf ihre Nützlichkeit gelenkt wird. Und nun kommen sie, die oft noch kein Getreide blühen sahen, die nicht wissen, wie der Wald und die Wiese lebt, der Natur so nahe; sie schauen alles mit eigenen Augen, und wenn sie auch von gar manchem die Namen nicht wissen, so fühlen sie — noch unbewußt, doch selbständig — die Natur in ihrer wirklichen echten Größe. Sie kosten etwas von dem „Naturgefühl“ und lernen sich als einen Teil des Naturganzen empfinden. Es ist ein Stück „Rückkehr zur Natur“, das sie erleben. — Indem sie die Natur um ihrer selbst willen verehren und ihre Schönheit kennen und lieben lernen, werden sie der Heimat froh, und so erwacht in ihnen die rechte Vaterlandsliebe zu unverlierbarem Besitz.



Abkochen im Freien.

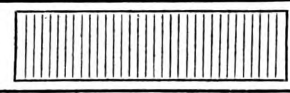
„Wandern heißt, auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören“, sagt Riehl in seinem Wanderbuch. Ja, Selbständigkeit und Selbstgefühl werden geweckt: mancherlei Schwierigkeit und Mühsal müssen auch unsere jungen Wanderer schon überwinden, sie müssen in das Ganze sich einfügen und doch gleichzeitig ihr kleines Selbst im gegenseitigen Verkehr behaupten lernen. Aufrichtigkeit gegen sich und die andern ist dem Wanderer ebenso vonnöten wie treues Kameradschaftsgefühl und Aufopferungsmut. Und darüber waltet ein fester Wille und ein froher Sinn, der alles leicht und gern erträgt; denn wie Jahn in seinem Deutschen Volkstum sagt: „Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist, Menschenliebe.“

Und in welch neues Verhältnis treten Lehrer und Schüler zueinander! Mit einem Schlag werden sie als gleiche Weggenossen zu Freunden, die ein Vertrauensverhältnis verbindet auf Grund gemeinsamen Erlebens. — Von dem erziehlichen Anschauungs- und Naturgeschichtsunterricht als „Wandergewerbe“ ganz zu schweigen.

Auch den hygienischen Wert des Wanderns wollen wir nur erwähnen: den Daueraufenthalt in frischer Luft, die kräftigende erhöhte Herztätigkeit, die anhaltende Leistung der Muskeln und der Lungen, kurz die Durcharbeitung des ganzen Körpers und ihre Wirkung: wie der Appetit sich hebt, die Verdauung sich regelt, der Stoffwechsel bedeutend gesteigert wird und fester Schlaf zu neuer Anstrengung stärkt. — Wir in Dresden haben die Kinder, die für mehr als fünf Tage hinauszogen, vorher und nachher gleichzeitig gemessen und gewogen und durften eine so hohe Zunahme des Körpergewichts feststellen, daß wir erst noch weitere Untersuchungen abwarten wollen, ehe wir selbst an diese unsere Zahlen zu glauben vermögen.

So verstehen wir es, wenn Schwindrazheim von „unbegrenzten Segensmöglichkeiten“ des Wanderns spricht. Es sind in der Tat „Zukunftskeime“, die wir mit der Ferienwanderung in unsere Volksschuljugend legen, Zukunftskeime, die unsere Hoffnungen nicht täuschen dürften. Wohl wird ein großes Stück Arbeit in bewundernswürdigem Idealismus gerade von unseren Volksschullehrern auf diesem Gebiet geleistet: führten doch unsere Dresdner Lehrer allein in diesem Jahr bis jetzt schon an 12000 — zwölftausend! — Volksschulkinder hinaus! Und doch, wie klein muß uns diese Arbeit dünken gegenüber dem Segen, den sie schafft. Wer wollte an solcher Arbeit nicht gern teilnehmen! Ist es doch, wie Breuer sagt, nichts weiter als ein bißchen einsichtige Jugendliebe, ein bißchen guter Wille, und wir werden gesunde, fröhliche und dankbare Jungen haben, deren höchste Sehnsucht es bleibt, hinauszuwandern in unser schönes deutsches Vaterland. Und wer müßte sie nicht lieben um dieser Sehnsucht willen.

Bilder aus aller Welt.





Atel. Elisabeth.

Prof. Richard v. Hertwig,
der neue Rektor der Universität München.



Phot. Fritsch.

Eine Eheschließung im Hause Metternich.
Graf Gisbert Wolff-Metternich und seine Gemahlin Claire Wallentin.



J. Rheinboldt,
der neue badische Finanzminister.



Das neue Stadttheater in Freiburg i. B.

In Wien vermählte sich vor kurzem Graf Gisbert Wolff-Metternich mit Fräulein Claire Wallentin, Mitglied der neuen Wiener Bühne. Die Gräfin Metternich-Wallentin wird zunächst ihrer Bühnentätigkeit noch nicht entsagen.

Zum Finanzminister in Baden wurde Josef Rheinboldt ernannt. Er ist seit langen Jahren im Reichsdienst tätig und gilt vor allem als gründlicher Kenner der finanziellen Beziehungen des Reichs zu den Einzelstaaten.

In Anwesenheit des Großherzogpaares von Baden wurde kürzlich das neuerbaute Stadttheater in Freiburg i. B. eröffnet. Der stattliche Bau, der vier Millionen gekostet hat, faßt 1125 Sitzplätze.

Vor wenigen Tagen trat der neugewählte Rektor der Münchner Universität Professor Richard von Hertwig sein Amt an. Hertwig vertritt seit 25 Jahren das Fach der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Hochschule der bayrischen Hauptstadt.



E. Rottner,
der neue Vizedirektor der Internationalen Bureaus des Weltpostvereins.



Sophus Bauditz,
bekannter dänischer Schriftsteller, feierte seinen 60. Geburtstag.



Hofphot. O. Hertel.

Das enthüllte Clemens Winkler-Denkmal in Freiberg i. S.



Phot. Dührkoop.

Käthe Hyan. Zu ihrem Vortragsabend: „Lieder aus alter Zeit."

Zum Vizedirektor des Internationalen Bureaus des Weltpostvereins in Bern wurde E. Rottner gewählt; er war bisher als Vorsteher des deutschen Postamts in Konstantinopel und Leiter des gesamten deutschen Postwesens in der Türkei tätig.

Seinen 60. Geburtstag beging vor wenigen Tagen einer der vielgelesensten und talentvollsten dänischen Schriftsteller Professor Sophus Bauditz, Oberschulrat von Kopenhagen. Der Jubilar gehört dem alten, aus der Lausitz stammenden Geschlecht der Grafen Baudissin an. Seine von einfacher Natürlichkeit und echter Liebenswürdigkeit getragenen Romane und Erzählungen sind durch köstlichen Humor, Heimatliebe und Begeisterung für das edle Weidwerk ausgezeichnet, die sich wie ein roter Faden durch alle seine Werke hinzieht. Auch auf der Bühne hat sich Bauditz mit großem Erfolg versucht.

Für den hervorragenden früheren Lehrer der Freiberger Bergakademie Prof. Clemens Winkler wurde ein von Prof. Seffner entworfenes Denkmal unter zahlreicher Beteiligung der Behörden und Bergakademiker feierlich enthüllt.

Demnächst gibt in Berlin Käthe Hyan einen Vortragsabend, an dem sie Lieder aus alter Zeit zur Laute singen wird.

Zum Hofkapellmeister in Mannheim wurde Felix Lederer ernannt. Bisher war der geschätzte Musiker in Bremen tätig.

Einer der bedeutendsten Violinvirtuosen Professor Edmund Singer in Stuttgart beging kürzlich in voller Frische seinen 80. Geburtstag.

In Westend bei Berlin ist ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Sanatorium erbaut worden. Die für Nervenleidende und Erholungsbedürftige bestimmte Anstalt gliedert sich an die seit Jahren bestehende Anstalt Dr. Weilers an.

In Nr. 38 der „Woche" brachten wir ein Porträt des Herrn Ulrich von Oertzen-Remlin. Wir bemerken berichtigend, daß der genannte erst am 6. Dezember seinen 70. Geburtstag begeht.

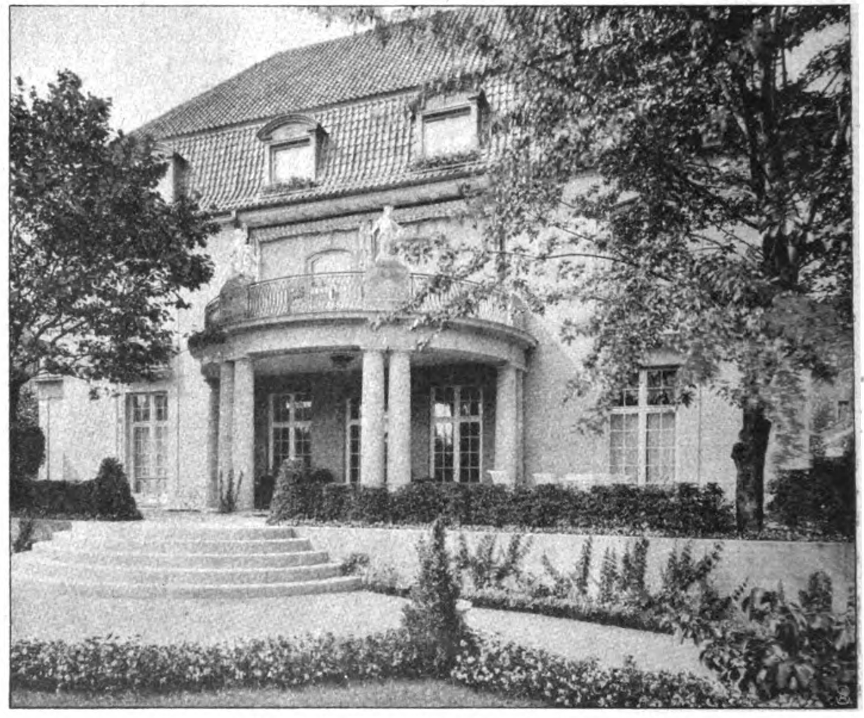


Hofphot. Tillmann-Matter.

Hofkapellmeister F. Lederer
wurde nach Mannheim berufen.



Prof. Ed. Singer,
berühmter Violinspieler, feierte seinen 80. Geburtstag.



Das neuerbaute Kurhaus Westend in Westend bei Berlin.
Gartenfront. — Phot. Zander & Labisch.

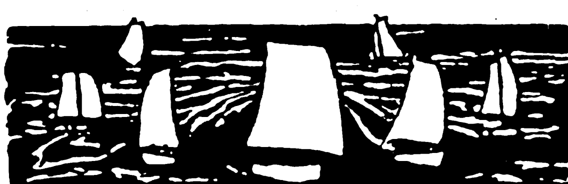
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE WOCHE

Nummer 44. | Berlin, den 29. Oktober 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.



Die sieben Tage der Woche.

20. Oktober.

Die Justizkommission des Reichstags lehnt mit Stimmengleichheit die in der neuen Strafprozeßordnung vorgesehene Einschränkung der Oeffentlichkeit bei Beleidigungsprozessen ab.

Aus Athen wird gemeldet, daß Venizelos ein neues Ministerium gebildet hat.

Der am Gordon-Bennett-Rennen beteiligte deutsche Ballon „Harburg" geht aus 6000 Meter Höhe zwangsweise auf den Nipissingsee in Ontario nieder. Der Führer Leutnant Vogt bleibt unverletzt, sein Begleiter Aßmann bricht den rechten Arm.

21. Oktober.

Halbamtlich wird bekannt gegeben, daß die deutsche Regierung prinzipiell ihr Einverständnis mit dem englischen Vorschlag erklärt hat, nach dem die Mächte bei der Anerkennung des neuen Regimes in Portugal gleichmäßig vorgehen sollen.

Das Karolinische Institut in Stockholm spricht den Nobelpreis für Medizin dem Professor der Physiologie Dr. Albrecht Kossel (Portr. S. 1864) in Heidelberg zu

22. Oktober.

Die Kaiserin vollendet ihr 52. Lebensjahr.

In London stirbt im 42. Lebensjahr Fürst Franz von Teck (Portr. S. 1858), der Bruder der Königin von England.

In Köln wird der Vertretertag des Reichsverbandes der Jungliberalen Vereine eröffnet.

Die Pforte erhebt bei dem Auswärtigen Amt in London Vorstellung wegen des englischen Versuchs, in Um el Kair am Persischen Meerbusen eine Kohlenstation zu erwerben.

23. Oktober.

Der neue griechische Ministerpräsident Venizelos reicht die Entlassung des Kabinetts ein, die jedoch vom König Georg abgelehnt wird.

Brasilien erkennt die Republik Portugal an.

In Konstantinopel beschließt eine von Türken und Persern zur Besprechung der Vorgänge in Persien einberufene Versammlung, ein Huldigungstelegramm an Kaiser Wilhelm II. abzusenden.

In Bangkok stirbt, 56 Jahre alt, der König Chulalongkorn von Siam. Sein ältester Sohn Maha Wajirawudh wird als sein Nachfolger proklamiert (Portr. S. 1858).

24. Oktober.

Das Kaiserpaar reist mit der Prinzessin Viktoria Luise nach Brüssel, um den Besuch des belgischen Königspaars vom Frühjahr zu erwidern.

Die Zentralvereinigung deutscher Vereine für Handel und Gewerbe hält in Berlin ihre Generalversammlung ab.

Die griechische Kammer erteilt Venizelos ein Vertrauensvotum, das dem Ministerium das Verbleiben im Amt ermöglicht.

Im Golf von Neapel richten Wolkenbrüche und Wirbelstürme große Verheerungen an (Abb. S. 1861).

25. Oktober.

In Brüssel tauschen der Kaiser und König Albert von Belgien bei einer Galatafel herzliche Trinksprüche aus.

Bei der Flugwoche in Magdeburg stürzt der Wrightflieger Oberleutnant a. D. Mente ab und bleibt auf der Stelle tot.

Die griechische Nationalversammlung wird aufgelöst, da dem Ministerpräsidenten Venizelos das Vertrauensvotum, das ihm ein Teil der Abgeordneten unter Vorbehalt erteilt, nicht genügt.

26. Oktober.

Nach einem Vorschlag des französischen Verkehrsministers Millerand soll der Wiederholung eines Eisenbahnerstreiks durch Errichtung von Schiedsgerichten vorgebeugt werden.

Der König von Italien reist zum Besuch der von dem Unwetter heimgesuchten Gegenden nach Neapel ab.

Nicht von Amerika nach Europa, sondern von Europa nach Amerika!

Von Prof. Dr. W. Köppen, Hamburg, Seewarte.

Am Morgen des 15. Oktober ist Wellman aus Neuyork nach Ostnordost abgeflogen, in der Absicht, eine Strecke von etwa 4800 Kilometer zurückzulegen, und am Morgen des 18. ist er etwa 780 km südöstlich von Neuyork vom Dampfer „Trent" unter Preisgabe des Ballons gerettet worden. Man muß also wohl von einem vollständigen Mißlingen dieses ersten Versuchs einer Ueberfliegung des Atlantischen Ozeans reden, und man kann von Glück sagen, daß trotz dieses Abdrängens des Luftschiffes aus dem großen Dampferwege auf einen minder befahrenen Teil des Ozeans alle Teilnehmer der abenteuerlichen Fahrt wohlbehalten heimgekehrt sind.

Aber das Mißgeschick Wellmans beweist nicht, daß das Ueberfliegen des Atlantischen Ozeans auch dann unmöglich sei, wenn Ort, Zeit und Hilfsmittel sorgfältiger gewählt werden, als dies von seiner Seite geschehen ist.

Bekanntlich erstrecken sich zwischen dem Aequator und Island fünf Windgürtel über den Atlantischen Ozean: 1. der Gürtel der Windstillen und Regen in der Nähe des Aequators; 2. der Gürtel der stetigen, im östlichen Teil aus Nordost, im westlichen ungefähr aus Ost wehenden Passatwinde; 3. das Gebiet unbestimmter Winde und Stillen in den sogenannten Roßbreiten südlich der Azoren; 4. der Gürtel veränderlicher, aber vorwiegend westlicher Winde, der von den Vereinigten Staaten nach Mitteleuropa hinüber-

reicht; 5. endlich der von Labrador zum Nordkap sich erstreckende Haupttummelplatz der barometrischen Minima mit rasch wechselnden Winden aus allen Richtungen.

Nicht nur der Wind, sondern auch der ganze Charakter des Wetters in diesen Gürteln ist sehr verschieden. In dem 4. Gürtel, in dessen Mitte etwa der große Dampferweg zwischen dem Kanal und Neuyork verläuft, ist das Wetter ungefähr so, wie wir es zur Genüge in Norddeutschland genießen: fortwährende Wechsel in der Stärke und Richtung des Windes, wenn auch die westlichen Winde über die östlichen überwiegen, und ebensolche Wechsel zwischen Tagen — oder Gruppen von Tagen — mit Regen oder Sonnenschein. Nur ist auf dem Ozean der Wind durchschnittlich bedeutend stärker, die Stürme sind häufiger, und im Winter ist das Wetter erheblich wärmer und regnerischer als bei uns.

Ganz anders in der Mitte des Passatgürtels. Hier weht tagaus, tagein ein mäßiger, in seiner Richtung selten mehr als 20° vom Durchschnitt abweichender Wind mit teils blauem Himmel, teils kleinen Haufenwolken, die nur gelegentlich größer werden und einen kleinen Regenschauer herabsenden. Stürme sind in diesem Gürtel äußerst seltene Erscheinungen. Ausnahmsweise, namentlich im Winter, erreicht der Passat für einige Stunden stürmische Stärke; aber nur in den Monaten August bis Oktober — sehr selten auch Juli und November — kommen schwere Wirbelstürme, die sogenannten westindischen Orkane, in dieser Zone vor; März bis Mai sind gänzlich sturmfrei. Dieser Gürtel erstreckt sich von der Sahara über Westindien bis nach Mexiko. Nicht umsonst haben die alten spanischen Seefahrer das Meer zwischen den Kanarischen Inseln und den Antillen wegen seines sanften Charakters el golfo de las damas genannt.

Diese westindischen Wirbelstürme haben die Eigentümlichkeit, daß sie innerhalb der Tropenzone westwärts ziehen, aber mit Annäherung an den Wendekreis sich nordwärts wenden und darauf mit Eintritt in die gemäßigte Zone nach Nordost umbiegen. Ein solcher Wirbelsturm ist ja, den Zeitungsnachrichten zufolge, auch gerade in den Tagen des Wellmanschen Fluges sehr plötzlich über Westindien erschienen und hat mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit eine Bahn dieser Art über Kuba und die südlichen Staaten hinweg verfolgt. Beinah wäre Wellman selbst in diesen Orkan gelangt. Der Verlauf der Witterung in jenen Gegenden wird sich für uns freilich erst im Anfang November, wenn die Beobachtungen von deutschen Dampfern dieser Fahrt und die amerikanischen Wetterkarten hier eingelaufen sein werden, ausreichend überblicken lassen; es hat aber den Anschein, als ob der starke Nordostwind, der das Luftschiff so weit aus seinem anfänglichen Kurs geführt hat, einem Ausläufer der größeren Depression angehört hat, in der wie gewöhnlich der orkanartige Sturmwirbel selbst nur einen kleinen Raum einnahm. Der Oktober war also ein schlecht ausgewählter Monat, um so mehr, als in ihm neben den seltenen Westindia-Hurricanes selbst auch die viel häufigeren gewöhnlichen Stürme der beginnenden kalten Jahreszeit auf dem großen Dampferweg zu erwarten waren. Auf weit ruhigere Verhältnisse hätte Wellman auf diesem Weg im Juni und Juli rechnen dürfen. Auch April und Mai hätten ihm wenig Wahrscheinlichkeit für Sturm geboten, aber diese letzteren Monate würden wegen der häufigeren Ostwinde auf einem Teil des Weges unzweckmäßig gewesen sein. Stürmischer Wind ist zwar für einen Luftballon, solange er völlig frei fliegt und keine elektrischen Entladungen zu befürchten sind, von keinem Belang, ja ein Sturm in der günstigen Richtung könnte die Reise abkürzen; aber wenn man wie Wellman durch sein Schleppseil mit dem Meer in Verbindung bleibt, so macht sich der Zustand der See auch dem Luftfahrer sehr bemerkbar; und wenn auch dessen Ausbildung zum vielgenannten „Equilibrator" recht unglücklich gewesen ist, so wird dieser Zusammenhang doch wohl auch bei andern Dauerreisen auf dem Ozean erstrebt werden und darum eine möglichst glatte See immer eine sehr wertvolle Bedingung für die Behaglichkeit dieser Reise sein. Außerdem aber sind Stürme fast immer von starken Aenderungen der Windrichtung und wohl auch von auf- und absteigenden Luftbewegungen begleitet, die alle eine Dauerfahrt sehr erschweren oder einem schlechten Ende zuführen müssen.

Indessen auch im Juni und Juli würde der nördliche Weg im Gebiet der vorwiegend westlichen Winde nicht entfernt das Maß von Sicherheit dargeboten haben, das die Passatroute bietet. Diese führt aber, da es sich um östliche Winde handelt, nicht von Amerika nach Europa, sondern von Europa bzw. Nordafrika nach Amerika. Diesen Weg will ein, soviel mir bekannt, halb amerikanisches, halb deutsches Unternehmen einschlagen, dessen Leiter Herr Joseph Brucker zurzeit in München wohnt. Die Fahrt sollte mit einem eigens dazu erbauten Luftschiff schon in diesem Jahr stattfinden, wurde aber dann wegen Herannahens der Orkansaison bis zum nächsten Frühjahr aufgeschoben. Als Ausgangspunkt ist die Insel Teneriffa in Aussicht genommen. Die Entfernung von da bis zur Inselkette der Kleinen Antillen ist ungefähr die gleiche wie von Neuyork nach England — rund 4800 km; es liegt aber die Fortsetzung der Reise über die Großen Antillen nach den Vereinigten Staaten im Plan. Natürlich kann dieser zweite Teil der Luftfahrt je nach den Umständen länger oder kürzer gemacht werden, weil sich hier überall Gelegenheit zur Landung bietet, während in dem ersten Teil die Reisenden ganz auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen sein werden, da sie, wenigstens westlich vom 40° w. L., einen einsamen Meeresraum zu überfliegen haben.

Ueber die Windverhältnisse dieses Meeresteils gibt die große sogenannte „Quadrat-Arbeit" der Seewarte eingehende Auskunft. Bei deren Durchsicht bemerken wir leicht, daß Frühling und Sommer die günstigsten Jahreszeiten für ein solches Unternehmen sind, da der Nordostpassat dann am stetigsten und Gegenwinde und Stürme und Gewitter auf dieser Route dann, wenigstens bis zur Julimitte, so gut wie ausgeschlossen sind, außer etwa in der nächsten Nähe der westindischen Inseln. Die geringe Bewölkung gestattet fortdauernde genaue Ortsbestimmung. Von Teneriffa bis Guadeloupe kann auf Mitwind von einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 6 bis 7 Meter in der Sekunde, also 21 bis 25 Kilometer in der Stunde gerechnet werden. Rechnet man bei einem Motorluftschiff wegen seiner Eigenbewegung alle Winde, die nicht mehr als 56 Grad von der gewünschten Fahrtrichtung abweichen, als Mitwinde, so kann man im Mai auf der Mitte des Ozeans 92 Prozent solcher Winde erwarten, also 92 gegen 8 oder 11 gegen 1 wetten, daß man es mit solchen Winden zu tun haben werde. Auf der von Wellman beabsichtigten Route waren im Oktober nur etwa 34 Prozent solcher Winde zu erwarten, konnte man



also nur 1 gegen 2 auf „Mitwind" in diesem Sinn setzen. Dabei ist auf der Passatroute im Mai noch nie Sturm und nur in 1 Prozent der Stunden Regen aufgezeichnet worden, soweit das Material der Seewarte reicht, während auf jener nördlichen Route im Oktober schon 10 Prozent aller Winde stürmische Stärke haben und 14 Prozent der Stunden Regenstunden sind.

In den Monaten Oktober bis Januar sind die Verhältnisse im östlichen Teil des Ozeans nicht ganz so günstig. Denn in diesen Monaten treten zwischen den Azoren und den Kanarischen Inseln zuweilen Depressionen auf, die ihren Ort während einer Reihe von Tagen behalten, und in deren Südhälfte dann an Stelle des Passats westliche Winde bis in die Nähe der Kapverden angetroffen werden, so daß das Passatgebiet in diesen Fällen auf einen schmalen Streifen südlich von 15 Grad Breite einschrumpft. Hier sind Mai und Juni die günstigsten Monate. Allein in Westindien ist im Mai schon die Regenzeit eingetreten, mit starken Güssen und häufigen Gewittern, so daß diese Monate dort vermieden werden müssen. Anderseits sind freilich für das weitere Vordringen über die Großen Antillen nach den Vereinigten Staaten diese Monate in bezug auf die Windrichtung bedeutend günstiger als der Winter, da in ihnen dort südöstliche Winde je weiter nach 35 Grad Breite zu immer häufiger wehen, während im Winter die Richtung des Passats auch hier nordöstlich ist, bis er nördlich von 25 Grad unstetig wird und jenseit einer Zone von ganz unbestimmten Winden, etwa bei 30 Grad, veränderliche westliche Winde beginnen. Man könnte also in diesem Teil der Reise im Mai mit bedeutend größerer Sicherheit auf Mitwind rechnen als im Februar. Denn das eingangs unter 3 genannte Gebiet unbestimmter Winde an der Nordgrenze des Passats, das im Winter als Band von Kontinent zu Kontinent reicht, beschränkt sich im Sommer auf die Mitte des Ozeans und wird im Westen von südlichen, im Osten (bei Portugal) von nördlichen Winden begrenzt.

Alles in allem sind also März und April wohl als die günstigsten Monate für eine Luftschiffreise von den Kanarischen Inseln nach der Mississippimündung zu betrachten.

Mit der angenommenen Geschwindigkeit von 25 Kilometer in der Stunde wird das Luftschiff auch ohne Motorkraft 600 Kilometer am Tag zurücklegen; für die Strecke von 4800 Kilometer bis zu den Kleinen Antillen würde es also acht Tage gebrauchen. Mit Hinzunahme des Motors wird sich diese Zeit wohl, trotz gelegentlicher Schwankungen in der Richtung und Geschwindigkeit des Windes, auf sechs bis sieben Tage herabmindern. Unter teilweise schrecklichen Umständen haben Wellman und seine Begleiter drei Tage im Luftschiff ausgehalten; unter den so viel günstigeren Verhältnissen des „Damenmeers" wird wohl die doppelte Zeit keine zu schwierige Aufgabe sein. Es scheint, daß Portoriko als erste Station in Aussicht genommen ist, was höchstens einen Tag mehr bedeuten kann. Den Gewinn an Schnelligkeit durch den Motor braucht man gar nicht hoch zu veranschlagen; die entscheidende Bedeutung des Motors liegt in der Möglichkeit, unter einem Winkel mit der Windrichtung fortzuschreiten und so sein Ziel wählen zu können, statt als willenloses Objekt jeder Laune der Luftströmung preisgegeben zu sein. Dazu genügt in diesem Fall eine sehr mäßige Eigengeschwindigkeit, eine viel kleinere, als ein Luftschiff haben muß, das in unseren veränderlichen starken Winden imstande sein soll, zu seinem Aufstiegsort zurückzukehren. Mit Recht haben daher sowohl Herr Wellman als Herr Brucker eine bedeutend kürzere, gedrungene Form des Ballonkörpers gewählt, als sie bei den bekannten europäischen Systemen üblich ist: die Länge beträgt bei ihr nur etwa das Vierfache des größten Durchmessers. Die Tragkraft und die Steifheit des unstarren Luftschiffs ist bei dieser Form viel größer als bei der Zigarren- oder Bleistiftform. Es sind auch keine sehr starken, wohl aber durchaus zuverlässige Motoren — zwei sind in Aussicht genommen — notwendig.

Es wird sehr interessant sein, eine eingehende und möglichst zuverlässige Beschreibung der Erfahrungen zu erhalten, die an Bord des Wellmanschen Luftschiffs in diesen 69 Stunden gemacht worden sind. Freilich wird ihre lehrreiche Bedeutung schon dadurch sehr eingeschränkt, daß anscheinend keine verläßlichen Ortsbestimmungen gelungen sind, so daß der Weg des Luftschiffs nicht sicher festzustellen ist.

Ein Luftschiff, das zu seiner Beförderung den Passat benutzen will, wird guttun, sich nicht zu weit von der Meeresoberfläche zu entfernen. Denn die Höhe des Passats ist, namentlich in seinem östlichen Teil, keine sehr große; er reicht durchschnittlich nur bis etwa 1000 Meter Höhe und verliert oft schon in viel geringerer Höhe seine Stetigkeit. Die Lufttemperatur, die in 500 Meter Höhe meist vier bis fünf Grad kühler ist als an der Meeresoberfläche, nimmt weiter oben gewöhnlich wieder um einige Grade zu, wobei die Luft sehr trocken wird. Wir verdanken diese Tatsachen den Expeditionen auf den Schiffen „Princesse Alice" und „Otario". Weiter im Westen reicht der Passat höher hinauf. Hier hat Hergesell von einem deutschen Kriegsschiff einige interessante Ballonaufstiege angestellt, und ein Assistent von ihm wird demnächst weitere auf einem andern anstellen. In allen diesen Dingen befinden wir uns noch ganz im Anfang der Untersuchungen, und noch viele wichtige Fragen sind zu lösen.

In bezug auf die Technik sowohl der Ausrüstung als der Navigation von Luftschiffen über dem Meer wird diese Reise gewiß viel Lehrreiches bringen. Als Gondel bekommt das Luftschiff ein seetüchtiges Motorboot von zehn Meter Länge mit aufklappbarem Mast. Hoffentlich werden alle Einrichtungen mit deutscher Gründlichkeit nicht nur vorbereitet, sondern, soweit irgend angängig, auch erprobt werden; bei Wellman war dies, soweit bekannt, nicht der Fall. Daß der erste Versuch eines vieltägigen Ueberseeflugs in einem Klima gemacht wird, das ihm die möglichst geringsten Schwierigkeiten entgegenstellt, ist gewiß ein richtiges Prinzip. Bedenken bietet die starke Sonnenstrahlung am Tag und Ausstrahlung bei Nacht wegen des damit verbundenen Temperaturwechsels des Gases. Vielleicht ist es möglich, dadurch, daß man das Ballonett am Tage mit kühler Außenluft, in der Nacht aber mit am Motor vorgewärmter Luft füllt, diesem Uebelstand entgegenzuwirken.

Hoffen wir denn, daß auf der gleichen Bahn, auf der einst der Wind die Karavellen des Columbus der Neuen Welt entgegentrug, er nun das neuste Hilfsmittel des seitdem so ungeahnt gewachsenen Verkehrs durch die Lüfte den gleichen, nunmehr bekannten und gastlichen Gestaden entgegentragen wird.



Friedrich Haase.

Von Prof. Dr. Karl Frenzel. — Hierzu die Abbildung auf Seite 1864.

Friedrich Haase feiert am 1. November seinen 85. Geburtstag. Für die jüngere Generation ist er nur noch ein berühmter Name. Aber bei allen denen, die mit ihm jung waren und alterten, erweckt der Tag die Bilder behaglichster und unvergeßlicher Stunden und ruft eine der liebenswürdigsten und originellsten Erscheinungen unserer Bühne wieder fröhlich herauf. Er ist ein echtes Berliner Kind, im Schloß geboren, im Liebhabertheater der Urania — der urwüchsigen und eigenartigen Schöpfung des Berliner Theaterenthusiasmus früherer Tage — aufgezogen, mit unseren Bühnen eng verwachsen, ein Ruhm unserer Stadt. Ich bin sein Zeitgenosse und gehöre zu den wenigen, die ihn hier noch in dem alten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, das seit 1883 das Deutsche heißt, in dem Glanz und der Frische seiner Jugend im Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Thorane in Gutzkows Lustspiel „Der Königsleutnant" gesehen haben. In dieser Rolle ist er für mich auch im Jahr 1891 im Lessing-Theater von der Bühne entschwunden. Thorane ist eine der Gestalten, die untrennbar mit Haases Persönlichkeit in der Theatergeschichte verbunden bleiben wird. Gerade wie der alte Graf Klingsberg in Kotzebues bekanntem Lustspiel „Die beiden Klingsberg" und der Marquis in Sandeaus Komödie „Das Fräulein von Seiglière". Denn sie waren eben nicht nur vollendete Bühnenfiguren, sondern Menschen von Fleisch und Blut, Friedrich Haase, wie er leibte und lebte, in dem Kostüm, das ihm die Dichter gegeben. Vierzig Jahre lang habe ich ihn so in den verschiedensten Rollen auf den verschiedensten Bühnen unserer Stadt gesehen und den Vorzug gehabt, ihn etwa anderthalb Jahre hindurch 1869 und 1870 im Ensemble unseres Königlichen Schauspiels beobachten zu können. Nur in einem solchen dauernden Zusammenhang mit einer festbegründeten Theatergesellschaft, in dem Rahmen ihrer Traditionen und Gewohnheiten, in dem Einerlei des Alltags lernt man einen Schauspieler wirklich in seinen Vorzügen und Schwächen kennen, wägen und schätzen, nicht in einem kurzen Gastspiel, in dem er naturgemäß immer die erste Geige spielt und alles, bis auf die Atmosphäre des Hauses, auf die Blendung des Publikums eingerichtet ist.

Friedrich Haase jedoch bestimmten der angeborene Wandertrieb und die Besonderheit seines Talentes zum Gastspieler. In der Jugend waren Weimar, Koburg, St. Petersburg und Frankfurt a. M. zu klein für seinen Ehrgeiz, in den älteren Jahren war er längst zu eigenwillig und selbstherrlich geworden, um sich dem unholden Zwang des Repertoires zu fügen. Aus der Stellung an unserm Königlichen Schauspielhaus befreite ihn die Berufung zum Direktor des Leipziger Stadttheaters 1871. Hier, wo er der Herr war und nicht nur als Leiter, sondern auch als die hervorragendste schauspielerische Kraft der Bühne stets im Vordergrund blieb, hielt er es eine Reihe von Jahren aus. Aber schon 1878 finden wir ihn wieder auf der Wanderschaft. Seine Teilnahme an der Gründung des Deutschen Theaters unter Adolf L'Arronge 1883 vermochte den inneren Drang des Virtuosen nach Unabhängigkeit auch nicht lange zu bändigen: schon nach wenigen Monaten verließ er die Gesellschaft. Er fühlte sich auf der Bühne eben nur wohl und sicher und heimisch, wenn er im voraus wußte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren. Obgleich er eine außerordentliche Fülle von Rollen, von Hamlet und Richard III. an bis zu einem armen Schulmeister und Bittsteller in irgendeinem einaktigen Stück, das nur durch ihn lebte, mit gleicher Meisterschaft beherrschte, war doch der Kreis von Figuren, die seinem Talentwahl verwandt waren, nicht allzu groß. Ich weiß nicht, ob er mir jetzt noch wie früher grollt, daß ich ihm, wie er sagte, in seinen „serieusen Rollen" nur eine bedingte Anerkennung zollte, oder in der Ruhe und Beschaulichkeit des Alters doch auch zu der Ansicht gekommen ist, daß er im Grunde mit Shakespeares Hamlet, mit Goethes Alba und mit Schillers Großinquisitor künstlerisch nichts zu tun hatte. Die Darstellung dieser Gestalten reizte den Ehrgeiz des begabten Schauspielers, und ihre äußere Erscheinung glückte ihm auch bei seiner Fähigkeit in der Schaffung der Maske, aber innerlich blieb er ihnen fremd. Wie sie ihm nichts sagten, vermochte auch er in ihrem Gewand dem Publikum nichts zu sagen. Es war kein Haasescher Zug in ihnen. Annähernd ist ihm auf diesem Gebiet, nach meinem Gefühl, die Verkörperung Cromwells gelungen. In einem Schauspiel „Die Kavaliere" von G. von Meyern, das auf unserer Hofbühne 1869, wahrscheinlich Haases wegen, zur Aufführung kam. Die Wurzeln des Stücks gehen bis auf Victor Hugos Dichtung „Oliver Cromwell" zurück, und der Figur war von diesem Ursprung her der Stich ins Groteske geblieben, der noch im Bereich von Haases Eigenart lag. Um ihm auch als „serieusen" Schauspieler gerecht zu werden, gedenke ich noch seines Marinelli, mit dem er sich in seiner Weise geschickt abfand als vollendeter Kammerherr und Kuppler, mit einer gewissen Unbewußtheit des tragischen Verhängnisses, das er heraufbeschwört. Für die Rokokoverhältnisse, in die Lessing seine Handlung gestellt hat, paßt der frivole Leichtsinn und die Unbekümmertheit um die Folgen, wie Haase den Hofmann Marinelli spielte, ungleich besser als die Betonung in dem satanischen Bösewicht, mit der die meisten Schauspieler diese Rolle auszustatten pflegen.

Aber ob diese klassisch-heroischen Gestalten dem einen Zuschauer mehr, dem andern weniger gefallen mochten, darüber waren sich alle einig: der eigentliche Haase, dessentwillen sie in das Theater gekommen, waren sie nicht. Nicht Haase als Richard III., sondern Haase als der alte, hochmütige, nichts habende und doch immer kratzbürstige Chevalier in der „Partie Piquet" war er selbst. In jedem Ton, in jeder Gebärde, wie er sich räuspert, wie er sich mit dem Finger den Scheitel kratzt, in seinem Zorn und seiner Güte, das war der wahre Schauspieler, wie es der wahre Mensch war. In der Welt des Rokokos und in der modernen Gesellschaft bewegte sich Friedrich Haase mit feinster Kunst und innerlichstem Behagen. Hier wuchsen jene Geschöpfe, die uns zugleich rührten und unser heiteres Lachen hervorriefen. Weder im Tragischen noch im Komischen war er imstande, das Publikum übermächtig mit sich in Sturm und Rausch fortzureißen. Er malte mehr in blassen als in grellen Farben, und der Trom-



petenton war ihm völlig versagt. Sein Talent, das nicht aus der Leidenschaft, sondern aus der verständigen Ueberlegenheit erwuchs, und sein guter Geschmack bewahrten ihn vor jeder Uebertreibung. Theodor Döring drohte zuweilen die Gefahr, in das Fratzenhafte zu verfallen, Friedrich Haase streifte gelegentlich an die Nüchternheit oder die Weinerlichkeit des Philisters. Aber das waren die unvermeidlichen Nebelflecke in seiner sonnigen Kunst. Sie entsprang im letzten Grund aus dem Nachahmungstrieb, aus einer feinen und scharfen Beobachtung der Wirklichkeit und aus der eingeborenen humoristischen Anlage und hatte die Darstellung des Menschen, nicht die des Halbgottes zum Ziel.

Mit den Figuren, die er geschaffen, konnten wir wie mit unsern Bekannten verkehren, wir hätten ihnen nicht verwundert nachgesehen, wenn wir ihnen auf der Straße begegnet wären, wie wir es gegenüber Kainz' Romeo oder Matkowskys Wallenstein getan. Denn selbst bei seinen vornehmen Herren, dem Bolingbroke und dem Thorane, schloß die Würde die Vertraulichkeit nicht aus, und nun gar mit seinen kleinen Leuten, den braven Hauslehrern, den greisen Bittstellern, den ehrsamen Bürgern wie den Abenteurern und Spielern ließ es sich gemütlich leben. In ihnen deckte sich der Künstler mit dem Menschen. Das will wenig sagen, daß er bei den Gaben, die ihm die Natur geschenkt — ein ausdrucksvolles Gesicht mit lebhaften Augen und beweglichem Mienenspiel und einen schlanken, geschmeidigen Leib — immer eine charakteristische Maske zu machen verstand, immer in Haltung, Gang und Gebärde den Stand und die Persönlichkeit der dichterischen Gestalt ausprägte und bewahrte: was seinen Darstellungen ihren eigensten Reiz verlieh, war sein Ich, das sie beseelte, der Haasesche Duft und Hauch, der sie durchdrang, und der Kunstverstand, mit dem er jede Figur ihrer Umgebung, ihren Verhältnissen und Schicksalen anpaßte und plastisch bis in die kleinsten Einzelheiten ausarbeitete. Gewiß war er ein kluger Rechner und eingeübt auf schauspielerische Listen, Ueberraschungen und Pfiffe, aber welchen Fleiß, welche Gewissenhaftigkeit setzte er an seine Leistung. Rund und glatt, voll und frisch standen die Bilder vor unsern erstaunten und entzückten Augen, jeder Schweiß der Arbeit war von ihnen getilgt.

Große Worte, tiefsinnige Betrachtungen, überhaupt den Superlativ verträgt die Kunst Friedrich Haases nicht. Dazu war sie zu einfach, maßvoll und natürlich und ging nicht auf die Erschütterung und die leidenschaftliche Erregung des Zuschauers aus. Sie wollte erheitern und Behagen um sich verbreiten. Selbst der satirische Zug und die zynische Geste, in denen sich der komische Schauspieler so gern gefällt, fehlten ihr ganz. Sie bewegte sich durchaus auf der mittleren Linie der Lustigkeit. In keiner seiner Rollen vergaß der Künstler, daß er zur guten Gesellschaft gehörte. Unbewußt aus dem Zwang der Erziehung und der Begrenzung des Talents. In diesem Reich aber war er anziehend und geistvoll und einzig in seinen Darbietungen, von einer bewunderungswürdigen Wandlungsfähigkeit, einer von den wenigen Schauspielern, die jedem, der sie auch nur einmal gesehen, im Geist lebendig und wie in Leibhaftigkeit geblieben sind, denen gegenüber man beständig eine Art Dankesschuld empfindet. Und so schlagen wir alle, die in diesen Tagen seiner gedenken, wie so oft in früherer Zeit, die Hände zum Klatschen zusammen und rufen ihm Bravo! zu — ein Bravo, aus dem ihm, wie vergänglich es sein mag, doch auch ein Hauch der Unsterblichkeit anweht!

Das neue britische Südafrika.

Von Henriette Jastrow.

Was noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit von allen, die sich ein Urteil in der Sache bilden konnten oder mochten, für unmöglich gehalten wurde, ist zur vollendeten Tatsache geworden: ein selbstverwaltetes vereinigtes Südafrika unter britischer Flagge, ein Zusammenschluß der damals feindlichen Elemente zu gemeinsamer Friedensarbeit. Am 31. Mai 1902 war von Lord Kitchener, Lord Milner und den Repräsentanten des Transvaal und des Oranje-Freistaats der Friede von Vereeniging ratifiziert worden, der dem fast dreijährigen Burenkrieg ein Ende machte. Furchtbare Verheerungen hatte der Krieg angerichtet. Tausende von kostbaren Menschenleben hatte er gefordert, das Land hatte er verwüstet, verödet und erschöpft, und die Besiegten hatte er ins Elend gebracht und mit Bitterkeit erfüllt. Und nur acht Jahre später, am 31. Mai 1910, erfolgte die feierliche Proklamation des neuen Vereinigten Südafrika und die Bildung des ersten südafrikanischen Kabinetts mit dem Burengeneral Louis Botha als Premierminister. Wahrlich, schnell hat sich ein so großes Stück Geschichte abgespielt. Zumeist bedarf es eines Zeitraumes von Jahrzehnten, ehe die Unbill eines Krieges zu verschmerzen beginnt; und ehe Sieger und Besiegte zur gemeinschaftlichen Verwaltung des bekriegten Landes sich vereinigen, muß gemeinhin eine neue Generation herangewachsen sein, die das Alte nur vom Hörensagen kennt. Auch Südafrika stand nach dem geschlossenen Frieden und nach der Räumung des Landes von der bewaffneten Macht vor dem Kampf mit inneren Problemen, und auch hier hätte sich die Ueberbrückung der Gegensätze weniger schnell vollzogen, hätte die englische Staatskunst es im rechten Moment an Weitsichtigkeit und Generosität fehlen lassen. Wie auch immer die Geschichte die Politik und Diplomatie unserer Tage beurteilen mag, sie wird der Verleihung der Selbstverwaltung an das neue eroberte Transvaal eins der Gedenkblätter in ihrem Buch anweisen und damit auch dem Mann, der das Werk zustande brachte, dem damaligen Premierminister Englands Sir Henry Campbell-Bannerman. Wie schnell sich der Umschwung der Meinungen nach erfolgter Tat vollzieht, dafür liefert dieser staatsmännische Akt ein eklatantes Beispiel. Als die Vorlage für die Vereinigung Südafrikas zu einem gemeinsamen Staatswesen im Jahr 1906 von der liberalen Regierung eingebracht wurde, erklärte der Führer der Opposition, der frühere Premierminister Balfour,



den Plan als „das unbedachteste, leichtfertigste Experiment, das je in der Entwicklung einer großen Kolonialpolitik gemacht worden sei". Mit Entschiedenheit wies er es für seine Partei von sich, an der Verantwortlichkeit dafür teilzunehmen, sie ruhe einzig und allein auf denen, die das tollkühne Unternehmen ins Leben rufen. Nicht lange nachher aber beschrieb der gleiche Mr. Balfour das Werk als „den staunenswertesten, wunderbarsten Ausfluß all des Haders und Zwistes, der Feindseligkeiten und Kämpfe, des Blutvergießens, der Zerstörungen und Schrecken des Krieges und all der Schwierigkeiten des Friedens", und heute steht hinter der vollendeten Tatsache die ganze britische Nation. Nicht nur in den Staaten selbst, die den neuen Südafrikanischen Bund bilden — die Kapkolonie, Natal, Transvaal und der frühere Oranjefreistaat — und im englischen Mutterland ist der 31. Mai 1910 als Geburtstag der Union festlich begangen worden, auch in den Kolonien Großbritanniens und in den „Dominions beyond the sea" fand die Proklamation des neuen Gemeinwesens lauten Widerhall. In Kanada wurde der 31. Mai zum Festtag erklärt, im Flaggenschmuck prangte das Land, und in den Schulen wurde in besonderer Feier auf die Bedeutung des Tages hingewiesen. In ähnlicher Weise begrüßten Australien und Neuseeland das neue Glied in der Staatenkette des weltumspannenden britischen Reiches.

In den kommenden Tagen eröffnet im Namen des Königs von England, seines Neffen, der Herzog von Connaught feierlich das erste Parlament des neuen Bundesstaates. Der neu ernannte akkreditierte Vertreter des britischen Reiches in Südafrika, der Generalgouverneur Mr. Herbert Gladstone — nunmehr Lord Gladstone, denn für das neue Amt ist er mit der Pairwürde ausgestattet worden — übt die offiziellen Funktionen aus. Die Pairswürde mag ihm dabei gut zur Seite stehen, und vortrefflich werden gewiß die repräsentativen Pflichten von seiner mit Schönheit und Anmut begabten Gattin ausgeübt werden. Eine bedeutendere Persönlichkeit aber als der Generalgouverneur ist unstreitig der Premierminister des neuen Südafrikanischen Bundes, General Louis Botha. Er gehört zu den hervorragendsten Männern, die an dem Zusammenschluß mitgearbeitet haben, ja, er wird von vielen als der Einiger Südafrikas bezeichnet. Aus Bauernblut entsprossen, als der Sohn eines Schaffarmers im Jahr 1862 zu Greytown in Natal geboren, griff er zuerst im Zulukrieg zur Waffe. Aber obwohl er auf dem Schlachtfeld eminentes kriegerisches Talent verriet, kehrte er dennoch nach Beendigung des Feldzugs zur friedlichen Landarbeit zurück. Erst der Burenkrieg rief ihn wieder zur Fahne, diesmal zur Führung eines Kommandos, dem später das Generalkommando über die Streitkräfte der Buren folgte. Mit dem Rest des Burenheeres mußte er der Uebermacht weichen, aber mit Würde und mit erstaunlich weitem Blick paßte er sich sogleich der neuen Situation an. Als ein Staatsmann erwies er sich, als er bei den Friedensunterhandlungen in Pretoria sein großzügiges Programm für die Zukunft entwarf, und als ein Staatsmann von nicht gewöhnlicher Begabung erprobte er sich ferner in der gewaltigen Arbeit, die vor ihm lag, und die nunmehr beendet dasteht in der Vereinigung Südafrikas. Wenn man bedenkt, daß der gleiche Dr. Jameson, dessen räuberischer Einfall in die Burenrepublik im Jahr 1896 ihn zum ewigen Erzfeind jenes Volkes zu stempeln schien, nunmehr mit General Botha kooperierte in der Bildung des Ministeriums, so muß man gestehen, daß in der Tat Großes erreicht worden ist im Ausgleich der Gegensätze. Hätte man ein Koalitionsministerium berufen, so hätte auch Dr. Jameson darin einen Platz innegehabt; aber man einigte sich dahin, der politischen Methode des Mutterlandes zu folgen und von den Staatsmännern des Landes einen Teil passiv zu halten als Kritiker der Aktiven. So steht denn Dr. Jameson an der Spitze der Opposition, unbeschadet persönlicher Freundschaft mit den politischen Gegnern, ebenfalls gleich wie im Mutterland. Das Kabinett, das Botha bildete, enthält manche Namen, die aus der Geschichte des Burenkriegs wohlbekannt sind, so ist z. B. General Smuts der Minister des Innern und der Verteidigung geworden, und General Herzog übernahm das Portefeuille des Justizministeriums. Henry de Villiers ist zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofs des Vereinigten Südafrika ernannt worden, und indem König Georg ihn in den Pairstand erhob, schuf er den ersten Dutch-Afrikander „Edelmann".

An einer würdigen Residenz für den Premierminister Südafrikas fehlt es dem Land nicht. Groote Schnur, das einstige Besitztum Cecil Rhodes', ist der Nation für diesen Zweck hinterlassen worden, einschließlich jener berühmten Bibliothek, die die Geschichte Roms umfaßt, wie nicht viele Büchersammlungen sie aufzuweisen haben. Daß in seinem Palast dereinst ein Buren-Premierminister residiere, während von der Zinne die britische Flagge, die „Junion Jack", weht, hat Cecil Rhodes wohl vorgeschwebt, aber daß dieses so schnell schon geschehen würde, nur wenige Jahre nach seinem Tod, das hat auch er schwerlich vorausgesehen, der „südafrikanische Napoleon", wie er genannt wurde.

Wie der Name Cecil Rhodes unzertrennlich mit Südafrika verbunden ist, so wird auch, wer die Geschichte des Landes schreibt, Olive Schreiner einen Platz darin anweisen. Völlig anders freilich war ihre Liebe für Südafrika als die Cecil Rhodes'. Sie gehört zu denen, die ihr Herzblut vergossen über das Land, das sie das ihre nennen. Mit dem durchdringenden Blick eines Propheten und mit erstaunlicher Klarheit hat sie vorhergesagt, welches Drama sich in Südafrika abspielen werde, und mit vernehmlicher Stimme rief sie es in die Welt hinaus, welches schreiende Unrecht in Südafrika vor sich gehe. Ihre Schriften hierüber sind bekannt, und ihre Werke waren die literarischen Erzeugnisse, die am meisten dazu beigetragen haben, auch den Fernstehenden ein Bild des Landes zu vermitteln; so besonders „die Geschichte einer afrikanischen Farm" mit ihrer einfachen und doch so eindrucksvollen Zeichnung des rauhen, harten Lebens in der Einsamkeit des Veldt und mit all den Problemen, die mit großer Innerlichkeit zur Anschauung kommen. Olive Schreiner hatte recht. Ein Krieg ist etwas Furchtbares, und dieser Krieg war unvermeidlich — so hielten es viele, auch in England, mit ihr. Aber wenn es etwas gibt, das, nachdem er geführt wurde, doch darüber hinwegkommen hilft, dann ist es die historisch bedeutsame Tatsache, die sich auf dem Schauplatz jener Kämpfe vollzog: die Einigung der Südafrikanischen Staaten unter der friedlichen Zusammenarbeit von Bur und Engländer.



Musikwoche.

In den Berliner Konzertsälen hat der winterliche Musikbetrieb gleich in den ersten Wochen der Saison mit Volldampf begonnen. Jene, die da prophezeit haben, die Ueberproduktion an Konzertmusik, die von Jahr zu Jahr eine Steigerung erfuhr, müsse nun endlich einen Rückschlag zeitigen, sehen ihre Prophezeiung immer noch nicht in Erfüllung gehen. Die Konzertflut schwillt nur immer noch mehr an, zu den alten Musikgesellschaften werden neue hinzugegründet, und die Agenten haben alle Hände voll zu tun, um die Wünsche der auf ein Berliner Konzertpodium hindrängenden Solisten zu erfüllen.

Weit über fünfzig große Chor- und Orchesterkonzerte im Abonnement wird der kommende Winter bringen; Richard Strauß, Arthur Nikisch, Siegmund von Hausegger, Siegfried Ochs, Georg Schumann, Oskar Fried, Josef Stransky, Iwan Fröbe sind ihre Dirigenten. Da zu fast allen öffentliche, völlig konzertmäßige Hauptproben stattfinden, verdoppelt sich die Zahl. Rechnet man dazu die vielen Kammermusikaufführungen, zu denen gleichfalls Abonnements angeboten werden, sowie die Konzerte der großen Männergesangvereine und der hervorragendsten Gesangs- und Instrumentalsolisten, die alljährlich wiederkehren, so ergibt das eine Summe guter Musik, die alle Bedürfnisse in dieser Hinsicht vollauf zu befriedigen hinreicht, zumal die nicht gering einzuschätzende Ergänzung dieser Veranstaltungen durch die populären Konzerte des Philharmonischen und des Blüthner-Orchesters schließlich auch noch jene große Schar mit guter musikalischer Kost versorgt, die sich keinen nennenswerten Etat für Kunstgenüsse leisten dürfen. Mehr noch als früher wird in der eben beginnenden Saison das hiermit ungefähr angedeutete Maß des für Berlin Wünschenswerten überschritten werden; fast scheint es, als sei Berlin, was den Konzertbetrieb anbelangt, die Stadt der „unbegrenzten Möglichkeiten“. Ob dieser Zustand der Kunst unbedingt zum Heil dient, ist freilich eine Frage, die kaum jemand ohne weiteres bejahen wird.

Eins ist gewiß: die Leichtigkeit, mit der man in der Reichshauptstadt zum Genuß der Meisterwerke der gesamten musikalischen Literatur gelangen kann, hat das Publikum anspruchsvoll gemacht. Man wird wählerisch, man verlangt Mannigfaltigkeit in den Darbietungen. Nicht uninteressant ist dabei, daß man neuerdings immer deutlicher ein behutsames Umgehen mit den Hauptwerken der Klassiker fordert, zum Beispiel dagegen protestiert, daß die Sinfonien von Beethoven in den Orchesterkonzerten immerfort als der selbstverständliche Grundstock der Programme figurieren. Es liegt auf der Hand, daß diese Stellungnahme ihre Berechtigung hat; sie beweist sogar einen Fortschritt in der kritischen Auffassung des Publikums, der nur zu begrüßen ist. Indessen sollte man das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. In den Konzerten der Königlichen Kapelle etwa bedeutet der Beethovenkultus im Augenblick doch etwas anderes als bequemes Festhalten am Altgewohnten. Hier steht in Richard Strauß ein Künstler als Interpret da, der wie kein anderer berufen ist, gerade in der Zeit einer gelinden Uebersättigung mit Beethoven den kostbarsten Hort der Orchesterliteratur vor der drohenden Verphilisterung in der Ausführung zu bewahren. Daß die Königliche Kapelle im übrigen durchaus nicht geneigt ist, an dem früheren konservativen Charakter ihrer Programme festzuhalten, beweisen die verschiedenen Neuheiten, die sie für den Winter angekündigt hat, beweist vor allem auch der Umstand, daß man fast sämtliche sinfonischen Werke von Strauß in das Vortragsverzeichnis gesetzt hat, eine Maßnahme, die dem Vorstand des Orchesters nur zur Ehre gereichen kann. In den Philharmonischen Konzerten unter Nikisch herrscht schon seit Jahren, bald mehr, bald minder ausgeprägt, die Tendenz vor, neben Bekanntem auch Neues zu pflegen. Auch jedes der beiden ersten Konzerte dieses Winters wies eine Novität auf, und beide waren recht wohl ernsten Interesses wert. Ein sinfonischer Prolog zu Hofmannsthals „Tor und der Tod“ brachte den talentvollen, ernst strebenden August Reuß in Erinnerung; eine groß angelegte Tondichtung „Zu einem Drama“ heischte Bewunderung für die Schaffensfreudigkeit des 72jährigen Meisters Friedrich Gernsheim.

Am wenigsten macht sich in den Kammerkonzerten ein fortschrittlicher Geist bemerkbar; die meisten der vortrefflichen Quartettvereinigungen z. B. begannen ihre Tätigkeit mit Haydn-, Mozart-, Beethoven-Programmen, und ebenso halten Pianisten und Violinsonatenspieler vorwiegend am Hergebrachten fest, in dieser Beziehung fast ebenso wenig Regsamkeit und Wagemut zeigend wie die Sängersleute.

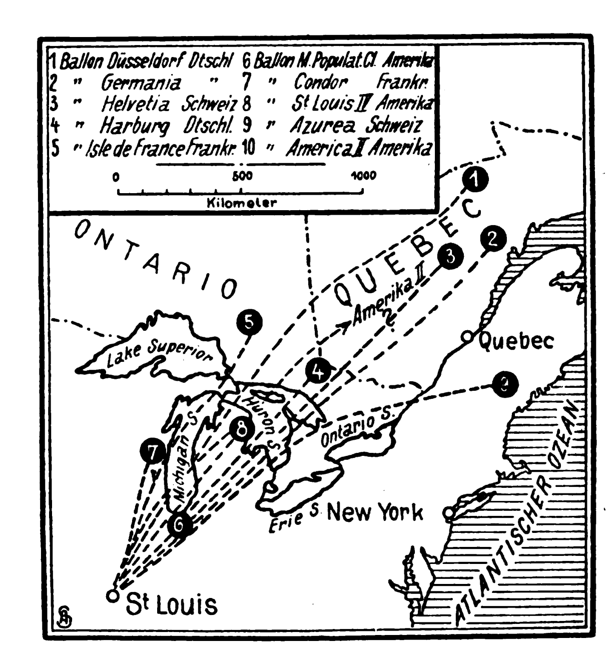
Auch auf musikalisch-dramatischem Gebiet beeilt man sich nicht eben, das Repertoire mit Neuem aufzufrischen. Die Komische Oper, die ihren rührigen Direktor Hans Gregor am Schluß der Saison leider an Wien abgeben wird, hatte mit dem ausgegrabenen Gounodschen „Arzt wider Willen“ ihren ersten Erfolg zu verzeichnen, die Königliche Oper mit dem Caruso-Gastspiel, und die Volksoper des Herrn Alfieri suchte mit einer Aufführung des Rossinischen „Tell“ zu erweisen, daß sie emsig bestrebt ist, ihre Leistungsfähigkeit auf ein immer höheres Niveau zu bringen. Großspurige Versprechungen, die sonst wohl üblich waren, aber nie gehalten wurden, hat diesmal keins der Operninstitute gemacht. Hoffentlich ist das als gutes Zeichen zu nehmen! W. K.

Unsere Bilder

Zum Thronwechsel in Siam (Abb. S. 1858). In seiner Hauptstadt Bangkok ist Paramindr Maha Chulalongkorn verschieden, der König von Siam, der als erster seiner Dynastie sein Land den europäischen Kultureinflüssen eröffnete. Er war ein Freund Deutschlands und erinnerte sich stets mit Freude seiner persönlichen Beziehungen zu Bismarck. — Sein Sohn und Erbe Maha Wajirawudh ist in Europa aufgewachsen. Er wurde in Eton, Oxford und Sandhurst erzogen und hat den europäischen Kontinent und auch Deutschland bereist.

Die Kaiserliche Familie auf der Parforcejagd (Abb. S. 1859). Kurz vor der Abreise des Kaiserpaares nach Brüssel hat in Döberitz eine Parforcejagd stattgefunden, die sich von ihren Vorgängerinnen dadurch auszeichnete, daß diesmal auch Prinzessin Viktoria Luise der königlichen Meute folgte. Bis zu ihrem 18. Geburtstag war ihr dieses Vergnügen versagt geblieben.

Das Resultat des Gordon-Bennett-Fliegens, das in diesem Jahr von St. Louis seinen Ausgang nahm, zeigt unsere untenstehende Kartenskizze. Die konkurrierenden zehn Ballons wurden sämtlich nach Nordosten getrieben. Die kürzeste Strecke legte der amerikanische Ballon „Million Population Club“ zurück, der nur 315 englische Meilen weit kam. Der



Ueberſichtskarte zum diesjährigen Gordon-Bennett-Fliegen.

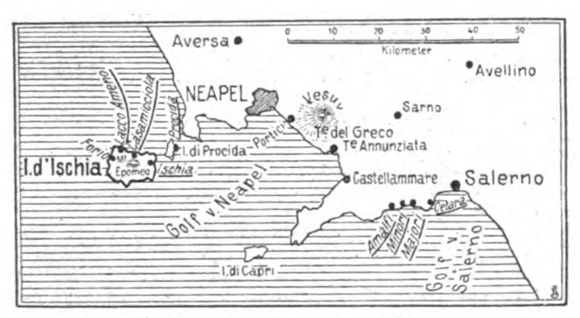
französische Ballon „Condor“ legte 410, der amerikanische Ballon „St. Louis“ 550, der französische „Isle de France“ 725, der deutsche „Harburg“ 750, der schweizerische Ballon „Azurea“ 772, der ebenfalls schweizerische Ballon „Helvetia“ 850, der deutsche Ballon „Germania“ 1040 und der von dem

Berliner Ingenieur Gericke geführte „Düsseldorf“ sogar 1100 englische Meilen zurück. Ueber den Verbleib des Ballons „America“ weiß man zur Stunde nichts.

Die Zarenfamilie in Hessen (Abb. S. 1859). Die russische Kaiserfamilie hat bis vor kurzem in Friedberg geweilt und hat sich dann nach Schloß Wolfsgarten bei Langen in Hessen begeben. Während die Zarin ihrer Nauheimer Kur oblag, genoß der Zar die schönen Herbsttage, indem er sich viel im Freien bewegte. In Gesellschaft der Großherzogin von Hessen widmete er sich mit Feuereifer dem Tennisspiel, das er allen anderen Sportzweigen vorzieht.

Kronprinz Alexander von Serbien (Abb. S. 1858) liegt in Belgrad krank danieder. Der jüngere Sohn König Peters hat sich bei den Manövern in Nisch einen schweren Bauchtyphus zugezogen, der sein Leben vorübergehend in ernste Gefahr brachte.

Die Wetterkatastrophe im Golf von Neapel (Abb. S. 1861). Wieder einmal haben die entfesselten Elemente gerade im schönsten Teil Unteritaliens verheerend gehaust. Wolkenbrüche, Sturmfluten und Wirbelwinde suchten die Ort-



Zum Unwetter in Italien: Der Golf von Neapel.

schaften am Golf von Neapel heim. In Neapel selbst wurden einige Vororte überschwemmt; Torre del Greco wurde zum Teil unter Schlammassen begraben, die vom Vesuv herabkamen. In Amalfi drang Wasser in die Erdgeschosse der Häuser; der Ort Cetara bei Amalfi wurde völlig zerstört, auch Salerno, Procida und viele andere Orte haben schwer gelitten, am schwersten aber die Insel Ischia. Von dem hübschen Badeort Casamicciola auf diesem herrlichen Eiland sind nur wenige Häuser stehengeblieben. Fast überall werden Tote beklagt. Die Gegend, die zu der schönsten der Welt gehört, ist weithin verwüstet.

Zum Aufenthalt König Manuels in England (Abb. S. 1858). Die aus Lissabon vertriebene portugiesische Königsfamilie weilt jetzt in England auf dem Schloß Woodnorton in der Grafschaft Worcestershire, unweit von London. König Manuel und seine Mutter genießen dort die Gastfreundschaft des Herzogs von Orléans, des Bruders der Königin Amalie.

Fürst Franz von Teck † (Abb. S. 1858), der zweitälteste Bruder der Königin Mary von England, ist dieser Tage nach hartem Todeskampf gestorben. Der Fürst war am 9. Januar 1870 im Kensingtonpalast geboren. Er diente in der großbritannischen Armee und nahm als Major seinen Abschied.

Das erste Ministerium der Südafrikanischen Union (Abb. S. 1862) wird sich demnächst dem neugewählten Bundesparlament vorstellen. An der Spitze des Kabinetts steht bekanntlich General Louis Botha, der Führer der Buren in ihrem Freiheitskampf, der jetzt die Einigung Südafrikas mit friedlichen Waffen erkämpft hat.

Das hundertjährige Jubiläum der mexikanischen Republik (Abb. S. 1860) und zugleich der 80. Geburtstag des Präsidenten Porfirio Diaz, dem sie ihre heutige Blüte verdankt, wurde am 15. September in der Bundeshauptstadt Mexiko durch glanzvolle Festlichkeiten gefeiert. In Gegenwart der Vertreter der auswärtigen Mächte wurde ein stattliches Freiheitsdenkmal enthüllt. An diesem Denkmal zog ein farbenprächtiger historischer Festzug vorbei.

Der neue Direktor der Wiener Hofoper (Abb. S. 1857). Die langwierige Direktionskrise der Wiener Hofoper ist zu Ende. Felix v. Weingartner hat sich nicht bestimmen lassen, weiter im Amt zu bleiben; an seine Stelle tritt Direktor Hans Gregor, der originelle und begabte Opernregisseur, der bisher die Komische Oper in Berlin leitete. Gregor hat seine Theaterlaufbahn als Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin begonnen; dann wurde er als Direktor nach Görlitz berufen; später leitete er die Vereinigten Stadttheater von Barmen und Elberfeld.

Enrico Caruso (Abb. S. 1864) gastiert wieder in Berlin! Am Geburtstag der Kaiserin sang Caruso auch im Neuen Palais und wurde auch dort mit Beifall überschüttet. Der Kaiser hat den stimmgewaltigen Gast zum Kammersänger ernannt.

Ein Künstlerheim am Gardasee (Abb. S. 1863). Maria Labia, die berühmte Berliner Sängerin, besitzt in der Val di Sogno bei Malcesine ein wunderschönes Landhaus. Val di Sogno heißt Tal des Traumes. Und hier hat sich wirklich der Traum einer Künstlerseele erfüllt.

Das größte Schiff der Welt (Abb. S. 1862) ist kürzlich in Belfast vom Stapel gelaufen. „Olympic“, der Riesendampfer der White-Star-Linie, verdrängt nicht weniger als 60000 Tonnen. 2500 Passagiere und 850 Seeleute finden auf dem gewaltigen Schiff Raum; dabei bleibt noch Raum für einen Wintergarten, einen Ballsaal, eine Rollschuhbahn, eine Turnhalle, einen Dachgarten, ein Schwimmbassin und ein Dampfbad. Dieses schwimmende Hotel größten Stils hat 2000 Fenster und Luken; seine Erbauung hat etwa 40 Millionen Mark gekostet und zwei Jahre gedauert. Der Stapellauf des Schiffskolosses dauerte nur 62 Sekunden.

Personalien (Abb. S. 1864). Zum Präsidenten der griechischen Nationalversammlung wurde Konstantin Hoeßlin gewählt. Der Träger dieses deutschen Namens ist nie als Parteipolitiker hervorgetreten, aber gerade dieser Umstand ließ den angesehenen Staatsmann jetzt als Präsidenten der Volksvertretung geeignet erscheinen. — Der Nobelpreis für Medizin ist wieder einem Deutschen zuteil geworden. Der berühmte Physiologe Professor Kossel in Heidelberg erhielt diese internationale Auszeichnung für seine Arbeiten über die Eiweißkörper. — Der Kaiser hat den hervorragenden Juristen Rudolf v. Pelargus, der seit elf Jahren dem Reichsgericht angehört, an Stelle von Exzellenz Dr. Olshausen zum Senatspräsidenten des Reichsgerichts ernannt. Er dürfte die Leitung des III. Straffenats übernehmen.

Die Toten der Woche

Graf Rudolf zu Khevenhüller-Metsch, österreichisch-ungarischer Botschafter in Paris, † in Wien am 20. Oktober im Alter von 66 Jahren.

Professor Siegmund L'Allemand, bekannter Maler, † in Wien im Alter von 70 Jahren.

Oberleutnant a. D. Willi Mente, Aviatiker, † in Magdeburg durch Absturz beim Flugmeeting am 25. Oktober im 41. Lebensjahr (Portr. nebenst.).



Oberl. a. D. Mente †

Chulalongkorn König von Siam, † in Bangkok am 23. Oktober im Alter von 57 Jahren (Portr. S. 1858).

Fürst Franz von Teck, jüngerer Bruder der Königin von England, † in London am 22. Oktober im Alter von 41 Jahren (Portr. S. 1858).

Professor Dr. Günter Thiele, bekannter Philosoph, † in Berlin am 22. Oktober im Alter von 69 Jahren.

Bilder vom Tage



Spezialaufnahme für die „Woche".

Hans Gregor,

der Nachfolger Felix Weingartners als Direktor des k. k. Hofoperntheaters in Wien.



Hofphot. Schumann & Bolbrinker.

Maha Chulalongkorn †
König von Siam.



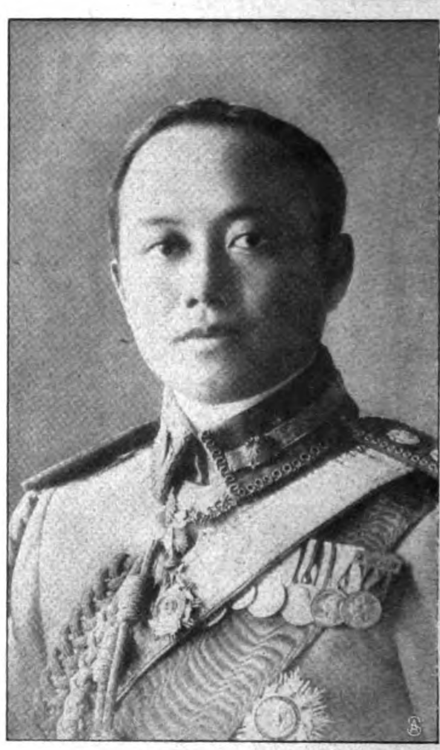
Phot. Stuart.

Fürst Franz von Teck †
Bruder der Königin von England.



Phot. Jovanovitch.

Alexander Kronprinz von Serbien.
Zur schweren Erkrankung des serbischen Thronfolgers.



Phot. Gebr. Haeckel.

Maha Wajirawudh,
der neue König von Siam.



Ein historischer Augenblick aus dem Leben des verstorbenen Königs von Siam:
König Chulalongkorn als Gast des Fürsten Bismarck
in Friedrichsruh am 2. September 1897.
Phot. Strümper & Co.



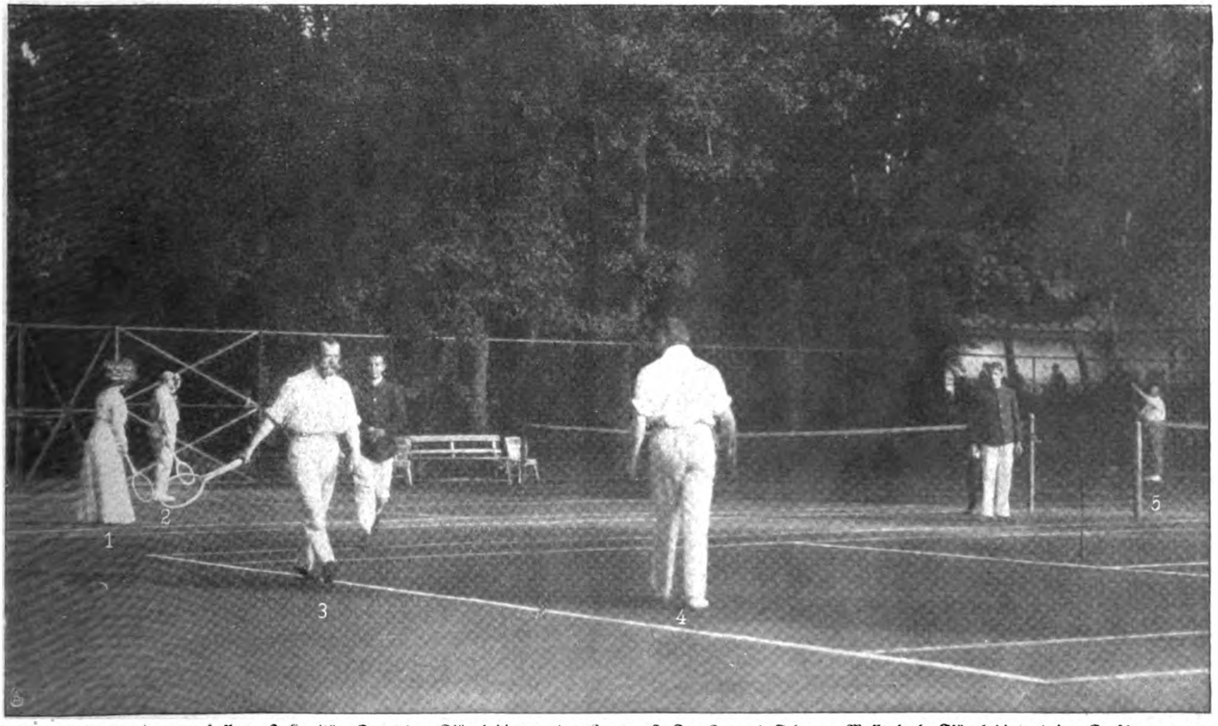
Zum Aufenthalt König Manuels in England:
Der Herzog von Orléans (×), Onkel König Manuels,
und der portug. Gesandte Marquis de Soveral auf dem Weg
zum Empfang des Königs und seiner Mutter. Phot. Central News.





1. Prinz Eitel-Friedrich. 2. Die Kronprinzessin. 3. Der Kronprinz. 4. Die Kaiserin. 5. Prinzessin Viktoria Luise. 6. Der Kaiser. Phot. Löhn & Streich.

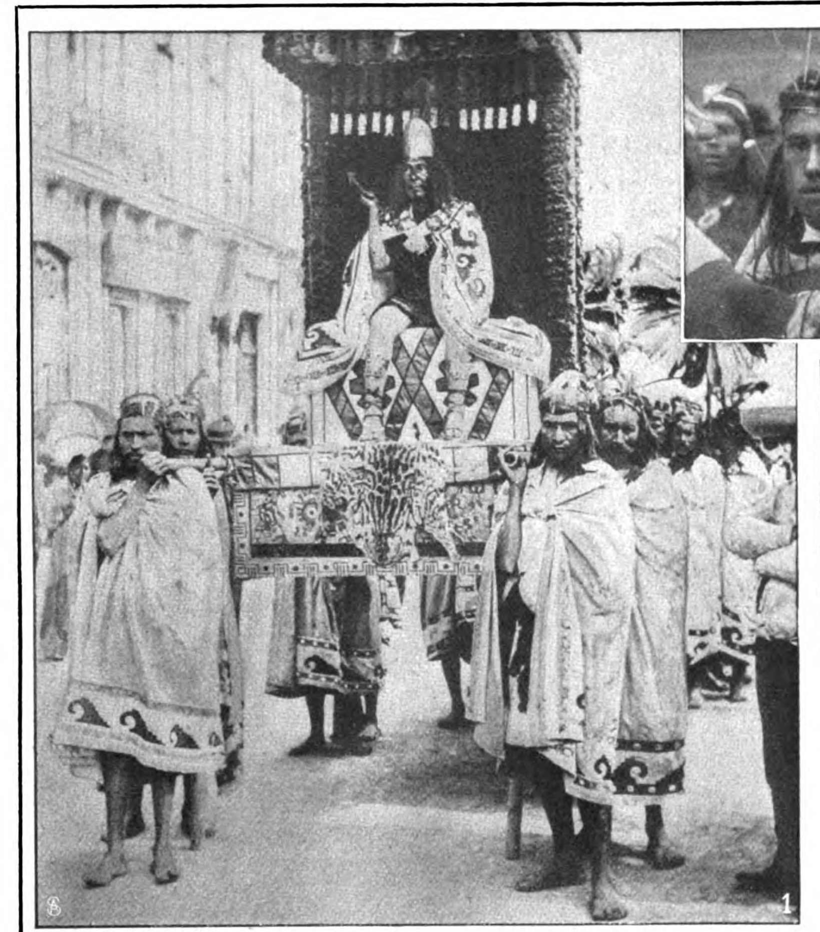
Die kaiserliche Familie bei der Parforcejagd in Döberitz.



1. Die Großherzogin von Hessen. 2. Kapitän Drentelen, Flügeladjutant des Zaren. 3. Der Zar. 4 Frhr. v. Massenbach, Flügeladjutant des Großherzogs von Hessen. 5. Frhr. v. Ungern-Sternberg, Hofmarschall des Großherzogs.

Vom Aufenthalt der russischen Kaiserfamilie in Hessen: Der Zar beim Tennis in Bad Nauheim.







Die Hundertjahrfeier der Unabhängigkeit der Republik Mexiko.

1. Der Herrscher der Azteken im historischen Festzug. Phot. Worlds Graphic Preß.
2. Festlich geschmückte Indianer.
3. Präsident Porfirio Diaz.
4. Die Vertreter des deutschen Reiches im Festzug. Phot. Worlds Graphic Preß.



Panorama des Golfes von Neapel, von der Stadt Ischia aus gesehen.

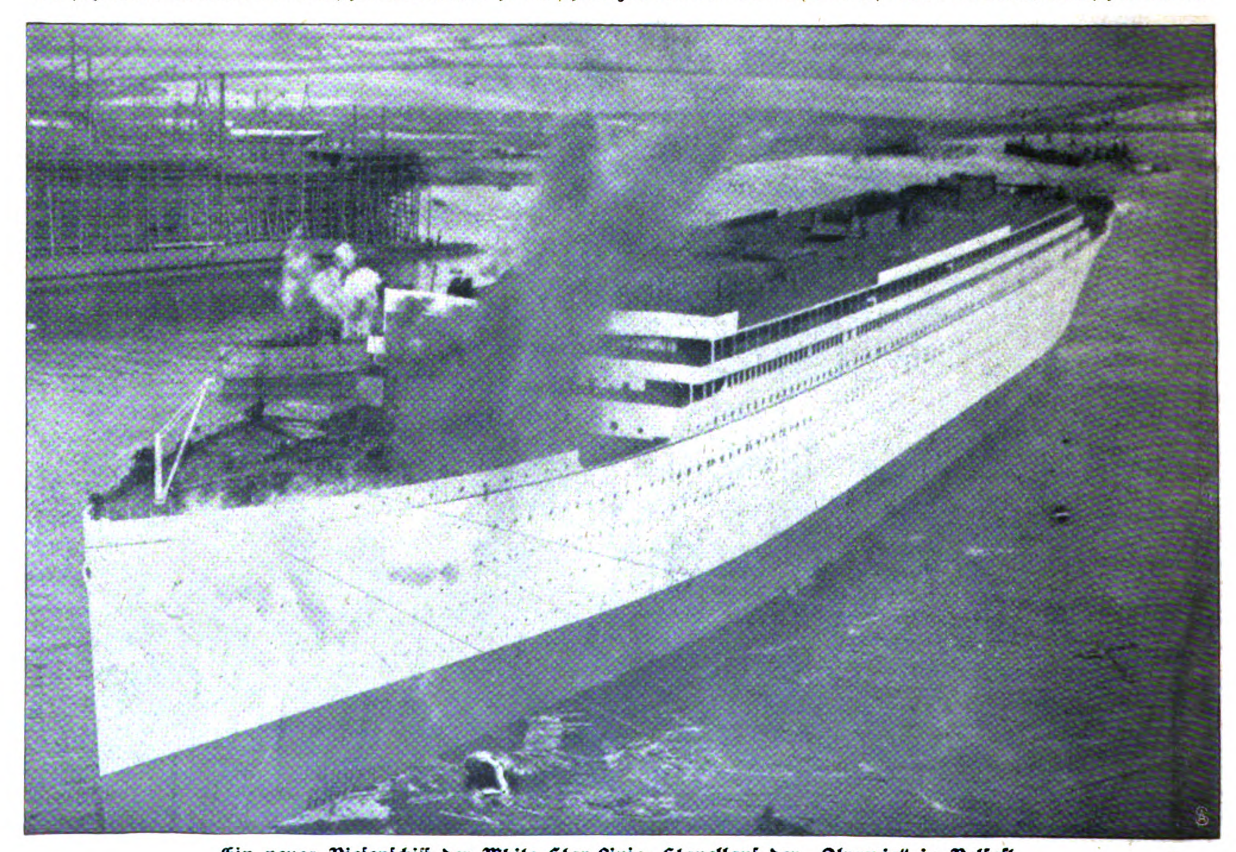
Ansicht von Casamicciola auf der Insel Ischia.

Zur Wetterkatastrophe im Golf von Neapel.



Von links nach rechts (sitzend): Mr. Sauer, Premierminister General Botha, Mr. Abraham Fisher. (Stehend): General Herzog, Mr. H. Burton, Mr. Moor (Ex-Premierminister von Natal), Dr. O'Grady Gubbins, General Smuts, Mr. Hull, Mr. Malan, Mr. de Villiers Graaff. Phot. Steger.

Die führenden Männer des britischen Kolonialreichs im schwarzen Erdteil: Das erste Ministerium der Südafrikanischen Union.



Ein neues Riesenschiff der White Star-Linie: Stapellauf der „Olympic" in Belfast.



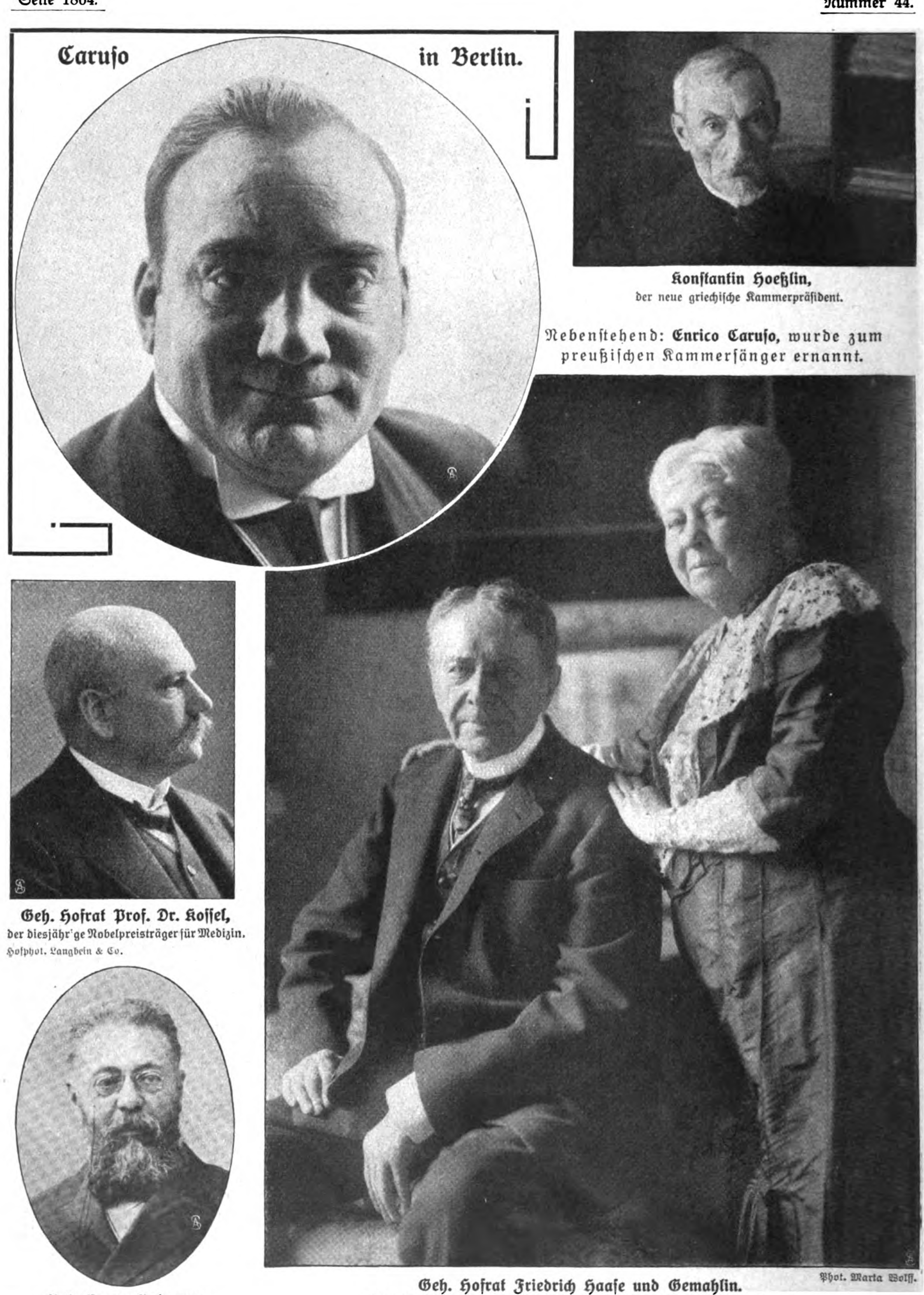


Phot. G. Bertucci, Verona.

Ein Künstlerheim am Gardasee:

Maria Labia auf der Terrasse ihrer Villa. — Oberes Bild: **Die Villa der Sängerin.**

Caruso in Berlin.



Konstantin Hoeßlin,
der neue griechische Kammerpräsident.

Nebenstehend: **Enrico Caruso,** wurde zum preußischen Kammersänger ernannt.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Kossel,
der diesjähr'ge Nobelpreisträger für Medizin.
Hofphot. Langbein & Co.

Rudolf von Pelargus,
der neue Senatspräsident des Reichsgerichts.

Geh. Hofrat Friedrich Haase und Gemahlin.
Zum 85. Geburtstag des Altmeisters deutscher Schauspielkunst.
Hierzu der Aufsatz „Friedrich Haase" von Prof. Karl Frenzel.

Phot. Marta Wolff.



Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

13. Fortsetzung.

In der Ferne grollte es leise —

„Nein, es ist kein Donner! Es ist Doktor Stümmers Wagen, der von Büsum kommt — ich sah ihn nachmittags hinausfahren", sagte die Frau Oberschulrat und lugte zum Himmel. Heftiger hallte es von Osten....

„Es wird nicht übers Wasser können", tröstete sich Tante Berta, die große Angst vor Gewittern hatte und mit Vorliebe bei heranziehenden Katastrophen unter Möbel flüchtete, von welchem Aufenthalt sie sich eine Sicherheit versprach, deren Gründe sie nicht angeben konnte. Als aber ein helles Zucken plötzlich über den Garten lief und man den Kirchturm von Attenrade in schnellem Glanz sekundenlang wie eine Vision über dem Nachbarhaus auftauchen sah, da tauschte sie doch mit Fräulein v. Bollenhagen einen nervösen Blick und brach in ihrer ganzen Länge auf, schob sich steil hinter dem Tisch empor wie die Puppe eines Zauberkastens, die durch mechanischen Druck plötzlich in die Höhe wippt.

Die Bowle ging zur Neige. Das Fest nahm ein Ende.

Ein kurzärmeliges Mädchen mit roten nackten Armen brachte die Tücher und Schals in den Garten.

Ein umständliches Adieusagen begann, vom Wetterleuchten magisch erhellt . . .

Doktor Meister und Doktor Adlefffen geleiteten die Schwestern Thorensen nach Hause.

Adlefffen hatte sich freiwillig dazu erboten. Doktor Meister war von Frau Oberschulrat auf diese gegebene Pflicht hingewiesen worden. Freiwillig hätte er die Pein nicht auf sich genommen, mit Gunhilde Thorensen unter dem Sternenhimmel der duftenden Sommernacht hinzugehen.

Die Paare schritten in ziemlichem Abstand voneinander, den Doktor Adlefffen dauernd zu vergrößern suchte. Was er sagen wollte, war nur für Ankas Ohr.

„Es war ein herrlicher Abend heute!" begann er. „So voll hab ich's genossen. So unerwartet kam es, daß ich plötzlich neben Ihnen saß. Aber ich genoß es wie der Verurteilte den letzten Trunk vor dem Tode — die Henkersmahlzeit des Lebens" . . .

„Ich verstehe nicht ganz... würden Sie gegebenenfalls um Erdbeerbowle bitten?" fragte Anka spitz.

Er blieb stehen. „Spotten Sie nicht, Fräulein Thorensen!" sagte er ernst. „Sie haben mir zu viel Schweres angetan, als daß Ihnen Spott anstände."

„Ich verstehe nicht" . . . ihr wurde ein wenig kalt trotz der Schwüle der Luft.

„Sie wissen sehr wohl, daß ich seit dem Beginn Ihres Samariterkursus bei mir eine tiefe Neigung für Sie gefaßt habe" —

„Das pflegt man doch einer Dame sonst nicht als Schuld vorzuwerfen", sagte sie, als er tiefatmend schwieg.

„Ich hatte den brennenden Wunsch, Sie zu heiraten."

Anka sah ihn von der Seite an. Im Licht der Laterne glühten seine dunklen Augen sehnsüchtig zu ihr herüber und erinnerten sie in ihrem Glanz mehr denn je an die Blicke ihres indischen Freundes Changra Lal.

Sie wich seinen Augen nicht aus. Ohne Verlegenheit, sachlich und erwartungsvoll, schaute sie in sein Gesicht. Die Erwägungen eines langen Jahres, die sie ruhelos in ihrem Hirn hin und her geschoben hatte, standen jetzt vor ihrer Lösung. „Und?" fragte sie.

Er litt so sehr, daß seine Augen feucht wurden. Er haßte sie wegen ihres Gleichmuts und empfand zu gleicher Zeit drückend den schweren Bann, den dieses Mädchen ihm seit Monaten auferlegt hatte. Heftig riß er sich zusammen.

„Ich sprach gestern mit meiner Mutter", begann er rauh und schnell. „Ich hatte ja immerhin schon allerhand raunen gehört — aber das wußte ich doch nicht, Fräulein Thorensen, daß Sie in Ihrem Lebenszeugnis, so wie es den Attenradern vorliegt, schon so viele und noch dazu so sehr akzentuierte Ordnungsstriche haben."

Anka fühlte ihre Finger eiskalt werden. Ein grenzenloser Zorn überkam sie — es kostete ihre ganze Überwindung, gleichmütig und kühl zu bleiben. Aber zugleich erwachte ihr ganzer Stolz. Demütigen sollte dieser Mann sie nicht.

„Hatte Ihre Frau Mutter das Register meiner Sünden so gut am Schnürchen?" fragte sie lächelnd.

„Sie sagte, was ich auch sagte, daß vielleicht die Hälfte nicht wahr ist", fuhr er leise fort. „Leider ist für mich, will ich hier bleiben und wirken, das Maßgebende, wie die Dinge in den Augen der Attenrader sich spiegeln — nicht wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen haben mögen. Ich dachte anfangs daran, Attenrade aufzugeben, mich in Kiel zu habilitieren. Aber Kiel ist schließlich zu nah, und die Menschen fahren zu viel hin und her — es wäre das gleiche. Ich dachte an das Ausland, aber meine alte Mutter, die nur mich hat, war verzweifelt bei dem Gedanken. Ich bin ja auch sonst nicht unabhängig. Ich bin der Ernährer meiner Mutter. Sonst . . . Sie wissen ja nicht, Fräulein Thorensen, wie ich Sie geliebt habe, was Sie mir gewesen sind, wie wunderbar mir meine Welt erschien, seit Sie darin ab und zu gingen . . . Sie, so fein und klug, so über die Maßen reizend" . . .

Er legte die Hand über die Augen.

„Bitte, denken Sie auch nicht, daß ich so plump bin, mir irgendein Urteil anzumaßen über Lebenskreise, denen ich fernstehe, oder Sie um eine Richtigstellung zu bitten; es bleibt mir ja gar kein Anrecht mehr an Sie, seit ich meine Wünsche begraben mußte.



Nur mißverstanden will ich nicht von Ihnen werden, will Ihnen aus dem Wege gehen, Sie bitten, nicht mehr in meine Kurse zu kommen, es mir zu erleichtern, Fräulein Anka! Ich habe den Zauber Ihres Wesens, mehr als gut ist, in mich aufgenommen — heute abend noch, als Sie wie ein schöner Flamingo zwischen all den Störchen saßen! Und nun muß ich fort und mich mein Leben lang mit den anderen Attenradern abquälen und an Ihnen vorbeisehen, Sie zu vergessen suchen, obwohl jede Straßenecke, an der ich Ihnen dann plötzlich begegne, meine Pein erneuern wird."

Sie biß ihre Lippen.

Wie sonderbar das war, sich von einem Verehrer diese Dinge sagen zu lassen, ohne Widerspruch dabeistehen zu müssen wie jemand, der glatt und ganz seine eigenen Sünden zugibt, sich zur Gelassenheit zu zwingen, wo man am liebsten aufgebraust wäre und die ganze Welt unter die Füße getreten hätte.

Eine Waffe zur Verteidigung besaß sie nicht. Aber einen anderen Pfeil nahm sie aus ihrem Köcher. . . .

„Es wird sich alles viel leichter gestalten, als Sie denken", sagte sie sanft und ruhig. „Ich verlasse ohnehin Attenrade in der nächsten Zeit. Nur ist es noch Geheimnis. Ich heirate einen Advokaten in Britisch-Indien, und wenn ich später auf Urlaub nach Europa komme, glaube ich nicht, daß ich mir gerade Attenrade als Domizil aussuchen werde. Sie werden mich also ganz bequem vergessen können, Doktor Adlefffen."

Er blieb erstaunt stehen.

„Wenn", sagte er heiser — „Sie, Fräulein Anka, schon seit längerer Zeit geheim verlobt sind, weshalb sahen Sie dann so ruhig zu, wie ich mir im Laufe des letzten Jahres mehr und mehr die Flügel an Ihrem Licht verbrannte? Weshalb hatten Sie nicht die Gnade, mir durch eine frühere Mitteilung dieser Tatsache jene Zweifel und Schmerzen zu ersparen, mit denen ich so elend im Kampfe lag?"

Eine tiefe Empörung gegen die kaltherzige Grausamkeit stieg in ihm auf, deren Spielball er gewesen zu sein meinte. „Ich verstehe das nicht", rief er scharf. „Wie soll ich das zusammenreimen? Ist denn vielleicht nach Ihrer Meinung in all den Stunden, die Sie meine Schülerin waren, nichts zwischen uns gewesen? Kein Blick hin und her gegangen, der über das Alltägliche hinausging? Kein Händedruck gewechselt, der mehr besagte als ein beliebiges Lebewohl sich gleichgültiger Menschen?"

Anka blieb vor ihrem Gartentor stehen.

„Ja, Doktor Adlefffen!" entgegnete sie mit ganz ruhiger und überlegener Stimme. „Bei einer sozusagen peinlichen Unterhaltung, wie Sie sie soeben mit mir heraufgeführt haben, zieht naturgemäß einer den längeren und einer den kürzeren! Sie haben sich zuerst über das beklagt, was man in Attenrade meine Vergangenheit zu nennen beliebt. Und dann haben Sie sich über mein Verhalten Ihnen gegenüber beklagt. Nun sind für mich Zusammenhänge zwischen diesen Punkten vorhanden, die Ihnen unklar bleiben. Hätten Sie nicht von meiner Vergangenheit geredet, würde ich vielleicht nicht von meiner Verlobung gesprochen haben. Ich kann Sie nicht aufklären über diesen Punkt, da das gegen mein Interesse sein würde. Mein Interesse ist aber das, in dieser Abschiedstunde von Ihnen nicht den kürzeren zu ziehen. Es könnte mich das auch in der Erinnerung vielleicht genieren. Also, bitte, betrachten Sie mich, wenn Sie wollen, ruhig wie eine Kunigunde von Turneck in der alten Sage, die die Freier tückisch und kaltherzig um die Schloßmauer reiten ließ, bis sie in den Graben stürzten. Die Wahrheit jedoch ist die, daß ich Ihnen gegenüber für meine Verhältnisse sogar ungewöhnlich loyal und korrekt gehandelt habe."

Seine Augen hingen an ihren Lippen, aber er begriff sie nicht.

„Ich habe immer gefunden, daß Sie etwas von einer Sphinx hatten," sagte er, „zum Schluß finde ich es mehr denn je. Ich werde noch oft genug grübeln über die geheimen Zusammenhänge, von denen Sie sprachen — wenn ich über Land fahre — so von einem Bauernhof zum andern, hier einen verrenkten Fuß massiere, dort einen gestürzten Bauernburschen verbinde. Ich werde an dieser Stunde noch lange zu tragen haben. Aber raten werde ich Ihre Rätsel nie."

„An den einfachsten Lösungen gehen die klügsten Psychologen vorbei", versetzte sie und sah ein letztes Mal ihrem letzten weißen Freund ins Gesicht, fest und lange, wie jemand, der mit Bewußtsein Abschied nimmt — nicht nur von einem einzelnen Menschen, sondern gewissermaßen von einem ganzen Volk, einem ganzen Erdteil. Sie sah ihr Leben vor sich, mit festen Strichen umzogen, wie Sternbilder auf der Himmelskarte.

Dies war jetzt ein Abschnitt, ein Ende und ein Anfang zu einem neuen Stück ihres Daseins . . .

Sie hatte beide Möglichkeiten seit langem erwogen. Nun waren die Würfel gefallen.

* * *

Die Silhouetten von Anka und Doktor Adlefffen hatten sich dicht nebeneinander gehalten. Meister aber ging von Anfang an so weit von Gunhilde entfernt, als die Straßenverhältnisse es nur irgend zuließen. Der weiße Schleier störte ihn, der so schön auf ihren blonden Haaren lag und ihr Profil wie aus einer zarten Wolke vortauchen ließ.

„Wie die Sterne heute wieder leuchten!" sagte Gunhilde. „Olaf und ich haben uns eine Tabelle gekauft, auf der alle Namen verzeichnet sind, und abends in den Ferien, wenn er länger aufbleiben darf, öffnen wir die Bodenluken und stellen die Sternennamen fest, so gut es geht. Einer scheint gerade in Olafs Stube, ein heller, glänzender. Ich glaube, es muß der Arkturus sein. Wenigstens steht er so zum großen Wagen. Papa interessierte sich ja auch so für Himmelskunde, und Sie, Herr Doktor, hatten doch früher ein so schönes Fernrohr, durch das Sie uns zuweilen sehen ließen?" —

„Ja," versetzte er langsam — „aber es ist zerbrochen . . ."

„Betreiben Sie denn Ihre astronomischen Studien nicht mehr?"

„O doch! Ich halte sie dauernd für eins der stärksten Opiate, die uns Menschen beschieden sind. So etwas wie Baireuth oder die Akropolis. Das Himmelsgewölbe ist



etwas so Wunderwürdiges, daß man die Leiden der Welt schon daran vergessen kann."

„So weit geht es bei mir nicht", sagte Gunhilde aufrichtig. Das Gespräch brach ab.

„Stehen Sie eigentlich noch mit Ihrer Cousine in Waldshut in Beziehung?" fragte Meister unvermittelt.

Es war Gunhilde bei dieser Frage, als sollten neue Feindseligkeiten eröffnet werden. Sie sehnte müde das Ende des Weges herbei — aber ihre Häuser lagen noch drei Straßen weit.

„O ja. Sie lud mich kürzlich zur Taufe ein. Sie hat ein kleines Töchterchen bekommen."

„Werden Sie hinfahren?"

„Nein. Ich reise zu ungern."

„Wenn ich es richtig erfaßt habe, war doch jener Herr v. Wetterstein einst Ihr spezieller Freund in dem Klub, dem Sie und Fräulein Anka angehörten?"

„Ja. So wie man in dem Klub befreundet zu sein pflegte."

„Ich bin über die Gebräuche orientiert", sagte Meister und sah mit solch eisigem Gesicht zu den Sternen auf, daß er der neben ihm Schreitenden wie Minos, der Richter der Unterwelt, erschien.

Es war, als wollte er ihr eine Pause lassen, sich zu verteidigen, etwas abzuschwächen, zu redigieren.

Aber sie schwieg. Jede Lüge lag ihr fern. Vielleicht begriff sie auch des Mannes Gedankengang nicht ganz...

„Es muß Ihnen doch eigentlich nicht leicht geworden sein, diesen nahen Freund an Ihre Cousine zu verlieren?" bemerkte er.

„Kurze Zeit ärgerte ich mich ein wenig", sagte Gunhilde aufrichtig. „Dann fand ich, daß beide sehr gut zueinander paßten."

„Ich traf im Frühling Ihren Onkel zufällig in Basel. Er seinerseits ist dauernd von der Partie wenig erbaut. Ein Schwiegersohn ohne Beruf, der in absoluter Untätigkeit dahin vegetiert, ist für einen arbeitenden Mann ein harter Fall."

„Er ist doch so eine Art Dichter", entschuldigte Gunhilde. „Was wäre denn Annchens Los sonst gewesen? Irgendein Fabrikmensch vermutlich. Herr v. Wetterstein war doch für sie ein Schritt aufwärts mit seiner Bildung, seiner guten Familie."

„Sie sind ja ein treuer Anwalt für den alten Klubfreund!"

„Ich bin allen Menschen dankbar, die freundlich an mir hängen. So viel Sympathien hat man nicht in der Welt, um die, die bleiben, gering zu achten — —"

„Ich begreife, daß es Ihnen und den Ihren allerdings eine Beruhigung sein muß, daß jener Berliner Winter für Ihre Cousine nicht schlimmer auslief als nur mit einer fragwürdigen Heirat . . ."

„Sie meinen," rief Gunhilde, zum erstenmal heftig werdend — „daß der liebe Gott unserer Schuld nur ja gleich die Strafe auf dem Fuß hätte folgen lassen sollen, damit wir die Folgen unserer Gedankenlosigkeit auch so recht niederdrückend gefühlt hätten? Nein, Doktor Meister, so denke ich mir den lieben Gott überhaupt nicht, daß er so grausam genau Buch führt über unsere Verfehlungen und dann ganz summarisch umgehend Strafen schickt, wo Fehler waren! Ich glaube, die reinste Freude gewährt es ihm stets, uns arme Sünder auch mal ungeahndet durchschlüpfen und eine Torheit nicht so schlimm ausgehen zu lassen, wie sie vielleicht hätte ausgehen können. . . . Gottlob ist das Tatsächliche ja auch das einzige, was in Frage kommt."

„Man merkt, daß Sie bei dem toleranten Pastor Schreiber konfirmiert worden sind! Ein etwas strengerer Geistlicher würde Sie vermutlich weniger nachsichtig haben denken lehren."

„Es gehen einem dafür sonst noch oft genug Zeloten über den Weg..." rief sie beinah weinend.

Es war eine Empörung in ihr gegen den Freund ihrer Jugend, so stark, daß sie in diesem Augenblick jedes andere Gefühl überwog und sie am liebsten laut ausgerufen hätte: Doktor Meister, wenn Sie mich doch nicht heiraten wollen, so steht Ihnen keinerlei Recht zu, mich zu quälen und zu schulmeistern!

Aber der Weg war zu Ende. Die weißen Gartentore leuchteten blank im Licht der flackernden Straßenlaterne. Anka und Doktor Adlefffsen sahen ihnen mit blassen Gesichtern entgegen.

Vier Hände berührten sich flüchtig, so hastig auseinanderfahrend, als wären sie glühendes Eisen.

Adlefffsen stürmte die Straße herunter, und Meister trat mit lauten, hastigen Schritten in seinen Garten, das Tor hinter sich zuwerfend, daß es hart durch die Nacht klang.

„Eine erbauliche Art von Geselligkeit!" sagte Anka. „Ich hoffte im stillen, das Gewitter käme wirklich über die Stadt — und wenn der Blitz in unsere nächtlichen Begleiter eingeschlagen hätte, ich würde billigend dabei gestanden und sogar gefrohlockt haben! Diesen Abend streiche ich an in meinem Kalender —"

„Unsere Vergangenheit war oft so lustig," sagte Gunhilde — „unsere Gegenwart ist immer wie mit Flor behangen. Und wie mag erst unsere Zukunft sein?"

„Die liegt in unserer Hand!" rief Anka und atmete tief auf. „Paß auf! In dieser Nacht verbrenne ich meine Schiffe." — —

Agnes Thorensen saß seit einer Stunde im Wohnzimmer am offenen Fenster und wartete auf die Töchter.

Sie saß ganz müßig da, die Hände im Schoß.

Das Buch, in dem sie lesen wollte, hatte sie zur Seite geschoben. Sie fühlte, wie der von Furka entfachte Bildungsdrang merklich nachließ. Warum sollte sie auch ihr Wissen vermehren? Für wen? Wem nützte es? Wem konnte sie damit etwas sein?

Den Töchtern, die das alles besser und gründlicher zu wissen meinten?

Olaf, der so gleichgültig gegen alle geistige Arbeit war und seine Tage am liebsten wie ein kleiner Pantheist dicht am Herzen der Natur in Baumkronen oder auf dem moorig riechenden Gartenrasen hinbrachte?

Frau Thorensen wußte längst, daß sie zu den Frauen gehörte, die nur durch einen Mann und mit einem Mann zweckvoll leben können, daß ihre Seele eine verstummte Laute war, wenn keine Männerhand auf den Saiten spielte. Sie dachte an ihre Ehe zurück.



Die Erinnerung hatte alles idealisiert. Ihre unpräzise Art zu denken brachte sie über jede Form eines noch so leisen Selbstvorwurfs hinweg.

Das alles war doch immer so schön und gut gewesen!

Selbst ihre hingebende Seelenfreundschaft mit Furka war kein Grund zu späten Skrupeln. Sie hatte ja seinerzeit bereitwillig den ganzen Furka hinopfern wollen, als Olaf erkrankte — sie hatte ihn erst dann wieder in seine Rechte eingesetzt, als das allein im Interesse ihres Mannes kaum zu umgehen war.

Und jetzt hatte sie ihn zum zweitenmal geopfert, freiwillig, für ihre Kinder!

In ihrer Tasche knitterte ein Brief.

Seit drei Tagen trug sie ihn mit sich, seit er eines Morgens plötzlich auf dem Vorplatz gelegen, überspielt von den Sonnenstäubchen, die in schrägem Lichtstrahl durch die Scheibe über der Haustür fielen.

Furka hatte mit einem Mal seine Pläne geändert, war zur Heimkehr entschlossen, zur Heimkehr zu ihr....

Nur bei ihr könne er gesunden, schrieb er — deutlicher denn je habe er es gefühlt in den langen, schlummerlosen Nächten seiner letzten Krankheit! Europa locke ihn nicht — aber über den Gestaden Europas rage ihr blondes Haupt wie eine zauberische Morgana so wie des Fujiyama weiße Spitze über den duftumhüllten Bergen Japans.... Ihretwegen käme er heim.

Es war Frau Thorensen, wie sie zuerst diese Worte gelesen, als streckte das Leben noch einmal seine warme Hand zu ihr, der Vergessenen, der beiseite Geschobenen, als öffneten sich unerwartet langverschlossene Tore, hinter denen Gärten des Glücks rauschten und Brunnen aufsprangen, deren Strahl sie versiegt geglaubt!

Und dann war ein Passus gekommen, in dem der ganze Ferdinand Furka sich offenbarte....

Er könne ja nie das festbegrenzte Leben der andern führen — schrieb er — er müsse sein Dasein seinen Nerven gemäß einrichten. Ohne festes Domizil, so ungefähr zwischen Teneriffa und dem Nordkap, je nachdem seine Stimmung und sein Gesundheitzustand klimatisch es erforderten. Für Frau Thorensens Töchter sei das ja natürlich eine unmögliche Existenz, aber solch zeitgemäß geschulte Geister wie Anka und Gunhilde wären ja wie geschaffen, die Sorge um Olafs Erziehung von ihren zarten Schultern abzunehmen. Er könne sie ja auch nicht täglich teilen mit soundso viel anderen. Er wolle sie für sich, für sich ganz allein, eine schöne Wandergefährtin zu Wasser und zu Lande — eine lange ihm Vorbestimmte, die ihm Glück und Frieden zu geben vermöchte... Ihr war, als lege eine warme Menschenhand sich plötzlich auf ihre kühle Schulter.

Es lebte jemand, dessen Sehnsuchtziel sie war, dessen Träume zu ihr gingen, der sie für eine Glücksgöttin hielt, der sie auf einen Altar stellte, die einsame, freudlose Frau in der nordischen Kleinstadt, der in ihr die Poesie sah — in ihr, die doch so oft in des Lebens Prosa zu vergehen meinte . . .

Aber die Unmöglichkeit seiner Träume schuf er zu gleicher Zeit selbst. Stand er dem wahren Menschenleben so fern, daß er es fertigbrachte, sie gerade vor diese Wahl zu stellen: ihn oder die Kinder?

Ob sie denn in den Berliner Jahren so sehr den Eindruck einer Frau gemacht hatte, der die Kinder erst in zweiter Linie kamen — nach dem Freund?

Hatte sie wirklich solche wunderliche Phasen durchgemacht damals im lecken Schiff am Magnetberg, von dem Olaf einmal so sonderbare Dinge gelesen und Anka so seltsame Sachen gesagt, daß es ihr noch lange nachher im Ohr klang? Wie wunderlich verschoben waren alle Grundfesten ihres Lebens!

Sie hatte dann einen endlos langen Brief an Furka geschrieben — wieder einen Brief, zu dem sie vorher das Konzept machte — und nun schien ihr die Sache abgetan. Aber sein Schreiben trug sie dennoch immer bei sich. Es war ihr wie ein tröstliches Attest, daß sie doch noch nicht ganz aus der Reihe der Begehrenswerten ausgeschieden sei . .

Der ferne Donner beunruhigte sie. Sie wollte Antje wecken und sie mit Schirmen und Mänteln zum Schuldirektor schicken — da sah sie Schatten auf der Straße, hörte Stimmen — Anka und Gunhilde kamen über den Kies gegangen. Ehe sie ihnen öffnen konnte, eilten die leichten Schritte schon treppauf. Auf Ankas feinen Wangen brannten zwei dunkelrote Flecke.

„Was hast du?“ rief die Mutter ängstlich — „dir brennen ja die Backen, und Gunhilde ist blaß wie ein Leichentuch. Hat man euch geärgert bei Onkel Asmus?“

Anka warf ihren Schal zur Seite und ordnete ihr Haar. „Ach Gott, es wickelte sich für mich eine Privatangelegenheit auf etwas sonderbare Weise ab,“ sagte sie hastig — „ich möchte niemand mit Einzelheiten behelligen. Da du aber gerade noch auf bist, Mama, und das Gewitter vielleicht doch noch herüberkommt, ist ja vielleicht geeignete Zeit, etwas anderes zur Sprache zu bringen. Also kurz gesagt: ich für mein Teil kann in Attenrade nicht mehr leben — —“

„Anka!“ rief Gunhilde erschreckt.

„Was willst du tun?“ rief Frau Thorensen. „Anka, ob wir gern hier sind oder nicht, spielt keine Rolle. Wir müssen hier sein — allein finanziell — und wenn wir es als Galeere empfinden! Es ist die einzig mögliche Existenz für uns.“

„Mama!“ sagte Gunhilde. „Wie kannst du von Galeere reden? Es ist doch unsere Heimat! Und kann man denn eine schönere Heimat haben als diese hier? Ist es nicht unseres Vaters Land! Ist unser Haus nicht wie eine geschützte Insel? Sind wir hier nicht im Hafen nach den wirren unheimlichen Jahren in Berlin?“

Frau Thorensen antwortete nicht. Sie fühlte sich schuldig in diesem Augenblick, ungerecht, undankbar.

Anka hatte die Schwester gespannt angesehen.

„Gunhilde, gerade für dich ist's gut, wenn ich hier ausscheide. Ich bin jemand ein Hindernis — glaub' s mir! Komme ich fort, wird's in Ordnung sein. Und ich denke euch ja auf die normalste Weise zu verlassen, auf die eine Tochter aus dem Hause geht: ich will mich verheiraten!“

Frau Thorensen starrte die Tochter groß an. „Du, und ich ahne nichts davon?“

„Es ist nie meine Art gewesen, mit Erwägungen zu kommen, sondern mit Entschlüssen. Ich werde einen



Rechtsanwalt in Lahore heiraten — Mr. Changra Lal, der mich bereits seit mehreren Jahren kennt, und der schon mehrfach und noch vor wenigen Wochen um mich angehalten hat —"

„Ein Mensch, von dem ich gar nichts weiß?" rief die Mutter angstvoll.

Anka umfaßte die Gestalt der Mutter mit einem vollen Blick. Der Schreck hatte auch Agnes die Wangen gerötet. Sie stand mit hilflosen Augen beschwörend da. Anka hatte das Gefühl, daß ihre Mutter eigentlich selbst jetzt noch jünger schien als sie. Ein Gefühl, das lange leise in ihr geschlummert, wachte plötzlich in ihr auf und suchte nach Worten, harten, verletzenden Worten, die jetzt oder nie gesprochen werden mußten.

„Ja— von dem du nichts weißt!" sagte sie langsam — „aber das ist doch nichts Ungewöhnliches! Denn von den Menschen, mit denen wir verkehrten, hast du doch leider Gottes immer viel zu wenig gewußt!" —

„Anka —"

„Ja, Mama! Mit vierundzwanzig Jahren stehe ich auf den Trümmern meiner normalen Lebenschancen. Hierzulande habe ich keine Aussichten mehr. Ich bin eine ausgespielte Nummer. Wo ich hinkomme, folgt mir die Geschichte meiner Freundschaft mit Henry X. und der Sommerfrische in Faröer. Ich könnte den Magistrat von Attenrade um ein Gottesurteil ersuchen, hier auf dem Marktplatz am Remigiusbrunnen! Drei Viertel all der Redereien war Lüge, ein Viertel vielleicht wahr! Ich würde unversehrt durchs Feuer gehn. Aber um den wirklichen Tatbestand handelt sich's nicht, nur um die Tatsache, daß ich ein Gerede hinter mir herschleife, einen Klatsch, eine Vermutung. Und das richtet. Mit schönem Überzeugungston hörte ich heute bei Tisch Onkel Asmus, der die Schärfe meiner Ohren unterschätzte, der gespannt aufhorchenden Vollenhagen versichern, daß ‚Anka Thorensen hierzulande keinen Mann bekommt'. Und er hat recht, Onkel Asmus. So ist es. Ich besitze auch sonstige Belege dieses Faktums! Da ich nun aber nicht die Absicht habe, meine Jugend ledig hinzubringen, sehe ich von den Söhnen dieses Landes ab und entschließe mich zu einem anderen Volk — denn an dem sonst tadellosen Mr. Changra Lal ist es die einzige Achillesferse, daß er ein Inder ist und von den Hindus stammt."

„Das werde ich nie zugeben!" rief Frau Thorensen. „Das ist ja Wahnsinn, Anka! Du so in die Fremde, so verloren für uns, in ganz unübersehbare Verhältnisse hinein!"

„Sie sind nicht unübersehbar. Nur du weißt nichts davon. Dir ist es neu. Wenn du meinen Verlobten siehst, wird er dir etwas brauner in der Hautfarbe vorkommen als die Männer hierzulande, aber im übrigen wirst du ihn durchaus als unseresgleichen empfinden — und an Charakterbildung und Unverbrauchtheit der Seele uns dekadenten Kindern der Alten Welt nur sehr überlegen."

Frau Thorensen wurde mit dem Schrecken über den plötzlichen Plan nicht fertig.

„Nein, ich verbiete es, Anka, ich dulde es nicht. Alle Familienglieder werde ich gegen dich auftriegen. Daß du gesetzlich großjährig bist, gibt dir doch kein Recht. Willst du denn alle Herzensrechte von uns mit Füßen treten? Hat vielleicht deine Mutter kein Recht an deine Entschlüsse?"

„Nein!" sagte Anka bitter. „Du hast dein Recht an mich verscherzt. Denn dir verdanke ich, daß ich jetzt bin, wo ich bin. Du warst nicht die Mutter, die ein Mädchen wie ich nötig hatte. Eine liebenswürdige Schwester warst du uns, genau so gedankenlos und unbedacht wie wir selbst! Du hast uns in das Leben hineinlaufen lassen — achtlos, an welcher Stelle wir es taten. Dein Kopf war mit eigenen Angelegenheiten so voll, daß du ihn dir nicht noch über die Gefahren, die wir etwa liefen, zerbrechen konntest. Du hast immer den Vogel Strauß gespielt uns gegenüber. Eine bequeme Kameradin warst du — aber eine Mutter nicht."

Anka hatte die Arme gekreuzt. Sie war ganz fahl geworden vor innerer Erregung.

„Ich weiß," fuhr sie fort, „die richtigen Mütter sind heutzutage selten geworden. Die einen haben einen Hemmschuh an ihren Müttern — die andern eine Konkurrenz. So warst du nicht. Deine Schuld ist eine passive. Du dachtest immer über dich nach und nicht über uns. Wir hätten jemand haben müssen, der uns fest an der Hand hielt und mir einen Riegel vor mein Durchgängertum schob. So die alte Sorte Mutter, die vielleicht grenzenlos unbequem war mit ihrer ewigen Aufsicht, ihren ständigen Prinzipien, ihrer dauernden Angst um die töchterliche Moral! Aber so müssen Mütter sein! Die neuen Spielarten taugen nicht für heranwachsende Mädchen."

Frau Thorensen stand mit schlaffen Armen da. Durch das Zimmer wehte Zugwind und warf die weißen Gardinen in die Stube.

Warum empörte sich ihre Tochter gegen sie? Wegen welcher Schuld? Warum hielt sie diese späte Abrechnung über ganz unabänderliche Dinge?

Sie starrte Anka an. Sie fürchtete die kalte Überlegenheit in diesen Blicken, die scharfen Gedankengänge, die so schnell von den unerbittlichen Lippen ihres Kindes kamen. Und mit einem Mal fiel ihr der Vers ein, den Thorensen im Scherz, wenn er die Frau, auf die er so stolz war, einmal necken wollte, mit drohendem Finger zitiert hatte:

„Die lieben Heitern,
Sie werden wie gar nichts zusammenscheitern!"

Hatte sich das etwa erfüllt ohne ihr Wissen? Hinter ihrem Rücken? Waren die amüsanten Gepflogenheiten der „Bannbefreiten" wirklich etwas Schlimmeres, Bedenklicheres gewesen, als sie es bequem gefunden zu glauben? Hatte Anka ihren schlanken Fuß wirklich zu weit hinweggesetzt über die Grenze dessen, was gerade eben noch erlaubt ist?

Sie bemühte sich, in ihrer Erinnerung die Gestalt von Henry X. zu rekonstruieren, der auf Ankas Wunsch manchmal bei den Thorensenschen Diners erschienen war.

Als eine gut angezogene Gesellschaftsfigur mit sehr interessanten Zügen schwebte er ihr vor. Mehr wußte sie nicht von ihm. Nach mehr hatte sie nicht geforscht — aber ihre Tochter hatte sie mit ihm verkehren lassen,



soviel es ihr paßte, die zwanzigjährige Tochter mit dem Durchgängerblut der dänischen Voreltern!

Ihr schwindelte bei all diesen Vorstellungen. Die Worte, die Onkel Asmus gesprochen, taten ihr weh. War denn alles so viel schlimmer, als sie gemeint? War jene Reise nach Faröer, über die sie sich nie sonderlich den Kopf zerbrochen, denn wirklich eine so grenzenlose Unvorsichtigkeit gewesen, daß sie den Ruf eines Mädchens bei normal denkenden Leuten ein für allemal hatte verderben müssen?

Sie war gewohnt, daß Anka immer einen Trabanten hinter sich herzog, der wie die Monde des Mars ihren Planeten, sie, den reizenden Stern, beharrlich umkreiste. Seit sie Doktor Adlefssen so viel durch die Straße gehen und mit den raschen dunklen Augen die Fenster abstreichen sah, hatte sie mit dem Gedanken gerechnet, beide Töchter in Attenrade zu verheiraten — eine Rechnung, an deren glattem Aufgehen sie in der letzten Zeit nie gezweifelt hatte.

Nun hieb diese Erkenntnis wie ein Schwert dazwischen. Grenzenloses Mitleid mit Anka überkam sie. Sie hätte am liebsten das Mädchen an sich gezogen, es gestreichelt, mit Küssen bedeckt.

Aber Ankas Miene forderte zu so etwas nicht auf. Sie war nicht die Art Tochter, die man streichelt, sondern die Art, die man gewähren lassen muß.

Und die Mutter fühlte, wie machtlos sie war.

„Ich weiß nicht, ob ich Schuld trage", sagte Frau Thorensen leise und traurig. „Ich habe keine Autorität, die ich befragen kann. Mit mir allein muß ich in allen Dingen zu Rate gehen. Ihr ahnt ja gar nicht, wie einsam ich bin! Ihr habt euch — ihr seid jung — sonst könntet ihr ja auch nicht so grausam sein. Nur eins sollt ihr euch sagen. Mangel an Liebe war euch gegenüber nie meine Schuld. Ich liebe euch so, daß ich für euch zu jedem Opfer bereit bin. Und damit ihr nicht glaubt, daß das eine Phrase sei, so bitte ich euch, diesen Brief zu lesen, den ich mit einem Nein für immer beantwortet habe."

Sie zog ein Kuvert aus der Bluse und legte es zwischen die Töchter hin. Dann ging sie leise und lautlos aus der Stube und klinkte die Tür langsam ein, wie ein furchtsamer Mensch, der besorgt ist, daß ihn jemand zurückrufen könne in den verletzenden Streit der Meinungen.

„Anka, wie konntest du ihr das alles sagen?" rief Gunhilde vorwurfsvoll. „Gedacht habe ich's ja oft selber ähnlich — aber es in Worte zu bringen, hätte ich nie vermocht —"

„Meine Angelegenheiten eilen", versetzte Anka. „Wenn ich nicht in sechs Wochen mit ihm Europa verlasse, ist auch er für mich verfallen. Ich will heraus, und ich will heiraten, Gunhilde. Das ist doch alles so einfach. Aber ich will es nicht mit Krach tun. Ich will es schön haben und freudig und ästhetisch. Ich will mein Recht ans Leben. Und ich will, daß sie einwilligt und für mich einsteht! Darum muß sie ihr Teil Schuld erkennen. Ersparen kann ich's ihr nicht. Sie muß auch nun Kameradin bleiben, wie sie es immer war."

(Fortsetzung folgt).

Grenzen der Technik.

Von Hans Dominik.

Werfen wir auch nur einen oberflächlichen Blick auf die Entwicklung unserer Technik, so zeigt sich allenthalben eine gewaltige Vergrößerung der Leistungen. Einige wenige Zahlen mögen als Beispiel gegeben werden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt eine 100pferdige Dampfmaschine schon für groß, während wir heute 20000pferdige Maschinen haben. Als die Dynamomaschine ihre Laufbahn begann, galt eine Leistung von 10 Kilowatt als recht ansehnlich, während wir heute Maschinen von 10000 Kilowatt kennen. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts waren Schiffe mit 10000 Tonnen Wasserverdrängung die größten existierenden Bauten, während heute 40000 Tonnen erreicht worden sind.

Solche Ziffern lassen sich aus allen Gebieten beibringen. Ueberall zeigt sich eine Steigerung, und es ist nicht uninteressant, nun einmal ein wenig unter die Propheten zu gehen und zu untersuchen, wohin diese Entwicklung wohl weiter führen wird, wohin sie zum mindesten führen kann. Gerade in der Technik gehört das Prophezeien zu den undankbarsten Geschäften. Noch stets sind bisher die kühnsten Vermutungen von der Wirklichkeit überholt worden, und wenn man wirklich Grenzen der Technik suchen und finden will, so muß man sie aus den unanfechtbaren Naturgesetzen herleiten, muß klipp und klar beweisen, daß hier durch das innerste Wesen der Materie eine Grenze gegeben ist.

Daß es solche Grenzen überhaupt gibt, kann nicht bestritten werden. Auch hier mag ein Beispiel die Dinge erklären. Nehmen wir das Mikroskop. Seit jenen Tagen, da die holländischen Brillenschleifer zum erstenmal zwei Linsen zum Mikroskop zusammenfügten, ist die Leistungsfähigkeit dieses nützlichen Instruments beständig gestiegen. Man kam auf die hundertfache und dann auf die tausendfache Vergrößerung, und schließlich brachte uns das 20. Jahrhundert das Ultramikroskop, das noch Dinge erkennen läßt, für die bei direkter Beobachtung eine zehntausendfache Vergrößerung notwendig wäre. Der geniale Jenaer Abbe hat uns gelehrt, die Objekte unter dem Mikroskop so intensiv zu beleuchten, daß sie auch bei stärkster Vergrößerung genügend hell bleiben.

Die Meinung liegt nahe, daß nun die Leistungsfähigkeit derart weiter steigen müsse, daß wir nicht nur die kleinsten, ein tausendstel Millimeter großen Krankheitsbakterien, sondern bald auch die Geheimnisse der Materie selbst, die Moleküle, ja die Atome mit leiblichen Augen erblicken werden, daß ein millionenfach vergrößerndes Mikroskop uns die tiefsten Rätsel entschleiern wird. Die Meinung ist irrig. Scharf zeigt



sich hier die technische und physikalische Grenze. Das Licht ist, wie wir ja wissen, eine Wellenbewegung des Lichtäthers, und die Gesetze der Physik lehren uns, daß nur solche Gegenstände diese Wellenbewegung genügend beeinflussen und dadurch dem Auge sichtbar werden können, die wenigstens eine Länge besitzen, die gleich dem vierten Teil der Wellenlänge ist. Nun hat aber das kurzwelligste Licht immer noch eine Wellenlänge von vier Tausendsteln eines Millimeters. Gegenstände, die unter ein Tausendstel eines Millimeters sinken, können daher dem Auge nicht mehr direkt wahrnehmbar werden, und alle jene Moleküle und Atome müssen uns wenigstens nach dem heutigen Stand unserer physikalischen Erkenntnis für ewige Zeiten unsichtbar bleiben.

Finden wir hier einmal eine scharf gezogene Grenze, so ist an anderen Stellen die Trennung des Möglichen vom Unmöglichen schwieriger. Greifen wir wiederum ein Beispiel heraus, das gerade den Laien besonders interessiert: den alten Plan einer Brückenverbindung zwischen Calais und Dover. Wir kennen stolze Bogenbrücken aus Stein und aus Eisen. Lassen wir einmal alle finanziellen Bedenken beiseite und werfen die Frage auf: könnte man einen einzigen Brückenbogen in Granit oder auch in Eisenbeton über den Kanal La Manche schlagen?

Die Antwort muß unbedingt verneinend lauten. Bei einer derartigen Spannweite würden in der Brückenwölbung infolge des Eigengewichts Druckkräfte auftreten, die jeden Stein glatt zermalmen müßten. Es gibt sehr scharfe technische Grenzen für die Spannweiten von Brückenbogen für jede Art der Konstruktion, für Eisen sowohl wie für Stein. Wir kommen mit der eisernen Brücke weiter als mit der steinernen, aber die Grenze besteht für beide. Und versucht man, sie zu überschreiten, so gibt es schwere Niederbrüche.

Wenden wir uns den Kraftmaschinen zu. Wir sahen bereits, daß man dort die Pferdestärken nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden und gelegentlich auch Zehntausenden zählt. Die Frage taucht auf, ob die Riesenkraftwerke kommender Menschenalter Maschinen von Hunderttausenden, ja von Millionen von Pferdestärken kennen werden. Die Antwort ist nicht eben leicht. An und für sich sind zwei Maschinen von je 50000 Pferden besser als eine Maschine von 100000 Pferden. Der Reserve halber. Denn geht dann eine Maschine entzwei, so hat man wenigstens die andere im Betrieb, das Werk braucht nicht ganz stillzustehen. In dem Augenblick aber, da unsere Technik wirklich dahin kommt, die afrikanischen Wasserfälle bis auf den letzten Tropfen auszunutzen, in dem Augenblick, da es sich darum handelt, in einer einzigen Zentrale zehn Millionen Pferdestärken dem fallenden Wasser abzunehmen und in elektrische Arbeit umzuwandeln, erscheint die Maschineneinheit von einer Million nicht mehr übertrieben hoch. Ernsthafte technische Schwierigkeiten wird der Bau solcher Aggregate aber nicht bieten, und so können wir die Maschineneinheit in dieser Größe wohl als die Norm kommender Menschenalter bezeichnen.

Und dann die Frage, ob es noch weiter in die Höhe gehen wird? Mit den jetzt vorhandenen Arbeitsmitteln, der Kohle und dem Kraftwasser, jedenfalls nicht. Aber auch hier wissen wir ja noch nicht, wie die Dinge weiter gehen werden. Wir wissen nicht, in welchem Umfang man später doch einmal direkt die Sonnenwärme ausnutzen wird, in welchem Maß es gelingen wird, die Energie der radioaktiven Substanzen nutzbar zu machen. Vielleicht führt mit Hilfe solcher neuen, heute noch nicht erschlossenen Kraftquellen der Weg von der Million zur Milliarde.

Nehmen wir als ein anderes Gebiet die Schiffsgrößen. Der Rekord steht heute auf 40000 Tonnen Wasserverdrängung. Ein solches Schiff ist im Hafen ein Bauwerk von überwältigenden Abmessungen. Auf dem offenen Weltmeer ist es ein verschwindendes Pünktchen. Die Entwicklung drängt hier zu immer größeren Schiffskörpern, und die Technik hat alle Schwierigkeiten bisher glücklich überwunden. Die Grenze scheint lediglich von der Wirtschaftlichkeit diktiert zu werden.

Ein Schiff von 40000 Tonnen nimmt naturgemäß sehr viel mehr Fracht auf als ein solches von 20000 Tonnen. Vorbedingung für seine Wirtschaftlichkeit ist indessen, daß sich zwischen den beiden Häfen, zwischen denen es verkehrt, ein genügender Handelsverkehr abspielt, um ihm für jede Fahrt den Raum zu füllen. Diese Ueberlegung spricht gegen allzu weitgehende Vermehrung der Schiffsgrößen. Aber ein 40000-Tonnenschiff nimmt auch mehr Ware auf als zwei 20000-Tonnenschiffe, es arbeitet rationeller, und dieser Umstand treibt wieder zur Vergrößerung des Schiffsgehalts. Wie man sieht, spielen wirtschaftliche und technische Gründe bei der Dimensionierung eine bestimmende Rolle. Vor fünzig Jahren war das englische Riesenschiff „Great Eastern" technisch und wirtschaftlich verfehlt. Heute haben unsere Schiffe die Größe des „Great Eastern" erreicht, und die Technik unserer Tage gibt ihnen dazu die zwanzigfache Maschinenstärke jenes alten Fahrzeugs. Sie sind heute wirtschaftlich und technisch berechtigt, während ein Hunderttausendtonnenschiff wahrscheinlich ebenso verfehlt sein würde wie seinerzeit der „Great Eastern". Aber zur Erörterung steht, ob wir heute schon eine Grenze haben, ob wir eine Grenze überhaupt schon sehen können. Die Antwort lautet dahin, daß unsere Schiffsgrößen zweifellos noch bedeutend steigen werden, daß das Hunderttausendtonnenschiff wohl sicher eines Tages am Platz sein wird, und daß die Entwicklung auch dann ihr Ende noch nicht erreicht haben wird.

Nicht minder interessant als die Bauten der Handelsmarine sind jene der Kriegsflotte. Hier treten die wirtschaftlichen Erwägungen vielmehr in den Hintergrund. Tatsächlich bestimmt das technische Können die Grenzen. Und dies Können erfährt von Jahr zu Jahr, ja man könnte sagen von Tag zu Tag eine Steigerung. Noch vor zehn Jahren galt es als Axiom, daß die Seeschlachten auf eine Entfernung der feindlichen Flotte von vier- bis fünftausend Meter ausgefochten werden mußten. Heute ist die moderne Bewaffnung eine solche, daß das wirksame und wahrscheinlich entscheidende Feuer schon bei neun- bis zehntausend Meter im Gange ist. Die Mittelartillerie ist beinah ganz verschwunden und das schwere 30-cm-Geschütz die alleinige Waffe geworden. Aber schon scheint es, als sollte auch hier eine Kalibervergrößerung die Regel werden und die Entfernung der kämpfenden Flotten noch weiter, bis auf zwei deutsche Meilen etwa, gesteigert werden. Man kommt zu dem Paradoxon, daß ein Ziel hier erst abzusehen ist, wenn kein Ziel mehr zu sehen sein wird. Die natürliche Grenze ist eben gegeben, wenn die feindlichen Schiffe sich in solcher Entfernung voneinander befinden, daß eins für das andere unter dem Horizont verschwindet. Wie weit die Technik kommender

Menschenalter diese Naturgrenze erreichen wird, läßt sich heute nicht sagen. Daß sie ihr jedenfalls recht nahekommen wird, ist wohl gewiß.

Wo nicht grundsätzliche naturwissenschaftliche Umstände eine Grenze ziehen, dürfen wir im Prophezeien ziemlich kühn sein. Denken wir nur 150 Jahre zurück an die Zeiten der Schlesischen Kriege Friedrichs des Großen, und stellen wir in jene Zeit die moderne Riesenartillerie, die Maschinengewehre und die kleinkalibrigen Handwaffen unserer Tage. Wer hätte damals etwas Derartiges auch nur ahnen können. Und schauen wir dann 150 Jahre in die Zukunft, bis zum Jahre 2060 etwa. Wir dürfen dann wohl analog an neue Apparate und an neue Leistungen einer vorgeschrittenen Technik denken, die alles das, was unsere Zeit hervorgebracht hat, in ähnlicher Weise übertreffen wie unser heutiges Armeegewehr etwa die Flinte der friderizianischen Grenadiere.

Eine amerikanische Kinderrepublik.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Im Staate Neuyork, in einsamer ländlicher Gegend, liegt das Oertchen Freeville, auf deutsch Freistadt. Der Name hat eine tiefere Bedeutung. Denn in Freeville befindet sich die Republik der freien Kinder, das merkwürdigste Gemeinwesen, das man sich vorstellen kann, und in seinem Charakter vor allem unverfälscht amerikanisch. Das Geburtsjahr der seltsamen Republik ist das Jahr 1890, und ihr Vater (sozusagen ihr George Washington) heißt William George. George ist von Beruf „Dollarmacher", aber keiner von den unzähligen, denen das „Dollarmachen" die einzige und zugleich höchste Lebensaufgabe bedeutet. Er ist ein Mann, der nicht an sich allein denkt, sondern ein warmes Mitgefühl für die Mühseligen und Beladenen unter seinen Mitmenschen hat. Besondere Teilnahme brachte er den kleinen Stiefkindern des Glücks entgegen, die in den Stadtteilen der Armen in Neuyork ein jammervolles Leben führen. Welche erschreckenden Zustände hier herrschen, ahnt der am wenigsten, der gewohnt ist, sich Neuyork nur als die Stadt des Reichtums vorzustellen. Georges gütige Augen sahen die unglücklichen Kinder, die in den schmutzigen, engen, dunklen Straßen und Wohnungen körperlich und geistig verkamen, die allen Lastern und Verbrechen anheimfallen mußten, weil ihnen die liebevolle und verständige Fürsorge braver Eltern fehlte. Er empfand die ungeheure Schuld, die die menschliche Gesellschaft auf sich lud, indem sie glaubte, alles nur irgendwie mögliche zur Rettung dieser Kinder zu tun, wenn sie die auf Abwege Geratenen in die Besserungsanstalten und ähnliche Institute steckte, die für allzu viele von ihnen lediglich Verschlechterungsanstalten waren. Wie dem vorzubeugen wäre, erschien ihm noch nicht ganz klar, zumal er selbst kein reicher Mann war. Aber er sagte sich, daß die Kleinen vor allen Dingen dem verderblichen Einfluß ihrer Umgebung entrückt werden müßten, wenn auch zunächst nur zeitweise. Das konnte er. Dazu reichten seine Mittel und seine Verhältnisse. Draußen auf seinem kleinen Landgut in Freeville, wo er wohnte, gab es wenigstens das, was den Kindern am dringendsten not tat: frische Luft und Sonnenschein und Feld und Wald und Wiese und einfaches, aber nahrhaftes Essen. So nahm er einige der kleinen Verwahrlosten mit Erlaubnis der Eltern nach Freeville. Aber mit den bloßen Ferien erreichte er nicht viel — äußerlich wohl, aber um so weniger innerlich. Sie blieben meist verstockt und mißtrauisch. Bedeutend bessere Erfolge erzielte George, als er die Kinder auf seinem Landsitz arbeiten ließ und sie dafür mit Verpflegung, Kleidung und Lebensmitteln entlohnte. Noch mehr Erfolg hatte er mit der Einrichtung eines Gerichtshofes, den die Kinder selbst unter sich wählten und mit der Verhängung von Strafen über die Sünder betrauten. Vor diesem Gerichtshof hatten sie den größten Respekt. Das brachte George auf den Gedanken, die Selbstregierung noch weiter auszudehnen. Es kam ja nur auf einen Versuch an. So errichtete er im Jahr 1895 eine waschechte Republik unter seinen Kindern, und zwar eine Republik völlig nach dem Muster der Washingtonschen Schöpfung. Sie hatte ihre eigene Verwaltung, ihren Kongreß, ihren Präsidenten. Alle Beamte mußten von den kleinen Bürgern erwählt werden, bis herab zum Polizisten und Gefängniswärter. Die Zeit, die nicht durch die mannigfachen Pflichten der Selbstregierung in Anspruch genommen war, teilte George weise zwischen Arbeit und Erholung. Und siehe da — die ganze Einrichtung bewährte sich glänzend. George hatte unvermutet eine erzieherische Goldmine entdeckt, die den reichsten Gewinn versprach, hatte die schwierige Frage der Fürsorge für jugendliche Verwahrloste, die seit Jahren die besten Herzen und Köpfe beschäftigte, um eine hochwichtige und zugleich großartige Entdeckung bereichert. Die erstaunliche und überraschende Tatsache ergab sich, daß diese unbändigen Rangen, die gegen alle Bändigungsversuche sich bäumten und sogar ihrem Wohltäter George das Leben sauer machten, die selbst angelegten Zügel willig trugen. Ihren politischen Bürgerpflichten kamen sie mit dem Ernst oder bei Wahlen mit der Leidenschaftlichkeit nach, die die erwachsenen Amerikaner bei solchen Anlässen kennzeichnet. Mit dem gleichen Ernst arbeiteten sie, sei es nun theoretisch in der Schule oder praktisch. Und sie hatten gerade praktisch schwer genug zu arbeiten. Da gab es auf dem Feld zu arbeiten, im Frühling bei der Aussaat wie im Sommer bei der Ernte, oder das Vieh und die Pferde zu versorgen. Denn die jungen Republikaner besitzen 400 Acker Land, 40 Kühe, Schweine, Hühner usw. sowie sechs Gespanne. Da mußten sie in der Backstube das Backwerk für die ganze Republik herstellen. Ja, sie mußten sogar das Zimmermannshandwerk erlernen, um ihre eigenen Holzhäuser zu erbauen. Ein überaus glücklicher Gedanke von George war es, diese Arbeiten nicht umsonst zu fordern, sondern dafür einen bestimmten Lohn festzusetzen, der die Woche von 2 Dollar 50 Cent bis zu 8 Dollar beträgt, je nach dem Fleiß und der Fähigkeit des einzelnen. Dadurch erzielte George einen gesunden Wetteifer unter seinen Zöglingen. Freilich erhalten sie den Verdienst nicht sogleich ausbezahlt. Das Geld, das in dieser drolligen Republik umläuft, besteht aus Aluminium, entspricht aber genau der gangbaren amerikanischen Münze. Mit diesem Geld besorgen die kleinen Republikaner alle Einkäufe



Auf dem Felde: Beim Mähen des Getreides.

in ihrem Staat, vornehmlich in dem „Warenhaus". — Nach getaner Arbeit winken ihnen allerlei anregende Vergnügungen. Obenan steht natürlich, was bei Amerikanern selbstverständlich ist, der Sport im Freien, wie „Baseball" oder Fußballspiel. Ist das Wetter ungünstig, so öffnet ihnen das Verwaltungsgebäude seine gastlichen Räume, wo sie lesen und musizieren oder Billard spielen können. Zwischendurch empfangen sie die Besuche von Verwandten oder Freunden, die sie selbst vom Bahnhof abholen. Dieses idyllische Leben, das so ganz dem Leben aus den Anfängen der großen amerikanischen Republik entspricht, als sie noch ausschließlich Agrarstaat war, hat für die jungen Leute jedoch nicht bloß Rosen. Die



Eine amerikanische Jugendrepublik: Die Zöglinge beim Aufbau neuer Wohnstätten.

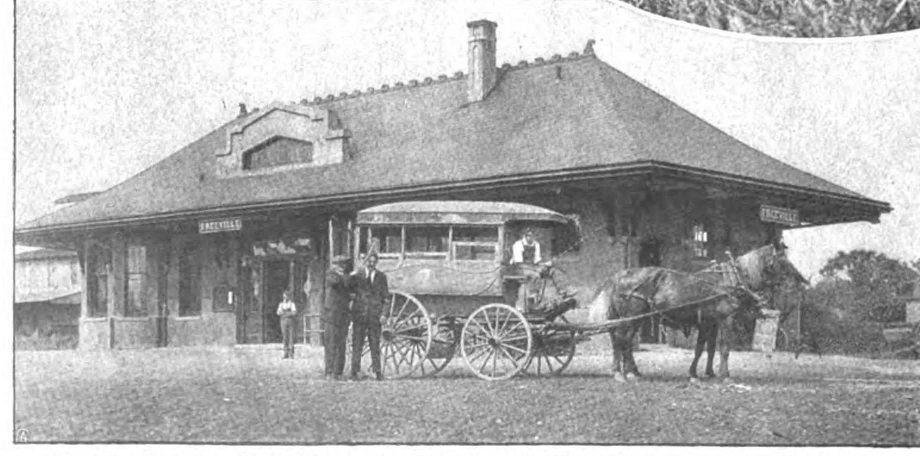


In der Bäckerei.

Vollkommenheit der Menschen ist auch hier nicht zu erreichen. Auch hier sind unter den weißen Schafen schwarze; aber ihre Zahl ist auffallend gering im Vergleich zu dem moralischen Tiefstand, den die Kinder mit in die „Republik“ brachten. Doch steht George auch hier auf einem sehr vernünftigen erzieherischen Standpunkt. Er züchtigt nicht mit Ruten, noch weniger mit Geißeln und Skorpionen. Er ist ein milder Strafer. Das „Gefängnis“ tritt nur abends in Wirksamkeit. Der arme Sünder, den der Gerichtshof der Kameraden schuldig gefunden hat, wird nur in der Weise bestraft, daß er die Nacht nicht im eigenen Bett, sondern auf der harten Gefängnispritsche zubringen muß; tagsüber weidet das schwarze Schaf vergnügt mit den weißen. Der Schimpf der Gefängnisstrafe an sich ist die eigentliche Bestrafung und erzielt seine volle Wirkung bei dem selbstbewußten jungen Republikaner. Auch er hat schon das stolze Bewußtsein des großen Republikaners, sein eigener Souverän zu sein. Einem Souverän aber ist jede Strafe doppelt unangenehm.

Feldarbeit der Republikaner.

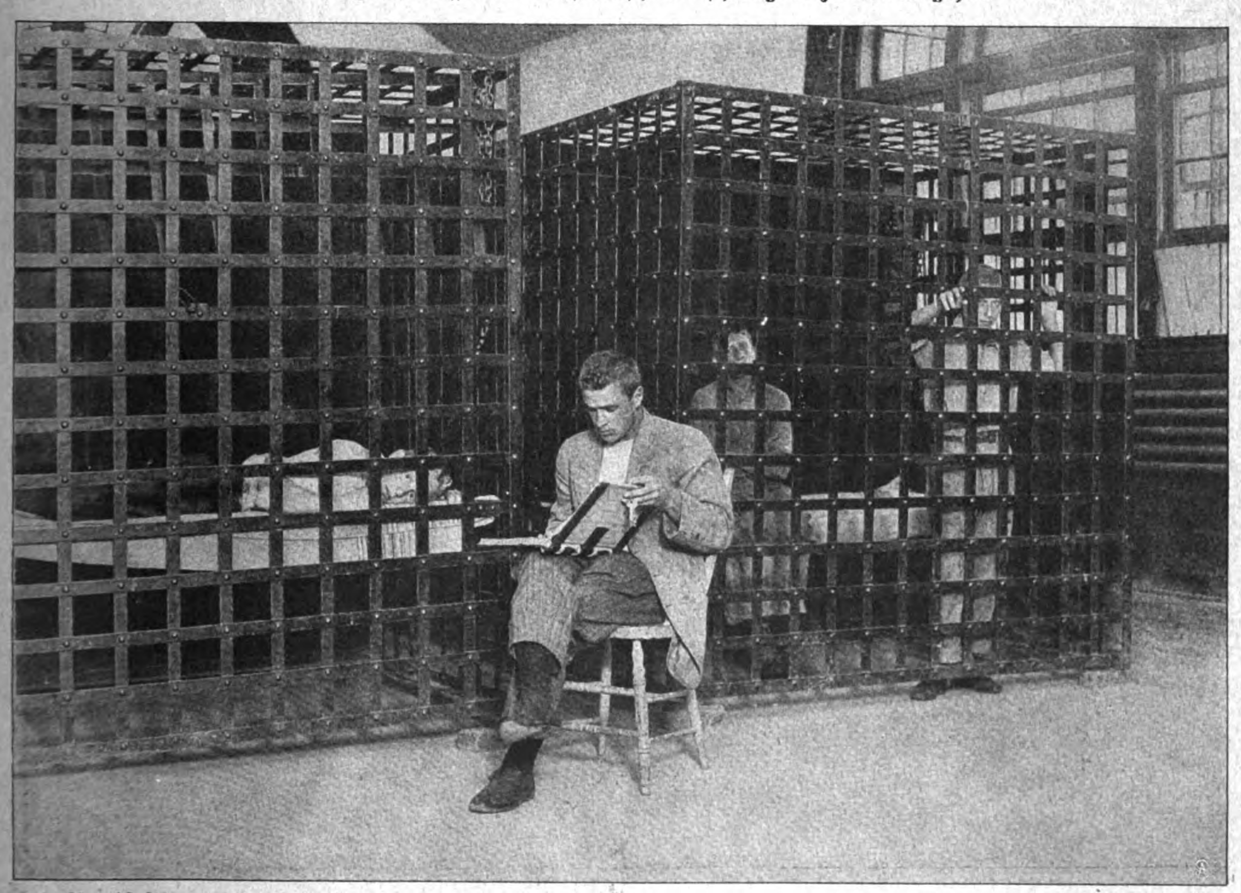
George hat heute ungefähr 200 Zöglinge von 12 bis 21 Jahren in seiner „Jugendrepublik“, darunter auch einige Mädchen; über dieses Alter hinaus können sie der „Republik“ nicht angehören. Längst sind ihm wohltätige und wohlmeinende Menschenfreunde zu Hilfe gekommen und unterstützen ihn bei der Verwaltung des Unternehmens persönlich oder mit Geld. Denn der erzieherische Erfolg des Unternehmens ist heute über



Der Omnibus der Republik vor der Station Freeville in Erwartung von Besuchern.



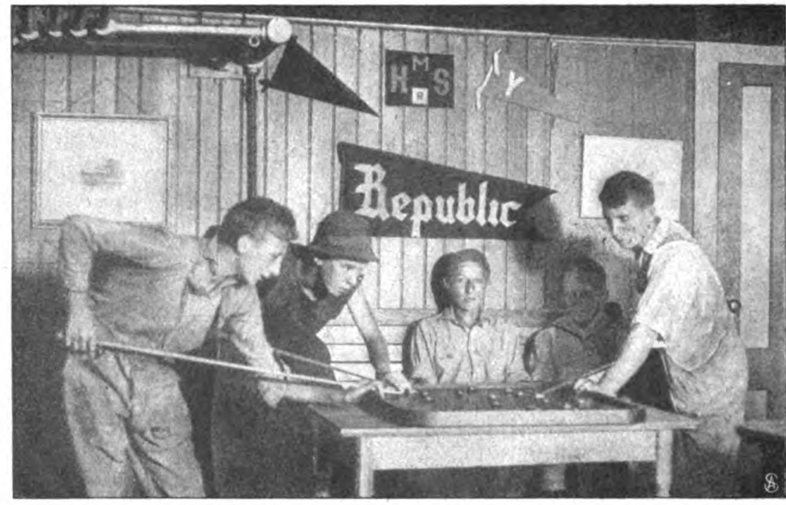
Die Gefangenen müssen im Gänsemarsch und schweigend zur Arbeit gehen.



Um 12 Uhr nachts im Gefängnis. Der Aufseher vor den Stahlkäfigen, in denen die Bestraften schlafen müssen.



allen Zweifeln erhaben. Wenn der Zögling die „Republik" verläßt, so ist er meistens ein junger Mensch mit einem gesunden Geist in einem gesunden Körper. Er hat Selbstzucht, Liebe zur Arbeit und den Wunsch, vorwärts zu kommen. Das Geld, das er in Freeville ehrlich verdient hat, wird ihm in gutem amerikanischem Geld mit Zinsen ausgezahlt und gibt ihm das wertvolle Bewußtsein einer soliden Grundlage für den Anfang. Kurzum — er bringt die besten Waffen zu dem harten Kampf ums Dasein mit, die ein junger Mensch sich wünschen kann. Aus dem mutmaßlichen Taugenichts und Verbrecher, aus dem Parasiten der menschlichen Gesellschaft ist ein nützliches Glied dieser Gesellschaft geworden. Kann man sich eine glänzendere Lösung der Fürsorgefrage vorstellen? George verweist mit Genugtuung darauf, daß nur selten ein Zögling im späteren Leben seiner „Republik" Unehre macht, denn auch nach der Entlassung bleibt er mit seinen Republikanern in Fühlung. Jederzeit ist er bereit, ihnen mit Rat und Tat beizustehen. Freddie.



Abendzerstreuung im Knaben-College.

Das Institut für Hygiene und Bakteriologie der Universität Bern.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Von Interesse auch für weitere Kreise dürften die neuen Baulichkeiten und Einrichtungen sein, die im Sommer 1910 dem Institut für Hygiene und Bakteriologie der Universität Bern übergeben wurden. Das Institut, mit Rücksicht auf seine Arbeitsaufgaben und Organisation auch Institut zur Erforschung der Infektionskrankheiten genannt und als solches in Fachkreisen weit bekannt, hat sich aus kleinen Anfängen in mehreren Zeitperioden entwickelt. Es ist jetzt eine mustergültige, unter Berücksichtigung der modernsten Errungenschaften der Technik und Hygiene von dem Architekten Hodler in Bern erbaute Anstalt.

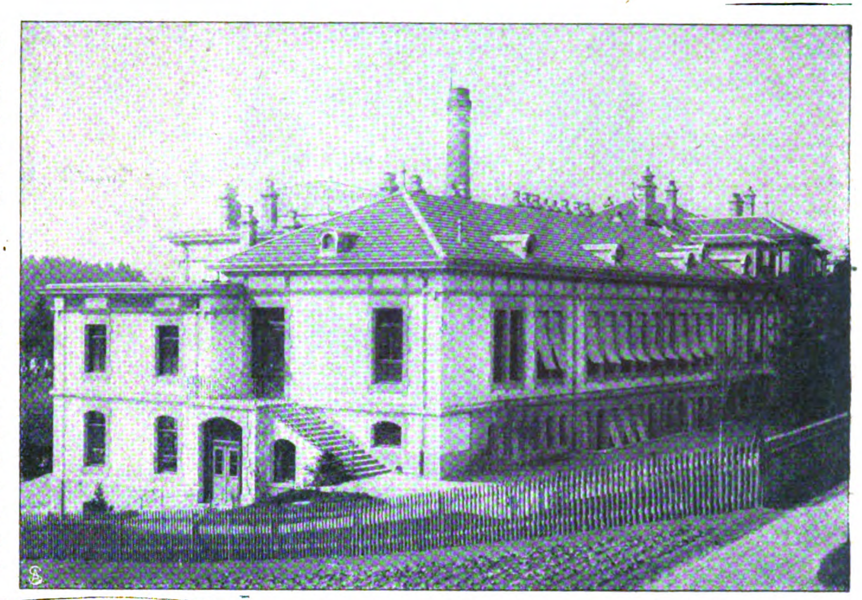
Das Institut für Hygiene und Bakteriologie, das, wie bemerkt, auch den Namen führt: „Institut zur Erforschung der Infektionskrankheiten", dient dem Unterricht in Hygiene und Bakteriologie, den Forschungzwecken auf den genannten Gebieten und in bezug auf Infektionskrankheiten der Behandlung der Menschen bei Tollwut und der

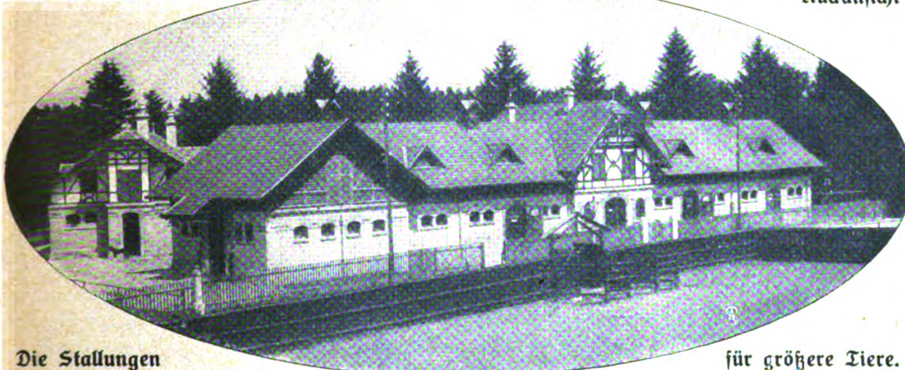


Ansicht des Hauptgebäudes.

Untersuchung von Hundeköpfen auf Tollwut, der Darstellung verschiedener Heilsera, der Bereitung von Pockenimpfstoff und der bakteriologischen Untersuchung von Material, das von den kantonalen Krankenanstalten eingeschickt oder von praktischen Aerzten übergeben wird.

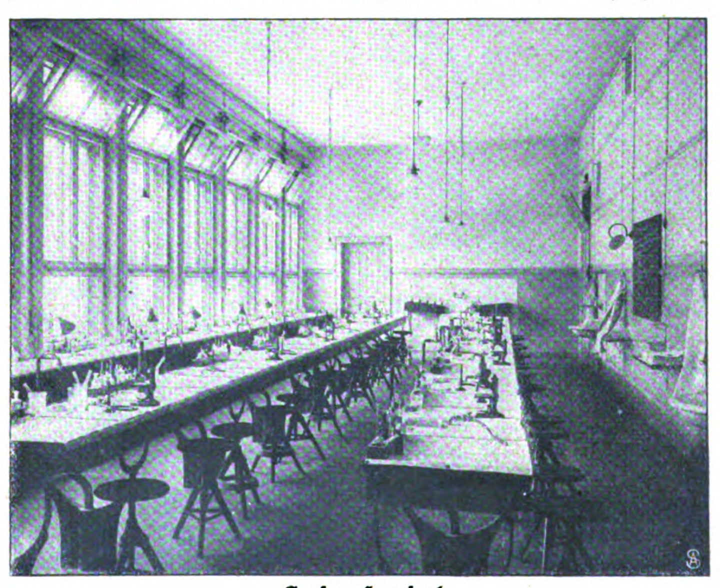
Das Institut stellt einen neuen, allerdings schon seit einer Anzahl von Jahren bewährten Typus einer akademisch-wissenschaftlichen Arbeitsstätte dar. Denn es ist die Vereinigung einer Forschungs- und Lehrstätte mit einem der Darstellung von serotherapeutischen und bakteriotherapeutischen Präparaten dienenden staatlich beaufsichtigten Unternehmen, das privater Initiative entsprungen und mit privaten Mitteln unterhalten wird. Durch


Rückansicht des Hauptgebäudes.

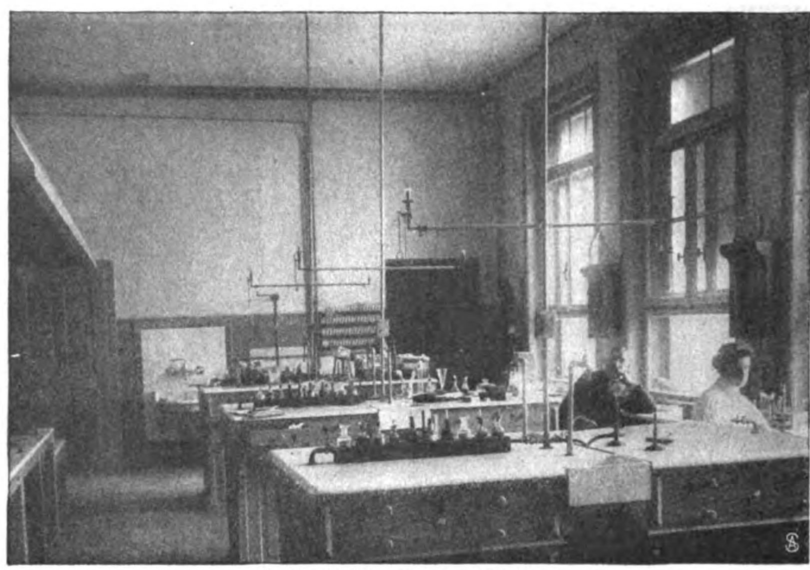

Die Stallungen für größere Tiere.

diese Organisation, die von dem ersten Direktor des Instituts Professor Dr. Tavel getroffen und von seinem Nachfolger, dem jetzigen Direktor Professor Dr. Kolle weiter ausgebaut ist, wurden den so vereinigten Instituten wechselseitig vielerlei Vorteile geboten. Denn das dem Unterricht und der Forschung in Hygiene und Bakteriologie, namentlich bezüglich der Verhütung der Infektionskrankheiten, dienende Institut der Universität ist dadurch in der Lage, weitgehende und auch kostspielige Forschungsarbeiten ausführen zu können und nimmt an der Benutzung der Apparate und technischen Einrichtungen und des Materials des Schweizer Serum- und Impfinstitutes teil. Dieses letztere hat anderseits durch die Anlehnung an die staatliche Organisation und die Unterstellung seines Betriebes unter die wissenschaftliche Oberleitung des Direktors des Hygiene-Institutes viele Vorteile. Die Präparate werden nicht nur in der Schweiz, sondern namentlich im Ausland, so in Italien, Amerika, den Balkanstaaten, in Frankreich, Griechenland und der Türkei, aus diesem Grund begehrt, weil ihre Darstellung nach genau den gleichen Anforderungen, wie sie in einem rein staatlichen Institut verlangt werden können, erfolgt. Die so erzielten Einnahmen kommen zu einem großen Teil wieder der Forschung auf dem Gebiet der Bakteriologie und der Infektionskrankheiten zugute. Die Untersuchungsabteilung bewährte sich bei der Seuchenbekämpfung, namentlich bei der Diphtherie- und Tuberkulosenbekämpfung aufs beste.

Das Institut, von der Regierung des größten Kantons der Schweiz in weitsichtiger Weise als Musteranstalt eingerichtet und mit Kurssälen, Hör- und Arbeitsälen, Stallungen für große und kleine Tiere, Laufhöfen und Gartenanlagen für die Tiere reichlich aus-


Großer Kurssaal

gestattet, hat durch seine Lage in Bern den Charakter eines schweizerischen Zentralinstituts erhalten, das der ganzen Schweiz dienstbar ist und vielfach dem Schweizer Gesundheitsamt und dessen um das Gesundheitswesen so verdienten Direktor Dr. Schmid bei der Bekämpfung der Seuchen und Infektionskrankheiten zur Verfügung stehen muß.



Laboratorium für Praktikanten.

Die Anstalt dürfte auch bezüglich der Organisation für größere Staaten als die Schweiz vorbildlich sein, weil sie der modernen, so kostspieligen Spezialforschung einerseits und den akademischen Verpflichtungen, namentlich auch durch Gewährung von Arbeitsplätzen an Gelehrte und Aerzte aus den verschiedensten Ländern andererseits vollauf gerecht wird.

Frisuren und Kopfschmuck.

Hierzu Abbildungen von Ernst Schneider, Berlin, und Henry Manuel, Paris.

So merkwürdig es klingt, und so seltsam es besonders den Männern erscheinen mag, fast jeder Wechsel einer Saison ist mit dem Wechsel der Frisurmoden verbunden. In der Hauptsache kommt er nur für die wirklichen Modedamen in Frage, die stets bereit sind, ihren ganzen äußeren Menschen in kürzester Zeit vollständig zu verändern, und die es darin zu solcher Geschicklichkeit bringen, daß sie sogar auf höchsten Befehl dick oder dünn werden. Sie haben eine derartig große Anpassungsfähigkeit, daß es ihnen meist gelingt, die Modelaunen zu ihrem Vorteil zu verwerten. Die Frisuren, die in diesem Winter maßgebend sein sollen, sind jedoch so einfach, daß sie ein allgemeines Interesse beanspruchen können. Paul Poiret, der Pariser Meister der Toilettenkunst, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Damen ein einheitliches Aussehen zu geben, und so ist es selbstverständlich, daß er auch sein Interesse den Frisuren zuwandte. Wie bei allem richtet sich sein Streben darauf, das Uebertriebene abzulehnen, er versucht deshalb die Form der Frisur in normale Grenzen zu bringen. So geht auch der unmögliche Haarturban seinem Ende entgegen. Hier und da behauptet er noch seinen Platz, er wird aber immer flacher gewickelt und ist meist in Verbindung von Stirnlöckchen. Stirnhaare sind „le dernier cri". Natürlich sind sie alle aus den Händen der Friseure hervorgegangen, denn keine Dame wird sich die Haare abschneiden, da die Mode des nächsten Halbjahres sie wieder verpönen kann. Die



1. Lockenfrisur mit griechischem Knoten. 2. Ondulationslocken mit Samtband. 3. Gewickelter Haarturban.





Phot. E. Schneider.
4. Turban mit Wachsperlen und Rosen.

Phot. E. Schneider.
5. Goldturban mit weißem Reiher.

Stirnhaare sind vielfach glatt oder, wie man sie früher trug, in kleine Ringe gelegt und enden an den Seiten häufig in Biedermeierlocken. Ueberhaupt sind Locken wieder ganz auf der Höhe, überall werden kleine und große Locken angebracht, die das ganze Gesicht umrahmen. Wieder decken die Locken den ganzen Hinterkopf oder sind in der Art des griechischen Knotens zusammengehalten. Es sind aber nicht mehr die Locken, die man vor Jahren trug, die rundgelegt, fest an dem Kopf abschlossen. Heute gibt es nur sogenannte „Ondulationslocken“,





Phot. E. Schneider.
6. Goldmütze mit Samtbändern.

Phot. H. Manuel.
7. Gesellschaftsfrisur mit Pleureuse.

Phot. E. Schneider.
8. Goldturban mit dunklen Rosen.

die graziös schweben und das Steife und Gleichmäßige abgelegt haben. Sie sehen weit natürlicher aus und passen gut zu den verschiedenen modernen Scheitelfrisuren.

Wenn auch die Formen einfacher geworden sind, der Schmuck, mit dem sich die Köpfchen zieren, hat an Mannigfaltigkeit zugenommen. So ziehen sich nach wie vor bunte und besonders breite, metallisch leuchtende Bänder durch die echten und unechten Locken und Strähnen, schwarze Samtbänder mit erschwinglichen Diamanten, die seitlich in kleinen Flügeln enden. Kunstvolle Gitter, zu denen längliche und runde Glas- und Wachsperlen vereint sind, die sich flach über den welligen Scheitel legen und den Uebergang zu dem Lockenchignon im griechischen Stil bilden. Zu jeder eleganten Abendtoilette gehört ein passender Haarschmuck, ohne ihn entbehrt der Anzug die geschmackvolle Abgeschlossenheit. Darum lassen es auch die wenigsten Damen mit einem einfachen Schmuck bewenden, und der aus Paris lancierte Turban wird immer mehr in Aufnahme kommen. Er ist keineswegs neu, denn betrachten wir uns die Frauen auf den Bildern zu Beginn des 19. Jahrhunderts, begegnen wir schon dort dem gewickelten Turban, der jetzt wiederum seinen Siegeszug beginnt. In allen Formen und Farben tritt er uns entgegen, heute noch vereinzelt, um gewiß binnen kurzem zur allgemeinen Mode zu werden. Birgt er doch den Vorzug in sich, eine komplizierte Frisur überflüssig zu machen, da er den ganzen Kopf einhüllt und kaum die Stirnhaare freigibt. Man trägt ihn vielfach aus antiken Goldspitzen, von einem breiten, schwarzen Samtband abgebunden, mit Perlen, Rosen, Pelz und Reihern verziert. Aber da selbstverständlich nicht jede Form und Garnitur auf jedes Köpfchen paßt und der Turban ein Spiel der Phantasie ist, bleibt seine Form und ihre Ausführung an keine Vorschriften gebunden.

Das – mit dem „blinden Passagier“.

Skizze von Hans Bötticher.

Alwine, die Blumenverkäuferin im Kurhause des Nordseebades Soldorp, pflegte in Augenblicken der Aufregung immer etwas Auffallendes zu tun.

Diesmal drehte sie, während sie in Gedanken Pflicht und Vernunft gegeneinander wog, den obersten Westenknopf von Steuermann Lauken andauernd von links nach rechts, als habe sie es mit dem verkörperten Wankelmut zu tun, dem sie das Genick abdrehen wolle. Und als es so weit gelang, als Lauken halb ungeduldig, halb verwundert dem davonrollenden Knopfe nachblickte — da endlich antwortete sie ihm leicht errötend, aber mit fester Stimme: „Nein, nein, Jahn; es geht nicht. Er kann noch zurückkommen, und dann — — du weißt doch.“

„Aber es sind fast 7 Jahre, daß Henry fort ist,“ wandte Jahn traurig ein, „so lange bleibt keiner bei der Fremdenlegion. Sieh mal, Wine, daß ich Steuermann bin und er nur ein Matrose — das will nichts heißen, dazu will ich gar nichts sagen, aber Henry kann tot sein; er kann irgendwo in Australien leben — mit einer anderen. Hier meine Hand, Wine, ganz ohne Eifersucht gesprochen: — treu ist Henry dir nicht. In der ganzen Welt gibt es Briefpapier und — —“

Alwine drehte sich unwillig um und sagte unterbrechend: „Nein, ich will so etwas nicht hören. Du hast ihn nicht gekannt. Der schreibt nicht, hat nicht geschrieben und wird nicht schreiben. Es wird ihm schlecht gehen bei den Franzosen. Tom Hansen hat mir erzählt, wie's dort zugeht. Und Henry wird zu stolz sein, das zu schreiben. — Er kann auch tot sein, ja — — aber wenn er noch lebt, dann ist er mir treu geblieben, wie ich ihm treu geblieben bin.“

„Und wenn er nun tot ist und du erfährst es nicht? — Ertrunken, in Afrika ermordet, verunglückt? Willst du ewig warten? Wine, willst du einmal ganz einsam sterben?“

Alwine schwieg. Sie war ans Fenster getreten und fischte mit ihrem Haarkamm Ameiseneier aus dem Goldfischglas, ohne zu wissen, was sie tat.

Der Steuermann fühlte, daß er Boden gewonnen. Eindringlicher und zärtlicher fuhr er mit der weichen Stimme eines Menschen, der keine Hintergedanken hegt, fort: „Bin ich dir nicht auch treu gewesen? Habe ich nicht in vier Jahren viermal bei dir angefragt, mich immer wieder vertrösten lassen und bin doch immer wieder gekommen? In ein paar Tagen gehen wir wieder in See. Wine — Winchen — laß uns heiraten. Du wirst es gut bei Steuermann Lauken haben, vielleicht auch bald bei Kapitän Lauken.“

Und er küßte sie sacht auf die Schulter und wischte sich vorher mit dem Handrücken den Mund ab, als könne da noch etwas von den vielen ausländischen Seemannsküssen hängen geblieben sein. Sie aber bemühte sich vergeblich, ihre Tränen zurückzuhalten, und als sie auf einmal in dicken Perlen unaufhörlich über die roten, vollen Backen rannen, da gab sie ihm eine derbe Hand und sagte: „Nur noch eine Reise, bitte, Jahn, und wenn du dann zurückkommst und keine Nachricht von Henry da ist, dann“ — —

Pftßch! — Das war so einer von Alwinens treuherzigen Küssen gewesen, die wie ein Siegel waren, dem nichts hinzuzusetzen ist. —

Jahn begab sich, innerlich heiter, äußerlich mit der erkünstelten Würde des Siegesgewissen, an Bord der „Florida“.

Ein paar Tage später ging der Dampfer auf „wilde Fahrt“ in See.

Liverpool — Venedig — Odessa — Nikolajew. — —

Als Monate vergangen, da lag das Schiff im Hafen von Algier, um Kohlen einzunehmen und dann die Heimfahrt über Hamburg anzutreten.

Steuermann Lauken stand auf dem Hinterdeck. Lächelnd sah er den arabischen Arbeitern zu, wie sie auf den schmalen, von einer Kohlenschute zum Dampfer führenden Laufbrettern hin und her trippelten und — je zwei Mann mit einem kleinen Korbe — unter monotonen Gesängen die Kohlen an Bord trugen.

Da lief ein weißer Mann, rothaarig, recht ärmlich gekleidet und mit zerrissenen Segeltuchschuhen an den Füßen, über den Steg. Er sprach einen Moment mit dem Posten und schritt dann, dessen Fingerzeige folgend, auf Lauken zu.



„Steuermann," begann er, seine englische Mütze ziehend, „ich möchte mich gern nach Deutschland 'nüber arbeiten. Ich habe lange als Matrose gefahren und verstehe meine Arbeit. Ich habe kein Geld mehr."

„Tut mir leid," antwortete Lauken und musterte den langgewachsenen Menschen scharf, „die Besatzung des Schiffes zählt 25 Mann. Die sind vollzählig. Mehr darf ich nicht annehmen."

Der andere sah einen Augenblick zu Boden und sagte dann: „Es ist keine Arbeit hier am Land zu finden. Auch der deutsche Konsul hat mich abgewiesen."

Lauken zuckte mit den Achseln. Der Matrose bat beharrlich: „Vielleicht reden Sie mit dem Kapitän?"

Das war unvorsichtig gesprochen. Der Steuermann, der von dem kränklichen Kapitän unbeschränkte Vollmacht erhalten, entgegnete ein wenig gekränkt: „Der kann Ihnen auch nicht helfen. Das Schiff darf 25 Mann Besatzung, nicht einen Mann mehr, mitnehmen, nicht einmal zahlende Passagiere."

Da der Fremde schwieg, fragte Lauken: „Wo sind Sie zu Hause?"

„In Soldorp an der Nordsee."

Es überlief Lauken kalt. Minuten dauerte es, bis er Worte fand, und diese klangen unsicher, fast zitternd. „Wie kommen Sie denn hierher?"

„Ich bin von der Fremdenlegion desertiert. Nehmen Sie mich doch mit, Steuermann!"

Freimütig, männlich war das gesagt. Etwas wie Stolz lag dahinter, was Lauken Achtung einflößte. Er antwortete mit mehr Wärme als zuvor: „Ich würde Sie gern mitnehmen, aber ich habe keine Erlaubnis dazu, und ich habe noch immer getan, was ich dem Kapitän und der Reederei schuldig bin."

Der Steuermann hatte wahr gesprochen, und was ihm an Gedanken durch den Kopf gegangen, war sehr edel gewesen. Er hätte eine tiefe, schöne Freude darin gefunden, den Matrosen seiner Braut zurückzubringen, gerade weil er in ihm den Nebenbuhler erkannt. Nur das reine, ehrliche Denken Laukens war es, das gleich bereit war, eine Liebe zu opfern, noch ehe er erwog, daß er eine doppelt wertvolle Freundschaft dafür eintauschen würde.

Aber es war ja unmöglich. Die Reederei erlaubte es nicht. Der strenge, in seiner Krankheit leicht reizbare Kapitän hätte es niemals zugegeben.

Lauken handelte pflichtgemäß.

Doch als Henry mit trotzigem Schweigen seine Mütze aufsetzte und dann in aufrechter Haltung, festen Schrittes von Bord ging, da fühlte der Steuermann, wie weh ihm das tat. Gern hätte er den Deserteur zurückgerufen. Als er es wirklich wollte, war es zu spät.

Lauken suchte die Arbeit auf. Er beaufsichtigte gewissenhaft seine Untergebenen, er schrieb und besorgte allerlei, noch fleißiger als sonst, um peinigende Gedanken zu betäuben.

Am nächsten Morgen um drei Uhr lief der Dampfer aus. Als er die hohe See erreicht, wurde die Steuerbordwache zu Bett oder, wie es seemännisch heißt, zur Koje geschickt, während die Leute von Backbord Befehl erhielten, das Oberdeck vom Kohlenstaub zu reinigen.

Steuermann Lauken, der keinen Dienst hatte, konnte nicht Schlaf finden. Er wanderte, von wilden Gedanken bewegt, durch alle Schiffsräume.

Henry lebte. Henry war ein treuer Mensch. Henry war in Not und sehnte sich heim. Er, Lauken, sein Nebenbuhler, hatte ihm den Weg abgeschnitten, und er, Lauken, hatte doch seine Pflicht getan.

Das beschäftigte, quälte und tröstete ihn rastlos. Er lief durch den Ladungsraum, wo man in Odessa Säcke mit Getreide aufgestapelt. Er irrte durch das Zwischendeck. Er kletterte hinab in den Kohlenbunker, und dort, in dem schwachen Licht, das von oben hineinströmte, sah er etwas, was ihn starr und erschüttert stehenbleiben ließ, als habe er eine gespenstige Erscheinung vor sich. Aus dem hohen Haufen schwarzen Gesteins ragte ein Kopf hervor, ein Kopf mit roten Haaren, mit drohenden, verzweifelnden Augen.

Lauken erkannte, was das war, und er wußte, was er zu tun hatte, aber sein stärkstes Mitleid siegte über sein stärkstes Pflichtgefühl.

Einige Minuten lang herrschte spannende Stille da unten. Darauf sah Lauken über den Kopf hinweg in die Finsternis des Hintergrundes hinein, dann in die Höhe ringsherum an den Schiffswänden entlang, als suche er etwas. Endlich stieg er mechanisch an Deck und schloß sich in sein Zimmer ein. —

Seitdem verließ der Steuermann während der Freizeit nicht mehr seine Kabine. Hatte er Dienst, so blieb er meist auf dem Hinterdeck und mied ängstlich die unteren Räume. Alle wunderten sich darüber, daß er auf einmal so ernst und verdrossen dreinschaute. Niemand ahnte, daß er zum erstenmal eine Pflicht als Steuermann und Stellvertreter des Kapitäns unterlassen, denn noch wußte niemand von dem blinden Passagier, von dem Steuermann Lauken wußte.

* * *

Die spanische See ist ein böses Wasser. —

Die Notiz über die „Florida", die durch alle Zeitungen lief, kam auch der Blumenverkäuferin im Kursaal zu Soldorp zu Gesicht. Es hieß da wörtlich:

„Der deutsche Dampfer ‚Florida' kollidierte während eines Orkans mit der englischen Bark ‚Springburn' auf der Höhe von Cadiz. Der Dampfer sank sofort. Die aus 25 Mann bestehende Besatzung wurde von den Matrosen der ‚Springburn' gerettet."

* * *

Einige Jahre waren seit dem Untergang der ‚Florida' verstrichen, und gewiß hatte keiner der Fünfundzwanzig das Ereignis vergessen. Einer solchen Katastrophe gedenkt man zeitlebens, wenn man mit dabei gewesen, da die Würfel auf Tod oder Leben rollten.

Für Lauken bedeutete es noch mehr. Ihm war das Haar seitdem ergraut, und er hatte das Lachen verlernt. Nun, da seine Wünsche in Erfüllung gegangen, da Alwine sein Weib geworden und er sie als Kapitän eines Bremer Dampfers auf weiten Reisen nach England, Spanien, ja nach Brasilien mit sich nahm, nun war er ernst, wortkarg und gleichgültig gegen alles geworden, was er sah und hörte. Und auch sie war nicht anders, die früher so lebhafte, heitere Wine.

Sie waren gut zueinander, wie vielleicht einsichtsvolle Gefangene zueinander sind, aber etwas Unausgesprochenes, Trauriges bedrückte beide, was sie nicht gemeinsam trugen.

Das — mit dem „blinden Passagier" konnte er nicht verwinden. War es nicht so, als habe er ihn gemordet? Der Braut den Bräutigam gemordet?

Hätte er nur ein Wort gesprochen damals auf dem englischen Schiff, als sie alle jubelten und bejubelt



wurden, die Geretteten. Hätte er damals gerufen: Es fehlt noch einer! Im Bunker bei den Kohlen oder im Kornraum ist einer eingeschlossen! — dann wäre er rein geblieben.

An Rettung war da ja nicht mehr zu denken, aber er hätte sich freigemacht von der Qual dieses Geheimnisses.

Und Wine? Hätte er zu ihr gesagt: Dein Henry ertrank. Es war nicht meine Schuld. Er hatte sich im Schiff versteckt — wie frei mußte ihm jetzt zumute sein. Aber er hatte geschwiegen, auch später, wenn sie manchmal sich seufzend gewünscht, nur zu wissen, ob er noch am Leben sei. Er, an dessen Treue sie noch immer glaubte.

Lauken tastete mitunter nach Entschuldigungen. Was hätte es genützt, die Wahrheit zu sagen? Schmerz mußte es ihr bereiten und dem, der die Botschaft brachte. Konnte er damals vor sie hintreten, um zu sagen: Henry ist tot, heirate mich!? — —

Nein, es gelang nicht, sich rein zu waschen. Es blieb nicht nur Feigheit, sondern ein erbärmlicher Betrug.

Nun hatte er doch nichts von ihr und sie wohl auch nichts von ihm. Sie achteten und schonten einander, aber sie hatten sich wenig zu sagen. Sie küßten sich mitunter und fühlten dabei, daß es geschah, weil es Brauch war. Sie saßen manchmal Hand in Hand an Deck, um über das Meer zu schauen, und vergaßen dabei einander im tiefen Sinnen. Und doch dachten beide dann an den gleichen Mann. —

Da traf einmal die gefürchtete Order ein. Das Schiff fuhr von Cardiff nach Algier.

Lauken war ein kranker Mann geworden. Wine pflegte ihn unermüdlich und ohne zu klagen. Er verbarg die Unruhe, die ihn quälte, so gut er konnte, aber sie nahm zu, je weiter sie nach Süden gelangten, und als bei St. Vincent der Kurs geändert wurde, da war sie zum heißen Fieber geworden. Er kämpfte dagegen mit aller Macht, er wollte sich nicht niederlegen. —

Es kam eine sternlichte Nacht, da die See ganz ruhig geworden. Von Backbord aus sah man ein Licht am Horizont aufblinken. Das war das Feuer von Faro.

Die Matrosen und der Steuermann waren vorn mit dem Takelwerk beschäftigt. Kapitän Lauken stand mit seiner Frau an Deck. Sie hatten sich über die Reling gelehnt und schauten ins Wasser. Es war nichts Ungewöhnliches, daß sie so fast eine Stunde schweigend beisammen verharrten.

Endlich begann Lauken, ohne den Kopf zu erheben: „Alwine, nicht wahr, du kannst Henry nicht vergessen?"

Die Frau schrak zusammen. Es war das erstemal in ihrer Ehe, daß Jahn diesen Namen von selbst aussprach. Was bedeutete es?

„Aber Jahn —" stieß sie nur hervor und bemerkte auf einmal, wie verstört er aussah. „Jahn, was ist dir?"

Er gab keine Antwort. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Ihr Busen hob und senkte sich schnell. Sie drehte erregt ihren Trauring in der Hand, den sie unbewußt vom Finger gestreift.

Da wandte sich der Kapitän um, griff nach dem Ring und warf ihn in weitem Bogen über Bord.

„Dort — unten — liegt — Henry!" sagte er mit einer veränderten, ganz leisen, gramerfüllten Stimme.

Und als sie sich weinend an seine Brust schmiegte, so vertrauend wie nie zuvor, da erzählte er ihr, ganz langsam und mild, was niemand außer ihm wußte — das — mit dem „blinden Passagier". — — —

Das Feuer von Faro war längst außer Sicht. Das Schiff mußte ungefähr auf der Höhe von Cadiz sein.

Hall in Tirol.

Von Karl Felix Wolff, Bozen. — Hierzu 9 Aufnahmen von W. Müller.

Wenn man von der schlachtenberühmten Höhe des Iselberges die tirolische Landeshauptstadt betrachtet und dann den Blick über das breite, grüne Inntal ostwärts schweifen läßt, so gewahrt man in der Ferne klein und grau die Häuser von Hall. Wie ein Dörfchen nimmt es sich aus gegen Innsbruck, das stolz und stattlich die ganze Talbreite verlegt. Aber während Innsbruck ein vom Schicksal begünstigtes Glückskind ist, hat das Städtchen Hall etwas Altehrwürdiges an sich. Innsbruck wächst von Jahr zu Jahr, es folgt dem Zuge der Zeit und ist bis auf wenige Reste eine durch und durch moderne Stadt. Hall aber hat seit 600 Jahren ein beschauliches Dasein geführt, hat seinen altertümlichen Charakter gewahrt und ist das Museum von Tirol geworden.

Der stets gleichbleibende Wohlstand Halls und das Fortbestehen des Städtchens neben der aufblühenden Landeshauptstadt hat seinen Grund in den ergiebigen Salzlagern des Nordgebirges, die wohl schon in prähistorischer Zeit bekannt waren, aber erst seit dem 13. Jahrhundert rationell abgebaut werden. 1303 erhielt Hall das Stadtrecht und ein eigenes Wappen — eine von Goldreifen umwundene Salzkufe im roten Feld. Eine lange, hölzerne Wasserleitung wurde angelegt, in der das salzhaltige Wasser vom Berg herabrinnen konnte, um dann unten eingedampft zu werden. Als im Jahr 1413 Herzog Stephan v. Ingolstadt, der Hall durchaus besitzen wollte, die Stadt vergeblich durch längere Zeit belagert hatte, da geriet er in solche Wut, daß er das kostbare Rinnwerk zerstören ließ. Die Salzstadt war überhaupt viel umworben und wiederholt der Gegenstand erbitterter Kämpfe zwischen den Machthabern. Wohl ihr, daß sie von starken Mauern und Türmen und mächtigen Gräben umzogen war, so daß die Kämpfe meistens vor ihren Toren ausgetragen wurden. Die tirolischen Landesfürsten hatten stets besondere Freude an Hall und überhäuften es mit Gnaden aller Art. Rudolf der Habsburger ließ sich 1363, als er Tirol in Besitz nahm, in Hall persönlich huldigen.

In Hall gibt es kaum ein Gebäude, das nicht mit historischen Erinnerungen verknüpft wäre. Da sehen wir das prächtige, altersgraue Rathaus, vom Volk „Fürstenhaus" genannt, das Herzog Leopold im Jahr 1406 der Stadt geschenkt hat; der gleiche ritterliche Leopold, der aus dem Schlachtgewühl von Sempach nicht

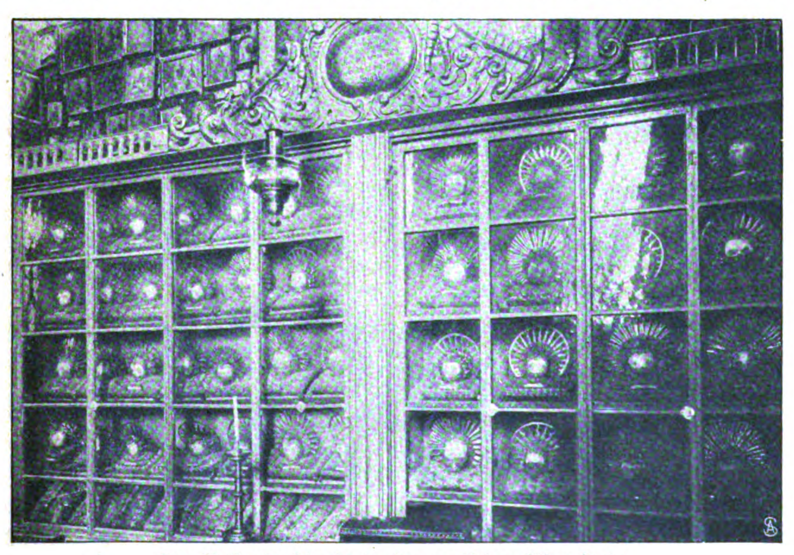




Blick auf den Marktplatz in Hall.

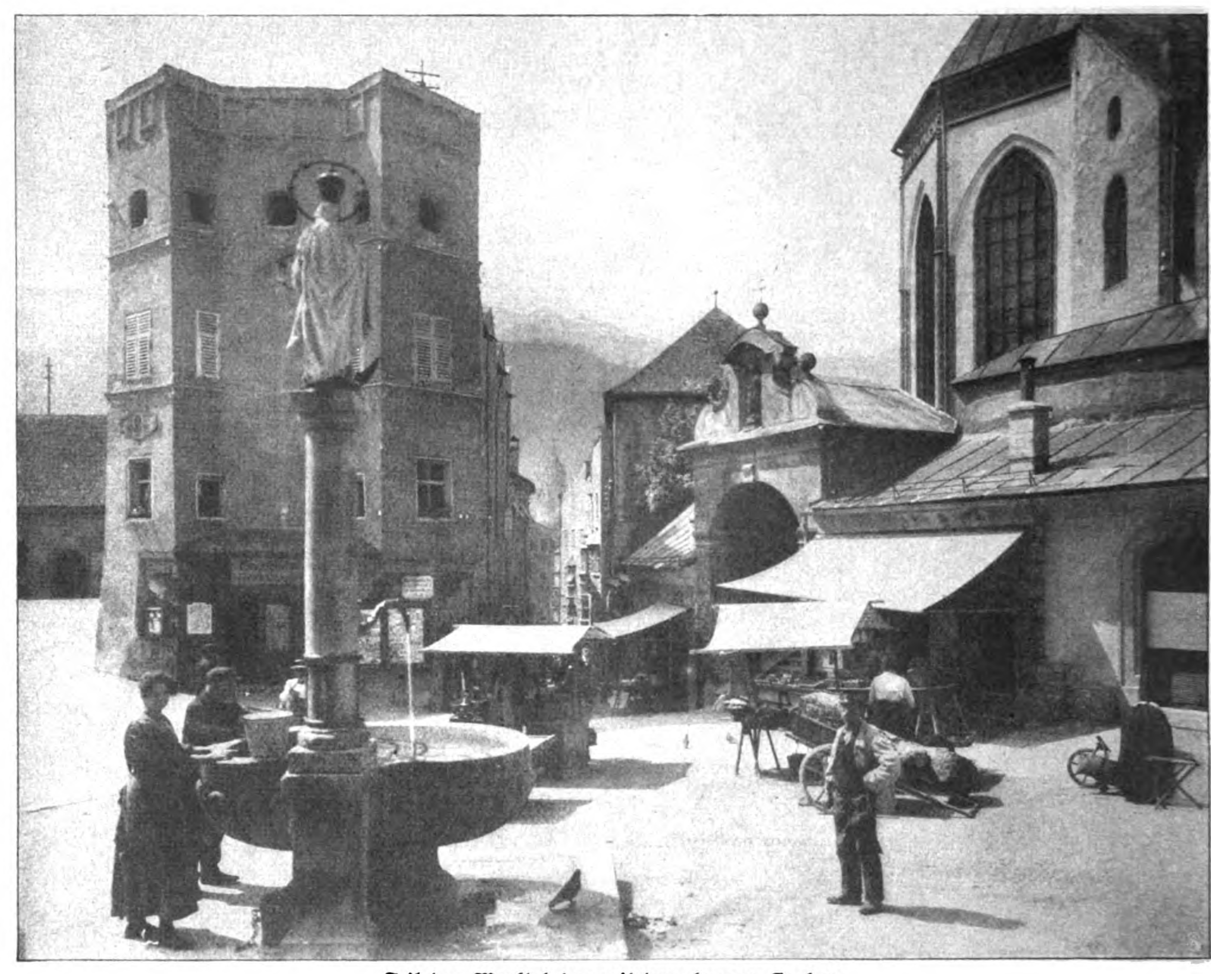
weichen wollte und nach heldenmütiger Gegenwehr von den Eidgenossen mit Morgensternen erschlagen wurde. Neben ihm sanken dreihundert gekrönte Helme in den Staub — die Blüte des tirolischen Adels war dahin.

Da ist die gotische Pfarrkirche aus dem 15. Jahrhundert mit dem Denkmal des Bauernfeldherrn Speckbacher, des nimmermüden, unverzagten, des würdigen Enkels jener Räto-Illyrier, die einst von ihren Wallburgen herab verzweiflungsvoll gegen die Römer gekämpft. Wie schlug er sich in den Iselschlachten, wie rang er auf der Haller Brücke und im salzburgischen Grenzgebirge mit dem Feind, wie hauste er einsam und unnahbar im Gamshag, während ihn unten die Patrouillen suchten, wie fand er seinen Pfad durch das winterlich verschneite, lawinengepeitschte Hochgebirge bis hinaus nach Oesterreich! Hall hat ihn siegesbewußt gesehen an der Spitze jubelnder Scharen — ein Bauerntriumphator!



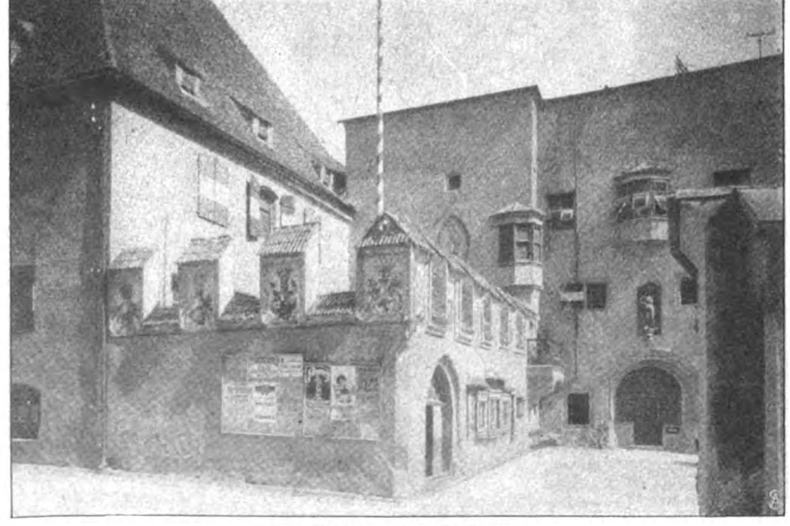
Der Reliquienschrein in der gotischen Pfarrkirche.

Die Pfarrkirche birgt aber auch hinter kunstvoll geschmiedetem Eisengitter einen geräumigen Reliquienschrein mit seltsam verzierten Schädeln in regelmäßiger Anordnung. Da lagen am 21. Juli 1703 die Haller Damen auf den Knien, während draußen Kanonen und Gewehre krachten und Hunderte von Toten und Verwundeten die Straßen deckten. Es war während des spa-



Teil des Marktplatzes mit dem langen Graben.

nischen Erbfolgekrieges. Bayrische Soldaten hatten Hall besetzt und wollten in der Umgebung Verschanzungen anlegen; dazu verlangten sie von den benachbarten Gemeinden 2000 Erdarbeiter. Allein sie hatten das freie Alpenvolk nicht richtig eingeschätzt: wohl kamen die 2000 Mann, doch brachten sie nicht Schaufeln und Hauen, sondern Sensen und Schießgewehre mit. Die Aufforderung, ihre Waffen niederzulegen, widrigenfalls man ihnen mit Kanonen Vernunft beibringen würde, beantworteten sie mit Hohngeschrei und eröffneten sofort ihrerseits das Feuer. Die bayrischen Offiziere fanden es geraten, sich mit ihrer Mannschaft in die Stadt zurückzuziehen. Die Tore wurden gesperrt, und die Mauern von den Soldaten besetzt. Aber bald ging auch in der Stadt selbst der Kampf los; die Bürgerschaft erhob sich, sprengte mit Gewalt eins der Tore und ließ die wütenden Bauern herein. Kommandorufe und Waffenlärm erfüllten die ganze Stadt. Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus tobte ein fürchterliches Gemetzel. Als der Abend anbrach, war die bayrische Besatzung vollständig vernichtet. Auf dem Marktplatz aber lagerten die siegreichen Bürger und Bauern und ließen ihren Landesherrn hochleben. Der erwähnte Reliquienschrein wurde von einem gewissen Florian von Waldauf gestiftet. Es war dies ein armer Hirte aus



Partie vor dem Rathaus.



Die Naggelburg.

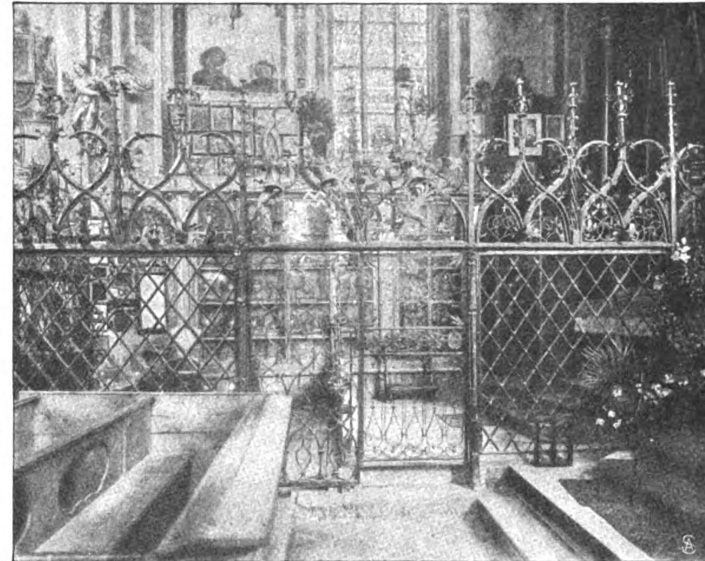
Ansicht von Hall in Tirol.

dem Puſtertal, der, von Abenteuerluſt getrieben, unter die kaiſerlichen Soldaten ging. Maximilian I. machte ihn zu ſeinem Leibgeſellen, adelte ihn und übergab ihm die Herrſchaft Rettenberg. Auf einer ſeiner vielen Reiſen erlebte Waldauf einen ſchrecklichen Seeſturm, und da gelobte er, die vielen Reliquien, die er in aller Herren Ländern geſammelt und nach Rettenberg gebracht hatte, der Haller Pfarrkirche zu ſchenken. Als dies bekannt wurde, entſtand im ganzen Unterinntal eine gewaltige Aufregung. Ueber 40000 Menſchen ſtrömten zuſammen und gaben betend und ſingend den Reliquien das Geleit von Rettenberg bis Hall. Florian von Waldauf ſtarb im Jahre 1810 und wurde in der Haller Pfarrkirche beigeſetzt.

Nun kommen wir zum Münzturm oder Münzerturm, einem wehrhaften Bauwerk mit Machicoulis. Dieſer trotzige Turm barg die im Jahr 1450 vom Erzherzog Sigmund errichtete Münzwerkſtatt. Da ließ

Motiv aus der Schmidtgaſſe.




Kunstvolles Gitter in der Pfarrkirche.

noch 1809 Andreas Hofer seine Zwanziger prägen, die heute in Tirol sehr gesucht sind und an den Uhrketten getragen werden. Damals war Hofers schönste Zeit; er hatte vom Kaiser eine goldene Kette als Ehrengabe erhalten und versah das Amt eines Landesverwesers.

Zu den bemerkenswerten Angaben der Haller Chronik gehört auch der Bericht über das furchtbare Erdbeben von 1670: viele Gebäude wurden beschädigt, der große Pfarrturm stürzte ein und begrub die drei Turmwächter unter dem Chaos seiner Trümmer. Eine Sage behauptet, unterhalb Innsbrucks und Halls wölbe sich eine gewaltige Höhle, und wenn von der Decke Felsen herabstürzen, verspüre man dies als Erdbeben. Die Sage behauptet weiter, einst würden die beiden Städte in die Höhle hinabstürzen und der Inn darüber einen See bilden. In Wahrheit sind die wiederholten Erdbeben, die die Chronik vermeldet, auf Einstürze im Haller Salzberg zurückzuführen, wo das Wasser die Salzlager auslaugt, so daß lokale Hohlräume entstehen. Eine große Höhle unter Innsbruck und Hall ist schon geologisch vollkommen unmöglich.


Der Münzerturm in Hall.

So ließe sich noch viel erzählen von dem trauten Salinenstädtchen mit den engen, ruhigen Gassen und den anheimelnden Häusern. Es ist schön von den Hallern, daß sie für die altertümlichen Reize ihrer Stadt Verständnis zeigen und bestrebt sind, sie zu schützen und zu erhalten. Möge ihnen dies noch lange gelingen und so dem stilvollen Städtchen der unvergleichliche Vorzug gewahrt bleiben, ein unentweihtes Stück von Alttirol zu sein.

Die Laterne.

Plauderei von Käte Damm.

Laternen? Gibt es noch Laternen? Wozu sind Laternen denn noch nötig? So denkt manche moderne Hausgehilfin, manche moderne Haustochter, wenn sie in einer Küche irgendwo an bevorzugter, leicht ins Auge fallender Stelle eine schlichte Laterne sieht. Vier durch schräg-kreuzweise gelegte schmale Metallstäbe geschützte einfache Glasscheiben, von denen die eine geöffnet werden kann, in der Mitte in der dazu bestimmten Tülle eine nur mittellange und mittelstarke Kerze, oben ein etwas kräftiger Henkel. Ich wette, es gibt Tausende von hochmodernen, mit allen Erfindungen der neusten Technik ausgestatteten Küchen, in denen man im Bedarfsfall umsonst nach der Laterne suchen würde!

Wozu braucht man Laternen? Die Laterne, mit der der mythisch gewordene Nachtwächter die Straßen auf und ab patrouillierte, ist abgetan, seit die kleinste Stadt Gasbeleuchtung oder elektrisches Licht hat, und die Notwendigkeiten „hinterwäldlerischer Dörfer" kann man doch als Bürgerin oder Bürger der Großstadt nicht einsehen!

Solche Laterne mutet schon der ländlichen Zofe nach kaum zweimonatigem Dienst in der Großstadt

als ganz „überwunden“ an. Zwar findet sie, wenn sie einmal auf dem Boden des Hauses zu tun hat, sei's auf der Bodenkammer der Herrschaft, auf der sie eine Verpackkiste sucht, oder von der sie Holz oder Kohlen holt, oder wenn sie auf dem Trockenboden Wäsche aufhängen will, auf der Vorbodentür schwarz auf weiß das polizeiliche Verbot, die Bodenräume mit „offenem“ Licht zu betreten. Darum nimmt sie aber doch, zehn gegen eins zu wetten, wenn's dunkelt, mit gutem Gewissen die brennende Petroleumlampe. Der Satz, der ganz zuletzt steht: „Als geschlossenes Licht gilt nur die Laterne“, wird nicht beachtet, und wenn es dann ein Unglück gibt, einen Boden- oder Dachstuhlbrand, so sagt sie im Hochgefühl ihrer Unschuld, die nichts von der Fahrlässigkeit wissen will: „Ich hatte ja kein ‚offenes‘ Licht, die Petroleumlampe hatte ja einen Zylinder.“

Sie weiß also nicht, daß mit dem Verschließen der Leuchtflamme ganz etwas anderes gemeint ist, nämlich die Flamme nach oben zu verwahren. Gewiß — die Laterne ist altmodisch, ebenso altmodisch wie die Kerze, aber sie ist für manche Zwecke noch ebenso notwendig wie zur Zeit der Urahne. Und das ist die Vorsicht und Vorsorge, die wir Menschen unsern Nebenmenschen und ihrem Hab und Gut schuldig sind.

Mit der Vervollkommnung unserer „Technik“, unseres „Lichts“, sind wir dennoch nicht der Rücksicht für unsere Nebenmenschen ledig geworden!

Ein Dachstuhlbrand, durch fahrlässiges Umherleuchten ohne Laterne entstanden, hat schon oft große, entsetzliche Folgen nach sich gezogen.

Wenn aber die Flammen prasseln und lecken, wenn der Rauch durch die schmalen Treppenhäuser und Höfe zieht, dann weiß man, daß die Laterne nicht nur etwas sehr Gutes und Nützliches, daß sie auch in der Großstadt eine Notwendigkeit ist und — neben Gas- und elektrischem Licht dennoch in der Küche zu finden sein muß.

Die ersten „Laternen“, die man im Freien brauchte, waren natürlich nicht von Glas. Das wäre für die Zeit, in der man nur in besonders reichen Häusern Glasfenster hatte, ein unerhörter Luxus gewesen.

Die ersten „Laternen“ waren mittelgroße, sorgfältig ausgehöhlte Kürbisse.

Mit solchen Kürbislaternen, die an einen Stab gehängt wurden, zogen noch vor einem Jahrhundert die Kinder mancher Städte am Martinsabend durch die Straßen, um Martinsgaben zu sammeln. Und als man später Glaslaternen hatte — welche Fülle von Gelegenheiten gab's, sie zu benutzen. Ehe die Städte Straßenbeleuchtung hatten, war es üblich, beim abendlichen Ausgang, falls der Mond nicht schien, eine Laterne mitzunehmen. Wie oft bin ich als Gast in kleinen Städten noch vor 25 Jahren beim flackernden Laternenschein zur „Gesellschaft“ oder zum „Konzert“ gewandert, wie flink huschten wir am späten Nachmittag des heiligen Abends durch die dunklen Straßen der kleinen Stadt „an der Waterkant“ zum Julklappwerfen, wie geschickt blendeten wir das Licht ab, wenn zufällig auch gerade zur gleichen Zeit andere jugendliche Julklappwerfer sich einfanden!

Was wäre aus der winterlichen Geselligkeit der kleinen Städte geworden ohne die bequeme, leicht zu handhabende Laterne. Und wie poetisch konnte es aussehen, wenn am Weihnachtsabend, von allen Straßen und Plätzen kommend, die Laternen der Kirchgänger gleich einem Irrlichtschwarm durch den Abendnebel blitzten?

Wer nur die grellen elektrischen Straßenlaternen, nur die glühenden, großen, fast trotzig anzuschauenden Laternen der daherrasenden Automobile kennt, der hat gar keine Ahnung von der stillen und feinen Poesie, die der nur durch eine dünne Kerze erhellten kleinen Laterne, die eines Kindes Hand leicht tragen konnte, eigen war.

Und hatten jene anderen Arten von Laternen nicht auch ihre stille Poesie? Die runden und länglichen bunten Papierlaternen, die früher die sommerlichen Garten- und Balkonfeste wirklich „verherrlichten“, die hoch oben an der Decke des indessen auch altmodisch gewordenen Kremsers schwebten und zur Heimfahrt von der Landpartie unentbehrlich waren?

Ja, man kann behaupten, daß es keine „richtige“ Landpartie war, von der man nicht in solchem mit Laternen mystisch erhellten Kremser heimkehrte.

Die früher so beliebten „italienischen Nächte“ hatten als untrügliche Zeichen, daß man sich unter Italiens Himmel glaubte, in das Laub der Gartenbäume gehängte bunte Laternen (die der Deutsche natürlich Lampions nannte) und waren ohne sie undenkbar. Gerade dieses zarte, verschleierte, warme Licht wurde für solche ländlichen Zauberfeste ausersehen, bei denen es oft so einfach herging und man sich doch so köstlich unterhielt, daß die Erinnerung daran noch die sorgenvolle Gegenwart verschönt.

Und wäre eine andere Beleuchtung als durch die Laternen beim herbstlichen norddeutschen Erntetanz auf der großen Scheunendiele schöner gewesen?

Wohnt nicht Poesie in dem Fackelzug der Kinder der Laubenkolonie, wenn sie, stolz ihre billigen, kleinen Stocklaternen tragend, durch den stillen Sommerabend ziehen und wie wandelnde kleine Irrlichtchen aussehen?

Mahnt solche schlichte Stocklaterne am rohen Holzstiel uns Kinder des damaligen Berlin nicht an die köstlichen Fahrten nach Tegel oder Französisch-Buchholz, wo das Erstehen einer Stocklaterne naturgemäß zu dem ein für allemal feststehenden Programm dieser Ausfahrt gehörte?

Es ist eine alte Erfahrung, die sich auch hier wieder bewahrheitet: kein noch so unscheinbarer, für den praktischen, ganz hausbackenen Gebrauch bestimmter Gegenstand ist ohne Poesie! Sobald er in den Gebrauch des Volkes kam, den Menschen notwendig wurde, schmückten sie ihn mit der ihnen nun einmal unentbehrlichen Poesie, und so betrachten wir jetzt auch die Laterne in der unbewußten Erinnerung daran, daß dem Urvolk das künstliche Licht, das des Winters dunkle gefürchtete Tage erhellte, ein Geschenk der Götter war — und die Poesie auch.

Bilder aus aller Welt.

Frau Bullock-Workman, eine der kühnsten und erfolgreichsten Bergsteigerinnen unserer Zeit, ist vor kurzem von ihrer Himalaja-Besteigung zurückgekehrt. Es ist ihr gelungen, den 7100 Meter hohen, von ewigem Eis bedeckten Nun-Kun zu besteigen. Hiermit hat die mutige Hochtouristin einen Weltrekord für Bergbesteigung durch Frauen aufgestellt. Die größte Schwierigkeit bot die Ueberwindung der Schlaflosigkeit.

Eine der ersten französischen Sängerinnen, Mademoiselle Chenal, Primadonna der Pariser Komischen Oper, errang kürzlich als Armida in der gleichnamigen Oper Glucks einen sensationellen Erfolg.





Frau Fanny Bullock-Workman,
die erste Frau, die den Himalaja bestieg und über 7000 Meter Höhe erreichte.

Im Blüthnersaal in Berlin gab vor kurzem Frau Angelika Rummel einen mit vielem Beifall aufgenommenen Liederabend. Ihr sympathischer Vortrag brachte vor allem einer Reihe von Kompositionen von Alexander Schwarz den gewiß verdienten Erfolg.

Bei dem hundertjährigen Universitätsjubiläum der Friderica Wilhelma in Berlin wurde auch das Präsidium des studentischen Ausschusses, bestehend aus fünf Herren, vom Kaiser empfangen. Eine Ehrung, die bisher den Studenten noch nicht zuteil geworden ist und in absehbarer Zeit auch nicht zuteil werden dürfte. Der Kaiser zog alle Herren des Präsidiums in ein Gespräch, das sich vor allem auf die Wichtigkeit der sportlichen Ausbildung der Jugend bezog.

Die Universität Berlin hat aus Anlaß ihrer Jubelfeier eine prunkvolle neue Aula erhalten. Die Aula ist in der alten Königlichen Bibliothek, die Friedrich der Große seinerzeit erbaute, eingerichtet worden. Der herrliche Saal ist von einer mächtigen Kuppel überwölbt und

Mlle. Chenal, Primadonna der Pariser Komischen Oper,
kreierte mit großem Erfolg die Armida in der gleichnamigen Oper Glucks.



Phot. E. Bieber.

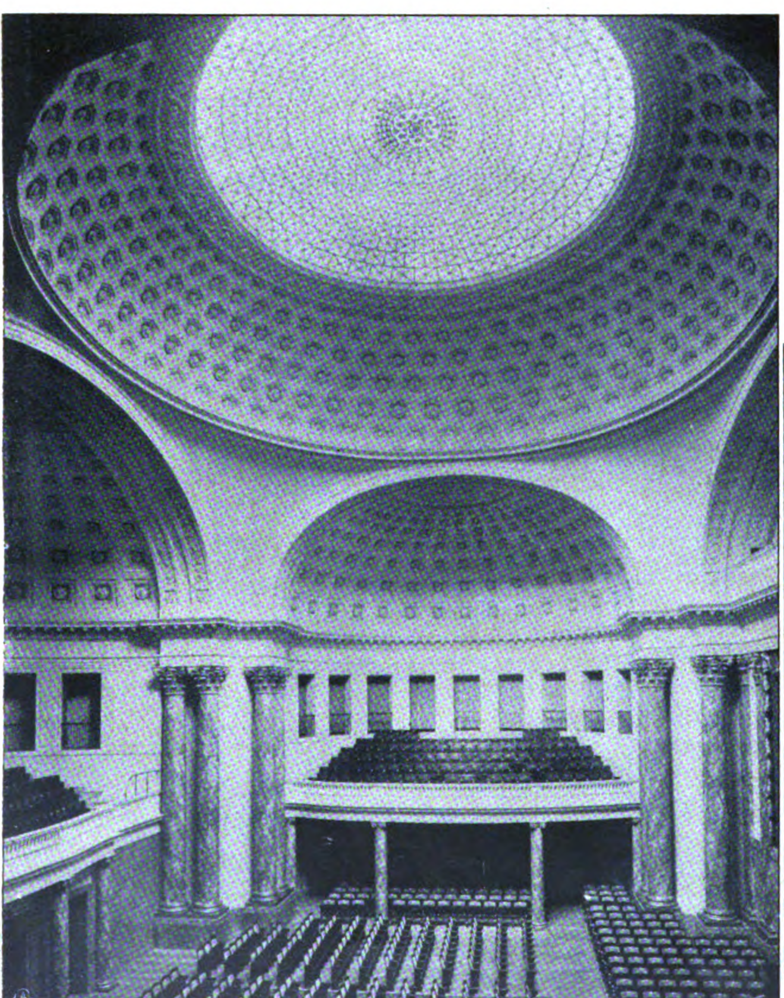
Frau Angelika Rummel,
erfolgreiche Konzertsängerin.



Phot. H. Noack.

Von links: cand. cam. Sonnenberg (V. D. St.), cand. phil. Sommer (Korps Normannia), cand. phil. Schoepe (A. T. V. zu Berlin), cand. jur. Heyl (Landsmannschaft Normannia), stud. med. Fuchs (nicht inkorporiert).

Das Präsidium des Studentenausschusses für das Berliner Universitätsjubiläum 1910.



Die neue Aula der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität
in der alten Königlichen Bibliothek.

macht in seiner einfachen und vornehmen Ausstattung einen würdigen Eindruck.

Für die beiden beim Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte 1908 in Berlin aufgestiegenen Luftschiffer Leutnant G. Förtsch und Leutnant C. Hummel, die von ihrer Fahrt nicht zurückkehrten, wurde jetzt in Straßburg, der Garnison der Verunglückten, ein Denkstein errichtet. Die Vorderseite trägt eine Bronzeplatte mit Inschrift. Errichtet wurde der Denkstein vom Luftschifferverband und den Offizieren des Infanterieregiments Nr. 71 in Erfurt, des Infanterieregiments Nr. 136 und des Husarenregiments Nr. 9 in Straßburg.



Phot. J. Manias & Co.

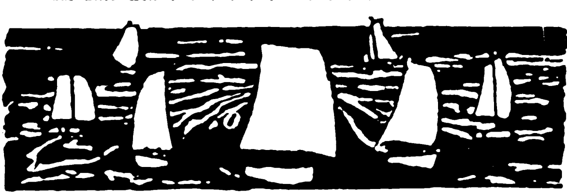
Denkstein für die Opfer des Gordon-Bennett-Fliegens 1908
G. Förtsch und C. Hummel in Straßburg.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 45. Berlin, den 5. November 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.



Die sieben Tage der Woche.

27. Oktober.

Das Kaiserpaar besucht in Brüssel die Weltausstellung (Abb. S. 1900).

Der Oberlandesgerichtspräsident in Kiel Dr. Spahn wird in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a. M. versetzt; zu seinem Nachfolger in Kiel wird der Kasseler Landgerichtspräsident Kirchner ernannt.

In Breslau wird die 6. Hauptversammlung des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise eröffnet, in Paris der 6. Internationale Kongreß der Luftschiffervereinigungen.

Aus dem Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte geht der amerikanische Ballon „America", Führer Hawley, Begleiter Post, als Sieger hervor. Er hat 1355 englische Meilen zurückgelegt und ist nördlich vom Chilongasee in Quebec glücklich gelandet.

28. Oktober.

Das Kaiserpaar unterbricht in Köln die Rückreise von Brüssel, um den Dom zu besichtigen, und trifft abends wieder in Potsdam ein.

In Kroatien verliert die oppositionelle Koalitionspartei bei den Landtagswahlen 28 von 55 Mandaten, doch erlangt die Regierung keine geschlossene Mehrheit.

In Petersburg wird die russische Reichsduma, in Sofia die bulgarische Sobranje wieder eröffnet.

In Griechenland fordern Theotokis Rhallis und Mavromichalis die Anhänger ihrer Parteien auf, sich an den Neuwahlen zur Nationalversammlung nicht zu beteiligen.

29. Oktober.

Der neue deutsche Botschafter in Paris Freiherr von Schoen (Abb. S. 1902) überreicht dem Präsidenten Fallières sein Beglaubigungsschreiben.

30. Oktober.

Die französische Deputiertenkammer erteilt nach mehrtägigen stürmischen Debatten dem Ministerium Briand für sein Verhalten beim Streik der Eisenbahner mit 388 gegen 94 Stimmen ein Vertrauensvotum.

In Lissabon wird der frühere portugiesische Ministerpräsident und Diktator Joao Franco verhaftet.

In Heiden, Kanton Appenzell, stirbt, 82 Jahre alt, Henry Dunant, der Begründer des Roten Kreuzes (Portr. S. 1904).

Das persische Ministerium gibt seine Entlassung. Der bisherige Ministerpräsident Mistaufi bildet ein neues Kabinett.

31. Oktober.

Der griechische Ministerpräsident Venizelos fordert in einem Runderlaß die Offiziere auf, sich von der Politik fernzuhalten.

Aus Persien wird berichtet, daß der britische Kreuzer „Fox" in der Hafenstadt Liegeh 160 Mann zum Schutz englischer Staatsangehöriger und anderer Europäer gegen einen angedrohten Ueberfall rebellischer Stämme gelandet hat. Die persische Regierung hat dagegen protestiert.

1. November.

In Berlin wird die erste Deutsche Theaterausstellung eröffnet.

In Schöneberg stirbt, 53 Jahre alt, der Oberbürgermeister Dr. R. Wilde (Portr. S. 1898).

Der Senat der südafrikanischen Union wählt den ehemaligen Präsidenten des Oranje-Freistaats Reiz zum Präsidenten.

2. November.

Der Kronprinz tritt in Begleitung der Kronprinzessin seine Reise nach Asien an.

Die Hohenzollern und Ostasien.

Von Professor Dr. Otto Warschauer, Berlin.

Der Kronprinz des Deutschen Reiches hat soeben die Reise nach Ostasien angetreten, und ganz Deutschland nimmt den lebhaftesten Anteil an dem Versuch des Thronfolgers, jene eigenartigen Länder kennen zu lernen, die namentlich in der jüngeren Zeit die Aufmerksamkeit der gesamten Kulturwelt in immer steigendem Maß auf sich lenken. Sicher haben die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die China und Japan in der Gegenwart aufweisen, und deren Tragweite international in der Zukunft sich noch schwerwiegender als bisher gestalten dürfte, bestimmend auf das Reiseprojekt eingewirkt, aber das Interesse der Hohenzollern an Ostasien datiert nicht von heute, sondern äußerte sich, wenn es auch ursprünglich sich leider nicht erfolgreich betätigen konnte, bereits in Zeiten, wo von der Möglichkeit eines geeinten Deutschen Reiches auch nicht annähernd die Rede sein konnte.

Namentlich der Wirtschaftsverkehr mit Ostasien hat auf viele europäische Völker seit Jahrhunderten bestechenden Reiz ausgeübt. Teils war hierdurch die Möglichkeit gegeben, aktiv am Welthandel teilzunehmen, teils konnten die wirtschaftlichen, wegen mangelnder Inlandsproduktion nicht genügend gedeckten Eigenbedürfnisse der Einzelländer hierdurch leichter befriedigt werden. In der Werdeperiode seines wirtschaftlichen Erstarkens suchte England Anschluß an Asien, um international Macht und Einfluß in Wirtschaftsangelegenheiten zu erlangen. Bereits im Jahr 1600 wurde die Britisch-Ostindische Handelskompagnie ins Leben gerufen, die mit glänzenden Lettern in die englische Wirtschaftsgeschichte eingetragen ist. 1602 wurde die Holländisch-Ostindische Kompagnie geschaffen, die die asiatischen Produktivkräfte Holland nutzbar machen sollte, und die von 1602 bis 1740 durchschnittlich 18—27 % Dividende zahlte. Durch sie wurde Amsterdam zeitweise Mittel-

punkt des europäisch-asiatischen Warenaustausches, sie schuf für Holland eigenartige Weltmonopole und hob hierdurch dessen Reichtum und Macht.

So ist es leicht verständlich, daß auch die Hohenzollern frühzeitig bemüht gewesen sind, ihren Ländern die Vorteile jenes begehrenswerten Wirtschaftsverkehrs mit Asien zu sichern. Der Große Kurfürst eröffnete den Reigen, und 1647 wurde die Brandenburgisch-Ostasiatische Kompagnie mit Sonderrechten und einem Betriebskapital von einer Million Talern ins Leben gerufen. Sie erhielt das Handelsmonopol in Ostasien, sie sollte das Recht haben, in den von ihr besetzten Gebieten Festungen zu erbauen, durch Landerwerb eine eigene Kolonisationspolitik zu betreiben und selbständig Verträge mit den Landesherren in Ostindien abzuschließen. Ihre Entwicklung war leider nicht vom Glück begünstigt. Zuvörderst waren es Kriegsunruhen im eigenen Land, die dem Kurfürsten die Möglichkeit raubten, sich seinem Lieblingsplan mit dauerndem Interesse zu widmen. Ferner verhinderte die klägliche Lage der preußischen Finanzen, das an sich geringfügig bemessene Betriebskapital der Kompagnie in bar aufzubringen, und endlich machte sich auch eine vollständige Apathie der Bevölkerung bemerkbar, die den groß angelegten Plänen des Kurfürsten ziemlich verständnislos gegenüberstand. So verschwand bereits im Jahr 1652 die Kompagnie, ohne irgendwelche greifbaren Spuren ihrer Existenz zurückgelassen zu haben, und diese Mißerfolge mögen die Hohenzollern wohl bestimmt haben, von ferneren derartigen Initiativen vorläufig Abstand zu nehmen. Ein volles Jahrhundert verfloß, bis von neuem der Versuch unternommen wurde, Ostasien in den wirtschaftlichen Interessenkreis der preußischen Monarchie hineinzuziehen. Und auch hier ist Friedrich der Große der Willenserbe des Großen Kurfürsten. Seine Wirtschaftspolitik war einheitlich merkantilistisch, und so bemühte er sich, nicht nur den Edelmetallbestand im Inland zu wahren und zu mehren, die Produktivkraft der Gewerbe zu heben, die Bevölkerungziffer durch alle nur möglichen Mittel zu steigern, er versuchte auch überseeische Handelsbeziehungen einzuleiten, um den Inlandsverbrauch billiger zu decken und die Importfähigkeit des Auslandes zu erproben. Diesen letzteren allgemeinen Zwecken diente die neu errichtete Seehandlung und die Wiederaufnahme eines direkten Wirtschaftsverkehrs mit Ostasien. Friedrich der Große hat ostasiatische Handelspolitik getrieben und sich hierbei namentlich von zwei hohen Scharfblick bekundenden Sondergründen leiten lassen. Ueber die wirtschaftliche Superiorität Hollands Preußen gegenüber war er sich klar, und obwohl er sie nicht zu beseitigen vermochte, so hoffte er doch, sie allmählich mindern zu können. England ferner lieferte fast ausschließlich neben bestimmten sonstigen Kolonialgegenständen die indischen Gewürze an Preußen und hatte sich hierbei lästige und den Lebensunterhalt der preußischen Staatsangehörigen wesentlich verteuernde Monopole gesichert. So entsteht der berechtigte Wunsch und Plan des Königs, den Verkehr Preußens mit Ostasien direkt aufzunehmen, und zwei Versuche, die weiteren Kreisen bisher unbekannt sein dürften, dienten diesem Zweck. 1750 wurde die Asiatische Handelskompagnie zu Emden eröffnet, die den Verkehr zwischen Preußen und China fördern sollte und hierfür vier stattliche Ostasienfahrer ausrüstete. Zuvörderst lief der „König von Preußen" aus. Das Schiff war 150 Fuß lang, 38 Fuß breit, ungefähr 20 Fuß tief und hatte als Besatzung 120 Matrosen, 12 Grenadiere und 26 Kanonen. Am 19. September 1752 segelte die „Burg von Emden" mit 118 Mann, 20 Sechspfündern, 6 Dreipfündern und 12 Halbpfündern ab. Im Dezember 1753 trat die Fahrt nach Kanton der „Prinz von Preußen" mit 186 Mann Besatzung und 34 Kanonen an, und endlich wurde noch im Jahr 1755 ein Schiff ausgesandt, das den Namen „Prinz Ferdinand von Preußen" führte. Neben der Asiatischen Kompagnie wurde 1753 die Bengalische Handelskompagnie zu Emden begründet, die die Aufgabe hatte, den Wirtschaftsverkehr zwischen Preußen und Bengalen bzw. den benachbarten ostindischen Küstenländern zu fördern, und die für diesen Zweck ein leider nicht sehr seetüchtiges, in Schweden gebautes Schiff, den „Prinz Heinrich von Preußen", auslaufen ließ.

Beide Kompagnien wurden nicht mit den Mitteln der preußischen Regierung als Staatsunternehmungen, sondern als Aktiengesellschaften mit Sonderrechten ins Leben gerufen, deren Anteilscheine, da die preußischen Kapitalisten wenig Vertrauen hatten, fast durchweg Ausländer übernahmen. Nur eine geringe Anzahl Berliner Großkaufleute und einige auch an den sonstigen Finanztransaktionen des Königs interessierte Mitglieder des Hofadels, wie die Herren von Schwerin, Knesebeck, Wartensleben, Kleist, die Grafen Reuß, Redern usw., beteiligten sich an der Asiatischen Handelskompagnie, deren Betriebskapital auf eine Million Taler in 2000 Aktien zu je 500 Talern festgesetzt und in bar eingezahlt worden war. Auch die Bengalische Kompagnie sollte das gleiche Betriebskapital, und zwar vorläufig mit 25 prozentiger Einzahlung, haben, doch war es sehr schwer für sie, diese Summe aufzubringen. Das Inland beteiligte sich hierbei fast gar nicht, und die entscheidende Mehrheit der Aktionäre setzte sich wiederum aus Ausländern zusammen, die lediglich Geld zu verdienen hofften, denen aber die wirtschaftlichen Interessen Preußens vollständig gleichgültig waren. Ganz entgegengesetzt war der Standpunkt des Königs. Er wollte nicht fiskalische Geschäfte machen, sondern das Wohl des Landes heben. So forderte er auch für die Gewähr der Sonderrechte, die er beiden Aktiengesellschaften zuteil werden ließ, eine nur geringe finanzielle Entschädigung. Die Asiatische Kompagnie hatte nach der Rückkehr der ersten zwei Schiffe je 1000 Louisdor und dann für jede fernere Fahrt drei Prozent vom Reingewinn des Warenabsatzes zu entrichten; die Bengalische Kompagnie zahlte eine einmalige Summe von 5000 Talern, teilweise nicht einmal in bar, sondern in eigenen Aktien.

Die Verwaltung beider Unternehmungen war gleichmäßig geordnet; sie hatten den Charakter juristischer Persönlichkeiten, durften je nach Bedarf mit den indischen Fürsten Verträge abschließen, die dem Schutz des Königs unterstanden, und besaßen auch das Recht, eigene Münzen auszuprägen. Von der Asiatischen Handelskompagnie sind noch zwei Piaster von verschiedener Prägung im Emdener Stadtarchiv vorhanden, und namentlich die eine der Münzen fällt durch ihre Eigenart auf. Sie zeigt ein Wappenschild mit einem Schiff. Links als Schildhalter steht ein wilder Mann, rechts ein Chinese, über dem Schild schwebt der preußische Adler, und unter ihm stehen die Worte „Confidentia in Deo et vigilantia".

Die wirtschaftlichen Ziele, die die Kompagnien zu verfolgen hatten, waren vom König streng vorgezeichnet. Es sollte durch sie, wie bereits hervorgehoben,



die Ausfuhr Preußens nach Ostasien gehoben und die Möglichkeit einer den Bedarf des preußischen Inlandes befriedigenden Einfuhr gesucht werden. Der erstere Versuch mißlang vollständig, und so blieb nichts anderes übrig, als jene Artikel von China und Japan nach Preußen zu bringen, die das Inland aufzunehmen in der Lage war, oder die geeignet erscheinen konnten, einen ertragreichen Zwischenhandel zwischen Preußen und namentlich Böhmen und Polen zu fördern. So wünschte der König hauptsächlich die Einfuhr von Seidenstoffen, Damasten, Samt, Tee, Porzellan, Chinawurzeln, Perlmutter, Zinn, Zinnober, Baumwolle und Indigo. Die Kompagnien erhielten für die eingeführten Waren entweder eine wesentliche Zollermäßigung oder vollständige Abgabefreiheit; teilweise wurden sie sogar monopolistisch bevorzugt. So durften z. B. laut Kabinettsorder des Königs in den preußischen Provinzen nur die Teearten und ostindischen Porzellanwaren zum Verkauf gelangen, die von der Asiatischen Kompagnie eingeführt worden waren.

Die Entwicklung beider Unternehmungen gestaltete sich wenig erfreulich. Die Asiatische Handelskompagnie unternahm in den Jahren 1750—1757 insgesamt fünf Fahrten. Eine große Anzahl der gewünschten Einfuhrartikel brachte sie zwar namentlich von China nach Preußen, die Waren gelangten auch in Emden zur Versteigerung, aber die Kauflust fehlte, der inländische Bedarf war gering, und der endgültige Absatz der Produkte konnte sich nur mit Hilfe des Auslandes vollziehen. Auch die Geschäftsführung der Kompagnien ließ viel zu wünschen übrig. Der kaufmännische Betrieb war mangelhaft organisiert, finanzielle Schwierigkeiten entstanden, und die Direktoren begingen Unterschlagungen. Endgültig entscheidend aber wirkte auf das Geschick des Unternehmens der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Ostfriesland wurde von österreichischen Truppen besetzt, Emden kapitulierte, und die Gefahr bestand, daß die einlaufenden Schiffe der Kompagnie gekapert werden könnten. Unter dem Druck dieser Verhältnisse wurde das Unternehmen liquidiert, die Aktionäre erhielten ihr Kapital zurück, und der König war um eine herbe Erfahrung reicher.

Noch tragischer war das Schicksal der Bengalischen Kompagnie. Der „Prinz Heinrich von Preußen" landete nach langer und mühevoller Fahrt endlich an seinem Bestimmungsort. Der Aufenthalt war kurz bemessen, das Schiff segelte bald nach der Koromandelküste und Malusipatam zurück, und bei der Heimfahrt strandete es am 18. August 1756 auf einer Sandbank in der Mündung des Ganges. Ein Ersatzschiff, das im Jahr 1759 von Emden ausgesandt wurde, erzielte keine Resultate. Die Waren waren verloren. Das Schiff war zwar gegen Unfall versichert, die Beträge aber wurden nicht bezahlt, und die Aktionäre des Unternehmens sind fast vollständig um ihr Einlagekapital gekommen.

Die Ursachen des Verfalls beider Kompagnien können nicht nur in äußerlichen Zufälligkeiten gesucht werden. An der Spitze der Aktiengesellschaften standen Ausländer von mehr oder weniger trüber Vergangenheit, die ohne eigentliches Interesse oder Verständnis für die preußischen Wirtschaftsangelegenheiten waren, und die nicht das beste Menschenmaterial zur Mannschaft für die Schiffe bestimmten. Die Matrosen waren vielfach ungeschult, lässig und nicht pflichtbewußt, und dem gesamten Schiffspersonal fehlte für die Zwecke seiner beruflichen Tätigkeit der nationale Egoismus. Alle derartigen Unternehmungen tragen die Möglichkeit des Erfolges nur unter bestimmten Voraussetzungen in sich. Die Vorbedingungen ihrer gedeihlichen Entwicklung sind die Reife der individuellen Erfahrung ihrer Leiter, die Kraft des einheimischen Kapitals und ein durch Erfolg gestählter, schaffensfreudiger nationaler Unternehmungsgeist. Diese Produktionsfaktoren aber mangelten durchweg beiden Kompagnien, und so ist das Geschick, das sie betroffen, begründet und erklärlich. Sie litten aber auch unter der Mißgunst politischer Verhältnisse. Holland blickte scheel auf das aufstrebende Nachbarland, das auch in wirtschaftlicher Beziehung sich neue Bahnen zu erschließen versuchte. England meinte in den von dem preußischen König protegierten Kompagnien gefährliche Konkurrenzunternehmungen zu sehen, deren Entwicklung vorzeitig und mit allen Mitteln gehemmt werden müsse. So scheiterten die weitzügig angelegten Pläne Friedrichs des Großen bezüglich der ostasiatischen Handelspolitik. Sie wurden von seinen direkten Nachfolgern nicht wieder aufgenommen, und erst nach der Begründung des Reichs, nachdem Deutschland politisch und wirtschaftlich erstarkt und Preußen in ihm die führende Macht geworden war, vermochten die Hohenzollern eine erfolgreiche Ueberseepolitik zu betreiben und auch mit Japan und China in Beziehungen zu treten, die an Umfang und Bedeutung stetig wachsen. Möge es dem Kronprinzen vergönnt sein, durch seine Reise auch die einheimischen Wirtschaftsinteressen gegenüber Ostasien zu fördern und somit im Sinn jener beiden unvergeßlichen Fürsten zu wirken, die den Grundstein zu Preußens Größe und Deutschlands Macht gelegt haben.

Der Hervorruf.

Eine Studie aus dem Theaterleben. Von Adolf Winds.

Der künstlerische Genuß setzt unter allen Umständen eine Mitarbeiterschaft des Genießenden voraus. Damit ist nicht die muntere Regsamkeit gemeint, die sich im Zusammenschlagen bereitwilliger Hände kundgibt, das unmelodische, harte Geräusch, das aber dem Künstler, dem es gilt, als die süßeste Musik erscheint; es ist zunächst von der geistigen Mitarbeiterschaft die Rede, die der Kunstgenuß in jedem Fall erfordert, und die dem Wind gleicht, der im wogenden Aehrenfeld den Samen vom männlichen zum weiblichen Halm trägt. Das Theater zumal verlangt eine gesteigerte Hingabe, denn beide Sinne werden auf einmal in Anspruch genommen, das dargestellte Kunstwerk will gleichzeitig gehört und gesehen sein. Darum ist auch die unmittelbare Wirkung eine so große und das bretterne Gerüst der Bühne ein gewaltiger Resonanzboden für die zum Ausdruck gebrachte Idee. Weil aber der Schauspieler sowohl wie der Zuhörer auf die Wirkung des Augenblicks angewiesen ist, ist eine größere Sammlung vonnöten, die Erregungzustände der geistigen Kräfte, die jedes



künstlerische Schaffen begleiten und eine Art seelischer Berauschung hervorrufen, müssen sich hier in besonderem Maß verdichten und erhöhen.

Ob der Trank, der dem Zuschauer geboten wird, edle Rebe oder gemeiner Fusel ist, kommt dabei nicht in Betracht; Tatsache ist, daß eine versammelte Menge sich diesen rauschartigen Erregungen eher hingibt als der einzelne, daß ihnen wie dem Gähnen, Lachen, Schluchzen eine unleugbare Ansteckungskraft innewohnt, daß sie überspringen von einem zum andern, den Einzelwillen überrumpeln und ihn im breiten Strom des Allgemeinempfindens mitreißen. Wie und wann und in welchem Umfang sich diese Erscheinungen vollziehen, hängt von Umständen ab, die sich nicht berechnen lassen, daher die Unsicherheit in der Vorausbestimmung der theatralischen Wirkung und im Prophezeien theatralischer Erfolge. Neben psychischen wirken physische Einflüsse mit, schon Iffland sagt in den „Fragmenten über Menschendarstellung": „Der echte Beifall hat im Augenblick seiner Aeußerung bei dem Zuschauer nicht den Zweck, den Schauspieler zu belohnen, es ist ein Verlangen des Zuschauers, seine zurückgedrängten Kräfte zu erlösen."

Dieses Verlangen äußert sich meist in der befreienden Bewegung des Händeklatschens, und mit dem Applaus bürgerte sich die Sitte des Hervorrufs ein, die ehedem nicht üblich war. Sie stammt selbstverständlich erst aus der Zeit, wo die sogenannte Guckkastenbühne in Anwendung kam und mit ihr die Kurtine, die das Theater streng in Bühne und Zuschauerraum scheidet; weder das Theater der Alten, noch die mittelalterliche Mysterienbühne, noch die Bühne Shakespeares gab dazu Gelegenheit, und auch in den Uranfängen des deutschen Theaters hat man den Hervorruf nicht gekannt.

Die zurückgedrängte Kraft des Zuschauers kann in seiner Aeußerung die verschiedensten Formen annehmen, neben dem üblichen Händeklatschen wird — ländlich, sittlich — auch gestampft, gejauchzt, zugerufen, in den Volkstheatern in Amerika im höchsten Rausch der Begeisterung sogar gepfiffen, was dort im Gegensatz zu europäischen Gewohnheiten als höchste Auszeichnung gilt. Das — namentlich in Italien übliche — Werfen mit Blumen ist der stärkste Ausdruck des Gefallens, das mit (den sprichwörtlich gewordenen) faulen Aepfeln der besondere des Mißfallens, beidemal handelt es sich um eine Wurfbewegung, die, getan oder auch nur gedacht, eine willkommene Auslösung der Kräfte bildet; dennoch ist Hervorruf und Applaus wohl zu unterscheiden.

Jener hängt in seinem innersten Wesen mit der Eigenart der Guckkastenbühne zusammen, nicht nur, weil sonst die Gelegenheit fehlen würde, überhaupt vor den Vorhang zu treten, sondern weil das Zusammengedrängtsein in den Zuschauern eine stärkere Spannung mit sich bringt, und zwar ist diese Spannung um so intensiver, je enger der Raum ist, auf den es ankommt; nicht umsonst nennt man die alten, niedrigen Kneipen gemütlich. Die Art der Raumverhältnisse übt auf die Psyche der Zuschauer einen bestimmten Einfluß aus, in weitläufigen, großen, unausgefüllten Räumen gehen sie schwerer mit; das volle Theater erhöht die Stimmung, das leere verscheucht sie. Noch wesentlicher ist der Unterschied zwischen freiem und geschlossenem Raum; die Art des Kunstgenusses auf der sogenannten „Freilichtbühne" ist eine andere, ruhigere; nicht nur, daß die Wirkung des landschaftlichen Bildes mitspricht, es fehlt auch der Hochdruck der elektrischen Spannung. Eine Pause des Steckenbleibens z. B., die im Logenhaus das ganze Publikum in die peinlichste Unruhe versetzt, fällt im Naturtheater kaum auf, bringt zum mindesten keine erregende Wirkung mit sich. Premierenschlachten, wo die gesteigerte Anteilnahme oft wie ein hitziges Fieber rast, wären in der Beschaulichkeit des Naturtheaters undenkbar, dagegen könnte die epische Breite der Oberammergauer Spiele im geschlossenen Raum nicht ertragen werden.

Freilich läßt sich annehmen, daß in den Amphitheatern der Alten, wo die Menschenmassen sich zu Tausenden übereinander türmten, schon infolge der Gewalt dieses Anblicks eine gesteigerte Spannung eintrat, doch war sie sicherlich anderer und feierlicherer Art; das bei diesem Anlaß wachgerufene religiöse Empfinden war sogar imstande, den Mörder des Ibykus zu entlarven. Auf modernen Wegen versucht das Festspielhaus in Baireuth diese antiken Grade der Spannung zu erzielen, das stark ansteigende Parkett türmt auch hier die amphitheatralische Menschenmauer auf, was ihr an Gewalt und Masse fehlt, ergänzt hier die Wirkung des geschlossenen Raumes, noch mehr die der Beleuchtung. Nicht umsonst hüllen sich Bühne und Zuschauerraum nach dem Muster, das Baireuth gegeben, gern in Dunkel. Dunkelheit erhöht die Spannung, weil sie eine Art von Angstgefühl mit sich bringt, ist aber im Grunde ein dem Wesen des Schauspiels entgegenwirkendes und darum verwerfliches Mittel, weil es dort vor allem darauf ankommt, daß gesehen werden soll.

Der Spannungsreiz ist der Hebel für jede dramatische Wirkung, man war darum von jeher bestrebt, ihn nicht nur natürlich, sondern auch künstlich zu erregen. Der Applaus, der die zurückgedrängte Kraft mit Naturnotwendigkeit auslöst, ist das primäre, natürliche Mittel, der Hervorruf aber, der die Dauer des Beifalls willkürlich zu verlängern sucht, das sekundäre, künstliche. Wenn bei modernen Erstaufführungen nebst Darstellern, Dichtern, Komponisten auch Direktoren, Regisseure, Kapellmeister, Dekorationsmaler, Kostümzeichner usw. in endloser Reihe aufmarschieren, so liegt der Mißbrauch offen am Tage.

Der erste Schauspieler, der „hervorgerufen" wurde, war der Tyrannenspieler Bergopzoomer, dem diese Ehre 1774 geschah, als er am Nationaltheater in Wien Richard III. spielte. Doch behaupteten seine Neider, diese Auszeichnung sei — schon damals — bestellte Arbeit gewesen, und es ist ihm zuzutrauen; er war einer von denen, die erfolglüstern kein Mittel verschmähen; um vor Wut zu „schäumen", nahm er Seife in den Mund, in die Perücke steckte er einen Busch loser Haare, die er „in Verzweiflung" ausriß. Damals gefiel so was.

Einige Jahre später wurde Brockmann „hervorgerufen" gelegentlich seines sensationellen Erfolgs als Hamlet in Berlin. Von da ab bürgerte sich diese Sitte ein, aber zu jener Zeit handelte es sich immer nur um einen einzigen Hervorruf am Schluß in besonderen weihevollen Ausnahmefällen.

Nach und nach erst wurde das Goldstück in Scheidemünzen verwandelt und der Hervorruf dem Darsteller ein gefügiges Mittel für das corriger la fortune; da gab und gibt es allerhand kleine Mätzchen, um die Wirkung zu steigern, zu verdoppeln: zögerndes Folgeleisten, enthusiastisches Gebaren, Markieren von



Erschöpfung, Winken in die Kulisse nach dem bescheidenen Mitspieler, rasches Fallenlassen des Vorhangs, unvermitteltes Wiederaufziehen und dergleichen mehr. Kommt aber die „Neidklappe" in Anwendung, jener Ausschnitt in der Kurtine, in dem die Darsteller dankend erscheinen, so sind die Nuancierungen noch mannigfaltiger. Mounet Sully, als er in deutschen Landen den Hamlet spielte, rannte durch die Neidklappe stets in der Pose der eben gespielten Szene, bald in nachdenklicher, bald in entsetzter, bald in wehmutsvoller Gebärde. Otto Lehfeld aber brauchte für seine Dankesposen die ganze Bühne; selbst wenn keine Hand sich rührte, rief er mit Stentorstimme in die Kulissen: „Den Schandlappen auf!" schritt dann, jeder Zoll ein König, vom Hintergrund bis vor an die Rampe, daß die verblüfften, an ihre Pflicht erinnerten Zuschauer reuig und in Zerknirschung in die Hände schlugen.

Ein eigentümlicher Gebrauch besteht in Amerika. Dort verneigen sich die Schauspieler beim Hervorruf nicht nur vor dem Publikum, sondern auch vor ihrem Star, dieser wiederum verneigt sich vor den Mitspielern, und da ihrer oft sehr viele sind, führen die Darsteller vor dem applaudierenden Publikum förmliche Dankesmenuette auf.

„Der Beifall kann laut, aber nicht voll sein, die guten Schauspieler haben dafür ein delikates Ohr", auch diese Beobachtung stammt von Iffland, wir wissen nach unsern Ausführungen, worin der „volle" Beifall besteht, im naturnotwendigen Ausstrahlen der zurückgedrängten Kraft, das aus einer starken inneren Ergriffenheit heraus die Hände sozusagen mit der Macht des Gemüts in Bewegung setzt. Diese Ergriffenheit stellt sich heute ein, wie sie sich zu Ifflands Zeiten eingestellt hat, freilich infolge des veränderten Zeitgeschmacks durch andere Mittel; auch bedarf sie eines stärkeren Anreizes, allerhand Rühr- und Effektmittel sind abgebraucht, und die Gewalt einer leeren stürmischen Rhetorik überrumpelt uns nicht mehr. Früher platzte der Applaus mit spontaner Unmittelbarkeit oft mitten in die Szene hinein, heute empfinden wir das als Störung, weil unser Respekt vor der Dichtung gestiegen ist, und weil im Gegensatz zu früheren Epochen in Gefühlsäußerungen überhaupt an Stelle überströmender Empfindsamkeit besonnenere Zurückhaltung getreten ist. Dennoch wird im Sturm, der die Massenpsyche entfesselt, die Psyche des einzelnen noch in gleichem Maß mitgerissen, wenn nur die Erschütterung stark genug ist; da aber vermöge der größeren Sprödigkeit des Massenempfindens dieser Fall seltener eintritt, pflegt heute der Beifall in der Regel mehr „laut" als „voll" zu sein, und statt des einmaligen Hervorrufs erfolgt der mehr- und vielfache.

„Er hat seinen Barbier im Theater", sagt der Schauspieler gern vom Kollegen, der auffällig gerufen wird, und denkt an den Claqueur; nicht immer an den bezahlten, denn der Claqueur tritt in den mannigfachsten Gestalten auf, am fanatischsten in der Gewandung der Theatermutter, sonstige Verwandte sind meistens schüchtern, sie befürchten, man erkennt sie. Die Krone aller Amateurclaqueure war aber der Gatte einer ehemaligen sehr bekannten plattdeutschen Schauspielerin: er gab sich, wo auch seine Frau gastierte, im Zuschauerraum als unbeteiligten, zugereisten Fremden aus, der den Gast einmal zufällig irgendwo gesehen hatte. Schon eine Stunde vor Beginn zur Stelle, kletterte er vom Stehparterre in die Ränge und wieder zurück, knüpfte Bekanntschaften an, pries die gastierende Künstlerin in allen Tonarten, fabelte, warb, intrigierte, lachte vor, machte aus einem Hervorruf vier und war in seinem Liebhaberberuf als einzelner Mann ein ganzes Heer.

Die Berufsclaque ist an den großen Bühnen meist organisiert, und die Anzahl der Hervorrufe hat ihre bestimmte Taxe, aber ihrer Handwerksarbeit wird nie der volle, sondern nur der laute Beifall gelingen; ihr ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß der Hervorruf gleich andern Ehrungen, die durch zu häufige Anwendung an Wert verlieren, eine etwas abgegriffene Münze geworden ist.

Es hat nicht an Bemühungen gefehlt, den Hervorruf abzuschaffen, und einige der vornehmsten Theater haben ihn aus künstlerischen Gründen untersagt; gewiß — es zerstört die Illusion, wenn der Held, die Heldin, die wir leiden, womöglich sterben gesehen, jetzt vor das klatschende Publikum treten und sich dankend verneigen, aber das Theater ist dem Erwachsenen, was dem Kind das Spielzeug ist; es beschäftigt und erregt seine Phantasie, und wie das Kind, wenn es genug gespielt hat, sein Spielzeug gern von innen besieht, so ist auch dem Zuschauer nach dem Fallen des Vorhangs die Illusionstörung nicht verdrießlich, er will den Schauspieler losgelöst von der Rolle sehen und ruft ihn immer wieder vor die Rampe. Aber auch der Schauspieler empfindet nur selten das Unkünstlerische, das im Hervorruf liegt. Neben der geistigen Mitarbeiterschaft der Zuschauer ist ihm die der Hände jederzeit willkommen, er hört es nicht ungern, wenn der Vorhang immer wieder emporrauscht und er noch einmal und immer wieder noch einmal hervortreten muß und die Größe des Erfolges an der Ziffer der Hervorrufe mathematisch berechnen kann.

Die Geschichte des Hervorrufs ist nicht nur ein Stück Theater-, sie ist auch ein klein wenig Kulturgeschichte.

A discrétion.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Als vor einem Jahr die vielbesprochene Streichholzsteuer ins Leben trat und uns lehrte, mit den unscheinbarsten Verbrauchsgegenständen sparsamer umzugehen, da antwortete einmal ein mißvergnügter Kaffeehausbesitzer auf die Frage, wie das Geschäft ginge, mit dem bissigen Witz: „Die Streichhölzer gehn!" Und zur selben Zeit hatten sich Gerichte mit der schwierigen Rechtsfrage zu befassen, ob auch jetzt, nach der neuen Steuer, der Gast noch auf die sieben Streichhölzer Anspruch habe, die nach altem ungeschriebenem Stammtischgesetz auf die einzelne Zigarre verwendet werden dürfen.

Die Streichhölzer, die auf dem Tisch des Restaurants stehen, werden dem Gast, der sie verbraucht, bekanntlich nicht angerechnet, sondern à discrétion zur Verfügung gestellt, genau so wie Salz und Pfeffer, Senf und Essig und Oel oder wie in vegetarischen Speisehäusern der Zucker und wie, in Norddeutschland wenigstens, das Brot und die Brötchen. Der Gast darf von allem so viel konsumieren, als er bedarf, und das Auge des Wirtes wacht nicht eifersüchtig darüber, wieviel er bedarf. In Weinländern pflegt zuweilen der Wein à discrétion gegeben zu werden, andere



Länder, wie zum Beispiel Schweden, haben die erfreuliche Einrichtung des Smörgasbords, des Butterbrottisches, der schon manchem materiell veranlagten Nordlandreisenden als schönste Erinnerung seiner Fahrt geblieben ist. Das Smörgasbord ist ein bald reicher und üppiger, bald einfacher besetztes warmes und kaltes Büfett, das vom kräftigen braunen Knäckebrot an bis zur raffinierten Delikatessenplatte so ziemlich alles bietet, was den Gaumen letzen kann: pikante Fischchen und gediegene Braten, Eierspeisen, Gemüse und Salate, Obst und Kuchen und Schnäpse, Butter und allerlei feine Käsesorten. Für einen Betrag von ungefähr einer Mark fünfzig kann der Gast essen, was und soviel er mag. Die Bewirtung ist durchaus à discrétion, und ob er sich mit einem belegten Butterbrot begnügen will oder ein förmliches Diner herunterißt, bleibt ihm durchaus überlassen. Eine ähnliche Einrichtung gibt es in amerikanischen Bars, in denen nur die Getränke bezahlt werden, während auf einem gemeinsamen Tisch verschiedene Speisen à discrétion zur Verfügung stehen. In manchen Gegenden wächst das Obst in den Gärten an der Landstraße à discrétion des Wanderers. Er darf davon pflücken, um sich zu erfrischen, aber man erwartet, daß er nicht mit der Kiepe kommt, um zu ernten.

Mancher aber kommt eben doch mit der Kiepe oder mit andern Worten: die Menschen verstehen dies kleine Wörtchen à discrétion auf recht verschiedene Art. Der eine auf die Weise, die man in mitteldeutschen Gebieten „dröbisch" nennt. Er denkt: es kostet ja nichts, also muß man sich dranhalten. Das ist der Mann, der seine Streichhölzer, seine Zigarrenspitzen und Zeitungen aus den Lokalen „bezieht", in denen er regelmäßig oder gelegentlich verkehrt, der sich in den Schreibzimmern der Hotels mit Briefpapier und in öffentlichen Bibliotheken mit neuen Stahlfedern versorgt. Manchmal wohl ist er nur ein gedankenloser Schmarotzer, öfter aber ein geriebener Geizkragen, der sorgfältig darauf bedacht ist, nicht ertappt zu werden. Gar manches Restaurant hat angenehme Stammgäste, denen der Kellner bereits nach zehn Minuten das Brotkörbchen diskret entzieht, die den zarten Wink aber gar nicht verstehen und naiv genug sind, bald darauf wieder Brötchen zu bestellen. Auch im gesellschaftlichen Leben sind solche Naturen nicht allzu selten, und nicht jeder Hausherr besitzt die unerschütterliche Liebenswürdigkeit, um einem Gast, dem beim Abschied fatalerweise ein halbes Dutzend Zigarren von der à discrétion geöffneten Kiste aus dem Rock fallen, vorwurfsvoll zu sagen: „Aber, lieber Freund, wenn Sie zu mir kommen, brauchen Sie sich doch nicht Ihre eigenen Zigarren mitzubringen!"

Wer uns etwas à discrétion zur Verfügung stellt, gibt uns einen hohen Beweis seines Vertrauens und appelliert stillschweigend an unser Rechtlichkeitsgefühl und an unsern Takt. Ein Wirt, der dieser Eigenschaften bei allen seinen Gästen sicher wäre, könnte gar nichts für ihn Profitableres tun, als à discrétion zu liefern. Es gibt zweifellos eine große Anzahl Menschen, die in dem Bestreben, die Erwartung des Gastgebers nicht zu enttäuschen, eher zu reserviert als zu draufgängerisch sind und kaum etwas zu genießen oder zu verbrauchen wagen, wenn es ihnen à discrétion geboten wird. Das ist freilich auch wieder übertrieben. „Bescheidenheit verliert den Geldbeutel", sagt der Volksmund und will damit mahnen, nur nicht allzu blöde und bescheiden zu sein. Ein Wirt, der etwas à discrétion gibt, hat immerhin gute Gründe dafür, und der taktvolle Mensch wird auch immer die schöne Mittelstraße finden, auf der er selbst nicht zu kurz kommt und auch der Gastgeber nicht über Erwarten und Gebühr belastet wird.

Wenn wir uns im täglichen Leben ein bißchen umsehen, dann fällt uns bald auf, wieviel uns eigentlich im weitesten Sinn à discrétion geliefert wird, und wie oft man in dieser Beziehung an unser Zartgefühl und loyales Empfinden appelliert. Es fällt uns aber auch rasch auf, wie streng sich die Menschen hier unterscheiden, wie prompt sie ihr Inneres enthüllen und zeigen, ob sie des in sie gesetzten Vertrauens würdig sind. Man braucht bloß in einen Vortrag oder ein Konzert zu gehen, wo keine Platznummern ausgegeben werden, um lehrreiche Beobachtungen zu machen. Da setzt sich der eine bescheiden in die vierte, fünfte oder gar letzte Reihe, während der andere dreist und protzig einen der besten Vorderplätze in Beschlag nimmt, ohne daran zu denken, ob nicht andere Gäste hier unausgesprochene, aber naheliegende und sehr begründete Vorrechte haben. In solchen Fällen ist es eben die Qualität der Plätze, die man uns à discrétion überläßt. Freilich ist es auch manchmal Unbeholfenheit und Weltfremdheit, die hier den Schein von Zudringlichkeit haben. In München ereignete es sich bei einem Konzert einmal, daß ein blutjunges Studentlein, zu blöde, um einen der noch freien Plätze herauszusuchen, harmlos zur vordersten Reihe tappte und sich dort zwischen den königlichen Prinzen behaglich auf einem Plüschsessel niederließ. Er wäre da auch wohl ahnungslos sitzengeblieben, wenn ihn nicht einer der Prinzen schließlich freundlich darauf aufmerksam gemacht hätte, daß dieser Platz reserviert sei. Bei Einweihungen, Grundsteinlegungen, Denkmalsenthüllungen wird den Zuschauern der Platz gleichfalls doch nur à discrétion zur Verfügung gestellt. Trotzdem kann man fast bei jedem Mal bemerken, wie rücksichtslose Neugierlinge sich des in ihr Zartgefühl gesetzten Vertrauens unwert zeigen, sich unberufen und gewaltsam vordrängen und dadurch oft später kommende Personen von Rang und Bedeutung an die Wand drücken.

Gar manche Taktlosigkeiten im Alltagsleben lassen sich darauf zurückführen, daß Dinge, die nur à discrétion vorhanden sind, in egoistischer Weise ausgenutzt werden. In England gelten laute Unterhaltungen im Restaurant als Zeichen schlechter Erziehung: Der Luftraum steht den Schallwellen unserer Reden nur à discrétion zur Verfügung. Wer in Frankreich in einem Kaffeehaus länger als eine Stunde bei seinem bescheidenen Frühstück verweilt, kann leicht anzügliche Bemerkungen aus dem Mund der Kellner auffangen. Auch der Aufenthalt im Gastlokal mit seiner Wärme, seinem Licht und seinem sonstigen Komfort ist eben à discrétion, und wer „Lokal schinden" will, wie es in der Studentensprache heißt, der muß auch so viel Takt besitzen, um von Zeit zu Zeit etwas zu bestellen. Eine verständliche Ausnahme bilden zuweilen Bohèmecafés, in denen zahlreiche Gäste Nachmittage hindurch bei einem Schachbrett oder einem Glas — Wasser sitzen.

Und haben wir nicht, wenn wir es genau betrachten, unser ganzes Leben und Wirken à discrétion? Wird nicht, wenn wir anfangen, alt und untüchtig zu werden, der Ruf an uns laut, vom Schauplatz abzutreten, Jüngeren Platz zu machen, frischen Kräften,



neuen Zielen? Wilde Völkerschaften bringen ihre alten Leute um, wenn diese von der diskretionären Befugnis zum Leben allzu unablässigen Gebrauch machen. Der moderne Kulturmensch pfeift den alten Sänger aus, wenn er seine Stimme verloren hat; denn auch die Kunstübung ist nur à discrétion, und man erwartet, daß der gute Geschmack ihr Grenzen ziehe. Die klassische Formel aber dafür, daß wir unser Leben nur à discrétion haben, fand jener große Feldherr, der seine im feindlichen Feuer zurückweichenden Soldaten vorwärts trieb mit dem empörten Zuruf: „Ihr Memmen, wollt ihr denn ewig leben?!"

Unsere Bilder

Die Brüsseler Kaisertage (Abb. S. 1899 u. 1900). Das Deutsche Kaiserpaar hat noch vor dem Schluß der Weltausstellung den Besuch des belgischen Königspaares erwidert. Der Kaiser, die Kaiserin und die Prinzessin Viktoria Luise trafen am 25. Oktober in Brüssel ein. Am nächsten Tag besuchten die hohen Gäste das Rathaus Brüssels. Im Innern des herrlichen gotischen Gebäudes wurde das Kaiserpaar von dem Bürgermeister in einer längeren Rede begrüßt. Auf dem Platz vor dem Rathaus versammelten sich unterdessen 300 Brüsseler Vereine mit ihren Fahnen, um den Gästen zu huldigen. Natürlich verließen das Kaiserpaar und die Prinzessin Brüssel nicht, ohne die Weltausstellung gesehen zu haben. In Begleitung des Königs Albert erschienen sie in der Deutschen Abteilung und besichtigten sie sehr gründlich. Geleitet von dem Reichskommissar Geheimrat Albert und den andern Leitern der Abteilung durchschritten die Majestäten die Säle und Hallen, betrachteten all das Schöne, das die deutsche Industrie auf der Brüsseler Weltmesse geschaffen hat, und kargten nicht mit ihrer Anerkennung. Tags darauf nahmen sie Abschied von Brüssel.

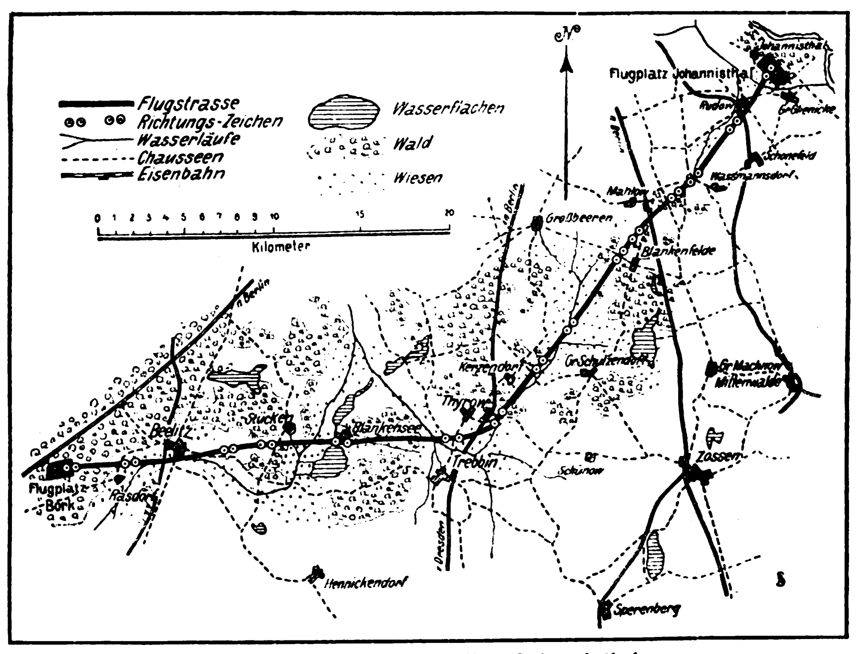
Der Ueberlandflug Bork—Johannisthal (Abb. S. 1901). Berlin hat schon eine Reihe schöner aviatischer Wettbewerbe gesehen, aber erst vor einigen Tagen fand vor den Toren der Reichshauptstadt der erste Ueberlandwettflug statt. Der Verein deutscher Flugtechniker hatte die Konkurrenz veranstaltet, und drei deutsche Flieger nahmen daran teil. Auf dem Flugplatz in Bork starteten Eugen Wienczіers mit seinem Blériot-Eindecker, Hans Grade mit seinem Grade-Eindecker und der Wrightpilot Robert Thelen. Eine Anzahl Rauchfeuer bezeichneten den Weg, den die Aviatiker zu nehmen hatten. In der Mitte der Strecke, zwischen Trebbin und Thyrow, befand sich die Hauptkontrolle, die in einem geschlossenen Kreis umrundet werden mußte. Nachdem sie das getan hatten, flogen die Aviatiker weiter nach Johannisthal. Dort kam Wiencziers zuerst an; er hatte die Strecke von 58 Kilometer in 41 Minuten 10 Sekunden zurückgelegt. Grade kam als zweiter ans Ziel, dann folgte Thelen. Das zahlreiche Publikum, das dem Flug auf der Strecke und am Landungsplatz zusah, jubelte den Fliegern freudig zu.

Die französische Deputiertenkammer (Abb. S. 1902) hat nach ihrem Wiederzusammentritt die energische Aktion des Ministeriums Briand gegen den Eisenbahnerstreik mit großer Majorität gebilligt. Diesem Vertrauensvotum ging eine parlamentarische Schlacht von unerhörter Heftigkeit voraus. Briand wurde von der äußersten Linken, aus deren Reihen er bekanntlich hervorgegangen ist, des Verrats gegen die republikanischen Prinzipien bezichtigt, und es wäre beinah zu Tätlichkeiten gegen ihn gekommen. Nur seine feste Haltung rettete das Kabinett und vereinigte nach einem Moment des Schwankens die Majorität der Kammer zur Abwehr der Opposition.

Die Unwetterkatastrophe in Süditalien (Abb. S. 1906). Unter den Orten am Golf von Neapel, die durch das furchtbare Unwetter verheert wurden, hat Cetara besonders stark gelitten. Cetara ist ein Dorf mit 3500 Einwohnern und liegt in der Nähe von Amalfi. Infolge des Wolkenbruchs überschwemmte der Camillobach das Dorf. Vom Monte Demonio und vom Monte Falerio herab kam mit dem Wasser Schutt und Gestein und zerstörte die Häuser Cetaras. Die Straßen waren nach der Katastrophe mit wüsten Trümmern bedeckt, zwischen denen viele Leichen unglücklicher Ortsbewohner lagen. Um zu retten, was noch zu retten war, wurden Truppen in das verwüstete Dorf geschickt. Die Bergungsarbeiten waren sehr gefährlich, da das weite Schuttlager den Zutritt zu den bedrohten Häusern erschwerte.

Die Berliner Medizinische Gesellschaft (Abb. S. 1904) hat kürzlich ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest begangen. Der Höhepunkt der Feier war ein großer Festkommers. Mehr als tausend Personen, unter ihnen die bedeutendsten Aerzte Berlins und viele Gäste von auswärts, versammelten sich in den Räumen der Philharmonie und verbrachten dort zu Ehren der jubilierenden Gesellschaft einen wirklich schönen Abend. Den offiziellen Teil des Kommerses leitete der Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Senator durch einen Kaisertoast ein. Nach den ernsten Festreden folgten gelungene szenische Darbietungen.

Berliner Theater- und Musikleben (Abb. S. 1903 u. 1905). Die letzte Woche hat den Berliner Kunstfreunden viele Gaben beschert. Im Mittelpunkt des Interesses stand natürlich das Caruso-Gastspiel im Neuen Königlichen Operntheater. Der Tenor aller Tenore hat sich diesmal selbst übertroffen — wenn das möglich ist. Besonders am letzten Abend, als Caruso den Nemorino in Donizettis „Liebestrank" gab, nahm der begeisterte Jubel kein Ende. — Aber auch einheimische Künstler haben sich in diesen Tagen große Erfolge geholt. Im Berliner Theater hatte Georg Engels Schauspiel „Der scharfe Junker" eine glänzende Erstaufführung. Die Titelrolle stellte Carl Clewing dar. Er gab dem Baron Malte von Bünzelwitz alle äußere Schneidigkeit und innere Liebenswürdigkeit, die der Dichter in dieser Figur verkörpert hat. — Eine andere aufsehenerregende Premiere gab es im Deutschen Theater. Dort wurde das neue dreiaktige Schauspiel von Ludwig Fulda



Karte zum Ueberlandflug Bork-Johannisthal.



„Herr und Diener" aufgeführt. Das Werk hat einen altorientalischen Rahmen; es spielt am Hof des Perserkönigs Kosru. Harry Walden gab den König, Frau Durieux die Königin Odatis. Beide hatten an dem rauschenden Erfolg des Werkes reichlichen Anteil. — Und noch eine Premiere: das Marionettentheater Münchner Künstler, das im vorigen Jahr alle Kunstfreunde so sehr entzückt hat, gibt jetzt in der neu eröffneten Theaterausstellung seine Vorstellungen. Die Saison der künstlerischen Puppenbühne begann mit Mahlmanns „König Violin und Prinzessin Klarinette", einer in der reizendsten Weise tragischen Haupt- und Staatsaktion mit sehr vielen gezückten Dolchen und andern heiter-schaurigen Vorkommnissen.

Oberbürgermeister Dr. Wilde (Portr. untenst.), das Stadtoberhaupt Schönebergs, ist plötzlich einem Schlaganfall erlegen. Noch am Tage vor seinem Tod sprach er in der Schöneberger Stadtverordnetenversammlung ausführlich zu der Untergrundbahnvorlage; ohne eine Spur von Unpäßlichkeit zu zeigen, begab er sich am Tage darauf in das Rathaus, wo der erst 53jährige vom Tode ereilt wurde. Oberbürgermeister Dr. Rudolf Wilde, der am 26. Mai 1857 in Deutsch-Krone geboren wurde, widmete sich zuerst der juristischen Laufbahn, ging erst spät zum Verwaltungsfach über und war bis zum Jahr 1895 Zweiter Bürgermeister von Bromberg. Dann wurde er Stadtrat von Berlin, bis ihn im Jahr 1900 Schöneberg an seine Spitze rief. In diesen 10 Jahren hat Oberbürgermeister Wilde sich hervorragende Dienste um die Stadt erworben. Den Verkehrsverhältnissen hat er seine volle Aufmerksamkeit zugewendet und auf gemeinnützigem Gebiet Bedeutendes geleistet; mehrere neue Schulen sind entstanden, und der Bau des neuen Auguste-Viktoria-Krankenhauses ist nicht zuletzt auf seine Anregung zurückzuführen.



Oberbürgermeister Dr. R. Wilde †

Personalien (Abb. S. 1902, 1903 u. 1905). Freiherr von Schoen, der frühere Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes, hat seinen Posten als deutscher Botschafter in Paris angetreten und kürzlich dem Präsidenten Fallières in feierlicher Audienz sein Beglaubigungsschreiben überreicht. — Prinz Heinrich XXXI. Reuß, bisher Legationsrat an der deutschen Gesandtschaft in Brüssel, ist als Generalkonsul nach Kalkutta versetzt worden. Der Prinz gehört zum apanagierten Ast der jüngeren Linie des Hauses Reuß; er steht jetzt im 42. Lebensjahr. — Geheimrat Professor v. Leube feierte kürzlich sein 25jähriges Jubiläum als Würzburger Universitätslehrer. Anläßlich dieser Feier verlieh der Prinzregent dem berühmten Kliniker den Titel Exzellenz. — Am 14. November begeht Professor Mathias Schmid, der treffliche Tiroler Maler, seinen 75. Geburtstag. Der Künstler, einer der besten Schüler Pilotys, lebt seit Jahren in München. — Professor Robert Radecke, der frühere Direktor des Kgl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik in Berlin, feierte am 31. Oktober seinen 80. Geburtstag. Der greise Musiker hat sowohl als Dirigent und Komponist als auch als Musikpädagoge gewirkt. Er ist auch Präsident der musikalischen Abteilung des Senats der Kgl. Akademie der Künste.

Todesfälle (Abb. S. 1902, 1904). Dr. August Ritter von Clemm, der kürzlich auf seinem Schloß bei Neustadt a. d. H. in der Rheinpfalz gestorben ist, hatte seine Laufbahn als Kaufmannslehrling begonnen und als bayrischer Reichsrat und mächtiger Großindustrieller beschlossen. Er hat die badische Anilin- und Sodafabrik, eine der größten chemischen Fabriken der Welt, gegründet. Dr. v. Clemm war 16 Jahre lang Mitglied der Abgeordnetenkammer; im Jahr 1899 wurde er in den Reichsrat berufen. — In Breslau ist Sanitätsrat Dr. Melchior Willim verschieden. Er war nicht nur als vortrefflicher Arzt, sondern auch als Gatte der Herzogin Pauline von Württemberg bekannt, mit der er sich im Jahr 1880 vermählte. — Prof. Dr. Rudolf Ulrich Krönlein, der berühmte Schweizer Chirurg und Leiter der Züricher Chirurgischen Universitätsklinik, ist im Alter von fast 64 Jahren gestorben. Er hat besonders auf dem Gebiet der antiseptischen Wundbehandlung der Wissenschaft neue Wege gewiesen. — In Heiden in der Schweiz starb ein Greis, dem die moderne Menschheit eine ihrer segensreichsten Organisationen verdankt. Der Genfer Henry Dunant hat die Gesellschaft vom Roten Kreuz gegründet und die Einberufung der Genfer Konvention durchgesetzt. Wie so viele große Männer lebte er im Alter einsam und verlassen. Erst vor einigen Jahren erinnerte man sich wieder seiner, und materielle Beweise der Hochachtung der Großen Europas sorgten dann dafür, daß sein Lebensabend heller wurde. Er hat das 83. Lebensjahr erreicht.

Die Toten der Woche

Sir William Agnew, Herausgeber des bekannten Witzblattes Punch, † in London im Alter von 85 Jahren.

Karl v. Altenbockum, ehem. Präsident des Konsistoriums Kurhessen, † in Kassel am 25. Oktober im Alter von 68 Jahren.

Konteradmiral z. D. Ernst Aschmann, † in Berlin am 31. Oktober im Alter von 65 Jahren.

Reichsrat Dr. August Ritter v. Clemm, † in Haardt bei Neustadt am 28. Oktober im Alter von 72 Jahren (Portr. S. 1902).

General der Inf. z. D. Paul Baron v. Collas, † in Kassel am 27. Oktober.

Henry Dunant, Begründer des Roten Kreuzes, † in Heiden (Kanton Appenzell) am 30. Oktober im Alter von 82 Jahren (Portr. S. 1904).

Wirkl. Geh. Rat August Hagen, Chefpräsident des Oberlandesgerichts Naumburg, † in Naumburg am 28. Oktober im Alter von 76 Jahren.

Erich Kloß, bekannter Schriftsteller und Wagnerforscher, † in Berlin am 1. November im Alter von 47 Jahren.

Bürgermeister Peter Knudsen, † in Kopenhagen am 28. Oktober im 62. Lebensjahr.

Professor Dr. Rudolf Ulrich Krönlein, bekannter Chirurg, † in Zürich am 26. Oktober (Portr. S. 1904).

Otto Lohr, bekannter Kirchenmusiker, † in München im 76. Lebensjahr.

Marquis Philipp von Massa, † in Paris im Alter von 79 Jahren.

Prinz Viktor Massena, Herzog von Rivoli, † in Paris am 28. Oktober im Alter von 74 Jahren.

Prinz Friedrich von Schönburg-Waldenburg, † auf Schloß Schwarzenbach am 27. Oktober im Alter von 38 Jahren.

Prinz Karl Alexander zu Waldeck und Pyrmont, † in Dresden am 28. Oktober im Alter von 19 Jahren.

Dr. Rudolf Wilde, Oberbürgermeister von Schöneberg, † in Schöneberg am 1. November im Alter von 53 Jahren.

Sanitätsrat Dr. Melchior Willim, Gatte der Herzogin Pauline von Württemberg, † in Breslau am 29. Oktober im Alter von 57 Jahren (Portr. S. 1904).

Geh. Hofrat Zulauf, † in Kassel am 25. Oktober im Alter von 72 Jahren.



Bilder vom Tage

Die kaiserliche Familie nimmt vom Balkon des Rathauses die Huldigung Brüsseler Vereine entgegen.

Vom Besuch des Deutschen Kaiserpaares in Brüssel. Phot. Samson & Cie.



Neben dem Kaiser Geheimrat Albert, deutscher Reichskommissar. Generaldirektor Bergmann.

Der Kaiser (×) mit dem König der Belgier (××) in der Deutschen Abteilung der Brüsseler Weltausstellung.

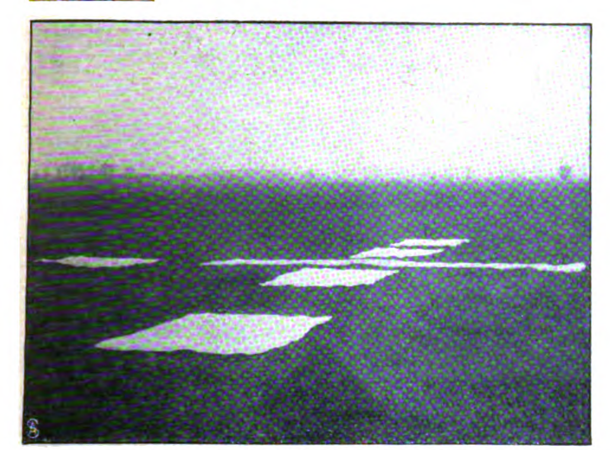


Die Kaiserin besichtigt unter Führung des Geheimrats Ravené die Deutsche Abteilung der Brüsseler Weltausstellung.

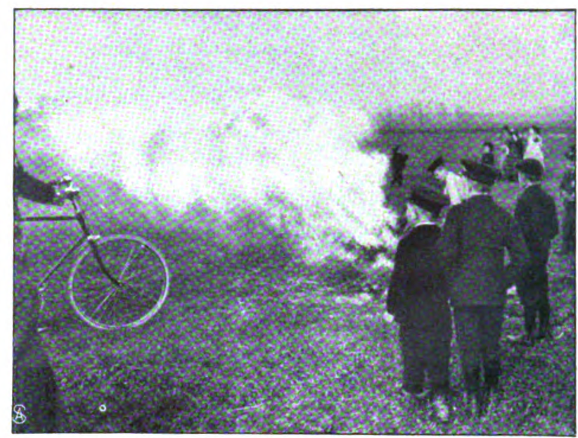
Vom Besuch des Deutschen Kaiserpaares in Brüssel.

Phot. Samson & Co.





Das zu umfliegende Zeichen zwischen Trebbin und Thyrow.



Von der Dorfjugend unterhaltenes Feuer als Wegweiser.

Gut sichtbare Wegzeichen auf der Strecke.

Der Sieger in der Konkurrenz, Eugen Wienczier, überfliegt auf seinem Blériot-Eindecker die Straße Thyrow-Trebbin.

Ein aviatisches Ereignis: Ueberlandflug-Konkurrenz von Bork nach Johannisthal.

Spezialaufnahmen für die Woche.



Hofphot. Baumann.

Dr. August Ritter von Clemm †
Reichsrat der Krone Bayern und bekannter Großindustrieller.



Phot. Delius.

Botschafter Frhr. von Schoen (×) auf der Fahrt
zum Besuch des Präsidenten Fallières.
Zum Amtsantritt des neuen deutschen Botschafters in Paris.



Phot. Kaulak.

Prinz Heinrich XXXI. Reuß.
Der neue deutsche Generalkonsul in Kalkutta.

Eine stürmische Debatte in der französischen Deputiertenkammer. Phot. Agence générale d'Illustr.
Ministerpräsident Briand (×) rechtfertigt sein Verhalten im Eisenbahnerstreik.



Von links, stehend in der vorderen Reihe: Herr Kase, Herr Mantler, Frl. Hempel, Enrico Caruso.

Szene aus Donizettis Oper „Liebestrank".

Zum Caruso-Gastspiel im Neuen Königl. Operntheater zu Berlin.

Phot. Zander & Labisch.





Phot. Atelier „Lilly“.

San.-R. Dr. Melchior Willim †
Gemahl der Herzogin Pauline von Württemberg.





Geheimrat Prof. v. Leube,
der bekannte Kliniker, feierte das Jubiläum seiner 25jährigen Zugehörigkeit zur Universität Würzburg.



Henry Dunant †
der Begründer des Roten Kreuzes.

Professor Mathias Schmid.
Zum 75. Geburtstag des Tiroler Malers.

Prof. Dr. Krönlein †
bekannter Chirurg d. Züricher Universität.



Ansprache des Präses der Medizinischen Gesellschaft, Geh. Rats Prof. Dr. Senator (×).

Vom 50jährigen Stiftungsfest der Berliner Medizinischen Gesellschaft: Der Festkommers.





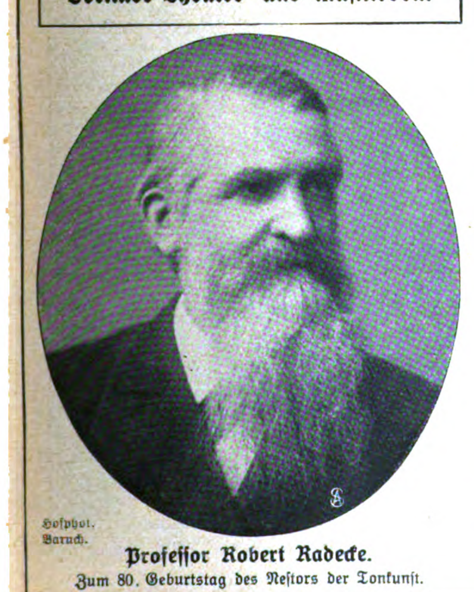
Der König (Harry Walden); die Königin (Tilla Durieux).
Szene aus der Erstaufführung von Fuldas „Herr und Diener" im Deutschen Theater.



Carl Clewing als Baron von Bünzelwitz in der Erstaufführung von Engels „Der scharfe Junker" im Berliner Theater.

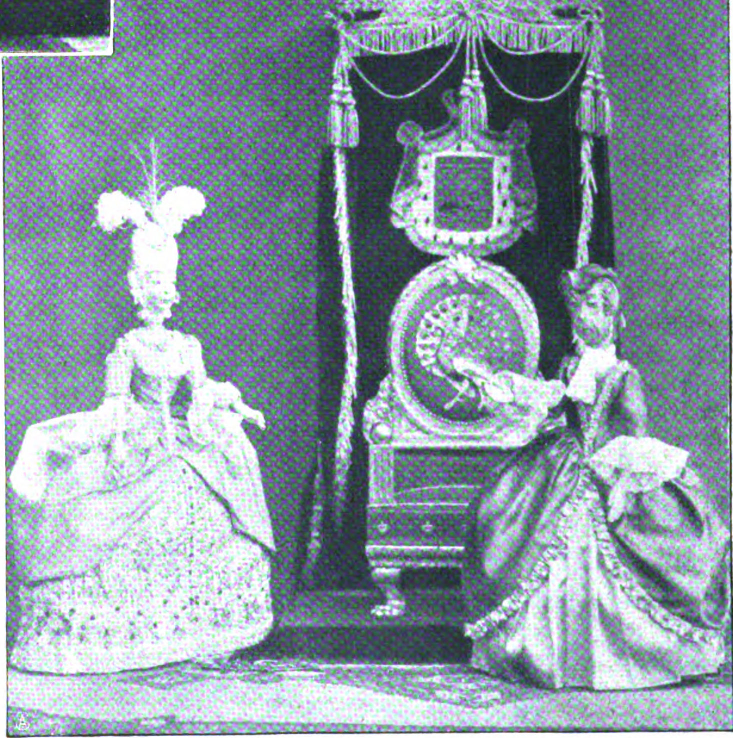
Phot. Zander & Labisch.

Berliner Theater- und Musikleben.



Hofphot. Baruch.

Professor Robert Radecke.
Zum 80. Geburtstag des Nestors der Tonkunst.



Szene aus König Violon und Prinzessin Klarinette. Hofatelier Gebr. Hirsch.

Vom Gastspiel des Marionettentheaters Münchner Künstler in Berlin.



Die Ruinen von Cetara: In der Mitte die abgerutschte Bergmasse. Phot. Abeniacar.



Aufräumungsarbeiten in Cetara bei Amalfi. Phot. Abeniacar.

Zur Unwetterkatastrophe in Süditalien.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

14. Fortsetzung.

Zu Gunhilde gewendet fuhr Anka fort: „Mama hat immer nur gespielt und uns tändeln und spielen lassen. Und wenn sie sich nicht klarmacht, wie ich schließlich angeeckt bin mit der Henry-X.-Freundschaft und der Sommerfrische in Faröer, so beweist auch das nur, daß sie nie im Ernst über uns nachgedacht, daß sie immer nur das Ihre gewollt hat. Ich trage schwere Strafe für kleine Sünden. Etwas Buße kommt aber auch ihr zu. Sie muß mit uns nach Hamburg fahren. Sie muß den Vetter aus Moen als Trauzeugen auftriegen, denn Onkel Asmus' Gesicht will ich nicht bei der Prozedur. Sie muß freundlich gegen meinen Mann sein. Ich will eure Gesichter fröhlich vor dem Abschied! Und viel Blumen will ich! Einen festlichen Privatsaal in einem schönen Hotel! Und Olaf soll sich amüsieren, und wir wollen glücklich sein, Gunhilde. Wir wollen nicht als sentimentale Trauerweiden herumsitzen und unabänderliche vergangene Dinge wehmutsvoll beklagen. Mutig wollen wir die Gegenwart ins Auge fassen und das Gute aus ihr nehmen! Und meiner Zukunft, Gunhilde, fahre ich ruhig und freudig entgegen wie auf einem Schiff mit neuen Segeln! Die alte Takelage stoße ich gelassen zurück. Changra Lal ist mir immer der liebste von allen gewesen, und so bin ich nicht, daß ich über die Achillesferse einer Sache dauernd lamentiere! Habe ich erst das exotische Moment einmal überwunden, so ist es dauernd für mich erledigt. Ich sehe dann nicht mehr zurück. Vorwärts sehe ich. Ich will glücklich sein." Sie stampfte mit dem Fuß und warf die welken Rosen aus ihrem Gürtel. Dann beugte sie sich über den Fensterrand in die Nacht hinaus, wo die Lindenblüten fast beklemmend dufteten und der Geruch von Heu von einer nahen Wiese würzig und stark dazwischenschlug.

Plötzlich wandte sie sich um und nahm den Brief der Mutter. Sie las ihn genau und aufmerksam. Sie hatte im ersten Augenblick gewußt, daß er von Furka sei.

Als sie geendet, gab sie den Brief wortlos Gunhilde.

Gunhilde las langsamer. Sie begriff nicht gleich.

Schweigend legte sie das Kuvert auf den Tisch zurück.

„Sie liebt uns doch", sagte Gunhilde.

„Ja — nur nicht auf die rechte Art — Ihre Entsagung nützt uns nichts. Unsere Herdflamme lodert ja doch nur künstlich. Es wäre vielleicht das beste, sie ginge zu Furka, und du kämst mit Olaf zu Meister. Dann hättest du eine richtige Herdflamme, Gunhilde, und wärest, wo du hingehörst —"

„Meister wird es nicht tun", sagte die Schwester leise.

„Wenn ich aus dem Wege bin, doch! Mein Renommee stört ihn. Ich sah ihn heute abend wieder an, wie er sich deinetwegen quält. Er ist noch keineswegs los von dir. Glaub es mir. Ich kenne Männer."

Gunhilde schüttelte den Kopf.

„Damals in Höchenschwand hätte ich ja sagen müssen. Das war die bestimmte Stunde. Damals, als ich neunzehn wurde und wir auf der Wiese lagen. Damals grollte ich mit Mama, daß sie nicht zu helfen und zu raten da war. O, ich weiß noch die Stunde! Ich hatte so ein festes Gefühl, den schiefen Weg zu gehen — und ging ihn doch. Aber schließlich! Wenn nur eine von uns glücklich wird, Anka! So unsicher, wie heutzutage die Mädchenlose liegen, ist eine von zweien schon ein ganz günstiger Prozentsatz...."

In dieser Nacht schliefen viele Menschen herzlich schlecht in Attenrade.

Tante Berta und ihr Logiergast saßen gestiefelt und gespornt auf ihren Betten, um in richtiger Bekleidung die Straße zu erreichen, falls das Gewitter doch über das Wasser kommen und der Blitz bei ihnen einschlagen sollte. Die Oberschulrätin sah im Halbschlaf, wie immerfort die Augen des jungen Könnies zu Gunhilde wanderten, während ihre allzu blonden Töchter erschreckt dabei saßen wie aufgescheuchte Feldhühner.

Doktor Adlefffen las in der Mansardenstube seiner Mutter medizinische Broschüren. Von neuen Heilmethoden las er, von Beriberi und Tropenfieber. Aber diese Schrecknisse betäubten seine Gedanken nicht. Er hatte mit schwerem Herzen das größte Opfer seines Lebens gebracht — der alten Frau zuliebe, die unter ihm so friedlich schlummerte, die längst jenseit aller Leidenschaften stand und darum nicht mehr wußte, wie schwer es ist, brennende Vulkane zur Ruhe zu bringen.

Doktor Meister stand mit seinem Fernrohr am Fenster und sah nach den Sternen.

Sein Fernrohr war nicht zerbrochen.

Nur der Gedanke, daß Gunhilde und Olaf eines Abends neben ihm stehen und mit ihm zum nächtlichen Himmel emporsehen könnten, hatte ihm die ausweichende Antwort eingegeben.

Weißleuchtend schwamm die schöne Wega am Himmel. In strahlender Helle erglänzte der Polarstern wie ein in die Nähe der Weltmitte eingeschlagener Diamant. Meister suchte all sein Denken an die Sterne zu binden. Er dachte an seine Reisen, an das wunderbare weiße Tiflis über den zerrissenen Schluchten der Berge, an den Kasbek, wie er geisterhaft über den Tälern vor ihm aufgestiegen war mit seinem unendlich hohen, schlankgespitzten Gipfel, an Kastelle über dem Euphrat, zu denen der unsichtbare Fluß tief im engen Bett schwarzer Felsen drohend aufrauschte. Aber es half ihm nichts.

Immer wieder ging sein Auge zu dem Hause gegenüber, in dem die ganze Nacht durch Lichter brannten.

Das Gewitter aber kam doch nicht über den Deich.



Die heiße, schwüle Luft aus den blumenreichen Gärten wehte wie Treibhausodem über die Stadt, vermischt mit dem Geruch der aufgelockerten Erde von den nahen Feldern und dem süßen, frischen Duft der reifenden Gravensteiner Äpfel.

* * *

Frau Thorensen hielt es für das klügste und leichteste, ihren Töchtern aus dem Weg zu gehen, bis sie selber zu ihr kamen.

Sie blieb im Bett und ließ den frischen Morgenwind vom offenen Fenster her über ihre Haare wehen.

Sie graute sich vor dem kommenden Tag, vor den Szenen und Vorwürfen. Sie empfand eine Art physischer Angst vor ihrer ältesten Tochter.

Als sie nicht beim Frühstück erschien, ging Gunhilde, nachdem sie dem müden Olaf den Tornister gepackt hatte, zur Mutter hinauf.

„Gib dich drein!" sagte sie und nahm liebevoll ihre Hand. „Du hast gar keine Waffe gegen Anka. Wir haben vor allem eins nötig: Frieden! Das Leben ist so kompliziert — wir dürfen es nicht noch schwieriger machen. Laß Changra Lal herkommen — aber so, daß er inkognito vor Attenrade bleibt. Und wenn du ihn siehst, wirst du anders denken. Anka hängt doch schon so lange an ihm. Sie kennen sich so genau. Sie sahen sich so oft und korrespondierten so viel. Als Anka in Rochester war, sind sie fast täglich zusammen gewesen. Es ist keine übereilte Sache, sondern eine reife Frucht."

„Rochester?"

„Ja, als ihr in der Schweiz wart —"

Frau Thorensen biß ihre Lippen. Ja, sie hatte wenig genug gewußt von ihren Töchtern — ihre Seelenfreundschaft hatte ihr so viel Zeit genommen. Ihr Groll gegen Anka wich einem Gefühl von Reue. Gunhilde fühlte die Wandlung.

„Mama", sagte sie und streichelte ihr die Finger. „Eins tut Anka nicht. Sie heiratet nicht in Attenrade, nicht unter den Kanonen von Onkel Asmus und Doktor Adlefffen! Sie besteht auf Hamburg und hat ein ganz genaues Programm dafür. Und h i n t e r h e r sollst du die Anzeigen versenden — so wie Tante Johanna es damals gemacht hat. So will sie's, und so müssen wir es tun, wenn wir in Liebe von ihr scheiden wollen — und nicht in Unfrieden —"

„Es ist mir so schrecklich —"

Gunhilde stopfte ihr das Kissen, auf dem sie lag, bequemer in den Rücken.

„Anka ist mit dem Frühzug nach Hamburg gefahren. Heute abend kommt sie mit ihm her. Er fährt dann mit dem Nachtkurier zurück. Überlege dir, ob du ihr unsere Tür verschließen willst?"

Frau Thorensen schlug sich vor die Stirn.

„Ach, wenn doch euer Vater noch lebte!" rief sie.

„Freilich! Dann wäre uns allen wohler!" versetzte Gunhilde leise. Sie zog Photographien von Changra Lal hervor und legte sie auf der Mutter Bett.

Frau Thorensens Augen veränderten sich. Es war nicht mehr die leidvolle Dulderin, die nach den Bildern griff — es war jemand, der wieder Interesse am Leben nahm, den der Instinkt der Optimistin trieb, den einmal als unabänderlich erkannten Dingen die beste Seite abzugewinnen.

„Ich muß allerdings sagen," begann sie, „was sein Äußeres anbelangt...."

„Ja, Mama! Äußerlich und menschlich ist er nur ein Fortschritt gegen die Leute hier. Und die fremde Herkunft sieht man ihm nur so weit an, wie es hübsch und apart ist. Wie ein brünetter, braungebrannter Europäer sieht er aus und wie ein sehr distinguierter — beinah so elegant wie Doktor Furka!"

„Aber mein Gott, Hilde! Ein Asiate! Ein Inder."

„Sage nicht Inder, Mama! Indogermane ist er, und Anka wünscht, daß es dauernd betont wird. Die Kasten dort sind strenger geschieden als irgendwo. Paria, das wäre schlimm! — Aber siehst du, seine Familie ist doch schon mehr Aristokratie —"

Frau Thorensen lächelte. „Wie klug du plötzlich bist, kleine Gunhilde!"

„Anka hat mir die Nacht durch alles stundenlang auseinandergesetzt. Auch Mama, daß er sich nicht taufen lassen kann, und daß also nur eine Ziviltrauung stattfinden wird."

„Aber das ist ja u n m ö g l i c h!" fuhr Frau Thorensen auf. „Ich bitte dich, Hilde, bei einer Familie wie der unsern!"

„Darum muß es sich eben auch in Hamburg abspielen. Fern vom Schuß. Nein, Mama, mit dem Übertreten, das ist hier nicht! Er hat Brahmanen in der Verwandtschaft. Und der Buddhismus überhaupt, Mama, ist etwas so Ehrwürdiges an sich, daß Anka darüber keine Gewalt hat! Brahmanen sind etwa das, was hier in Holstein die Ritterschaft ist. Wir müssen uns doch freuen, Mama, daß er aus so guter Familie ist und nicht irgendwo aus dem Plebs."

„Ach, freuen, Gunhilde, davon bin ich noch weit entfernt", rief Frau Thorensen und legte die Hand über die Augen. „Diese Partie ist so furchtbar kompliziert! Und wo liegt denn überhaupt dies Lahore? In Japan weiß ich ja ein wenig Bescheid, aber sonst habe ich keine Ahnung von diesen asiatischen Ländern. Hole mir doch Olafs Globus her und dann das große Lexikon — da, wo das von den Ariern und den Brahmanen steht. Es ist doch hart, wenn man sich über den Schwiegersohn erst aus dem Lexikon und dem Globus orientieren muß! Wenn doch Hermann noch lebte! Was wird Pastor Schreiber sagen? Sie grasen ja nachher doch alle in Hamburg nach und bekommen bestimmt heraus, wenn es nur Standesamt war! Mir schwindelt einfach, aber was soll ich machen! Ich bin ja so wehrlos, wenn ihr etwas wollt. Niemand habe ich, der mich stützt!"

Und sie begann aufs neue zu weinen, aber langsamer und ruhiger als bei Gunhildens Eintritt, schon mit einem Unterton von Getröstetsein, mit einer gewissen Vorfreude, daß endlich wieder in dem stillen, weißen Haus hinter den Phloxbüschen etwas Interessantes und beinah Erfreuliches vor sich gehen sollte.

„Wann können sie hier sein? Nachmittags, sagst du? Und dann bleibt er bis zum Abend. Und Olaf kann dann mitessen. Sage doch gleich Antje, daß sie ordentlich etwas bäckt. Und dann wohl Krabben und rote Grütze?





Meinst du, Gunhilde, daß sich solch ein Inder — oder Indogermane also — etwas aus unsern deutschen Nationalgerichten macht?"

„Wir wollen alles so hübsch wie möglich einrichten!" sagte Hilde. „Und Blumen in allen Zimmern. Und die guten Gesellschaftslampen mit den schönen Schleiern. Es ist ja doch ein Festtag. Es ist doch Ankas Verlobungstag!"

„Nun ja, freilich.... Dann kann ja auch der alte Lübecker Rotwein aus dem Keller — der, den Papa damals für die Berliner Diners kommen ließ. Ach Gott, Hilde! Das Ganze hat etwas so entsetzlich Melancholisches!" rief sie und rang die Hände.

„Nur, Mama, wenn wir es dazu machen...."

„Was wart ihr für reizende Mädchen! Wie stand euch die Welt offen! Ihr konntet Ansprüche machen, so hübsch und besonders wie ihr aussaht! Wo sah man denn solch ein Gespann wie euch beide! Wie stolz ich immer war, wenn sich die Menschen auf der Straße nach euch umwandten oder eures Vaters Kollegen bei unsern Diners mir Schmeichelhaftes über euch sagten! Und nun soll ich eine von euch so unter dem Preis weggeben, so über die Meere fort?"

Gunhilde biß sich auf die Lippen.

„Du vergißt eben," sagte sie mit ungewohnter Energie, „daß wir seit den Zeiten, von denen du sprichst, ein wenig im Preise gesunken sind."

„Gunhilde, fange nur nicht wieder davon an!" rief Frau Thorensen und griff sich an die Schläfen. „Tut, was ihr wollt! Aber ich flehe euch an, verschont mich mit den alten Klatschgeschichten! Laßt mich wie der Vogel Strauß sein! Dann komme ich am ersten über alles weg."

„Gut, Mama!" versetzte Gunhilde. „Wie du es willst. Und nun wollen wir kramen und alles hübsch machen. Antje muß noch die Mullkleider plätten und für Olaf den Kieler Anzug mit dem bloßen Hals. So sieht ihn Anka am liebsten!"

* * *

Restlos glücklich war Changra Lal.

Ihm erfüllte sich in letzter Stunde vor der Heimkehr in sein Vaterland ein mit tausend Schmerzen schon aufgegebener Wunsch. Für ihn stieg mit Anka eine Göttin von ihrem Postament.

Das weiße Haus hinter den blühenden Sommersträuchern schien ihm heiliger als sämtliche Buddhatempel Indiens und die Blüten des Phlox lieblicher als Lotosblumen am Ganges.

So war es doch ein volles Stück Menschenglück, das mit dem Brautpaar über die Schwelle trat, hinter der Frau Thorensen und Gunhilde festlich gekleidet standen und Olaf aus großen, freudehungrigen Augen der geheimnisvollen Begebenheit entgegensah.

Durch das alte, stillgewordene Haus tönte noch einmal Fröhlichkeit. Die Freude ging durch die Stuben. Die Mädchenaugen leuchteten, und Frau Thorensen, nun sie einmal wußte, daß sie doch nicht gegen diesen Strom schwimmen konnte, schwamm folgsam und liebevoll mit dem Strom, halb von der Güte ihrer weichen Natur, halb von Schuldgefühl getrieben.

Unter dem Vorwand, die Verwandten in Moen zu besuchen, reiste sie für vierzehn Tage mit Anka nach Hamburg. Sie besorgten die Aussteuer. Sie genossen die Abwechslung, die schöne Stadt und das Kramen in den großen Läden. Sie gingen Arm in Arm und waren wie Schwestern.

Olaf und Gunhilde reisten ebenfalls auf ein paar Tage auf diese Weise nach Moen. Changra Lal liebte seine ganze neue Familie. In Heiterkeit und Eintracht lebten sie hin, während dunkle Gerüchte von geheimnisvollen Besuchen Attenrade durchschwirrten und die Nachricht, daß ein exotisch aussehender „Bannbefreiter" bei Thorensens gewesen sei, endlose Vermutungen entfesselte.

Frau Thorensen bat das Ehepaar in Moen, als Trauzeugen zu kommen. Changra Lal stellte von seiner Seite eine sehr ansehnliche Beziehung, Legationsrat a. D. Petri, einen älteren Junggesellen von bestem Hamburger Geblüt, der lange Jahre bei dem Generalkonsulat in Kalkutta gewesen war und alte Beziehungen zu Changra Lals Verwandtschaft hatte.

„Herrn Petri schickt uns der Himmel noch extra!" sagte Anka. „Wenn die Bombe geplatzt ist, macht er die Sache vor Attenrade standesgemäß. Das Faktum seines Trauzeugentums benimmt alles Abenteuerliche. Schiebt ihn nur immer in den Vordergrund, wenn ihr von meiner Hochzeit erzählt! Hausiert nur tüchtig mit dieser Freundschaft! Er ist ja etwas ausgedörrt und abgestorben vom langen Aufenthalt in heißen Ländern, der arme Petri — aber als Etikett wirkt er wundervoll, und er ist mir wie ein gutes Omen für das Ganze."

Am letzten Sonntag vor der Hochzeit begleitete Doktor Petri seinen Freund nach Attenrade.

Während man Changra Lal meist in vorsichtigem Inkognito in Haus und Garten gehalten hatte, ging man nunmehr in Petris Beisein mit ihm spazieren; rund um die Stadt und durch die Stadt, und die Kunde, daß noch ein zweiter „Bannbefreiter" bei Thorensens eingetroffen sei, beschäftigte die Gemüter in fast gesundheitschädlicher Weise.

Zu Ankas lebhafter Befriedigung begegnete man auf dem Markt dem Landrat, der Petri kannte und mit hochachtungsvollem Schwung grüßte — noch dazu gerade vor den Fenstern der alten Frau Adlefffen, die starr und gespannt über ihre Fuchsientöpfe weg die abgelehnte Schwiegertochter und ihr fremdartiges Geleit musterte.

Auch Meisters Nachmittagsweg kreuzte man. Aber er schwenkte gleich nach seinem Gruß den Wiesen zu.

„Er denkt sicher, Nr. 2 ist für dich", flüsterte Anka tröstend der Schwester zu. „Mag er sich nun ein wenig abängstigen. Dem gönn ich's vor allen."

Anka war wie das lachende Leben.

Den Sommer, der so schön und blühend zur Neige ging, genoß sie wie einen Becher mit edlem Wein, in dem jeder Tropfen kostbar ist.

„Bei Hochzeiten kommt es nur darauf an, daß der Bräutigam verlockend aussieht", erklärte sie. „Ob die Partie sonst vernünftig ist, steht an diesem Tag ganz in zweiter Linie. Ein garstiger Jammermann, wenn er finanziell genommen auch eine noch so gute Partie ist, verdirbt beim Hochzeitsdiner das ganze ästhetische En-



semble. Die alten Frauen, die einem aus dem Wagen helfen wollen, und der Straßenmob, der einen dabei anstarrt, die müssen sich vorstellen können, daß man es aus Liebe tut. Sonst ist die Sache schief, und wenn man auch einen Prinzen heiratet — Changra Lal ist so good looking, daß ich mich ordentlich anstrengen muß, neben ihm zu bestehen."

. . . In Ankas letzten Attenrader Tagen kam eine Aufforderung aus München von Henry X., bei dem Gründungsabend einer neuen Verbindung mitzuwirken, die unter dem Namen „Die Skrupellosen", in der Art der „Bannbefreiten", nur mit verbesserten und erweiterten Statuten, an der Isar ins Leben treten sollte. Er bat sie, als Conférenciere doch über irgendwelche Untiefen des Gefühllebens bei der Begründungsfeier sprechen zu wollen, wenn möglich in einem saphirblauen Kleid, da das ganze Fest auf Farbenfreudigkeit gestimmt werden sollte.

Als Anka den Brief gelesen hatte, fiel sie auf einen Stuhl, stemmte die Hände in die Seiten und lachte laut, so wie sie seit Jahren nicht mehr gelacht hatte.

Changra Lal trat sehr erstaunt in das Zimmer und fragte lächelnd nach dem Grunde.

„O, du würdest es ja nicht verstehen können", versetzte Anka und warf sich ihm um den Hals. „Denn das ist ja das Himmlische bei dir, daß du doch längst nicht alles begreifen kannst, was so im alten Europa an verdrehten Dingen vor sich geht."

* * *

Und eines Nachmittags saßen sie wirklich im Privatsaal eines Alsterhotels und feierten Hochzeit.

Die Verwandten aus Moen waren richtig gekommen, und Herr Petri hatte noch einen Vetter gestellt.

Es wurde viel geredet und viel gelacht. Anka bewarf Mutter und Schwester mit Rosen und sorgte dafür, daß immerfort Sekt nachgeschenkt wurde.

Denn so wollte sie die Ihren in Erinnerung haben, wenn es nun in die weite Ferne ging: sorglos, mit geröteten Wangen, einem Lächeln um die Lippen!

Die Vettern Petri, verwöhnte Frauenkenner mit hohen Ansprüchen, konstatierten innerlich, daß so viel weibliche Anmut — gleich im Vierteldutzend — selten in einer Familie anzutreffen sei. Die Cousine aus Moen freilich vertrat das Gegenteil, aber die Vettern Petri hatten eine große Gewandtheit, über weibliche Wesen ohne Charme wie über leere Stühle fortzusehen.

So ging die Unterhaltung heiter hin und her. Draußen, in blaugraue Nebel gehüllt, die ab und zu blendende Sonnenstrahlen wie scharfe Pfeile durchschossen, lagen die Wasserspiegel der Alster in ihrer schönen Regelmäßigkeit wie nach einem hier alles beherrschenden Rhythmus hineingezeichnet zwischen die hellen Häuserreihen der Stadt.

Beide Petris toasteten, gewählt und liebenswürdig, und der Vetter aus Moen toastete auch, gutgemeint, aber seltsam verschnörkelt, und Gunhilde, der das Herz schwer war, sah noch einmal halb mit Erstaunen, was sie so oft und so gern gesehen und gehört, wie Anka sich vor Lachen bog. Wie eine ganze Tonleiter klang es, herauf und herunter, so daß der jüngere Petri erstaunt und fast bewundernd diese ausgelassene junge Frau wie etwas durchaus Merkwürdiges betrachtete.

Changra Lal in seiner schlanken, prinzenhaften Anmut saß wie ein verkleideter Fürst des Orients neben seiner blonden Braut und ließ alles, was ihm an den deutschen Hochzeitsgebräuchen unverständlich schien, mit jener ruhevollen Gelassenheit über sich ergehen, die den Asiaten so vorteilhaft vor dem nervösen Europäer auszeichnet.

Er nahm alles höflich und kritiklos hin, die seltsamen Verwandten aus Moen, die Toaste der Freunde, Gunhildens feuchte Augen, das klingende Gelächter Olafs, das mit jedem neuen Tropfen Wein heller und silberner über die Tafel schallte — Ankas Lachen, ins Kindliche übersetzt. Er dachte vielleicht an seine Heimat, die hier niemand kannte, an seine Familie, von der sich die Thorensenschen Frauen so absolut keinen Begriff machen konnten — an Zukunftspläne, die tief in seiner Seele lagen.... Er war ein rätselhaftes Buch, das keiner hier richtig zu lesen verstand, ein hereingewehter Fremdling in dem Kreis der Landeskinder. Er war ein Wagnis. Er war vielleicht ein Verhängnis. Er war vielleicht Ankas Glück.

Frau Thorensens Augen forschten vergebens in diesem schmalen Gesicht....

Zum Schluß nahm Anka Olaf auf den Schoß und küßte ihn noch einmal auf die beiden, vom Sekt leuchtend geröteten Backen. Dann stand sie auf und umschlang Frau Thorensen von rückwärts und legte einen Augenblick ihre feine Wange an die Schläfe der Mutter.

Die Herren hatten sich erhoben und sahen zum Fenster hinaus. Anka und Gunhilde standen einander gegenüber.

„Laß mich allein aufs Zimmer — ich finde ja alles", flüsterte Anka, und ihre Stimme begann zu zittern. „Dir Adieu sagen, Gunhilde, das kann ich nicht!"

Und fort war sie, und Gunhilde setzte sich still in eine Saalecke mit Olaf und nahm seine warme Hand in ihre kalten Finger.

Frau Thorensen machte Konversation mit Petris und mit den Verwandten aus Moen. Die gesellschaftliche Atmosphäre, die so plötzlich um sie war, schien ihr so seltsam, so wie etwas Langentwöhntes. Aber in den hohen Wandspiegeln sah sie zuweilen ihr eigenes Bild und wunderte sich, daß sie noch genau so aussah wie in den Berliner Gesellschaften.

Und dann ging sie noch einmal zu Anka, und als sie wieder erschien, winkte sie Gunhilde und Olaf ans Fenster. Unten stand der Wagen.

Alle lehnten sich über die Fensterbrüstungen, und im dämmernden Zwielicht des nebelschweren Abends sahen sie die winkende Anka und den dunkeln Changra Lal in ihre dunkle Zukunft hinausfahren. Die Sonne war herunter. Ihr letzter Strahl verglühte an den blaugrauen Gesimsen der Riesenpaläste... .

Frau Thorensen dachte an ihren eigenen Hochzeitstag. Wie fern, wie vergangen war das alles!

Und plötzlich in schneller Gedankenverbindung dachte sie an Furka. Der fortrollende Wagen war wie etwas Symbolisches gewesen, wie der Auftakt zu einem frischen Anfang, einem neuen Leben.



Sie hatte es in der Hand, auch noch einmal in ein neues Dasein hinauszurollen, sobald sie nur wollte....

Eine grenzenlose Sehnsucht überfiel sie, noch einmal ein Stück eigenes Schicksal zu leben, nicht nur das ihrer Kinder, ein persönliches Schicksal für sich, in dem Lieben und Geliebtwerden die Hauptrolle spielte, nicht Aufopferung nur und Entsagung, nicht das allein, was sie als ihre Pflicht erkannte.

Sie stand mit großen Augen am offenen Fenster im Abendwind und starrte in den Nebel.

Wäre Furka in dieser Stunde zur Stelle gewesen, sie hätte vielleicht nicht mehr nein gesagt....

...So ging Ankas Hochzeitstag zur Neige, der letzte helle Tag für die Zurückbleibenden.

Sie empfanden dankbar, daß es trotz allen Untertönen ein schönes Fest gewesen war.

Dann tauchten sie in den grauen Alltag zurück, und Frau Thorensen fand die müde Wunschlosigkeit wieder, die nun schon so lange über ihrem Denken lag....

* * *

Frau Professor Hansen bekam bei den Berliner Diners immer sehr ansehnliche Tischherren.

Wenn ein wissenschaftlicher Star ihr den Arm bot, in jenem effektvollen Moment, in dem weißbehandschuhte Lohndiener die Eßsaaltüren mit gewaltigem Aplomb aufrissen, so, als wären sie Pforten zu etwas Höherem, dann gedachte sie wohl lächelnd der Gesellschaften von Altenrade, bei denen das mannlose Mädchen stets an das untere Ende der Tische kam, an Plätze, die irgendeinen Nachteil hatten, einen nahen Ofen oder ein vorspringendes Tischbein. Ein männlicher Nachbar fiel damals selten für sie ab. Da sie keinen Partner stellte, hatte sie auch keinen Anspruch auf einen. Nur einen unbequemen Schwerhörigen schob man ihr wohl zu oder einen zufälligen Gast, der sich auf unteren sozialen Leitersprossen aufhielt.

Und nun war ein berühmter Mann gekommen, hatte sie ins Schlepptau genommen und aus ihrer Ranglosigkeit erlöst! Hansen bekam oft genug die Hausfrau als Nachbarin, und sie thronte oft als Mitteltafelstück neben dem Hausherrn — nie ohne mit einem gewissen sachlichen Interesse an die unteren Tischseiten hinunterzuspähen, zu den späten Mädchen, die ihr früheres Los teilten und auch keinen Anspruch auf einen Herrn hatten — höchstens auf einen jüngeren, dessen Mutter sie hätten sein können, oder auf Studenten, die mehr aus gutmütigen Gründen zu den Professorendiners geladen waren.

Heute hatte Frau Professor Hansen wieder eine Größe zum Nachbarn, einen berühmten Mann, der mit scharfem Blick die Lage seiner weiblichen Zeitgenossen studiert, sich gewissermaßen zum freiwilligen Vorspann der Frauenfrage gemacht hatte, und dessen mannhaft kluges Wort unter Umständen mehr half als Tagungen, die ganze Zeitungspalten füllten. Er liebte es, überall Material für seine Studien zu sammeln, und rollte oft schon beim zweiten Dinergang die Frauenfrage auf, das Interesse aller, die in seiner Hörweite saßen, dann an sich fesselnd....

Die kluge Frau Hansen, deren Eheschicksal ihn als Beweis weiblicher Klugheit und Willenstärke rein theoretisch sehr interessiert, schien ihm ein besonders dankbares Objekt zur Mitteilung seiner Ideen.

Sie hörte so gescheit zu und brachte ihn durch kluge Fragen immer weiter in die Tiefe seines Themas.

„Immerhin“, sagte er nach längeren Allgemeinbetrachtungen, „ist es eine Frage, der gegenüber bei mir Optimismus und Skepsis dauernd wechseln. Ehe es nicht eine Statistik darüber gibt, ob sich nun das Glück der Frauen durch die neuen Entwicklungen im allgemeinen vermehrt oder vermindert hat, läßt sich über das zweischneidige Schwert, das ihnen da Ende des letzten Jahrhunderts in die damals noch zarten Hände gelegt wurde, nicht recht aburteilen. Es ist sicher viel gegeben, aber auch ebenso sicher viel genommen worden. Die heranwachsenden Töchter haben höchst seltsame Metamorphosen durchgemacht, die Mütter sind teilweis auch wie in eine Art Privatrevolution hineingeraten, und jenes eine sonst unentbehrlichste Familienglied, dessen segensreiches Wirken wir wohl alle zu irgendeiner Zeit dankbar empfunden haben — (wenn auch vielleicht nur unbewußt dankbar, da seine Existenz uns selbstverständlich schien!) droht mehr und mehr aus dem häuslichen Leben zu verschwinden, eine Lücke hinterlassend, die durch keine gemietete oder sonst von außen her beschaffte Hilfe auszufüllen ist.“

„Sie orakeln ja ordentlich, Herr Professor!“ rief die Hausfrau neugierig über den Tisch. „Wer ist denn diese eine?“

„Eine aussterbende Art?“ fragte Professor Hansen und wischte am goldenen Rand seines Kneifers....

„Ja — eine Spezies, die vielleicht in der nächsten Generation überhaupt nur in ganz seltenen Exemplaren noch vorgewiesen werden kann! In den heutigen Familienbeständen glaubt jeder sein besonderes Recht für sich selbst zu haben. Die Zeitströmung züchtet den Egoismus so üppig, wie Champignons im feuchten Boden der Treibhäuser emporschießen. Jeder will sein Leben in erster Linie für sich. Die Kinder wissen mit zwölf Jahren, daß sie zu allen Dreistigkeiten berechtigte Persönlichkeiten sind. Die Mütter haben sich — und vielleicht war das die Schicksalstunde des Hauses! — plötzlich auf Rechte besonnen, von denen früher nie die Rede war. Der arbeitende Mann, der heutzutage sowieso nervös ist, wird es durch das geistige Rangieren der Frauen ringsum noch mehr. Als sie still in den Stuben saßen und handarbeiteten, wenn er nach Hause kam, da wirkte der Anblick wie ein beruhigendes Brausepulver. Jetzt schwirrt es in allen Zimmern von Problemen. All das würde aber nicht halb so bedenklich sein, wenn wenigstens jener Hausgeist noch dauernd zur Stelle wäre, der hilfreich und selbstlos wie der Kitt im Gebäude die Ordnung und das Gefüge zusammenhält — ich meine: die Tante.“

Einige lächelten. Andere machten nachdenkliche Gesichter. Frau Hansens Augen wurden plötzlich ernst, und beinah erschrocken sah sie ihrem Nachbarn in die feinen, seltsam gezeichneten Züge.

„Ja, denn d e r Mensch ist für eine Gemeinschaft der größte Segen, der nichts für sich und alles nur für die andern will! Wir alle werden uns wohl solch einer



Figur aus unserer Jugendzeit erinnern, die stets erschien, wo es zu helfen gab, die alles im Hausbetrieb am rechten Ende anfaßte, und deren Aufopferung jeder wie etwas ihm Zukommendes, ganz Natürliches hinnahm, weil in den Adern dieser Tante doch verwandtes Blut floß, weil sie keine bestellte und gemietete Hilfskraft war, sondern gewissermaßen etwas zum Allgemeinverbrauch in die Familie Hineingeborenes. Und in diesem Umstand liegt das, was den Verlust gerade dieser Gestalten so unersetzlich machen würde! Man kann ja Bureaus für alles gründen. Man kann sich ja auch heutzutage fast alles, was man so plötzlich braucht, umgehend herantelephonieren: Französisch sprechende Spaziergehmädchen für kleine Kinder, Männer, die einem das Gepäck schon in der Wohnung abwiegen, damit einem dieser Nervenchok bei der Abreise erspart bleibt, Krankenschwestern, Reisebegleitungen für kränkliche Mütter, deren Töchter keine Zeit zum Helfen haben, da sie gerade in einem Examen stehen, Hochtouren machen oder den Ärmelkanal durchschwimmen wollen. Wie ich höre, ist auch bereits solch eine Gründung geplant: Mädchen höherer Stände, die gewissermaßen als Familienglieder in fremden Häusern, deren Betrieb stockt, einspringen und die fehlenden Nichten und Schwestern ersetzen sollen. Gewiß wird es dann Wesen geben von absoluter Vertrauenswürdigkeit, denen man ruhig den ganzen Schlüsselkorb überantworten und auch Familiengeheimnisse, die „Skelette im Hause", ungeniert mitteilen kann. Und doch hatte die Tante auch vor den vollkommensten Wesen dieser Gattung immer noch zwei unendliche Vorzüge voraus! Das künstlich hergestellte Familienmitglied kündigt dir, wenn dein Ton ihm nicht gefällt oder der Zuschnitt deines Hauses ihm irgendwie nicht behagt. Die Tante aber kündigte nicht. Sie blieb vielleicht zeitweis weg, wenn du sie gedankenlos kränktest oder eins deiner Kinder ihr wehe tat, wenn Witz oder Ironie, die ja jungen Lippen so billig sind, zu scharf losgingen. Aber zur Stunde der Not war sie immer wieder da! Bei Krankheiten und Sorgen sprang sie sogleich wieder ein! Jede Empfindlichkeit vergaß sie sofort in der Stunde der Not — denn sie hatte das, was jene geplanten Vermittlungsbureaus doch nie in ihren Anzeigen in Aussicht stellen könnten, das eine, was so schmerzlich zu beklagen ist, wenn es wirklich aus der Welt verschwinden sollte — sie hatte eben das Herz der Tante —" Eine kurze Pause entstand.

„Ja, aber wo doch alles sich emanzipiert," rief dann die Hausfrau, „soll dann nur die Emanzipation der Tanten verboten sein? Das wäre doch ungerecht."

„Die nächste Generation bringt diese Art Tanten überhaupt schon nicht mehr hervor!" versetzte der Professor. „Und mancher, dem der Wert dieser hilfreichen Einzelwesen für einen Familienbestand niemals recht klar gewesen ist, wird ihr Fehlen traurig illustriert sehen an zerbröckelnden Familien, an Haushaltungen, die jeder Krankheitsfall in Unordnung bringt, an Kindern, für die Mutter und Schwester keine Zeit haben, und die ohne Tante der Dienstbotenerziehung und vermutlich einer gewissen Verwilderung anheimfallen."

Er hatte sein Teil gesagt und ließ nunmehr die anderen debattieren. Das Geräusch der Stimmen brandete über den Tisch.

Professor Hansen nahm keinen Anteil am Gespräch. Er hatte nie eine Tante gehabt und fühlte sich inkompetent.

Seine Augen irrten von den Menschen fort und hafteten träumerisch an einem schönen Aquarell des Tempels von Pästum droben an der Wand, dessen braungoldene Säulenreihe sich zauberisch vor der blauen Linie des Meeres hob.

Aber jemand war immer ernster und stiller geworden unter der Rede des Gelehrten.

Johanna Thorensen, die Fahnenflüchtige....

Wie mit deutlichen Strichen hingezeichnet, sah sie plötzlich, was sie einst gewesen, den Posten, den sie ausgefüllt, die alten Pflichten, denen sie sich einst so gern entzogen hatte.

Während ihres Mannes versunkene Augen zu den dorischen Säulen hinaufträumten, war ihr mit einem Mal, als zeichnete jemand auf die andere Zimmerwand wie ein flammendes Menetekel — sichtbar nur für sie allein — das Bild des heimatlichen weißen Hauses, traurig daliegend im schneidenden Winterfrost hinter den abgeblühten Büschen, einsam in der dunkeln Nacht — Lampenschein in dem ihr so vertrauten Wohnzimmer, in dem sie einst jedes Stück gekannt, einst jedes Möbel täglich abwischte. Und bei dem Schein der Lampe glaubte sie die einsamen Kinder zu sehen, Gunhilde und Olaf, die einst fast wie ihre eigenen Kinder gewesen waren, und deren kleine Herzen so warm und voll Vertrauen gegen das ihre geschlagen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Fischnamen — Menschennamen.

Von Johannes Trojan.

Fischnamen und Menschennamen begegnen einander häufig. Viele Menschen heißen Fisch, noch viel mehr allerdings Vogel. Auch Bratfisch kommt als Zuname vor und ebenso Bratvogel. Backfisch ist kein Familienname, es werden aber jüngere, noch unerwachsene Mädchen Backfische oder Backfischlein genannt, indem man sie vergleicht mit kleinen Fischen, die das Sieden noch nicht verlohnen, gut aber dazu sind, gebacken zu werden. Von den einzelnen Fischarten sind am häufigsten als Menschennamen zu finden Hecht und Hering, die zu den am weitesten verbreiteten Fischen gehören. Hechte gibt es in aller Art von Gewässern des Festlandes bis hoch ins Gebirge hinauf, und ebenso kommt überall der Hering, der ein Seefisch ist, vor, im Binnenland als eingesalzener oder Pökelhering. Als solcher spielt er seit dem 15. Jahrhundert im Warenhandel eine große Rolle, eine so bedeutende, daß, wenn von Hering die Rede ist und nicht „frischer" oder „grüner"



hinzugesetzt wird, darunter gewöhnlich der Salzhering zu verstehen ist. Allein in einer Großstadt kommt der Hering mit dem Heering und Häring zusammen zweihundertsiebzigmal vor und fast ebensooft der Hecht.

Lucius heißt auf lateinisch der Hecht, und ebenso lautet zugleich ein römischer Mannesname. Ein spätrömischer Dichter Ausonius äußert sich in seiner „Mosella", in der er auch auf die Moselfische zu sprechen kommt, scherzend darüber, daß römische Männer nach dem Fisch benannt sind, der doch in Rom ein nur wenig geschätzter Garküchenesser sei. Da befindet sich aber Ausonius im Irrtum, denn der römische Mannesname Lucius ist zweifellos sprachlich andern Ursprungs als der gleichlautende Fischname.

Nun ist auch bei uns der Name Lucius nicht selten, und die Frage liegt nahe, woher er kommt. Es sind in der Renaissancezeit viel deutsche Namen latinisiert worden, und das häufige Vorkommen des Namens Hecht bei uns läßt darauf schließen, daß unser Name Lucius nicht etwa der aus dem Römischen übernommene Mannesname, sondern eine Latinisierung des deutschen Namens Hecht ist.

Der Brathering kommt selten im Adreßbuch vor, im mecklenburgischen Fischland aber, das nach Pommern zu zwischen dem Saaler Bodden und der Ostsee liegt, ist Bradhering einer der gewöhnlichsten Namen. Entweder Fretwurst oder Bradhering heißt dort ein großer Teil der Bewohner. „Braden", hochdeutsch „braten" aber hatte früher im Niederdeutschen auch die Bedeutung von „räuchern", und Bradhering wird einer genannt worden sein, der sich mit der Heringsräucherei abgab. Geräuchert wurden in älterer Zeit die Heringe dort sogleich nach dem Fang in am Strand stehenden Hütten, von denen ich mehrere noch mit eigenen Augen gesehen habe. Uebrigens kommt in Berlin und in Hamburg auch Bückling als Name vor. In Hamburg ist stark der Butt, in Köln der Salm, der anderwärts Lachs heißt, vertreten. Auf Hecht und Hering stößt man, worauf schon hingedeutet wurde, überall im Land.

Von sonstigen Fischnamen habe ich im Berliner Adreßbuch und in den Adreßbüchern einiger anderer Städte folgende gefunden: Aal, Barbe, Bars und Barsch, Blei, Breitling, Butt und Heilbutt, Dorsch, Flinder, Forelle (neben Forell), Gründling, Karpf (Karpfe oder Karpfen), Lachs und Salm, Plötz und Plötze, Quappe, Schlei, Sprotte, Stichling, Stindt (zweifellos das gleiche wie Stint), Stockfisch und Zander. Da es in Berlin eine Menge polnischer Namen gibt, fiel es mir ein, im Berliner Adreßbuch mich nach polnischen Fischnamen umzusehen. Da fanden sich bei fleißigem Nachsuchen außer Ryba, wie polnisch der Fisch überhaupt heißt, an Spezialnamen vor: Karp (Karpfen), Karas (Karausche), Leszcz (Brassen), Lin (Schlei), Losos (Lachs), Mintus (Quappe), Okon und Okun (Barsch), Plotka (Plötz), Sledz (Hering). Davon gehören Okun und Mintus der polnisch-kaschubischen Mundart an.

Wie Fischnamen zu Menschennamen geworden sind, das ist nicht ganz leicht zu sagen. Zum größten Teil sind solche Namen wohl um die Zeit entstanden, als Familiennamen überhaupt aufkamen und auf Anordnung der Behörden eingeführt werden mußten zum Zweck der Herstellung genauer Kataster- oder Steuerlisten. Das fing an mit dem 16. Jahrhundert. Da wurden alle möglichen Namen, auch solche aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralienreich, gewählt oder, wenn einer nicht gleich sich zu benennen wußte, verliehen und aufgedrängt, und natürlich kamen dabei auch Fischnamen an die Reihe. Einen Fisch im allgemeinen mochte sich einer wohl nennen, der sich so wohl und gesund fühlte wie ein Fisch im Wasser oder auch, da die Fische zu stumm sind, ein Einsilbiger und Stiller. Der konnte einen sehr gesprächigen Nachkommen haben, den Namen Fisch behielt dieser doch.

Nun sind Familiennamen gewiß auch aus Spitznamen, Beinamen oder „Kneipnamen", wie es studentisch heißt, hervorgegangen. Solche Spitznamen hat es gegeben von alter Zeit her und gibt es heute noch, nicht nur in den Kreisen der Vaganten und Vagabunden, sondern auch in der sogenannten guten Gesellschaft bis hoch hinauf. Viele davon verdanken einem Zufall ihren Ursprung, und mancher ist deshalb unerklärlich für jeden, der um sein Entstehen nicht Bescheid weiß.

Bei der Verleihung von Spitznamen haben sicherlich einzelne Fischarten mitgespielt, und es kommen dabei die besonderen Eigenschaften verschiedener Fische in Betracht. Der Aal ist ein Edelfisch, der, gut zubereitet, als grüner, gebratener, saurer oder geräucherter Aal, der auch Spickaal genannt wird, jedem Feinschmecker trefflich mundet, aber des lebendigen Aales Haut hat etwas fatal Glattes an sich, und Langbein erwähnt es in einem seiner Lieder als rühmenswert an den alten Deutschen, daß sie nicht „geschmeidig wie der Aal" waren. Auch wird von „aalglattem Heuchler" gesprochen. Der Hecht ist ein Raubfisch, „Wasserwolf" wurde er deswegen auch genannt. Wer Hecht hieß, konnte in den Verdacht kommen, ein raubgieriger Mensch zu sein, es wurde aber wegen des lebhaften Wesens des Hechtes Hecht oder „drolliger Hecht" auch ein munterer, loser Gesell genannt, und mit einem Hecht im Karpfenteich verglichen zu werden, hat sogar etwas von Anerkennung an sich. Die sind „gepackt wie die Heringe" wurde in alter Zeit schon von Leuten gesagt, die eng zusammen standen oder saßen, und von einem einzelnen dünnen und dürren Menschen hieß es: „Solch ein Hering!" wobei an einen ausgenommenen Hering gedacht wurde. „Heringskopf" aber war ein Schimpfwort, vermutlich, weil an solchem Kopf sehr wenig dran ist. Der Plattfisch, der in Ost- und Westpreußen Flinder, anderwärts Flunder und in Mecklenburg Maischolle heißt, hat ein schiefes Maul, deshalb wird wohl mancher, dessen Mund nicht ganz gerade gewachsen erschien, „Flinder" tituliert worden sein. Als Karpfen kann einer angesprochen werden, der etwas aufgeworfene Lippen hat, ein Karpfenmaul oder eine „Karpfenguschе", wie es in Sachsen heißt. Plötz ist ein sehr gewöhnlicher und billiger Fisch, schmeckt aber gar nicht so übel, deshalb dürfte keiner darüber ungehalten sein, wenn er Plötz genannt wird. Es gibt auch eine alte Redensart, die Hochmütigen gegenüber gebraucht wurde, lautend: „Plötz ist auch ein Fisch!"

Dann ist da ein Fisch, der ganz besonders als Spott- und Ekelname Verwendung gefunden hat, das ist der Dorsch oder Kabeljau. Er hat, muß man sagen, ein Paar Glotzaugen und sieht nicht sehr gescheit aus, aber ein schlechter Fisch ist er darum nicht, denn er wird in großen Mengen gefangen und verschafft Tausenden von Menschen Arbeit und Verdienst. Sein plattdeutscher Name lautet „Dösch", und „Döschkopp" ist in Mecklenburg ein Schimpfname. „Han er



en torsk": „Er ist ein Dorsch!" wird in Schweden von einem einfältigen Menschen gesagt. Eingesalzen heißt der Dorsch „Laberdan", und „Laberdanskopf" ist das gleiche wie „Döschkopp". Der an der Luft getrocknete Kabeljau heißt „Stockfisch". „Stockfisch" aber oder „alberner Stockfisch" ist erst recht soviel wie „Dummkopf". Der polnische Name des Dorsches ist „pomuchla", und diese Bezeichnung hat sich als „Pomuchel" oder „Pamuchel" über die Provinz Preußen und von dort aus über Pommern verbreitet. In meiner westpreußischen Heimat habe ich die Dorsche nie anders als „Pomuchel" nennen hören, und unter diesem Namen kamen sie in meinem elterlichen Haus als ein beliebtes Gericht auf den Mittagstisch. Es war aber „Pomuchel" ein Schimpfwort und ebenso „Pomuchelskopf" oder plattdeutsch „Pomuchelskopp". „Hei ös ongeschöckt wie e Pomuchel", hieß es. Fritz Reuter muß den „Pomuchelskopp", nach dem er eine köstliche Figur in seinem Meisterwerk „Ut mine Stromtid" benannt hat, aus Pommern, wo er ja mehrere Jahre lebte, nach Mecklenburg mitgenommen haben. In den pommerschen Handelstädten wurden die Danziger, auf die man neidisch war, „Pomuchelsköpfe" genannt, und da ich Danziger Kind bin, muß ich mich wohl auch, wenigstens vom pommerschen Standpunkt aus betrachtet, zu diesen zählen.

Die Götter Indiens.

Von Hanns Heins Ewers. — Hierzu 8 Abbildungen.

Die brahmanische Religion gilt vielen in ihrem Grundgedanken als die herrlichste und erhabenste von allen Religionen auf Erden. Nur einen Schönheitsfehler hat sie: sie existiert gar nicht und hat nie existiert — außer in den Köpfen von einer Handvoll Philosophen und Dichter. Die 220 Millionen Menschen aber, die sich zu Brahmas Lehre bekennen, haben ebensowenig Ahnung davon wie ihre Väter und Großväter oder wie ihre Ahnen zu der Zeit, als Gautama Buddha und Maharira Jaina, Indiens große Reformatoren, auftraten und ihre Saat, die so üppig aufging, in die alten Lande warfen. Daß diesen der Sieg doch nicht blieb, und daß ihre Lehren so völlig wieder ausgerottet wurden, daß heute in Indien kaum zehn Millionen Jainas und Buddhisten zusammen leben, das lag nicht an der Kraft der reinen brahmanischen Lehre, sondern einzig und allein an der wahnsinnstarken Macht des indischen Mißglaubens. Schiwa, der Zerstörer, war der große Sieger und nicht Brahma, der Schöpfer.

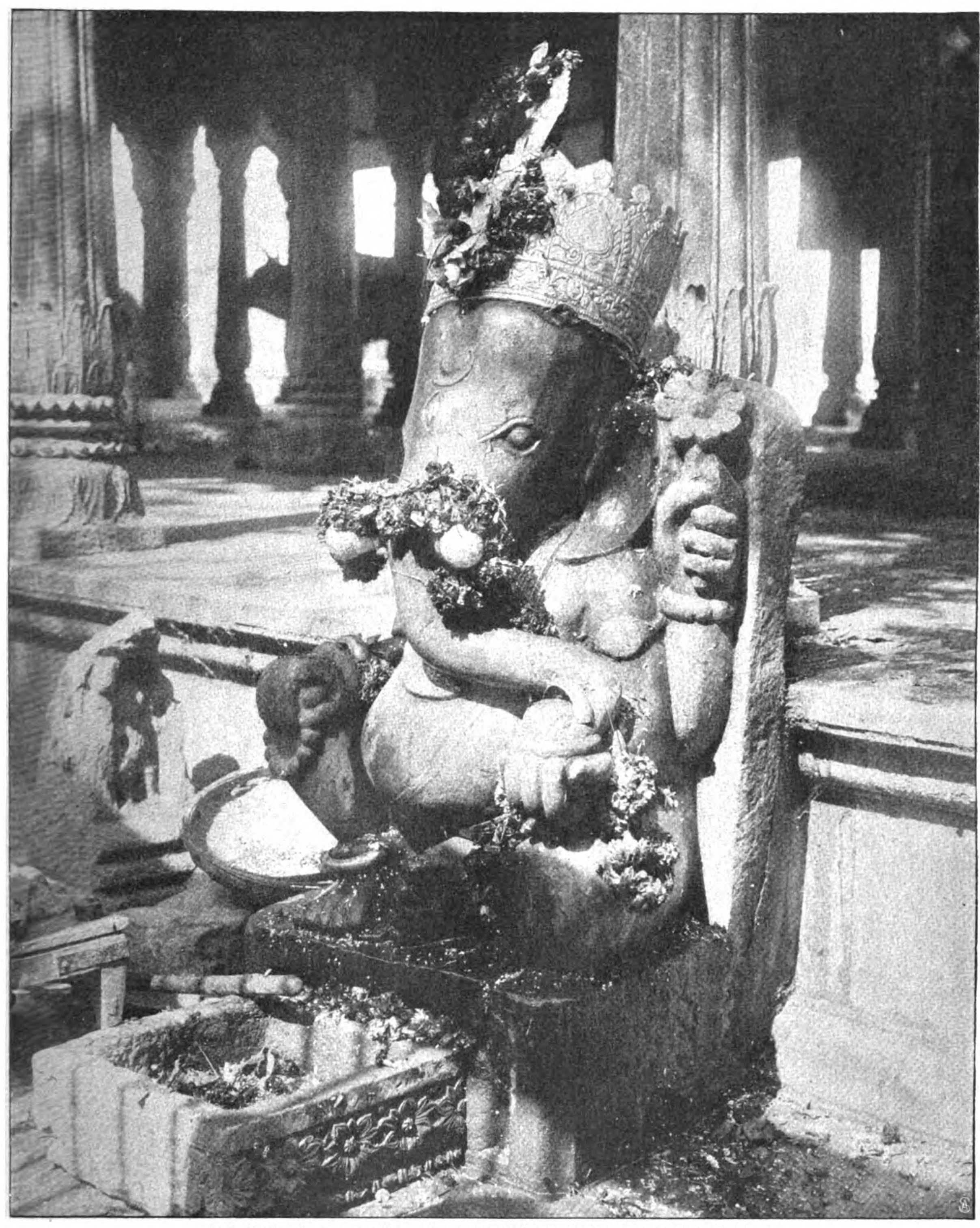
Das Brahmasutram, das älteste Lehrbuch der Weden, faßt den grandiosen Inhalt dieser Religionsphilophie etwa so: Das Brahman, die ewige und unendliche Kraft, umfaßt alles, in ihr ist und aus ihr stammt das Weltall, sie kennt weder Formen noch Qualitäten. Außer dem Brahman ist die Maya, die allen Unterschied schafft und allen Schein, sie ist der große Wahn, der das Wirkliche für unwirklich, dieses aber für wirklich hält. Nur eins vermag die Maya zu vernichten: die tiefste Erkenntnis nämlich, daß das eigene innerste „Ich" nichts anderes ist als eben das Brahman, als das ganze Weltall. Und diese Erkenntnis ist zu gleicher Zeit die große Befreiung, die Aufhebung des Gegensatzes des „Ich" zur Außenwelt. — Man sieht, wie sich in dieser einfachsten Lehre die tiefstgefühlten Sehnsüchte aller Mystik mit einer so kopfklaren und nur auf die Logik gestellten Philosophie wie der Stirners auf das innigste berühren. Wenn das All die Gottheit ist, so ist es gleichgültig, ob „Ich" im All aufgehe — „zu Gott werde", wie die Mystik sagt — oder ob ich in mein „Ich" dieses All aufnehme — wie der Individualist lehrt: die Hauptsache bleibt, daß eben der Gegensatz des „Ich" zum All aufgehoben wird — — das ist die uralte Weisheit der Brahmanen.

Aber von dieser Weisheit ist nur wenigen Auserwählten etwas bewußt. Die große Menge kennt nicht einmal das Religionsystem, das die Dreieinigkeit: Brahma als Schöpfer, Wischnu als Erhalter und Schiwa als Zerstörer zur Grundlage hat. Brahma ist im Bewußtsein des Volkes ganz verschwunden, nicht ein Tempel des tempelreichen Indien dient seinem Kult. Schiwa, der den Buddhismus verdrängte, wurde zur Zeit Christi alleiniger Herr, der Zerstörer wurde nun auch der Schöpfer zugleich. Er ist noch heute der gewaltige Herr, neben ihm ist erst in jüngerer Zeit ein wenig Gott Wischnu zu Ehren gekommen. Der Kultus Schiwas ist durch ganz Indien verbreitet; viele Tausende von Tempeln dienen ihm zur Wohnung und zeigen seine Bilder. Schiwa ist „Mahakala", der große Zerstörer, er ist „Bhairawa", der Schreckliche, ist „Smasana-Wasin", der die Leichenfelder bewohnt, er ist „Bhutheswar", der Fürst der Dämonen. Schiwa ist „Mahadöh", der große Gott, ist „Bischeschwar", der Herr der Welten, und „Iswara", der höchste Herrscher. Er ist „Mahayogi", der große Büßer, aber zugleich „Nateswera", der Herr der Tänzer (Abb. S. 1916), und „Kirata", der Geist, der den Wein liebt. Alle diese und viele andere Personifikationen Schiwas sind natürlich längst zu eigenen Gottheiten geworden; so liegen in Benares drei Tempel des Mahadöh, des Schiwa und des Bischeschwar dicht nebeneinander. Nach den Lehren der Tantras — das sind die jüngsten heiligen Bücher — hat jeder Gott seine besondere Kraft: Sakti; diese ist weiblich gedacht und gilt somit als seine Gemahlin. Aber nur die Gattinnen Schiwas haben göttliche Verehrung gefunden, vor allem die furchtbare Kali (die Gattin Mahakalas), dann die noch entsetzlichere Durga (die Gattin Bhairawas). Während Schiwas Gattin Minakschi (Abb. S. 1917) heißt, steht ihm als Mahadöh Dschaganmaki, die Mutter der Welten, gegenüber (Abb. S. 1916). Mahayogis Gattin heißt Yogini, die des Kirata Parwati.

Wischnu, der Erhalter, tritt in vielfachen Gestalten auf, als Fisch (Matiya), als Schildkröte (Kurma), als Eber (Warata), als Löwenmann (Nara Sinha), als Zwerg (Wamana), als wilder Rama und als milder Rama. Endlich als Krischna; als solcher wird er vielfach verehrt. Die Sakti des Wischnu — also die Gattinnen, vor allem Lakschmi und Saraswati, treten wenig in den Vordergrund.

Neben den drei Göttern der Dreieinigkeit — der Trimurti — besteht selbständig der schöne Luftgott





Die Götter Indiens: Ganescha, der Gott der Weisheit und des Handels.

Indra. Sein Kult ist zweifellos der älteste und aller Wahrscheinlichkeit nach arischen Ursprungs — aber er ist in heutiger Zeit fast vollständig vergessen. Dagegen sind viele Tausende neue Götter neu aufgetaucht.

So vor allem Ganescha, der Sohn Schiwas (als Kirata) und der Berggöttin Parwati. Er ist ein kurioser Gott und das rechte Beispiel für das, was die brahmanische Religion in Wirklichkeit ist. Ganescha ist ein kleiner, knallroter Kerl mit einem ungeheuren Bauch, dazu trägt er einen riesigen Elefantenkopf; häufig reitet das unförmliche Wesen noch auf einer Ratte. Dieses Mißgeschöpf ist die indische Pallas Athene, ist der Gott der Weisheit und Wissenschaft, zugleich der indische Hermes, der Gott des Handels und der Schlauheit (Abb. obenst.). Sein Bild findet man überall, in Höhlen und Tempeln, auf den Straßen und in den Häusern.

Man würde den Bildhauern unrecht tun, wenn man sie für die Schöpfer hält: nicht sie, die Priester schufen die Fratzen. Was die Bildhauer angeht, so kann man in Indien schon recht gut leben; freilich muß man, will man ehrlich sein, gestehen, daß fast alles, was wirklich groß und erhaben ist — und das ist sehr, sehr viel — von mohammedanischen Herrschern herrührt und meist von italienischen und französischen Meistern geschaffen wurde, wie die herrliche Tadj-Mahal in Agra.

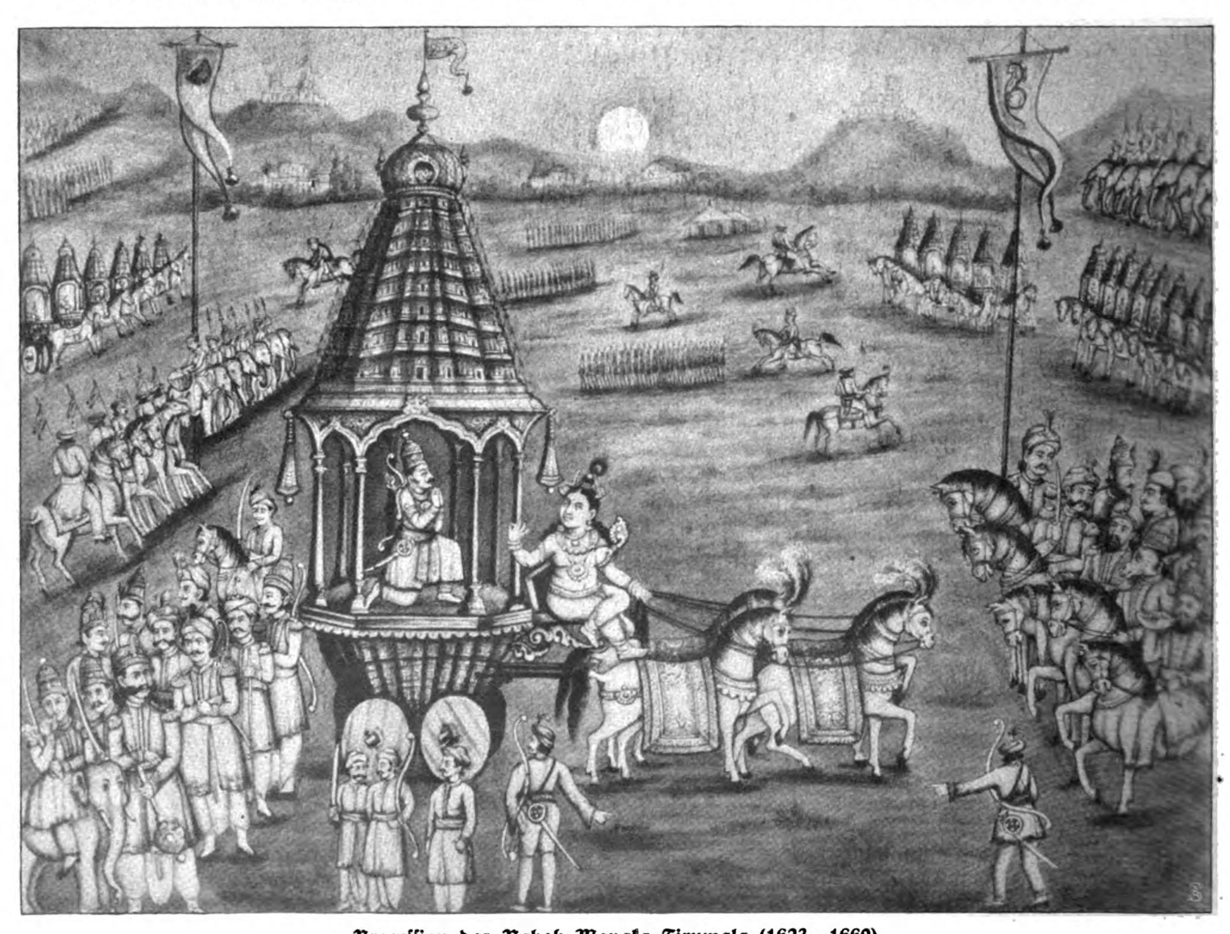
Mahadöh (Schiwa) und Dschaganmaki.



Schiwa als Nateswera, der „Herr der Tänzer".

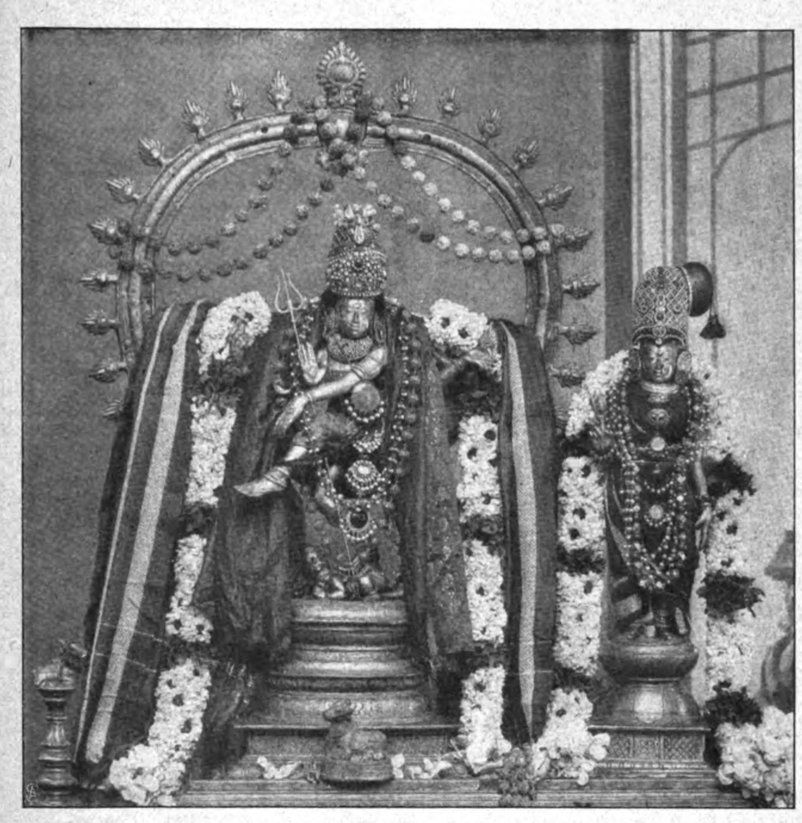
Zu den Göttern des Dreieinigkeitskreises gehören neben andern Dalbkyeswar, der Regengott, der Riese Bhim (Abb. S. 1917); der Affengott Hanuman, (Abb. S. 1918), der Gaurilhankar und Annapurna, die Nahrung gebende Göttin. Sie haben alle zu Benares und in andern Städten ihre Tempel und ihre Standbilder.

Neben den großen Göttern der Trinität, ihren Personifikationen, Inkarnationen, weiblichen Saktiausgaben und Kindern, werden noch sehr viele andere Götter und Göttinnen verehrt, die gar nichts mit der Trimurti zu tun haben. Namentlich bei den reinen Drawidavölkern des Südens ist das der



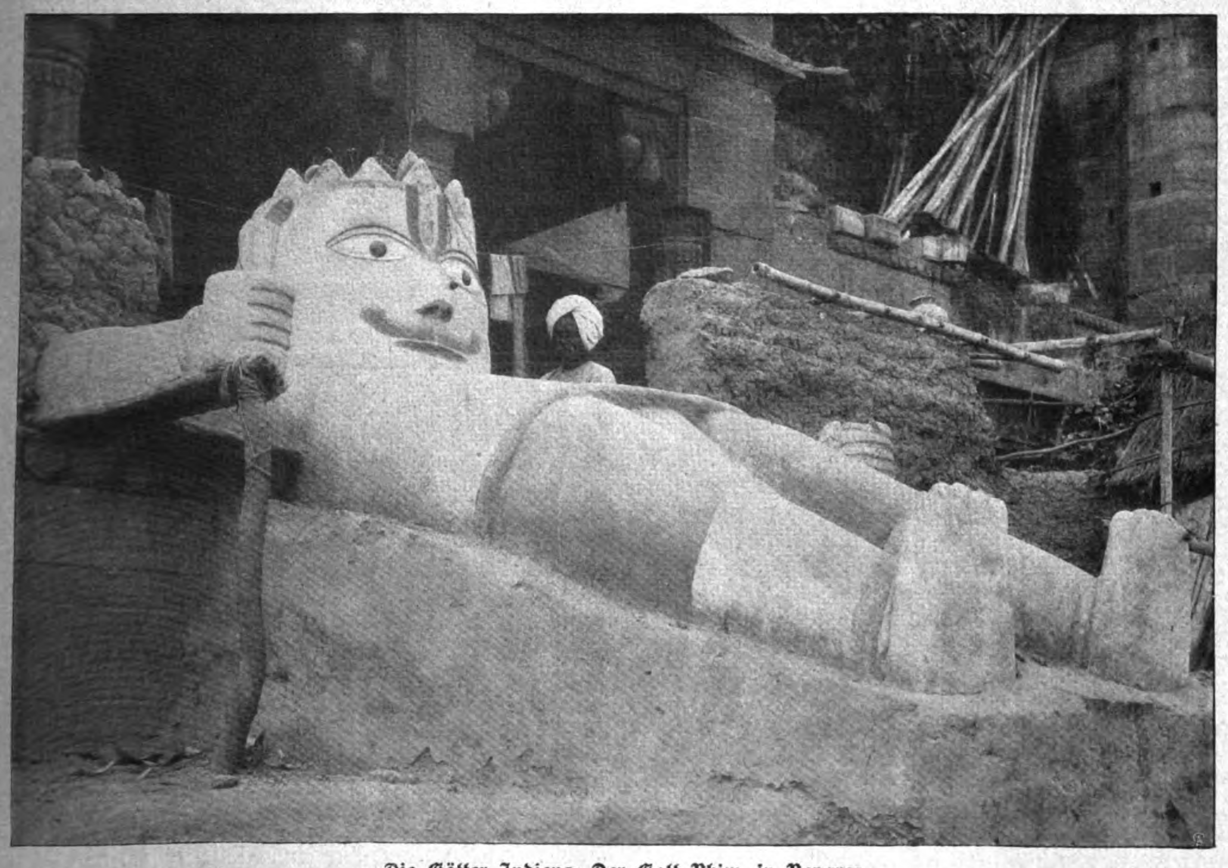
Prozession des Nabob Mayaka Tirumala (1623—1660),
der die Tempelstadt Maduras, das gewaltigste Bauwerk Brahmanischer Kunst, schuf (Wandgemälde in Madura).

Fall. Jede Stadt, jedes Dorf, ja oft jedes eigene Haus hat seinen besonderen Schutzgott sowohl wie seinen besonderen Dämon; beiden werden Altäre errichtet und Opfer gebracht. Aber die Schutzgötter und Göttinnen sind durchaus nicht liebenswürdiger Natur, sie sind vielmehr meist recht boshaft: ihr „Schutz“ besteht meist nur darin, daß sie gelegentlich, durch Gebet oder Opfer versöhnt, auf ihre Bosheit eine Zeitlang verzichten — ein Analogon zu der Tätigkeit Schiwas, Kalis oder Durgas. Viele dieser Schutzgöttinnen heißen „Ammen“, die Mütter. „Mari-Ammen“, die Mutter des Sterbens, zieht in den Menschen ein, der dann die Pocken bekommt; „Tschimsa-Ammen“, die kleine Mutter, bringt in gleichem Fall die Masern, Isakhi ist die Göttin der Frauenleiden. Ayemar ist der einzige männliche Gott dieser Art und zugleich der einzige gutmütige unter dieser großen Gesellschaft der Grama-Dewatas, der Schutzgottheiten; er beschäftigt sich damit, nachts über die Felder zu schweifen und dabei die Dämonen zu verjagen.



Schiwa und Minakschi, im Tempel zu Madura.

Diese Dämonen sind zahlreich wie Sand am Meer;



Die Götter Indiens: Der Gott Bh'm, in Benares.





Durga tötet den Dämon Mahischasura.

sie werden genau so verehrt wie die Götter, haben Tempel und Altäre und erhalten Opfer — bis vor nicht allzu langer Zeit auch Menschenopfer — genau wie die „großen". Heute ist das Menschenopfer, wenigstens so weit der Einfluß der englischen Regierung reicht, genau so abgeschafft wie die Satti, die Witwenverbrennung. Aber wenn man daran denkt, daß zwei Fünftel des gewaltigen Landes unter einheimischen Fürsten stehen, die neben sich nur einen englischen Residenten haben, der sich lediglich um ihre „gute Haltung" zur Regierung bekümmert, so wird man mit der Annahme gewiß nicht fehlgehen, daß in diesen Teilen beides auch heute noch vorkommt.

Neben den „höheren" Dämonen existieren dann noch gewaltige Scharen niederer, ebenso unangenehmer Geister. Da sind die Peys, die Geister Verstorbener, besonders die der Selbstmörder und Hingerichteten. Der Pey „Maden", der die Kühe liebt, schafft Krankheiten für Mensch und Vieh; „Schuchela-Maden" treibt sich auf Kirchhöfen herum, „Matschandi-Muppan", der alte Mann am Kreuzweg, lauert den Wanderern in der Nacht auf. Die Bhutan sind kleine, dicke Teufel, sie bekämpfen sowohl Menschen wie Peys; am schlimmsten aber treiben es die Pisatschas. Daß auch alle diese Dämonen ihre eigenen kleinen Opferstätten haben, ist selbstverständlich.



Wischnu als Rama mit dem Affengott Hanuman.

Aber dem Inder sind diese Götterlegionen bei weitem noch nicht genug. Er verehrt am letzten Ende alles, was sich nicht wehren kann. Heilig ist das Wasser, zumal das des Ganges und seiner Nebenflüsse, heilig sind viele Bäume, vor allem der Bobaum. Alle möglichen Steine werden angebetet. Angebetet werden die Affen, die in Benares und an vielen andern Orten herrliche Tempel haben, ferner die heiligen Kühe und Stiere, die wieder und immer wieder abgebildet werden und manche der schönsten Tempel ihr eigen nennen. Heilig sind Krokodile, heilig sind vor allem die Schlangen, die fast überall in Indien göttliche Verehrung genießen und angebetet werden. Heilig sind auch Menschen, so die Yogin, die Söhne Schiwas: stundenlang knien vor ihnen die Frommen. Denn wo immer der Inder beten kann, da tut er es. Das ist „Karma", ein verdienstvolles, segenreiches Werk, und jedes Karma versöhnt die bösen und schrecklichen Götter.

Die Tiroler Kaiserschützen.

Hierzu 9 Aufnahmen.

Die eigenartige geographische Lage der österreichisch-ungarischen Monarchie hat es mit sich gebracht, daß dort vor einigen Jahren Gebirgstruppen aufgestellt wurden. Es besitzt aber auch wohl kaum ein anderes Land ein günstigeres Terrain für die Ausbildung und Verwendung dieser Truppen als Oesterreich im Lande Tirol. Es wurden auch tatsächlich im südlichen Teil dieses Landes in den letzten drei Jahren die im Volksmund Kaiserschützen benannten Landesschützenregimenter aufgestellt, die aus den früheren „Tiroler Landesschützenregimentern" reorganisiert wurden. Die bestehenden drei Kaiserschützenregimenter sind durchweg zur Versehung des Grenzdienstes an der südlichen Grenze Tirols disloziert. Ihre Organisation ist in den einzelnen Regimentern verschieden, und drei bis vier Bataillone bilden zu je zwei bis vier Kompagnien und einer Gebirgsmaschinengewehrabteilung ein Regiment. Sie bilden zusammen mit einigen Landwehrregimentern den bereits im Frieden mit vollkommener Gebirgsausrüstung versehenen Teil der österreichisch-ungarischen Armee, sind jedoch direkt ein Teil der kaiserlich königlich österreichischen Landwehrinfanterie und unterstehen als solcher dem österreichischen Ministerium für Landesverteidigung. Diese drei Regimenter bilden zusammen eine Landesschützenbrigade, die einem Landwehrtruppendivisionskommando untersteht, das wiederum dem Landesverteidigungskommando, zugleich Korpskommando unterstellt ist.

Der Stand der Unterabteilungen ist ein höherer



Signalpatrouille in Tätigkeit.



Die Tiroler Kaiserschützen: Offizierspatrouille am Belvederepaß (bei Araba).



Maschinengewehrabteilung auf dem Marsche.

als bei den Heeresinfanterieregimentern, und eine Gebirgsmaschinengewehrabteilung verfügt über vier Maschinengewehre. Die Offiziere ergänzen sich hauptsächlich aus solchen, die sich freiwillig aus Vorliebe für den Gebirgsdienst hierzu melden. Bei der Auswahl der Mannschaft, die sich ja in erster Linie aus den einheimischen Tirolern ergänzt, wird natürlich auf vollkommene physische Eignung für den Dienst im Gebirge Rücksicht genommen. — Nach der eigentlichen allgemeinen militärischen Ausbildung erfolgt durch-

Zwei Kaiserschützenoffiziere am Fuß des Marmolatagletschers. Oberes Bild: Table d'hote im Felde.

Musik der Kaiserschützen bei Rast der Truppe.



weg durch Vornahme von Grenzpatrouillierungsübungen und Rekognoszierungen in den jedem Bataillon zugewiesenen Abschnitten die intensive Ausbildung für den Gebirgsdienst. Die spezielle Ausbildung für diesen schweren Dienst geschieht durch alljährlich aufgestellte Bergführer- und Skikurse.

Mit welch großen körperlichen Anstrengungen derlei Uebungen oft verbunden sind, läßt sich ermessen, wenn man be-



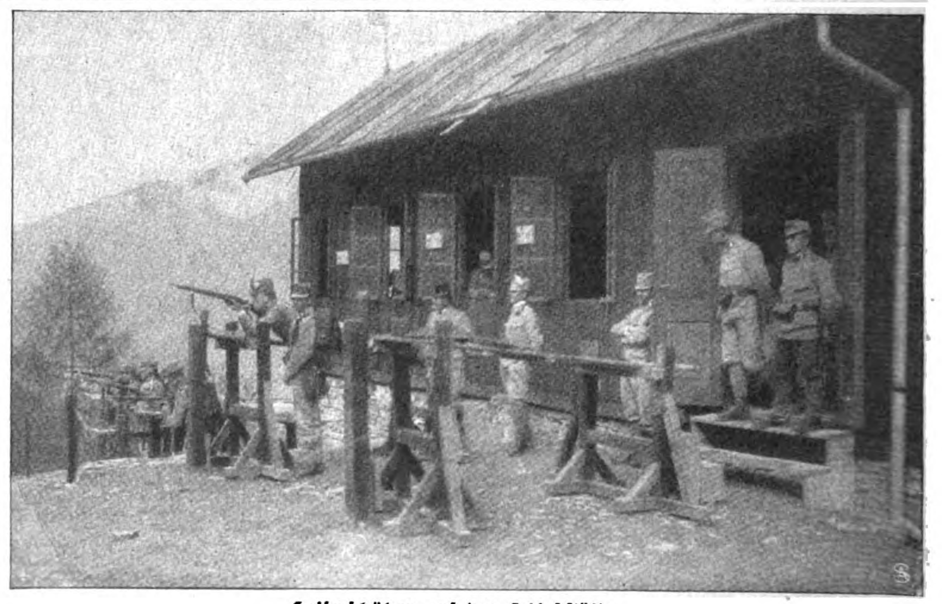
Traversierung eines Gletschers.



Nach dem Gefecht.

erfolgt mangels an Hilfsmitteln an Ort und Stelle im Uebungsterrain auch der Transport von Verpflegungsgütern und Kochkörben auf den jeder Kompagnie zur Verfügung stehenden Tragtieren ins Gebirge, wo dann in luftiger Höhe den leiblichen Bedürfnissen durch Abkochen der Menage Rechnung getragen und unter mächtigen Felsblöcken das Nachtlager bezogen wird. Zur Er-

denkt, daß relative Höhen von 1800 Meter (bei absoluter Höhe geht es oft weit über 2500 Meter) in den gewaltigen Südtiroler Dolomiten, die von geübten Hochtouristen mühselig erklommen werden, von ganzen Abteilungen mit vollkommener militärischer und alpiner Ausrüstung genommen werden, ungeachtet der Jahreszeit. Um diese Uebungen recht kriegsmäßig zu gestalten, finden Kriegshunde, zeitweise auch Brieftauben und Automobile bei ihnen Anwendung; und bei mehrtägigen Uebungen



Kaiserschützen auf der Schießstätte.



leichterung des Fortkommens in diesem so unwegsamen Terrain, wie es die Südtiroler Dolomiten sind, ist jedermann mit der alpinen Ausrüstung versehen.

Alljährlich finden auch, um kriegsmäßige Uebungen in größeren Truppenverbänden zu veranstalten, im Herbst größere Manöver statt, zu denen auch Infanterietruppen, Gebirgsartillerie und teilweise auch die berittenen Tiroler Landesschützen herangezogen werden.

In besonderer Anerkennung dieser außerordentlichen Dienstleistungen wurden den Angehörigen dieser vorzüglichen Truppe aber auch seitens des allerhöchsten Kriegsherrn Auszeichnungen in der Adjustierung zuteil, die in Edelweißabzeichen am Kragen, Federschmuck (Spielhahnstoß), bei den Offizieren außerdem in dem auf den silbernen Achselklappen mit Gold aufgestickten Kaiserlichen Namenszug bestehen.

Es ist eine Freude, mit welcher Lust und Liebe jeder einzelne Kaiserschütze, insbesondere aber die Kaiserschützenoffiziere trotz des Mangels an jedwedem Vergnügen der Großstadt in den oft gänzlich vereinsamten, weltabgeschlossenen Tälern ihrem kriegerischen Beruf obliegen, ja selbst ihre freie Zeit ausnützen, um sich in diesem Alpenmeer jede Ortskenntnis durch Vornahme von selbstgewählten Touren anzueignen. G. P.

Um Haares Breite.

Skizze von Paul Wolfgang.

Leise zitterte die Luft von dem gleichmäßigen Summen der mächtigen Dynamomaschinen, dumpf klang das Hauchen der fast lautlos arbeitenden Dampfturbinen dazwischen. Der ganze Raum des Elektrizitätswerks atmete Leben. Man konnte schwer sagen, was es war, aber jeder, der eintrat, wurde unwillkürlich gepackt. Man sprach leise, man ging vorsichtig, es war wie eine unüberwindliche Scheu vor den mächtigen Kräften, die menschlicher Geist hier zum Gehorsam gezwungen hatte.

Am hellerleuchteten marmornen Schaltbrett stand Doktor Eberhardt Horst, der Leiter des Werks, und beobachtete die Meßapparate, deren Zeiger in nervöser Unruhe zitterten wie die ängstlichen Augen eines Menschen.

Unbeweglich stand die schlanke, aufrechte Gestalt, die der Monteurrock gewiß ebensogut kleidete wie der Gesellschaftsfrack. Die stahlblauen Augen waren ruhig und fest auf die Meßapparate gerichtet. Und ruhig rauchte der Mann seine Zigarette, deren leichte Wölkchen von den Luftwirbeln der kreisenden Dynamomaschinen erfaßt und zerrissen wurden.

Er griff in die Tasche und sah nach der Uhr. Noch eine halbe Stunde — eine kleine halbe Stunde, und der Besuch mußte kommen; der Freund seines Chefs, der Geheime Justizrat Wollner, wollte seinen Damen gern ein Elektrizitätswerk im Betrieb zeigen. Seine Hand zitterte leicht, als er die Uhr wieder einsteckte. Warum nur? Wieder ertappte er sich auf dem alten Gedanken. War es nicht töricht, noch daran zu denken? Das war doch vorbei — lange vorbei. . . .

Wenn der Herr Geheimrat sich für heute angemeldet hatte, so geschah es wohl nur dem Besuch von auswärts zuliebe, seine stolze Tochter war sicher nicht schuld daran — nein, Fräulein Sophie hatte gewiß nicht darum gebeten. Hatte sie ihre Verachtung für seinen Beruf nicht offen gezeigt? Was hatte sie doch letzhin gesagt? „Ach, Sie sind also eigentlich Monteur?" O, das Wort vergaß er ihr nicht, das konnte er nicht vergessen. . .

Und dennoch — dennoch! Ewig sah er das schöne, blonde, stolze Mädchen vor sich; er dachte an sie Tag und Nacht. Wenn er einsam im Dienst saß, wanderten seine Gedanken verstohlen zu ihr — immer wieder zu ihr. . . .

„Werner!" rief er aus seinen Gedanken heraus in den Raum hinein.

„Herr Doktor?" — klang es sogleich zurück.

„Räumen Sie, bitte, ein bißchen auf, daß nichts herumliegt, hören Sie? Wir bekommen Besuch. Sagen Sie auch den andern, daß sie ihre Lappen wegräumen und die eisernen Geländer noch mal abreiben, damit sich die Damen ihre Kleider nicht verderben."

„Jawoll, Herr Doktor!" erwiderte der alte Monteur. „Soll alles geschehen!" Er brummte noch etwas in den Bart, das so ähnlich wie „Weibervolk" klang. Er liebte die Besuche im Werk nicht.

Horst warf noch einen Blick auf alle Teile des Werkes, um sich zu überzeugen, ob alles sauber und ordentlich sei, als die Glocke des Tores ertönte. Werner öffnete, und Horst eilte herzu, um die Herrschaften zu begrüßen.

„Na also, mein lieber Doktor," sagte der Geheimrat freundlich und reichte ihm die Hand, „da hab ich nun meine Damen hergebracht. Jetzt gilt's! Jetzt zeigen Sie mal, was Sie können." — Und sich zu seiner Gesellschaft wendend, fuhr er fort: „Du, liebe Marie, kennst ja Dr. Horst schon, dies ist Fräulein von Wallberg, meine Nichte, und hier meine Sophie, die Sie ja wohl auch kennen, sollte ich meinen."

„Gewiß, Herr Geheimrat," erwiderte der Doktor mit förmlicher Verbeugung, „ich hatte ja bereits des öftern die Ehre, in Ihrem Haus schöne Stunden verleben zu dürfen. — —"

Die Frau Geheimrat ließ aber keine Zeit zu längeren Reden. Sie blickte sich bewundernd um und meinte ganz erstaunt: „Nein, sieh mal, Heinrich, wie sauber das hier alles ist, da müßte unsere Minna mal herkommen. Liebe Nichte, glauben Sie, ich kriege das Mädchen dazu, das Kupfer ordentlich zu putzen? Unmöglich! Und wie das hier alles blitzt — —!"

Mit offenbarer Begeisterung betrachtete die Frau Geheimrat durch ihr Lorgnon alle die blanken, glänzenden Metalle der Riesenmaschinen. Ihr gutes Hausfrauenherz konnte sich eines Gefühls des Neides nicht erwehren.

„Also, meine Damen," nahm endlich der Doktor das Wort, „wenn Sie gestatten, erkläre ich Ihnen das Werk mit wenigen Worten. Hier sehen Sie zwei sogenannte Turbodynamos, das heißt: Maschinen zur Erzeugung eines elektrischen Stromes, die von Dampfturbinen in Bewegung gesetzt werden. Dieses große Ankerrad, das Sie kaum in seinen Formen erkennen können, so schnell dreht es sich, macht 5000 Touren in der Minute."



„Donnerwetter, Doktor," fiel der Geheimrat ein, „das ist doch großartig. Sophie, sieh dir das doch auch an!"

Die junge Dame hatte abseits gestanden und mit etwas gelangweiltem Blick ins Weite gestarrt. „Gewiß, Papa, ich sehe schon!"

„Fräulein Sophie scheint sich für derartige Dinge nicht sonderlich zu erwärmen, Herr Geheimrat."

„Ja, lieber Doktor, wie die Mädels von heute nun einmal sind! Da muß immer gleich etwas Gefährliches, Nervenerregendes dabei sein. Sie wissen ja: Rennreiten, Luftreisen, Aviatik — das ist was für sie ..."

„Der hier erzeugte Strom", fuhr der Doktor unbeirrt fort, „wird nun durch diese breiten Metalleisten nach dem da oben gelegenen Schaltbrett geleitet. Wir wollen, wenn es den Damen recht ist, einmal hinaufgehen. Ich bitte nur, sich bei der schmalen eisernen Treppe recht vorzusehen. Nehmen Sie das Geländer, die Stufen sind glatt."

„Herr Doktor, warum sind denn diese beiden Metallleisten hier unten rot gestrichen?"

„Gnädige Frau, das ist eine Warnung für uns, diese beiden Leisten führen nämlich Strom von 500 Volt Spannung für die Straßenbahn. Eine Berührung würde den Tod auf der Stelle zur Folge haben."

„Na," meinte der Geheimrat scherzend, „das ist ja eine angenehme Nachbarschaft."

„Wie war das, Herr Doktor?" wandte sich Sophie plötzlich zu Eberhardt um, und es wollte ihm scheinen, als ob ein gewisses Interesse in ihren Augen aufblitzte. Sie sah nicht mehr so gleichgültig, so stolz über alles hinweg. Sie witterte Gefahr und fühlte sich mit einem Schlag aus ihrer Langweile gerissen.

Unwillkürlich glitt ihr Blick an der schlanken Gestalt des Doktors herab. War das wirklich der Mann, den sie bisher nur für einen besseren Monteur gehalten hatte?

Widerwillig fast nahm ein Gefühl sie gefangen, das sie selbst noch nicht recht verstand. Es war doch etwas Eigenes, wenige Schritt von dem unrettbaren Verderben tagtäglich seinen Dienst zu tun, sozusagen unter den rotglühenden Augen des Todes.

Eberhardt gab seine Erklärung noch einmal mit ruhiger, sachlicher Stimme und einer beinah merkbaren Zurückhaltung. Er blickte dem stolzen Mädchen klar in die Augen; keine Bewegung seiner Miene, kein Zittern seiner Stimme verriet die Spannung, die in ihm war.

Als sie oben auf der Galerie des Schaltbrettes angelangt waren, fragte sie in etwas spöttischem Ton: „Was haben Sie denn da in der Tasche, Herr Doktor?"

„O mein gnädiges Fräulein, das ist nur eine Zange — für alle Fälle, wie wir Monteure sie eben immer bei uns haben müssen."

Sie hatte den Hieb wohl gespürt, denn sie wandte den Kopf mit dem herrlichen Blondhaar zur Seite und trat nochmals an das Schaltbrett heran. Eberhardt stand dicht neben ihr, daß er ihre Nähe fühlte, den Duft ihres Haares einsog. Indessen war der Geheimrat mit seiner Nichte schon die steile Treppe hinuntergestiegen. Als die Frau Geheimrat folgen wollte, sah Doktor Horst, wie die alte Dame ausglitt und einem Kabel zu nahe kam. Er wurde aschfahl im Gesicht, aber keinen Augenblick verlor er seine Ruhe.

„Zurück, Sophie!!" Mit einem Griff riß er das Mädchen vom Schaltbrett hinweg, seine Rechte fuhr mit der Zange gegen zwei Kabel, und eine glühende Feuergarbe stieg zischend empor.

Eberhardt taumelte gegen das Geländer. Ein Knall wie ein Flintenschuß . . . „Werner!" schrie er, „Dynamo I stoppen! Umschalten auf Notkabel! Alles ruhig stehenbleiben!"

„Was ist, um Gottes willen? — Herr Doktor, was ist?" rief das junge Mädchen, wie gelähmt vor Schreck.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Sophie, eine Kleinigkeit. Ich habe nur Kurzschluß in der Hochspannung verursacht."

„Wie ungeschickt, Marie," hörte man den Geheimrat rufen, „du konntest dir noch was tun. Du mußt eben bei deiner Kurzsichtigkeit vorsichtiger gehn. — Herr Doktor Horst, was war denn das eben?"

„Herr Geheimrat, verzeihen Sie, es hätte leicht ein Unglück geben können. Ihre Frau Gemahlin ist beim Ausgleiten auf der Treppe gegen die Hochspannungskabel gekommen."

„Herrgott! Aber es ist doch nichts geschehen? — Marie, fühlst du etwas? Ist dir wohl?"

„Gewiß, Heinrich, ich weiß gar nicht, was du willst. Was soll mir denn fehlen?"

„Herr Geheimrat, beruhigen Sie sich! Es ist noch alles gut gegangen — ich war noch imstande — als ich Ihre — Frau Gemahlin straucheln sah, Kurzschluß — — und — dadurch die gefährlichen Kabel — stromlos zu machen — —"

Aber was war das nur? Warum sprach der Doktor plötzlich so mühsam? So tonlos? Sophie sah, wie er sich aufrecht hielt, wie er sich krampfhaft mit der Linken am Geländer festklammerte.

„Papa!" rief sie angstvoll, „komm doch, was ist denn mit Doktor Horst?"

Der Geheimrat und Werner stürzten auf die Galerie und konnten den Wankenden gerade noch stützen. Sophie durchfuhr es eiskalt. Was war hier geschehen? Sie zitterte, und ihr Herz schlug zum Zerspringen. „Was ist denn mit ihm, Papa? So sprich doch!"

„Ich weiß doch nicht, Kind, wir wollen ihn hier herlegen."

„Herr Geheimrat," meinte Werner, der sich über Horst gebeugt hatte, „der Herr Doktor hat sich woll 'n büschen verbrannt. Sehen Se mal hier die rechte Hand, die is wie geschmort, ja, das kommt von den verdammtichen 500 Völter. Na, er wird ja bald wieder aufwachen . . ."

Schaudernd sah Sophie auf die Hand, die verbrannte Hand, die noch immer die Zange hielt. Blitzschnell jagten sich die Gedanken in ihrem Kopf. Das hatte der Mann getan, den sie bisher so mißachtet hatte! Hätte er nicht so entschlossen gehandelt, dann wäre ihre Mutter — — Gott, das Unglück! Das war ja gar nicht auszudenken.

Welch einem furchtbaren Schicksal waren sie eben entronnen! Und wer hatte sie davor bewahrt? Wer war der Retter — —? Und eine unsagbare Dankbarkeit erfüllte ihr Herz. Unbekümmert um alle andern, die in der Nähe standen, kniete sie neben Eberhardt, und als er die Augen aufschlug und sie ansah, nahm sie seine Linke in ihre beiden Hände und flüsterte ihm zu: „Ich danke Ihnen, Eberhardt."



Neue Moden für den Winter.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen

von E. Schneider und H. Manuel.

Die diesjährige Wintermode steht jetzt endgültig fest, wenn „fest" eine Bezeichnung ist, die für diese kapriziöse Dame in Frage kommt. Bekanntlich ist es der Stolz von Frau Mode, immer wieder durch Ueberraschungen zu erfreuen. Man kann ruhig sagen „erfreuen", denn würde sie sich gleich bleiben oder zur Monotonie neigen, würde sie keineswegs ihre absolute Herrschaft über die Damen behalten. Und ob eine Republik in dem Reich der Toilettenkunst nicht eine größere Verwirrung anrichtete als der strengste Despotismus, ist eine leicht entscheidbare Frage. Man denke nur an die Zeit der Eigenkleider, in der unzählige Unberufene ihren Geschmack austobten. Bei den vielen Modemöglichkeiten ist es für jede Dame leicht, das herauszufinden, was für sie passend erscheint. Für jede Zeit und Gelegenheit ist vorgesorgt.





Phot. Manuel.

1. Gesellschaftsmantel aus einem gestickten japanischen Schal.

Phot. Manuel.

2. Kleine Toque aus Brokat mit Pleureusen in rotem Ton.



Phot. Manuel.

3. Abendmantel aus maisfarbener Damastseide.



Phot. E. Schneider.

4. **Besuchskleid aus sealbraunem Satin mit Skunksbesatz.**

schaut. Seitlich wehen zwei goldfarbene Pleureusen an der feschen Kopfbedeckung. Um den Anzug vollständig zu machen, gehört dazu ein riesiger Taschenmuff und eine im Rücken gekreuzte Stola aus Skunks.

Der Gesellschaftsmantel ist ein Gebiet, auf dem sich Frau Mode am nachdrücklichsten auslebt, und auf dem sie ihrer Verschwendungsucht sorglos die Zügel schießen läßt. Zu diesem tatsächlich vielfach sehr phantastischen Garderobenstück kommt ihr das farbenprächtige, reichgestickte japanische Tuch sehr gelegen (Abb. 1). Die weiche



Phot. E. Schneider.

5. **Dreiviertellange Persianerjacke.**
Großer schwarzer Samthut mit weißen Reihern.

Ein Teekleid, das sich auch sehr gut zu Besuchen und Empfängen eignet, ist aus sealbraunem Satin feutré gearbeitet (Abb. 4). Die halblange Jacke hat ein hochgestelltes Frackfasson und dazu eine Garnitur von kleinen Seidenknöpfschen. Der Rock ist der diesjährigen Mode zufolge am Ansatz mit Skunks umsäumt. Dazu wird eine hohe Mütze aus Skunks getragen, aus der ein breites Bandeau aus lichtem Brokat hervor-



Phot. E. Schneider.

6. Neue Wintermoden: Langer schwarzer Samtmantel mit Pelzbesatz.

Seide beugt sich leicht und willig jeder Form, und die graziöse Zier der langgeknüpften Seidenfransen bildet einen unvergleichlichen Abschluß. Eleganter und anspruchsvoller wirkt der Mantel aus maisfarbener Damastseide (Abb. 3), über dessen Rücken und vordere Bahnen sich ein Netz aus Goldfäden spannt, das durch Stickereien aus Goldfäden und Seide gehalten ist. Um die Aermel legt sich gezogener maisfarbener Velourchiffon, der auch den Abschluß des Mantels bildet. Goldene Passementerien geben ihm ein noch reicheres Aussehen. Nichts jedoch erreicht die vornehme Eleganz des Pelzes, wie sie der unvergleichliche Mantel aus Hermelin illustriert (Abb. 7). Er fällt lose und weit, um den runden Volant sind die schmalen Tierchen mit ihren Köpfchen und schwarzen Schwänzchen als Verzierung arrangiert, sie liegen auf den viereckigen Aermelaufschlägen und dem breiten Schalkragen und heben sich diskret von dem weißen, weichen Grund ab. Auch für den Straßenanzug ist Pelz in seiner sicheren Vornehmheit sehr beliebt. Immer wieder begegnen wir dem langen, mit Pelz besetzten Mantel (Abb. 6) wie der Pelzjacke, die jedoch auffallende



Phot. E. Schneider.

7. **Langer Hermelinmantel mit Aermelaufschlägen und breitem Schalkragen.**



Phot. E. Schneider.

8. **Astrachanjacke mit Chinchilla,**
Kleine schwarze Samtglocke mit grauschattierten Pleureusen.

Effekte ablehnen und ihren Wert in dem exquisitesten Material und seiner sachgemäßen und tadellosen Verarbeitung suchen. Die Form ändert sich im allgemeinen nicht wesentlich. Augenblicklich ist die dreiviertellange Jacke sehr beliebt, wie die Persianerjacke zeigt (Abb. 5). Sie hat einen einfachen Umlegekragen und mittelgroße Revers. Die Eleganz dieses Anzugs wird durch den großrandigen Samthut mit den weißen Reihern geschmackvoll unterstützt. Etwas komplizierter gearbeitet ist die Jacke aus Astrachan (Abb. 8). Vorn ist die Jacke kimonoartig ausgeschnitten. Der Chinchillakragen folgt dieser Linie nicht, sondern fällt gerade herab. Die kleine schwarze Samtglocke trägt grauschattierte Pleureusen. Einfach und kleidsam ist auch die Toque aus Brokat in Weinrot und Gold (Abb. 2), die mit Pleureusen in rotem Ton garniert ist. D. A.



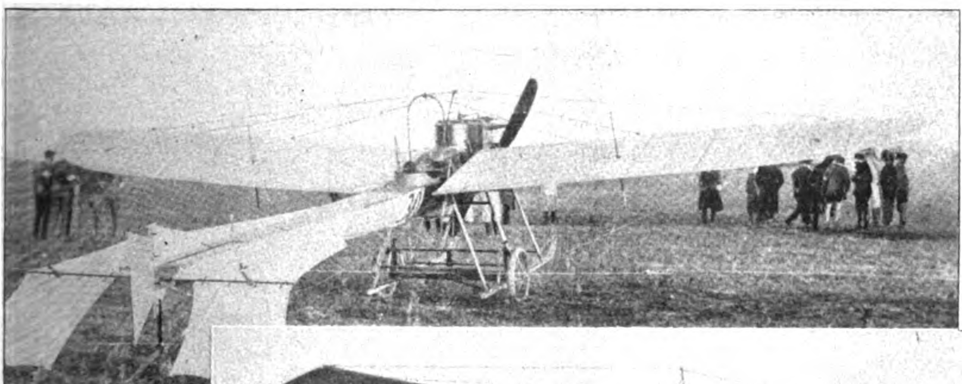
Die Flugwoche.

Die Erfolge der deutschen Flugzeugerbauer und Flieger sind in den letzten zwei Monaten sehr erheblich gewesen. Die verflossene nationale Flugwoche gibt begründete Hoffnungen, daß wir bald den gewaltigen Vorsprung anderer Länder einholen werden. Dabei dürfen wir uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß es vornehmlich von fremden Erfindern geschaffene Apparate sind, die die größten Erfolge erzielt haben. Die Hauptsache bleibt, daß fast alle die Maschinen in Deutschland erbaut und von deutschen Fliegern gesteuert worden sind, sowie die Tatsache, daß unsere Konstrukteure wesentliche Verbesserungen für die fremden Typen erdacht haben. Der kleine Blériot-Apparat, von Wiencziers geführt, hatte von vornherein die größte Aussicht, den Höhenpreis davonzutragen, da er bei großer Leichtigkeit über einen äußerst starken 50-P.S. Gnôme-Motor verfügt. Mühelos ist denn auch der Schlesier bis auf eine Höhe von 1560 Meter gestiegen, wobei das Fahrzeug völlig den Blicken der Zuschauer entschwunden war; ein Beweis, wie schwierig es im Krieg sein wird, solche kleinen Luftfahrzeuge herabzuschießen. Doch nichts ist vollkommen auf der Erde! Das leichte Fahrzeug hat auch seine Nachteile. Bei der Anfahrt mußte mit der größten Sorgfalt verfahren werden, damit die Maschine schnell in die Luft kam; einmal fuhr denn auch der Führer infolge ungeschickten Haltens beim Anrollen gegen eine Zuschauerbarriere, wobei die Maschine an einem Flügelende derart verletzt wurde, daß sie für den betreffenden Tag außer Gefecht gesetzt war. Auch die Landungen sind nicht ganz leicht, weil das Fahrzeug mit dem starken Motor eine zu große Bremsstrecke hat.

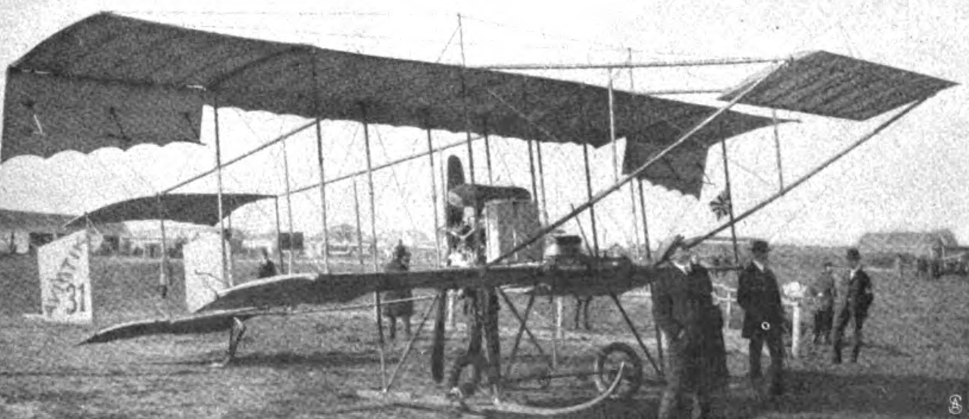


Der Etrich-Eindecker „Taube“ am Start. Oben: Illner im Flug auf der „Taube“.

Der Münchner Lindpaintner hat auf seinem Sommer-Doppeldecker den großen, 25 000 Mark betragenden Preis des Kriegsministeriums errungen, was er nicht zum wenigsten dem sicher funktionierenden Motor zu verdanken hat. Lindpaintner sowohl wie Jeannin zogen fast täglich stundenlang in sicheren Flügen ihre Kreise durch die Luft; häufig in weiter Ferne fast den Blicken der Zuschauer verschwindend. Ihre Leistungen haben bewiesen, daß es zum mindesten noch verfrüht ist, das alleinige Heil in den Eindeckern zu suchen. Daß auch die Wrightmaschinen sehr wohl die Konkurrenz der neueren Typen auszuhalten vermögen, hat Thelen bei



Lindpaintners Eindecker „Libelle“.



Der Doppeldecker Jeannins.



Der 18jährige Aviatiker Hanuschke mit seinem selbstkonstruierten Apparat.

seinen vielen, in recht böigen Winden durchgeführten Flügen bewiesen. Am 13. Oktober war er sogar der einzige, der sich schließlich gegen einen im Mittel mit 12 m/Sek. festgestellten, bei Stößen sogar mit 16 m/Sek. gemessenen Wind mit einer Dame, Frau Direktor Woerner, in der Luft zu halten vermochte. Der zierliche Eindecker Lindpaintners, „Libelle“ genannt, hat vorläufig die auf ihn gesetzten Erwartungen noch nicht erfüllt.

Wiencziers startet auf seinem Blériot-Eindecker zum kürzesten Anlauf.

Das größte Gefallen erregte namentlich bei den Zuschauern der in den letzten Tagen außer Konkurrenz fliegende Eindecker des Oesterreichers Etrich, der den Bau seiner Type in Deutschland der Luftfahrzeugfabrik Rumpler übertragen hat. Die „Taube“ wurde durch den Werkmeister Etrichs, Illner, gesteuert, der schon in Oesterreich ganz hervorragende Ueberlandflüge, so zuletzt die Fahrt Wien—Horn und zurück — 160 km — ausgeführt hat. Diese Maschine sah wie ein leibhaftiger Vogel aus, sie entzückte alle durch ihre wunderbare Form, während das kritische Auge des Fachmannes die große Stabilität bewunderte, die die „Taube“ namentlich in engen Kurven beweisen konnte. Das Vertrauen des Führers in sein Fahrzeug ging so weit, daß er dem Verfasser dieser Zeilen bei einem Mitflug bewies, wie er auch in der Kurve beide Hände loszulassen vermochte; ohne Betätigung der Verwindung stabilisierte sich die Maschine von selbst. Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß man nunmehr für Deutschland auch diesen Apparat gewonnen hat.

Die Albatros-Doppeldecker wurden ebenfalls durch den Militärfliegerlehrer Brunnhuber in ausgezeichneter Weise, meist mit Fahrgästen, Herren und Damen, vorgeführt. Die Eindecker von Grade, Dorner, Schulze-Herford mit seinem erst achtzehnjährigen Konstrukteur Hanuschke konnten zwar nicht gegen ihre großen und bewährten Brüder erfolgreich ankämpfen, lassen aber das Beste für die Zukunft hoffen. Ohne irgendeine Verletzung von Personen ist die Flugwoche harmonisch verlaufen, auch wurde nur wenig „Kleinholz“, wie der Fachausdruck für Beschädigungen der Maschinen sagt, gemacht. Der Kronprinz, der für die Luftschiffahrt, insbesondere auch für das Flugwesen stets hohes Interesse bewiesen hat — es sei daran erinnert, daß er nach Beendigung der für den „Berliner Lokal-Anzeiger“ über dem Tempelhofer Feld von Orville Wright durchgeführten Flugvorführungen selbst schon in einer Wrightmaschine geflogen ist — wohnte am letzten Tag mit der Kronprinzessin dem Meeting bei und beobachtete über eine Stunde lang die prächtigen Flüge. Wiencziers ließ der Kronprinz als Anerkennung für den wohlgelungenen Höhenflug und die große Geschicklichkeit, mit der dieser den kleinen Apparat meisterte, durch Verfasser eine Busennadel überreichen. Die zahlreichen Offiziere mit dem Kriegsminister, dem Inspekteur der Verkehrstruppen an der Spitze bewiesen, daß sich zurzeit das Militär davon überzeugt hat, welch hohe Bedeutung der Flugsport auch für das Heer gewinnen kann, und daß man sich nunmehr von einseitigen abfälligen Beurteilungen nicht mehr beeinflussen läßt. Der Erfolg spricht eben für sich!

Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Bilder aus aller Welt.

Zwei jugendliche Pianistinnen Elsa und Cecilia Satz machen sowohl in Deutschland wie England durch ihre Vortragskunst von sich reden. Die beiden Schwestern stehen wohl am Beginn einer erfolgreichen Künstlerlaufbahn.

Vor kurzem vollendete der nunmehr 70jährige Schlachtenmaler Professor Louis Braun in München sein letztes großes Schlachtenbild aus dem Krieg 1870. Das Gemälde stellt das Kgl. Bayrische 2. Chevaulegerregiment im Granatfeuer vor Sedan dar. Das Gemälde ist für das Offizierkasino des 2. Chevaulegerregiments in Regensburg bestimmt.

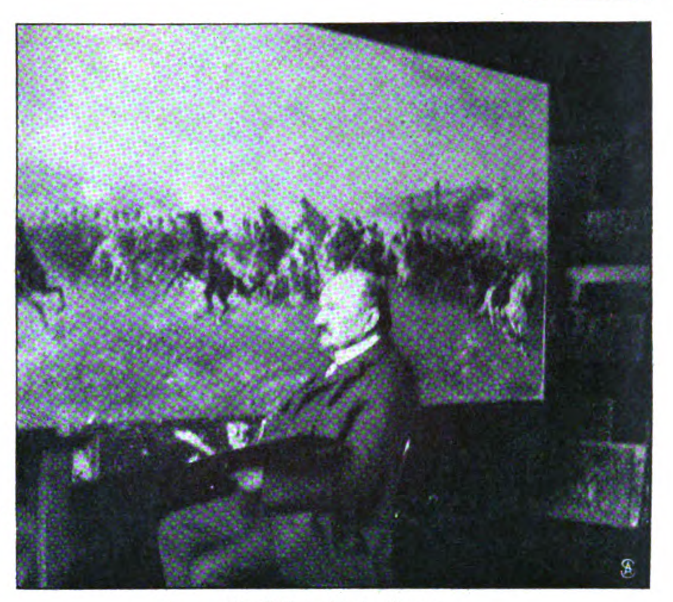
In Diez in Nassau wurde der künstlerisch ganz hervorragende Sarkophag der Fürstin Amalie von Nassau-Diez in der Stiftskirche zu Diez neu enthüllt, nachdem er einer gelungenen Restauration auf Anregung des Vereins für nassauische Altertumskunde unterzogen worden war. Dieser Sarkophag ist ein Werk des Bildhauers Joseph Betz aus dem Jahr 1726.

In Brünn wurde vor kurzem ein Denkmal für den berühmten Naturforscher Prälaten Gregor Mendel, der 1884 starb, enthüllt. Das vornehme, aus Marmor hergestellte Denkmal ist eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Theodor Charlemont.

Eine Urenkelin Andreas Hofers Frl. Maggy Pausen hat sich der Bühne gewidmet und wurde jetzt für das Hoftheater in Hannover auf zwei Jahre verpflichtet.



Elsa und Cecilia Satz,
zwei erfolgreiche Pianistinnen.



Professor Louis Braun
bei der Vollendung seines letzten großen Schlachtenbildes von 1870: „Sedan".

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Morsbach, Lehrer der englischen Philologie in Göttingen, geht als Austauschprofessor nach Chikago.

Vor kurzer Zeit wurde das neuerbaute Deutsche Stadttheater in Reval seiner Bestimmung übergeben. Reval beherbergt etwa 25000 Deutsche, so daß das deutsche Element dort eine ganz bedeutende Rolle spielt. Es erscheint daher sehr begreiflich, daß sich das Bedürfnis nach einem deutschen Theater geltend machte. Nach achtjähriger emsiger Sammelarbeit ist es gelungen, die Mittel für diesen schönen Neubau zusammenzubringen. Bereits früher bestand



Phot. C. Bender.
Sarkophag der Fürstin Amalie von Nassau Diez,
in der Stiftskirche zu Diez.



Das in Brünn enthüllte Denkmal
für den Naturforscher Gregor Mendel.

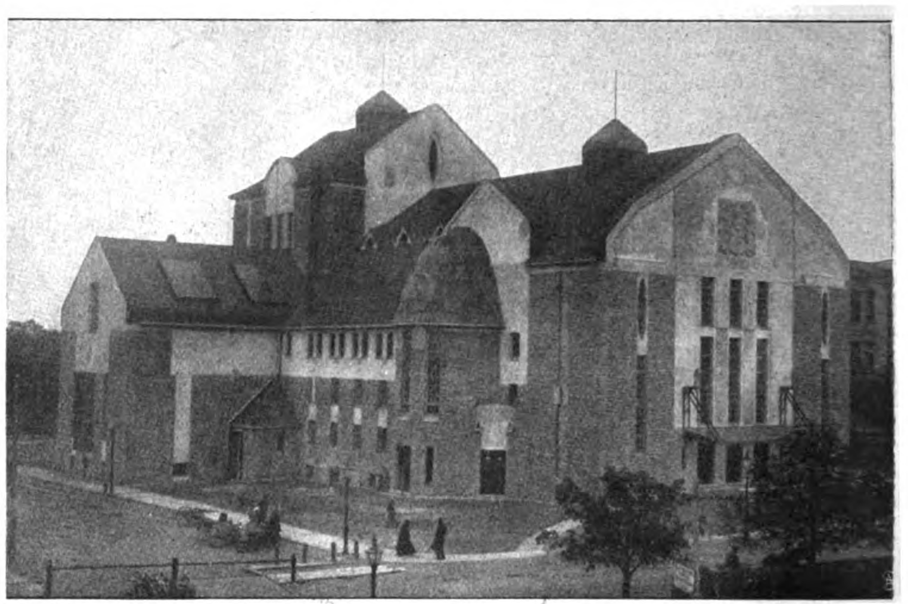




Maggy Pausen,
Urenkelin Andreas Hofers, wurde an das Hoftheater in Hannover engagiert.



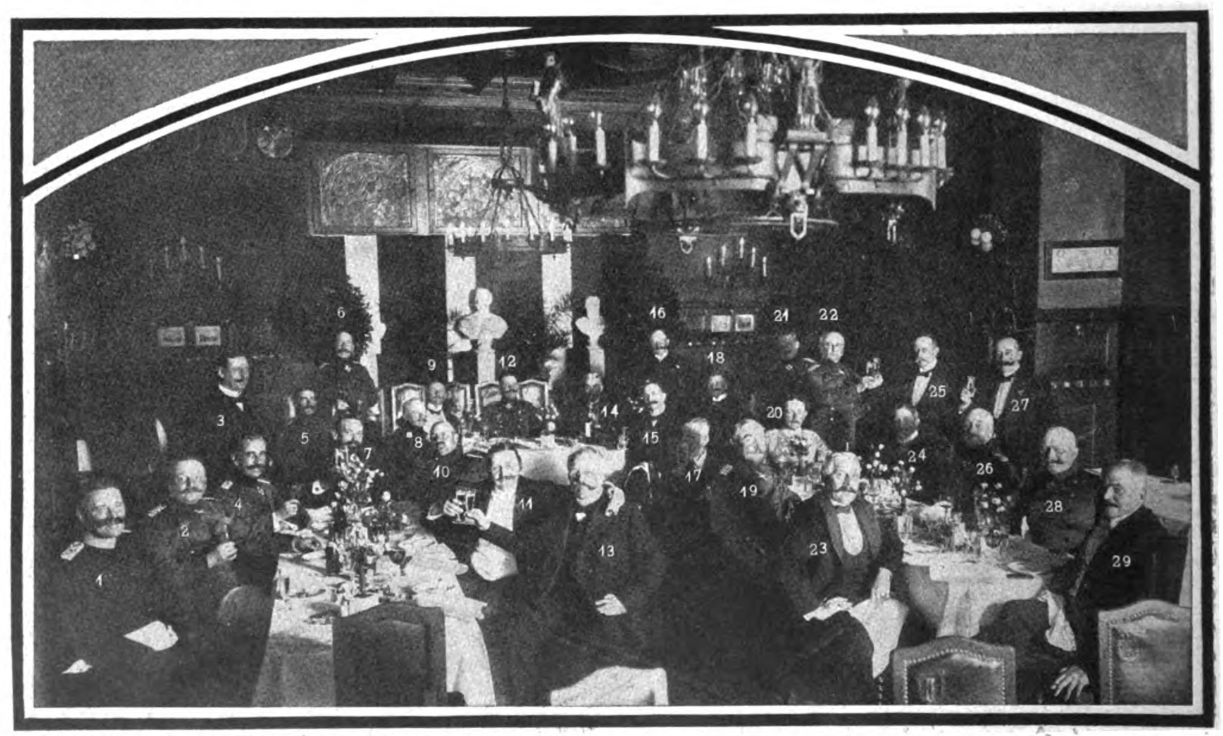
Prof. Dr. L. Morsbach,
Göttingen, geht als Austauschprofessor nach Chikago.



Das neue Deutsche Theater in Reval.

ein deutsches Theater in Reval, jedoch war es nur ein einfaches Gebäude, das niederbrannte. Das gleiche Schicksal ereilte bei der letzten Revolution das hölzerne Interimstheater. Es ist in erster Linie den Bemühungen des Revaler Theatervereins zu danken, daß der deutschen Kunst eine würdige Heimstätte geschaffen wurde. Zwei russische Architekten Bubyr und Wassiljew sind die Schöpfer des prächtigen Monumentalbaus. Die Einweihung gestaltete sich zu einer würdigen Feier, an der auch die nichtdeutsche Bevölkerung regen Anteil nahm.

Gelegentlich der 100jährigen Jubelfeier der Berliner Kriegsakademie vereinigten sich die vor 25 Jahren zu dieser Bildungsanstalt kommandierten Offiziere zu einem erinnerungsfrohen Fest.



Zum Jubiläum der Berliner Kriegsakademie: Das Festessen der vor 25 Jahren zur Kriegsakademie einberufenen Offiziere.

1. Oberst von Maibom. 2. Generalmajor v. Beckedorff. 3. Major z. D. Grimsehl. 4. Oberst Kleyenstüber. 5. Oberst Fuchs. 6. Generalmajor Staabs. 7. Major a. D. Frhr. v. d. Osten-Sacken. 8. Oberst Frhr. von Humboldt-Dachroeden. 9. Gutsbesitzer von Schack. 10. Oberst Neff. 11. Oberstleutnant a. D. Rahm. 12. Generalmajor v. Zitzewitz. 13. Oberst z. D. Rosencrantz. 14. Major z. D. Frhr. v. Ende. 15. Hauptmann a. D. Steffens. 16. Oberstleutnant Dietz von Bayer. 17. Oberst z. D. Hellwig. 18. Oberst z. D. von Wasielewski. 19. Generalmajor Goetz von Olenhusen. 20. Oberst Frhr. Leuckardt von Weißdorf. 21. Oberst Steinmetz. 22. Generalmajor Frhr. von Lindemann. 23. Major z. D. von Webern. 24. Major z. D. Kaul. 25. Rittmeister a. D. von Burgsdorff. 26. Generalmajor von Pappritz. 27. Hauptmann a. D. Grolig 28. Generalmajor von Carlowitz. 29. Graf von Franken-Sierstorpff.

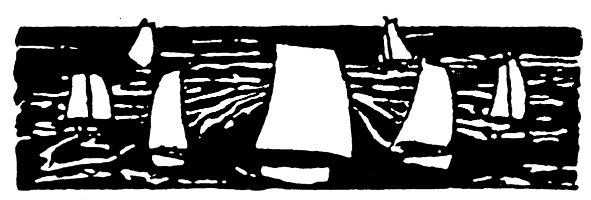
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 46. Berlin, den 12. November 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.



Die sieben Tage der Woche.

3. November.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin treffen in Genua ein, wo sie sich an Bord des Lloyddampfers „Prinz Ludwig" begeben.

In Frankreich bildet der Ministerpräsident Briand ein neues Kabinett, dem Millerand und Viviani nicht angehören.

In Südwales begehen die streikenden Grubenarbeiter grobe Ausschreitungen; es kommt zu blutigen Zusammenstößen zwischen Ausständigen und Arbeitswilligen.

4. November.

Zar Nikolaus II. trifft zum Besuch des Kaisers in Potsdam ein, der ihn auf der Station Wildpark empfängt.

In siebzehn deutschen Universitätstädten werden Studentenversammlungen zugunsten einer Reform des akademischen Disziplinarrechts abgehalten.

In Kapstadt wird das Parlament der Südafrikanischen Union feierlich eröffnet.

Ein in Peking veröffentlichtes kaiserliches Dekret setzt die Einberufung des chinesischen Parlaments schon für 1913 statt für 1917 an.

5. November.

Die badische Regierung gestattet mit Zustimmung des Reichskanzlers eine beschränkte Einfuhr von Rindern und Schweinen nach Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg zur sofortigen Abschlachtung.

Der russische Kaiser kehrt von Potsdam nach Wolfsgarten in Hessen zurück.

6. November.

Der Kronprinz Gustav Adolf von Schweden trifft mit seiner Familie zum Besuch des Kaiserpaares in Potsdam ein.

Aus Abescher in Französisch-Zentralafrika kommen Nachrichten über einen Aufstand, bei dem zahlreiche Stationen überfallen und die Besatzungen ermordet werden.

Der Fünfmaster „Preußen", das größte deutsche Segelschiff, strandet nach einem Zusammenstoß mit dem englischen Passagierdampfer „Brighton" auf den Klippen von Dover.

7. November.

Durch eine Proklamation des Königs von England wird seine Krönung auf den 22. Juni nächsten Jahres anberaumt.

8. November.

Bei der Rekrutenvereidigung in Potsdam ermahnt der Kaiser die jungen Soldaten in einer Ansprache, stets Gottesfurcht und Selbstzucht zu üben.

Das Kronprinzenpaar trifft auf seiner Asienreise an Bord des „Prinz Ludwig" in Port Said ein.

In dem Prozeß gegen die „Wahrheit" wegen Erpressung werden der Herausgeber Wilhelm Bruhn und seine Mitangeklagten freigesprochen.

König Albert eröffnet das belgische Parlament mit einer Thronrede, deren Verlesung die Sozialdemokraten mit lärmenden Kundgebungen für das allgemeine Stimmrecht und die Auflösung der Deputiertenkammer begleiten.

9. November.

Die Staats-, Gouverneurs- und Kongreßwahlen in Amerika ergeben in der Mehrzahl der Staaten einen Sieg der Demokraten, die im Repräsentantenhaus die Mehrheit erhalten.

Zur Kaiserlichen Botschaft vom 11. Oktober.

Begründung von Forschungsinstituten.

Von Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. D. Adolf Harnack.

In der großen und bedeutungsvollen Rede Seiner Majestät des Kaisers beim Jubiläum der Berliner Universität hat der Allerhöchste Herr Gedanken Ausdruck verliehen, die bei allen Hörern begeisterten Widerhall geweckt haben. Vor allem der Hinweis auf den weiteren Ausbau unserer wissenschaftlichen Einrichtungen durch Gründung selbständiger naturwissenschaftlicher Forschungsinstitute, die in lebendiger Fühlung mit den wissenschaftlichen Akademien und den Hochschulen stehen sollen, hat die größte Beachtung gefunden und wird mit Recht als ein Markstein für die zukünftige Entwicklung der Wissenschaft in unserem Vaterland beurteilt. Es wird daher weitesten Kreisen von Interesse sein, etwas Näheres darüber zu erfahren. Die nachfolgenden Erwägungen, die im Austausch mit hervorragenden Naturforschern, wie Emil Fischer und August Wassermann, entstanden sind und namentlich dem letzteren viel tatsächliches Material verdanken, geben Gedanken wieder, von denen ich annehmen darf, daß sie im wesentlichen jenen entsprechen, auf denen die Allerhöchste Kundgebung sich gründete.

1.

Die heutige Organisation der Wissenschaft und des höheren Unterrichts in Preußen beruht auf den Gedanken und Grundsätzen Wilhelm von Humboldts. Diese von dem höchsten Idealismus und von dem sichersten Verständnis für das Notwendige und Praktische zugleich getragen, wurden vor hundert Jahren in der schwersten Zeit des Staates durchgeführt. Sie haben, von Preußen auf ganz Deutschland einwirkend, unser Vaterland in seinem wissenschaftlichen Ansehen an die Spitze aller Kulturnationen gerückt.

Zwei Hauptsätze liegen der Organisation zugrunde; sie haben sich während eines Jahrhunderts bewährt und müssen daher auch heute noch in Kraft bleiben:

1. Forschung und Unterricht müssen aufs engste verbunden sein,

2. der vollständige und sichere Betrieb der Wissenschaften bedarf Akademien, Universitäten und relativ selbständiger Forschungsinstitute (Humboldt nannte sie „Hilfsinstitute"). „Die letzteren" — schreibt er in einer Denkschrift von 1809/10 — „müssen abgesondert zwischen Akademie und Wissenschaft stehen; allein beide müssen, unter gewissen Modifikationen, nicht bloß die Benutzung, sondern auch die Kontrolle über die Hilfsinstitute haben. Akademie, Universität und Hilfsinstitute sind drei integrierende Teile der wissenschaftlichen Gesamtanstalt unter Leitung und Oberaufsicht des Staates."

Warum hielt Humboldt neben den Akademien und Universitäten besondere wissenschaftliche „Hilfsinstitute" für notwendig? Weil er erkannte, daß die gebotene segensreiche Verbindung von Forschung und Unterricht einer Ergänzung bedürfe, sollte schließlich nicht die Forschung doch Schaden leiden. Denn es werden auf den Universitäten die Bedürfnisse der Lehre und des Unterrichts stets im Vordergrund stehen; ihnen werden die Universitätslaboratorien und -institute in erster Linie dienen, und die Zeit des Professors wird zum größeren Teil von ihnen ausschließlich in Anspruch genommen sein. Aber es gab schon zu Humboldts Zeit wissenschaftliche Aufgaben, die nur erledigt werden konnten, wenn sich ihnen der Forschende, unterstützt von einem Stab von Gelehrten, Jahre hindurch ausschließlich zu widmen vermochte, und es gab schon damals tastende Forschungen, die für den Unterricht noch gar nicht fruchtbar gemacht werden konnten. Deshalb verlangte Humboldt wissenschaftliche Forschungsinstitute.

Aber am Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Bedürfnis nach solchen „Hilfsinstituten" noch gering. Nur der Botanische Garten, die Sternwarte und die Königliche Bibliothek lagen in Humboldts Gesichtskreis. Um so bewunderungswürdiger ist sein prophetischer Blick, der vorauseilend bereits eine ganze Gruppe von solchen Forschungsinstituten ins Auge gefaßt hat.

2.

Wie ist nun die Entwicklung fortgeschritten? Die Akademien und Universitäten haben ein Jahrhundert lang im Geist Humboldts gearbeitet, und es wird ihnen bezeugt, daß sie den Aufgaben wesentlich entsprochen haben, die ihnen gestellt waren. Die technischen Hochschulen traten ihnen für die hochgesteigerten naturwissenschaftlich-technischen Aufgaben zur Seite und sind in den Grundzügen nach dem Muster der Universitäten organisiert worden. Endlich sind auch einige neue „Hilfsinstitute" geschaffen worden, so das Meteorologische, das Astrophysikalische, das Geodätische Institut sowie die Physikalisch-technische Reichsanstalt (die Aufgaben und Zwecke der letzteren sind jedoch nicht rein wissenschaftliche).

Dennoch steht heute, am Anfang des 20. Jahrhunderts, die deutsche Wissenschaft, vor allem die Naturwissenschaft, in einer Notlage, die nicht vertuscht werden darf. Zwar ist es eine Uebertreibung, wenn jüngst von einem Hochschullehrer rund behauptet worden ist, die deutsche Wissenschaft sei bereits (namentlich von der amerikanischen) überflügelt, und ihre Universitäten ständen nicht mehr an der Spitze; wahr aber ist, daß die deutsche Wissenschaft auf wichtigen Linien der Naturforschung hinter der anderer Länder zurückzubleiben beginnt oder in Gefahr steht.

Diese Tatsache ist national-politisch und wirtschaftlich sehr bedenklich. National-politisch ist sie bedenklich, weil, anders als früher, heutzutage bei dem außerordentlich gesteigerten Nationalgefühl jedem wissenschaftlichen Forschungsergebnis ein nationaler Stempel aufgedrückt wird. Man liest heute in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen von deutschen, französischen, amerikanischen Forschungsergebnissen bzw. Forschern, was früher in diesem Maße nicht der Fall war. Die Völker legen Wert darauf, jedem neuen Wissensfortschritt gleichsam das Ursprungzeugnis mit auf den Weg zu geben. Sie werden dabei in früher nie geübter Weise von ihrer Tagespresse unterstützt, in wohl erwogener Absicht. Wissen sie doch, daß nichts so sehr geeignet ist, für ein Volk auf der ganzen Welt zu werben und es als den führenden Kulturträger erscheinen zu lassen als die Erweiterung des menschlichen Wissens und die Erschließung neuer Quellen für die Arbeit und Gesundheit der gegenwärtigen und künftigen Generationen. Deshalb hat die Führung auf dem Gebiet der Naturwissenschaften nicht mehr nur einen ideellen, sondern sie hat auch einen eminenten nationalen und politischen Wert. Daß sich an diesen auch ein wirtschaftlicher anschließt, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.

Eine Täuschung ist aber zurzeit nicht mehr möglich. Nicht nur unsere Führung — das wäre noch zu ertragen — sondern auch unsere Konkurrenzfähigkeit auf wichtigen Linien der Naturforschung ist bedroht.

Wodurch ist diese ernste Lage herbeigeführt? Diese Frage nach allen Seiten hier zu erörtern, würde zu weit führen. Es genügt aber, auf ein entscheidendes Versäumnis hinzuweisen, das durch energische Anstrengung beseitigt werden muß und sicher beseitigt werden kann: Die Errichtung von Forschungsinstituten, wie sie einem Humboldt als dritter Faktor in der wissenschaftlichen Gesamtanstalt vorschwebten, hat in Preußen und Deutschland nicht Schritt gehalten mit der großen Entwicklung der Wissenschaft.

Seit einem Menschenalter hat sich die Naturwissenschaft fächerförmig ausgebreitet; zahlreiche neue Disziplinen, zum Teil von der Technik gefordert, zum Teil ihr vorauseilend, sind entstanden, zugleich aber sind Methoden der Massenbeobachtung, der Vergleichung und der Feinheit der Untersuchung gefunden worden, die es ermöglichen, eine Fülle neuer Aufgaben in Angriff zu nehmen.

Ganze Disziplinen gibt es heute, die in den Rahmen der Hochschule überhaupt nicht mehr hineinpassen, teils weil sie so große maschinelle und instrumentelle Einrichtungen verlangen, daß kein Universitätsinstitut sie leisten kann, teils weil sie sich mit Problemen beschäftigen, die für die Studierenden viel zu hoch sind und nur jungen Gelehrten vorgetragen werden können.

Dies gilt z. B. von der Lehre von den Elementen und von den Atomgewichten, wie sie sich gegenwärtig ausgebildet hat. Sie ist eine Wissenschaft für sich; jeder Fortschritt auf diesem Gebiet ist von der größten Tragweite für das Gesamtgebiet der Chemie; aber im Rahmen der Hochschule kann diese Disziplin nicht mehr untergebracht werden, sie verlangt eigene Laboratorien.

Ferner, die organische Chemie, deren Führung bis vor noch nicht langer Zeit unbestritten in den chemischen Laboratorien der deutschen Hochschulen lag, ist



heute von da zu einem beträchtlichen Teil in die großen Laboratorien der Fabriken abgewandert. Damit ist diese ganze Forschungsrichtung für die reine Wissenschaft zwar keineswegs ganz verloren, aber doch sehr verengt; denn die Fabriken setzen die Forschungen in der Regel nur so weit fort, als sie praktische Resultate versprechen, und sie behalten diese Resultate als Geheimnisse oder legen sie unter Patent.

Die reine Wissenschaft ist aber auch im Interesse der Industrie — und sie ist sich dessen wohl bewußt — durchaus notwendig; denn sie bringt ihr die größten Förderungen durch die Erschließung wirklich neuer Gebiete. Es sei an die Entdeckung der Konstitution des Indigo durch Baeyer erinnert, und hat nicht Faradays rein theoretische Entdeckung die heutige Dynamomaschine und damit die heutige Elektrizitätsindustrie geschaffen, haben nicht Hertzs rein wissenschaftliche Untersuchungen über die Fortpflanzung der elektrischen Wellen zur drahtlosen Telegraphie geführt? Humboldts Wort: „Die Wissenschaft gießt oft dann ihren reichsten Segen über das Leben aus, wenn sie sich von demselben gleichsam zu entfernen scheint", bewährt sich fort und fort. Aber dann muß auch die Möglichkeit geboten sein, die reine Wissenschaft zu pflegen; es müssen daher neue Forschungsstätten für Chemie und Physik geschaffen werden.

Die Arbeitslaboratorien und die Kräfte unserer Universitäten und technischen Hochschulen genügen heutzutage um so weniger, als die Anforderungen, „Uebungen" mit den Studierenden zu halten und den Schwerpunkt des Unterrichts auf sie zu legen, mit Recht immer größere werden und alles in Beschlag zu nehmen drohen.

Aber nicht minder dringend ist das Bedürfnis, den biologischen Wissenschaften Raum und Licht und Mittel zu gewähren, deren Bedeutung in schneller Progression eine immer größere wird. Hier kommt sowohl die rückschauende Biologie, die Paläontologie, als auch die vergleichende Physiologie der Pflanzen und Tiere in Betracht. Beide können im Rahmen der Hochschulen nicht wohl gepflegt werden.

Aber darüber hinaus melden sich jene jungen Forschungszweige gebieterisch an, die das praktisch wichtigste Gebiet der Biologie darstellen — die mikrobiologischen Forschungen. Zu ihnen gehört auch die Wissenschaft, die sich mit der Ergründung der exakten Krankheitserkennung und Krankheitsheilung, d. h. der experimentellen Diagnostik und Therapie, beschäftigt. Auch diese Disziplin eignet sich ihrem ganzen Wesen nach mindestens zurzeit nicht für den Rahmen unserer heutigen Hochschulinstitute. Auf diesem Gebiet aber überflügelt zu werden, bedeutet eine durch nichts zu ersetzende Herabminderung unserer wissenschaftlichen Stellung und Wertschätzung bei den übrigen Völkern. Denn nichts wird höher eingeschätzt als neue Methoden, neue wissenschaftliche Funde, die geeignet sind, Krankheiten zu verhüten bzw. in Heilung überzuführen. Und gerade nach dieser Hinsicht droht uns am meisten Gefahr. Diese neu erstandenen Wissensgebiete, die mit ihren überraschenden Entdeckungen sowohl eine sichere Diagnostik der Erkrankungen gestatten als auch die Herstellung von Heilstoffen auf chemisch-biologischem Weg lehren, die im erkrankten Organismus die Ursache der Krankheit zerstören, sind heute der wichtigste Forschungsgegenstand für die Volksgesundheit und beherrschen deshalb die moderne Medizin. Sie können aber mit ihren verschiedenen Zweigen, der Chemotherapie und Immunotherapie, nur in speziellen Forschungsinstituten fortentwickelt werden.

3.

Was tut diesen neuen Bedürfnissen der Wissenschaft gegenüber das Ausland? Nun — die großen andern Kulturnationen haben die Zeichen der Zeit erkannt, und sie haben in den letzten Jahren ungeheure Aufwendungen für die Förderung der naturwissenschaftlichen Forschung gemacht. In der Ueberzeugung, daß Universitätslaboratorien nicht ausreichen und der Unterrichtzweck mindestens zunächst zurücktreten muß, ist man im Ausland dazu übergegangen, besondere große Forschungsinstitute zu errichten, die frei von jeder Verpflichtung zum Unterricht sind und nur der Ergründung neuer Tatsachen dienen sollen. Diese Institute stellen heute in dem Ringen, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, und in dem Kampf um den Vorrang in der naturwissenschaftlichen Forschung mächtige große Kampfeseinheiten dar.

Eine Anzahl Beispiele möge die Lage in dieser Hinsicht beleuchten. So besitzt England in der staatlichen, aber auch durch private Zuschüsse unterstützten Forschungsstätte, der Lord Ramsay vorsteht, eine Institution, in der ausschließlich die rein wissenschaftliche Seite der anorganischen Chemie, besonders die Lehre von den Elementen, durchstudiert wird, und aus der in den letzten Jahren große Forschungsergebnisse, so die Entdeckung neuer Elemente in der Luft, des Neon, Krypton, Argon und Heliums, hervorgegangen sind. Auch die Radiumforschung wird dort in einer bei uns bis heute unausführbaren Weise gepflegt. Amerika besitzt in dem unter der Leitung von Richards stehenden Institut eine Forschungsstätte, in der fast ausschließlich über die Probleme der Atomgewichte gearbeitet wird. Die Ergebnisse dieses Instituts sind für die gesamte Welt maßgebend geworden. Schweden hat in jüngster Zeit in dem Nobelinstitut, das unter der Leitung von Arrhenius steht, eine Forschungsstätte ersten Ranges für physikalisch-chemische Probleme erhalten, der wir nichts Gleichwertiges an die Seite stellen können. Ebenso besitzt England in der altberühmten Royal Institution of Great Britain und Frankreich im College de France Zentralstellen für naturwissenschaftliche Forschungen. Sie sind solche im exklusiven Sinn; denn der Unterricht wird nicht hier, sondern an anderer Stelle erteilt. In Amerika ist ferner im Lauf der letzten Jahre von Carnegie mit einem Stiftungskapital von 40 Millionen Mark eine Institution gegründet worden zu dem Zweck, um besondere Forschertalente in die Lage zu setzen, frei von jeder Lehrtätigkeit ihre besondere Begabung voll entfalten zu können und ihnen die Mittel zu schaffen, auf dem Gebiet der Naturforschung ihre Untersuchungen anzustellen.

Blicken wir auf die Biologie, so sind in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Kanada allein für Paläontologie 31 Gelehrte angestellt. England hat für diesen Zweck am British Museum 6 Paläontologen tätig, bei uns aber ist die Paläontologie durch einen einzigen Berufsforscher vertreten, der zugleich auch Geologe ist. In Paris sind nur für vergleichende Zoologie und Paläontologie 16 Professoren, für die vergleichende Biologie der Pflanzen 4 Professoren wirksam. Außerordentlich groß ist die Förderung, die die biologischen Wissenschaften in neuester Zeit in den Vereinigten Staaten gefunden haben. Nicht nur der Staat, die Provinzen und Städte, sondern auch be-



sonders das Privatkapital haben ungezählte Millionen dafür aufgebracht.

Die Anstrengungen, die das Ausland zurzeit auf dem Gebiet der medizinischen Naturforschung macht, um den Vorrang zu erringen, sind aber als geradezu beispiellos zu bezeichnen. Beginnen wir mit Frankreich. Dortselbst hat das bereits vorher sehr reiche Institut Pasteur zu Paris in den letzten Wochen den Besitz einer Erbschaft von 20 Millionen Mark angetreten, ein Vermächtnis des verstorbenen Bankiers Osiris. Die Erträgnisse dieses riesigen, einem einzigen Forschungsinstitut gehörigen Kapitals sollen nur verwandt werden, um die medizinische naturwissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der experimentellen Therapie zu fördern. Für Unterrichtzwecke darf nichts davon verwendet werden. In Lille ist unter Beihilfe des Staats, der Provinz und besonders des Privatkapitals ein zweites großes, auf das reichste ausgestattetes Forschungsinstitut, das Institut Pasteur zu Lille, entstanden, das ebenfalls nur reinen Forschungs- und keinen Unterrichtzwecken dient. — Hierzu kommen die verschiedenen Instituts Pasteur, die französisches Kapital speziell zum Zweck der Forschung, besonders aber auch zum Zweck der Ausbreitung des französischen Einflusses in seinen Kolonien errichtet, so zwei Institute in Indochina und Madagaskar, je eins im französischen Kongo, in Algier und Tunis. Ja sogar in fremden Ländern, wie in Südamerika und in Belgien, werden die dort bestehenden Instituts Pasteur von Frankreich aus in jeder Hinsicht unterstützt, in der wohl erwogenen Absicht, daß derartige Forschungsinstitute, abgesehen von dem Nutzen, den sie der Wissenschaft bringen, zur Ausbreitung der französischen Nationalkultur und deshalb des französischen Einflusses sehr viel beitragen.

England besitzt in den Thompson Yates Laboratories, im Lister Preventive Institut sowie in dem Liverpooler tropenmedizinischen Institut Forschungstätten, die im Besitz großer, von privater Seite aufgebrachter Mittel sind. Besonders reiche, der reinen wissenschaftlichen Forschung gewidmete Institute errichtete weiterhin England in seinen Kolonien. So in Indien bei Singapore auf der Halbinsel Malakka, ferner das Institut in Muktesar bei Simla und endlich das Kinginstitut bei Madras. Speziell hervorzuheben ist das neugegründete Gordon Memorialinstitut in Khartum im Sudan. Dieses Institut ist vor einigen Jahren errichtet worden. Es steht unter dem Patronat Seiner Majestät des Königs von England, und es gehören ihm die ersten Männer Englands als Präsidenten oder Komiteemitglieder an; unter andern der Feldmarschall Lord Kitchener, der frühere Gouverneur von Aegypten, Earl of Cromer, weiterhin die reichsten Leute Englands, Lord Rothschild, Sir Ernest Cassel u. a. Das Institut besitzt einen eigenen Dampfer, um neben den medizinischen die übrigen biologischen Forschungen auf dem Gebiet der Zoologie und Botanik durchführen zu können. Dementsprechend sind in ihm Mediziner, Chemiker, Zoologen, Botaniker tätig. — In der neuen Transvaalkolonie verfügt England unter der Leitung von Theiler über ein Institut für das experimentelle Studium der Infektionskrankheiten, das nach Mitteilungen des Direktors Theiler einen Jahresetat von 500 000 Mark für Ausgaben besitzt. Selbst Brasilien hat sich in jüngster Zeit in Rio de Janeiro, angefeuert durch die glänzenden Erfolge, die die moderne experimentelle Forschung durch Ausrottung des Gelbfiebers errungen hatte, ein großes, reich ausgestattetes, medizinisch-naturwissenschaftliches Forschungsinstitut, das Oswaldo-Cruz-Institut, errichtet.

Alles aber wird in den Schatten gestellt durch die Anstrengungen, die in den Vereinigten Staaten von Amerika seitens des Gesamtstaates, der Einzelstaaten und der Privaten gemacht werden, um die Führung in der naturwissenschaftlichen, besonders aber der medizinischen Forschung in die Hand zu bekommen. So hat John D. Rockefeller im Lauf der letzten Jahre weit über 100 Millionen Mark für medizinische Forschungszwecke in den Vereinigten Staaten ausgegeben. Er unterhält ein eigenes Bureau von Gelehrten, die fortlaufend nur zu überwachen haben, für welche bestimmten Probleme es angezeigt ist, große Geldsummen zur Verfügung zu stellen. Neben seinen Aufwendungen für die wissenschaftlichen medizinischen Institute in Chikago und andern Städten Amerikas hat er in Neuyork ein medizinisches Forschungsinstitut, das Rockefeller-Institut for Medical Research, gegründet und bis heute mit etwa 12 Millionen Mark Kapital ausgestattet. Er führt dieser Schöpfung fortdauernd neue Kapitalien zu. Dieses Institut soll für solche Forscher eine Arbeitstätte darstellen, die eine besondere Begabung auf dem Gebiet der medizinischen Naturforschung an den Tag gelegt haben. Es stehen ihnen die Laboratorien des neuerbauten Instituts mit allen Hilfsmitteln zur freien Verfügung, abgesehen davon, daß sie die nötigen Mittel zu ihrem Lebensunterhalt erhalten.

In Philadelphia hat Henry Phipps ein großes wissenschaftliches Forschungsinstitut, speziell für die experimentelle Erforschung der Infektionskrankheiten, insonderheit der Tuberkulose, errichtet und auf das reichste ausgestattet. Aber auch die amerikanische Regierung macht in den letzten Jahren bedeutende Anstrengungen. So ist ihrerseits in Manila ein großes biologisches Forschungsinstitut, das Philippine Bureau of Sciences, geschaffen worden. Es hat die gesamte Biologie, Zoologie und Botanik und insbesondere die experimentelle Medizin zu bearbeiten. Auch wichtigste soziale Probleme, wie z. B. physiologische Untersuchungen über die geeignetste Ernährung der arbeitenden Bevölkerung, werden in diesen Instituten ausgeführt.

Alle diese genannten Institute sind so dotiert, daß sie ihre Forschungsergebnisse in eigenen, vortrefflich ausgestatteten Zeitschriften der wissenschaftlichen Welt mitteilen, um damit stärker, als es sonst möglich wäre, die Ursprungstätte der neuen Funde vor Augen zu führen.

4.

Das ist im Ausland geschehen, was geschieht bei uns? Es wäre unrichtig und undankbar, zu sagen, daß nichts geschieht, aber daß wir im Rückstand sind, kann niemand leugnen! Unsere Hochschullaboratorien und -institute arbeiten, soviel sie nach ihren Kräften vermögen. Das Reich hat die Chunsche Tiefseeexpedition und die Südpolarexpedition ermöglicht. An dauernden Forschungsinstituten haben wir das Institut für experimentelle Therapie und das Georg-Speyer-Haus in Frankfurt, das Institut für Krebsforschung in Heidelberg, die Biologische Anstalt auf Helgoland und das Zoologische Institut in Neapel; in gewisser Beziehung gehört auch die Biologische Reichsanstalt hierher — aber was bedeutet das gegenüber der Fülle der Aufgaben und gegenüber den Anstrengungen des Auslandes? Wenn wir nicht größere Anstrengungen machen, bleiben wir zurück und hätten doch die per-



sönlichen Kräfte in genügender Zahl, um die größten und umfangreichsten Aufgaben zu bezwingen, wenn nur Arbeitstätten und Mittel vorhanden wären! Ein Beispiel aus vielen: Wir besaßen die Führung in einem der wichtigsten biologischen Wissenszweige, der Lehre von der Befruchtung; wir haben aber diese Führung an ein amerikanisches Institut abgeben müssen, und noch dazu ist es ein deutscher Forscher, der in Amerika die betreffenden Entdeckungen machte, weil er in Deutschland keine geeignete Forschungsstätte für seine Pläne fand (Jacques Löb in Neuyork, früher in California University und in Chikago, ausgebildet in Bonn). Bei uns in Deutschland ist die Entwicklungsmechanik vor 25 Jahren durch Roux begründet worden. Aber noch ist im großen Stil bei uns nichts geschehen, um diesen Zweig der Biologie, der bereits grundlegende neue Erkenntnisse gebracht hat und Außerordentliches noch verspricht, zu pflegen!

So kann und darf es nicht bleiben. Auch wir brauchen Forschungsinstitute, Einrichtungen und Organisationen zur Förderung der Wissenschaften. Die Naturwissenschaften werden dabei zwar im Vordergrund stehen, aber auch die Geisteswissenschaften bedürfen heute für ihren Großbetrieb sehr beträchtlicher außerordentlicher Zuwendungen.

Sehr bedeutende Mittel sind hiernach nötig; aber wenn es in den schwersten Tagen des Vaterlandes vor hundert Jahren möglich war, die Universität Berlin zu gründen, so wird es jetzt auch möglich sein, die Mittel zu beschaffen, um die Wissenschaft im Vaterland auf der Höhe zu erhalten. Die Wehrkraft und die Wissenschaft sind die beiden starken Pfeiler der Größe Deutschlands, deren Pflege niemals aufhören oder stillstehen darf.

Dem Staat ist nach unsern Traditionen auch die Pflege der Wissenschaft anvertraut. Dankbar blicken wir auf das, was er geleistet hat, und wollen seine starke und hilfreiche Hand nicht missen. Aber die Zeiten haben sich geändert: nicht nur hat die Leistungsfähigkeit des Staats in finanzieller Hinsicht ihre Grenzen, sondern es entspricht auch der Würde einer groß und reich gewordenen Nation, daß die Bürger selbst, die es vermögen, direkt an der Pflege der Wissenschaft Anteil nehmen sowohl durch die Aufbringung von Mitteln als auch durch selbständige Beteiligung an ihrer Organisation und Pflege. Im Ausland, besonders in Amerika (wo freilich der Staat in bezug auf die Aufgaben der Wissenschaften viel zurückhaltender ist), ist das meiste, was an wissenschaftlichen Einrichtungen und Instituten geschaffen worden ist, aus hochherzigen Stiftungen Privater entstanden. Bei uns in Deutschland sind dagegen in dieser Hinsicht nur Anfänge vorhanden, so Anerkennenswertes auch wenige einzelne — es sind immer wieder die gleichen — bereits geleistet haben und noch leisten. Der Grund dafür ist ein doppelter: man erwartete bei uns alles vom Staat, und wir waren nicht reich genug. Jetzt ist die wirtschaftliche Entwicklung bei uns bedeutend fortgeschritten, und die bequeme Zuversicht zu dem Staat ist deshalb nicht mehr „nostri saeculi“. Die Wissenschaft ist in ihrer Ausbreitung und in ihrem Betrieb an einen Punkt gelangt, an dem der Staat, dessen Ausgaben auf allen Gebieten in geradezu bedrohlicher und beängstigender Weise wachsen, allein für ihre Bedürfnisse nicht mehr aufzukommen vermag. Die Mitwirkung privater kapitalkräftiger und für die Wissenschaft interessierter Bürger ist daher ins Auge zu fassen; denn in ihr allein ist die Zukunft der wissenschaftlichen Forschung nach der finanziellen Seite hin sicher verbürgt.

Es muß zu allgemeiner Anerkennung bei den Einsichtigen, dem Staat und dem ganzen Volk kommen, daß die Pflege der Wissenschaft und der Betrieb reiner Forschungsstätten ebenso der Beihilfe und der Unterstützung der wohlhabenden Kreise bedürfen wie die Werke der Wohltätigkeit und der Krankenpflege. Große Zuwendungen Privater aus neuester Zeit für Zwecke der Wissenschaft (z. B. Berlin, Frankfurt, Heidelberg, Jena) beweisen in erfreulicher Weise, daß das Bürgertum mehr und mehr anfängt, auch in dieser Beziehung sich seiner Pflichten bewußt zu werden. Darum können und müssen wir den Kleinmut verbannen, als sei gegenüber den ungeheuren Aufwendungen der Ausländer jeder Konkurrenzversuch unmöglich. Dieser Kleinmut ist der schlimmste Feind! Wir Deutsche arbeiten mit den gewährten Mitteln sparsam, und wenn wir auch in Zukunft an dieser Sparsamkeit festhalten, werden wir auch mit geringeren Mitteln Bedeutendes leisten können.

5.

Wie aber soll nun vorgegangen werden, um der Pflege der Wissenschaft neue und immer neue Mittel zuzuführen und den Zusammenhang zwischen ihr und dem Bürgertum durch gemeinsame Arbeit noch enger und fruchtbarer zu gestalten?

Das Jubiläum der Universität Berlin war vorzüglich geeignet, einen ersten Anlaß zu planmäßigem Vorgehen zu bieten. Aber die Aufgabe ist eine dauernde, immer wieder sich erneuernde. Und ihre Lösung wird um so leichter und um so sicherer gelingen, je mehr alle Kräfte entwickelt werden, die die Ueberzeugung von der Notwendigkeit umfassender und freier Mitwirkung des Bürgertums an der Pflege der Wissenschaft und begeisterte Hingabe an diese neuen Ziele bürgerlicher Arbeit in immer weitere Kreise zu tragen vermögen, und je mehr anderseits alles vermieden wird, was nach bureaukratischer Schablonisierung und Zentralisierung aussieht und den von den einzelnen Bundesstaaten bisher gepflegten Wirtschaftsbetrieb zu gefährden droht.

Große Zentralinstitute werden allerdings notwendig sein und am leichtesten auf den Wissensgebieten zu errichten sein, auf denen starke und leistungsfähige Industrien arbeiten und in ihrer Arbeit der Wissenschaft zu Dank verpflichtet sind. Aber die geschichtliche Entwicklung des deutschen geistigen Lebens hat in allen Teilen des Reiches, in Universitäten, technischen Hochschulen und anderen Orten, so viele Stätten wissenschaftlicher Lehre und Forschung geschaffen, daß Ansätze und Keime neuer wissenschaftlicher Forschungsstätten in überreichem Maß vorhanden sind.

Gewiß gilt es, unwirtschaftliche Zersplitterung zu vermeiden, und darum ist eine einheitliche Zusammenfassung aller dieser Bestrebungen bürgerlicher Wissenschaftspflege unbedingt geboten. Aber nicht minder wichtig ist die rückhaltlose Anerkennung, daß diese Gedanken und Bestrebungen nur in der Freiheit und begeisterten Hingabe der einzelnen gedeihen und wachsen können, und darum ist es nicht ausgeschlossen, daß die, die Kapitalien stiften oder Jahresbeiträge geben, über Art und Ort der Verwendung nähere Bestimmung treffen. Die Einsicht der Stifter und ihr Vertrauen zu



der Gesamtorganisation — das als Grundlage eines gemeinschaftlichen Vorgehens vorausgesetzt werden muß — wird dabei von selbst verhindern, daß diese Freiheit einer sachentsprechenden Verwendung der gesammelten Mittel Schwierigkeiten bereiten wird.

Sehr wichtig ist bei der Organisation aller dieser Forschungsstätten, ihre Zwecke nicht von vornherein dauernd festzulegen, sondern künftiger Entwicklung volle Freiheit zu lassen. Die besondere Arbeitsrichtung sollen die Institute durch die Persönlichkeit des sie leitenden Gelehrten erhalten sowie durch den Gang der Wissenschaft selbst. Die Institute müssen so angelegt und ausgestattet sein, daß sie die verschiedensten Untersuchungen ermöglichen; wenn man ihnen aber von vornherein spezielle Zwecke vorschreiben würde — seien es auch solche, die heute im Mittelpunkt des Interesses stehen —, würde man leicht auf einen toten Strang geraten, da auch in der Wissenschaft ein Acker sich oft überraschend schnell erschöpft und erst nach Jahrzehnten wieder mit Erfolg in Angriff genommen werden kann.

Die Organisation dieser Forschungsinstitute, die in Beziehung und Austausch mit den wissenschaftlichen Akademien und den Hochschulen gesetzt werden sollen, soll einfach und elastisch gehalten sein. Der leitende Direktor muß stets ein Mann sein, der sich durch große Erfolge auf experimentell-wissenschaftlichem Gebiet als hervorragender Forscher bewährt hat. Außer ihm, der sich je nach Bedarf ältere oder jüngere Assistenten erwählt, sollte womöglich kein Gelehrter auf Lebenszeit angestellt, aber möglichst viele Arbeitsplätze für junge Gelehrte eingerichtet werden. So bleiben die Institute stets imstande, auf alle neuen Fragen und Bedürfnisse der Wissenschaft einzugehen. Auch Universitätsprofessoren sollten die Möglichkeit erhalten, ein oder mehrere Semester hier zu arbeiten, wenn ihre experimentellen Studien sie zu Forschungen geführt haben, für die die Universitätslaboratorien zu eng sind. Kürzere Spezialkurse für schon Geförderte könnten nach Bedarf bei den Instituten abgehalten werden. Sehr wünschenswert ist es, daß in den Etats der Institute eine beträchtliche Summe vorgesehen wird, um wissenschaftliche Materialien, Präparate usw. anderen Instituten zu überweisen und auch sonst die Forschungen außerhalb der Institute gegebenenfalls zu unterstützen.

6.

Nach den Absichten des Kaisers soll die Förderung des Planes durch eine unter Seinem Schutz begründete und Seinen Namen tragende Gesellschaft erfolgen. Der Kaiser Selbst hat zur Beteiligung an dieser Gesellschaft aufgerufen. Ihre Konstituierung darf als nahe bevorstehend angesehen werden. Möge das Kaiserwort warme Teilnahme in der ganzen Nation für diese große Sache erwecken; denn sie muß von der lebendigen Sympathie der Gesamtheit getragen sein! Möge das Wort Seiner Majestät auch weiter noch zu denen den Weg finden, die, auf den Höhen der vaterländischen Arbeit in Handel und Industrie stehend, zur direkten Mitwirkung in erster Linie berufen sind! Nicht wenige unter ihnen sind schon dem Rufe des Kaisers gefolgt, und ihre freudige Opferwilligkeit hat bereits die Grundlagen des großen vaterländischen Unternehmens gesichert; aber es müssen noch viele hinzutreten, wenn alle notwendigen Bedürfnisse der Wissenschaft ihre Befriedigung finden und dauernde Schöpfungen entstehen sollen. Das wird geschehen, und das Werk, zu dessen Anbahnung Unser Allerhöchster Herr Seine mächtige Hand leihen will, wird — das ist unsere sichere Hoffnung! — gedeihen zur inneren Kräftigung der Nation, zum Ruhm des deutschen Namens und zum Segen für die Wissenschaft!

Poiret-Kleider.

Hierzu 6 Aufnahmen von Henri Manuel, Paris, auf S. 1946 u. 1947.

Eine neue Mode — ein neuer Stil — eine Kleidung, die sich an wenige wendet! Nicht, weil sie im Material anspruchsvoller oder kostbarer ist, darüber läßt sich bei dem gesteigerten Luxus nicht streiten, aber der Schöpfer dieser neuen Mode dachte dabei an Frauen, die fast das einzige besitzen, was nicht die Macht des Goldes herbeizaubern kann — Jugend, Schönheit und vollkommen ebenmäßige Glieder. Nur für diese Frauen gestaltet der Künstler seine neue Kleidung, der jüngst gekrönte König im Reich der Toilettenkunst seine Gewänder.

Er lehnt das Korsett ab. Er schöpfte seine ersten Ideen aus den Trachten der Aegypterin und der Griechin. Ueberall, wo klassische Schönheit der Linie herrschte, ging er ihr nach, um sie dem Geist unserer Zeit anzupassen und sie für die Frauen unserer Tage zu formen. Sie umfließen weich den Körper und hemmen nicht den Rhythmus der Glieder. Die Farbenträume dieses Künstlers klingen ohne schrille Dissonanzen aus. Immer ein Vollendetes, ein in sich Abgeschlossenes, Neues, Ueberraschendes, das nichts von der Monotonie einer gegebenen Mode oder einer sogenannten Modefarbe weiß.

Wundervoll harmonische Töne, eigenartig in ihrer Zusammenstellung, seltener Schmuck, der sich wie selbstverständlich einfügt! Diese Kleider tragen nichts von der phantasielosen Wirklichkeit, von dem dürren Alltag an sich, sie passen nicht in den Lärm der Straße, nicht einmal in jeden Ballsaal. Die Trägerinnen dieser Pariser Schöpfungen müssen nicht nur jung, schön und schlank sein, sie müssen Stilgefühl und Grazie besitzen, sich in diese Kleider hineinzuleben. Sie dürfen sie nicht in Räume tragen, zu denen sie in keinerlei Beziehungen treten können.

Paul Poiret müßte eigentlich für seine Jüngerinnen passende Räume erfinden, gab er ihnen doch sonst alles, was die Erscheinung bedarf, um ganz im Stil zu bleiben. Er bestimmte die Frisur, die er fast ausnahmslos mit einem buntseidenen Turban verdeckt. Er komponiert Mäntel und Hüte, und da er die Kleider ganz eng um den Körper legt, beeinflußt er auch — vielleicht nicht mit Absicht — den Gang der Verkünderinnen seiner Tracht. Nicht hastig und unbedacht dürfen die Schritte sein, wiegend, in einem gehaltenen Tempo wünscht sie der Meister. So offenbarte er selbst zum erstenmal seine Gewänder in Berlin. Nicht an leblosen Puppen, er brachte seine Mannequins aus Paris mit, um durch den Gesamteindruck von Trägerin und Art des Anzuges zu überzeugen. Er hat dem Kleid der Frau eine neue Richtung gegeben und be-



wies damit einen solch sicheren überzeugenden Geschmack, daß sich ihm ein großer Teil der Pariser grande couture anschloß. Damit wurde das Poiret-Kleid zu einer Stilart, die an Bedeutung allen bisherigen Moderichtungen gleichkommt. Bei keinem der Kleider bemerkt man den spielerischen kleinlichen Ausputz, wie man ihn bisher kultivierte.

Das maulwurffarbene Libertykleid ist von gleichfarbenem Chiffon verschleiert. Antike Silberborten umgürten es und halten den Rock unten zusammen, den ein breiter Ansatz von Maulwurfspelz schmückt.

Auch der grüne Samtmantel mit giftgrünem Seidenfutter mit Pelzverzierung, die sich anschließend an die grüne Tüllstickerei mit Skarabäenflügeln legt, hat die kurz abgebundene Form der Kleider.

Sehr originell wirkt der Mantel, der graziös wie ein Tuch umgelegt ist und aus gebatikter Seide gearbeitet wurde. Von dem grauen Grund heben sich die blauen und schwarzen großen Punkte und Striche sehr effektvoll ab. Der Ausschnitt und die Aermel sind mit Blaufuchs verbrämt.

Ungemein reizvoll ist die Zusammensetzung des mit Silber im Renaissancestil gestickten schwarzen Tüllüberkleides über schwarzer Libertyseide. Die mit Schwarzfuchs geschmückten Aermel bilden mit dem Ueberkleid ein Ganzes. Auch an die Silberstickerei schließt sich der schwarze Pelz an.

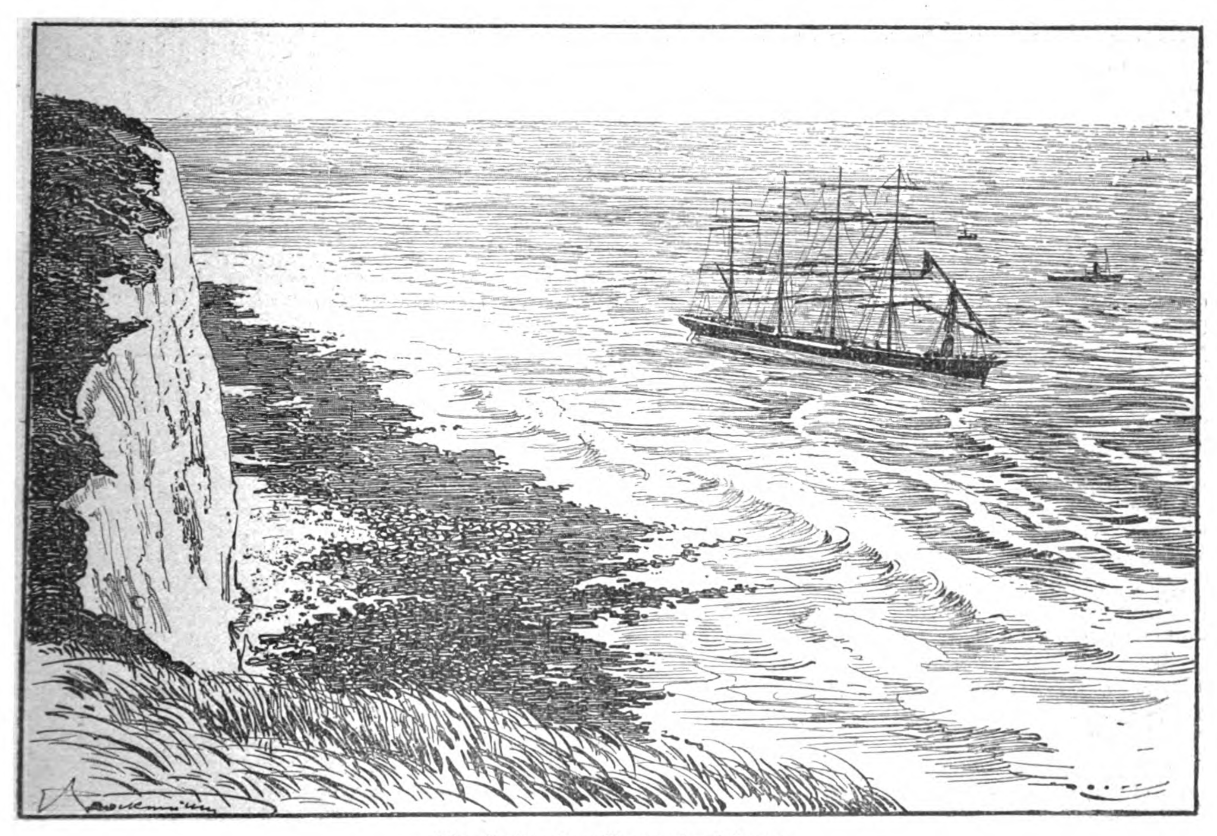
Wie gern Poiret Pelz als Garnitur wählt, beweist das altblaue Libertykleid, zu dessen weichem Ton der krevettefarbige Chiffon des Ueberkleides einen herrlichen Kontrast bildet. Ein breiter Blaufuchssaum und die Borte des Gürtels sind der einzige Schmuck dieses selten geschmackvollen Kleides.

Anspruchsvoller erscheint das empiregrüne Libertykleid, in dessen Chiffonschleier leuchtende Muster von schwarzen und weißen Stiftperlen gestickt sind, die die Harmonie mit dem schwarzen Samtansatz herstellen. Weiße und schwarze Stiftperlen ziehen sich um den Ausschnitt, und der Gürtel umschmiegt in schwarzem Samt das Gewand.

Ola Alsen.

Unsere Bilder

Der Besuch des Zaren in Potsdam (Abb. S. 1941, 1942 u. 1944). Der Aufenthalt der Zarenfamilie in Deutschland geht zu Ende. Die Wochen in Friedberg und Wolfsgarten haben dem Zaren sehr wohl getan, die leidende Kaiserin soll sich sichtlich erholt haben, und die fünf Kinder des hohen Paares haben in ungetrübter Freude heitere Ferientage verbracht. Kaiser Nikolaus verließ kürzlich seine Familie auf einige Tage, um dem Kaiser Wilhelm in Potsdam einen Besuch abzustatten. Am Vormittag des 4. November traf der Zar auf der Station Wildpark ein; nach dem Empfang fuhr er mit seinem kaiserlichen Gastgeber zum neuen Palais. Vor dem Palais nahmen die Kaiser den Vorbeimarsch der Truppen ab, die auf dem Weg vom Bahnhof Spalier gebildet hatten. Dann folgte eine Reihe von Besuchen und Empfängen; am Abend fand eine große Galatafel statt. Am folgenden Morgen begaben sich die beiden Monarchen und die in Berlin weilenden Prinzen zur Jagd in das Hofjagdrevier im Oranienburger Forst. Die Jagdgesellschaft verließ den Hofzug in Borgsdorf und fuhr von dort auf leichten Jagdwagen ins Revier. Die Jagd verlief glänzend; etwa 300 Stück Dam- und Rotwild wurden zur Strecke gebracht. Am Abend nach der Jagd nahm Zar Nikolaus Abschied und kehrte nach Wolfsgarten zurück. Sein Besuch



Ein Opfer der Novemberstürme.

Der Fünfmaster „Preußen" nach der Strandung auf den Klippen von Dover.

in Potsdam hat durchaus familiären Charakter getragen, wird aber in der ganzen Welt zugleich als eine Kundgebung der unverändert guten Beziehungen zwischen Rußland und dem Deutschen Reich gedeutet.

Die Reise des Kronprinzenpaares nach Asien (Abb. S. 1943). Der Kronprinz und die Kronprinzessin befinden sich nun auf dem Weg nach Ceylon. Am 3. November trafen die hohen Reisenden in Genua ein und begaben sich sofort an Bord des Lloyddampfers „Prinz Ludwig", der sie nach Colombo bringt. Nach den funkentelegraphischen Nachrichten, die täglich nach Europa gelangen, ist die Reise „des Grafen und der Gräfin von Ravensberg" — dies ist das Inkognito des Kronprinzenpaares — bisher ungestört verlaufen und vom Wetter sehr begünstigt worden.

Der neue Leiter der russischen Diplomatie (Abb. S. 1943) Herr Sasonow hat den Zaren bei seinem Besuch in Potsdam begleitet, um sich dem Deutschen Kaiser und dem Reichskanzler als Nachfolger Iswolskis vorzustellen, dessen Stellvertreter er bisher war.

Zur Vermählungsfeier im Haus Bonaparte (Abb. S. 1948). Am 14. November wird auf Schloß Moncalieri bei Turin, dem Witwensitz der Mutter des bonapartistischen Prätendenten, die Vermählung des Prinzen Napoleon Viktor Bonaparte mit Prinzessin Klementine, der jüngsten Tochter des verstorbenen Königs der Belgier, gefeiert. Das fürstliche Paar wird nach der Vermählung einige Zeit in San Remo zubringen und dann nach Brüssel zurückkehren, wo eine Hofhaltung großen Stils eingerichtet werden soll.

Die Einschienenbahn vor dem englischen Premierminister (Abb. S. 1945). Vor einigen Tagen besichtigte der englische Minister des Innern, der frühere Handelsminister Winston Churchill in der anglo-japanischen Ausstellung in London die nach den Brennan-Scherlschen Patenten konstruierte Einschienenbahn. Der Minister war von der Besichtigung und von der Versuchsfahrt so befriedigt, daß er am folgenden Tag auch den Premierminister Asquith, den Schatzkanzler Lloyd George, den Minister Birrell, Sir Ernest Cassel und mehrere andere Herren und Damen der Gesellschaft veranlaßte, das zukunftsreiche neue Verkehrsmittel zu erproben. Herr Louis Brennan, der englische Partner August Scherls, erklärte den Ministern und ihren Begleitern das System der Einschienenbahn. Die Gesellschaft bestieg dann den Wagen und ließ sich mehrmals mit großer Geschwindigkeit im Kreis herumfahren. Die Gäste äußerten nach der Fahrt ihre große Bewunderung für die Erfindung, und Minister Lloyd George sprach von den unendlichen Möglichkeiten, die sie dem Weltverkehr eröffne.

Der deutsche Fünfmaster „Preußen" (Abb. S. 1939), eins der größten Segelschiffe unserer Handelsflotte, ist ein Opfer der Novemberstürme im Kanal geworden. Der Segler stieß auf offener See mit einem englischen Passagierdampfer zusammen, wodurch er, schwer beschädigt, gezwungen war, den Hafen von Dover anzulaufen. Kurz vor Dover wurde er von einem mächtigen Sturm erfaßt und gegen die Klippen getrieben, wo der Segler strandete. Die Rettungsmannschaften von Dover hatten bei dem hohen Seegang einen äußerst gefährlichen Stand. Die Mannschaft der „Preußen" harrte mit bewunderungswürdiger Bravour zwei Tage auf ihrem Schiff aus, trotzdem konnte es den Elementen nicht entrissen werden, und die tapferen Blaujacken mußten in Dover an Land gebracht werden. Sie fanden im dortigen Seemannsheim Unterkunft. Auch zwei Passagiere wurden geborgen, ein Dr. Budzier und Marinemaler Fulm, die über die Nächte in Sturm und Seenot Schreckliches berichten. Kapitän Nissen wird wegen seines tapferen und kaltblütigen Benehmens allgemeines Lob und Bewunderung zuerkannt.

Der 100. Geburtstag Fritz Reuters (Abb. S. 1948) hat durch Feiern und Gedächtnisausstellungen in ganz Deutschland gezeigt, daß der große plattdeutsche Dichter noch immer eine große Gemeinde von wahren Freunden und Verehrern hat. Auch das Reuter-Denkmal in Neubrandenburg, in der mecklenburgischen Heimat Fritz Reuters, war an dem Gedächtnistag festlich geschmückt.

Zwei große französische Künstler (Abb. S. 1946), der Bildhauer Auguste Rodin und der Maler Claude Monet, feierten in diesen Tagen ihren 70. Geburtstag. Rodin, der Philosoph des Meißels, hat schwer zu ringen gehabt, ehe er seine neue Kunst gegen die akademische Tradition durchsetzte. Heute erkennt ihn Frankreich als seinen größten zeitgenössischen Bildner an. Claude Monet, der große Naturbelauscher und Landschaftsmaler, gehört mit Manet und Sisley mit zu den Begründern einer französischen Kunstrichtung, die, weit über Frankreichs Grenzen hinaus, ganz besonders auch in Deutschland ihren starken Einfluß geltend machte.

Einen Flug um die Freiheitstatue (Abb. S. 1946) im Neuyorker Hafen unternahmen drei der Teilnehmer an der Flugwoche in Belmont-Park, nämlich de Lesseps, Graham White und Moisant. Den für diesen Flug ausgesetzten Preis gewann Moisant, zweiter wurde der englische Flieger Graham White, dem jetzt in Amerika viele Erfolge zugefallen sind, so der Sieg im Wettfliegen um den internationalen Gordon-Bennett-Pokal für Aviatiker.

Personalien (Abb. S. 1943 u. 1948). Vor kurzem fand in Hamburg die Vermählung des Leutnants z. S. Bielfeld mit der einzigen Tochter des Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Linie statt. Da Generaldirektor Ballin erkrankt war, wurde die Hochzeit nur im engsten Kreis gefeiert. — Dr. Adalbert Oehler, der seit dem Jahr 1905 an der Spitze der Stadtverwaltung von Krefeld stand und vorher in Halberstadt gewirkt hat, ist zum Oberbürgermeister von Düsseldorf gewählt worden. Dr. Oehler gehört auch dem preußischen Herrenhaus an. — Freiherr v. Seckendorff, der zuletzt den deutschen Gesandten in Sofia vertrat, wird demnächst in Tanger eintreffen, um als Nachfolger des Dr. Rosen die Vertretung des Deutschen Reiches in Marokko zu übernehmen.

Die Toten der Woche

John Adams Acton, bekannter englischer Bildhauer, † in Brodick auf der Insel Arran am 2. November.

Erzbischof **Simon Aichner**, † in Neustift bei Brixen am 2. November im Alter von 95 Jahren.

General der Inf. z. D. **Ernst von der Burg**, † in Berlin am 3. November im Alter von 79 Jahren.

Eduard Coremans, bekannter belgischer Politiker, † in Antwerpen am 3. November.

Dr. **Robert Daublebsky v. Sterneck**, bekannter Geograph, † in Wien am 2. November im 72. Lebensjahr.

Prinz **Franz von Hatzfeldt-Wildenburg**, † in London am 3. November im 58. Lebensjahr.

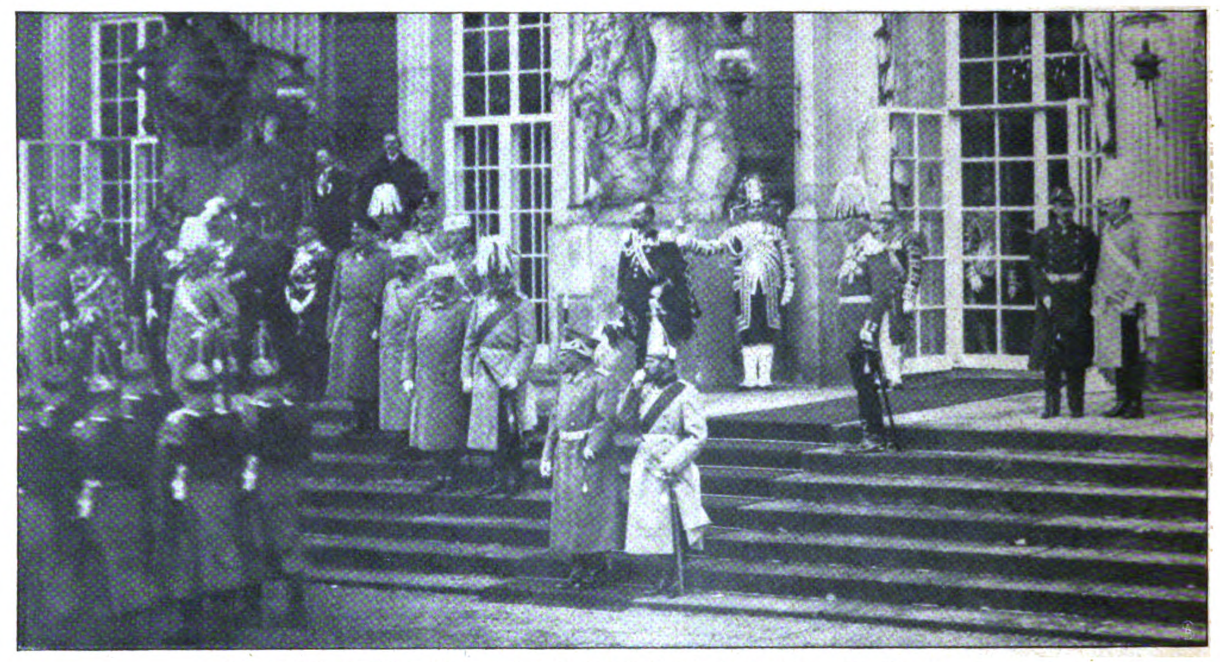
Generalmajor a. D. **Franz Heinrich v. Treskow**, † in Freienwalde am 7. November im Alter von 75 Jahren.

Bilder vom Tage

Zar Nikolaus und Kaiser Wilhelm auf der Hofjagd: Besichtigung der Strecke.

Vom Besuch des russischen Kaisers in Potsdam.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Die beiden Kaiser nehmen vor dem neuen Palais in Potsdam die Parade ab. Phot. Skowranek, Berl. N.P.G.



Prinz Oskar. Der Zar. Der Kaiser. Spezialaufnahme für die „Woche“.

Die Monarchen auf der Fahrt von Station Borgsdorf in das Hofjagdrevier.

Vom Besuch des russischen Kaisers in Potsdam.





Phot. Mertens Nachflg.

Dr. Adalbert Oehler,

Oberbürgerm. von Krefeld u. Mitgl. des Herrenhauses, wurde zum Oberbürgermeister von Düsseldorf gewählt.



Phot. Boissonnas & Eggler.

Minister Sasonow.

Der neue Leiter der Auswärtigen Politik Rußlands.



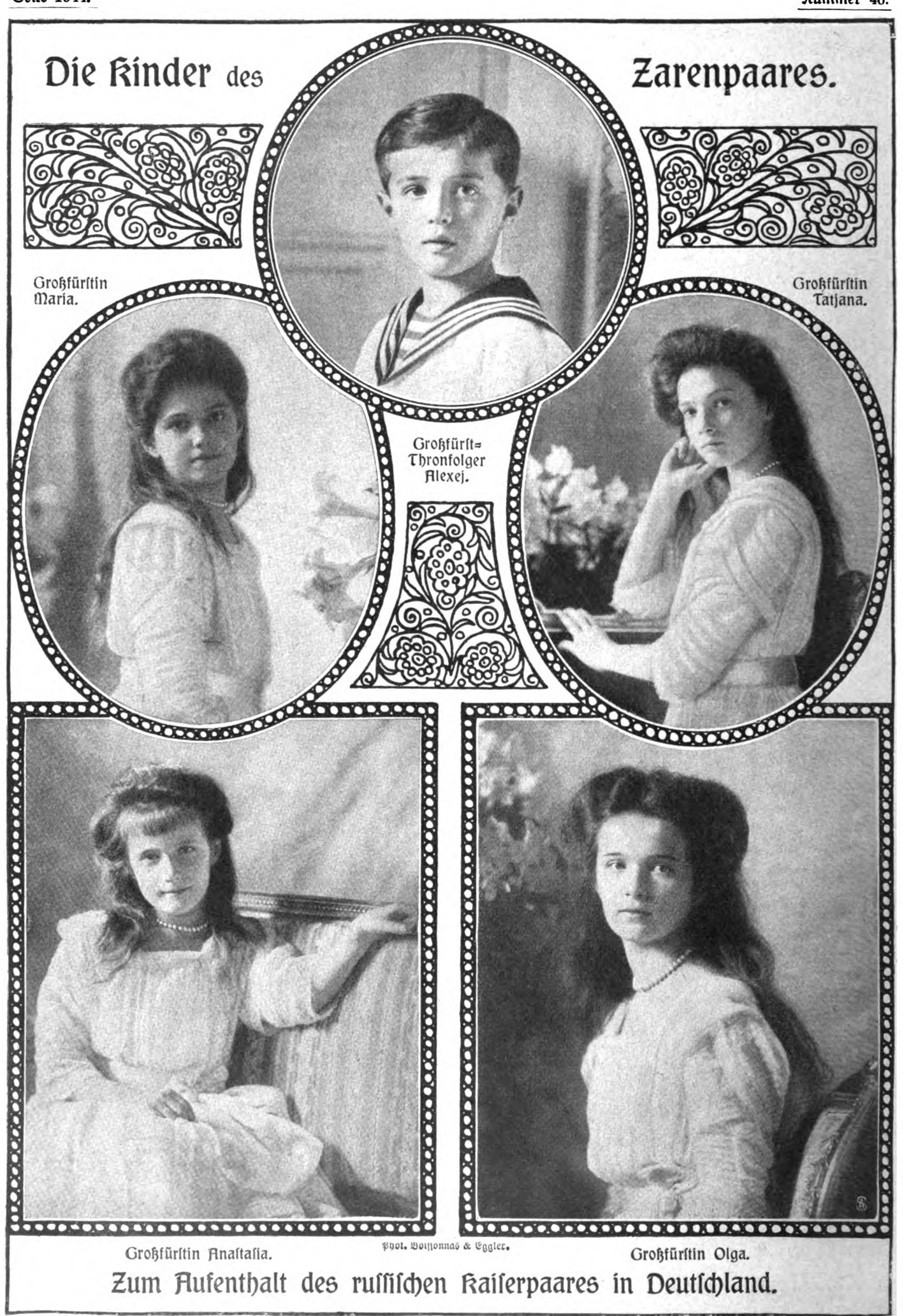
Hofphot. E. Huber.

Edwin Frhr. v. Seckendorff.

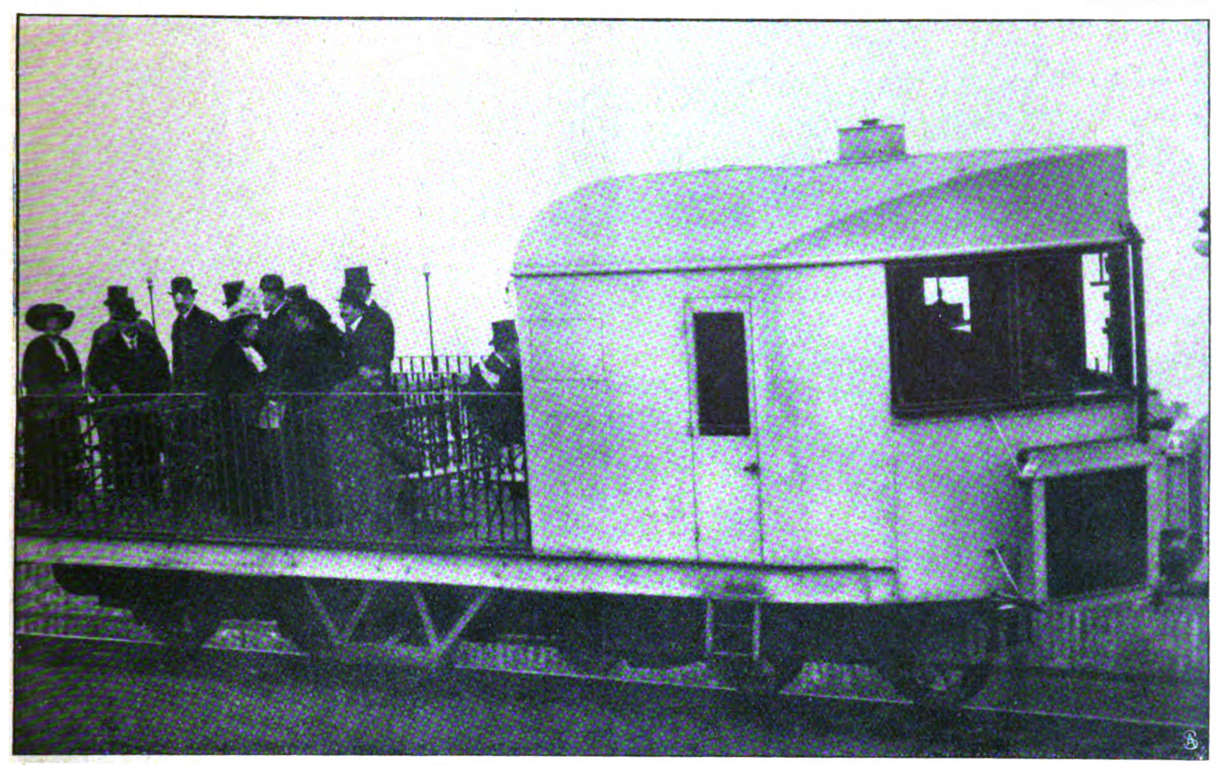
Der neue deutsche Gesandte in Tanger begab sich auf seinen Posten.

Der Kronprinz (×) bei der Ausfahrt in Genua auf der Kommandobrücke des Lloyddampfers „Prinz Ludwig".

Von der Asienreise des deutschen Kronprinzenpaares. — Phot. Drobig.



Zum Aufenthalt des russischen Kaiserpaares in Deutschland.



Englische Minister mit ihren Damen auf einer Rundfahrt. Phot. Sport & General.



Auf der Plattform des Einschienenwagens: Phot. Record Preß.

1. Mrs. Churchill. 2. Mr. Augustin Birrell, der englische Unterrichtsminister. 3. Mr. Brennan. 4. Premierminister Asquith. 5. Sir Ernest Cassel. 6. Mr. Lloyd George, der englische Finanzminister. 7. Mr. Winston Churchill.

Vorführung des Brennan-Scherlschen Einschienenwagens vor dem engl. Premierminister Asquith.



Ein Flug um die Freiheitsstatue.

Graham White umkreist während der Flugwoche in Neuyork mit seinem Blériot = Monoplan das amerikanische Kolossal-standbild.

Phot. M. Branger.







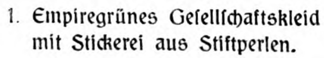
Claude Monet. Auguste Rodin.

Zum 70. Geburtstag der beiden großen französischen Künstler.









1. Empiregrünes Gesellschaftskleid mit Stickerei aus Stiftperlen.
2. Schwarzes Gesellschaftskleid mit Silberstickerei.
3. Maulwurffarbenes Abendkleid mit Pelzbesatz.

Die neueste Pariser Modeschöpfung: Poiret-Kleider.

Hierzu der Aufsatz von Ola Alsen. — Phot. Manuel.



Die neueste Pariser Modenschöpfung: Poiret-Kleider.







4. Grauer Seidenmantel mit Blaufuchsverbrämung.
5. Altblaues Libertykleid mit krevettefarbenem Chiffonüberkleid und Blaufuchssaum.
6. Grüner Samtmantel mit Tüllstickerei.

Phot. Manuel.

Hierzu der Aufsatz von Ola Alsen.





Prinz Napoleon Viktor Bonaparte. Prinzessin Klementine von Belgien.

Zur Vermählungsfeier im Hause Bonaparte. Phot. Boute.





Leutnant z. S. Heinz Bielfeld und Frau Bielfeld, geb. Ballin.
Zur Vermählung der einzigen Tochter des Generaldirektors der Hamburg-Amerika-Linie. Hofphot. E. Bieber.



Das festlich bekränzte Standbild des großen plattdeutschen Dichters in Neubrandenburg.
Die Feier von Fritz Reuters 100. Geburtstag in Mecklenburg.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

Ueber den Spittelmarkt fegten die Regenschauer gleich grauen Wogen.

Von der Wallstraße und Spree her blies der tückische Berliner Ostwind. Die Lichtlein der Laternen flackerten. Immer dichter quoll die Nässe zwischen den alten düstern Häusern der Wallstraße hervor, seitwärts gepeitscht, da auf der Spreeseite eine Lücke war, schwarz, mit dunstigen runden Lichttupfen darüber von den schiefen, schmalen Giebelhäusern drüben am Gertraudtensteg — kleine Fenster, eine Straßenlaterne, ein buntes Kneipenlicht, vielleicht auch ein Brückensignal, alles umwoben und verwischt von der Dunkelheit und vom Regen.

Hui! Die alten Kracken vor dem Omnibus Spittelmarkt—Botanischer Garten senkten die Köpfe und stampften hart das Pflaster, daß die Nässe in Bächen von ihren Wolldecken rann; der Kutscher in dickem Mantel, braunrot mit glänzend gewaschenem Lederhut, nahm noch einen Schluck aus der Pulle, denn von der Leipziger Straße her schwankte wie ein volles Frachtschiff der Omnibus der Gegenroute — Leute mit Schirmdächern stürmten heran, die Fahrt im Wagen kostete zwanzig Pfennig, auf dem Verdeck bloß zehn; ein paar windige arme Schlucker stolperten hinauf.

Von der Gertraudtenbrücke kam langsam die Reihe der Pferdebahnen; die Scheiben waren beschlagen, dahinter in müdem Petroleumlicht drängte sich Kopf an Kopf; klingling, der Fahrer schlug den Klöppel gegen die Glocke, die Klingelriemen auf den glänzenden Pferderücken hüpften und rasselten. Ein paar Herren und Damen stiegen aus, und der Ostwind fegte sie in die schmale Kurstraße hinein.

Das war jetzt eine Hauptstunde für die Demuthsche Buchhandlung hinter der Kreuzstraße; man sah ihre Fenster schon vom Spittelmarkt her durch den Regen gleißen; das gelbe Gaslicht schien nach der Straße hin zu verdampfen, es warf einen weiten, dunstigen Bogen über Trottoir und Fahrdamm.

Man kam von weit und breit nach dem Demuthschen Laden. Er barg in seinen Regalen im Oberstock alle denkbaren wissenschaftlichen Antiquaria, hielt in den unteren Räumen die Schulbücher aller höheren Schulen vorrätig; er besaß die größte Leihbibliothek Berlins, man bekam ungelogen jedes Buch, oft neu, unaufgeschnitten und niemals über Gebühr ramponiert. Dazu fand man ein erlesenes Lager von Geschenk- und Prachtwerken vor, für Weihnachten, zur Konfirmation und zu allen sonstigen Zwecken. Demuth hatte seinen Ruf seit Generationen.

Die Damen trugen fast alle Bücherpakete im Arm — zum Umtausch. Ein paar Geheimräte schritten gemächlich unter dem Regendach zu Demuth, um sich den Novitätentisch anzusehen und dies und jenes zu wählen; ein junger Herr kam eilig heran, daß die Pfützen an seinen Hosen hinaufspritzten, er schien vor sich hin zu sprechen und zu glühen, er war wohl auf der Suche nach einem Quellenwerk für sein Privatstudium — bei Demuth würde er's finden, sicherlich — alt und billig! Die kleine Glastür ging auf und zu, wobei die Scheiben, die mit verschossenem, grünem Seidenstoff bespannt waren, jedesmal ein gelindes befriedigtes Klappern vernehmen ließen. Jeder, der eintrat, war gespannt, freudig erregt, gelüstig nach Wissen, Erbauung und Nervenreiz, und alle, die wieder herauskamen, waren befriedigt und voll drängender Sehnsucht nach ihrem Lesewinkel.

Es herrschte eine wundervolle Luft in dem winkligen und gewaltig tiefen Laden, eine warme, gesättigte Luft, die nach Gaslicht, nach Papier und ein wenig nach Leder, Bilderbuchfarben, nach tausend gewalkten, gedruckten und gebundenen Geheimnissen roch. Man atmete und schmeckte genießend diese Luft, sah sich um, als müßte man irgend etwas Außergewöhnliches und Herzerquickendes erspähen, als müßte die schönste Vergangenheit und Jugenderinnerung in einem Winkel aufstehen und lächelnd zu einem treten; so roch es hier.

Die Gehilfen und Lehrlinge kletterten geschmeidig wie Eichkatzen auf den Leitern herum oder schossen auf dünnen schwarzen Lastingschuhen, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die offene breite Treppe hinauf, zum Antiquariat, zu den Prachtwerken. Im vorderen Ladenraum befand sich das Handsortiment; dahinter in zahllosen Kojen standen die heißbegehrten Leihbibliotheksbände in Auswahl; das riesige Lager war jenseit des Hofes untergebracht.

Hinter den stets besetzten Kojen führten ein paar Stufen zum „Kontor" hinauf, das war ein langer nüchterner Raum mit einer Fensterfront, vier Pulte standen dort für vier Gehilfen, indes an der gegenüberliegenden Wand wieder in Kojenanordnung Regale hochragten: Schulbücher, die Teubnerschen und Weidmannschen Lateiner und Griechen und der gesamte „Reclam" und „Meyer". Der Raum, lang wie ein Schlauch, war nach dem Laden hin durch eine kleine Tür verschlossen.

Gleich links im Laden aber war die Kasse, und dahinter verbarg sich, durch Regale verdeckt, ein Schreibplatz; dort weilte oft der Chef, und von dort aus führte eine kleine Tür in sein zellenhaftes Privatkontor.

Aber das war noch nicht alles. An dieses kleine, höchst dürftig ausgestattete Privatkontor, in dem ein alter Schmiedeberger Teppich lag und als einziges Zier- und Komfortstück ein eingesessener Mahagonilehnstuhl mit



rotem Plüschbezug stand, an diesen niedrigen, mit grüner kühler Ölfarbe gestrichenen Raum schloß sich die „Verlagsabteilung" an. Denn die Demuthsche Buchhandlung war zugleich ein Buchverlag, und der war die eigentliche Schöpfung des alten Herrn. „Verlagsabteilung" war ein etwas großes Wort hinsichtlich der Räumlichkeiten, die zu Gebote standen. Aber diese großen Worte waren im Haus nicht unbeliebt. Sie entsprangen keiner simplen Wichtigtuerei, sie hatten ihren Hauptgrund in dem sehr ausgeprägten Ordnungsinn des Chefs und in seiner Neigung, alles sehr ernst zu nehmen, gründlichst zu tun und für die wichtigste Sache zu halten.

Der alte Kuno Demuth war ein Selfmademan. Er hatte, wie man wußte, mit hundert Talern ersparten Geldes angefangen, indem er kleine billige Konversationsbücher der französischen und englischen Sprache, die er selbst mit Hilfe eines Sprachlehrers aus großen Wörterbüchern und Phraseologien zusammenstellte, herausgab. Dem folgten ebenso kleine Heftchen, aus denen man in wenig Wochen durch Selbstunterricht Französisch, Englisch, Italienisch, Russisch und sogar Lateinisch und Griechisch lernen sollte; er war an all diesen Büchelchen als Autor mittätig gewesen, ein angeborenes Sprachtalent und sein Aufenthalt als junger Gehilfe im Ausland hatten ihn dazu befähigt; und sein sehr praktischer Sinn hatte obendrein eine überraschend einfache und treffende Aussprachebezeichnung erfunden. Die roten Büchelchen mit dem etwas ruhmrednerischen Titel: „In vier Wochen Englisch" gingen sehr gut, so daß man sich an ernstere Dinge heranmachte. Man baute die Konversationsbücher zu sehr brauchbaren Reisebüchern aus, zog Fachgelehrte der fremden Nationen heran und verbesserte mit ihnen die Aussprachebezeichnung zu einem feinsten, untrüglichen Hilfsmittel. Man schuf größere, nach Inhalt, Anordnung und Format höchst praktische Wörterbücher für Haus und Schule, verlegte Grammatiken von Schulmännern, die sich prächtig einführten, und warf sehr bald die roten Demuthschen Sprachführer kurzerhand über Bord — man verkaufte sie für gutes Geld und bewahrte nur eine Reihe der vergilbten Bändchen im „Archiv" auf —: in einer Regal- und Bücherschranckecke der „Verlagsabteilung".

Kuno Demuth ließ sich nicht gern an diese roten Bücher erinnern. Sein aufs Gediegene und Dauernde gerichteter Sinn hatte natürlich längst die kleine Scharlatanerie, die in dem Unternehmen stak, erkannt; aber es mußte damals ein Anfang gemacht werden; man mußte etwas Neues, Billiges, sofort Einschlagendes bringen bei dem winzigen Betriebskapital, das zur Verfügung stand; und schließlich, mit einiger Illusionskraft hatte man an das Praktische und Verdienstliche der roten Büchelchen selbst geglaubt!

In die Sortimentshandlung, die freilich schon vor dreißig, vierzig Jahren beträchtlich war, hatte Herr Demuth nach der ersten Etappe seines Anstiegs hineingeheiratet. Die Handlung firmierte früher „Dupré'sche Buchhandlung, gegründet 1810". Kuno Demuth hatte noch während jener ersten kleinen Verlagstätigkeit in dem Geschäft als Gehilfe konditioniert und sich in das jüngere Fräulein Dupré verliebt. Er wußte immer, was er wollte; er verfolgte die Ziele seines Herzens so stetig und zäh wie die seiner Arbeit.

Die Ehe war nicht glücklich, aber auch nicht unglücklich verlaufen. Die zarte dunkle Frau lebte ein einsames, oft verträumtes Dasein mit Büchern und Musik, und wenn nicht die beiden Kinder gekommen wären, der Sohn nach einem Jahr, die Tochter, die sie heiß ersehnte, freilich erst zwölf Jahre später, so wäre wohl allgemach ein trüber Schatten auf ihr Gemüt gefallen; so wechselte ihre Stimmung zwischen Heiterkeit, Reizbarkeit und Stille, sie liebte ihren Jungen und starb schon im zwölften Jahr ihrer Ehe an dem späten Kindbett.

Das war nun gute zwanzig Jahre her. Doktor Oskar war jetzt über Mitte Dreißig, Emmi Anfang der Zwanzig. Übrigens war Herrn Demuth vor einer Reihe von Jahren vom alten Kaiser der Kommissionsratstitel verliehen worden. Die Demuthsche Buchhandlung versorgte auch die Herren aus der Wilhelmstraße mit Büchern und hatte das Geheimratsviertel von der Köthener Straße bis zum Botanischen Garten zur Kundschaft. „Kommerzienrat" wäre ihm lieber gewesen. Stieß man sich an dem Laden, dem Prominentesten am Demuthschen Geschäft? Aber gerade der Selfmademan in Herrn Demuth, der auf die eigene Kraft und seine anderthalb Millionen pochte, riet zur Vernunft; die praktische Klugheit, die sich immerdar wie ein stählernes Band durch das Leben dieses Mannes zog, wollte es mit „oben" nicht verderben, und die Eitelkeit des zäh und eigenwillig Emporgestiegenen, der auch nach außen und im kleinen herrschen und Ansehen genießen wollte, ließ ihn fest und artig ja und danke sagen. „Herr Rat" ... „Herr Kommissionsrat" ... das klang beileibe nicht besser als „Herr Demuth"! Aber es distanzierte, und das liebte Herr Demuth. Er hielt die Menschen, besonders die Untergebenen, kalt von sich ab. Man sprach nur in der dritten Person zu ihm: „Herr Rat haben ... wollen ..." Der Alte korrigierte jeden Formfehler in dieser Hinsicht selbst mit sarkastischer Schärfe.

Ähnlich seriös ging es in der ganzen Geschäftspraxis zu.

Der Herr Rat gab seine Anordnungen und Befehle in der Regel schriftlich, denn er hantierte gern mit einem dicken Grün- oder Blaustift, mit grüner und roter Tinte und versah die gesamte einlaufende Korrespondenz mit lapidaren Randglossen; auch wurde ihm jedes Papier, das hinausging, jeder Bücherbestellzettel, der einging, vorgelegt; Geschäftsfragen, Wünsche gelangten meist schriftlich fixiert zu seiner Kenntnis, erhielten ihre Randbemerkung und wurden an die beiden ersten Gehilfen Marx und Ende, die wie Minister zum Vortrag befohlen wurden, weitergegeben. Da gab es stereotype Schriftwendungen wie: „Für das Sortiment hat sich der Übelstand herausgestellt ..." Darauf die Antwort des Chefs: „Kann nicht stattgegeben werden, da Änderungen mit diesseitigen Interessen kollidieren. ..." Diesseit war immer der Verlag. Oder „die Rekriminationen des Archivs nicht unberechtigt, aber nicht dem Prestige diesseitigen Hauses entsprechend. ..." Und



dahinter immer ein starkes, etwas geschweiftes D. Die Schriftstücke oder Zettel für den Sohn des Hauses Doktor Oskar Demuth, der ebenfalls im Geschäft tätig war, zeigten meist mit Rotstift den Vermerk: Brevi manu Doktor D. — oder sie wurden mit der Anschrift sub petitione remittendi versehen. Jedem im Hause waren diese und andere großartigen Wendungen in Fleisch und Blut übergegangen, jeder gebrauchte sie: „nach diesseitigem Erachten ... in betreff jenseitiger Entscheidung. ...“

* * *

Doktor Oskar Demuth hatte sein Bureau hinten auf dem Hof über Lagerraum und Packkammer. Es war mit Komfort eingerichtet wie ein Studierzimmer; ein paar alte Kastanien standen auf dem viereckigen Hof und machten seinen Anblick vom Fenster des Doktors weniger langweilig; dazu warfen am Abend die Fensterreihe der einen Hauptwand, hinter denen die vier Kontorgehilfen hockten, und die Fenster der vorderen Querwand, durch die man in das nett geschäftige, flinke und bunte Treiben des Ladens sehen konnte, ihren Schein auf das Hofpflaster hinaus, was die Behaglichkeit des Anblicks noch erhöhte und den abgedämpften Polterlärm der Markthelfer in den Packkammern unten oder auf dem Hofe selbst, wenn die Leipziger und Stuttgarter Ballen auf rasselnden Eisenkarren kamen oder weggeschoben wurden, zu einem fast gemütlichen Geräusch machte.

Vater und Sohn standen sich nicht gerade zärtlich gegenüber. Schon von früher Zeit her nicht! Der Herr Rat war voll Mißtrauen schon dem Knaben gegenüber gewesen, den die Mutter verzog, und in dem er wohl zu viel von der weichen, verwöhnten Art der Mutter argwöhnte. Bei Emmi, der Tochter, hätte ihn das nicht weiter gestört.... Aber der Sohn und Erbe! Es war wohl übertrieben vom Alten. Er entfremdete sich nur den Sohn, machte ihn scheu und verschlossen, ja, weckte einen unwillkürlichen Trotz, der gerade die Eigenschaften betonte, die der Vater mißtrauisch beobachtete und mit spöttischem Wort oder scharfer, strafender Rede rügte. Es war falsch. Dabei ließ er den begabten Sohn doch gewähren, aus verborgener Eitelkeit vor dem eignen Fleisch und Blut, und weil Oskar ihm mit einem ruhigen, zielsichern Widerstand begegnete. Er ließ ihn studieren, ließ ihn im Ausland reisen und dort als Volontär und Angestellten arbeiten. Aber ihr persönlicher Verkehr gestaltete sich, besonders nach der dauernden Rückkehr des Sohnes vor etwa vier Jahren, nicht gerade erquicklich. Man beliebte eine gewisse ironische Verbindlichkeit, war liebenswürdig, beinah formell von seiten des Vaters, niemals herzlich und verschloß sich voreinander, was auf seiten Doktor Oskars mit artiger Gelassenheit geschah. Man legte sich gerade auch geschäftlich allerlei in den Weg. Repliken Doktor Oskars wurden durch eine Duplik des Vaters gegenstandslos gemacht; Vorschläge oft mit einem sarkastischen Wort abgelehnt, auf das bewährte Alte hingewiesen, auf die Gebote „diesseitiger Usance“ usw. Der Vater vermeinte, daß sich Doktor Oskar auf dem goldnen Grund des väterlichen Reichtums dereinst und wohl schon jetzt auszuruhen gedenke, anstatt darauf weiter zu schaffen in dem harten Sinn des Alten. Es war die mißtrauische Vorstellung, daß der Sohn die Früchte, die der Vater mit heißer Mühe und wildem Fleiß gezüchtet hatte, genießen wolle.... die Angst vor dem latenten Niedergang des Demuthschen Wollens und Wirkens. Es war aber im Grunde auch eine Rivalität im Spiel, eine geheime Eifersucht des Alten auf den Jungen, des Regenten auf den Kronprinzen und künftigen Nachfolger. Alles sollte beim Hergebrachten bleiben, in nichts sollte der väterliche Einfluß und Wille beschränkt sein...! Es war der harte egoistische Sinn des Lebenserkletterers, der schwer und stetig emporgestiegen war zu Ehre und Reichtum, und der sein Werk mit Eigensinn liebte.

Oskar Demuth litt darunter und hatte früher noch mehr darunter gelitten. Er lag gewissermaßen im besten Mannesalter brach. Ja — mitunter zweifelte er selbst an sich. Er hätte wieder weggehen können. Aber das mochte er nicht. Kapital bekam er nicht. Unterordnen in unselbständiger Stellung wollte er sich nicht. Und zu einem freien Wirkungskreis bot man ihm kaum die Hand, da man wußte, daß er über kurz oder lang die Regierung im eignen Haus antreten würde.... Es gab ja zurzeit keine Vorwürfe mehr, wenn er nicht wie jeder Gehilfe um acht Uhr am Pult stand, wie sie ihm der Vater früher gemacht hatte; wenn er nicht jede Stunde in den Dienst des Geschäfts stellte, wenn er gelassen seine eigenen Wege ging, auch in eigener Tätigkeit. Nur hin und wieder stach ein spöttisches oder bissiges Wort zu ihm her, das Doktor Oskar lächelnd hinnahm.

„Ja, Vater,“ sagte er einmal, „ich bin anders als du. Du warst arm und wolltest hinauf. Du erklommst zäh Stufe um Stufe; oft in mühsamer und ängstlichster Kleinarbeit. Ich werde einmal reich sein, durch deine Arbeit, die ich sehr wohl respektiere, und durch das Dupré'sche Erbe. Aber der mir durch dich bereitete Boden macht mein Wollen und Streben anders, verlangt anderes von mir, als damals dein Boden, dein Niveau von dir verlangte. Ich weiß sehr wohl, wie du über mich denkst. Aber du irrst. Du kennst mich nicht. Ich kann mich nicht im allerengsten Kreis erproben. Du hast gewissermaßen in die Höhe gebaut. Ich will in die Breite bauen, auf sicherm Fundament. Vielleicht ebenso zielbewußt und energisch wie du; sicherlich aber mit andern Mitteln und auf andere Art. Und auch mit andern Ansprüchen. Dich lockte der Besitz und seine Ehre. Mich gewiß dessen Erhaltung und Ausbreitung, aber auch die Arbeit um ihrer selbst, um ihrer geistigen Werte und Befriedigung willen. Kurz, Vater, du selbst hast mich in eine gesicherte Kultursphäre hineingestellt; darin lebt und wirkt man anders als in der, die ihr vorhergegangen ist. Ich brauch nicht erst mühsam Chef zu werden; und das Zielen ins Geistige verlangt oder schafft sich seine eigene gelassene Form und eine Inanspruchnahme des vernünftigen und gesunden Kulturluxus....“

Oskar Demuth hatte in seiner ruhigen Art gesprochen. Und der Vater hatte kurz vor sich hingelacht. „Jeder legt es sich zurecht, mein Sohn! Es gibt aber auch ein andres Gesetz; das Gesetz der Dekadenz!“



„Braucht nicht. Braucht durchaus nicht, lieber Papa! Viele Beispiele, gerade der Besten, lehren das Gegenteil und sprechen für m e i n e Ansicht. Ich bin nur andrer Stil als du."

Er bezog ein leidliches Gehalt vom Vater; ein gut Teil mehr als der erste Gehilfe — etwa fünf- bis sechstausend Mark. Dazu kamen die Zinsen eines nicht sehr beträchtlichen Vermögens, das der Mutter einmal zugefallen war, und das sie für die Kinder festgelegt hatte.

* * *

Oskar Demuth sah nach der Uhr. Sechs durch. Er legte die Zigarette weg, blies den Rauch langsam und weit von sich und stand auf, um an das Sprachrohr in der Ecke des Zimmers zu gehen. Haus- undFerntelephone gab es nur erst vereinzelt in Berlin. Er pfiff, indem er auf den Gummiball drückte; dann wünschte er, daß seine Post geholt würde. Gleich darauf erschien ein junger Kontorgehilfe, der dem Doktor zur Verfügung stand, um den Korb mit Oskar Demuths Korrespondenz zu holen. Er brachte dabei einige Briefe mit, die Oskar im Stehen las, während der Gehilfe wartete.

„Es ist nichts, Herr Wichert. Nichts von Belang."

Oskar schob die Briefe unter einen Beschwerstein auf seinem Schreibtisch: Papier- und Druckofferten, ein paar Autorenbriefe und eine Ablehnung des Vaters auf einen Vorschlag Oskars....

„Dann nicht!" sagte Oskar, atmete lächelnd und griff nach der flachen Zigarrenkiste. „Immer das gleiche; aber zuweilen aufreizend und erbitternd. Na —!"

Oskars Tätigkeit im Hause war keine erschöpfende; er las, nach dem alten Herrn, das Buchhändlerbörsenblatt, die Prospekte, er beteiligte sich an den Korrekturen des „jenseitigen Verlags", denn er hatte sich neben seinem historischen Lieblingstudium mit neueren Sprachen und Literaturen beschäftigt; er bekam auch Neuangebote zur Begutachtung und wurde bei den Konferenzen mit Druckern und Lieferanten, bei den Bilanzen, Kassen- und Kontenprüfungen und vor allem bei der Korrespondenz und der Abfassung der vielen Kataloge und Bücherangebote des Hauses zugezogen. Aber alles hielt sich auf dem Niveau des Vorschlags, trug keine Verantwortung und Entscheidung in sich.

Nur ein Gebiet hatte er für sich: — sein „S e p a r a t k o n t o". Er verlegte selbst. Er hatte eine alte, aber gute Übersetzung der griechischen und lateinischen Klassiker für billiges Geld aufgekauft; die gab er in reizenden Heften neu heraus, ließ sie zum Teil mit neuen Anmerkungen und Einleitungen versehen. Die Sache ging sehr gut, was den Alten im stillen ärgerte und hin und wieder boshaft von dem „Separatkonto" sprechen ließ. Die Bibliothek war nämlich dem Kommissionsrat zuerst zum Kauf angeboten worden; aber er hatte die Sache als „obsolet" abgetan. Doktor Oskar hatte den Brief zu beantworten und hatte sich selbst dahinter gemacht.

Er hatte noch andre, viel größere Pläne, an denen er emsig arbeitete, und die in absehbarer Zeit, wohl schon in allernächster, zum Klappen kommen würden...

Für sein „Separatkonto" freilich hatte Oskar einiges Geld aufnehmen müssen. Tante Jüly Grote, Stralauer Straße, Witwe der großen Färberei, die sie aber verkauft hatte, hatte vorgeschossen.

Doktor Demuth schritt in Hut und Mantel die Treppe hinab, auf der gerade die Gasflammen vom Portier Tübbecke angezündet wurden. Im Packraum wurde gepfiffen und gearbeitet, die Bücherpakete dröhnten auf Tisch und Fußboden, ein Lehrling schoß hin und her über den Korridor, er riß dem Doktor die Tür zum Kontor auf.

Oskar durchschritt den langen Raum, in dem das Gas summte, die Federn kritzelten und die Blattkonten rauschten; in den Seitenkojen der Schulbücherabteilung kletterten junge Leute auf Leitern und flitzten fast lautlos wieder nach vorn. Herr Marx, der Buchhalter, blond, breit, wichtig wie ein Philosoph, der gerade eine kleine Weiße öffnete und neben sein ausgebreitetes Vesperbrot stellte, erhob sich und machte seine Reverenz. Herr Ende, der erste Gehilfe, schwarz, nervös, empfindlich, er hatte mit dem Papa vorzeiten in der Dupréschen Handlung als Gehilfe gearbeitet, stieß auf der kleinen Treppe zum Laden gegen den Doktor und faßte ihn familiär-verbindlich am Arm. „Ausgehen, Doktor? Beneidenswert! Papa sieht übrigens nicht gut aus!"

„Ich weiß, lieber Herr Ende", sagte Oskar. „Ist mein Vater vorn? Ah ja — Wiedersehen."

Der alte Herr stand im Laden und bekomplimentierte den und jenen in seiner kalten Art, ordnete mit kurzem Wort etwas an; es war jetzt seine Stunde. Er bezog am Vor- und Nachmittag für eine bestimmte Zeit diesen Posten im Laden. Er sah in der Tat nicht gut aus, wie Oskar mit scharfem Blick feststellte, fahl, gedunsen, und die Säcke unter den Augen traten schlaff und grau hervor.

Der Laden war voll, die Gehilfen eilten hin und her und machten artig hinter den Tischen ihre Vorschläge.

„Ich habe noch einen Gang, Papa."

Der Rat nickte und sah über den Sohn hin, um einen Gehilfen zu beobachten. Sein Atem ging kurz. „Hier ist viel zu tun — — bitte eine Treppe. Krauß, führen Sie die Dame. Ja, ja... was liegt bei dir vor?"

„Nichts von Belang seit heute morgen. — Ich sah eben, daß du mir einige der neuen Literaturmänner für die Auslage und Anschaffung gestrichen hast — es sind übrigens zum Teil schon alte Herren, wie du wissen wirst...."

„Wir wollen uns nicht über Gebühr exponieren. Zuwarten."

Der Vater, grauhaarig, scharf und tadellos gescheitelt, mit kurzem grauem Schnurrbart, der an den Seiten spitz gewichst war, sah durch die dünnen, goldrandigen Brillengläser über die Augen des Sohnes; der Blick war wie immer kurz, streng, kalt. Der alte Herr war so groß wie der Sohn, die Hände, die Schultern waren noch schlank, nur der Leib und das blasse Gesicht zeigten einige Altersfülle.

„Du solltest dich heute etwas schonen, Papa."

„Geht nicht, mein Sohn."

„Ich würde dich vertreten. Aber das würde dich kaum abhalten."



Der Alte lächelte. „Ich fürchte, du stehst zu sehr über diesen Dingen, mein Lieber!"

„Ja und nein." Es war richtig, daß sich der Doktor nicht gern im Laden aufhielt. Er kam sich überflüssig und in dieser Aufsichts- und Komplimentierrolle ein wenig lächerlich vor. Er stand nicht wie der Vater in einem alten Bekanntenverhältnis zu den Stammkunden des Hauses, zu Geheimräten und Professoren.

Oskar würde auch hier einmal einen neuen Modus finden, nach dem man ihn ebensosehr suchen würde, als er entgegenkäme — größerer Stil!

Es war immerdar Spannung, Widerspruch, Feindseligkeit zwischen ihnen. Kein Wort war mächtig genug, um diesen Zwiespalt zu überbrücken.

„Guten Abend denn, Vater", sagte Oskar mit einem kurzen Blick zur Erde. „Ich bitte dich nochmals, schone dich heute. Auch unsere kleine Emmi ist in Sorge."

„Wir sehen dich heute abend nicht, mein Sohn?"

„Wohl nicht. Es ist mein Abend mit Meinhard und Trossel."

„Ah! — Guten Abend."

Oskar ging. Er warf noch einen flüchtigen Blick über den langen, bunten Novitätentisch hin, der vor den beiden Ladenfenstern stand. Richtig, jene Bücher, die er in mehreren Exemplaren hatte auslegen lassen, waren verschwunden. Er lächelte wieder. Man müsse Platz für wichtigere Novitäten haben. Der neue Stinde war da, das Gustav Freytagsche Kronprinzenbuch, die Herbstneuigkeiten kamen bereits in Haufen.... Es war ein immer sich wiederholendes Spiel; am Morgen legte Oskar dies und jenes Buch aus, und am Abend war es beseitigt. Es war wirklich ein Spiel geworden, das Oskar reizte!

Die Fenster waren beschlagen. Die Luft war warm, es roch durch die vielen summenden Gaslampen noch stärker nach Papier, Druckfarben und Leder; auch Oskar liebte diese Luft, sie hielt ihn mitunter, wenn der Laden nicht allzu sehr besucht war, fest, so daß er sich hier und da zu schaffen machte.

Von draußen wehte es kalt und feucht herein, als er die Tür mit den behaglich geschwätzigen Klapperscheiben öffnete. Aber es regnete nicht mehr. Das Pflaster war blank. Ein Geschäftswagen, eine Droschke zweiter Güte rummelte gemächlich durch die schlecht beleuchtete Straße. Oskar ging nach rechts, aber eben als er abbog, sah er seine Schwester Emmi über den Damm kommen, frisch, rasch, im neuen blauen Schneiderkleid, mit langem, eng anliegendem Mantel, dessen Ärmel oben bauschig waren; ein hoher Federhut nickte über ihrem selbstgefälligen Kindergesicht. Emmi sah eben wichtig musternd am Haus hinauf, nach dem zweiten Stock, wo die Demuthschen Wohnräume lagen, und wo die alte Hummel klug und fest regierte.

„Gott, Oskar —! Wo willst du hin?" Emmi kam flink und elastisch, immer ein wenig absichtlich in ihrem Tun, herüber.

„Wie nobel du bist. Ich sah dich noch gar nicht so!"

„Gefällt es dir? Ihr Männer habt schließlich Blick dafür, und ich glaube, ihr ganz besonders, du und Meinhard und Hoven. Trossel liegt es wohl nicht."

„Sage nichts gegen Trossel, Kleine. Er ist der anspruchsvollste."

„Mag sein, Oskar. Aber er hat doch nicht die Kinderstube und vielleicht auch nicht die..." Ihre spitze, rosige Zunge tippte rasch nach der Oberlippe hinauf... „Erfahrung!"

„Ei, ei. Sieh da! Aber ein Oberlehrer hat immer Erfahrung, Emmi."

„Glaub ich nicht."

„Wo kommst du her, Mädchen?"

Emmi hatte sich eingehakt. Sie liebte den großen Bruder und war stolz auf ihn. Die Zungenspitze tippte noch. „Rate —. Von Lily Caspari. Sie läßt dich grüßen. Das heißt, *ich* fragte sie —: ob ich Oskar grüßen soll."

Emmi sah lächelnd zu dem Bruder auf.

„Kindskopf. Danke. Ein wenig gewaltsam, muß ich sagen. Aber du darfst sie gelegentlich wiedergrüßen. Hoeks van Hoven, unser fliegender Holländer und Volontär, fehlt übrigens immer noch im Geschäft, er hat Papa heute geschrieben — krank."

„Was fehlt ihm nur?"

„Dies und das. Er sagt, er könne nicht schlafen. Aber er kommt immer erst um vier Uhr heim. Als Volontär und reicher Jonkheer kann er sich's am Ende leisten. Vater sagt nichts, aber er sieht klar. Respekt vor dem Geschäftsfreund senior in Utrecht und vor dem fremden Kapital! Mein *eigenes* künftiges Vermögen, so nahe es ihn selbst angeht, imponiert ihm leider nicht."

Emmi lachte. „Pfui, Oskar. Scheußlich."

„Ja. — Vater geht es gar nicht gut. Aber er läßt sich nichts sagen. Ich will eben mal zu Geheimrat Amelong und mit ihm sprechen; du weißt, er war gestern bei Papa...."

Emmi, die einige Schritte am Arm des Bruders mitgegangen war, blieb erschrocken stehen. „Glaubst du, daß es etwas Schlimmes ist?"

„Nein, gar nicht. Amelong muß nur möglicherweise eingreifen — durchgreifen, wie Vater gern sagt. Wir Kinder sind machtlos."

„Gott, ja. Ich sorge mich so. Ich möchte mitkommen, du! Ich kann vielleicht auch ein Wort sagen; zu mir ist Papa offener, ich meine ... gesprächiger.... Und ich glaube, Amelong hält etwas auf mich, er kennt mich ja von Geburt an. Er sagt mir nur jetzt zu viele Schmeicheleien, was ich hasse."

„Unsinn, Emmi. Nein, ich will allein gehen; Mann zu Mann, das ist sachlicher, kleine Katze. Sonst hört der Alte, artig wie er ist, nur auf dich, das heißt, er hört nichts, sondern sieht dir auf den Mund und ins Gesicht."

„Ja, so ist er. Als wäre man noch ein Kind. Empörend."

„Er wird seine Pappenheimer kennen."

„Ich bitte dich, Oskar. Ich bin dreiundzwanzig."

„Nicht zu sagen! Sieh, dein Schleier löst sich schon. Ich habe ihn eigentlich lieber, wenn er heruntergeklappt ist, bis gerade zur Nasenspitze oder ein wenig darunter, so daß er auf die Oberlippe auftippt. Visier... Geheimnis.... Was sagt Lily dazu?"



„Lily sagt, daß du bequem würdest, mein Lieber! Ob sie zu dick meint? Du müßtest dich gegen den Vater mehr auflehnen, ihn allmählich zwingen ..."

„Die kluge Lily. Spracht ihr von mir?"

„O, sie ist klug. Still, kühl! Ach, ich beneide sie."

„Still, kühl. Stille Wasser sind tief."

„Meinst du? —" fragte Emmi neugierig und sah rasch auf. Aber Oskar sagte nichts mehr.

Sie standen an der Alten Leipziger Straße. Drüben auf den Schlächterladen von Bicknase war „run"; er war wie ein Karussell erleuchtet, überall blinkte es und blankte es von Kacheln und Messing, und vor der Tür stand ein Stuhl mit weißer Schürze, die pitschnaß war: es war Freitag, es gab frische Wurst, und es war Aufschnittzeit! Eben traten die jungen Damen Sponholz von der Spritfabrik, gegenüber dem Demuthschen Haus, aus dem Laden.

Emmi sah weg. Manchmal roch die ganze Straße wie ein altes Spritfaß! Doch Oskar machte sich den Spaß zu grüßen, da die jungen Damen absichtlich herübersahen. Emmi blieb starr wie ein Pfahl.

„Oskar, ich versteh dich nicht. In meiner Gegenwart hättest du das vermeiden können, unbeschadet deiner Höflichkeit als Herr. Nebenbei ist das lächerlich! Du lenkst mich einfach ab! Ich dächte, wir hätten an Ernsteres und Wichtigeres zu denken als an diese — diese — es handelt sich um V a t e r. Kurz und gut: darf ich nicht mit?"

„Nein, Emmi. Ich sage dir alles wieder. Ich kann so ungenierter fragen. Und du bist besser am Platz, wenn du hineingehst und Vater umschnurrst, daß er sich etwas zurückzieht und Ruhe gönnt. Tu das. Und nun leb wohl. Soll ich Meinhard und Troffel grüßen? Ich sehe sie später. Vielleicht sogar Hoven, der sich möglicherweise gerade heute a b e n d wohler fühlt. Tjüs, Kleine. Amelong erwartet mich, und es ist schon über die Zeit. Sieh nach Papa!"

„Schön. Übrigens, Oskar, du wirst deine Herren n i c h t von mir grüßen. Es könnte falsch aufgefaßt werden."

Und sie hob den hübschen Kopf mit der schmalen, vorn ganz wenig aufgestülpten Nase, es war des Vaters Nase, nur höchst verfeinert und spaßhaft, gab ihm die Hand und ging rasch mit ihrem selbstbewußten, federnden Schritt wieder zurück. Sie wußte genau, daß ihr der Bruder noch einen Augenblick lächelnd und sicherlich bewundernd nachsehen würde.

Oskar setzte seinen Weg durch den winkligen, schmalen Raules Hof fort, über dessen Düsternis ein trübes Laternenlicht flackerte, und in dem in Werkstätten und Kellern gehämmert, gefeilt und mit Färberknütteln gepocht wurde, nach der Adlerstraße zu, am Säulen-Litfaß vorüber, wo die Druckmaschinen hinter dem Torweg auf dem Hof hastig rasselten, um das Neueste, Allerneueste in die Welt zu schreien, und kam an der Unterwasserstraße heraus. Dort wohnte Geheimrat Amelong.

Oskar hing längst wieder seinen besondern Gedanken nach. Und dazwischen, wie schon öfter in diesem Jahr, war für einen Augenblick ein Bild vor seine Seele getreten. Vielleicht durch Emmis spitze und geheimnisvolle Worte ein wenig deutlicher als sonst, mit einem Hauch von Beunruhigung — —?

Aber er spielte wohl auch diesmal nur damit. Lily. Die kluge, hübsche, kühle Lily ...! Ach kühl! Kein Mädchen im Anfang der Zwanzig ist kühl ...! Und nun gar Lily....

* * *

Oskar mußte warten. Das Wartezimmer hatte drei enorm hohe Fenster, oben mit Rundbogen und Mullrosetten. Es war ein wundervolles altes Haus, in dem Amelong wohnte.

An dem einen Fenster saß eine junge Dame, von der Oskar Demuth im allerersten Augenblick nur einen schwachen Irisduft wahrnahm. Denn es war nicht gerade blendend hell in dem großen Raum. Zwei hohe Vasenlampen mit tulpenartigen, mattgeschliffenen Glocken brannten auf zwei Tischen; das war alles; sie ließen nur die weißen Passepartouts einiger großer dunkler Stahlstiche an den Wänden ins Auge springen.

Die Dame sah zum Fenster hinaus. Die dunkeln schiefen Häuslein drüben an der Schleuse mochten freilich dem Auge wenig bieten; und von den Apfelkähnen, die auf dem Spreearm zogen, war auch nicht viel mehr als ein Lichtlein am Steuerarm zu erkennen, alles still, dunkel.

Das Fräulein, es war offenbar eine junge Dame, hielt den einen Teil der langen weißen Zuggardine mit der Hand gehoben. Es war augenscheinlich, daß diese Bewegung erst beim Eintreten des neuen Besuchers ausgeführt worden war. Ja, die ganze Haltung der Dame verriet etwas Momenthaftes, als hätte sie sich eben, als die Klingel draußen anschlug, aus einem unruhigen Hin- und Hergehen auf dem braunen Ripssessel am Fenster niedergelassen und den Kopf abgewandt.

Doktor Demuth hatte sich leicht verneigt. Aber der Gruß war übersehen worden. Die Dame bog den Kopf nur tiefer und interessierter nach der weggeschobenen Gardine hin.

Gleich darauf erhob sie sich, sah mit hochmütigem Blick über den Herrn hin und zog eine kleine goldne Uhr zwischen den vielen kleinen Knöpfen ihrer Taille hervor. Sie schien ungeduldig, ihre Unterlippe schob sich vor, und sie ging mit schönem, edlem, festem Schritt im Zimmer umher, wobei ihr Kleid eigentümlich lässig nachrauschte.

Auf dem Tisch lagen Zeitschriften, ein Band „Fliegende Blätter".

Oskar nahm Platz, schlug einen der Bände auf und vertiefte sich in eine Oberländersche Zeichnung, die er längst kannte. Aus dem Sprechzimmer nebenan drang gedämpft die Stimme des Geheimrats, und dazu klang schwach auf dem dünnen abgetretenen Teppich der Fuß der auf und ab schreitenden Dame und das Rauschen des nachlässig schleppenden Kleides. Es kam dem Doktor plötzlich die verwunderliche Vorstellung, daß sie das Kleid achtlos, ein bißchen liederlich oder großartig-unbekümmert auch durch den Staub und die Nässe der Straße gleiten lassen könnte.... Wie kam er darauf?

Oskar blätterte. Das war immer so in Wartezimmern, immer sollte man Witze lesen! Aber die Span-



nung, der Ernst, das beinah Feierliche, das in der Luft lag, machten einen unaufmerksam und unruhig. Und immer war die Luft schlecht!

Oskar legte gelangweilt den Band weg und lehnte sich zurück. Man wurde melancholisch in dieser Luft, bei diesem Licht; Besorgnisse drängten sich auf. Was mochte übrigens diese Dame da in der eleganten, mit Skunks verbrämten Schoßjacke erfüllen? Angst um sich selbst —? Nein, nein! Der Doktor erschrak unversehens ein wenig, denn eben wandte die Dame ihm, matt beleuchtet, das schöne kühne Profil mit der dunkeln Braue zu, und ihr fast schwarzes Auge, das eigentümlich ernst und groß war, streifte ihn. Dann wandte sie es ruhig und stolz wieder fort und ging weiter zwischen Tür und Fenster auf und nieder.

Oskar beobachtete sie unter gesenkter Stirn. Er bewunderte diese Unbefangenheit, die nichts weniger als naiv erschien, die vielmehr bewußte Unbekümmertheit war und Bewunderung und Huldigung als selbstverständlich hinnahm. Sie paßte wundervoll zu der großen, stolzen Erscheinung.

Eine Uhr schlug fein und hell.

Die Dame blieb stehen, hob den Kopf und schien zu überlegen. Dann zog sie langsam den einen Handschuh ab. Oskar war gespannt auf den Anblick der bloßen Hand. Es ging langsam; die Hand war groß, nicht eben schmal, beinah männlich in ihrem Umriß, aber doch weiblich-weich in den Formen; eine gescheite, kühne, eigenartige Hand, ohne jeden Schmuck. Der Doktor war für einen Augenblick gebannt und in einem verborgenen Sinn erregt. Hände waren einer seiner Tollpunkte; eine häßliche, dumme oder ungepflegte Hand konnte ihm die schönste Frau verleiden.

Oskar räusperte sich und setzte sich straffer in dem weichen Sessel auf. Denn nun sah er plötzlich, daß das Fräulein doch nicht so sicher und königlich überlegen wäre, wie er zuerst geglaubt hatte.... War ihr sein Blick nicht entgangen? Sie hob wieder das Gesicht abweisend höher, wobei ihr Gesichtsausdruck etwas Starres bekam, und gleich darauf stieg ihr eine Blutwelle in das Antlitz und färbte den elfenbeinmatten Teint noch tiefer. Der Doktor beobachtete das mit Blitzesschnelle und fühlte sich in seiner Männlichkeit geschmeichelt und gestärkt; es war wie ein Eindringen in diese höchst unalltägliche Frauennatur.

Die Dame nahm jetzt am Nebentisch Platz, so daß Oskar nur noch wenig von ihrem Gesicht sah. Der Hals war zärtlich gebogen, das Haar des feinen Kopfes war schimmernd braun, vielleicht nicht allzu reichlich, aber das durfte nicht anders sein, der einfache Knoten war entzückend, die Halslinie stieg von den sich breitenden und rundenden Schultern aus sehnsüchtig zu ihm empor.

Sie verbarg wohl doch viel Unsicherheit, Scheu und Furcht unter ihrer kühnen Haltung. Eine Kinderseele voll starker, stolzer Wünsche, voll Glut und Kraft.... Wie schön sie dort saß in dem milden Lampenlicht und die starken Seiten eines nicht ganz sauberen Prachtwerks umwandte. Eigentlich rührend... reizend. So ganz anders wie vorhin. Steckten zwei, hundert Menschen in ihr, wie die Stunde es wollte? War sie voll wechselnder Stimmungen, labil im Wesen? Frau, Frau! Wer — was mochte sie sein —?

(Fortsetzung folgt.)

Der Sicherheitsdienst in der Tierwelt.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Soeben hat sich auf dem Tisch, dicht neben dem Tintenfaß, eine Fliege niedergelassen. Sie reibt das erste Beinpaar aneinander und fährt sich damit über den Kopf wie ein Mensch, der sich gründlich wäscht. Du kommst mir gerade recht, du kleiner Plagegeist! Du sollst mir sofort als Versuchskaninchen dienen. Vorsichtig, mit langsamer Bewegung lege ich den Federhalter weg und lehne mich zurück. Jetzt rückt die Fliege vor, kriecht auf das Papier und betupft mit dem Rüssel die feuchte Schrift. In kaum merklicher Bewegung strecke ich die hohle Hand vorwärts. Deutlich sehe ich es, daß die Fliege meine Absicht merkt ... Blitzschnell greife ich zu, aber vergeblich! Die Fliege ist noch schneller gewesen als meine Hand.

Wohl hundertmal habe ich beim Schreiben dies Experiment gemacht, nicht nur mit Fliegen, sondern auch mit Mücken. Und bei jedem Mal konnte ich deutlich beobachten, daß die winzigen Tiere die drohende Gefahr merken. Aber sie erkennen nicht jede Bedrohung. Heimtückisch lege ich meine linke Hand auf den Tisch und halte sie ganz ruhig. Lange brauche ich nicht zu warten. Bald läßt sich eine Fliege auf der Hand nieder, spaziert umher und kommt schließlich auf dem Zeigefinger, an dem mein Daumen liegt, angewandert. Mit einem leichten Druck habe ich sie am Bein erwischt.

So leicht diese Experimente anzustellen sind, so schwer ist es, daraus die richtigen Schlüsse zu ziehen. Denn da stellt sich sofort die Frage ein, ob die Tiere die Gefahr erkennen, oder ob die Maßregel zur Abwehr nur eine reflektorische Bewegung ist. Das dürfte sehr schwer zu entscheiden sein! Die unterste Stufe der Lebensbetätigung im niederen Tierreich ist ohne Zweifel die Nahrungsaufnahme. Sie erfordert in den meisten Fällen keine andere Arbeit als das Hinunterschlucken, also nur eine reflektorische Bewegung. Wo diese aufhört, wo das Tier geistige Fähigkeiten entfalten muß, um seine Nahrung zu erkennen, das könnte nur durch eine große Zahl einzelner Beobachtungen festgestellt werden.

Nur wenige Beispiele dafür: der Frosch schnappt nur nach der Beute, die sich vor ihm bewegt; sobald sie still sitzt, erkennt er sie nicht. Das heißt: die Bewegung der Beute löst bei ihm reflektorisch den Sinnenreiz aus, der ihn zum Zuschnappen veranlaßt ... Das gleiche gilt auch von den Fischen, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Die Angler wissen, daß sie den Hecht, den Barsch, den Huchen durch ein blinkendes Metallstückchen, das schnell durchs Wasser gezogen wird, zum Anbeißen reizen können. Ebenso steigt und schnappt die Forelle nach dem kleinen, bunten Federbüschel, das ihr ein auf das Wasser fallendes Insekt vortäuschen soll.



Aber wie oft kann man beobachten, daß die Forelle und der Hecht dicht vor dem künstlichen Köder umkehren. Da ist keine andere Erklärung möglich, als daß sie die Täuschung erkannt haben. Aus der gleichen Beobachtung geht weiter hervor, daß die Erkenntnis der Gefahr auf eine Betätigung geistiger Fähigkeiten, eine Tätigkeit des Verstandes schließen läßt. Den Tieren niederer Ordnung hat die Natur als Schutz gegen die Vernichtung nichts weiter gegeben als die Zahl, d. h. eine außerordentlich große Fruchtbarkeit. Der Fisch muß tausend Eier ablegen, damit ein Exemplar seiner Gattung die Gefahren der Entwicklungzeit übersteht.

Eine weitere Schwierigkeit, unanfechtbare Schlußfolgerungen zu ziehen, erwächst daraus, daß die Arten einer Tierklasse sehr verschieden begabt sind. Bei den Fischen ist es deutlich erkennbar. Die kleinen Weißfische, die munter an der Oberfläche spielen, haben gar keine Ahnung davon, daß ihnen vom Hecht, der dicht unter ihnen steht, Gefahr droht. Erst wenn er blitzschnell unter sie fährt, spritzen sie nach allen Seiten davon. Im nächsten Augenblick spielen sie wieder dicht um das stillstehende Raubtier, das eben einen ihrer Art verschluckt.

Nun aber eine andere Beobachtung. In einer Badezelle stehen Hunderte kleiner Weißfische, höchstens eine Spanne lang. Da schiebt sich ganz langsam mit unmerklicher Schwanzbewegung ein Hecht herein. Sofort verlassen die kleinen Fische in eiliger Flucht den Raum. Haben sie die Gefahr erkannt, handeln sie aus Erfahrung, indem sie den Räuber an seiner Gestalt und Größe erkennen, oder werden sie nur durch eine reflektorische Tätigkeit ihrer Sinne davongetrieben wie die Fliege von der ausgestreckten Hand?

Das sind meines Erachtens Rätsel, die schwer zu lösen sind. Wie oft mache ich die Beobachtung, daß die kleinen Weißfische, die gierig nach dem ringelnden Wurm schnappen, scheu zurückweichen und die leckere Nahrung verschmähen, sobald nur ein winziges Stückchen der Hakenspitze aus dem Köder hervorschaut. Was läßt sie die Gefahr erkennen? Weshalb achten andere Arten, z. B. der Barsch, nicht darauf?

Diese wenigen Beispiele werden wohl genügen, um zu zeigen, wie groß das Arbeitsfeld der Wissenschaft ist, die sich die Erforschung der Tierwelt nach ihren geistigen Fähigkeiten zur Aufgabe gestellt hat. Und wie schwer die richtige Bewertung jeder Beobachtung! Sogar bei den höherstehenden Tieren, denen wir jetzt nicht nur eine Tätigkeit des Verstandes, sondern sogar der Vernunft zuzubilligen geneigt sind.

Die Wissenschaft der Psychologie lehrt uns, daß jede geistige Tätigkeit auf Sinneswahrnehmungen beruht, beim Tier ebenso wie beim Menschen. Nun haben wir in der Erkenntnis einen wichtigen Schritt vorwärts getan, seitdem durch mehrere Forscher festgestellt worden ist, daß die Hauptsinne der Tiere, Auge, Ohr und Nase, bei jeder Art verschieden entwickelt sind. Das gibt uns Aufklärung darüber, wie die Tiere eine Gefahr erkennen, und bewahrt uns vor falschen Schlüssen. Dafür ein Beispiel.

Eines Abends im Herbst saß ich am Waldrand auf dem Anstand. Ich wollte einen Hasen schießen. Als die Schatten der Dämmerung herabsanken, trat links von mir, nur wenige Schritte entfernt, ein Reh aus dem Dickicht. Es äugte mich an, erkannte mich aber nicht, weil ich nicht die geringste Bewegung machte. Neugierig kam es noch näher, ging wieder weg und fing schließlich dicht vor mir auf der Saat zu äsen an. Wenige Minuten später sprang es laut schmälend ab, es war in meinen Windschatten gelangt, hatte Witterung von mir bekommen und nun erst die Gefahr erkannt.

Früher hätte man sicherlich aus diesem Verhalten unrichtige Schlüsse auf die geistigen Fähigkeiten der Rehe gezogen. Jetzt weiß man, daß ihr Gesichtsinn sehr schwach entwickelt ist, daß ihr Auge nicht imstande ist, einen unbeweglich sitzenden oder stehenden Menschen zu erkennen. Erst sein Geruchsinn leistete ihm den wichtigen Dienst.

Beim Hasen sind es die langen Ohren, die Löffel, wie sie der Jäger nennt, die für seine Sicherheit sorgen. Sie verraten ihm den leisen Schritt seines unter Wind heranschleichenden Erzfeindes Reineke. Merkwürdigerweise sind bei den friedfertigen Tieren, die von vielen Gefahren bedroht sind, die Sinne viel ungleichmäßiger ausgebildet als bei den Raubtieren, denen sie fast nur zum Aufspüren und Ueberlisten der Beute zu dienen haben. Zur Erklärung kann man vielleicht darauf hinweisen, daß die friedfertigen Tiere keine Mühe aufzuwenden brauchen, um ihre Nahrung zu finden, während Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel sich redlich abplagen müssen, um ihren hungrigen Magen zu füllen. Nimmt doch Reineke, wenn's sein muß, mit Maikäfern und Heuschrecken vorlieb!

Beim Vogel ist der Hauptsinn, der ihm fast ausschließlich zum Aufsuchen der Nahrung und zum Erkennen der Gefahr dient, das Auge. Hoch oben im blauen Aether kreisend, sieht und erkennt der Adler das Murmeltier trotz seiner Schutzfärbung. Der Seeadler erkennt den einen Meter tief im Wasser auf dunklem Grund stehenden Fisch, der ihm nichts weiter zeigt als seinen schmalen, dunklen Rücken. Das sind Begabungen eines Sinnes, die uns genau so wunderbar vorkommen wie die feine Nase des Jagdhundes, der unbeirrt von anderen Spuren die eine Fährte ausarbeitet, auf die ihn sein Herr angelegt hat.

Daß die höherstehenden Tiere mit vollem Bewußtsein die Gefahr erkennen, dafür spricht unter andern die Tatsache, daß sie den Warnruf einer andern Tierart beachten. Erhebt der Eichelhäher oder die Schnarrdrossel ihre warnende Stimme, wenn sie den vorsichtig pirschenden Jäger oder den durchs Dickicht schleichenden Fuchs erblickt, dann besinnt sich der Rehbock, der vertraut auf der Wiese äst, keinen Augenblick, sondern flüchtet, ohne sich erst selbst von der Gefahr zu überzeugen, ins schützende Waldesdunkel. Er weiß also ganz genau, was der ängstliche, aufgeregte Warnruf bedeutet.

Bei den Tieren, die in Herden, Rudeln, Völkern usw. gesellig leben, wird der Sicherheitsdienst von einem Mitglied der Gesellschaft ausgeübt, auf dessen Wachsamkeit sich alle andern verlassen. Bei den Rudeln der Hirsche ist es stets ein altes „Tier", wie der Jäger das Mutterwild nennt, das auf den Wanderungen die Spitze hält. Dahinter kommen jüngere Tiere und die geringen Hirsche, und den Beschluß macht der Beherrscher des Rudels, der Platzhirsch. Wenn alle andern unter der Führung des Alttiers bereits auf die Wiese ausgetreten und im Vertrauen auf die Wachsamkeit ihrer Führerin vertraut äsen, steht der Geweihte noch lange im Dickicht, ehe er sich daraus hervorwagt.



In einer geradezu musterhaften Weise ist der Sicherheitsdienst bei manchen geistig hochstehenden Vogelarten, die sich zur Reise nach dem Süden zu großen Gesellschaften vereinigen, ausgebildet. Der Flug wird stets nachts ausgeführt, meistens aber schon vor Sonnenuntergang begonnen. Am Tage wird Rast gehalten, um etwas Nahrung einzunehmen. Da zeigt sich die Vorsicht bei Kranichen, wilden Gänsen, Enten und anderen schon in der Wahl der Rastſtelle.

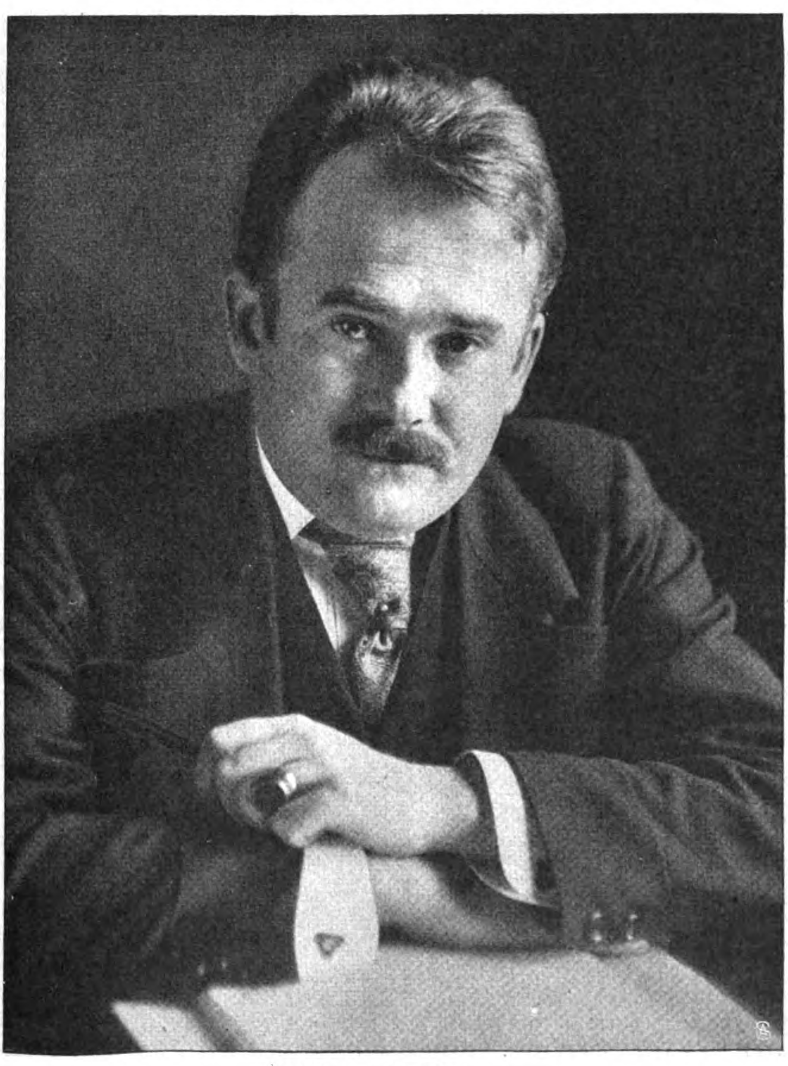
Es ist falsch, die wilde Ente und Gans nach ihren zahmen Artgenossen zu beurteilen. Das gleiche gilt von Rind, Schaf, Schwein, Ziege. In der Freiheit sind alle diese Tierarten scheu, vorsichtig und wachsam. Es sei nur an die Gemse erinnert und an ihren Pfiff, der den Jäger um die Beute bringt, die er im nächsten Augenblick schon durch einen sicheren Schuß zu machen gedachte. Von der Vorsicht und Wachsamkeit des Schwarzwildes, des wilden Schweines, wissen die Jäger ebenfalls manches treffende Stück zu erzählen.

Damit ist auch die Frage beantwortet, ob die Tiere Erfahrungen sammeln und verwerten. Ohne Zweifel! Das Schwarzwild ist in den letzten Jahren, seitdem es ununterbrochen in der rücksichtslosesten Weise verfolgt wird, noch scheuer und vorsichtiger geworden, als es früher schon war. Der Kapitalhirsch, der schon manchmal die Kugel hat pfeifen hören, weiß, daß ihm alle Vorsicht des Leittiers nichts nützt. Er trennt sich vom Rudel und wird Einsiedler. Nie tritt er früher aus dem Wald, als bis völlige Dunkelheit herabgesunken ist. Und wenn das Rudel im Morgengrauen noch vertraut auf dem Acker steht, hat er schon lange seinen „Kirchgang“ angetreten, wie der Jäger sagt, das heißt, er ist in den Wald zurückgewechselt. Genau solch ein vorsichtiger Einsiedler wird auch der Rehbock im Alter.

Der Verfasser unseres neuen Romans.

Hierzu eine Spezialaufnahme für die „Woche“.

„Es gibt vielleicht nur zwei große Richtungen innerhalb der Dichtung. Die eine dient der Begeisterung, der Aufstellung des Ideals; die andere ist Ausdeutung des Wirklichen, des Menschlichen. Jede gibt Werte: Kraft oder Erkenntnis, Aufschwung oder Weisheit.“ Diese Worte, die den alten Gegensatz von Idealismus und Realismus in einer persönlichen Auslegung umschreiben, spendete der Dichter, von dem ich hier einiges erzählen will, unlängst einer großen deutschen Zeitschrift ins Stammbuch. Sie scheinen mir mehr als einen allgemeinen Aphorismus zu bedeuten; sie enthalten sicherlich ein dichterisches Glaubensbekenntnis, das in seiner, unaufdringlicher Art gegeben ist.



Viktor v. Kohlenegg.

Ein Ausdeuter des Wirklichen, ein liebevoller, überlegener Darsteller des Menschlichen, oft voll wissender Ironie, weil Ueberlegenheit stets Selbsterkenntnis bedeutet — ein Versteher des Lebens, so tritt der Autor uns in seinem Schaffen entgegen.

Kohlenegg hat sich nie einer Schule angeschlossen, er ist immer suchend den eigenen Weg gegangen, einen Weg, der ihn mitten ins Leben hineinführte. Er liebt es nicht, „Helden“ zu schildern, er glaubt vielleicht in einem Winkel seines Herzens nicht einmal an ihre Existenz; er sieht überall das Menschliche im Menschen, in dem Gut und Böse sich vermischt, in dem die Tüchtigkeit neben der Schwäche wohnt, und in dem wir uns alle, wenn wir ehrlich sind, wiedererkennen mögen. Daran liegt es, daß er — ob-

wohl weit entfernt, etwa nur „Frauenschilderer“ zu sein — den Männern in seinen Büchern keine überragende Stellung einräumt. Jedenfalls wachsen sich die Gestalten seiner Romane, männliche und weibliche, zu Typen oder Menschensymbolen aus, die gewiß ein höchst lebendiges, bis ins kleinste wahres und bewegliches Einzelleben führen, die aber doch als Ganzes stets mehr bedeuten als nur eine Figur. Dazu weiß er meisterhaft zu erzählen; er berichtet nie trocken, alles ist selbst erlebt, gestaltet und mit einer persönlichen Wärme erfüllt, die die Menschen seiner Dichtung in ein geheimnisvolles Vibrieren versetzt und sie dem Herzen des Lesers nahebringt. Man glaubt, wenn man Kohleneggs Bücher liest, mitten im Leben selbst zu stehen, zwischen Bekannten und Freunden, aber man sieht tief in sie hinein und in eine Welt, die ein sicherer, liebevoller Künstler geklärt und gemeistert hat.

Kohleneggs Anfänge weisen auf Fontane zurück, freilich nicht im Sinn einer gewollten Abhängigkeit; beider Weltanschauung ist im tiefsten verwandt, und beide vereinigen in sich norddeutsche und südliche Kultur. Das gibt beiden die glänzende Beweglichkeit des Stils und die liebenswürdige, verstehende und im Verstehen Versöhnung suchende Art. Doch längst ist unser Dichter seinen eigenen Weg gegangen und selbst ein Meister geworden. Man warf ihm vielleicht eine Zeitlang zu viel Ehrlichkeit vor, daß er zu leidenschaftlich in die Menschen hineinspähte; aber dieser psychologische Stil ist jetzt beinah Mode geworden, wir haben nun selbst schärfer sehen gelernt. Indessen, Kohlenegg blieb nicht stehen, er schritt mit jedem Werk, das er schuf, weiter, sah immer neue Ziele, ohne im Grund von der Linie seines Wesens und seiner Weltbetrachtung abzuweichen. Er hatte sich das feinste psychologische Rüstzeug gewonnen, nun aber lockte ihn neben der Tiefe auch die Weite; es lockte ihn, das Bunte und Reiche der Umwelt, die Beziehungen zwischen vielen, nicht nur wenigen Personen darzustellen. So ist sein Pinsel breiter und kecker, seine Palette ungleich farbiger geworden.

Die Leser der „Woche“ habe drei Romane Kohleneggs mit großer innerer Teilnahme gelesen: die feine, kluge, mild überlegene „Ehe im Schatten“, die verblüffend ehrliche, bis in die letzten Winkel unseliger Leidenschaft dringende „Eifersucht“ und das liebevoll und ironisch gesehene „Dorchen“, in deren Wirrnis und Schwanken zwischen Beruf, Weibseinwollen und damenhaften Luxusneigungen sich das innerste Leben von vielen, vielen Tausenden junger Mädchen von heute spiegelt. Nun hat die Redaktion die Freude, Kohleneggs neueste Schöpfung ihren Lesern bieten zu dürfen. Mit der „Schönen Melusine“ spendet der Dichter seine reifste Gabe. Alles ist noch bunter, reicher geworden, lebendiger als früher, der Humor erblüht aus der Ironie, und das geschliffene Einzelne fügt sich dem Ganzen enger und selbstloser ein zu stärkerer, ruhiger Wirkung. Man wird mit frohem Behagen und innerstem Gespanntsein diese Schilderungen des Berlin der neunziger Jahre lesen, in dem sich feine, kluge und leidenschaftliche Menschen bewegen, lieben, befehden und verstehen. Eine rechte, reife und bezwingende Gabe für die langen, stillen Winterabende.

Ich sagte, daß in Kohlenegg sich Nord und Süd mischen. Er verlebte seine erste Kindheit, bis zum zehnten Jahr, in Thüringen. Und die Liebe zur alten Heimat ist immer noch wach in ihm. Ja, es drängt ihn, hin und wieder ihr auch dichterisch Ausdruck zu geben. Aber seine eigentliche Heimat ist **Berlin**, wo er seit seinem zehnten Jahr wurzelt, wo er die Schule besucht hat und studierte und nun seit fast dreißig Jahren lebt; er **liebt** Berlin nicht nur mit den Augen, er liebt es auch mit dem Herzen, und sein täglicher Erholungspaziergang, so paradox es klingen mag, führt ihn aus seinem Lichterfelder Arbeitsfrieden in den starken Trubel der Berliner Hauptstraßen; dort beobachtet er — und erfrischt sich geistig.

Unser Autor steht im 39. Lebensjahr. Er ist mit der liebenswürdigen und feinen Schriftstellerin Gertrud Triepel verheiratet und sieht in seinem stillen Heim manche interessanten und der Oeffentlichkeit bekannten Gäste, zu denen auch die Schwester seiner Frau, die Konzertsängerin Susanne Dessoir mit ihrem Gatten Prof. Dessoir zählt.

Frauenbildnisse aus Großmutters Zeit.

Von **Hans Ostwald**. — Hierzu 11 Abbildungen.

Alle Zeiten haben ihre besonderen Schönheitsideale gehabt. In den Jugendzeiten der Völker drückt sich gewöhnlich das Ideal noch in den Eigennamen aus wie einst in den altgermanischen Sunnihilt, Swanhilt, Snoburg, Seeburg — alles Namen, die auf die hervorragendsten äußeren Eigenschaften und Vorzüge hinwiesen, an denen sich die Volksmitglieder erfreuten. Die Helle des lichten Tages, das blanke Gold der Sonne, das klare Weiß von Schnee und Schwan und die Frische des Sees — das waren Vorzüge, die in den Eigennamen ebensogern festgelegt wurden wie etwa die mannhafte Stärke der kraftvollen Jungfrau Brunhilde, deren Name an Bruna: die Bärin, erinnern sollte. Das Mittelalter pries in seinen Bildnissen, soweit es die deutschen Gaue und die deutschen Menschen konterfeite, einen stattlichen, aber immer ein wenig bürgerlichen Typus. Frankreich erst gab in seinen Rokokodamen ein neues, verfeinertes Schönheitsideal, das mit seinen gepuderten Haaren, den Stöckelschuhen und den pikanten und niedlichen Schönheitspflästerchen, die übrigens recht oft nur häßliche, von der Unnatürlichkeit des Lebens im Salon und in der Sänfte hervorgerufene Male verdecken mußten, nicht ganz den deutschen Damen zu Gesicht stehen wollte. Als dann die Mode der künstlich jung geschminkten alten Damen und der widernatürlich greisenhaft gepuderten Backfische dem neuen Naturideal einer neuen Zeit wich, in der die Damen in die Seebäder reisten, in idyllischen oder romantischen Parklandschaften herumschwärmten und auch aus der engen Sänfte herauskletterten und zu Pferde stiegen, stimmte die deutsche Frau wieder mit dem Schönheitsideal der Zeit überein.

Und doch kam noch einmal eine Zeit, in der die deutsche Frau sich einem ihr wesensfremden Ideal unterordnete. Als die Kaiserin Eugenie zum Verkünder des neuen französischen Kaiserreichs geworden, als der Luxus des





Kronprinzessin Viktoria von Preußen.
Nach dem Gemälde von Winterhalter.



Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz.
Lithographie nach Gustav Richter.

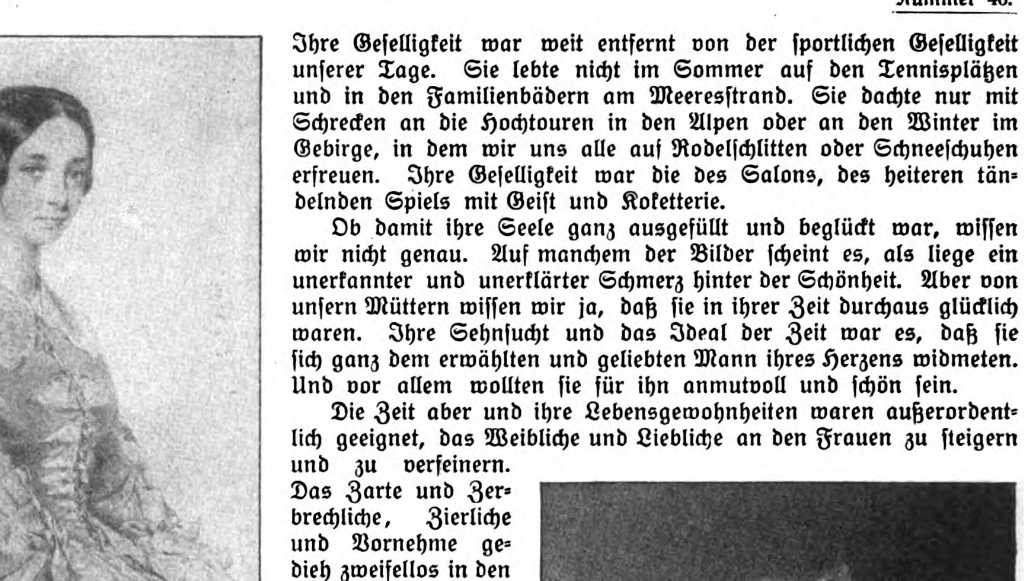
napoleonischen Hofes alles entzückte, kam auch in Deutschland ein neues Schönheitsideal zur Herrschaft. Wer kennt nicht noch alte Damen, zierlich und fein? Waren nicht alle unsere Mütter kleiner und schmächtiger als unsere Gattinnen und Schwestern? Glichen sie nicht alle ein wenig der zarten Fürstin Carolath, die Feckert um 1860 lithographiert hat?

Sie lebten in einer Zeit, als eine Dame, die dem Reitsport huldigte, emanzipiert gescholten wurde. Der gute Ton jener Jahre verlangte, daß die Frauen scheu und schüchtern und auch ein wenig unterwürfig sich gaben. Sie sollten eine köstliche Augenweide sein, sie sollten in den Salons die Gesellschaft mit ein wenig Musik, mit Literatur, Theater usw. unterhalten. Individualitäten und Persönlichkeiten sollten sie nicht sein. Selbst weibliche Angehörige künstlerischer Familien wie der Mendelssohnschen bemühten sich, dem weiblichen Ideal der Zeit sich zu unterwerfen. Fanny Hensel-Mendelssohn, die Schwester des Musikers Felix, war stolz auf ihre weibliche vorweihnachtliche Beschäftigung. Sie schrieb einmal, daß sie wochenlang nicht aus ihrer stickerlichen Stimmung und aus ihrer Geheimniskrämerei herausgekommen sei.

Diese Dinge sind durchaus nicht unwesentlich. Sie formten mit an dem weiblichen Typus der Zeit. Das Leben der Frau vor fünfzig Jahren war ein wesentlich anderes als das der Frau von heute.



Gräfin Schwerin-Putzar mit ihrem Sohn Fritz. Lithographie von Feckert.



Frau Goldstein, geb. Friedberg. Lith. v. Feckert.

Ihre Geselligkeit war weit entfernt von der sportlichen Geselligkeit unserer Tage. Sie lebte nicht im Sommer auf den Tennisplätzen und in den Familienbädern am Meeresstrand. Sie dachte nur mit Schrecken an die Hochtouren in den Alpen oder an den Winter im Gebirge, in dem wir uns alle auf Rodelschlitten oder Schneeschuhen erfreuen. Ihre Geselligkeit war die des Salons, des heiteren tändelnden Spiels mit Geist und Koketterie.

Ob damit ihre Seele ganz ausgefüllt und beglückt war, wissen wir nicht genau. Auf manchem der Bilder scheint es, als liege ein unerkannter und unerklärter Schmerz hinter der Schönheit. Aber von unsern Müttern wissen wir ja, daß sie in ihrer Zeit durchaus glücklich waren. Ihre Sehnsucht und das Ideal der Zeit war es, daß sie sich ganz dem erwählten und geliebten Mann ihres Herzens widmeten. Und vor allem wollten sie für ihn anmutvoll und schön sein.

Die Zeit aber und ihre Lebensgewohnheiten waren außerordentlich geeignet, das Weibliche und Liebliche an den Frauen zu steigern und zu verfeinern. Das Zarte und Zerbrechliche, Zierliche und Vornehme gedieh zweifellos in den Salons recht gut. So fanden denn solche Schönheitenmaler, wie Winterhalter, Gustav Richter und Eduard Magnus, eine reiche Schar Frauen, deren Grazie und erquickende Schönheit sie mit ihrem liebenswürdigen Pinsel aufzeichnen konnten. Auch der Liebenswürdigkeit der Maler haben wir diese schönen Frauenbildnisse zu verdanken. Wie wußten sie alle Attribute des weiblichen Wesens mit Geschick und Geschmack zu verwerten! Als Winterhalter die Königin Augusta malte, brachte dieser vornehmlich im glänzenden Paris die ganze internationale europäische Aristokratie porträtierende Deutsche allen königlichen und weiblichen Luxus an. Eine Fülle von Spitzen, Seide, Samt, Purpur, Pelz, Hermelin und Schmuck und auch die Krone half ihm, den königlichen Eindruck zu erzielen und dem Gemälde Glanz und Pracht zu geben. Und doch war das Dekorative, das Drum und Dran, nicht sein Ziel. Er erhöhte mit all diesen fraulichen Kleidungs- und Schmuckmitteln nur den weiblichen Reiz der Porträtierten. Auch war ihm der Geist jener Zeit günstig. Die vornehme Welt war von einem Taumel der Lebeluft erfaßt. Sie traf sich in den süddeutschen Spielbädern, auf allen möglichen Rennplätzen und in den Premieren der Offenbachschen Operetten. Die deutsche Gesellschaft hatte durch den beginnenden materiellen Aufschwung schon einiges von ihrer biedermeierischen Einfachheit verloren. Die Eisenbahnen hatten ihr einen intimeren Anschluß an die große Welt gebracht. Sie begann, sich dem lebhaften internationalen Treiben anzuschließen. Die Krinoline und der ganze weibliche Luxus wurden von den Damen mit Eifer angenommen. Die Schönheiten von damals wußten übrigens alle die freie Schulter und den unverhüllten Hals sehr zu schätzen. Sie wußten, daß die feinen und zärtlichen Linien



Frau Grasnick. Lithographie von Feckert.

Frau von Gräfe.
Lithographie nach E. Rietschel.



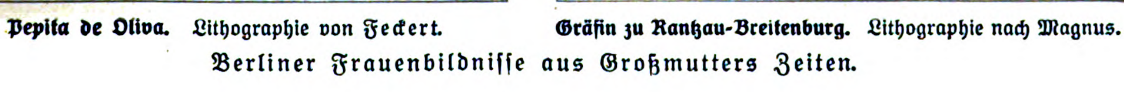


Frau Brunzlow und **Fürstin von Carolath.** Lithographien von Feckert.



Pepita de Oliva. Lithographie von Feckert.

Gräfin zu Rantzau-Breitenburg. Lithographie nach Magnus.



Berliner Frauenbildnisse aus Großmutters Zeiten.

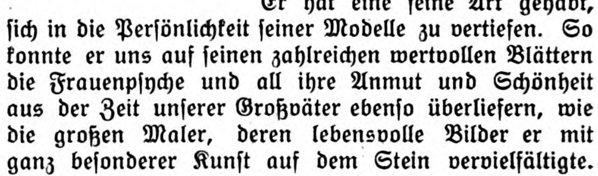


des Halses die Schönheit des Gesichts nicht beeinträchtigten, sondern erhöhten. So finden wir denn den freien Hals nicht nur auf den Bildnissen der Aristokratie oder des Hofes. Auch die bürgerlichen Damen, wie Frau Brunzlow, die Frau des bekannten Tabakhändlers, Frau Goldstein und andere, wurden mit dem freien Hals dargestellt. Nur ältere Damen, wie die Mutter des großen Augenarztes Frau von Gräfe (gemalt von Ernst Rietschel) und Frau Grasnick, trugen bis ans Kinn geschlossene Kleider. Ihnen allein war auch die mütterliche Haube eigen, die solch ein altes, liebes Gesicht frisch und anmutig machte.



Fanny Hensel-Mendelssohn. Lithogr. v. Feckert.

Aber alle Damen trugen ein einheitliches Zeichen der Zeit: den Scheitel. Und er stand all den feinen runden Stirnen sehr gut. Die Wellenlinien der Haare an den Seiten oder die hübsch gedrehten Löckchen, die über die Ohren fielen und das Gesicht schmal erscheinen ließen, wendeten sie ganz individuell an. Bald in schlichterer Manier, wie die Gräfin Schwerin, die mit ihrem glatten Kleid, mit dem fließenden Stoff, der einfachen Halsschleife und der Kette mit daran hängendem Medaillon als einzigem Schmuck geradezu ein Muster für vornehme und malerische Einfachheit und Innigkeit abgibt. Bald in der ein wenig prononcierten Art der schönen Pepita de Oliva. Mit ihrem überladenen Schmuck, mit der Wespentaille und den gebrannten Löckchen war sie das übertriebene Muster der Mode jener Tage. Dagegen befleißigten sich die deutschen Damen einer geschmackvollen Zurückhaltung in der Verwendung von Schmuck. Eine schmiegsame Perlenkette betonte die weiche Rundung der Schultern, eine breite Armschließe mit einem großen Farbstein die Schlankheit der Handgelenke. Eine lebenslustige Dame wie die von Magnus gemalte Reichsgräfin von Rantzau-Breitenburg wurde im forschen Hut mit fliegenden Federn abgebildet. Ihre Fröhlichkeit drückte auch das Aeußere aus. Die Großherzogin Marie, die Gustav Richter malte, wurde zwar mit ihrem königlichen Mantel dargestellt, doch trug sie in den Haaren schon ein zartes Spitzentuch, das die Mütterlichkeit betonte. Viele dieser Damen wurden von dem bekannten Lithographen Feckert dargestellt. Er hat eine feine Art gehabt, sich in die Persönlichkeit seiner Modelle zu vertiefen. So konnte er uns auf seinen zahlreichen wertvollen Blättern die Frauenpsyche und all ihre Anmut und Schönheit aus der Zeit unserer Großväter ebenso überliefern, wie die großen Maler, deren lebensvolle Bilder er mit ganz besonderer Kunst auf dem Stein vervielfältigte.



Landschulheime für Knaben.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Wenn ein Volk im Lauf der Jahrhunderte entartet, so trägt nicht die Kultur die Verantwortung für diesen Niedergang, sondern vielmehr solche Begleiterscheinungen, die nicht unbedingt zu ihr gehören, die vor allem in den Großstädten das Leben mit Unnatur durchtränkt haben. Und dieser Unnatur gilt es beizeiten vorzubeugen. Wenn also auch die Erwachsenen durch ihre Berufspflichten an die Stadtmauern gefesselt sind, so



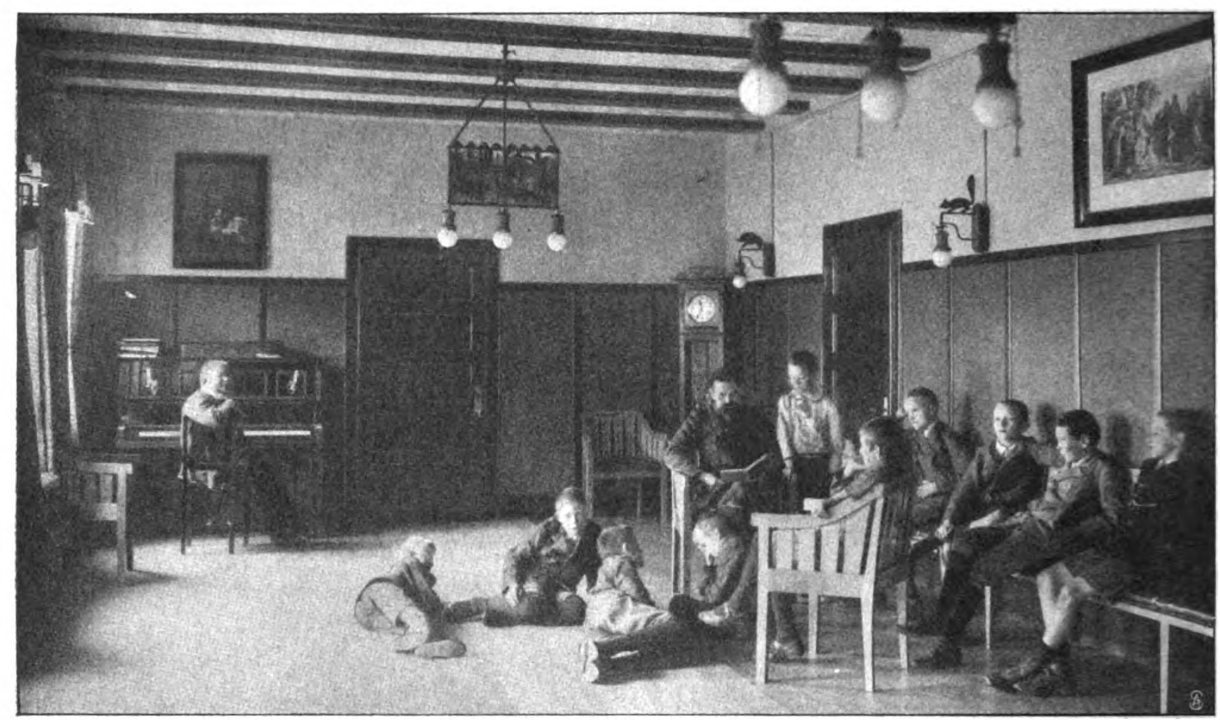
Die Zöglinge beim Gartenbau. Phot. O. Liebert.



Bettenmachen im Schlafzimmer. Phot. O. Liebert.



Unterricht in der Tischlerei. Phot. O. Liebert.

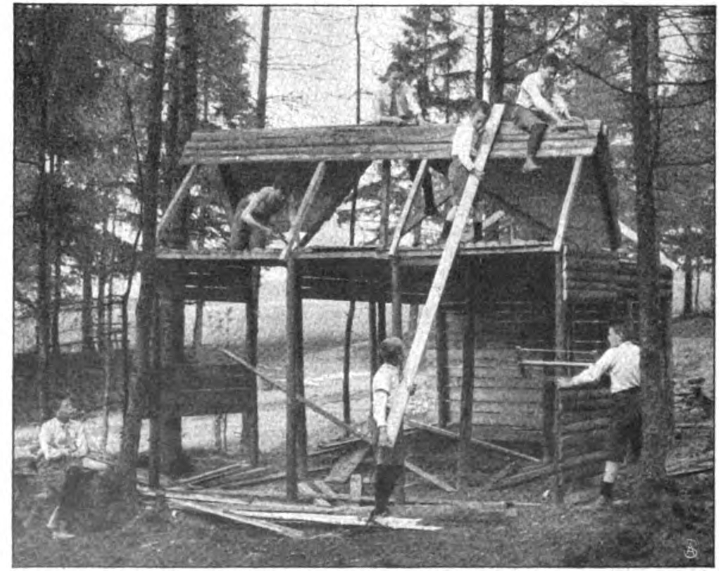


Wohnzimmer einer „Familie". Phot. C. O. Schultz.

hindert doch nichts, den Kindern ein Reich zu schaffen — draußen auf dem Land, wo sie reinste Natur umweht, und wo sie für ihren späteren Beruf erzogen werden. Also ein Landschulheim, in dem alles, was wahre Aerzte und Erzieher dachten, zur Wirklichkeit wird. Ein solches Heim liegt am besten fern von Fabrikrauch und Straßenlärm nahe an Wald, Wiese und Wasser, so gesund wie irgend möglich. Werden die Knaben auf diese Weise auch später zum Genuß wahrer Großstadtsegnungen kommen, so werden sie dann reifer sein, besser die Spreu vom Weizen zu sondern wissen als ihre meist frühreifen Altersgenossen daheim.

Hier lernt der Mensch, sich mit einfacher Kost zu begnügen, fühlt bei Sport, Turnen und gemeinsamen Wanderungen seine Sehnen sich straffen, die Lunge sich weiten, die Haut fest werden gegen Wind und Wetter. In reichlich bemessener studienfreier Zeit übt er Auge und Hand in Garten und Werkstätte. Hier soll er sich auch von erschlaffendem Luxus entwöhnen. Es kommt darauf an, daß der werdende Jüngling in einer Umgebung aufwächst, in der unnötiger Luxus der Gegenstand allgemeiner Verachtung ist. Die in solcher Atmosphäre fest eingewurzelten gesunden Gewohnheiten werden sich auch späteren Einflüssen zum Trotz durchsetzen und nacheifernd wirken, weil sie mit natürlicher Kraft gepaart sind.

Der Knabe arbeitet gern. Aber für manchen ist es schwer, vier bis fünf Stunden lang mit geringen Unterbrechungen stillzusitzen und zuzuhören. Die Jugend will handeln. Drum lasse man sie die Natur draußen studieren, im Laboratorium experimentieren, erwecke den Kampftrieb wider die Tücken einer mathematischen Aufgabe oder einer Satzkonstruktion. Fechten sie im Kampfeseifer mit den Händen oder springen glückstrahlend in die Höhe, so dämpfe man ihren Eifer nicht. Man gönne reichliche Erholungspausen und beschränke die Zahl der Stunden. Man wird den Verlust doppelt ersetzt finden durch die freudige Teilnahme der Schüler. Mit Lust getane Arbeit aber stählt die Nerven. Das alles ist in einem Landschulheim am leichtesten möglich, wo die Lehrer die älteren Freunde ihrer Zöglinge sind, mit denen sie eine

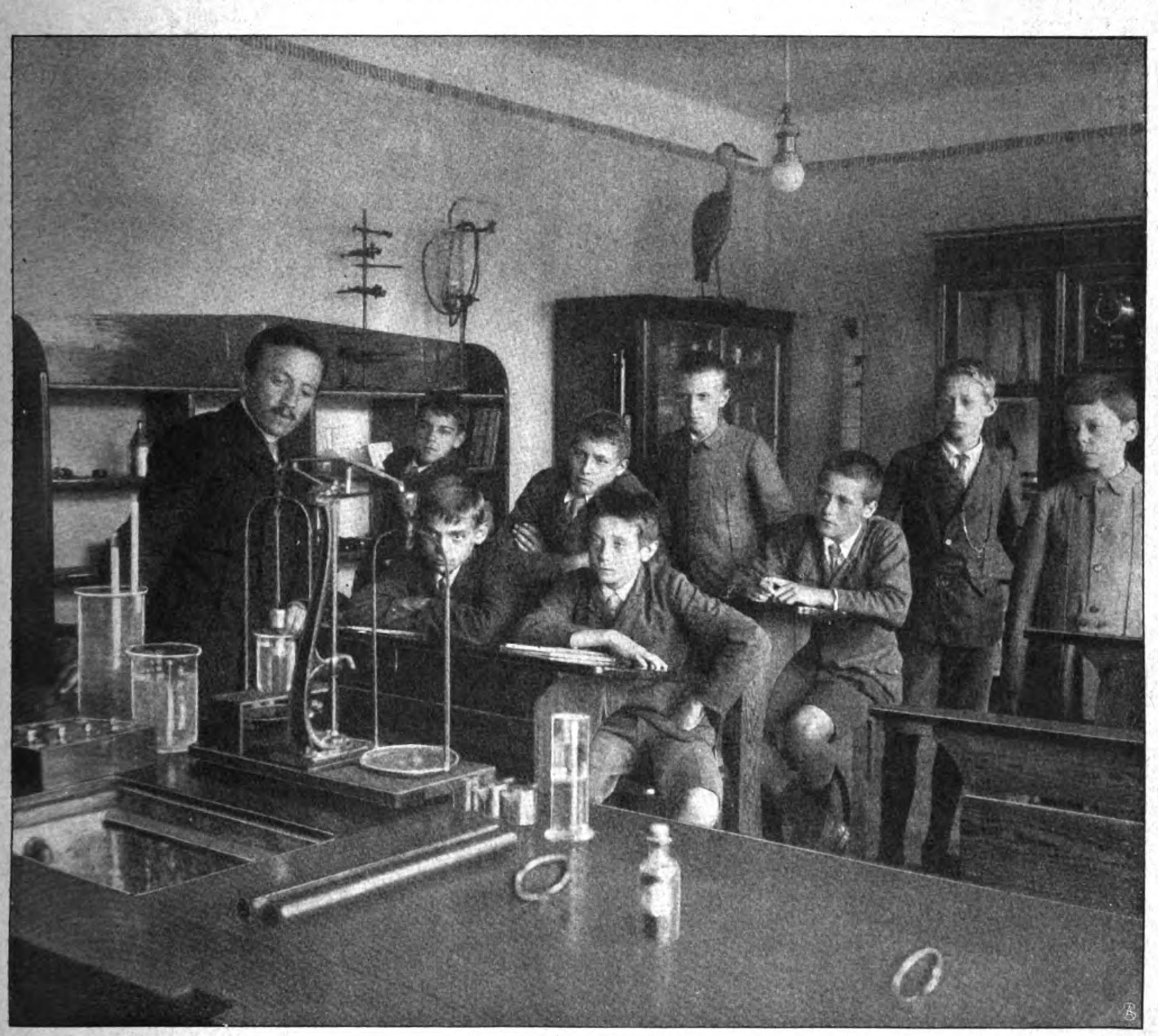


Die Knaben beim Hüttenbau. Phot. O. Liebert.

familienartige Lebensgemeinschaft bilden. Es ist um so leichter möglich, je einsichtsvoller die Schulbehörden solchen zukunftsfrohen Unternehmungen Entwicklungsfreiheit gewähren und bei Prüfungen bereit sind, die Eigenart des hier geübten Studiums zu berücksichtigen. Hoffnungerweckende Ansätze dazu sind bereits vorhanden.

Ein Karzer dürfte nach dem Gesagten in einem Landschulheim entbehrlich sein. Nicht als müsse hier einer Muttersöhnchenpädagogik gehuldigt werden, die jedes unberechtigte Mißtrauen und jedes entehrende Schimpfwort lahmgelegt. Gehorsam wird gefordert, aber nicht ohne Geist und Liebe. Und Freiheit ohne Vernachlässigung muß auch da der leitende Grundsatz des Landschulheims bleiben, wo es sich um die Pflege und Entwicklung der jungen Seelen handelt.

Seele, Geist und Leib werden am besten da zu der inneren Einheit einer Persönlichkeit auferzogen werden, wo die bestimmende Umgebung aus einem



Unterricht in der Physik. Phot. C. O. Schultz.

Guß ist und sich nicht auf völlig voneinander getrennte Gebiete: Schule und Haus, verteilt. Kann die Familie der Sammelpunkt aller bildenden Einflüsse sein, so ist es gut. Wie viele Familien aber sind durch die Ansprüche des modernen Erwerbs- und Gesellschaftslebens wie gesprengt! Und mit diesen krankhaften Zuständen wird eine unter gesunden Bedingungen aufgewachsene Generation abrechnen. Doch wird ganze Arbeit erst dann getan sein, wenn auch der Staat dem Vorgang privater wohlhabender Kreise folgt und auch für die Kinder, die jetzt auf den Straßen der Vorstadt unter unseligen Einflüssen heranwachsen, Landschulheime baut.

auch die Fehler des Kindes mit einem Glorienschein umgibt. Nur Charaktere können zur Gesundung des Volkslebens beitragen. Sie aber werden noch nicht durch eine bloße Fußballkultur geschaffen, so wenig wie genialisch vernachlässigtes Aeußeres zur Verinnerlichung beitragen muß. Solche kann unter Umständen dem Charakter sogar gefährlich werden, weil es etwas Falsches vorspiegelt. Wahre Selbstdisziplin, die nicht widerstandslos jeder Anlage nachgibt, und die von unreifem Elitemenschendünkel nichts weiß, wird sich auch in dem äußeren Gebaren des Jünglings erweisen. Gerade diese männliche Selbstzucht aber wird durch jeden Drill,

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

15 Fortsetzung.

Johanna hatte nicht viel Zeit zum Rückerinnern gehabt, seit sie ihr eigenes Leben lebte. Professor Hansen, der so wehrlos gegen seine Hausdamen gewesen war, tyrannisierte nunmehr die Frau, die er dauernd besaß. Ohne jede Folgerichtigkeit, von ihr dankbar belächelt, hatte sich diese Wandlung in ihm vollzogen. Sie lebte für ihn — sie las ihm stundenlang, oft auch nachts, vor, sie schrieb seine Manuskripte ab; sie hatte den ganzen Tag für ihn zu tun und geriet oft genug in die unvermeidliche Hetzjagd, der im Bannkreis der großen Stadt so wenige sich zu entziehen vermögen.

Und so war sie lau geworden gegen die verwandten Menschen da droben! Sie hatte ihr Herz von ihnen zurückgezogen, weil sie es für andere Zwecke brauchte, sich auf den Standpunkt der Gekränkten gestellt, als sie Ankas Heirat ganz unvorbereitet, sozusagen summarisch durch die Anzeige erfuhr.

Alles, was einst der Inhalt ihres Lebens gewesen, gehörte ja doch der Vergangenheit an, hatte kein Recht mehr an sie, war verblaßt und versunken. Der Tod des Bruders hatte damals einen Strich unter das alles gezogen. Ein bitteres Gefühl von Kränkung hatte lange in ihr nachgebebt, weil er so langsam, immer wie mit einer Art Kritik, dem berühmten Schwager entgegengekommen war. „Mit der Intimität wolle er aber noch etwas pausieren“ — hatte er geschrieben. Pausieren! Ja — und das Wort von Goethe war ihr später oft genug in den Sinn gekommen — „und dann pausiert man sich in die Ewigkeit hinüber“. Sie verargte es der Schwägerin, daß sie den nachgiebigen Mann nicht mehr beeinflußt hatte — aber freilich.... Agnes dachte ja doch immer nur an sich....

War es Johanna Thorensen zu verdenken, wenn sie ihre Gedanken fortgezogen hatte von den Menschen, die ihrer doch nicht zu bedürfen schienen, die wie hinter einen Schleier zurückgetaucht waren aus der großen Brandung an einen stillen Strand, die so inhaltlose, dürftige Briefe schrieben und nicht einmal bei wichtigen Entscheidungen ihren Rat wollten?

Sie, die im Reichtum des Lebens saß, hatte es ja nicht nötig, ihre Gefühle denen nachzuwerfen, die so gleichgültig geworden schienen, gerade wie sie selbst.

Zuweilen nur, wenn ihr Weg sie über die Kleiststraße führte, an dem hohen Haus vorbei, in dem Thorensens gewohnt, beugte sie sich wohl halb erschreckt gegen das Droschkenfenster und spähte hinauf zu der obersten Etage, hinter der nun fremde Schicksale sich abspannen, und die Erinnerung malte ihr dann wohl für einen Augenblick Olafs zarten Kopf hinter die Scheiben, die Kinderstirn mit der goldenen Glorie darüber.

Professor Hansen sprach oft von Olaf.

Er hatte den kleinen, blonden Gast, der einst so plötzlich in seinem Zimmer gelegen, nicht vergessen.

Und sie sprach dann auch von ihm, aber nicht mehr mit der alten Inbrunst. Auch das Kind war in ihrer Erinnerung beiseite gedrängt durch die neuen Pflichten des Lebens — wie eine Nummer, auf die wir früher gesetzt, und die wir dann aufgegeben haben, weil zu viel anderes an die Stelle getreten ist.

Und des Bruders blasses, verarbeitetes Gesicht fiel ihr ein, wie sie ihn zuletzt gesehen, flüchtig, in der Eile, ahnungslos, daß es das letztemal sein sollte, daß dunkel und nahe das Verhängnis hinter seinen nächsten Tagen stand. Wer hatte denn der Hüter seiner Kinder zu sein, wenn nicht sie?!

Und nun plötzlich sah sie ihr Verhalten in sonderbarem Licht....

Ihres Nachbars halb ironische, halb traurig ernste Worte hatten sie einem andern Standpunkt zugelenkt. Es war, als habe eine fremde Hand mit einem Mal den Deckel einer verschlossenen Truhe emporgehoben, in der eine ganze Welt eingesargter Erinnerungen lag, ein Leben voll von Sorgen und Lieben — das Gewesene stand auf, und Hände, die sie nötig hatten, griffen nach ihr.

Gab es denn das, sich in Herzensträgheit einzuspinnen, Rankünen zu tragen, Kritik zu üben an hilflosen Menschen, die das Glück verlassen hatte?

Sie stammte nicht umsonst aus einem Land, dessen schwerblütiger Schlag so sehr zu Skrupeln und Überlegungen geneigt ist. Einmal aufgerollt, quälten die Fragen sie unaufhörlich. Wie ein Drehrad surrten sie ihr durch den Kopf.

Was trieben die einsamen Menschen da oben? Warum heiratete Meister Gunhilde nicht, wie sie doch so sicher geglaubt? Warum wußte sie so wenig von Ankas Geschick? Warum fuhr sie nicht einmal schnell entschlossen nach Norden und trat zwischen die Menschen hin, die sich ihr entfremdet hatten, und sah nach dem Rechten? Und wie ein unabweisliches Gebot stand es plötzlich vor ihrer Seele: Es mußte so sein. Sie mußte hin, je eher, je besser.

Sie mußte ihre Ruhe wieder haben, ihr gutes Gewissen. Unterlassungsünden gibt es, die barmherziger sind als ein positives Tun....

Wie eintöniges, unwichtiges Gemurmel zog der Lärm der Gesellschaft an ihrem Ohr vorüber.

Die Gegenwart wurde blaß für sie, und gebieterisch pochten die vergangenen Jahrzehnte auf ihr Recht.

* * *

Dicker Märznebel lagerte in der Luft, über den von aufgetautem Schnee schwimmenden Straßen.

Die altmodischen Laternenlampen blickten trübselig in die Dämmerung, ohne die Leuchtkraft modernen Lichts, das sieghaft auch durch Nebel bricht. Die Laternen von Attenrade erhellten nur den nächsten Umkreis, einen entlaubten Garten oder eine matte Häuserwand, vor der in der Gosse das aufgesammelte Wasser träge hinzog.

Tante Johanna stieg sorgsam über die Pfützen und wunderte sich, wie entgöttert doch ihr Heimatnest aus-



zusehen vermochte, das ihr eigentlich immer nur in seiner Hundstagsblütezeit in der Erinnerung stand.

Kalt und schneidend und feucht wehte die Luft vom Meer. Die wohlbekannten Straßen lagen menschenleer da. Das schlechte Wetter bannte alle in die Häuser. Die Stadt sah aus wie von einer Seuche entvölkert. Nur in wenigen Fenstern brannte Licht. Die vernünftigen Attenrader sparten gern an Lampen.

Nun gelangte sie von den Lädengassen fort in die Gegend mit den Vorgärten: Attenrade W., wie sie lächelnd dachte. Der Wind vom Deich schien hier noch stärker zu blasen. Sie schob den Schleier hoch und ließ ihn ihre Stirn umwehen. Es war der Atem der Heimat....

Einen Augenblick blieb sie stehen. Mit tausend Händen griff aus diesen blütenleeren Gärten die Vergangenheit nach ihr. Wie Schilf oder Seetang die Menschen umklammern, die sich an gefährlicher Stelle in ein Wasser wagen. Es war gut, daß sie überraschend kam. Sie hätte jetzt kein Geleit ertragen, keine Zeugen für ihre sentimentalen Regungen gewollt. Denn zum Trübsalblasen kam sie nicht — zum Helfen nur. Hier mußte sie energisch sein, nicht weich. So machte sie all die unvermeidlichen Gefühle mit sich allein ab.

Lange lag ihre Hand auf dem Gartengitter vor dem weißen Haus, ehe sie die Tür zu öffnen vermochte.

Seit dem fröhlichen Auszug der ganzen Familie nach Berlin hatte sie diese Klinke nicht mehr gedrückt, die Straßen der Heimat nicht mehr unter den Füßen gefühlt.

Ihr Schicksal lag dazwischen. Ihr Glück. Ihr selbsterkämpftes „eigenes Leben", auf das sie so stolz war —

Nun schämte sie sich fast, daß sie von all den damals ausziehenden Menschen die einzige war, die es auf dem fremden Boden zu etwas „gebracht hatte", daß einzig sie die Erfolgreiche geworden und die andern die Gescheiterten.

In zwei Zimmern brannte Licht. Oben im Giebel, unten in der Wohnstube. Träge und blind floß der gelbe Schein in die Nebelnacht.

Gegenüber in Doktor Meisters Haus sah man zwei helle Fenster — Licht hinter herabgelassenen Rouleaus, die mit Burgruinen vom Rhein in der Mitte bedruckt waren, sonderbare alte Erinnerungstücke aus Meisters Kinderzeit, die er pietätvoll konservierte, und die Johanna so vertraut vorkamen.

Lange sah sie die beiden Häuser an. Bis sie ruhiger wurde und das Gartentor öffnete.

Sie klingelte zweimal, ehe jemand kam. Dann war es Gunhilde, die mit einem Leuchter in der Hand auf der Schwelle erschien.

All die zurückgedämmte Liebe zu den Kindern des Bruders wurde in Johanna wach, als sie das zarte, feine Gesicht des Mädchens wiedersah, das sich ihr glücklich und dankbar entgegenstürzte.

„O wie wunderschön," sagte Gunhilde — „daß jemand uns besucht. Und gerade du, Tante Johanna! Aber wie kommt es nur? Wie hast du es einrichten können? Was willst du hier?"

„Ich will nur mal nach euch sehen", sagte Johanna einigermaßen barsch und warf ihre nassen Sachen von sich. „Irgendein Jüngling vom Bahnhof wird bald mein Gepäck bringen, und wenn Antje schon schläft, bezieh ich mir selbst das Bett im Fremdenzimmer oder richte mich auf eures Vaters altem Kanapee ein. Gott sei Dank! Die Wärme hier und das liebe, alte Haus."

Händereibend trat sie in die Wohnstube.

„Alle schlafen schon," sagte Gunhilde — „das heißt, Mama liest wohl noch im Bett — ich will ihr gleich sagen —"

„Nein, nein, Gunhilde. Ich hab lieber einen nach dem andern. Nur zum schlafenden Olaf guck ich nachher noch. Mach mir gleich was Warmes — oder ich mach es selber mit."

Und sie ging in die Küche und griff sicher und rasch nach Gas und Töpfen und dem Tee in der alten Blechdose mit dem Chinesen drauf.

„Das lobe ich. Alles am richtigen Platz. Antje ist eine Perle."

„Ja, Antje ist auch ein Schatz. Aber sie geht doch von uns. Zum ersten April zu Pastor Schreiber."

„Warum denn das?" fragte Johanna erschreckt und setzte die Teekanne aus der Hand.

„Weil wir das Haus verkaufen wollen und von Attenrade wegziehen", sagte Gunhilde leise und traurig.

„Ihr?"

„Wir ziehen auf die Insel Moen zu Mamas Verwandten."

Johanna setzte sich auf einen Küchenstuhl, verschränkte die Arme und sah Gunhilde fassungslos an.

„Zu dem verrückten Vetter Kragenshelm da am Klint? Und Olaf soll in einem fremden Land erzogen werden? Und ihr sollt mir dann alle ganz verloren sein? So hoch hinauf auf der Landkarte! Und überhaupt..." sie stand auf — „Nein, liebe Gunhilde! Das dulde ich nicht. Ich bin denn doch auch noch da."

Und sie stand in der Mitte der Küche und strich sich das Haar an den Schläfen hoch und rückte dann ihren Blusengürtel nach unten und sah so gedankenvoll und tief bekümmert mit ihren blauen Augen zwischen all dem blanken Gerät an den Wänden umher, daß Gunhilde schuldbewußt zu ihr aufblickte.

„Ja, was sollten wir denn wohl tun", sagte Gunhilde mit der leisen, weichen Stimme, die von den Schwierigkeiten des Lebens wie zu einem Flüstern herabgedrückt schien. „Wir haben doch niemand, der uns rät oder sich um unsere Angelegenheiten kümmert."

„Aber ihr habt doch Männer in der Familie! Schließlich ist Onkel Asmus, so unerquicklich er nach vieler Richtung hin sein mag, doch ein vernünftiger Mensch mit fünf Sinnen. Und gegenüber wohnt doch Meister. Was sagt denn Meister zu diesem Plan?"

„Onkel Asmus hat die Beziehung zu uns ganz einschlafen lassen, seit in Attenrade bekannt wurde, daß Anka nicht kirchlich getraut ist. Er kann es Mama überhaupt nicht vergeben, daß er Ankas Heirat erst hinterher erfuhr. Und was Meister betrifft, so ist er der letzte, den wir um Freundschaftsdienste bitten möchten, denn er und wir existieren kaum mehr füreinander."

„Das sind ja erbauliche Verhältnisse!" rief Tante Johanna. „Und davon ahnt man nichts! Und ihr schreibt nichts davon, und wenn was bei euch vorgeht, so erfährt man es erst post festum."

Gunhilde suchte nach einer Verteidigung.

„Das mit dem Post festum haben wir doch aber dir nachgemacht, Tante Johanna", sagte sie begütigend und lehnte sich gegen den Küchenschrank, in dem die geblümten Porzellantöpfe alle wie in Stufenleitern aufmarschiert hinter dem blankgeputzten Glas standen. „Aus uns heraus wären wir gewiß nie auf eine so kluge Idee gekommen. Mama sagt immer: Johanna wußte, was sie



tat. Kommt eine Angelegenheit erst zu allgemeiner Verhandlung zwischen die Zähne der Leute, so werden einem die Pläne verredet, und es steckt ein Riegel vor der Ausführung. Und wir wollen nach Moen. Es ist das beste für uns, das friedlichste und das billigste."

„Gunhilde, ich dachte, gerade du hingst so an Atterade!"

Über des Mädchens Stirn zog ein tiefer Schatten. „Das ist vorbei. Ich möchte auch nach Moen. Die Verwandten sind so treuherzig und gut. Sie freuen sich so auf uns. Es ist auch was wert, wenn sich jemand auf einen freut. Und dann die schöne Insel. Als Kinder waren Anka und ich doch mal mit den Eltern dort. Die steilen Kreideklippen mit dem vielen Grün und dann unten am Strand das Bretterhaus, das aus den Namensbrettern der gestrandeten Schiffe gezimmert ist, von den Planken der angeschwemmten Wracks. Ich weiß noch, wie es uns damals interessierte, und wie wir bedauerten, zwischen den Mädchennamen, die einst diese Fahrzeuge getragen, nicht die unsern zu finden."

Tante Johanna räusperte sich.

„So tief, Gunhilde, bist du in Sentimentalität hineingeraten, daß es dir nun eine Wollust wäre, deinen Namen dort auf eine Planke zu schreiben und dich mit als gescheitertes Wrack zu fühlen?"

„Mama denkt genau wie ich. Ruhe ist die Hauptsache. Wir haben die Nadelstiche satt. Wir wollen irgendwo in Frieden leben. Früher, als Anka noch hier war, hat mich das alles ja nicht halb so berührt. Sie war immer mit ihren Witzen zur Hand, war immer frisch und forsch, und nichts war schlimm, wenn sie darüber geredet hatte. Ohne sie bin ich wie ein Mensch ohne Schatten. Du mußt doch bedenken, daß wir beide nie getrennt waren, außer den paar Wochen, die sie mal allein in England zubrachte. Ich lasse jetzt Olaf in ihrem Bett schlafen, weil ich es nachts in der Einsamkeit nicht aushalte. Ich strebe mit allen Wünschen fort. In der Fremde wird uns gleich wohler sein. So wie es schon in den paar Hamburger Tagen war bei Ankas Hochzeit. Wir waren mit einemmal alle wieder heiter und glücklich, und das Leben schien so schön. Aber dann sind wir in den grauen Alltag zurückgesunken, und ohne Ankas Lachen ist dies Haus wie eine Gruft."

„Aber du hast doch Olaf!"

„Ja, Tante!" rief Gunhilde — „und denke nicht, daß ich das unterschätze. Aber gerade um Olafs wegen müssen wir fort. Wir stecken ihn an mit unsern traurigen Gesichtern. Wir müßten uns mehr zusammennehmen — aber hier in dieser Luft können wir's nicht. In Moen wollen wir ein neues Leben beginnen. Ich kann vielleicht deutsche Stunden geben. Wir brauchen kein Mädchen mehr und leben so billig, daß Mama Anka einen größeren Zuschuß schicken kann und die Schulden von der Aussteuer und Hochzeit her bald wieder eingebracht sind. Der alte Heitmüller knurrte neulich schon, daß Mama so viel abgehoben hat. Aber das konnte sie doch nicht: knausern an dem bißchen Aussteuer für Anka! Die Geldsachen bedrücken sie natürlich auch. Sie rechnet so viel. Früher tat sie das doch nie. Vielleicht verkaufen wir das Haus gut. Es ist ja verwohnt, aber der Garten ist doch so groß —"

Der Wind wehte eine Scheibe auf, so daß es durch die Küche pfiff.

„Komm," sagte Gunhilde, „setz dich in den grünen Sessel ins Wohnzimmer — der Koffermann kommt durch den Garten — geh einstweilen voran. Ich lege gleich noch im Kamin nach."

Tante Johanna saß im grünen Sessel und starrte auf die zusammengesunkenen Scheite.

Wie die erlöschende Herdflamme kam ihr die schwache Glut in dem alten Kamin vor.

Sie hatte keine Vorwürfe gegen die einsamen Frauen, die die Zügel des Lebens so schlaff hängen ließen — sie hatte nur Vorwürfe gegen sich selbst, die sie so lange herzlos und gleichgültig beiseite gestanden und die Dinge so hatte gehen lassen, wie sie gingen —

Gunhilde kam mit Holzscheiten und blies in die Glut. Der helle Schein färbte ihr Gesicht. Sie trug ein dunkelblaues Kleid aus dauerhaftem Stoff, etwas puritanisch gemacht, so daß sie wie eine Muse in Gouvernantenkleidung erschien.

„Ich muß noch vieles wissen", begann Johanna. „Warum habt ihr euch denn nie an mich gewandt?"

Gunhilde hielt das letzte Scheit auf dem Schoß und drehte sich im Knien um.

„Du hattest doch allen Grund, Tante Johanna, mit Anka und mir fertigzusein! Deine Großmut nach Papas Tod war doch schon mehr, als wir hätten annehmen dürfen. Anka hat ihren Brief aus Rotterdam auch nicht vergessen und immer gesagt, von dir sei billigerweise für uns nichts mehr zu verlangen. Und sie hat recht. Was du an uns tust, das ist ganz überher. Und deine Freundlichkeit, daß du trotz allem plötzlich kommst, ist eine große Güte — aber gar keine Pflicht von dir. Mama ist der gleichen Meinung. Wir müssen allein fertigwerden."

Sie warf das letzte Scheit in die Glut, daß sie hoch aufschlug.

„Aber wenn ihr auch nichts von mir wollt — ich will etwas von euch", versetzte Johanna. „Ich will weiter zu euch gehören wie früher."

„Aber du hast doch dein eigenes volles Leben."

„Ja, Gunhilde — aber du bist zu jung, mich zu verstehen. Lassen wir darum ganz beiseite, was ich hier empfinde. Reden wir nur von euch. Ich wüßte gern eins, was deine Mutter betrifft. Hat sie denn all ihre früheren Beziehungen abgebrochen? Lebt ihr wirklich ganz für euch allein?"

„Sie korrespondiert viel."

Johanna kam sich plötzlich taktlos vor, weiterzufragen. Sie schwieg. Gunhilde trat näher.

„Es ist mir wie die schöne alte Zeit, dich hier sitzen zu sehen", sagte sie. „Und nun du nach so vielem fragst, wovon ich glaubte, daß es dir gleichgültig sein müsse, fühle ich es, daß man ja doch zusammengehört. Sieh mal, Mama ist so einsam. Sie spricht sich mit niemand aus. Das Thema, über das sie sprechen müßte — ich meine, was Furka betrifft, das will sie natürlich nicht mit einer Tochter erörtern. Ich bin ihr nichts. Ich bin ja auch selber einsam. Deshalb weiß ich auch, wie man leidet, wenn man die Hauptsache in sich verschließen muß. Ich weiß nur, daß Furka in Meran ist und sich furchtbar nach ihr sehnt. In den deutschen Norden darf er nicht reisen. Die Ärzte haben es streng untersagt, weil er krank aus Japan kam. Nun hat er sich da in eine alte Burg eingemietet und schreibt sein Buch zu Ende. Er hat sie angefleht, daß sie ihn heiratet! Aber sie will es nicht. Er bittet sie immer um ein Wiedersehen, aber auch das will sie nicht. Um Weihnachten tauchte sein Bruder, der Oberpräsident, hier auf. Mama ging wohl



eine Stunde mit ihm im Garten, im Schnee. Es war Sonne und die Wege gut geschaufelt. Er trank dann Tee mit und war sehr nett — auch mit Olaf und mir. Aber er schien sehr bekümmert, und als er weg war, ging Mama auf ihr Zimmer und sprach kein Wort mehr von dem Besuch. Ich denke manchmal, Olaf und ich könnten ja auch allein nach Moen, und wenn Mama noch den Weg ins Leben zurückfände, wäre es doch besser als so. Anka war auch der Ansicht."

Gunhilde strich sich das Haar von der Stirn und sah träumend in den Kamin.

„Weißt du, Tante Johanna," fuhr sie dann, ganz unvermittelt in einen andern Gedankengang einbiegend, fort, „ich glaube manchmal, wenn du nur bei uns geblieben wärest, dann würde alles nicht so gekommen sein. Wir taugen nicht für Selbständigkeit. Wir müssen eine Stütze haben — jemand, der uns schiebt und für uns denkt. So auf eigene Hand tasten wir ganz im Dunkeln."

Johanna schwieg. Alles, was ihr kluger Nachbar bei jenem Diner gesagt, was sie so plötzlich ihrer Verantwortung bewußt werden ließ — jedes Wort in seiner traurigen Wahrheit fiel ihr ein. Ja, hier fehlte die helfende Hand, die nichts für sich will, die Hand der Selbstlosen, die wie der Kitt im Familienbestand ist. Diese Frauen ohne Berater, ohne einen kraftvollen Willen, der sie leitete, trieben ja wie Blätter, die man in einen Bach wirft, ganz dem Zufall preisgegeben, hierhin und dorthin. Und zwischen diesen schwachen Wesen wuchs das Kind vom Haus auf, das kostbarste Gut der Familie, der Sohn, die Zukunft des Namens, der blonde Olaf.

* * *

Es ging wie ein Aufatmen durch das ganze Haus, als Johanna Thorensen am Frühstückstisch saß.

Es war wie eine große Erleichterung, eine plötzliche Sicherheit dem schwankenden Dasein gegenüber. Sie war frisch und heiter und wickelte alle in den warmen Mantel ihrer Herzlichkeit.

Frau Thorensen verlor schnell ihre Unsicherheit vom ersten Augenblick. Es war so bequem, daß Johanna schon alles aus den vergangenen Monaten wußte, daß sie über nichts empört war, über nichts Rechenschaft forderte wie der gestrenge Onkel Asmus. Sie gab keine posthumen Ratschläge, wie man alles hätte anders und besser machen müssen. Sie rechnete einfach mit den Tatsachen und nahm die Angelegenheiten, mit denen sich die feinen, wirren Köpfe der Frauen gequält hatten, energisch hinter ihre klare und kluge Stirn.

Neben ihr frühstückte Olaf, verschlafen und ernsthaft, sie ab und zu mit einem großen Blick musternd.

Es war ein anderer Olaf als der, den sie gekannt. Es war ein fremder Knabe mit grämlichen, unlustigen Augen, der seine langen Glieder nachlässig auf dem Stuhl hinräkelte und jede Ermahnung von Gunhilde mit ungnädigem Knurren von sich wies. Dem kurzgeschorenen Kopf fehlte die Anmut des gekräuselten Stirnhaares, das einst in goldenen Bogen um die Schläfe ging. Nur die zarte Haut und die langen Wimpern waren geblieben und das weiche Rund der Kinderbacken — aber der Zauber des lächelnden Mundes war gewichen.

Antje rief ihn zum Schulweg ab. Sie hatte dicke Fausthandschuhe an und blaue Kälteflecken auf dem guten Gesicht — sie kam vom Sandstreuen, da es in der Nacht gefroren hatte.

Olaf rannte davon. Er sagte niemand weiter Adieu und polterte ungebärdig aus der Tür.

„Er ist schon wie in den Flegeljahren", erläuterte Frau Thorensen.

„Die Schule ist ihm schrecklich", entschuldigte Gunhilde. „Die andern Jungen ärgern ihn damit, daß seine Schwester einen Indianer geheiratet, wie sie sagen. Er leidet darunter. Er ist so empfindlich."

Johanna sah starr in ihre Teetasse.

Über den Fall Olaf äußerte sie kein Wort.

Nach dem Frühstück nahm sie Antje ins Gebet.

„Es ist nichts mehr mit den Herrschaften, seit Fräulein Anka fort ist", klagte diese. „Fräulein Anka war doch wenigstens noch für Pünktlichkeit und sorgte, daß jeder sein Teil aß. Jetzt kommt fast alles Essen wieder heraus, und gnädige Frau bleibt überhaupt oft oben und ißt gar nicht. Und ausgehen tun sie auch nicht mehr. Und davon sind dann alle so stubenblaß. Und frische Luft ist doch nötig — näch?"

Traurig hantierte Antje mit den Tiegeln.

Johanna blätterte im Ausgabenbuch. Ihre geschulten Augen erkannten schnell den ganzen Wahnsinn dieser Lebensführung. Weil sie irgendwo sparen wollten, sparten sie am Essen. Dies Faktum empörte Johannas gesunden Verstand — weit mehr als Ankas Ziviltrauung oder der Gedanke mit Moen.

Was war das für ein Leben, das zwischen den trauten Wänden jetzt einherging! Und dies freiwillige Einsperren in die Stuben! Dies Absperren von der Außenwelt. Und das Kind, dies stillgewordene Kind vom Haus — dies edle Material, vergröbert und verblaßt im Niedergang des Lebens!

Sie beschloß, Olaf von der Schule abzuholen und vorher einen Dauerlauf durch die Stadt zu machen. Sie mußte sich ausrennen. In den warmen Stuben hielt sie es mit ihren unruhigen Gedanken nicht aus.

Es hatte gegen Morgen leicht gefroren. Das, was gestern Nässe und Überschwemmung gewesen, trug einen leichten Überzug wie von Glas.

Blank und glatt wie frisch abgewaschen lag die kleine Stadt zwischen den blätterlosen Bäumen.

In der Quergasse bei der „Harmonie" stieß Tante Johanna plötzlich auf den Oberschulrat.

„Sieh da!" sagte er langgedehnt — „welch ein unerwartetes Begegnen!"

Er musterte sie interessiert und mißtrauisch vom Scheitel zur Sohle: „Gott, Johanna! Wie du dich verändert hast! Einen Blaufuchs trägst du. Ganz Großstädterin. Es ist ja sehr gnädig von dir, daß du unser kleines Attenrade mit deiner Gegenwart beehrst —"

„Ja, Asmus!" versetzte Johanna. „Heimatstädte radiert man aus seinem Herzen nicht so leicht aus. Es tut wohl, in alten Gleisen zu wandern. Reichlich sentimental macht es, aber es ist gewiß für jeden gesund, wenn er mal wieder durchgeschüttelt wird."

„Für euch Großstädter gewiß. Von dir hätte ich's zwar kaum geglaubt, nun du doch eine so hochgelehrte Dame geworden bist."

„Meinst du, Genialität färbt ab?"

„Nun ja doch. Übrigens, hoffe ich, wirst du uns der Ehre deines Besuches würdigen."

„Ich hatte es nicht vor, Asmus!" versetzte Johanna energisch. „Ich bin Logiergast bei Agnes und möchte nicht zu Menschen gehen, die meine Schwägerin schneiden!"

„Ja, bitte!" rief Asmus. „Was denkst du denn, Johanna! Sollen wir uns etwa identifizieren mit der unglaublichen Heirat, die Anka gemacht hat?"



„Unter obwaltenden Verhältnissen war es sicher das richtigste, was Anka tun konnte.“

„Das sagten anfangs die Leute hier auch. Und als man hörte, daß Mitglieder der hochangesehenen Familie Petri die Sache gewissermaßen sanktioniert hatten, gaben einige, wie der Bürgermeister und Pastor Schreiber, der ja leider den Schafen seiner Herde viel zu viel durch die Finger sieht, sogar ihren Segen dazu. Bis man dann eines schönen Tages durch Kieler Kollegen, die Beziehungen zu Hamburg hatten, dahinter kam, daß Anka, großdenkend, wie sie immer war, glatt auf den Segen der Kirche verzichtet hatte. Nunmehr konnte selbst Pastor Schreiber nicht mehr für diese romantische Ehe eintreten. Und noch anderes entpuppte sich. Was ist dies junge Indien? Man weiß hier sehr genau Bescheid über die Sorte Inder, zu denen Agnes' Schwiegersohn gehört, die in England studiert und sich den europäischen Firnis zu eigen macht, um dann, in die Heimat zurückgekehrt, ihre englischen Herren und Meister mit den eigenen Waffen zu bekämpfen. Ich kann dir sagen, daß niemand in Attenrade bezweifelt, Ankas Namen dereinst in politischen Komplotten auftauchen zu sehen.“ Er hob drohend seinen Regenschirm zum kaltklaren Himmel.

„Aber lieber Asmus!“ lachte Johanna, „wohin versteigt sich die Stammtischphantasie!“

„Die Familie Thorensen als solche hat durchaus das Recht, über derartige Heiraten empört zu sein! Und wenn Agnes mir diese Empörung verübelt hat, so trägt sie selbst Schuld an dem Lockerwerden unserer Beziehungen.“

Und er stieß den Regenschirm, den er nach oben zum Himmel gezückt hatte, laut auf das Pflaster nieder.

„Ja, aber was meinst du, hätte Agnes tun sollen, wie die Verhältnisse nun einmal lagen?“

„Mich um Rat fragen!“ rief er. „Und Schreiber und Meister! Meinethalben die ganze Stadt mobil machen, damit Anka dieser Wahnwitz ausgeredet würde.“

„Gut, Asmus. Aber wen hätte Anka dann heiraten sollen? — Du redest wie ein Mann von dreiundfünfzig Jahren, und Anka war knapp vierundzwanzig —“

„Ich staune, daß du dich herbeiläßt, diese Heirat zu verteidigen!“ rief Asmus kopfschüttelnd. „Du, Johanna, die du nun doch schließlich deine eigenen etwas irregulären Angelegenheiten noch eben vor Torschluß ins korrekte umgewandelt hast —“

Johanna hob die Hand.

„Lieber Asmus! Lassen wir mich aus dem Spiel! Ich stehe, wo ich stehe, und niemand geht's was an. Auch was Anka betrifft, ist alles jetzt ganz einerlei, weil sie fort ist. Weshalb aber laßt ihr's die Zurückgebliebenen entgelten? Warum nehmt ihr die als Geiseln für Taten, bei denen Anka sie doch natürlich gar nicht mitreden ließ? Warum kränkt ihr diese Hilflosen? Wo bleibt euer Christentum? Streng seid ihr hier oben — Pharisäer seid ihr! Ja, lieber Asmus, funkle nicht so hinter deiner Brille! Ich fürchte mich nicht! Morgen bin ich wieder weg, und dann sinkt Attenrade ins Wesenlose für mich. Aber meine Meinung muß heraus. Ihr treibt diese armen Frauen ja einfach weg von der Scholle. Sind sie fort, wird's euch leid tun, denn so verhärtet seid ihr ja nicht, um nicht hinterher, wenn ihr erst mal jemand gründlich gequält habt, post festum wenigstens etwas Reue zu empfinden.“

(Fortsetzung folgt).

Die jütländische Heide.

Von Paul Elsner. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Von der hohen, bis ins Mittelalter hineinreichenden Kultur des damals städte- und waldreichen Jütland berichten die durch das Nationalmuseum an das Tageslicht gehobenen Funde in den jütländischen Grabhügeln, die der Landschaft oft das Gepräge eines Kirchhofs der Vergangenheit geben. Dieses blühende Leben wurde vom giftigen Hauch der auf Schattensohlen heranschleichenden Pest wie unter einem Aschenregen erstickt. Seitdem verödeten die Städte und Dörfer, sanken die Wälder dahin. Nichts als das Wehen der Einsamkeit in der weiten Runde, nichts als das Sturmlied des ungehindert daherbrausenden Westwindes in dieser verlassenen Gegend, wo allmählich das Heidekraut zu unbeschränkter Herrschaft gelangte.



Abstieg von der Hjortsballehöje.
Im Vordergrund der Denkstein zur Erinnerung an die Gründung der Heidegesellschaft.

Den in ein entsagungsreiches Leben eingesponnenen Heidebewohnern, deren Gemüt mit der Natur ihrer Heide und ihrem geheimnisvollen Weben so innig vertraut war, den ernsten, schweigsamen, frommen Männern, den von goldblondem Haar umflammten Frauen, den Kindern, die vor den Pforten kauernd in das tiefe Blau des Firmaments empor-

starrten, entstand ein eigener Dichter: Der Heidepfarrer Sten Blicher, dessen „Wiege im braunen Heideland stand, dessen sonniger Kindheit die Heide lächelte“, hat ihrem kampf- und mühevollen Dasein und dem unauslöschlichen Reiz des in sinnumfangenden Märchenduft getauchten, von Heideelfen umgaukelten Wunderbildes der weiten blühenden Heide in seinen Werken ein unvergängliches Denkmal gesetzt... Schon am Ausgang des 18. Jahrhunderts hatte die dänische Regierung mehrere **tausend** deutsche Familien aus der Rheingegend zur Bekämpfung der Heide nach Jütland gerufen. Sie wurden später in der Alheide angesiedelt und hatten sogar ihre eigene Kirche, in der bis 1864 der Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten wurde. Nach zehn Jahren aber waren sie auf etwa fünfzig Familien zusammengeschmolzen, da die meisten in die Heimat zurückgekehrt oder nach Rußland ausgewandert waren und sich an den Ufern der Wolga angesiedelt hatten.

An weiteren Plänen und Vorschlägen zur Urbar-



Bei der Arbeit.

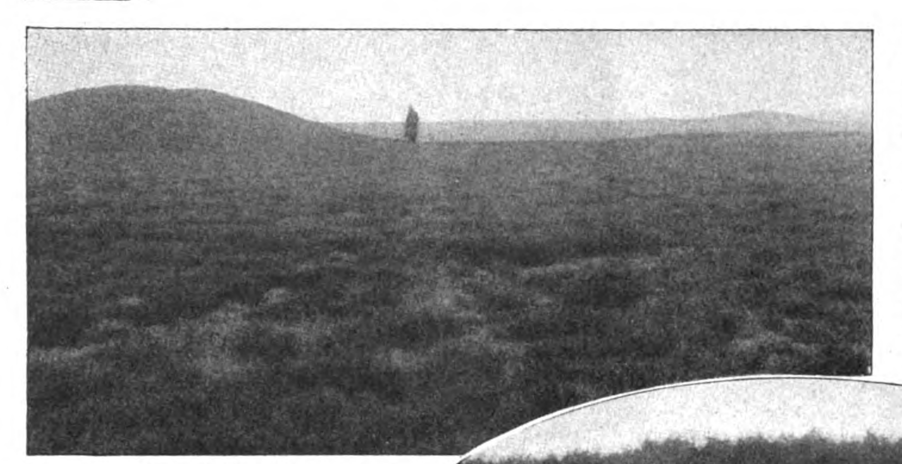


Heidepartie und jütländ. Bauernhaus.



Eine Plantage mit Gedenkstein an den Obersten Dalgas.



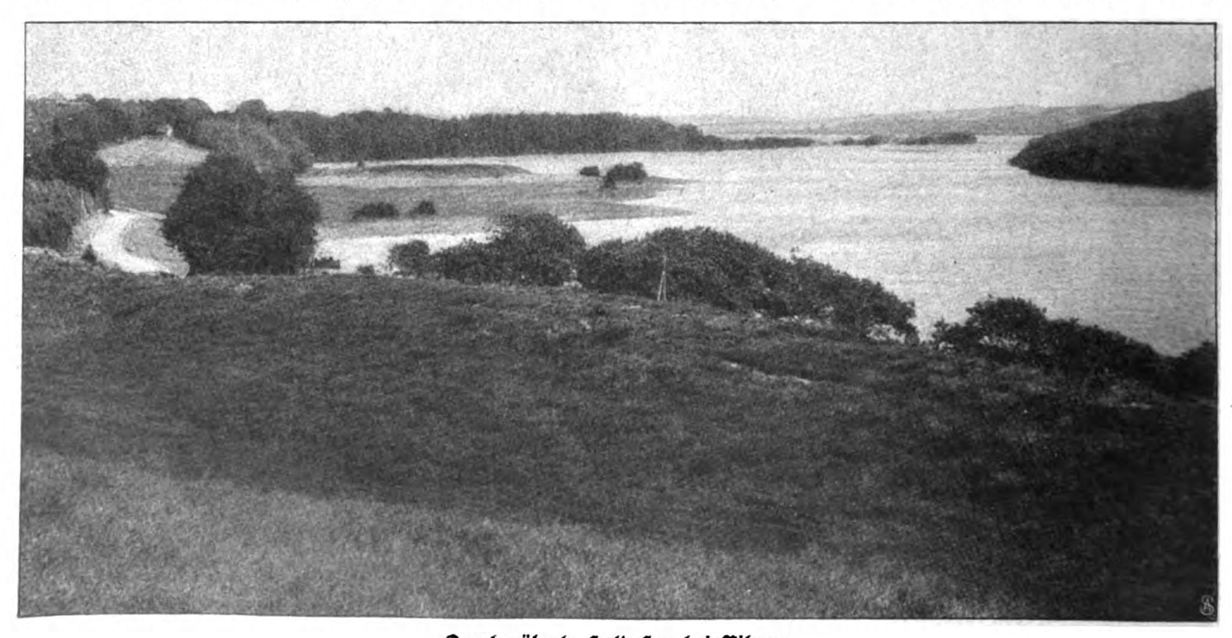


Heidepartie bei Birkebaek.

machung der jütländischen Heide war kein Mangel, aber es fehlte an einer kraftvollen Persönlichkeit, die an der Flamme der eigenen Begeisterung den Mut der anderen entzünden konnte. Dieser Führer entstand der Heidebewegung im Jahre 1866. Es war der Oberst Mylius Dalgas, der, als Ingenieuroffizier Jahrzehnte hindurch mit der Anlage von Straßen in Jütland beschäftigt, sich eine tiefe Kenntnis der Bodenbeschaffenheit dieses Landes, eine innige Vertrautheit mit seinen Bewohnern erworben hatte. In der Ueberzeugung wurzelnd, daß ein vollständiger Sieg über die Heide Dänemarks Krone als Ersatz für das im letzten Krieg verloren gegangene Land eine neue, ohne Blutvergießen erworbene Provinz als leuchtenden Edelstein einfügen werde, gründete er am 28. März 1866 in Silkeborg die dänische Heidegesellschaft, die denn auch wirklich geradezu Glänzendes geleistet hat. — Denn von den 140 Quadratmeilen Heide im Jahr 1866 liegen jetzt nur noch $54^1/_2$ als öde Flächen da, und Jütlands im Jahr 1866 11,2 Quadratmeilen betragendes Waldareal ist jetzt auf 35 Quadratmeilen gestiegen. — Daß die Zeiten, als die ganze Gegend zwischen Viborg und Vejle einem einzigen duftenden Teppich glich, in der Tat längst vorüber sind, davon durften sich die sämtlichen Teilnehmer an der von der Kopenhagener Zeitung „Politiken“ unter Führung ihres Chefredakteurs Henrik Cavling veranstalteten Heidereise durch den Augenschein überzeugen. — Welchen Aufschwung erlebte nicht Viborg, Dänemarks „heilige“ Stadt, mit ihrer durch Skovgaards großartige Wandgemälde geschmückten Domkirche, durch die Urbarmachung der Heide, der eine ganze Stadt, der „Stern der Heide“ und jetzt ihr leuchtender Mittelpunkt, das 6000 Einwohner zählende Herning, überhaupt ihre Entstehung verdankt!

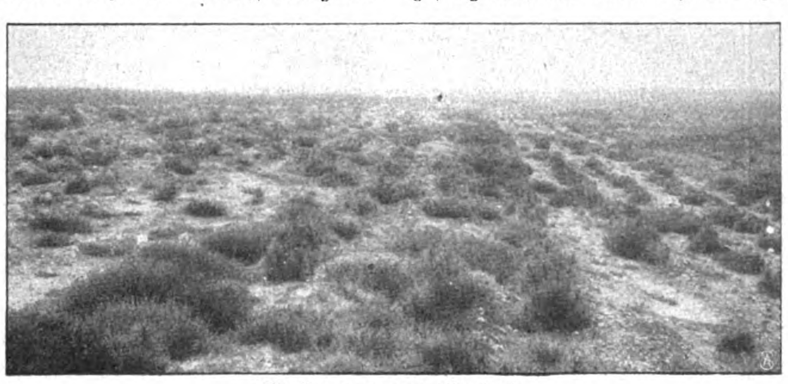
Teeröfen in der Heide.

In dieser früher so trostlosen Gegend, in Dänemarks Wüste, deren Einwohnerzahl sich jetzt verfünf-



Der berühmte Hald-See bei Viborg.

facht hat, gleich dem Wert der Gehöfte mit ihren wohlumhegten Gärten voll leuchtenden Blumenflors, tauchten allenthalben Kirchtürme aus den Baumwipfeln auf, ging das Korn in goldenen Wogen, verloren sich sorgsam bestellte Aecker im schimmernden Rund des Horizonts. Und während noch vor einem Menschenalter in den Gemeinden nur je ein abwechselnd getragenes Paar Stiefeln sich befand, ist diese Gegend jetzt von einem ganzen Netz von Landwegen und Schienensträngen durchzogen, bringt der Briefträger täglich die Post zu dem entlegensten Heidehaus, in dem das Telephon klingelt. — Zum Kampf gegen die Heide werden die dem Heidekraut den Tod bringende Bergfichte und Tanne angepflanzt. Hat die Bergfichte eine bestimmte Höhe erreicht, wird sie gefällt und aus ihrem Holz Kohle, Teer und Gas gewonnen, um der wertvolleren Tanne volle Entwicklungsfreiheit zu ermöglichen. Zu einer sehr energisch und rationell getriebenen Moorkultur kommt die Anlage von jetzt hundert Kanälen mit einer Gesamtlänge von 55 Meilen und einem Bewässerungsareal von 14 288 Tonnen Land — der Skjernaakanal allein ist zwei Meilen lang — die den trockenen Sandboden im Lauf der Jahre in fruchtbares Erdreich verwandeln. Das Lebenselixier aber ist der Mergel, der, an 1700 Stellen in Jütland gefunden, jährlich in zehntausend Wagenladungen mittels transportierbarer schmalspuriger Feldbahnen von den Fundorten in die entferntesten Teile der Heide befördert werden kann.



Bepflanzung von Flugsand.

Unberührt erhalten haben sich noch die Karup- und die wilde, von Sten Blicher mit Hund und Büchse durchstreifte Alheide mit Gedhuset, dem wie von düsteren Geheimnissen umschauerten Wohnhaus der Zuchthausgefangenen, an deren Ohr der Jubel der Heidelerchen schlägt, wenn auch diese Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft hier an dem großen nationalen Werk der Urbarmachung der Heide sich beteiligen dürfen. Und auch bei der malerischen Ruine Hald, wo ein lächelnder See die schönen Arme um einen stolzen Wald schlingt, träumt und duftet noch die echte Heide im Abendfrieden oder im bleichen Mondlicht. Aber doch sind die Zeiten nicht fern, wo unsere Sehnsucht vergebens den unendlichen Frieden, die ernste, feierliche Schönheit der blühenden Heide suchen wird, denn wie oft wird noch der Herbststurm rauschen und das bunte Laub zur Erde kreisen, bis ihr wundersamer Blütenzauber für immer verblaßt, bis ihr Märchenduft für immer zerronnen sein wird, bis die Hügellehnen ihrer violett schimmernden Mäntel für immer entkleidet sind! Dann wird nur noch wie eine Sage die Erinnerung an jene Zeiten heraufdämmern, als sich die Heide mit dem schwermütigen Glockenspiel weidender Herden, dem leise verhallenden Gesang einsamer Hirtenknaben in unermeßliche Weiten zur goldig verhüllten Ferne dehnte.

Bilder aus aller Welt.



Phot. B. J. G.

Die neue Stadthalle in Görlitz.
Vom Architekten Sehring für 1 Million Mark erbaut.

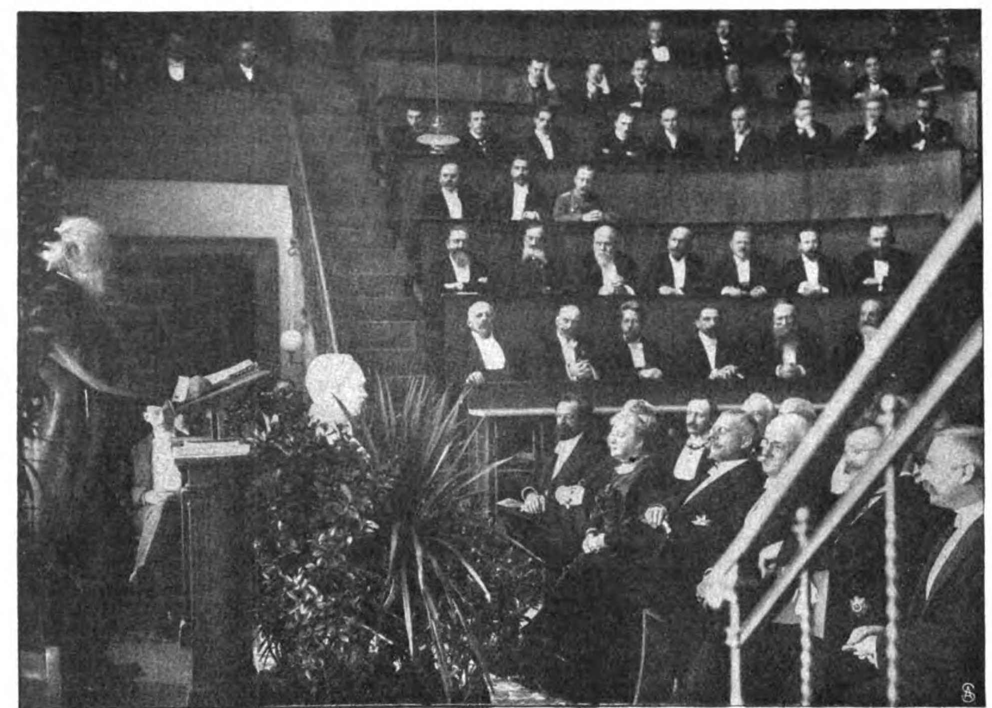
Vor wenigen Tagen wurde in Görlitz die neue Stadthalle ihrer Bestimmung übergeben. Das imposante Gebäude ist nach den Plänen des Charlottenburger Architekten Sehring errichtet worden und hat einen Kostenaufwand von einer Million Mark erfordert. Besonders wird die Akustik der Halle gerühmt.

Ein seltenes Jubiläum beging vor wenigen Tagen der Geheime Regierungsrat Ferd. Rosenhagen. Er kann auf eine 50jährige Tätigkeit als Bürgermeister zurückblicken, die er hauptsächlich in Altona ausübte.



Geh. Reg.-R. Ferd. Rosenhagen,
beging sein 50jähriges Amtsjubiläum als Bürgermeister.

Die Leipziger Frauenklinik, das alte Triersche Institut, beging die Jubelfeier ihres


Phot. König.

Der Festakt bei der 100-Jahrfeier der Leipziger Frauenklinik: Geheimrat Zweifel hält die Festrede.

100jährigen Bestehens durch einen Festakt, bei dem der berühmte Leipziger Gynäkologe Zweifel die Festrede hielt.

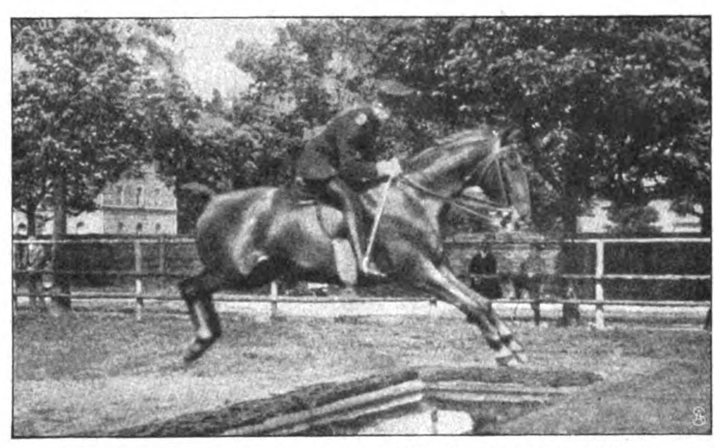
Seinen 90. Geburtstag beging in voller geistiger Frische der Oberst a. D. Selle in Rudolstadt.

Zum Reitlehrer der Militärreitschule in München wurde jüngst Rittmeister Waydelin ernannt. Unser Bild zeigt den gewandten Herrenreiter auf seinem ostpreußischen Wallach „Wegelagerer" im Grabensprung.

Sein 25jähriges Jubiläum als Mitglied des Frankfurter Stadttheaters beging vor wenigen Tagen Georg Schwarz. Der beliebte Künstler begann vor 37 Jahren seine erfolgreiche Bühnentätigkeit am Münchner Gärtnerplatztheater.

Wie gut die Verkehrsverhältnisse in Australien sind, zeigt unser Bild, das den schmucken Bahnhof einer Station in Neusüdwales darstellt.


Oberst a. D. Selle,
feierte seinen 90. Geburtstag.


Rittmstr. Waydelin, Reitlehrer der Militärreitschule in München.


Georg Schwarz,
beging sein 25jähriges Jubiläum als Mitglied d. Frankf. Stadttheaters.

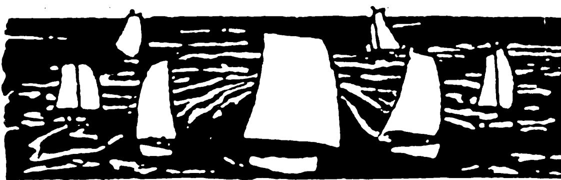

Aus dem modernen Australien: Der Bahnsteig einer kleinen Station in Neusüdwales im Palmenschmuck.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 47. Berlin, den 19. November 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.



Die sieben Tage der Woche.

10. November.

An der Berliner Universität halten die amerikanischen Austauschprofessoren Hugo Münsterberg und C. Alfonso Smith (Abb. S. 1984) in Gegenwart des Kaisers ihre Antrittsvorlesungen.

Der Kaiser begibt sich, um den Besuch des Zaren zu erwidern, nach Schloß Wolfsgarten in Hessen.

Deutschland läßt dem portugiesischen Minister des Aeußern eine Note zugehen, in der die Aufnahme offiziöser Beziehungen zu der neuen Regierung angekündigt wird.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Anleihevertrag von dem türkischen Finanzminister Djavid-Bei und dem Vertreter der Deutschen Bank Dr. Helfferich unterzeichnet worden ist.

In London wird eine amtliche Mitteilung veröffentlicht, daß die Verhandlungen der Vetokonferenz, die einen Ausgleich in der Frage der Befugnisse des Oberhauses herbeiführen sollten, ergebnislos verlaufen sind.

Aus Zentralafrika kommt über Konstantinopel die in Paris bestrittene Meldung, daß die Franzosen bei den letzten Kämpfen in Wadai 300 Tote verloren haben.

11. November.

Der Kaiser begibt sich von Schloß Wolfsgarten nach Baden-Baden, wo er dem Großherzog einen Besuch abstattet.

Nach Straßburg, Mülhausen und Metz wird in beschränktem Umfang die Einfuhr lebenden Schlachtviehs aus Frankreich gestattet.

Im Kanal gehen bei heftigem Sturm zahlreiche Fischerboote unter; viele Menschen ertrinken.

Die russische Reichsduma wählt Gutschkow, der im Sommer sein Amt niedergelegt hat, mit 201 gegen 137 Stimmen wieder zum Präsidenten.

Aus der Stadt Mexiko laufen Nachrichten über Demonstrationen gegen die Vereinigten Staaten von Amerika ein. Es kam zu blutigen Ausschreitungen, bei denen mehrere Personen getötet wurden.

12. November.

Der Kaiser trifft zur Jagd beim Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen ein.

In Peking wird ein kaiserliches Edikt veröffentlicht, nach dem die Vorbereitungen für die Einberufung des chinesischen Parlaments sofort zu treffen sind.

13. November.

Der Kaiser unternimmt von Donaueschingen aus eine Fahrt nach Kloster Beuron.

Der türkische Konsul in Urmia in Persien ersucht die Pforte telegraphisch um Verstärkung der Konsulatswache, da sein Leben bedroht sei.

14. November.

Das Londoner Schwurgericht erkennt, daß Leutnant Helm gegen die gesetzlichen Bestimmungen über die Spionage verstoßen habe, läßt ihn aber straffrei und verpflichtet ihn nur „durch seine eigene Bürgschaft" im Betrag von 250 Pfund Sterling, sich beim Fall eines neuen Verstoßes auf Verlangen zur Aburteilung zu stellen.

Das Zarenpaar tritt von Schloß Wolfsgarten in Hessen die Rückreise nach Rußland an.

Der Polizeichef von Anardarko in dem amerikanischen Territorium Oklahama wird von einem Mexikaner ermordet.

15. November.

Im Ministerium des Aeußern in Paris tritt eine deutsch-französische Konferenz zur Beseitigung einiger Unstimmigkeiten zusammen, die bei der letzten Feststellung der Grenze zwischen Togo und Dahome bestehenblieben.

Deutsche Weinbau- und Winzermisere.

Von Joseph Lauff.

Kalte Nebel schleppen durchs Mosel- und Rheintal, über Saar und Ruwer; sie spinnen den Main ein und häkeln sich um die Höhen der Rheinpfalz. Die Landschaft ist mit Regenfäden schraffiert. Die Felsköpfe können aus dem Dunst nicht heraus, lassen sich mürrisch Wattebausche in die Mäuler stopfen und hören vergrämelt auf das laute Getreisch des Hähers, der die Gegend abvagabundiert, um schließlich mit zimtroter Weste und vergißmeinnichtblauen Flügelspiegeln aufzubäumen. Die Lohhecken wackeln betrüblich mit ihren Fuchsperücken. Alles liegt grau in Grau. Von meinem verwaisten herbstlichen Sommersitz aus sehe ich die Mosel fließen, angeschwollen, mit häßlicher Farbe; stumpfen Auges gurgelt der sonst so heitere Strom durch das verregnete Land, das nicht weiß, was es mit den Pfützen und Wasserlachen beginnen soll. Von den mir gegenüberliegenden Hängen winken die Thyrsusstäbe der Rebenberge herüber. Aber es ist keine Freudigkeit darin, keine Hoffnungsfreudigkeit; es ist ein betrübliches Winken. Sie wollten das Beste. Sie wollten Glück und Segen in die Menschenherzen hineintragen, mit ihrem Blütenduft die Sinne berauschen, sie wollten die Trauben schwellen lassen, golden und purpurfarbig, und Fuder und Halbstücke füllen, auf daß die glücklichen Menschenkinder singen und trinken und sagen mochten:

„Was ist Wein? Sonnenschein,
Den die Reben fingen ein. . .!"

Aber es kam anders! Ja, die Thyrsusstäbe wollten schon das Beste, allein hämische Schädlinge warfen sich an sie, vergilbten ihren saftgrünen Schmuck, ließen die Beeren ausfließen, so daß Frau Sonne über dieses

Elend ihr Antlitz verhüllte und sagte; „Hier ist nicht mehr zu helfen", und ging verschleiert auf und verschleiert nieder und dachte nicht daran, fröhlichen Auges auf die kränkelnden Rebenstöcke zu blicken. Selbst die Kometen konnten nicht helfen, ihre Prophetengabe versagte. Beschämt schlichen sie in den unendlichen Weltenraum, und die hoffnungsfreudigen und dann enttäuschten Winzer hatten das Nachsehen. Dafür setzte ein unermüdlicher Regen ein. Regen, immer nur Regen! den Sommer hindurch, den Herbst hindurch, und nicht nur im heurigen Jahr, nein, schon etliche Jahre zuvor, so daß man des Glaubens sein konnte, die Tage der Sintflut seien gewillt, sich in Duodezausgabe wieder in Erinnerung zu bringen. Die Reben weinten. Regen, immer nur Regen!

Unwillkürlich mußte ich bei diesem Platschen und Planschen an den braven Abt von Walporzheim denken, an seinen Klagegesang — und also lautet die Mär:

Hans Kräling, Abt von Walporzheim,
Sprach weiland: „Not und Teufel! —
Die ganze Welt treibt aus dem Leim
Un eiges Geträufel.
Das platscht und planscht im weiten Feld,
Als käm die jüngste Stunde;
Mein ganzer Weinberg, brav bestellt,
Geht mir noch vor die Hunde.

Wie schirmt ich ohne Rebensaft
Mich vor dem bösen Feinde?
Und wie denn lenkte ich mit Kraft
Die sündige Gemeinde?
Wie soll ich die Frau Musika
Denn in der Mette wecken?
Mein sonst so fettes Gloria
Bleibt in der Kehle stecken.

Wenn nicht versiecht des Himmels Schwamm
Mit seinen Mordsgewässern,
So steh ich, ein entlaubter Stamm,
Bei meinen leeren Fässern.
Dann muß ich armer Gottesknecht
Bei meinen schönsten Würsten,
Bei Auerhahn und zartem Hecht
Elendlich verdürsten.

O Herr, laß meinen Ruf nicht gehn
Von deines Thrones Stufen,
Laß deine Wasser stille stehn,
Bescher mir volle Kufen.
Und endest du des Landes Plag,
Will in die Knie ich sinken,
Zur Buße ferner jeden Tag
Zwei Schöppchen mehr vertrinken."

Ob's dem braven Aebtlein geglückt ist?! — Wir wollen's hoffen, aber in jetziger Zeit steht es um den Weinbau hundsmiserabel. Mißernten über Mißernten und wenig Hoffnung auf die kommenden Tage! Und wie war's früher in den deutschen Weinbaugebieten? Die Schädlinge hatten noch nicht das Zepter ergriffen, machten noch nicht den perlenden Schweiß der fleißigen Winzer zunichte. In großen Zwischenräumen ein Fehljahr — gewiß, aber im großen und ganzen fröhliche Lesen und frohe Gesichter! So war's — und dann lief so ein herzerquickendes Schmunzeln durch das Weinbaugebiet; die Böller krachten, von allen Schenken und Straußwirtschaften wehten die Fahnen, die Burschen häkelten sich lustig bei den Mädels ein und zogen singend durchs Dorf, und aus allen Kellerfenstern und Schlüssellöchern düftelte der „Neue" so blank und sauber heraus, daß es dem kundigen Mann wohlig und mollig ums Herz wurde. Der vergossene Schweiß lohnte sich noch, die getätigte Arbeit wurde noch nicht in so hohem Maß wie heutigestags von dem verderblichen Meltau umpudert, von der schmarotzenden Peronospora verschrumpfelt, von dem infamen Heuwurm umwickelt und schließlich von seinem jüngeren Bruder, dem Sauerwurm, gänzlich illusorisch gemacht — man konnte zufrieden mit dem sein, was der Herbst in die Fuder und Halbstücke hineinzauberte, und von allen Enden und Ecken, aus dämmrigen Kellernischen und behaglichen Kneipwinkeln, klangen fröhliche Menschenstimmen, und also sangen sie:

„Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher". . .

Und heute? Grau und vergrämelt wie die Rebengelände sehen die Weinbauer ins Wetter. Ihre Taschen sind leer, die Kelter stehen verwaist, die Fässer klingen dumpf und hohl, selbst die Mäuse haben Abschied genommen, denn unter vielen Winzerdächern sind die Brotschnitten so rar wie weiße Raben geworden. Die Not pocht mit knöchernem Finger gegen die Tür, und die Sorge sieht mit glanzlosen Augen in die Fenster hinein. In einzelnen Gemarkungen der Mosel ist es noch leidlich gewesen. Ein Viertel Herbst und mehr konnte eingebracht werden; wo es weniger war, da halfen die ungewöhnlich hohen Trauben- und Mostpreise in den geringen und mittleren Lagen kräftig nach, so daß wenigstens noch ein matter Sonnenstrahl in die umdüsterten Gemüter einfallen konnte, aber in den übrigen Weinbaugebieten, fast in den meisten . . . da sieht's miserabel aus und schreit es nach Hilfe. Da steht der Winzer und hat die schwielige Hand in der Tasche geballt und sieht mit gerunzelter Stirn über die kahlen Rebstöcke und dann in die leeren Keller hinein. Von dorther sollte der Segen kommen, und hier — seine sorgfältig ausgeschwefelten Fässer sollten ihn aufnehmen. Aber der Segen blieb aus. Es gab nichts zu beschaffen und nichts zu lesen, und wo's bei den kleineren Leuten etwas gab, das konnten sie mühelos und mit bitterem Ingrimm in einem Eimer nach Haus tragen. Wieviel Mühe und Sorge war auch in diesem Jahr vergebens gewesen! Das empfindliche Auftreten der Schädlinge, die Ungunst der Witterung erforderten doppelte Arbeitsleistung — und das gezeitigte Resultat war mit Null zu buchen. Ueberhaupt diese Winzerarbeit! Sie ist ein mühselig Geschäft, selbst dann noch, wenn es keinen Kampf gegen Peronospora, gegen die verheerende Wirkung des Heu- und Sauerwurms gäbe. Die Winterbestellung beginnt. Mit gebeugtem Rücken schleppen sie sich bergan — Männer und Frauen. Die mit Dünger beladenen Hotten und Reitzen zerren die Schultern nach hinten. Die Gesichter dunsen auf. Die Brust atmet schwer. Schritt für Schritt geht es weiter über steile Pfade, schwindelnde Stege, an schroffen Hängen entlang. Ab und zu poltert unter den schweren Nagelschuhen das Geröll ab. Die Fracht wird abgeladen, neue heraufbefördert. So geht es weiter von morgens bis abends. Immer das gleiche, immer das gleiche! Die Reben werden geschnitten, aufgepfählt, gebunden, gebogen. Die Vorfrühlingsonne sieht über die Berge. Der Dünger wird mit Hacke und Karst untergearbeitet. Frühling und Sommer halten ihren Einzug. Sie bringen neues Schaffen und Mühen. Erneutes Umgraben wird nötig. Die jungen Schößlinge sind vor der Blüte zu heften. Das Ausbrechen der überflüssigen Triebe beginnt. Die Sonne dörrt den Weinbauern das Mark in den Knochen. Der verflossene Winter hat ihnen bereits tiefe Schrunden durch das Antlitz gezogen. Arbeit, nur Arbeit! Dreimal im Jahr wird



der Weinberg gehackt, gelockert, vom Unkraut befreit, zweimal werden die Reben mit Stroh gebunden — und dann noch die Schädlinge! Mit Schwefelblüte und Bordelaiser Brühe geht man ihnen zu Leibe. Heu- und Sauerwurm werden aus ihren Verstecken geholt, aber gerade diesen Zerstörern eines geordneten Weinbaues ist schwer beizukommen. Fast hilflos steht ihnen der Mensch gegenüber — und nehmen sie überhand, mag er die Hände in den Schoß legen, den Kopf schütteln und sagen: „Nun mag Gottes Wasser über Gottes Acker laufen; es ist alles vergebens."

Schwere, verhängnisvolle Zeit ist für den deutschen Weinbau und den deutschen Winzer gekommen. Hiobsbotschaften über Hiobsbotschaften! Ab und zu ist eine freundliche, zuversichtliche Stimme darunter, aber gerade sie läßt das Elend noch mehr in die Erscheinung treten. Die Nachrichten aus fast allen deutschen Weinbaugebieten reden eine vernichtende Sprache. Der Rüdesheimer Winzerverein, dem 78 Morgen Weinberg gehören, hat in diesem Jahr, sage und schreibe: drei Halbstücke, etwa 1800 Liter Wein, geerntet. Ein anderer Weinbergsbesitzer herbstete auf 88 Ruten zwei Liter Most. Weiter stromabwärts die gleiche Kalamität. In einem der größten Weinbaubezirke am Rhein, wo 700 Morgen in guten Jahren einen Ernteertrag von 420000 Mark ergaben, sind diesmal nur 35 Stück im Wert von 35000 Mark eingebracht worden. Die Unkosten für die Bewirtschaftung dieses Weinbaugebietes beliefen sich auf 106000 Mark, so daß die diesjährige Ernte mit einem baren Schaden von rund 70000 Mark für die dortigen Interessenten abschloß. Aehnlich verhält es sich an der Ahr, in Rheinhessen, der Pfalz, in Franken und den badischen Gemarkungen. An der Mosel steht's besser, obgleich auch hier keine Seide gesponnen wird. Dem einen schlug die Karte leidlich zur Gunst, dem andern zur Ungunst. Aber im großen und ganzen sind auch hier lange Gesichter. Nicht nur die Wingertsleute haben zu klagen, auch bei den größeren Besitzern ist in dieser Hinsicht Schmalhans Küchenmeister geworden. Ein rationell mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit bewirtschaftetes Weingut an der unteren Mosel, besetzt mit 40000 Stöcken und einem gering bemessenen Wert von 80000 Mark, erbrachte in den letzten 10 Jahren nicht nur keinen Gewinn, sondern ergab, unter Zurechnung von 4% Zinsen, einen Durchschnittsverlust von jährlich 3500 Mark — ein Resultat, um die Flinte ins Korn zu werfen. Wahrhaftig! — ständen einem solchen Besitzer keine Reserven zur Verfügung, hätte er keine sonstige Ellbogenfreiheit und wäre lediglich auf sein Weingut angewiesen — so ein Mann könnte getrosten Mutes einen zölligen Haselstock aus der Hecke schneiden, könnte sich auf die Wanderschaft machen, um sein Glück außerhalb des Weinbaugebietes zu suchen. Er täte besser daran, als noch länger in das Faß der Danaiden zu schöpfen. Doch genug der Beispiele. Sie sind so billig wie Brombeeren und so zahlreich wie die Flugsamen der Kettenblumen geworden.

Notlage überall! — Übereifrige stehen auf und schreiben die Mißernten den Chemikalien zu, die den Weinbergen zugeführt werden. Derartige Stoffe seien zwar imstande, Oidium und Peronospora zu zerstören, schwächten aber die Rebstöcke in bedenklicher Weise. Andere wieder erheben ihre Kassandrastimmen und rufen: „Haltet eure Weinberge geschlossen! Das ewige Gelaufe darin zerstört die Spinnwebnetze, läßt aber die Motten leben, die ihrerseits wieder den berüchtigten Heu- und Sauerwurm erzeugen." Von dritter Seite werden die Rauch- und Qualmsäulen der Lokomotiven und Dampfschiffe, die zu Berg und zu Tal gehen, für die Mißernten verantwortlich gemacht. Ihnen wird die ganze Misere in die Schuhe geschoben. Und schließlich: „Der Boden ist rebenmüde geworden!" klingt es von vierter Stelle herüber . . . Möglich, alles schon möglich! — aber die absoluten Beweise hierfür stehen noch aus, die aufgestellten Behauptungen stecken zurzeit noch in den Kinderschuhen und tragen noch die Eierschalen am Bürzel . . . Man muß mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, die natürlichen Hilfsquellen benutzen, um weiter zu kommen, um dem Krebsgang im Weinbau eine andere Wendung zu geben. Große Werte stehen auf dem Spiel. Abgesehen von dem enormen Ausfall, den die Mißernten im Gefolge hatten, sinken die Bodenpreise immer tiefer und tiefer . . . Weinberge, die noch vor etlichen Jahren hoch zu Buch standen, sind fast wertlos geworden. Zu Beginn dieses Jahrhunderts zahlte man an manchen Stellen hundert Mark und mehr für das Ar, wo sich jetzt kaum noch Käufer bei Versteigerungen finden. Am Rhein zum Exempel ist stellenweise das Ar Weinbergsland für 10 Mark erhältlich — Dinge, die sich nicht wegtäuschen lassen und scheinbar immer drohender werden.

Aus eigenen Kräften kann sich der Weinbau nicht mehr aufraffen. An die Vertreter des Volkes, an Publikum und Staat ergeht die dringende Mahnung, dem deutschen Weinbau, dem schwer heimgesuchten Winzerstande unter die Arme zu greifen. Einzelne Private sind machtlos. Aber dem rücksichtslosen Vordrängen der Temperenzler, Abstinenten und wie sie alle heißen mögen, ist eine Schranke zu setzen. Zwischen Völlerei und Abstinenz liegt eine breite Straße, die einwandfrei betreten werden darf. Ihr Winzer insgesamt, weist entschieden die Anmaßung zurück, daß der Weinbau eingedämmt werden müßte, um dem Alkoholismus zu steuern. Dafür ist jedoch die Obstweinfrage gesetzlich zu regeln, so daß, ähnlich wie beim Weingesetz, scharfe Bestimmungen in die Erscheinung treten, die in Form eines Anhanges zum Weingesetz gefaßt werden könnten. Die räumliche und zeitliche Begrenzung der Zuckerung ist festzustellen. Buchkontrolle und Deklarationzwang sind einzuführen. — Die unverschuldete Zwangslage der Wingertsleute gebietet dem Staat und den Gemeinden unmittelbar einzugreifen. Durch Notstandsarbeiten ist die Möglichkeit eines Verdienstes zu schaffen. Weitgehende Kredite sind zu gewähren. Durch Grundsteuererlaß und schonenden Einzug der diesjährigen Steuern ist bei den Weingärtnern tunlichst Linderung der schwierigen Lage zu schaffen. Zu erwägen steht, ob in den besonders heimgesuchten Distrikten nicht sonstige finanzielle Unterstützungen zweckdienlich und möglich erscheinen. Kupfervitriol und Schwefel sowie die nötigen Apparate, den Kampf erfolgreich gegen die Schädlinge aufzunehmen, sind auf Jahre hinaus und kostenfrei aus Staatsmitteln zur Verfügung zu stellen. Und schließlich: die Bedeutung der Weinchemiker ist tiefer zu schrauben. Männer der praktischen Erfahrung sind mehr in Amt und Ehren zu setzen, ihr Wort muß höher werten als jetzt, sonst kann es passieren, daß Weinbau und Weinhandel zu einem Versuchskarnickel der Weinchemie werden. Also nochmals: Trotz aller Selbsthilfe — ohne besonderen staatlichen Schutz ist die gegenwärtige Krisis von den Beteiligten des Weinbaus kaum zu verwinden.

An die Winzer ergeht aber die dringende Mahnung: Schonet die Vögel! Tragt Sorge für Nistgelegenheiten. Legt Remisen an und Vogelschutzhecken und vertilgt das Raubzeug in eurem Besitztum. Schiebt eure Weinstöcke nicht bis in die höchsten Lohberge hinein, verwendet für eure Reben nur geeignete Lagen; vor allen Dingen aber, macht gemeinsam Front gegen den Heu- und Sauerwurm, der nicht nur die Qualitätsgebiete, sondern alle übrigen Weinbaugebiete erbarmungslos heimsucht. Allein — dieser gemeinsame Kampf ist nur unter dem Protektorat des Gesetzes zu führen. Alle zu treffenden Maßnahmen müssen obligatorischer Natur sein, müssen rücksichtslos durchgeführt werden, wenn ihr nicht wollt, daß eure Weinäcker der gänzlichen Verödung anheimfallen. So nur ist auf die Zukunft zu hoffen.

Den Vertretern des Volkes möchte ich zurufen: „Deprimierend auf Weinbau und Winzer wirkt noch immer das Gespenst, das sich von Zeit zu Zeit jenseit der Elbe aufreckt und stumpfen, gierigen Auges nach Westen lauert. Es möchte gern . . . Fort mit ihm! Das schwer heimgesuchte Rebenland verträgt keine Steuerbelastung. Aus ausgedroschenen Halmen lassen sich keine Körner mehr klopfen. Daran denkt bei euren Tagungen; niedergebeugte Menschen werden euch Dank wissen." — —

Und nun zum Ausklang! — Hierzulande, zwischen den Moselbergen, das Heim dicht an den lieblichen Strom gerückt, wohnte ein prächtiger Mann. Ich kannte ihn von Angesicht zu Angesicht, und manchen Schoppen haben wir in laulicher Sommernacht selbander gestochen. Ein Winzer von Gottes Gnaden, pflegte er seine Weinchen mit herzlicher Inbrunst. Mit Johannes Brixius war brav und gut pokulieren. Er war ein lateinischer Winzer, und eines Tages brachte er ein köstliches Tröpfchen. Auf dem Etikett aber stand geschrieben: Bibite hoc excellens vinum de vitibus Brixii. Atque valete! — und die Gläser klangen zusammen. Es war ein helles Klingen. Sein Glas aber klirrte zu Boden. Es war die letzte Flasche, die wir gemeinsam leerten, denn bald darauf ging so ein gütiges Lächeln über sein stilles Gesicht. Aber dieses Lächeln war nicht mehr von dieser Welt. Papa Brixius machte sich sacht auf die Socken und ging durch das dunkle Tor, das keine Rückkehr verstattet. Es war um die Zeit der Rebenblüte, als er einschlief. Atque valete! — Und die neuen Gescheine wölkten ihren Weihrauch über das Grab des trefflichen Mannes. Sein Leben war ohne Fehl, und sein Sterben war köstlich. Atque valete! — Und ihr Winzer im deutschen Land, am Rhein und der Mosel, ihr Winzer an der Ahr und in Rheinhessen, in Franken und überall dort, wo ihr in deutschen Gauen den Weinstock pflegt, erinnert euch dieses Mannes in eurer Bedrängnis. Ich glaube, er ist gut angeschrieben im Himmel, und seine Fürsprache wertet dort oben. Er hat das Winzerelend kaum noch erlebt, und hätte er es erlebt — das Herz wäre ihm zerrissen. Aber jetzt sieht er's und wird sagen: „Lieber Gott, gedenke der bedrängten Winzer, damit es ihnen wieder wohlergehen möge auf Erden."

Wie in Deutschland Ausstellungen vorbereitet werden.

Von A. Oskar Klaußmann.

Das Jahr 1910 hat in Deutschland nicht weniger als 222, im Ausland 292, zusammen also 514 Ausstellungen gebracht, unter denen die rein landwirtschaftlichen und Kunstausstellungen nicht mitgezählt sind. Noch ausstellungsreicher wird das Jahr 1911 werden. Es sind jetzt bereits nicht weniger als 54 deutsche und 73 größere Ausstellungen des Auslandes bekannt.

In keinem Kulturland der Welt werden Ausstellungen heute wohl so gewissenhaft geprüft und vorbereitet wie in Deutschland. Diese ungemein sorgfältige Vorbereitung wird ermöglicht durch das Zusammenwirken von Regierung und Industrie in der „Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie".

Diese, die wir fortab der Kürze halber mit „St. A." bezeichnen wollen, entstand aus dem Zusammenschluß der großen deutschen industriellen Zentralkörperschaften, des Zentralverbandes deutscher Industrieller, der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen und des Bundes der Industriellen. Sie wurde alsbald erweitert durch den Zutritt der in den vorgenannten Verbänden nicht korporativ organisierten Industrien, nämlich der chemischen und der elektrotechnischen, des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands und des Verbandes deutscher Elektrotechniker mit der Vereinigung deutscher Elektrizitätsfirmen. Neuerdings hat sich auch der Verein deutscher Ingenieure der St. A. angeschlossen. So entstand eine Organisation, deren Tätigkeit sich nach dem Wunsch der Reichsregierung „auf das gesamte Gebiet des deutschen Gewerbefleißes erstreckt". Getragen von der Anerkennung der Reichs- und Staatsbehörden und deren weitgehender Unterstützung ist die St. A. seit ihrer Begründung Ende 1906 zu einem Machtfaktor geworden, ohne dessen Begutachtung große gewerbliche Ausstellungen in Deutschland und ohne dessen Mitarbeit eine geschlossene Beteiligung der deutschen Industrie an ausländischen Ausstellungen heute kaum noch zustande kommen können.

Neben der fördernden Tätigkeit, die im Inland und Ausland der deutschen Industrie auf den Ausstellungen die gebührenden Erfolge und die Eroberung neuer Absatzgebiete gewährleisten will, bemüht sich die St. A. nach Möglichkeit, die vielfachen Mißstände im Ausstellungswesen zu bekämpfen und besonders die in- und ausländischen Winkelausstellungen zu unterdrücken, den damit verbundenen Medaillenschwindel zu verhindern und den heimischen Gewerbefleiß vor Schädigungen zu bewahren, die durch die Beteiligung an solchen Ausstellungen entstehen.

Mit einem Beamten begann die St. A. ihre Tätigkeit. In kurzer Zeit wurden die Grundlagen für das heutige Institut geschaffen, das jetzt in der Roonstr. 1 in einer Flucht von Amtsräumen mit Dutzenden von Beamten arbeitet, und dessen stattlicher Etat finanziell gewährleistet wird von der Mitgliedschaft der führenden Firmen und Körperschaften der deutschen Industrie. In rund 4000 Aktenfaszikeln ruht die ungeheure Arbeit, die seit nunmehr vier Jahren geleistet worden



ist. Die musterhafte Ordnung, die man beim prüfenden Durchblättern einzelner dieser Aktenfaszikel findet, beweist die vortreffliche Organisation, die in beständiger Vergrößerung begriffen ist. Fünfunddreißig „Kapitäne“ der Industrie und des Handels, unter ihnen Borsig, Böttinger, Berliner (Siemens-Schuckert), Bueck, Busley, Deutsch (A. E. G.), Flohr (Vulcan), Direktor Wenzel, Hilger, Kunheim, Martius, Marwitz, Sorge (Krupp), Schieß, Ravené usw., bilden den Vorstand der St. A., der wiederum von drei Präsidenten geleitet wird: dem Geheimen Kommerzienrat Goldberger, Mitglied des Wirtschaftl. Ausschusses, als Präsidenten, der in weitsichtiger Weise die Organisation aufgebaut hat, und als Vizepräsidenten dem früheren Vorsitzenden des Zentralverbandes Deutscher Industrieller Herrenhausmitglied von Vopelius und dem Vorsitzenden des Bundes der Industriellen Geh. Kommerzienrat Wirth.

Eine Ausstellung, die für Deutschland geplant wird, wirft bei der St. A. gewöhnlich schon Jahre vorher ihre Schatten voraus. In der Regel melden die Veranstalter ihre Absicht, eine Ausstellung ins Leben zu rufen, bei der St. A. an, die alsbald — und so auch in den Fällen, in denen sie durch öffentliche Bekanntmachungen von dem Projekt erfährt — alle nötigen Unterlagen einfordert. Ueber Ausstellungen aber, die im Ausland geplant sind, berichten die Konsulate, die durch Erlaß des Reichskanzlers angewiesen sind, dem Ausstellungswesen in ihren Amtsbezirken besondere Aufmerksamkeit zu schenken. In diesen Berichten ist auf Grund sorgfältiger Prüfung der einschlägigen Verhältnisse namentlich die Frage zu erörtern, ob den deutschen Interessenten die Beteiligung empfohlen werden kann. In den Kaiserlichen Missionen und Konsulaten sind der St. A. innerhalb der Auslandsgebiete Mitarbeiter erstanden, die gradezu vorbildlich, sachverständig und förderlich mitgeholfen haben.

Als ersten wichtigen Schritt bei jeder Ausstellung betrachtet es die St. A., zu ermitteln, wer die eigentlichen Veranstalter der Ausstellung sind. In den Akten der St. A. befinden sich die Lebensläufe, Porträte, Strafliften usw. jener Ausstellungsmacher, die schwindelhafte Ausstellungen arrangieren. Steht ein solcher in Frage, so greift die St. A. sofort ein.

In jedem Fall aber prüft die St. A. vor allem die finanziellen und wirtschaftlichen Grundlagen der Ausstellung sowie die prinzipielle Frage, ob überhaupt ein allgemein volkswirtschaftliches Bedürfnis vorliegt. Zu diesem Zweck zieht sie gegebenenfalls auch bei den betreffenden Handels- und Gewerbekammern und sonst in Frage kommenden Behörden und Körperschaften gutachtliche Aeußerungen darüber ein, ob die geplante Ausstellung notwendig ist und Aussicht auf Erfolg hat. Erst nachdem diese Erkundigungen erledigt sind, tritt der Vorstand der St. A. zu einer Sitzung zusammen und nimmt je nach dem Ergebnis zu dem Unternehmen fördernd, abwartend oder auch ablehnend Stellung. Hiernach bestimmen sich dann auch die Berichte und Gutachten, die den Reichs- und Staatsbehörden erstattet werden.

Erscheint das Unternehmen einwandfrei, so wenden sich das Interesse der St. A., ihre Unterstützung, ihre guten Ratschläge gleichmäßig der Ausstellung selbst wie den ausstellungswilligen Industriellen zu. Durch vielseitige und mühselige Arbeit wird statistisches Material gesammelt und in oft umfangreichen Druckschriften veröffentlicht; Material, aus dem hervorgeht, welches die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse der Provinzen oder Staaten sind, in denen die Ausstellung stattfindet. Vielspaltige Tabellen über Export und Import, über das Anwachsen gewisser Industrien, über die Kaufkraft der Bevölkerung, über die Entwicklung des Verkehrs in den interessierten Provinzen oder Staaten (bei ausländischen Ausstellungen über die Konkurrenz des Auslandes, und zwar der verschiedensten Staaten auf den verschiedensten Produktionsgebieten) werden angefertigt, Uebersichten und Berichte geschrieben und ebenso an die industriellen Kreise, deren Vertretung die St. A. bildet, wie an die Behörden verschickt.

Sobald die ersten Nachrichten über die geplante Ausstellung in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, kommen die Anfragen aus dem In- und Ausland an die St. A., besonders von der Presse, der Industrie und von Ausstellern. Man will wissen, ob die projektierte Ausstellung nicht mit andern gleichzeitig geplanten kollidiert; man möchte zuverlässig unterrichtet werden, ob die Ausstellung Förderung verdient, ob es sich um ein gemeinnütziges Unternehmen handelt, ob sich die Presse öffentlich für die Ausstellung engagieren soll, ob für die betreffende Branche oder Produktionsart, der der anfragende ausstellungswillige Industrielle angehört, durch die Ausstellung Erfolge zu erwarten sind usw. usw. Die Veranstalter der Ausstellung unterstützt die St. A. bei der Auswahl geeigneten Personals für die technische Leitung, durch Auskünfte über Erfolge oder Mißerfolge früherer Ausstellungen, durch Mitteilung ihrer Erfahrungen bei der Propaganda usw.

Dazu kommen die Gutachten, die seitens der Staatsbehörden bei der St. A. eingeholt werden. Ist doch vor allem die behördliche Förderung bei Ausstellungen, wie sie in der Uebernahme des Protektorats, in der Gewährung von Staatsmedaillen und Zuschüssen, der Zubilligung von Frachtermäßigungen, der Genehmigung von Lotterien, dem Eintritt von Staatsbeamten in die Ausstellungskomitees zum Ausdruck kommt, ausdrücklich an die Voraussetzung der Gemeinnützigkeit, Reellität und Wirtschaftlichkeit des Unternehmens sowie eines geregelten Prämiierungsverfahrens geknüpft.

Bis zum Tage der Eröffnung bleibt die St. A. Beraterin und Helferin der Beteiligten. Wenn man daran denkt, wieviel Arbeit also bei der St. A. schon eine einzelne Ausstellung verursacht, kann man sich wohl vorstellen, welche ungeheure Aufgabe dadurch entsteht, daß sich die Bureaus der St. A. gleichzeitig über Hunderte von Ausstellungen auf dem laufenden halten müssen. Diese Riesenaufgabe, die ohne jedes Entgelt geleistet wird, ist aber, wie man sich denken kann, für unsere Industrie von unschätzbarem Wert, und jeder einzelne Industrielle, der sich an einer Ausstellung beteiligen will und rechtzeitig anfragt, wird von der St. A. einerseits vor unnützen Ausgaben bewahrt, anderseits gefördert und befähigt, neue Kundenkreise und Absatzgebiete zu finden.

Eine Exekutive bei irgendeiner Ausstellung kommt dabei für die St. A. nirgends in Frage, und auch bei ausländischen Ausstellungen leistet sie nur insoweit allerdings grundlegende und entscheidende Vorbereitungsarbeit, als sie bei solchen Veranstaltungen, deren Beschickung von der deutschen Industrie als zweckmäßig erachtet wird, die Wahrnehmung der heimischen Interessen übernimmt. Zu diesem Zweck befragt sie die Industrie von Fall zu Fall und bildet bei geeigneten Anlässen im Einvernehmen mit der Reichsregierung



besondere „Deutsche Komitees“. Die Ansichten über die Beteiligung an Industrieausstellungen im Ausland haben bei uns in letzter Zeit vielfach eine Aenderung erfahren, nicht zum wenigsten durch das Verhalten Englands. Das englische Handelsministerium (Board of trade) unternahm im Jahr 1907 durch einen Sonderausschuß eine umfangreiche Enquete, deren Resultat in Blau- und Weißbüchern niedergelegt wurde. Aus diesen war zu ersehen, daß die Untersuchung zwingende Gründe für die Teilnahme Englands an den wichtigeren Ausstellungen ergab. Man betrachtete diese Teilnahme als eine nationale Notwendigkeit angesichts der Tatsache, daß sich andere Länder in immer größerem Umfang an den letzten Ausstellungen beteiligt hatten. Es wurde beim englischen Handelsministerium eine eigene Ausstellungsabteilung errichtet und für die Weltausstellungen in Brüssel, Rom und Turin eine aus den hervorragendsten Industriellen Englands bestehende „Königliche Kommission“ eingesetzt, deren Präsident der damalige Prinz von Wales, der jetzige englische König wurde. Immer wieder wurde betont, England dürfe keinen Anlaß ungenützt vorübergehen lassen, seine Waren auf Ausstellungen zu zeigen, wolle es nicht seine Exportstellung auf dem Weltmarkt verlieren. Damit war für die deutsche Industrie die Notwendigkeit gegeben, mit dem englischen Rivalen auf dem neutralen Gebiet der Weltausstellung in friedlichen Wettbewerb zu treten.

Um nun dabei Deutschland im voraus den gebührenden Anteil zu sichern, hat die St. A. energische Vorarbeiten für die demnächst stattfindenden Welt- und Fachausstellungen im Ausland geleistet, und mit Stolz kann sie darauf hinweisen, daß sie es gewesen ist, die zur richtigen Stunde sachgemäß die Erfolge vorbereitet hat, die die deutsche Industrie auf den internationalen Ausstellungen der jüngsten Zeit erringen konnte.

Sobald durch die von der St. A. vorgenommenen Umfragen festgestellt ist, daß eine der Stellung der deutschen Kultur und des deutschen Gewerbefleißes würdige nationale Abteilung auf einer Auslandsausstellung organisiert werden kann, schreitet, wie bereits erwähnt, die St. A., im Einvernehmen mit der Reichsregierung, zur Bildung eines Deutschen Komitees, an dessen Spitze entweder Vertreter von Reichsämtern oder Vorstandsmitglieder der Kommission treten. Dieses Komitee bleibt zwar mit der St. A. in regelmäßiger Verbindung, sofern als über den Fortgang der Arbeiten dauernd Bericht erstattet wird, ist im übrigen aber vollkommen selbständig. Dem Präsidium des Komitees ist die eigentliche Durchführung der Deutschen Abteilung überlassen. Als selbständige Körperschaft hat es, falls nicht, wie in Brüssel, ein Reichskommissar ernannt ist, die Deutsche Abteilung allein zu organisieren, mit der Ausstellungsleitung wie mit den deutschen Ausstellern die notwendigen Abkommen zu treffen, die Bauten zu vergeben, die Platzverteilung vorzunehmen sowie für eine möglichst wirksame Ausgestaltung und Repräsentation zu sorgen. Die von der St. A. in der Abteilung zusammengefaßte Industrie hat zumeist auch die finanziellen Lasten vollständig zu tragen; bisweilen gewähren Reich und Staat Zuschüsse. Deutsche Komitees bzw. Deutsche Abteilungen wurden von der St. A. gebildet für die Internationale Ausstellung für Unfallverhütung, Gewerbehygiene und Arbeiterwohlfahrt, Budapest 1907, für die Internationale Kunstgewerbliche Ausstellung, St. Petersburg 1908, für die Erste Internationale Jagdausstellung, Wien 1910 (Abteilung Industrie und Gewerbe), für die Weltausstellung Brüssel 1910, für die Internationale Eisenbahn- und Verkehrsmittelausstellung Buenos-Aires 1910, für die Industrie- und Ackerbauausstellung Allahabad (Britisch-Indien) 1910/11 (wohin die deutsche Industrie zum erstenmal einen Vorstoß macht), für die Internationale Kautschukausstellung London 1911 und für die Internationale Industrie- und Gewerbeausstellung Turin 1911, Italiens Weltausstellung, auf der Deutschlands Industrie nicht minder ehrenvoll bestehen wird als in Brüssel.

Die nationalen Ständigen Ausstellungskomitees in den andern Ländern sind mit unserer St. A. zu einer Internationalen Fédération (mit Sitz in Brüssel) vereinigt, die zu regelmäßigen Konferenzen zusammentritt. Den ersten Internationalen Ausstellungskonferenzen in Paris und Brüssel soll die nächste in Berlin folgen unter gleichzeitigem Uebergang des Präsidiums der Fédération auf die St. A. Die von den föderierten Komitees angestrebte internationale Ausstellungsgesetzgebung soll auf einer diplomatischen Ausstellungskonferenz erörtert werden, die von der Deutschen Reichsregierung nach Berlin einberufen wird.

In der fürsorglichen Zusammenarbeit der Regierungen und des Gewerbefleißes aller Länder wird das Ausstellungswesen zu neuer Kraft erstarken. Und was für die ganze Welt gilt, das trifft auch in erster Reihe für Deutschland zu.

Die Blume im Knopfloch.

Plauderei von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Kränze duftender Blumen im Haar feierten antike Männer das Gastmahl; Sokrates wie Alkibiades, Kaiser Nero wie Seneca, der Philosoph, wanden den blühenden Schmuck um ihre Schläfe; der ritterliche Sänger des Mittelalters, der Knappe und der Page brachen sich Blüten im frühlingsgrünen Land, um vor der Schönen, „ein Kränzlin auf den Locken“, zum Fest gerüstet zu erscheinen.

Den Schäferstab mit einem Strauß umwunden und Feldblumen keck an den Hut gesteckt, tänzelte jeder Seladon einher zur Zeit der Pastorale, um sich mit der angebeteten Natur auch äußerlich in Einklang zu bringen. Blumen, wie sie gerade die Jahreszeit bot, umschmeichelten die heiteren Stunden und gaben mit ihrer Farbenpracht dem Leben etwas, das aus dem grauen Einerlei des Tages heraushob und allein durch seine Gegenwart Stimmung verlieh.

Die Abkehr vom Schönen, die Nüchternheit unserer Tracht, der sogenannte Ernst, den Männer in Amt und Würden nie abzulegen bestrebt sind, die Scheu, festliche Lust auch ästhetisch gefärbt nach außen zu zeigen, haben die Blume von ihrem alten Ehrenplatz verdrängt und auf eine Stätte bescheidenster Resignation, auf das Knopfloch verwiesen. Seit wir nach englischer



Mode die praktisch einfachen Anzüge übernommen haben, die sich in Deutschland zuerst unter dem Namen „Werthermontur" allgemeine Geltung verschafften, war es — bald mehr, bald weniger — gebräuchlich, das unnötige Knopfloch des Aufschlags mit einer Blume zu schmücken.

Wir sind weniger pathetisch in unsern Worten, weniger bunt in unserm Gewand, weniger laut in unsern Gefühlsäußerungen geworden, da stimmt auch das einzelne Blümchen besser zu dem Charakter unserer Feste als ein Kranz, den sich nurmehr poetisch gesinnte Jugend in seltener Freudenstunde gestattet. Könnte man sich den bekränzten Tänzer im Frack oder den behaglichen Zecher an der Tafel mit Rosen auf der Glatze vorstellen? Alles ist abgetönt, angedeutet, symbolisch geworden, die Blume im Knopfloch genügt, um die Stimmung zu zeigen, die einst klarer und offener zutage trat. Es gab Zeiten, in denen auch dieser bescheidene Schmuck von puritanisch gesinnten Zeloten angefeindet und als weibisch verschrien wurde, aber unsere etwas lebens- und farbenfrohere Generation hat mit solchen Vorurteilen gründlich aufgeräumt und, soweit sie zu den eleganten Leuten gehört, die sich auch in Kleinigkeiten nach der Mode richten, bestimmte Regeln über das Tragen der Blume aufgestellt.

Konnte man in den sentimentalen Jahren des Biedermeiertums seine Gefühle durch das angesteckte Sträußchen verraten, also durch die Blume sprechen, verbietet uns die geregelte, stillschweigend übernommene Etikette des Unauffälligen solches Gebaren. Novalis sagt von der blauen Blume der Romantik, daß jemand, der sie findet und ansteckt, Eingang zum verborgenen Schatz fände. Man steckte sich im Kreis der Dichter blaue Glockenblumen, Eisenhut oder Rittersporn in das Knopfloch des langen, tabakbraunen, hechtgrauen oder dunkelblauen Rockes und schwärmte von früheren wie von späteren Tagen, während man die eigene Zeit verachtete. Aber der Jüngling, der das „Schönste auf den Fluren suchte, seine Liebe zu schmücken", nahm errötend die Knospe der Moosrose, die zarte Hand in den ersten Sommertagen ihm brach. Und er bewahrte sie als sinniges Angedenken auf, um mit dem „reisenden Waldhornisten" Wilhelm Müller zu singen:

Ihr Blümlein alle,
Die sie mir gab,
Euch soll man legen
Mit mir ins Grab.

Wir sind weniger sentimental und nennen solche Anwandlungen bei jungen Freunden „Heu machen", obwohl wir auch heute auf dem Ball, nach einem fröhlichen Diner, nach intimem Gespräch uns gern mit einer Rose von zarter Hand schmücken, so wenig korrekt auch gerade diese Blume dem Gigerl vorkommen mag. Aber man hat kaum mehr Zeit noch Platz, noch Gefühl, den „sentimentalen Kram" zu bewahren, besonders da die Rose meist im Treibhaus geboren ist und sich spätestens unter dem Paletot auf dem Heimweg entblättert. Ja, es wird immer schwerer, gefühlvoll zu sein, selbst unsere Blumen wehren sich gegen solches Gehaben!

Welche Blume man wählt, bestimmt die Mode fast ebenso genau wie Schnitt und Stoff des Aufschlags, der sie trägt. Am Vormittag, auf der Promenade und zum Lunch schmückt der kleine Veilchenstrauß den Herrenanzug. Man kauft die leicht zusammengebundenen Veilchen beim Vorübergehen auf der Straße. Das Kind, die alte Frau, die sie feilhalten, gehören zu den Proteges des eleganten Herrn, sie finden es ebenso selbstverständlich wie er, daß er sein tägliches Sträußchen kauft. Nur der dickgefütterte Philister ärgert sich darüber und regt sich auf wegen des hinausgeworfenen Geldes in der teuren Zeit. Als der Großvater die Großmutter nahm, galt das Veilchen als Bote des Frühlings, jetzt ist es zum Morgengruß geworden, man steckt es an, um in guter Stimmung den Tag zu beginnen. „Kein Tag ohne Blume!" läßt sich mit wachsendem Recht von den schönheitdurstigen modernen Menschen sagen.

Die Modeblume für den Abend hat oft gewechselt. Mit den zunehmenden Erfolgen der Gartenkunst kamen immer neue Blüten, neue schönere Spielarten in den Handel. Zur Zeit des zweiten Kaiserreichs in Frankreich verdrängte die Kamelie alle Blumen. Alexandre Dumas schrieb „la Dame aux Camélias", alle Herren, die auf sich hielten, trugen die weiße, duftlose Blüte im Knopfloch. In Watte verpackt, kam sie während der Saison nach den Hauptstädten und wurde zu hohen Preisen verkauft. Die tonangebenden Herren am Hof der Kaiserin Eugenie wie die modeverkündenden Schauspieler des Konversationstücks in der Comédie Française trugen sie so lange, bis die Mode über ganz Europa verbreitet war. Sie entblätterte mit dem Triumph des Stückes, das sie emporgetragen, und mit dem Glanz des Kaiserreichs, dessen „mondaine" Blume sie gewesen. Glatt, breit und duftlos erscheint uns der Charakter des damaligen geselligen Lebens, in dem der Snob, die Halbweltdame und das Geld zu führender Rolle gelangten. Die Kamelie im Knopfloch ist bezeichnend für das Schönheits- und Geselligkeitsideal dieser Generation. Nach der Kamelie hat keine Blume derartig überragende Bedeutung erlangt, bis zum „fin de siècle" mit berauschend süßem Duft die Gardenia den Frack der jungen Herrenwelt zierte. Aus Asiens Tropenwelt stammt die reinweiße, wohlriechende Blüte, die gut in jene schwüle Stimmung des Absterbens und neuen Werdens paßte. In den Theaterlogen, auf den großen öffentlichen Bällen wie zu den vornehm abgestimmten Diners der eleganten Kreise erschienen die Herren mit den hellen strahlenförmigen Kelchen im Knopfloch. Die Mode erreichte derartige Verbreitung, daß der „Figaro" einen Artikel über die Gigerln von Paris mit „nos gardénias" überschreiben konnte.

Die Blume spielt in unserer Zeit eine größere Rolle als je vorher, einst schmückte sie das Fest, jetzt soll sie den Alltag begleiten. Die schlanken Ritter der Gardenia, die abends durch die hellerleuchteten Straßen der Hauptstädte eilen, um im strahlenden Saal möglichst blasiert und gelangweilt die Freuden der großen Welt über sich ergehen zu lassen, betrachten die Blume als einen notwendigen Bestandteil ihrer selbst, als nötig zum Fest, als erforderlich zum eleganten Leben. Es gähnt ein gewaltiger Unterschied zwischen ihnen und dem behäbigen Blumenfreund aus Holland, der im 17. Jahrhundert stolz und gravitätisch mit einer Kartoffelblüte in der Hand zu festlicher Versammlung kam und diese seltene Neuheit fast andächtig an seinen schwarzen Samtrock steckte. Aber auch die Gardenia war als Modeblume nicht von Dauer, sie zeigt sich noch schüchtern da und dort, ihre Herrschaft mußte sie jedoch der großen weißen Nelke abtreten, die, einem Federbüschchen ähnlich, das Knopfloch ziert. Sie ist dauerhaft und kräftig, diese wunderschöne Gabe der Gärtnerei, sie hält



in unerschütterlicher Pracht die Strapazen von Diner und Ball aus und paßt zu dem kräftig aufstrebenden Geschlecht, das die ewig müden fin-de-siècle-Naturen ablöst. Um das tiefe Gebrochensein eines abgewiesenen Liebhabers auszudrücken, fand ich einmal in einem französischen satirischen Roman die Bemerkung: er verließ das Zimmer „le coeur brisé", l'oeillet fané dans la boutonnière." Nach der Auffassung des Franzosen scheint die Nelke klüger geworden zu sein, als es noch Heine annahm, als er sang:

„Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz."

Wenn die Blätter der Nelke sich dunkel rändern, wenn sie nicht mehr frisch am bleichen Morgen im Knopfloch hängt, mag ihr Träger vor sich hinmurmeln:

Küsse und Blumen,
Freuden von gestern,
Traurige Schwestern!

Aber jung und froh, wie er sein soll, beginnt er mit dem Veilchensträußchen den neuen Tag.

Als Symbol einer andern Welt steht der weißen Nelke die rote gegenüber. Der Arbeiter trägt sie im Knopfloch der Bluse oder des Sonntagsrocks, sie soll seine Zugehörigkeit zur Partei ausdrücken, sie ist eine politische Blume. Aus England stammt die Sitte, die Blume in den Dienst der Politik zu stellen. Seit die Träger der roten und weißen Rose — die allerdings an ihren Harnischen kein Knopfloch fanden — gegeneinander kämpften in wilder Schlacht, haben oft Parteiführer eine Blume zum sichtbaren Symbol ihrer Ansicht gewählt. Bekannt ist die „Primrose League", der konservative englische Verein, den Lord Randolph Churchill in Erinnerung an Lord Beaconsfield stiftete. Dieser hatte seit früher Jugend gern eine Primel getragen, nun sollte die Blüte jene schmücken, die sich zu den Ansichten des berühmten Staatsmanns bekannten. Der deutsche Patriot wählte zum Andenken Kaiser Wilhelms die Kornblume, die neben den Kriegsorden das Knopfloch manches Veteranen zierte. In Oesterreich wurde sie als Feldzeichen der Deutschnationalen einigemal sogar von eifrigen Beamten bei festlichen Gelegenheiten verboten wie die schwarzrotgoldene Trikolore. Die Blumensprache der Politik ist anders als die der Liebenden, bei denen die Nelke glühendes Verlangen, die Kornblume stillduldende Treue auszudrücken hatte — wie ein Büchlein über Blumensprache aus empfindsamer Zeit berichtet.

Wir haben verschiedenartige Blumen im Knopfloch des eleganten Herrn und des Politikers gesehen, wir können uns originelle Leute, wie Chamberlain und Oskar Wilde, mit einer Orchidee auf dem Frack vorstellen und den übereleganten Brummel, der auf kurze Zeit die Marguerite salonfähig machte, wir finden jetzt die Blume im Knopfloch als Trägerin eines sozialen Gedankens. Auch sie muß, wie ein großer Teil unseres geselligen Lebens, in den Dienst der Wohltätigkeit treten. Es war ein schöner Gedanke, der vom nördlichen Europa ausging, Blumentage einzuführen, an denen jeder eine bestimmte Blume im Knopfloch trägt. Damen verkaufen sie auf der Straße zu billigem Preis dem vornehmen Herrn, dem Arbeiter, dem Jüngling, dem Greis. Hier verwischt sie die politischen Gegensätze, die sie bisher oft betonen sollte, hier tritt sie wirklich in den Alltag als freundlicher Gruß, als Erinnerung daran, daß jede Kreatur blühen und leben will.

Unsere Bilder

Graf Leo Tolstoi (Abb. S. 1983) hat plötzlich und heimlich sein Gut Jasnaja Poljana und seine Familie verlassen, um den Rest seines glorreichen Lebens fern von der „intelligenten Welt" zu verbringen. Einige Tage blieb der greise Dichter verschollen, dann tauchte er in dem Schamardinsky-Frauenkloster im Gouvernement Kaluga wieder auf.

Der Gegenbesuch Kaiser Wilhelms beim Zaren (Abb. S. 1984). Kaiser Wilhelm hat den Besuch des Zaren in Potsdam sehr rasch erwidert. Der Kaiser traf am 11. November in Egelsbach, der Station für Wolfsgarten, ein und wurde auf dem Bahnhof vom Zaren, dem Großherzog von Hessen und dem Prinzen Heinrich von Preußen begrüßt.

Die Reise des Kronprinzen (Abb. S. 1985). Das Kronprinzenpaar hat auf der Reise nach Ceylon schon Aden hinter sich gelassen und nähert sich der Insel Ceylon, wo „Prinz Ludwig" am 20. November eintreffen soll. Den weiteren Verlauf der Kronprinzenreise können unsere Leser an der Hand unserer Uebersichtskarte verfolgen.

Die diesjährigen Austauschprofessoren der Berliner Universität (Abb. S. 1984) haben dieser Tage in Gegenwart des Kaiserpaares in der neuen Aula ihre Antrittsvorlesungen gehalten. Prof. Dr. Münsterberg von der Harvard-Universität sprach über „Deutsche Kultur im Ausland", Prof. C. A. Smith, der Inhaber der Roosevelt-Professur, über „Vier Seiten der amerikanischen Literatur".

Das erste weibliche Mitglied der Akademie Goncourt (Abb. S. 1986). Die Akademie Goncourt, jene exklusive und reichdotierte Vereinigung von zehn namhaften Schriftstellern, die die Brüder Goncourt als Gegengewicht gegen die Académie Française gegründet haben, hat zum erstenmal eine Frau in ihre Reihen aufgenommen. Es ist Judith Gautier, die Tochter Théophile Gautiers, der diese Ehrung zuteil wird.

Tilla Durieux als Jokaste (Abb. S. 1987). Max Reinhardt hat im Zirkus Schumann einige Aufführungen des „König Oedipus" von Sophokles veranstaltet, die das größte Interesse erregt haben. Frau Tilla Durieux gab die Rolle der unseligen Jokaste und machte aus ihr eine von einem eigenen Leben erfüllte Gestalt.

„Das Puppenmädel" (Abb. S. 1986) ist die neue Operette von Leo Fall, das heißt also eine neue Sensation für die Operettenbühne. Den Text des Werkes haben die Herren Leo Stein und A. M. Willner frei, sehr frei nach einem Lustspiel von de Flers und Caillavet verfaßt; die erste Aufführung fand im Wiener Carl-Theater statt. Die Berliner Soubrette Lisa Weise gab die kleine Provenzalin Yvette und Mizzi Zwerenz eine leidenschaftliche Spanierin.

Personalien (Abb. S. 1987). Bei dem letzten Revirement im Kabinett Asquith hat der Staatssekretär des Indischen Amtes Viscount Morley auf seinen bisherigen Posten verzichtet und dafür das Amt des Lordpräsidenten des Geheimen Rats übernommen. — Der Geh. Hofrat Max Martersteig, bisher Direktor des Stadttheaters in Köln, hat die neugeschaffene Stellung eines Intendanten der Vereinigten Leipziger Stadttheater angenommen. — Das Neue Königliche Operntheater in Berlin wurde für die nächste Sommersaison an den Direktor Heinrich Hagin verpachtet, der das Stadttheater in Graz leitete.

Die Toten der Woche

Landtagsabgeordneter Dr. Heisig, † in Gleiwitz am 13. November im Alter von 54 Jahren.

Stadtrat a. D. Hugo Hübner, † in Berlin am 14. November im Alter von 83 Jahren.

Gräfin Bertha v. Keyserlingk, Tante des Generalfeldmarschalls Grafen v. Haeseler, † in Wiesbaden am 14. November im Alter von 102 Jahren.

Major a. D. Viktor v. Wrochem, Vorstandsmitglied der Landwirtschaftskammer und Mitglied des Herrenhauses, † in Czerwentzütz (Kreis Ratibor) im Alter von 76 Jahren.

Bilder vom Tage



Phot. C. O. Bulla.

Graf Leo Tolstoi,
der greise russische Dichter, der sich in die Einsamkeit zurückzog.



Phot. B. J. G.

Professor Münsterberg.



Illustr.-Photo.

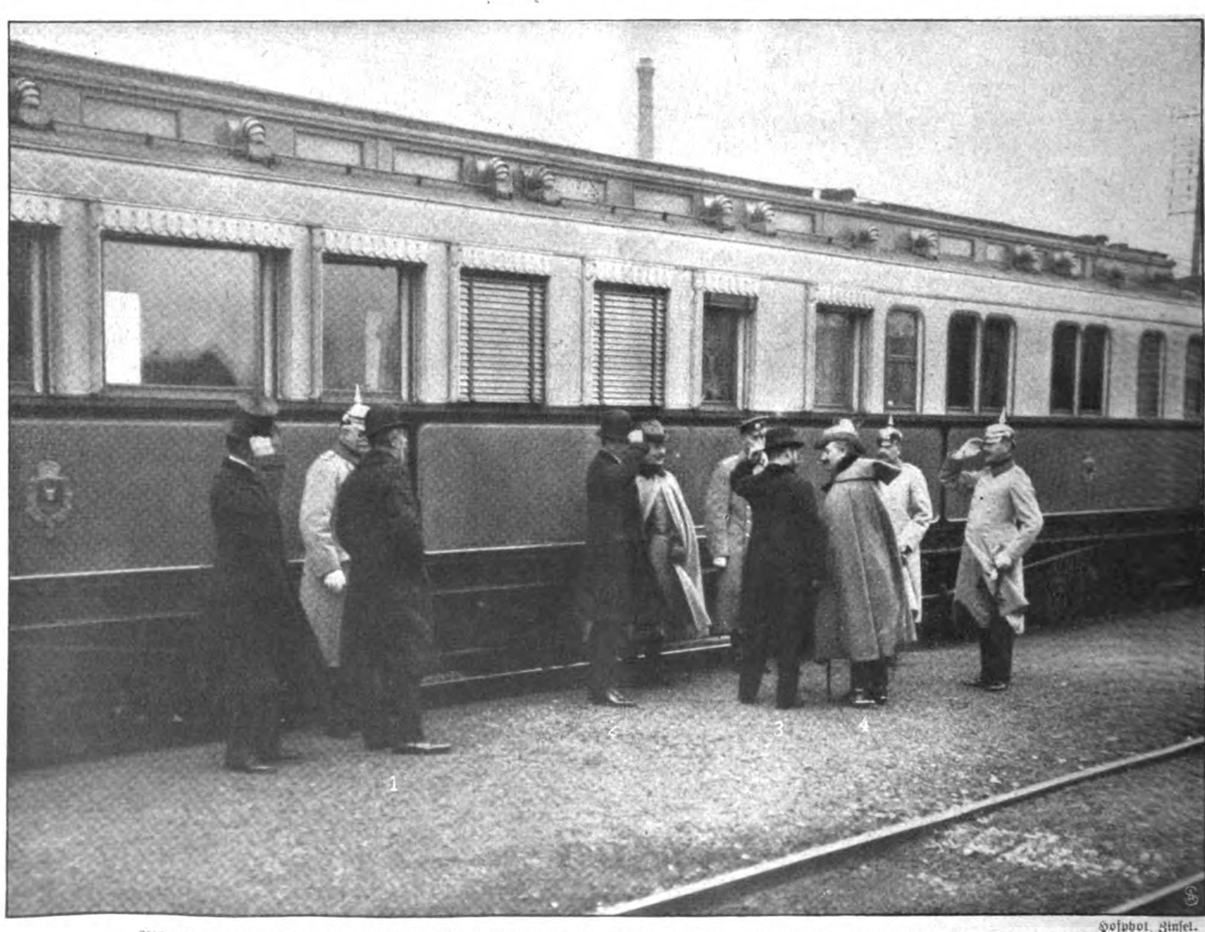
Das Kaiserpaar verläßt, geleitet von Rektor Rubner, die Universität.



Phot. B. J. G.

Professor Smith mit Gemahlin.

Von den Antrittsvorlesungen der amerikanischen Austauschprofessoren an der Berliner Universität.



Hofphot. Zinsel.

Abfahrt des Kaisers von Station Egelsbach: 1. Prinz Heinrich. 2. Der Großherzog von Hessen. 3. Zar Nikolaus. 4. Der Kaiser.

Vom Gegenbesuch Kaiser Wilhelms beim Zaren auf Schloß Wolfsgarten bei Darmstadt.





Uebersichtskarte zur Kronprinzenreise.

Ankunft mit dem Lloyd-Dampfer „Prinz Ludwig" in Colombo am 20. Nov., Rückreise der Kronprinzessin und Fortsetzung der Reise des Kronprinzen an Bord des Kreuzers „Gneisenau" nach Bombay am 11. Dez. Mitte Februar Abfahrt von Kalkutta nach Singapore; nach kurzem Aufenthalt in Bangkok und Siam Ankunft in Batavia (Niederl.-Indien) am 7. März. Mitte März Abfahrt nach Hongkong, Kanton, Schanghai und Kiautschou, Ankunft in Peking am 10. April. Aufenthalt in Japan vom 25. April bis etwa 10. Mai, alsdann Rückreise nach Europa über Sibirien.



Das erste weibliche Mitglied der Akademie Goncourt:

Judith Gautier, die bekannte französische Schriftstellerin.

Phot. Dornac.



Mizzi Zwerenz als „Spanierin".

Phot. Gutmann.

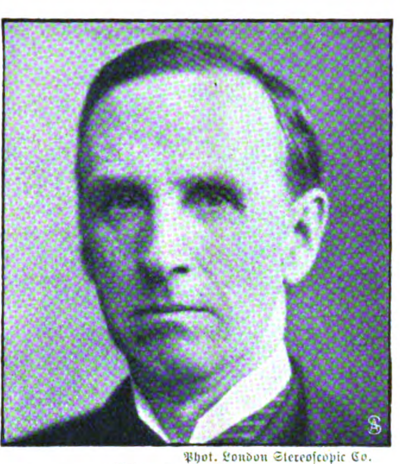


Lisa Weise als „Yvette".

Zum neusten Wiener Operettenerfolg: Aus Leo Falls „Puppenmädel".



Max Martersteig,
der neue Intendant der Vereinigten Leipziger Stadttheater.



Phot. London Stereoscopic Co.

Viscount Morley,
der große englische Politiker und Gelehrte, legte sein Amt als Staatssekretär für Indien nieder.



Phot. Samson & Co.

Heinrich Hagin,
der neue Pächter des Neuen Kgl. Operntheaters in Berlin.

Tilla Durieux als Königin Jokaste.
Zur Aufführung von Sophokles' „König Oedipus" im Zirkus Schumann in Berlin. — Phot. Becker & Maas.

Die Strandung der „Preußen".

Selbsterlebtes von Christoph Rave, Marinemaler, Hamburg. — Hierzu 1 Originalzeichnung und 4 Photos des Verfassers.

„Sind Sie wach?"

„Jawohl, Herr Kapitän", antwortete ich aus meiner Koje.

„Wir sind von einem englischen Passagierdampfer angerannt. Klüverbaum und Vorsteven sind gebrochen!"

„Herr Kapitän, Sie scherzen."

„Dafür ist die Sache zu ernst, Herr Rave", entgegnete der Kapitän, indem er durch den Salon wieder auf das Deck eilte.

Das war in der Nacht zum Sonntag, dem 8. November, auf dem deutschen Riesensegler „Preußen". —

„Gehen Sie nur mal nach vorn", meinte der Kapitän, als ich ungläubig nach Einzelheiten fragte. Ueber den Laufsteg gelangte ich von der Kommandobrücke nach vorn auf die Back. Der Anblick, der sich mir bot, ließ allerdings auf den ersten Blick erkennen, daß die Sache ernst war. Der mächtige Klüverbaum war gebrochen und ungefähr 30 Grad aus seiner Lage nach Backbord gedrängt. Unter der Back hörte ich das gleichmäßige Saugen und Stoßen der Pumpe; also im Vorpeak war schon Wasser.

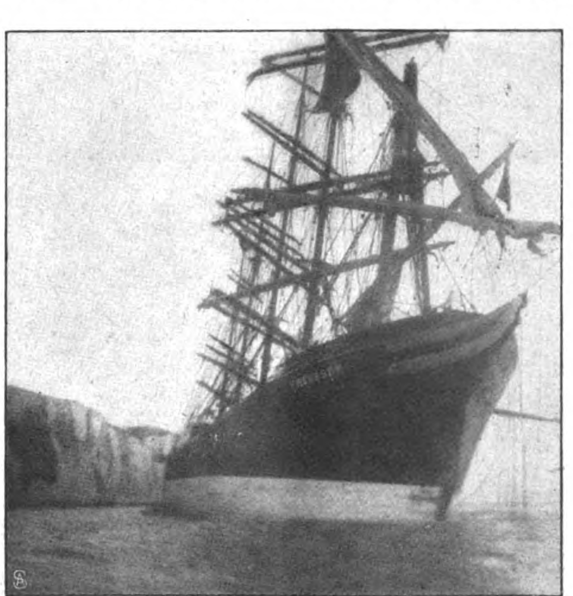
Doch es sollte noch viel — viel schlimmer kommen. —

Alle Müdigkeit war verflogen, an Schlaf wurde von niemand mehr gedacht. —

Der Kapitän hatte in der Nacht nach der Kollision den Engländer gebeten, uns einen Schlepper zu schicken. Nach und nach tauchten nun einige am Horizont auf, die mit großer Schnelligkeit näher kamen und bereitwillig ihre Hilfe anboten.

Vormittags wurde der Wind immer stärker, und die See ging höher und höher. Deshalb wurde bei Dungeneß ein günstiger Ankerplatz ausgesucht, um das Schiff bei dem immer stärker werdenden Sturm vor Gefahr zu schützen. —

Der Steuerbordanker donnerte in die Tiefe und saß auch bald, während der Backbordanker noch nicht Grund gefaßt hatte.



Der deutsche Riesensegler „Preußen"
auf den Kreidefelsen vor Dover.

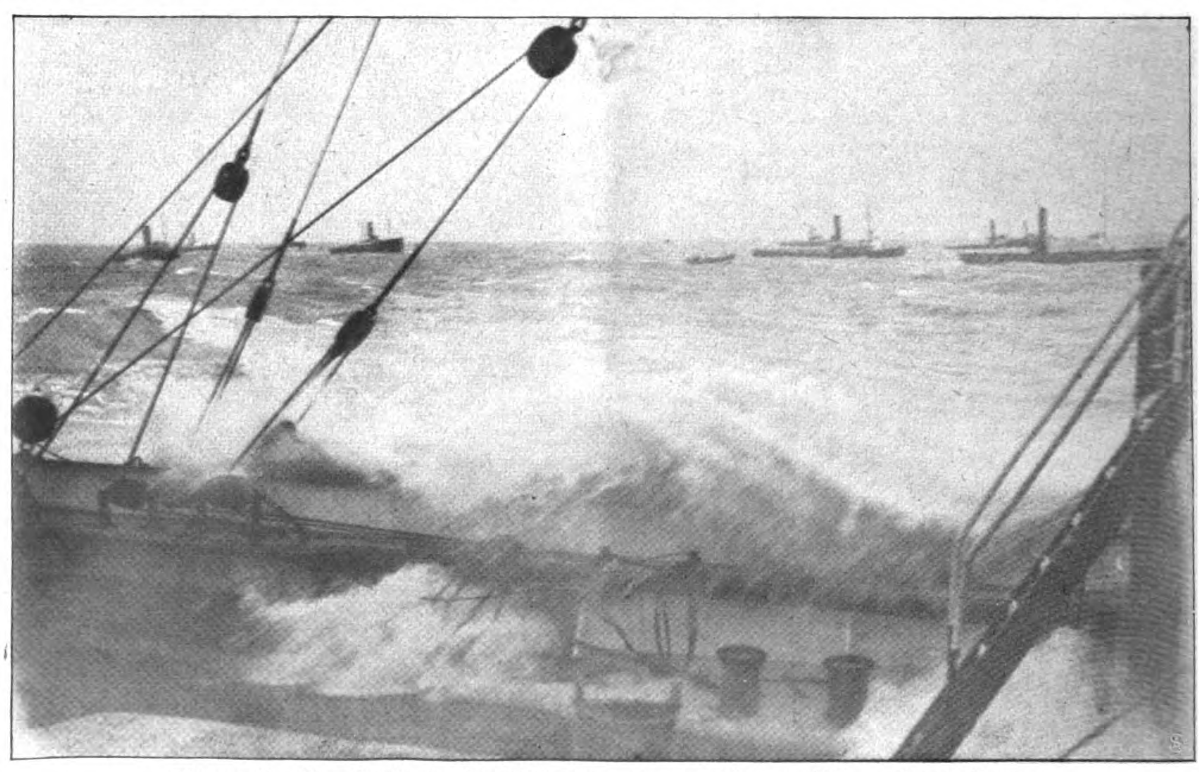
Der Sturm packte das Schiff immer fester und wilder. Schon dreht sich langsam der gewaltige Schiffskörper, ächzend an seiner Fessel zerrend. Starr und straff wie eine feste Masse steht die Kette — doch wie lange? fragen die Blicke, die sie prüfen; — noch sitzt der zweite Anker nicht fest. Es ruckt und knackt — dann — ein scharfer, harter Ton — ein Aufschlagen aufs Wasser — die Ankerkette ist gerissen.

Weiter rast der zweite Anker nieder. Er faßt Grund.

In dem donnernden Getöse wieder ein Ruck und Knacks — der zweite Anker ist verloren.

Die „Preußen" im Sturm in der Nähe der Küste ohne Anker; — das geht nicht gut, dachte ich im stillen. . . .

Mein Blick suchte den Kapitän — staunend sah ich den Mann an, der nicht einen Augenblick seine Geistesgegenwart verlor; denn schon steht er mit dem Sprachrohr in der



Schwere See über Backbord. Im Hintergrund die vergeblich zur Hilfe geeilten Schlepper.

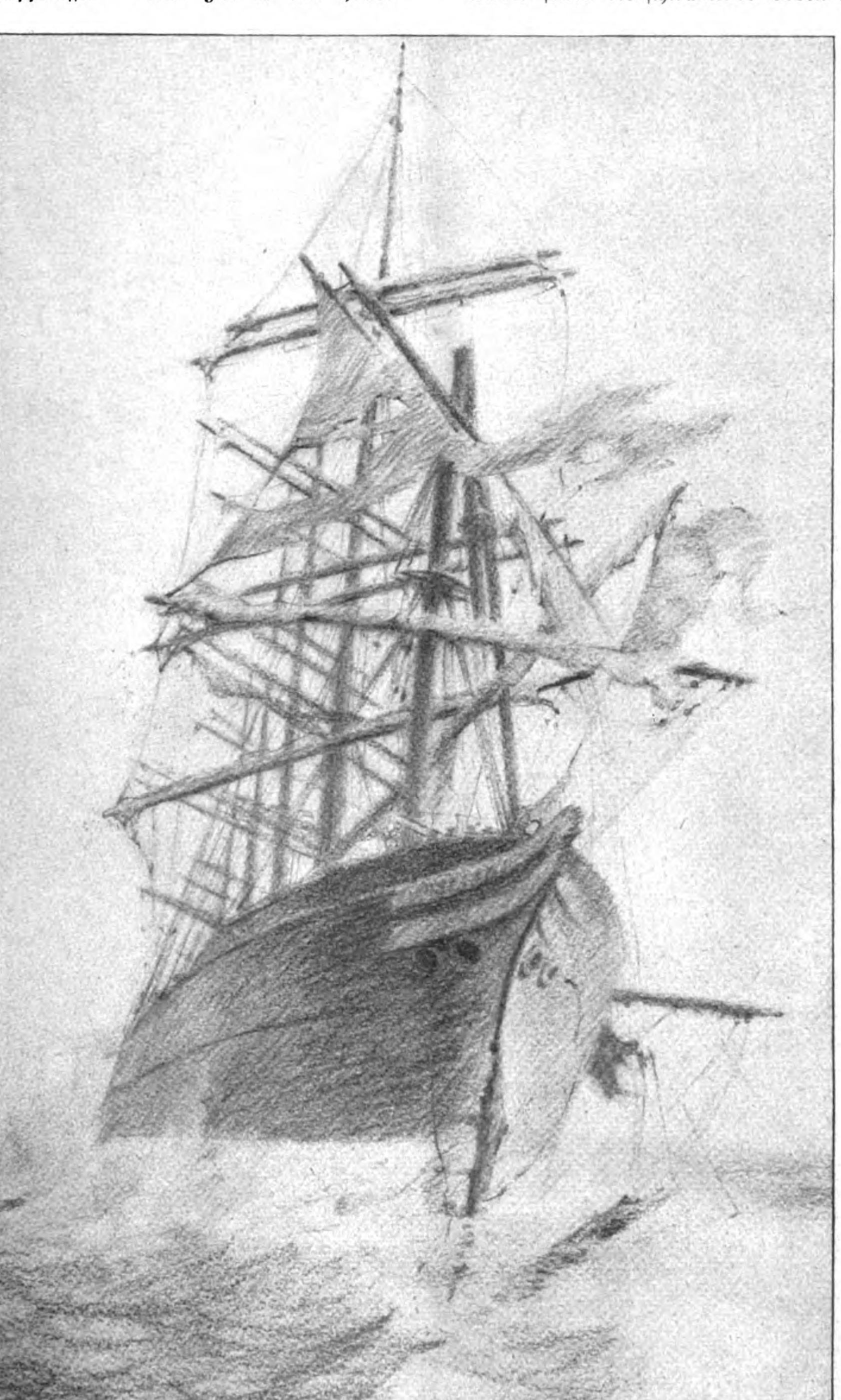
Hand, und seine Stimme übertönt alles nach dem Schlepper hinüber. Gleich wieder erschallen Befehle laut über Deck. Ein Teil der Mannschaft eilt zu den Schleppleinen und Trossen, der andere ins Takelwerk. Der deutsche Schlepper „Albatros" wird festgemacht, bald darauf ein zweiter. Ein Lotse wird an Bord genommen, um auf alle Fälle sicher zu gehen. Fahrtrichtung ist Dover.

Die Dämmerung tritt ein — der Hafen von Dover in Sicht — aber die See geht schwer gegen Schlepper und Schiff — ein dritter Schlepper war noch hinzugekommen. Der Wind hatte sich mehr und mehr bis zur Stärke 12 gesteigert. — Da reißt die eine Schlepptrosse. — Nun gibt es kein Halten mehr — langsam, unwiderstehlich drücken Sturm und See den stolzen Segler aus seiner Bahn, den Kreidefelsen zu.

Schrill tönen die Offiziersflöten, und Kommandos schallen über Deck. Die Matrosen entern in die Wanten auf und an die Brassen. Jeder weiß, was es jetzt gilt, und tut seine Pflicht. Es wird das letzte versucht, um den Segler von den gefährlichen Felsen abzubringen. — Doch auch das vergeblich. — Die Schlepper können sich nicht mehr halten, die Stahlleinen müssen geschlippt werden. — Nun ist die Katastrophe nicht mehr zu vermeiden. Von einer mächtigen Woge getragen, hebt sich das Schiff — dann ein fürchterlicher Ruck. — Wir sind gestrandet.

Mit unverminderter Kraft und Ruhe aber tönen dazwischen die Kommandos des Kapitäns, der, als vielleicht einzig sichtbares Zeichen der ungeheuren Nervenanspannung und inneren Erregung, den triefenden Südwester in der Hand hält und mit energischen Bewegungen die Mannschaft anfeuert, während das entblößte Haupt dem Unwetter preisgegeben ist.

Der Klüverbaum ist über Bord gegangen. Dadurch wurde der Vormast der Stützen beraubt und schwankte unheimlich bei jedem neuen Stoß. Es war nicht anders zu erwarten: bald mußte er brechen.



Die gestrandete „Preußen".
Originalzeichnung von Marinemaler Rave.

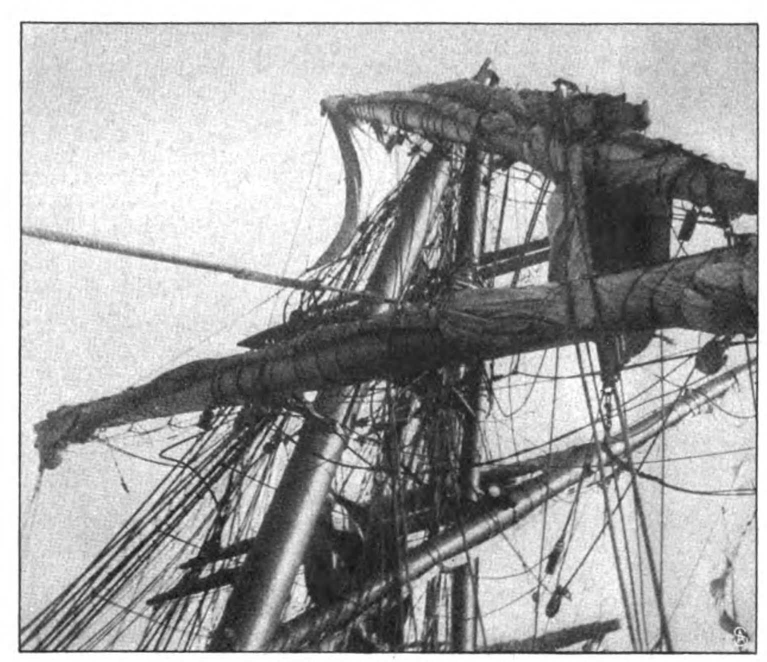
Würden die andern Masten dann auch fallen? —

„Alle Mann vorn op de Back", dröhnte die Stimme des Kapitäns über Deck.

Dicht gedrängt war die Besatzung bald vorn auf dem Schiff versammelt; einstweilen dadurch vor der größten Gefahr geschützt. — Mit unverminderter Kraft tobte der Sturm fort, durch Rahen und Masten. Der riesige dunkle Leib wurde schwerfällig gehoben und immer aufs neue wieder auf den felsigen Boden geschleudert.

Wieder strebt der schwankende Boden in die Höhe, höher schweben wir noch als zuvor — nun geht es wieder in die Tiefe — ein mächtig schwerer, dumpfer Ruck — dann hoch über unsern Häuptern ein stahlharter, zerrender Klang, ein fürchterliches Krachen — und prasselnd wankt der riesige Mast nach — Backbord! Ein Blitzfeuerwerk von meterlangen Funken sprüht davon. — Erleichtert hebt sich aller Brust — vorn die Back ist frei von Gefahr! — „Zum Schwimmgürtelholen Freiwillige vor!" Sofort melden sich mehr als nötig, um mit dem Kapitän und Offizier den gefahrvollen, von Tauen und Trümmern versperrten Weg über Deck unter schwankenden Masten anzutreten. Trotz Oelzeug fast ganz durchnäßt, mache auch ich mich auf den Weg, um wenigstens Zigarren und Tabak zu holen.

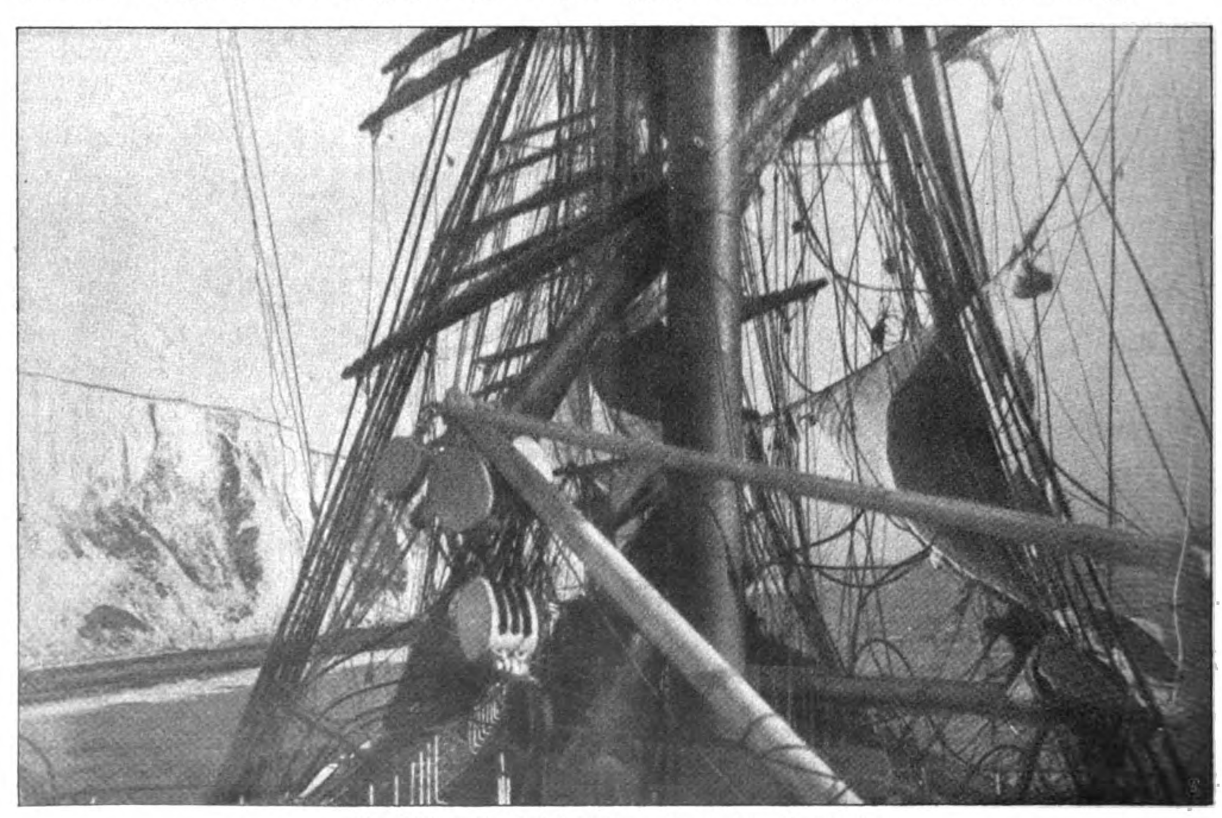
Jetzt kommen auch die Schwimmgürtel und werden verteilt, zuerst an Nichtschwimmer und Schiffsjungen. Nach kommen mehr, so daß bald jeder einen Schwimmgürtel und dem andern seinen umlegen hilft. Bei alledem wütet das Wasser gegen die Schiffswände, das Schiff stampft weiter auf den harten Grund, und der Wind tobt wild gegen Rahen und Masten. — Die Mannschaft erhält nun Order, sich unter der geschütz-



Der gebrochene Vormast der „Preußen“.

ten Back aufzuhalten, während ich zurück in den Salon gehe. — Schrill durch Sturmgeheul ertönen die Kommandoflöten, und die Mannschaft eilt herbei. — „Rahen brassen! Seils setten!“ Wie die Katzen geht's hinauf in die Wanten und an die Rahen. Der Kapitän eilt auf das Achterdeck, sein Sprachrohr war von einer Sturzsee breitgeschlagen, aber schon hat er den Trichter von meinem Grammophon am Mund und ruft mit mächtiger Stimme die Schlepper heran, die die ganze Nacht, in Wogen stampfend, außerhalb warteten. Alles Mühen der Dampfer, dicht heranzukommen, war vergeblich. Kurz entschlossen, rief der Kapitän nach Bluelights, und schnell reichte ich das Verlangte aus meiner Oeljacke heraus. Da alle Hände gebraucht wurden, hatte ich diese Dienstleistung übernommen. Mit dem Bluelight (eine Art bengalischem Feuer) wurde die Rakete entzündet, zischend sauste sie seitwärts in die Höhe, eine zweite flog kerzengerade hoch, den Lichtschein weit verbreitend. Gleich darauf Antwort von der Hafenstation. Zwei Scheinwerfer beleuchten die brandende See, das Schiff und die Kreidefelsen; — ein schaurig schöner Anblick. Ein Schlepper kommt, setzt ein Rettungsboot aus, das unermüdlich hart mit den Wasserbergen kämpft und näher und näher kommt. Durch Rufe und Licht gibt der Kapitän die Richtung. Der Erste Offizier hält eine lange, starke Leine zum Ueberwerfen bereit. — „Stopp! Look out!“ Doch sie rudern weiter ums Heck herum, um dichter heranzukommen, in der Meinung, daß die Mannschaft das Schiff verlassen wolle. Der Kapitän und Erste Offizier stürzen hin und klären sie auf, daß wir nur eine Leine nach dem Schleppdampfer haben wollten. Zurück geht's — im weiten Bogen fliegt die Leine und wird von den tapferen Leuten im „Lifeboat“ gefaßt und durch Sturm und Wogendrang nach dem Schlepper gebracht. Damit wird hurtig eine Schlepptrosse eingeholt,' und der Schlepper zieht mit Volldampf vom Land ab. Schon scheint unser Schiff sich zu bewegen — da tönt der Ruf „Slip em! Slip em.“ Die Schlepptrosse muß wieder losgeworfen werden, da der Schlepper abgetrieben, in die Gefahr des Kenterns kommt. Zweimal noch wurde der Versuch erneuert, die „Preußen“ durch Segel und Schlepper abzubringen; die immer mehr eintretende Ebbe machte es schließlich unmöglich.

Ergreifend wirkten die aus dem Innersten kommenden schlichten Worte des Kapitäns: „Mein schönes Schiff!“



Ein Blick in die Takelage der gestrandeten „Preußen“.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

1. Fortsetzung.

Oskar griff wieder zu den Fliegenden. Er war schließlich nicht zum Rätselraten zu Amelong gekommen. Und wer wußte, welch schmerzliche Last auf dieser Seele drückte! Holla, mein Sohn und Bürger, sei diskret und kümmere dich um Schlittgen und Oberländer.

Oskar seufzte. Die Lampe zuckte. Mein Gott, dachte er, wie lange sollte er noch sitzen und warten?

Aber da erhoben sich unvermutet die Stimmen nebenan zu einem kleinen Lärm, er drang näher, wurde zum Gepolter, und die Tür ging auf.

„Ah, mein lieber Doktor Demuth ..."

„Ich kam später." Und Oskar, der sich halb aufgerichtet hatte, wies mit dem Kopf nach der Dame hin.

Oskar sah wieder mit eigentümlichem Ernst diese reinen Linien, die ihn unversehens von neuem ergriffen. Es war jetzt ein Ausdruck der Spannung, sensiblen Aufhorchens, Fragens in dem Gesicht und nur nebenbei der natürliche Einschlag der sich selbst genießenden Eitelkeit der schönen Frau.

Sie erhob sich rasch und schritt auf den Geheimrat zu. Und jetzt hörte Oskar Demuth zum erstenmal ihre klare, dunkel gefärbte Stimme.

Amelong hielt ihre Hand, streichelte sie und sah auf den Doktor.

„Dieser Herr hatte sich nämlich zu sieben Uhr angemeldet, Fräulein Donat", sagte der große, hagere Geheimrat mit dem langen, weißen Darwinsbart, unter dem mehrere Pincenez klapperten.

„Ich bitte." Die Dame sah den Doktor ein wenig streng mit ihren schönen Augen an; ihr Blick wurde dabei flüchtig starr. Und da passierte das Übliche ... sie schienen beide plötzlich, gänzlich unvermittelt, diesen Blick zu wollen, als suchte damit eines dem andern sich näher zu bringen oder im verborgenen angenehm und reizvoll zu machen ... ein, zwei Sekunden lang....

„Ich habe Zeit, gnädiges Fräulein."

Die Dame neigte gemessen das dunkle Haupt.

„Nett von Ihnen, Oskar. Kommen Sie, Fräulein Donat! Doktor Demuth — Fräulein Melusine Donat — ich habe Ihnen beiden schon voneinander erzählt — tja — ja."

Oskar verbeugte sich, und Fräulein Donat betrat vor dem Geheimrat das Kabinett.

Nun war es wieder still. Die Uhr tickte. Und drüben ertönte die Stimme Amelongs und manchmal eine ernste Frauenstimme.

Oskar lehnte sich tief zurück und kreuzte die Beine. Aber bald sah er sich um, als wäre noch etwas da, oder als hätte der gleichgültige, ihm seit Kindheitstagen vertraute Raum ein neues Interesse für ihn gewonnen. Es war erst eine mehr gedankenlose Bewegung. Aber dann roch er wieder den ganz feinen Irisduft, der zurückgeblieben war. Und drüben, fern war ihre Stimme, ihr raschelndes Kleid, das vielleicht von ihr abfiel ... Melusine. Verrückt. Nein, wundervoll. Melusine Donat ... ja, Amelong hatte ihnen ein paarmal erzählt, ihr Vater war, wenn er sich recht entsann, Inhaber eines Konservatoriums in der Friedrichstraße ... früher gefeierter Pianist ...; sie selbst ... richtig ... hatte Sängerin werden wollen oder lernte jetzt um ... Melusine. Es störte ihn, als käme plötzlich ein falscher Schimmer in ihren Zauber, als glitte sie von einer Höhe herab, als zeigte ihre Erlesenheit matte Stellen. Bühne.... Er lächelte.

Es tat ihm für einen Moment förmlich weh. Es war wie eine Enttäuschung. Was aber hätte sie wohl anderes sein sollen?

Nebenan waren die Stimmen. Oskar schloß für eine Sekunde die Augen.

* * *

Eine Viertelstunde später glitt das schöne Geschöpf, fast lautlos und befangen, unter den Blicken der beiden Männer hinaus.

„Hereinspaziert, lieber Doktor. Es hat nicht lange gedauert. Jetzt kommt unsere Konferenz."

Oskar war nun eine Weile lang zerstreut. Jener Duft war noch stärker und wärmer hier, als wäre er nicht nur aus ihren Kleidern gewichen....

„Dieses Fräulein Donat ist sehr hübsch", sagte Oskar unwillkürlich und nahm Platz; er sagte es gleichgültig wie als Überleitung zu Ernsterem.

Der Geheimrat lachte in seinen Bart und ging mit schlenkernden Bewegungen, in der Art sehr hagerer großer Leute, umher. „Glaub ich, glaub ich!" brummte der alte Herr.

„Krank?"

„Hm — hm —" Amelong wiegte den Kopf. „Nichts von Belang. Wie? Na, weil wir's sind, Oskar. Hypochondrie. Sie ist unzufrieden, verbrennt in sich nach Zielen, Entladung. Stiche im Herzen."

„Nervös?"

„Hm — hm —. Ihre Augen — was? — Geistern manchmal 'n bißken groß, hilflos, suchend; leidenschaftlich nach sich selbst da draußen suchend. Und da hatte ihr ein törichtes Weibsbild von Basedow erzählt. — B a s e d o w — —" der alte Herr lachte wieder herzlich, schütternd vor sich hin, daß sich die langen Barthaare an seiner Oberlippe sträubten. „Sie ist kerngesund."

„Ja", sagte Oskar Demut leise und sah sich um.

„Weiber! — Erfolg, ein Triumph ihrer selbst. Ach papperlapapp. Liebe! — Oder ist ein Mann allein für sie zu wenig? Sie würde sich und ihn am Ende

verbrennen. — Holla, lieber Doktor, nun zu uns. Wir wollten konspirieren. Sprechen wir von Ihrem alten Herrn."

Oskar nahm eine kleine Zigarre und zündete sie umständlich an.

Das Gespräch wurde ernst und sachlich.

„Ich bin nicht zufrieden, Oskar. Nee, gar nicht. Dabei hängt er am Leben, der alte Isegrim, schon weil er an seiner Arbeit hängt. Aber er ist nicht aus seinem Gleise zu bringen. Diät — ja — keine Aufregung — ja, alles, was mit Selbstbeherrschung zusammenhängt, dafür ist er zu haben. Aber Sichhinlegen, Faulsein, Kommodität — ist nicht. Er hält sich für unabkömmlich. Nur eine graduelle Änderung also. Schön, Doktor. Es ist e t w a s. Und er kennt seinen Körper am Ende noch länger als ich. Wir Ärzte wissen nichts, Oskar. Verdeibelt wenig. Aber eins habe ich doch noch erreicht mit Versprechen und Handschlag."

„Keine Ahnung."

„Er will in der Mittagsonne eine oder zwei Stunden lang im Tiergarten ausfahren. Triumph. Wie ich den alten Herrn kenne, rollt sich jetzt eine Kardinalfrage auf: Droschke, gemieteter Landauer oder eigener Wagen."

„Eigener? —"

„Er wird es kalkulieren. Wird ein Aktenstück: ‚Interna, spezialiter Wagenkonto', anlegen, wird sich Prospekte schicken lassen und mit Rot- und Grünstift hantieren. Emmi wird für den eigenen Wagen sein."

„Ja, Emmi. Schon, weil Sponholzens einen haben. Ich denke, er wird mieten. Es beweist aber, daß er sich wirklich schlecht fühlt, daß er an sich denkt und müde ist. Schlimm, Herr Geheimrat."

„Ich habe Vertrauen zu seiner Zähigkeit", sagte Amelong und strich seinen Bart. „Wenn wir die verdammte Schilddrüse rausnehmen könnten. Geht nicht. Herz — hm. Und die übliche kleine Verkalkung. Doktor, der Mensch, wenn er alt wird, ist eklig. Was soll er noch? Man sollte ihn von Staats wegen aufhängen."

„Um Sie wär's doch schade, Herr Geheimrat."

Der sah ihn groß an mit seinem beweglichen faltigen Gesicht, in dem fortgesetzt der Ernst mit der Zerstreutheit und mit dem Humor wechselte. „Um mich?! Wozu bin ich denn da? Kann ich helfen? Einen Schnupfen kann ich kurieren und einen Finger abschneiden. Das ist alles. Und man hält mich für einen lustigen, guten, alten Knaben. Aber wenn es reißt und sticht, daß ich Morphium schlucke wie ein Exzessist, daß ich kein Glied grade kriege — lohnt sich das? Aufhängen sag ich, je eher, je besser." Das Pincenez fiel von der Nase und versank in den Bart. „Also, alles in allem, Doktor: ein Fortschritt. Ich rechne mit seiner kapitalen Natur. Keine Gefahr. Keine Angst."

„Ich weiß nicht, Herr Geheimrat."

„Ich auch nicht. Wir müssen Fatalisten sein, von einem gewissen Punkt an. Mehr ist nicht zu sagen. Es ist klar."

Geheimrat Amelong paffte eine Weile in seiner zerstreuten Art, die merkwürdig von seiner sonstigen Lebhaftigkeit abstach. „Und wie geht's Ihnen? Ich habe Sie deshalb so spät bestellt.... Muß uns die kleine Donat dazwischen kommen — Melusine. Aber schließlich hatten Sie was fürs Auge. Staat, was? Wundervoll. Ich schätze sie auf sechs-, siebenundzwanzig! Ihre Mutter war eine Kraatz, Kattunkraatz, Lindenstraße. Ich war Arzt im Haus. Jetzt Pleite. Die Ehe war unmöglich; die Frau war höllisch eifersüchtig, er ganz im Gegenteil; und dazu Kattun, Lindenstraße; die Kraatzens hatten von Anfang an von Mesalliance gesprochen."

„Und nun?" fragte der Doktor lächelnd und wechselte behaglich die Beinstellung.

Der Geheimrat sah ihn groß an, als erwache er durch diese Interessenahme aus seiner raschen Redelaune. „Was, und —? Sie wurden natürlich geschieden. Feste. Melusine hielt zum Vater, haßte alles Kraatzische. Schon ihr Name war ein Widerspruch, ein Schlag gegen die Sippe, er hängt wohl mit musikalischen Plänen des Alten zusammen oder mit einer Resignation. Er liebte solche Ungewöhnlichkeiten, ganz besonders, wenn er Kraatzens damit ärgern konnte....! Die Mutter starb bald. Tja, Schicksale, Lebenspiele! Was man so erlebt. Bfff —. Nich zu sagen. Na, und was machen Sie? Gestern ging alles in Flusch und Eile."

Oskar antwortete nicht gleich. Er verfolgte träumerisch mit dem Blick eine Rauchwolke. Die Worte Amelongs klangen in ihm nach. Er hätte eigentlich noch mehr erfahren mögen; noch mehr von diesem aufregenden Mädchen mit dem Elfenbeinteint und den zärtlich-herrischen Augen, von ihrem Leben. Dann dachte er an den besonderen Zweck seines Besuches, und das gab ihm einen gelinden Ruck. Ja, der Vater! Von ihm selbst erfuhr man kein Wort. Da mußte man Schleichwege gehen. Amelong beobachtete das ruhige Tun, die ganze gemessene, korrekte Art des jungen Freundes. Sie gefiel ihm. Alles Ruhige gefiel dem Alten.

„Frisch?"

„Es geht."

„Sie sollten reiten."

„Man wird bequem. Und Sie kennen Vater."

„Hören Sie, Oskar, ich machte gestern eine Andeutung, einen Tippan, sich zurückzuziehen. Sie hätten ihn sehen sollen. Hohn und Ironie und ein züngelndes Mißtrauen, als spielten wir zwei beide Konterbande."

„Kenn ich. Ah ja!... Aber es kommt jetzt wohl auch so. Es kommt!"

„Heiraten."

„Hm."

„So 'ne Sache. Wie? Können Sie Ihre Tante Jüly nicht noch 'n bißken schröpfen? Sie erben doch mal...."

„Die gute Tante Jüly."

„Hören Sie, Oskar, man kann mit ihr reden, von was man will, immer hat sie Aktien, und alle mit siebzehn Prozent."

Oskar lachte. „Ja, sie spricht gern davon. So gut sie ist, so sehr rechnet sie. Nun, ich kann nicht klagen. Sie gewinnt Vertrauen zu meinen Taten."

„Putzige kleine Dame. Nüchtern wie'n Wachtmeister und ohne Empfindlichkeit. Aber 'n bißken Kolonie steckt doch drin, immer reputierlich, in Seide; mit Brasseletten, immer in Haltung, auch wenn sie einem eins aufs Maul gibt. Ich habe 'ne Liebe für sie."



„Ich auch. Eigentlich auch Vater, was enorm viel bedeutet. Sie fürchtet sich vor nichts, sagt ihm ihre Meinung ruhig und laut, wie mir und allen. Sie ist komisch und doch auch echt. Ein ganzer Mensch.“

Immer noch war der feine, süße Hauch um sie her, selbst durch den Zigarrenrauch und schwachen Karbolgeruch hindurch, der stets hier vorherrschte. Vielleicht aber war es nur eine Erinnerung, zart wie ein Wunsch.

„Ja, Herr Geheimrat, so bestünde denn also vorderhand keine direkte Gefahr Vaters wegen. Das ist mir sehr lieb. Sie müssen ihn natürlich in der Hand behalten. Gerade auch deshalb können wir beruhigt sein. Darf ich Ihnen Emmi noch mal schicken? Sie wird von selbst kommen und die Wahrheit an der Quelle schöpfen wollen. Natürlich sorgt auch sie sich. — Ja, das war eine lange Konferenz. Hoffentlich ist sie sobald nicht wieder nötig... So herzlich gern ich bei Ihnen antrete.“ Oskar sah zu Boden. Er zog die Brauen zusammen.... „Sagen Sie, dieses — dieses Fräulein Donat will zur Bühne — oder ist dabei? Ich erinnere mich, Sie plauderten mal bei uns davon, erwähnten den Namen.“

„Sie will schon. Je eher, je lieber und am liebsten gleich bei L'Arronge oder Burgtheater. Natürlich seriös — — höchst seriös... Oskar, mein Sohn!“

„Ich zweifelte keine Sekunde daran“, sagte Oskar Demuth und zog die Lippen schmal.

Der Alte warf einen scharfen Blick auf den andern.

„Man hat ihr die Singstimme verdorben, sagt sie. Bekannte ihres Vaters. Nun studiert sie bei Dohrn am Karlsbad. Aber sie ist nicht recht froh dort. Sie preßten die Seele in alte Schläuche und Salonstücke.“

„Es wäre schade“, sagte Doktor Demuth gleichgültig.

Geheimrat Amelong hielt dem Doktor die dünne, feine Hand hin, gerade und hölzern, wie es seine Art war, dabei hatte er schon wieder den abwesenden Schimmer in den Augen. „Adieu, lieber Freund. Hat mich gefreut. Können immer mal mit rankommen. Wiedersehen!“

Oskar ging zur Tür.

„He, Oskar.“

„Ja?“

Der Geheimrat stand gerade und hager und nachdenklich in der Stube und griff rasch in die Rocktasche.

„Fräulein Donat hat mir da was hiergelassen. Sie haben da in nächster Woche bei Dohrn eine Probe oder so was vor geladenen Gästen. Sie will sich mal präsentieren, auch oder gerade vor Leuten, die sie kennen: sie ist nämlich ängstlich und scheu, nicht zu glauben, was? Sie hat eben wohl auch Pläne in petto, wenn auch nicht gerade L'Arronge.... Vielleicht gehen Sie mit Ihrem Freund Meinhard mal hin. Damit es benutzt wird und von kunst- und sachverständigen Leuten aufgefaßt und beurteilt. Ich gehe doch nicht, keine Zeit und auch — na ja. Fräulein Donat aber freut sich vielleicht. Hm —.“ Der Alte brach ab, als überlege er plötzlich.

„Danke sehr. Aber ich muß doch nicht etwa? Es könnte anderes vorliegen, Pardon.“ Doktor Demuth lächelte.

„Müssen nicht“, sagte Amelong und lachte. „Na! Behalten Sie die Karte. Leben ist Schicksal.“ Und er lachte wieder, brummte und drehte sich rasch und zerstreut um und ging zu seinem Schreibtisch zurück.

Oskar stieg langsam die behäbige Rundtreppe hinab, die mit hellem, gestirntem Wachstuch belegt war, und auf dem zum Schutz noch ein alter schmutziger Leinenläufer lag. An der Treppenwendung brannte auf einem Säulenschaft in einer matten Glasschale ein offenes, wehendes Gasflämmchen; diese Beleuchtung wiederholte sich am Fuße der Treppe. Oskar öffnete die alte Glastür, die die Treppe vom Hausflur trennte. Dann trat er in den Abend hinaus.

Er fühlte sich wegen des Vaters leichter, befreiter. Er dachte nun auch nicht mehr an die Karten, die er eben vom alten Amelong bekommen hatte. Sie ruhten in seiner Brieftasche. Nur bevor er sie einsteckte, hatte er, unwillkürlich in einer süßen Wallung, daran denken müssen, daß sie selbst sie in den warmen Händen oder im Kleid getragen hatte....

Sollte er sich zu Fuß zu Meinhard nach der Schellingstraße aufmachen? Die Luft war frisch und wohltuend.

Er schritt am Wasser zur Gertraudtenstraße vor. Die Lichter schimmerten und zitterten unter der Brücke auf dem dunkeln Wasserspiegel. Aber plötzlich nach einer Weile des Gehens sah er doch wieder das mattfarbene Gesicht mit den glänzenden Augensternen vor sich. Und einmal sprach er, es lag gewiß nur an dem fremdartigen, schmeichlerischen Klang, der ihn lockte, den Namen vor sich hin. Melusine....

* * *

Als Doktor Demuth acht Tage später wieder bei Professor Meinhard in der einsamen Schellingstraße eintrat, hatte der Philosoph den Zweck von Oskars heutigem Kommen völlig vergessen. Meinhard, vornehm, dunkel, mit schmal geschnittenem Vollbart, hatte die Schreibbrille statt des Kneifers auf der Nase, was seinem ernsten Gesicht einen noch strengeren, gesammelteren Ausdruck verlieh.

„Nun, Demuth?“ fragte Meinhard in seiner überlegenen, gern spaßenden Art. „Woher, wohin, mein Sohn?“ Er ließ den Blick wieder nachdenklich und unter einer letzten energischen Zusammenfassung seiner Gedanken über seine Schreibblätter gleiten und erhob sich, noch sichtbar mit dem ersten natürlichen Unbehagen über diese Störung behaftet.

„Verzeih, wenn ich dich störte.“

„Bitte sehr. Nimm Platz oder lege ab. Du mußt mich noch einen Augenblick entschuldigen. Ich habe da noch eine Kleinigkeit für meine Vorlesung zu notieren.“

„Tu das bitte gleich. Ich warte natürlich.“

„Schön.“ Professor Meinhard schob die Brille ab und rieb sich bedächtig das Lid; die Augen waren ohne die Gläser glanzlos, hilflos. „Schön, mein Sohn. Du hast es gut, Demuth. Immer freier Herr; schüttelst das Joch der Arbeit ab, wann du willst.“

„Mit Maßen.“

„Trotzdem.“ Der Philosoph reckte sich. „Ich hatte heute drei Konferenzen. Zwei Vorlesungen. Habe ein Dutzend Briefe geschrieben. Eine Korrektur gelesen. Vornotizen für einen Vortrag über den guten Meister



Eckhart — erstaunlich bei Eckhart, Demuth! Wieder erstaunlich und beunruhigend der spekulative Kern in seiner Mystik. Und dazwischen Besuch; ein trockener Schleicher von Kollege, der mir sein erbittertes Herz ausschüttete — schrecklich."

Meinhard sprach mit Bedacht. Er sprach gern und ein wenig übertreibend von seinem Beschäftigtsein und seinen Pflichten, aber nicht eigentlich von seiner Gedankenarbeit, da verschloß er sich. Er war in dieser Hinsicht etwas hochmütig, vielleicht überhaupt eitel, soweit man bei seiner geistigen und seiner ästhetischen Überlegenheit und Besonderheit solche feinste Wesensunterschiede aufspüren konnte.

Oskar nahm im Halblicht auf dem Sofa Platz. Meinhard setzte sich wieder an den Schreibtisch und begann nach kurzem Nachdenken von neuem rasch zu schreiben und dazwischen bedächtig in einem dicken Band zu blättern.

Oskar Demuth fühlte sich in der Tat nicht sehr behaglich. Er hatte Zigarre und Zigarette abgelehnt. Es war mäuschenstill, kaum daß Meinhards Haushälterin mal über den Korridor schlich. Kein Wagen unten, keine Kinderstimme. Die richtige Geheimratstraße. Da konnten auch Oskars Gedanken ungehindert sich regen und mit großer Klarheit den Moment umkreisen.

Er hatte damals Freund Meinhard flüchtig davon erzählt, von seiner Begegnung und von Amelongs Liberalität hinsichtlich der zwei Karten. Ein wenig spaßhaft, wie von einem feinen, hübschen, harmlosen Abenteuer berichtend. Aber doch respektvoll und mit einem halb genierten, halb ernsten Blick, so daß Meinhard, der aus seiner gewöhnlichen Stille heraus außerordentlich scharf beobachtete, ein väterliches „Hm — hm, sieh da, Oskar!" hatte verlauten lassen. Denn der Philosoph konnte, wenn er wollte, sehr menschlich temperamentvoll und fast kindlich genußfreudig sein, besonders, wenn eine schöne Frau im Spiel stand; er war allerdings höchst wählerisch und sehr apart in seinem Geschmack. „Sieh, sieh, mein Sohn!"

„Du wirst selbst sehen, mein Lieber."

„Schön. Am Ende lohnt es sich."

Dieser kleine, nichtige Diskurs hatte doch einen Stachel in Oskars Empfinden zurückgelassen. Schon das Mißtrauen des andern, das sich sofort in die übliche Männerneugierde umgesetzt hatte, war störend.

Vor allem aber schien ihm hinterher, daß er sich selbst im Ton vergriffen haben möchte.

In diesen Augenblicken aber, in seiner dämmrigen Sofaecke erschien ihm a l l e s überspannt: seine gelegentliche Erinnerung und Erwartung in diesen Tagen, in die sich sogar eine kleine Ungeduld gemischt hatte, sein Einbeziehen Meinhards und vor allem dieses Hiersitzen und Warten! Er hätte zum mindesten früher — sofort damit herauskommen sollen!

Alles kam ihm abenteuerlich vor, einer ernsten Miene nicht würdig, primanerhaft, kindisch, lächerlich. War das melancholische Licht an dieser Depression schuld, die Tausende von Büchern an den Wänden, die abgeschlossene Luft, die mit geistiger Spannung geladen schien, und die das unbekümmerte Leben da draußen, das leichte, lächelnde, lachende, bunte, süße Leben, das wie eine schöne und geschmückte Frau vor der Tür stand, abwies? Möglich; sogar wahrscheinlich! Oskar bewegte sich und hätte, ein wenig nervös, aufstehen mögen.

Professor Meinhard räusperte sich, halb unbewußt die Störung empfangend. Dann meinte er bedächtig: „Du langweilst dich, Guter." Oskar schwieg. Der andere schrieb. „Noch einen Augenblick. Ich muß mich mit meinem Unsinn doch auf dem laufenden halten.... Schließlich ist es egal, hm —. Sie merken gar nicht, was gut oder schlecht ist. — Ich machte heute ein paar ausgezeichnete Bemerkungen — verpufft; sie gingen über die geschorenen Köpfe hin; ich habe sie selbst wieder aus dem Zusammenhang verloren."

Oskar hörte und hörte nicht. Wie warm es war. Es war übrigens durchaus nicht nötig, daß sie hingingen! Er hatte die Einladung selbst dem Zufall und der Laune der Stunde anheimgegeben und den Blick davon abgewendet. Man vergaß es einfach wie der Philosoph da drüben und sagte dann: ach richtig.... Donnerwetter... eigentlich schade; na, vielleicht ein andermal —!

Oskar wurde noch ärgerlicher über diese Gedanken, deren Geschäftigkeit in gar keinem Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit stand. Aber mit einem Mal, genau so wie vor acht Tagen auf dem Wege von Amelong, sah er wieder das schmale, ovale Gesicht mit der blassen, dunklen Haut und den noch dunkleren, rätselnden Augen vor sich, sah die Hände, die stolze, lässige Gestalt und Haltung; und er wurde still und ernst.

„Ah ja. — — So, mein Sohn. Fertig." Meinhard wischte die Feder aus, nahm vorsichtig die Brille ab, setzte den blitzenden, randlosen Kneifer auf und blickte nach der Sofaecke.

„Schläfst du?"

„Nein."

„Es ist etwas warm hier. In der Schellingstraße gibt es noch gute alte Kachelöfen. Sieh dir das graue Ungetüm an. — Es ist gut und nett, daß du mich wegholst, Demuth." Meinhard klappte den Band zu und schob ihn hinter sich in ein Regal; sein Manuskript versenkte er in einen Pappkarton. Alles, was er tat, geschah mit peinlicher Akkuratesse. Er stand auf und rieb sich die blassen Hände.

„Nun, Alter? Was nun? Wohin Programm — Programm! Hast du kein Programm, Elender —?" Meinhard tauchte unter dem Druck der Arbeit hervor, belebt und erfrischt von dem Wechsel. „Wollen wir uns in den Strudel stürzen? Wollen wir Trikotbeine sehen und Schampus trinken, Demuth, du Schlemmer? Ich sage dir, in einem so gut geformten Bein steckt mehr Leben als in zehn Bänden Philosophie. Und Leben, Leben ist doch die Hauptsache. Alles andere ist nur kümmerliche Form und Surrogat. Du hörst, ich bin bereit."

Oskar Demuth war ebenfalls aufgestanden. Er sagte nun um einen Ton befreiter und seiner selbst sicherer: „Ich muß dich leider enttäuschen, Meinhard. Die Dinge liegen solider. Ich hatte unserm alten Ame-



long so halb zugesagt, ihn heute, wie du weißt, würdig zu vertreten."

„Rätsel, Rätsel."

„Melusine." Oskar sprach den Namen lächelnd, aber zögernd und widerstrebend aus. „Jenes Fräulein Donat, erinnere dich. Ich bin wirklich neugierig — die Erscheinung wirkte so prominent — ob sie auch was kann? In der Tat. Mir fiel die Sache vorhin wieder ein, und da es mal was anderes wäre — und so weiter."

Meinhard kniff die Lider zusammen und besann sich. „Ja natürlich, gehen wir. Selbstverständlich. Wolltest du nicht?"

„O ja. Ich wollte dich abholen."

„Natürlich sehe ich mir dieses Meerwunder an. Wir werden ihre Leistungen prüfen. Herz und Nieren. Wir werden unerbittlich zu Gericht sitzen als hartherzige Merker. Ich werde mich schön machen, bezaubernd. Denn man kann im übrigen nie wissen."

„Meinhard."

„Oskar Demuth, du bist ein Spießer — feinster Prägung; aber ein Bürger. Du warst es immer; eine Zeitlang überwog das Dupré'sche Blut in dir, die Kolonie; Charme und ritterliche Romantik; das flüssige, feurige Temperament. Es ist noch verborgen da; aber du bist mehr Demuth geworden. Bürger."

„Zieh dich an, Philosoph." Und Meinhard ging.

Oskar wartete wieder und lief auf und nieder. Abermals kam ihm eine halbe Verstimmung. Er hätte allein gehen sollen oder mit Emmi. Am Ende stand sie hilflos auf einer kleinen Bühne, und all ihre Schönheit wirkte kläglich, weil der Geist versagte, daß sie sich beide schämten, er noch mehr als Meinhard, weil er ihn mitgebracht, weil er sie gerühmt und andeutend Besonderes versprochen hatte; und weil er Mitleid haben würde mit ihrem Körper und ihrem Stolz. Er hatte Furcht vor ihrer Stimme, als müßte sie fremd und gemacht klingen.... Unsinn! sagte er zu sich. Es war in der Tat im höchsten Grad sinnlos, was er da dachte.

In seinem Herzen aber war eine feine Furcht und eine ernste Neugierde nach Meinhards Urteil, nach dem Eindruck, den nun auch er empfangen würde; und nach seiner vornehmen, sachlichen Erklärung, wenn sie im übrigen versagen sollte.

* * *

Wenig später schritten die beiden Freunde das kurze Stück zum Ufer vor, gingen über die Brücke und bogen in die Straße am Karlsbad ein.

Dort war das Haus. Ein paar Droschken humpelten über das holprige Pflaster. Ein paar junge Leute, Jünglinge und junge Mädchen, eilten mit lauten, erregten Gesprächen herbei. Dann Mütter, Väter, Verwandtschaft, Publikum. Es war schon spät.

Es ging über einen Garten. Quervor im ersten Stock leuchtete eine Reihe von beschlagenen Fenstern. Silhouetten von Hüten und Röcken hingen am Riegel.

Das saalartige Zimmer lag am Flur, der rund war wie ein Museumsvestibül. Als die beiden Herren eintraten, war das Spiel im Gange. Der Saal war dunkel; man sah, von der Bühne her schwach beleuchtet, aufmerksame Gesichter.

Die Herren waren dicht an der Bühne eingetreten und gingen an der Wand ein paar Schritte weit zurück, um ein vollkommeneres Bild zu haben; aber sie mußten sich erst eingewöhnen in die Dunkelheit und Stille, in der rätselhafte Worte unter leidenschaftlichen Gesten tönten. Es war fast komisch, denn die Leutchen da vorn steckten in Straßenkostümen und mimten zum Teil Greise mit gekrümmten Gestalten und zitternden Armen und mit Stimmen, die aus blühendem Mund kamen. Aber der Ernst war groß.

„Was ist es?"

„Keine Ahnung", sagte Meinhard, der emsig seinen Kneifer putzte. Jetzt fielen Namen. Petrucchio, Katharina. Aha!

Oskar und Meinhard lehnten an der Holzverkleidung der Wand. Dieser Gremio war nicht übel. Ein untersetztes, stämmiges Männchen mit breiten, lächelnden Lippen, kleinen, listigen Augen und von größter Gelassenheit; jedes Wort kam klug und überlegen heraus. Wirklich komisch! Die andern waren desto mäßiger; man spielte den zweiten Akt. Baptista steif und pathetisch. Hortensio, Tranio, Biondello harte Karikaturen, die in den Gelenken knarrten. Petrucchio bramarbasierte, Käthchen war schnippisch, aber nicht perfide, nicht bis in die Seele hinein vergrillt.

„Böse", meinte der Philosoph. „Sie haben keinen Stil, diese Witzigkeit zu beleben. Sie glauben auch nicht an ihre eigenen Nerven, trotz Kainz und Mitterwurzer; imitieren Äußerliches. Erleben, meine Lieben! Erleben! Das da ist unmöglich."

Die Gardine schob sich zu. Beifall. Bravos.

Es wurde erst nach geraumer Weile, da man draußen den Gashahn langsam wieder aufdrehen mußte, hell. Man war noch still und sah geblendet umher. Oskar aber suchte scheinbar gleichmütig die Reihen ab, während der Philosoph ihn fragte: „Wo ist die Nixe? Sie muß uns sehr entschädigen. Durch Natur und Kunst. Katharina eben sah wie eine Spitzmaus aus und war erbärmlich mager. Siehst du die Dame?"

„Nein."

„Sie wird vielleicht im nächsten Stück beschäftigt sein. Es wird übrigens gut und verständig gesprochen und fest zugepackt, Eifer, Ernst. Was mag das für Publikum sein?"

Oskar folgte zerstreut der Weisung. Das Publikum interessierte ihn gar nicht. Angehörige, Freundinnen, selbstgefällige ängstliche Mamas, wenig Herren und dazwischen eine kleinbürgerliche Madame, vielleicht die Grünkramfrau; ganz im Hintergrund standen Männer mit einem blauen Schein um das Kinn, mit Zwickern und Glatzen und scharfen Nasen. Unverkennbar Leute vom Bau, Agenten, sie sprachen laut und machten große Gesten.

Oskar war entschieden flau zumute, und er wünschte sich in seiner korrekten Seele ins Pfefferland oder hinüber in die nahe, behagliche Weinstube in der Potsdamer Straße. Das Publikum war zum Teil elegant, man hatte wohl eifrig Gäste geladen, Gönner, hier und da schimmerte ein berühmtes Gesicht. Damen

mit Tiergartenparfüm und Pelzschlangen machten sich breit — die Schule hatte Ruf. Trotzdem konnte es sich Oskar in diesem Augenblick nicht vorstellen, daß eine gewisse große, schlanke, dunkle Dame vor sie alle hier hintreten würde. Der Gedanke war ihm peinlich, quälend. Die Dame, die die Katharina gespielt hatte, mochte nicht viel jünger sein. Andere, die schon im Beruf standen, nahmen noch Sprechkurse beim alten Dohrn. Dennoch schien es ihm wie ein Sichpreisgeben, wie ein Herabsteigen, ein Sakrileg ... undeutbar!

„Wer ist das?" fragte Meinhard.

„Wen meinst du?"

„Wen soll ich meinen. Da drüben die Brünette, die durch die kleine Tür kommt."

„Das ist sie, Meinhard."

„Sapristi. Nicht übel", sagte der Philosoph ruhig. „Ich denke, wir werden Gelegenheit nehmen, nach ihrem Spiel mit ihr ein paar Worte zu sprechen."

„Es wird vielleicht gehen", sagte Oskar zerstreut und sah hinüber.

„Es geht alles."

Da wurde es wieder dunkel; Oskar geriet über diese Störung ein bißchen außer sich; die Gardine rauschte auseinander, und ein langer, blasser Mensch klappte vornüber und sprach ungeheuer gemessen und mit Grabesstimme, wobei er ab und zu die Augen schloß: „König Lear. Dritter Aufzug, vierte Szene. Lear: Herr Soundso. Narr — Kent — Edgar — Gloster — Herr Soundso." Der melancholische Jüngling klappte von neuem, man lächelte, die Gardine schloß sich, öffnete sich wieder, und hinter der Szene, die ohne jedes Requisit war, heulte es wie Sturm. Es ging los. Meinhard seufzte und kreuzte die Arme.

„Am Ende tritt sie gar nicht auf."

„Sie wird schon."

Aber auch Oskar war enttäuscht und ungeduldig. Und jene ungewisse, dumpfe Furcht bedrückte ihn noch mehr. Dennoch war eben, bei Melusine Donats Anblick, bei dem es ihn wie ein kurzer Schlag durchfuhr, die Sorge von ihm abgefallen. Sie stand über allem, würde über allem stehen, auch wenn sie selbst zagte und sich verlor; eine Macht in ihr oder über sie stellte sie über alle und alles, zog und riß sie über sich selbst empor!

Hui! machte der Sturm. Der Narr lachte gellend. Aber was ging das alles ihn an. Hinter der Dunkelheit drüben stand jemand, zu dem es seinen Blick hinüberzog, hinter der er ein Gesicht ahnte. Er zwang den Blick zur Bühne hin, denn Meinhard flüsterte ihm etwas zu. Er lächelte, nickte, ohne zu wissen, warum, und stützte den Arm auf den Paneelsims, unwillkürlich einen Halt, einen Anlaß zur Gemächlichkeit suchend.

Dann wurde es wieder hell. Lear, der ziemlich fett war, trat schwitzend und atemlos ab.

Meinhard sah langsam nach der Richtung hin, in der er Melusine Donat vermutete. Aber er fand sie nicht gleich, seine Augen waren für diesen schroffen Wechsel von Dunkelheit und Helligkeit zu empfindlich.

Oskar aber, ohne seine Haltung zu verändern, hatte sie fest im Auge. Sie stand am Fenster, so daß sich ihr dunkles Haupt von dem Grau der beschlagenen Scheiben abhob. Wieder hielt sie, wie in jener Viertelstunde in Amelongs Wartezimmer, den Kopf hoch, und ihr glänzender Blick ging kalt und hochmütig, fast starr umher. Sie sah und sah nicht, so schien es, sie nahm mit ihrem Wesen nicht teil an dem, was um sie her vorging. Sie schien auch noch blasser. War es Aufregung, Erwartung? Vielleicht. Aber ihr unbewegtes Gesicht schien auch Mißachtung auszudrücken, als widerstrebe es ihr, hier mitzumachen. Oskar empfand lebhaft mit ihr. Sie hatte Angst. Alles war Maske und — Scheu!

„Sie ist verschwunden", sagte der Philosoph.

„Nein."

Und plötzlich, wohl infolge dieses Anrufs, reizte es Oskar, ihre Starrheit und Teilnahmlosigkeit zu versuchen. Es geschah in einer überlegenen Laune, die eher zu dem Wesen Meinhards paßte. Er nahm den Arm von dem Sims und verneigte sich. Es erfolgte im ersten Moment nichts; aber da war es, als erwache da drüben etwas, Oskar glaubte bestimmt wieder das Erröten ihrer Stirn zu sehen. Sie senkte gemessen den Kopf, alles in wenigen Sekunden. Es schien ein unruhiges, plötzliches Sichfangenlassen, Freude und im nächsten Moment das Entgegennehmen einer Ehrerbietung.

Oskar war zufrieden und im Innersten beglückt.

Doch da wurde es abermals dunkel. Der Jüngling mit der Beerdigungsmiene klappte von der Bühne herab. Ein anderer, der noch einen Stuhl herausgebracht hatte, verschwand mit fliegendem Rock. „Maria Magdalena von Hebbel" Rrrr. Die Gardine rauschte. Der Sekretär saß kippelnd an einem Tisch. „Klara ..."

„Sie spielt nicht."

„Wir werden sehen."

Klara verblüffte. Ein Fräulein Meyrink, eine ramassierte, schwarze Person, blutjung, mit derben Knochen und mit der Stimme einer Dorfmagd, rauh, laut, brüchig. Sie schrie wie ein Tier, warf sich hin, daß die Bühne schütterte und krachte. Alles noch ungezügelt und doch nicht eigentlich unreif.

„Die kann was. Die steht mit beiden Beinen in der Zeit. Naturalismus, Anzengruber. Hier freilich ist sie nicht am Platz. Animalisches —. Einseitig, stark. Aber sieh dir den Sekretär an, Demuth. Ein einziges sardonisches Lächeln, bis zum Haarbusch mit Hohn gefüllt; der erste Liebestraum eines Primanerdonjuans. Sehr komisch."

Aber noch bevor sich Klara zu ihrer Erstarrung, in der der eiskalte letzte Entschluß funkelte, aufrichtete, schritt eine hohe Silhouette an der Bühne vorüber. Melusine. Die tragische Muse. Sie verschwand lautlos durch die Tür. Nur ein schwaches Klappen.

Es war schwül im Saal. Oskar knöpfte den kurzen, breit bordierten Rock auf. Wie aufdringlich das Licht war, man lärmte jetzt, schwatzte, Schülerinnen drängten nach vorn. Klara erschien, noch erhitzt, aber frisch und kraftstrotzend, ihres Sieges gewiß. Man umzingelte sie; auch Meinhard näherte sich ihr gemessen, er trat allem, was ihn fesselte, unbekümmert und sachlich näher; er nahm ihre Hand. „Das war gut, Fräulein Meyrink.



Sehr gut. Wo stammen Sie her, ich habe einen Dialektanklang herausgehört. Spielen Sie schon wo ...?"

Oskar fand das alles lästig und sah ernst über die Köpfe hin.

Rrrr —. „Kabale und Liebe. Zweiter Akt. Lady Milford.... Fräulein Donat."

Verhängnis, nimm deinen Lauf. —

Oskar lehnte sich fest an und steckte gleichmütig und formlos die Hände in die Hosentaschen.

Es durchzog ihn erst jäh, dann langsam ein Stich, ein Schnitt. Auf einer Bank aus Rohr, irgendeiner lächerlichen Gartenbank, saß Lady Milford — Melusine und sprach mit ihrer Zofe.

Oskar hörte die Stimme, aber er verstand kein Wort. Wollte nicht. Jedes Wort schien ihm falsch, jede Betonung erzwungen — er w o l l t e eben nicht hören. Er schämte — schämte sich. Meinhard war still und aufmerksam und strich wie immer, wenn er innerlich beschäftigt war, über seinen Bart. Oskar bewunderte das, daß der andere in jedem Augenblick so völlig objektiv beobachten konnte. Ihm selbst war es unmöglich! Er möchte am liebsten fort, die Hitze stieg ihm umschnürend über den Hals.

Ferdinand erschien. Riß die Beine aneinander und stemmte die Faust vor den Magen, als hielte er salutierend einen Säbelkorb hoch.

„Ein bißchen steinern, Demuth", sagte Meinhard. Er meinte Fräulein Donat. „Und die Stimme ist gepreßt."

Oskar klang es wie eine Beleidigung, war es förmlich wie Schimpf und Schlag.

Er antwortete nichts und sah fort.

„Ist sie befangen?"

„Ich weiß es doch nicht, Meinhard! Man sollte sich so etwas nicht ansehen."

„Wenn sie wenigstens mal aufstünde. Ihre Ruhe wirkt beängstigend, als wage sie es nicht. Sie wirft Worte halblaut über die Lippen, wie eingelernt, oder als lohne es sich nicht. Ich glaube, sie hat in der Tat Angst — sieh mal das nervöse Spiel um die Lippen. Angst vor uns — vor d i r?"

„Unsinn. Sie wird alles als läppisch empfinden. Wir wollen hören!"

Lady Milford erhob sich mit einer großen, lässigen Geste. Ihr Gang war gut, und nun sprach sie auch lauter. Jetzt schweifte ihr Blick wie in Ekel über die blaßhellen Köpfe des Publikums hin und wie im Spott über ihren Partner Ferdinand, der seine hitzigen Worte mit hohler Heldenstimme hervorknallte oder minaudierend säuselte.

Nein, nein, an dem vermochte sie sich nicht zu entzünden! Ihr Wort fand kein Echo, kam nicht aufreizend in ihr Gefühl zurück, fiel zwischen den hohlen Schädelwänden Ferdinands müde und tot nieder. Lag es daran? Sicher!

Aber sie ging und bewegte sich wundervoll, und mitunter drängte es wie Glut und Innigkeit, war es wie ein Glimmern unter Herbigkeit und Asche, wie ein Hervorzittern, eine heimliche Inbrunst der Ungeduld — los, los, heraus, heraus mit dem Strom des Wortes. Lag es auch an der Milfordrolle, in der die Gefühle zu lapidar gegeben waren, nicht gebrochen schillerten, nicht beweglich mit dem Schlag des Herzens wechselten, nicht die Stimme dieses Herzschlags, das Blutrinnen und -rauschen selbst waren wie bei Shakespeare....? Ferdinand war ein Stock, seine Worte überstürzten sich, da konnte man wieder sehen, daß die Schauspielerei dem weiblichen Wesen näher lag als dem männlichen! Eine feminine Kunst, eine bewegliche Kunst! In jeder Frauenrolle steckt ein Animalisches, Instinktartiges: Mutter, Geliebte, Rächerin, Sünderin, Neiderin... oder störte sie diese ganze Aufmachung und Darbietung? Ach was, Künstler ist Künstler, ist Herrscher, und sobald er die Lippen zum Wort öffnet, steigt er in seine strahlende Welt auf und bezwingt den Mob.

(Fortsetzung folgt).

Meine Durchquerung Sumatras.

Von Gustav von Dippe. — Hierzu 11 Aufnahmen des Verfassers.

In den wunderschönen Niederungen, die sich von der Westküste Sumatras bis an die Padangschen Bovenlanden erstrecken, hatte ich nun schon interessante drei Wochen im Busch verbracht, ohne daß einer der zahlreichen Tiger zu bewegen gewesen wäre, eine Ziege, die ich ihm als Köder angebunden, zu reißen. Die für Sumatra ausgesetzte Zeit näherte sich ihrem Ende. Ich überlegte mir, daß es doch viel schöner sei, quer durch Sumatra hindurchzudringen, als die vielbefahrene Strecke um die Nordspitze herumzuwählen, und schrieb meiner Frau, die sich in Fort de Kock aufhielt, ob sie nicht Erkundigungen darüber einziehen könne.

Als ich bald darauf selbst nach Fort de Kock kam, lag der Plan fertig ausgearbeitet vor mir.

Gleich am nächsten Morgen fuhren wir nach Padang, wo sich unser großes Gepäck befand, und expedierten dies nach Penang. Dann wurden Konserven und die nötigen Getränke eingekauft, die Apotheke erneuert und Geschäfte auf der Bank erledigt.

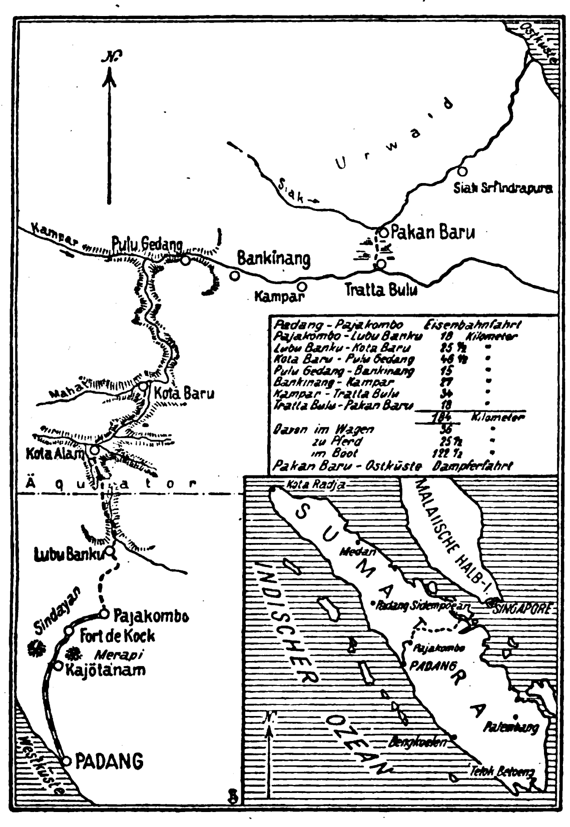
Am Abend waren wir vom Konsul Schild eingeladen und genossen für einige Tage zum letztenmal die Freuden eines guten Diners. Unserm Gastgeber verdanken wir eigentlich die erste Anregung zu der Durchquerung, und da er uns in liebenswürdigster Weise in allem geholfen hatte, sind wir ihm zu großer Dankbarkeit verpflichtet.

Früh neun Uhr ging unser Zug, und zum letztenmal fuhren wir diese wunderbare Strecke. Zunächst durch Palmen, dann kamen Reisfelder und dichter Busch, weit liegen noch die Berge entfernt. Mehr und mehr wird die Gegend wilder, immer näher kommen die Gebirge. Vorüber sausen wir an Si-Tiintjen und einigen Dörfern, wo ich vier Wochen Nacht und Tag auf Bäumen auf Tigeranstand verbracht habe.



Bei Kajötanam wurde die Zahnradlokomotive hinter den Zug gesetzt, um uns die längste Zahnradstrecke der Welt entlang zu befördern. Die Bahn wurde ursprünglich zur Ausbeutung der Kohlenminen von Sawah Loento angelegt und dient noch heute hauptsächlich für Kohlenzüge, soll sich aber schon durch den Passagierverkehr rentieren. Die Plattform der ersten Klasse war ein Aussichtswagen comme il faut, und so ging es hinein in die Gebirge.

Wunderbar wirkt ein Wasserfall immer wieder, der zur Linken aus bedeutender Höhe in ein kristallklares Becken hinunter fällt, wunderbar wirken auch die Viadukte, die in schwindelnder Höhe reißende Gebirgsflüsse



Kartenskizze zur Durchquerung Sumatras.

überspannen. Man sieht zwischen den Schienen senkrecht hinunter in die gähnende Tiefe und rechts und links weit hinein in die von schroffen Bergen eingefaßten Schluchten, die sich der Fluß gerissen hat. Dann wieder fährt man den Fluß entlang — gegenüber steil aufragende Berge mit der wunderbarsten Tropenvegetation. Höher und höher geht's, und die üppige Vegetation weicht wieder Reisfeldern und der Kultur. Dann aber kommt ein Blick, der uns hierfür entschädigt, rechts der Merapi, links der Sindayan, zwei Vulkane, die, ziemlich gleich in der Form, dem Reisenden wie Zwillinge erscheinen. Der Merapi ist noch recht aktiv; erst vor kurzem erlebte meine Frau in Fort de Kock einen imposanten Ausbruch. Wir erreichten Fort de Kock und machten am Abend unsern Besuch in der Residenz. Der Resident war leider auf einer Inspektionsreise, aber die Residentin, eine äußerst liebenswürdige Dame, die fließend Deutsch sprach, gab uns alle Auskunft, die wir nur wünschen konnten. Auch riet sie uns, Matratzen, Kopfkissen und Moskitonetze mitzunehmen, ließ sie auch gleich besorgen, und wir hatten alle Ursache, für diesen Rat außerordentlich dankbar zu sein, denn wir wären ohnedem in recht unangenehme Lagen gekommen.

Morgens gegen 9 Uhr fuhren wir nach Pajakombo, einem wunderhübsch zwischen Palmen gelegenen Städtchen mit breiter Hauptstraße. Wir fanden an diesem Endpunkt der Eisenbahn und somit Pforte zur Wildnis ein niedliches kleines Hotel.

Am andern Morgen früh 7 Uhr verließen wir bei prachtvollem Wetter Pajakombo; im schlanken Trab ging es auf der guten Chaussee dahin. Scharen von Leuten begegneten uns und lange Reihen von Ochsenkarren; alles eilte zum Passar nach Pajakombo, der berühmt ist wegen seiner Reichhaltigkeit und der hübschen Frauen, die man dort sieht.

Bald waren wir in dem kleinen Dörfchen Salimanak angekommen, wo uns der Regierungsbeamte, ein Malaie, schon erwartete. Er begleitete uns nun auf unserer Weiterfahrt bis Lubu Banku, dem Anfangspunkt des Gebirgspasses, wo wir um 10 Uhr eintrafen. Pferde und Kulis standen bereit, im ganzen 12 Mann. Rasch wurde zur Erfrischung etwas Kokosmilch getrunken, und nun ging's vorwärts.

Eine wunderbare Gebirgslandschaft bot sich nach wenigen Minuten unsern Augen. Schäumend donnerte der Gebirgsfluß uns entgegen, eingezwängt auf beiden Seiten von steilen Felsen, die kaum für unsern Pfad Raum finden ließen.

Unter überhängenden Felsen ging es hindurch, und unangenehm berührte zuerst die Gewohnheit der Pferde, möglichst dicht an dem Abhang zu gehen. Langsam stieg der Weg bergan, dann plötzlich führte rechts ab eine schwankende schmale Hängebrücke über den Fluß. Wir stiegen nicht ab, und ruhig gingen die famosen Pferde trotz des Schaukelns vorwärts.

Immer weiter stiegen wir steil in die Höhe, bis endlich der Weg breiter und ebener wurde. Es fing an, empfindlich kalt zu werden, und ein leichter Regen rieselte auf uns herunter. Wir wickelten uns in unsere Plaids und hielten scharf Umschau; denn nach meiner Berechnung, die sich allerdings nur auf eine ganz ungenaue Karte großen Maßstabs erstreckte, mußten wir dicht bei der Paßhöhe den Aequator überschreiten. Schnell wurden ein paar Aufnahmen gemacht (es ist auch etwas nicht ganz Alltägliches, daß ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise, zu Pferde frierend, den Aequator überschreitet), und dann ging's weiter. Endlich erreichten wir die Paßhöhe. Ein eisiger scharfer Wind wehte uns entgegen, und so strebten wir schnell in die Tiefe.

Rutschend ging es abwärts, und man hatte eigentlich kaum Zeit, auf die Umgegend achtzugeben. So ging es 700 Meter tief, und wir waren doch recht froh, als wir in Kota Alam um zwei Uhr eintrafen. In vier Stunden hatten wir den Hauptritt bewältigt.

Früh um neun Uhr ging es wieder los.

Erst nach zwei Stunden kamen wir aus dem Hochgebirge heraus in flachere Umgebung, und dann waren wir, ehe wir es uns versahen, in Kota Baru angelangt. Die besseren Räume des Rasthauses waren durch eine Ingenieurfamilie besetzt, und so mußten wir mit den Hinterzimmern vorliebnehmen.

Um fünf Uhr früh wurde gepackt, und um sechs Uhr waren wir am Boot, um den Mahatfluß hinunterzufahren. Um sieben Uhr starteten wir. Bequem

lagen wir auf unseren Matratzen auf dem Boden, durch ein dichtes Palmdach gegen die heißen Strahlen der Sonne geschützt. Schnell trug uns die Strömung davon, und die Ruderer tauchten ihre Ruder nur in das Wasser, um das Boot in der Gewalt zu behalten.

Gegen halb eins fuhren wir in den Kamparfluß ein, und nun hieß es für einen Moment aussteigen, denn gleich unterhalb dieses Zusammenflusses sind gefährliche Katarakte, die schon manches Boot verschlungen haben sollen. Wir begaben uns, nachdem wir uns die Füße etwas vertreten hatten, über Land zum Endpunkt der Katarakte und kamen gerade zur Zeit, unser Boot wie einen Pfeil aus einem drei Meter breiten Engpaß schießen zu sehen. — Nun verbreiterte sich der Fluß zusehends, und nach einer halben Stunde legten wir in Pulu Gedang an. In sechs Stunden hatten wir 47 Kilometer zurückgelegt und waren damit im Herzen der Insel Sumatra angelangt.



Die längste Zahnradstrecke der Welt in den Bergen der Bovenlande.



Die Gemahlin des Verfassers und der Radscha von Kampar.

Als wir das steile Ufer erklommen hatten und bei dem Rasthaus anlangten, riefen wir beide gleichzeitig aus: „Hier wollen wir bleiben!“ Man hatte einen hübschen Blick auf den Fluß, und das Rasthaus selbst lag so niedlich zwischen Büschen und blühenden Sträuchern versteckt da. Dazu war es ganz leer, und wir richteten uns dann auch sofort häuslich ein.

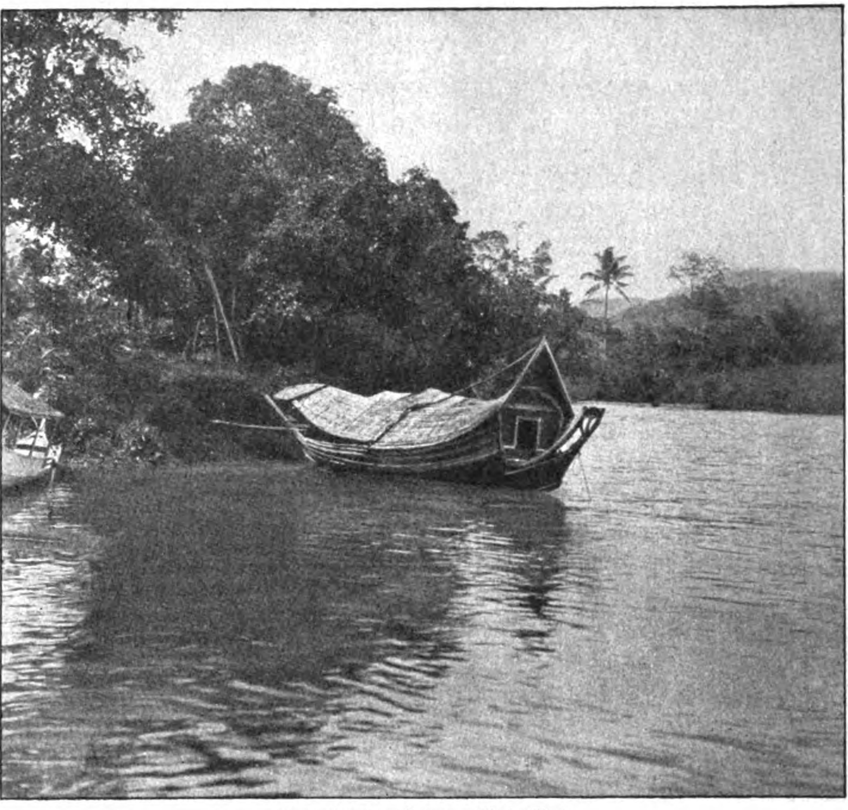
Nach zwei Tagen brachen wir um halb acht Uhr früh wieder auf und waren bald aus den Bergen heraus, aber auch die mit Kokospalmen und Bananen bestandenen flachen Ufer gefielen uns sehr gut. Wir passierten rechts und links mehrere Dörfer, und schneller, als wir es erwarteten, lag die Ortschaft Bankinang vor uns.

Ich begab mich gleich zum Kontrolleur, der mir mitteilte, daß sein Boot bereitliege und wir sofort weiterfahren könnten. Er gab uns auch den guten Rat, sofort von Kampar aus einen Brief nach Pakan Baru durch den Radscha senden zu lassen, um uns den einzigen dort vorhandenen Wagen nach Tratta Bulu

zu bestellen. An dem Brief sollten wir als Zeichen der Eile zwei Federn befestigen. Bankinang hat übrigens eine militärische Besatzung, unter der gerade der Typhus ziemlich stark ausgebrochen war.

Nachdem wir uns verabschiedet, fuhren wir um zwei Uhr ab. Der Fluß wurde immer breiter und floß schon ziemlich träge, so daß jetzt schon die Ruder mithelfen mußten.

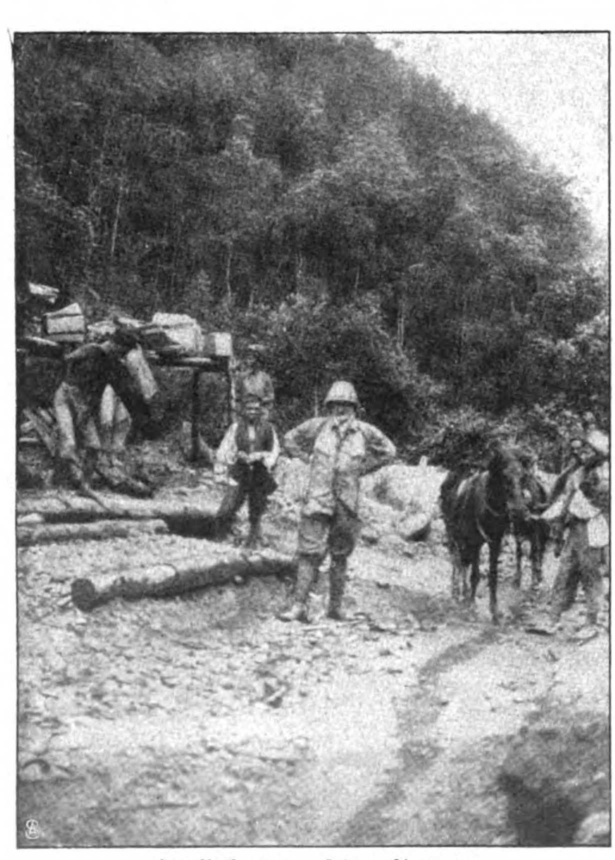
Um sechs Uhr langten wir in Kampar an. In dem Rasthaus richteten wir uns, so gut es ging, ein, und während meine Frau das Kochen unternahm, ließ ich mir den Radscha kommen.



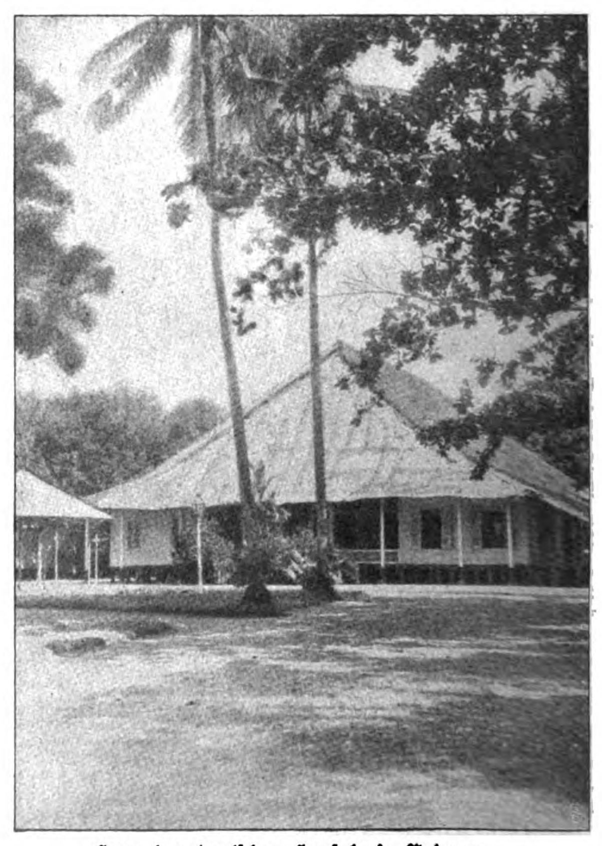
Hausboot auf dem Fluß Siak.

Der Radscha, ein kleiner, hinterlistig und unsympathisch aussehender Mann, war nicht sehr angenehm überrascht, als ich ihm den Brief zur Besorgung übergab; als ich aber darauf bestand, daß er sofort abgeschickt würde, und auf die Federn aufmerksam machte, versprach er, alles zu erledigen.

Von jetzt ab wurde das Boot ausschließlich durch Rudern



Die Reisenden auf dem Aequator.



Haus des deutschen Konsuls in Padang.



Moschee in dem Dorf Tratta Bulu.

vorwärts bewegt, da die Strömung sehr gering war, und was die Leute hierbei leisteten, war fabelhaft. Nachdem wir noch einen ordentlichen Tropenregen über uns ergehen lassen mußten, erreichten wir um vier Uhr Tratta Bulu, ein kleines Dorf, das infolge des hohen Wasserstandes halb im Wasser stand, und hatten somit unsere Bootfahrt beendet.

Am andern Morgen um 11 Uhr verließen wir zu Wagen den Kamparfluß. Der ziemlich schlechte Weg führte zuerst durch Busch und dann erhöht durch sumpfigen Urwald. Um ein Uhr kamen wir in Pakan Baru an, das ganz im Zeichen des spanischen Rohres stand. Enorme Lasten davon versperrten die Straßen. Zu unserm Schrecken hörten wir, daß es kein Rasthaus gebe, daß aber der alte Palast des Sultan von Siak Fremden zur Verfügung stände. Dieser Palast lag, ziemlich isoliert, direkt am Siakfluß an dem einen Dorfende, etwas hoch, so daß stets eine kühle angenehme Brise wehte. Da die Türen geschlossen waren, stieg ich durch Fenster ein und öffnete dann von innen. Der Wohnraum konnte kaum hübscher gedacht werden; die Schlafzimmer sowie die Küche boten allerdings ein trauriges Bild.



Die Stromschnellen des Kamparflusses.

Dorfstraße in Kota Baru.

Unser erster Versuch, ein Feuer anzumachen, um Konserven anzuwärmen, verlief tragisch. Ich hieb einige Planken los, die mit einem Messer zu Spänen geschnitten wurden, und mit viel Papier, trockenen Palmenblättern, kleinem Holz und einem japanischen Fächer gelang es uns endlich, Feuer anzumachen.

Vergeblich hofften wir am Nachmittag das Tuten des Dampfers zu hören, der fahrplanmäßig heute eintreffen sollte. Man tröstete uns damit, daß er sicher morgen früh kommen würde. Am nächsten Tag wurde es wieder vier Uhr, und kein Dampfer ließ sich sehen. Nach einem längeren Kriegsrat beschlossen wir, wieder zum Diner einzukaufen, und gingen ins Dorf. Eben hatten wir den Boten mit den Sachen fortgeschickt, als plötzlich weit entfernt ein Tuten hörbar wurde. Sofort



Ein wilder Affe im Urwald.



Palast des Radschas von Kampar.

war die ganze Straße lebendig — es war der Dampfer. Natürlich war nun die Freude groß, und wir machten uns in aller Eile daran, unsere Sachen zu packen.

Die Nacht wurde natürlich auf dem Schiff verbracht, und kein Moskito störte die Ruhe. Am andern Morgen früh um sechs Uhr wurde das Schiff in dem schmalen Fluß gedreht, und dann ging's vorwärts. Noch einmal sahen wir den Sultanpalast, dann bog das Schiff um die Ecke. Trotz etwas Nebel fuhren wir flott den schönen Fluß hinunter, und die Wellen überfluteten die niedrigen Ufer. Rechts und links dichtester, unberührter Urwald auf Stunden und Stunden. Die graziösen Rottang blickten über die Baumwipfel wie Blitzableiter, wunderbar spiegelten sich die Ufer in dem klaren Fluß.

Um zwei Uhr verließen wir Siak. Rechts und links war wieder hoher Urwald; erst gegen die Mündung zu sah man einige Rodungen in größerem Stil, aber doch auch nur vereinzelte Hütten. Um sechs Uhr sahen wir vorn das Meer mit der Insel Benkalis weit draußen vorgelagert. — Nun nähern wir uns schnell der Mündung und passieren eine halbe Stunde später die Küste. Hinten am Steuer stehend, sehen wir mit einer gewissen Wehmut auf Sumatra. In der schwachen Abendbeleuchtung liegt die Insel düster und unheimlich da mit ihren weiten, selten betretenen Urwäldern, die noch manches Geheimnis in sich bewahren.

Nur wenigen war es vergönnt, vor uns zu schauen, was wir an herrlichen Gegenden sahen. Wie uns gesagt wurde, sind wir das erste Ehepaar, das Sumatra von Westen nach Osten durchquerte.



Verlassener Palast des Sultans von Siak in Pakan Baru.

Die Orleans in Woodnorton.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

England hat von jeher vor allen andern europäischen Ländern den Ruf der Gastlichkeit genossen. Ganz besonders haben entthronte Fürsten und morganatisch vermählte Prinzen — dieses weitherzigen und großen Zuges eingedenk — stets zuerst ihre Blicke nach dem gastfreien Inselreich gelenkt, um dort die beschauliche Stille des englischen Landlebens mit geräuschvollem Pomp und dem oft trügerischen Glanz eines Thrones zu vertauschen. — Kaiserin Eugenie, die Witwe Napoleons III., die den friedlichen Abend ihres schicksalreichen Lebens in Farnborough Hill verbringt, Großfürst Michael von Rußland, wegen seiner Vermählung mit der Enkelin Puschkins vom russischen Hof verwiesen, sie alle haben in England eine offene Tür und ihre zweite Heimat gefunden. Es lag deshalb nahe, daß nach den politischen Umwälzungen in Portugal der jugendliche König Manuel seine Zuflucht zunächst in England suchte, um dort auf der Besitzung seines Onkels, dem weltentrückten englischen Country home Woodnorton, den schweren Schicksalschlag seines jungen Lebens zu verschmerzen und zu vergessen. — Woodnorton liegt in der Nähe des alten englischen Städtchens Evesham. Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das einfache Jagdhaus eines liberalen Parlamentariers, des Mr. Edward Holland, von dem es der damals im Exil lebende Herzog von Aumale seiner schönen Lage und ausgedehnten Jagdgründe wegen erwarb. Der Herzog hat dann mit viel Geschmack das Haus ausgebaut und durch Ankäufe in der Nachbarschaft seinen Besitz vergrößert. Schon im Jahr 1867 hat König Eduard damals als Prinz von Wales als Jagdgast in Woodnorton geweilt. Nach dem Tod des Herzogs im Jahr 1897 fiel der Besitz an den jetzigen Chef des Hauses, Philipp Herzog von Orleans, der in den letzten zehn Jahren mit wenigen Unterbrechungen dort residiert hat. Er ist vermählt mit der Erzherzogin Maria Dorothea von Oesterreich, die mit Kunstsinn und feinem Verständnis Woodnorton zu einem ebenso vornehmen wie behaglichen Fürstensitz umgewandelt hat. Der englische Komfort vereinigt sich hier mit französischer Eleganz, und die großen Traditionen des Hauses Orleans dokumentieren sich schon im Aeußern durch das alte Emblem der Bourbonen, die weiße Lilie, die in den Gängen und an Möbelstücken, sogar an den Türklinken dekorative Verwendung fand. — Während die Herzogin vor allem die Stille ihres Hauses und Ateliers liebt, ist der Herzog ein ausgesprochener Freund des freien Jäger- und Forscherlebens. Er hat wiederholt Expeditionen in die nördlichen Eismeere sowie in das Innere Afrikas unternommen. Woodnorton füllte sich derartig mit Jagdtrophäen und interessanten Seltenheiten aus Fauna und Flora, daß es vor einigen Jahren nötig wurde, ein besonderes Haus für die naturwissenschaftlichen Schätze des Herzogs zu bauen. Politisch und als Prätendent auf die alte Königskrone Frankreichs ist der Herzog in den letzten Jahren wenig hervorgetreten. Er erließ zuletzt im März dieses Jahres ein Manifest im „Gaulois“, das in ruhigem, sachlichem Ton seine Stellung klarlegte zu den royalistischen Agitationen, die noch immer einige ehrgeizige Heißsporne, namentlich in der französischen Armee, betreiben. Es ging daraus deutlich hervor, daß es dem Herzog ganz fernliegt, je einen unbedachten Schritt in dieser Richtung zu tun. — Eine besondere Ehrung wurde dem Herzog vor einigen Wochen durch den Besuch des englischen Königspaares zuteil, ein Besuch, der zwar in erster Linie eine Sympathiebezeugung für König Manuel bedeutete, der jedoch gleich-



Ansicht des Schlosses Woodnorton. Phot. Record Preß.



Blick in den Speisesaal des Schlosses. Phot. Record Preß.



Phot. R. Bandyk.

Die Herzogin von Orleans.



Phot. R. Vandyk.

Der Herzog von Orleans.

zeitig eine jahrelange Verstimmung zwischen dem englischen Hof und dem Herzog endgültig beseitigte. — Gleichzeitig handelt mit dieser Versöhnung König Georg ganz in dem gütigen, versöhnenden Sinn seiner Großmutter, der Königin Viktoria, die nach den Stürmen der Julirevolution dem Bürgerkönig Louis Philipp, dem Urgroßvater des Herzogs von Orleans, über den alle übrigen Höfe Europas damals die Nase rümpften, in Windsor Castle einen königlichen Empfang bereitete. Den wahrhaft großen und edlen Zug der Gastfreundschaft des englischen Volkes haben die verstoßenen Kinder der so beweglichen und in abrupten Entwicklungstufen fortschreitenden „Grande nation" ganz besonders erfahren.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

16. Fortsetzung.

Asmus' Blick wurde sehr überlegen, als er Johanna erwiderte: „Agnes kann ja gar nicht fort. So billig wohnt sie ja nirgends wie hier in dem Haus, und ich weiß von Heitmüller, daß finanziell dauernd unverantwortlich weitergewirtschaftet wird. Wo soll das hin? Es ist doch Olafs Erbteil! Was brauchte Anka Aussteuer? Die Draperien, die man in Lahore trägt, konnte sie sich ja auch da zusammennähen. Geschickt ist sie ja —"

Und wieder drohte er mit dem Schirm. Und eins wurde Johanna klar: Dieser Mann war wenigstens ehrlich entrüstet. So malte sich eben das Bild von Ankas Heirat in den Augen von Attenrade ... unverlöschlich stand es also eingezeichnet in den Annalen der Stadt, damit späte Enkel es ihren Kindern schaudernd erzählen konnten, daß es einmal eine Thorensen gab, die um die Ecke ging und schließlich in Indien einen Heiden zum Mann nahm, einen „Babou".

Wie die Dinge klingen, so sind sie; wenigstens vor den strengen Augen unerbittlicher Sittenrichter, wie dieser einer war.

„Wir haben nächtelang nicht darum geschlafen — glaub es mir, Johanna!" rief er, die Tropfen aus der Dachrinne, die von oben niederperlten, von der Schulter schlagend. „Hermann und du, ihr wart von gutem Schlag. Aber Agnes hat den Schlag ruiniert. Ich habe ihr nie über den Weg getraut. Und ich behalte immer recht." Und prophetisch hob er die Hand.

„Ja, und nun muß sie eben die Folgen ihrer Fehler austragen. So ist es in der Welt."

„Ihr sonderbaren Menschen!" rief Johanna. „Nur die Ehrlichkeit eurer Entrüstung mildert die Hartherzigkeit eures Tuns."

Er sah nach der Uhr.

„Ich muß zum Griechischen. Es eilt. Und der Besuch, den du uns schuldest, Johanna?!"

„Falls mein Mann mir noch Nachurlaub gibt, komme ich noch zu euch!" sagte Johanna friedfertig. „Und sollten deine Töchter mal nach Berlin kommen, würde ich mich sehr freuen."

„Nie kommen sie dahin", schnitt er ab. „Da, wo Agnes und ihre Töchter all das Gift getrunken haben. — O nein! Meine Mädchen sind eine altmodische Sorte, naiv und unberührt. So haben wir sie erzogen."

Sie sah ihm nach, wie er davonstapfte, vorsichtig über die glatten Steine, ein großer, gutgewachsener Mann mit dem Thorensenschen Familiengesicht, mit den kritischen pädagogischen Blicken des Schulmanns — ein Mensch, der sich im Recht fühlte und vielleicht auch im Recht war?

Als Johanna dies Gespräch im Wandern überdachte, wurde ihr die ganze Wucht des Schrecknisses klar, das über dem Leben jener Menschen hängt, die verurteilt sind, auf einem engen Schauplatz, wo man ihre Fehler kennt, existieren zu müssen, da, wo die unerbittliche Buchführung ringsum keinen Schuldposten je vergessen läßt! Und dabei ist die Welt so weit! Eine Stunde Bahnfahrt genüge schon, um das ganze Bild des Lebens dieser Armen zu verändern. Sie seufzte.

Schön ist die Rückkehr in die Jugendheimat für jene Glücklichen, die das Dasein emporgebracht, und die stolz und selbstgefällig einmal den Fuß wieder auf die vertrauten Straßen setzen, die es sich wie einen besonderen Seelengenuß leisten, auch einmal mit Sentimentalität zu empfinden.

Aber ein furchtbarer Gläubiger ist die Heimat für die Gescheiterten, die sie in ihren Mauern hat, die nicht wieder hinausgelangen ins Weite, von einer strengen Themis dauernd bewacht, von den Nadelstichen der Makelfreien immerfort verwundet!

Johanna schauderte. Der Boden, den sie trat, wurde ihr unheimlich. Sie sehnte sich nach etwas Hellem, Fröhlichem, nach Jugend und Kinderlachen.

Vor der Schule machte sie halt und wartete. Eine Schar eiliger Jungen drängte schon aus der Pforte.

Zwischen den lustigen, schwatzenden Knaben kam Olaf daher, kopfhängerisch und verstimmt.

Er nickte kaum, als er die Tante sah.

„War es nicht nett in der Schule?" fragte sie traurig.

„In der Schule ist es nie nett!"

„Aber ihr spielt doch auf dem Spielplatz?"

„Ich nicht."

„Warum denn du nicht?"

Er wollte erst nicht mit der Sprache heraus. „Weil sie immer sagen," begann er dann mürrisch, „in Indien gibt es drei Götter: Brahma, Wischnu und Schiwa — und zu allen dreien betet deine Schwester" —

Er sah verzweifelt, mit einem Zug herben Leides um den Mund, in die Ferne.

Jedes Leid ist Leid, dachte Johanna, ob es um Kinderei geht oder um des Lebens Ernst.

„Besuchst du noch oft Doktor Meister?" fragte sie ablenkend.

„Er hat mir verboten, in seinen Garten zu kommen."

„Das hast du gewiß nicht richtig verstanden."

„O nein!" versetzte er altklug. „Weißt du, Tante Johanna, wenn ich überhaupt gewußt hätte, wie es in der Welt wäre, wäre ich aus dem Himmelsteich gar nicht heruntergekommen!"

Er sagte es traurig und trotzig und sah starr vor sich hin. Sie schwieg und legte ihre Hand mitleidsvoll auf seine schmale Schulter. Sie sprach freundlich mit ihm, zärtlich, streichelte ihm die Ohren.

Aber es war, als wollte sein Herz nicht auftauen. Gleichgültig ließ er ihre Liebe über sich hingehen. Seine Hand, die ihr so merkwürdig groß geworden schien, lag kalt und ohne Gegendruck in ihren Fingern.

Ihr war, als habe sie ihn verloren, als sei sie zu spät gekommen, für ein Kindergedächtnis viel zu spät. —

Sie aßen zusammen, und jeder bemühte sich, gesprächig zu sein, aber niemand gelang es. Es lag wie ein Bann über allen, auch über Antje, auf der das drohende Gespenst der neuen Dienstherrschaft schon vorwirkend lastete.

Johanna dachte an ihren Mann, der immer so behaglich zu Tische saß, so seelenruhig nach Tisch mit seiner Zigarre, zufrieden mit der Weltordnung und seiner Johanna.

Die Luft von Attenrade fing an, ihr auf die Nerven zu gehen. Am Nachmittag beschloß sie, ehe sie weitere Pläne faßte, Meisters Seele zu sondieren.

Sie ging in der Dämmerung zu ihm hinüber und wunderte sich, daß die Heckentore noch genau so knarrten wie einstmals. Das alte Mädchen schob sie ohne Anmeldung zu ihm in die Stube, so daß sie, ganz überraschend für ihn, in den Lichtkreis seiner Lampe trat.

Er saß über den Akten, in einer leichten Hausjoppe, die ihm etwas Jugendliches gab. Wie er aufstand und die warme Herzlichkeit von einst aus seinen Augen strahlte, sagte sich Johanna, die doch inzwischen auf dem Gebiet guter Erscheinungen verwöhnt worden war, daß dieser Mann besser und männlicher aussah als alle ihre übrigen Bekannten, daß er wie der ruhende Mars im Thermenmuseum aus Kraft und Schönheit zu gleichen Teilen gebildet sei.

„Sie, Tante Johanna?" rief er verwundert. „Das heißt — pardon — Frau Professor wollte ich sagen?"

„Nein, nein, bleiben Sie nur ruhig beim ersten, lieber Doktor Meister! Für hier bin ich immer noch Tante Johanna. Und höre es so gern. Es ist wie alte Zeit. Niemand in Berlin nennt mich so. Seit anderthalb Jahren hab ich's nicht mehr gehört. Da schlägt's mir wie etwas Liebes, Vertrautes ans Ohr."

Sie rückte ohne weiteres in sein grünes Kanapee und rieb sich die Backen.

„Wie kalt die kleinen Städte sind! Ich war heute früh am Markt. Beim Bankier Heitmüller, traf ihn aber nicht. Da fiel mir ein, daß ich meine Bitte ebensogut Ihnen vortragen kann. Meine Schwägerin will nämlich ihr Haus verkaufen, und ich hätte gern einen männlichen Ratgeber für die nötigen Schritte."

Meisters Gesicht wurde streng und finster.

„Ihre Schwägerin will Attenrade verlassen?"

„Ja!" sagte Johanna und dehnte das „a" sehr lang. „Ich hatte ihr seinerzeit, nach meines armen Bruders Tode, selbst dazu geraten, hierher zu ziehen. Jetzt habe ich aber eingesehen, daß mein Rat falsch war. Ich glaubte damals, daß ihr und ihrer Kinder Dasein hier in dem heimischen Kreis in besondere Liebe gebettet sein würde. Ich hatte mit allerhand Faktoren gerechnet, die nachher versagten. Ich finde das Leben meiner Verwandten hier so traurig und freudlos, daß ich dem so schnell wie möglich ein Ende machen möchte."

Meister legte die Ellbogen übereinander und sah starr vor sich hin. „Die unerquicklichen Zustände haben Ihre Verwandten aber doch alle selbst verschuldet."

„Ja, Doktor Meister! Da wären wir bei unserm alten Streitpunkt von Schuld und Sühne. Sie als Richter müssen ja vielleicht dafür sorgen, daß eins aufs andere folgt. Aber schließlich gibt's doch noch den andern point de vue — den des Mitleids! Ich für mein Teil finde die vereinsamten Menschen da drüben in dem kleinen Haus so bemitleidenswert, daß ich mich vom Standpunkt einer persönlich Glücklichen aus einfach genieren würde, die Frage aufzurollen, wieviel davon nun auf ihr Schuldkonto kommt und wieviel auf die Ungunst der Verhältnisse! Sie tun mir grenzenlos leid — und das bringt sie meinem Herzen näher, als Tugenden und Vorzüge es könnten."

„Sie empfinden eben weiblich, Tante Johanna!"

„Nein, nur menschlich!" rief sie und warf ihre Handschuhe auf den Tisch. „Ich begreife die Kaltherzigkeit der Menschen hier gar nicht, die meiner armen und doch in diesem Fall ganz wehrlosen Schwägerin dauernd einen Schwiegersohn zum Vorwurf machen, über den doch niemand in Attenrade das geringste maßgebende Urteil haben kann. Und daß dann niemand da ist, der für die armen Frauen eintritt, der sie verteidigt, das ist's, Doktor Meister, was ich auch in erster Linie von Ihnen nicht begreife!" Sie sah ihn fest an.

Er räusperte sich, stand dann langsam auf und lehnte sich gegen die Wand, wohin der Schein des Lichtes nur dämmernd fiel.

„M u ß diese Frage aufgerollt werden?" sagte er.

„Ja, Doktor Meister! Es muß! Ich fahre morgen fort. Ich glaube nicht, daß ich je wieder hierherkomme. Ich fürchte, daß Sie mich niemals in Lichterfelde besuchen werden. Es ist also wohl unser letztes Gespräch auf dieser Erde. Ich möchte Klarheit, Doktor Meister! Sie waren des Hauses nächster Freund. Sie gehörten dazu, genau wie ich. Ich habe früher Ihr Vertrauen besessen. Was hat Ihnen meine Schwägerin getan? Warum haben Sie Olaf Ihren Garten verboten, wie er mir erzählt hat?"

Er schwieg eine Zeit. Dann sagte er mit trotziger, unwilliger Stimme: „Bis an mein Lebensende werde ich es Frau Thorensen nicht verzeihen können, daß sie ihre Töchter nicht besser erzogen hat — und was Olaf betrifft..." er stockte — „Es mag Ihnen sehr häßlich erscheinen, daß ich hart gegen den Jungen war — aber meinen Sie denn, Tante Johanna, daß ich es aushalten könnte, zwischen meinen Beeten so oft unvermutet jenen Augen zu begegnen, aus denen die Schwester mich ansieht? — Wenn das, womit ich endlich fertiggeworden zu sein hoffe, immer wieder in die Erscheinung tritt und mir die Ruhe nimmt und mich in Zweifel stürzt?"

„Ja — aber Doktor Meister," sagte Tante Johanna, „wenn Sie noch so warm empfinden, dann wäre es doch das einfachste..." sie stockte.

Er trat an den Tisch und legte die geballte Hand auf die Plüschdecke.

„Gunhilde Thorensen jetzt noch zu heiraten?!“ ergänzte er. „Das zu tun, wozu mir seit einem Jahr ungefähr sozusagen die ganze Stadt zuredet, von der Schuldirektorin bis zu Pastor Schreiber, vom Abgeordneten für Attenrade bis zu meiner alten Wirtschafterin, der ich schließlich jede Anspielung bei Kündigungsdrohung verbieten mußte? O ja! Die Vox populi ist für diese Partie. Denken Sie auch nicht, daß ich die Angelegenheit glatt und einfach auf Nein so ohne weiteres entschieden hätte. So leicht läßt mich dieser unselige Stern nicht los. So völlig ist der Reiz eines Menschen für uns nicht aus der Welt zu bringen, wenn wir uns auch noch so gründlich seine dunkeln Seiten vorbeten! Aber wenn ich hier und da im vergangenen Jahr Rückfälle gehabt habe, Vorsätze, meine eigentliche Ansicht niederzukämpfen — die Stimme in meiner Brust hat doch gesiegt. Ich kann es nicht. Es würde etwas ganz anderes sein, als was ich einst gewollt habe. Und nur, was ich einst wollte, hat Sinn. Meine Liebe, Tante Johanna, war keine Liebe, so auf kurze Zeit, auf einen kurzen Antrieb hin wie bei so vielen Menschen. Meine Liebe war etwas sehr Tiefes und furchtbar Ernstes, etwas beklemmend Schweres. Und das Mädchen, dem sie so lange gegolten hat, ist nicht mehr. Ich wenigstens kann in den Zügen jenes Geschöpfes, das durch den Staub des Lebens gegangen ist, jene Gunhilde Thorensen nicht mehr erkennen, die für mich wie eine Heilige war, in der ich etwas Himmlisches sah! Wenn ich mir in Italien einen Moretto kaufe für meinen Hausaltar, den einen, den ich vor allem liebe, und wenn ich ihn dann bekomme, aber versehrt, mit Flecken, angestaubt von der Fahrt, so ist es auch nicht der Moretto mehr, den ich gewollt. Ich weiß, daß dauernd in der Welt Kompromisse gemacht werden, daß Tausende über viel schwärzere Flecken hinwegkommen. Aber was nützen mir die anderen, die doch keine Parallelfälle für mich sind? Ich muß mit mir selbst zurechtkommen, und ich bin einmal nicht der Mann, der Kompromisse macht —“

Tante Johanna saß verzweifelt da. Sie wußte, an diesem schroffen Fels war keine weichere Stelle, wo man den Meißel ansetzen konnte. Dieser Mann war aus einem ganzen Stück — und wo er nicht ganz lieben konnte, liebte er lieber gar nicht —

„Ich weiß wohl,“ sagte sie zaghaft, „daß über Anka sehr unliebsame Dinge kursierten. Und das Fazit davon hat sie ja mit ihrer eigenartigen Heirat selbst gezogen. Was aber Gunhilde betrifft, so war sie doch immer nur im Schlepptau — und ich, die ich wahrlich nie blind gegen meine Nichten war, habe jetzt für Gunhilde so viel zärtliche Liebe im Herzen, bin so erstaunt von der rührenden Weichheit ihres Wesens, daß ich mir gewissenlos vorkommen würde, sie nicht wenigstens etwas gegen Ihren harten Angriff in Schutz zu nehmen....“

Er atmete schwer bei ihren Worten.

„Sie quälen mich, Tante Johanna!“ sagte er. „Soll ich hier Ihnen gegenüber den Ankläger machen gegen ein Wesen, das gewiß den Anteil anderer verdient, aber für mich nun doch einmal verloren ist? Aber sagen Sie selbst! Soll ein Mann wie ich, der von Jugend auf streng und genau, sagen wir meinethalben spartanisch streng in seinen eigenen Angelegenheiten war — soll solch ein Mann mit vierundvierzig Jahren ein Mädchen heiraten, das ein anderer vor ihm wer weiß wie oft geküßt hat?“

Johanna fuhr auf. „Aber Doktor Meister! Das ist bei Gunhilde ja gar nicht erwiesen!“

„Sie hat's mir ja selber zugegeben!“ rief er rauh und wandte sich um.

Unglücks-Gunhilde! dachte Tante Johanna. Warum konntest du denn dies eine Mal nicht lügen?

„Soll ich, der ich sicher bin, daß ich angesichts dieser Lippen diese Tatsache niemals vergessen könnte, der ich die Frau, die mir das angetan, vielleicht quälen und kränken würde, immerfort mit dieser alten Erinnerung — soll ich ein ruhiges und würdiges Dasein, wie ich es führe, hinwerfen und auf ein aus Liebe und Haß zugleich gemischtes Gefühl eine späte Ehe gründen, ohne den Glauben, daß für einen Teil ein Glück daraus erwachsen kann? Ich weiß wohl, ich bin streng in meinem Denken, und ich habe vielleicht eine allzu genaue Moral. Vielleicht ist es gut, daß nicht alle Leute sind wie ich. Aber ich muß mich nun verbrauchen, wie ich bin. Ich habe Ihre Nichte Gunhilde an einem Abend gesehen, den ich nie vergessen kann — ich habe mitangesehen, wie ihr jedes moralische Empfinden fehlte, wie sie durch schiefe Situationen fast empfindungslos hindurchging, ohne Kritik und ohne Abwehr, ebenso gedankenlos, wie sie die Beziehungen zu dem sogenannten ‚bannbefreiten‘ Freunde zugab wie etwas ganz Natürliches und Alltägliches. Ich habe Gunhilde an jenem Abend verloren gegeben, habe Frau Thorensen und Anka gehaßt — ja, und auch Ihren Bruder, Tante Johanna, der so blind zwischen den Seinen stand — nur, daß der Tod mir dann sein Bild im alten, reinen Licht zurückgab. Ich habe meine Liebe niedergezwungen und Schicht gemacht. Es wurde Ruhe in mir. Und dann kam wieder das Leben in das Haus gegenüber. Unter meinen Augen gingen sie wieder hin, die Schritte, die ich vergessen wollte. Ich suchte, gleichgültig zu bleiben, wenn der Zufall mich in ihre Nähe brachte. Aber es ging nicht, und da haßte ich sie. Jetzt bin ich des Hasses und der Liebe müde. Ich bekam in den letzten Tagen die Berufung an das Reichsgericht. Es hat etwas unendlich Verlockendes für mich, Tante Johanna, gerade aus den Qualen des letzten Jahres heraus an einen anderen Schauplatz zu kommen und mit allen Kräften mich an neuen, schwierigen Aufgaben müde zu arbeiten. Auch ich verlasse mein Haus. Also macht es mir keine Mühe, Ihnen Notizen zu verschaffen, Tante Johanna“, schloß er bitter. „Die Häuser können dann ja gleich zusammen verkauft werden.“

Er atmete tief auf und setzte sich auf einen Stuhl, der neben dem Bücherschrank stand.

Er schlug die Knie übereinander und spielte an den Messingbeschlägen des alten Möbels.

Sein trotziges und schönes Gesicht war heiß geworden vom erregten Sprechen. Die alte Mensurnarbe aus seinen Studententagen zeichnete sich rot an der Schläfe ab.

„Schade“, sagte Johanna leise. „Sehr schade. Sowohl für Sie wie für Gunhilde.“

Sie betrachtete ihn. Die Menschen, mit denen sie in Berlin verkehrte, hatten alle etwas Geglättetes, den Schwierigkeiten des Lebens sich Anpassendes. Leise und unmerkbar nach einer gewissen Schablone hin bildeten sich die Seelen — auch der Idealisten, der Draufgänger. In jenem aufreibenden Tageskampf war die force majeure — das Nachgeben der Klugen.

Hier oben aber an der Wasserkante gediehen noch die selbstherrlichen und eigensinnigen Starrköpfe, für die es immer nur einen Weg gibt und nur eine Ansicht, die

den strengen Maßstab, den sie an sich legen, auch auf die andern anwenden, die durch ihr Schicksal gehen.

In diesen Menschen lebte etwas wie die alte Römertugend, die Väter dazu vermochte, schuldige Söhne zum Tode zu verdammen, und ohne Wimperzucken dabeistanden, wenn die Gerechtigkeit ihren Lauf ging. Diese Menschen waren wie ein rocher de bronze. Vielleicht, daß eine Liebe sie einem einzigen Wesen gegenüber eine Zeitlang weich machen konnte. War diese Liebe erloschen, so machte jedes Jahr sie härter und strenger und einsamer.... Er strich sich das Haar von der Stirn.

„Ich habe immer großes Gewicht auf Ihre Wertschätzung gelegt, Tante Johanna!" fuhr er fort. „Von Ihrem Standpunkt aus erscheine ich vielleicht hart und vorurteilsvoll und egoistisch. Aber glauben Sie mir: Wenn an einer Seite dieser Straße schwer gelitten worden ist, so war es an meiner Seite."

Johanna erhob sich und zog langsam einen Handschuh an, obwohl es keinen Zweck hatte.

„Ich habe nunmehr alles verstanden", sagte sie. „Ich danke Ihnen, daß Sie aufrichtig gegen mich waren wie früher in der guten alten Zeit. Sie sind ein so großes Stück unserer Vergangenheit, daß ich mich erst daran gewöhnen muß, Sie ganz aus unserm Leben fortzudenken und nicht mehr zu hoffen, daß es vielleicht doch noch eine Brücke gibt!"

„Vergeben Sie, wenn ich Ihnen nicht meinen Gegenbesuch mache," sagte er förmlich — „aber ich fahre morgen bereits für ein paar Tage nach Leipzig, um das Terrain zu rekognoszieren und eine Wohnung zu suchen."

Er sprach sachlich und ruhig. Das Thema, das ihn einst so heiß gemacht, war abgeschlossen für ihn. Er zeigte die Miene ruhevoller Gelassenheit, um die er so schwer gerungen hatte, ja, er lächelte Johanna sogar beim Abschied an, mit jenem eigentümlichen, gütigen Lächeln, das sie so gut aus früheren Jahren kannte, wenn er den Spielen der Kinder auf dem sommersonnigen Rasen zugesehen hatte.

Sie ging und seufzte in der feuchten Nebelluft da draußen tief und kummervoll auf. Sie fühlte die ganze Ohnmacht des Dritten, der zwei, die zusammenkommen müßten, wenn es nach Ordnung und Vernunft ginge, dennoch nicht zusammenführen kann, die ganze Ohnmacht dem Mann gegenüber, der seine Position fest erwählt hat und sie fest behauptet.

Wie glatt und leicht — eine reife Frucht — hatte sie einstmals Hansens Heiratsantrag vom Baum geschüttelt! Wie waffenlos stand sie diesem Fall gegenüber!

War er wirklich erledigt? Gab es nicht noch irgendeine Möglichkeit? Wenn er Gunhilde noch einmal sah — sie so sah, wie sie das Mädchen in diesen Tagen gesehen? In all ihrer liebenswürdigen, vom Staub des Lebens so gar nicht berührten Anmut?

Und sie hoffte trotz seinen Worten doch noch im stillen weiter mit der zähen Hoffnungskraft aller echten Frauen, die nie ganz versiegt, sobald es sich um Herzensfragen handelt. Vielleicht kam doch noch eine weiche Stunde zum Abschied — jene eine Stunde, an der manchmal das Schicksal hängt, bezwungen von der Macht eines Blicks oder dem jähen Wiederaufflackern eines nur scheintoten Gefühls!

* * *

Dann saßen sie beim Abendbrot um den runden Tisch. Frau Thorensens und Gunhildens Fragen kamen immer wieder zu ihrem Besuch bei Meister zurück.

Wie war er gewesen? Nach wem hatte er gefragt?

Sie erfand und arrangierte, erzählte von seiner Berufung, dem Plan, auch sein Haus zu verkaufen. Sie zitierte unverfängliche Bruchstücke aus dem Gespräch und redete sich selber wieder in eine Art Optimismus hinein. Und dazwischen erbarmte sie die Kleinstadtmisere dieser Art Romane von Fenster zu Fenster, die nie zu Ende kommen können, auch wenn sie eigentlich längst zu Ende sind, die ihren Abschluß oft genug erst dann finden, wenn man den einen Teil zum Attenrader Kirchhof hinausträgt und der andere Teil, dem melancholischen Zug nachblickend, das Fazit seiner Leiden zieht. Nein, für solch ein Schicksal war Gunhilde zu schade. Es war recht, daß sie fort wollten, weit fort. Je eher, je besser....

Trübe und elegisch floß das Gespräch über Vergangenheit und Zukunft.

Johanna hätte am liebsten aufstehen, die Fenster aufreißen, auf den Tisch schlagen und das ganze Attenrade verwünschen mögen, dessen Strafgericht diese armen Gefangenen verfallen waren.

Die Gespräche mit Asmus und Meister klangen ihr immerfort in den Ohren.

Aus ihrem hellen freudigen Leben heraus war sie wieder auf Weltanschauungen gestoßen, die ihr vorsintflutlich schienen, unbarmherzig, grausam.

Man trennte sich früh.

Frau Thorensen stieg in ihre Giebelstube hinauf, Gunhilde schrieb wie fast jeden Abend an Anka.

Johanna lief hin und her durch die Zimmer und überlegte. Da war der Plan mit Moen.

Sie sah die beiden schwachen Frauen zwei guten, aber schrulligen, alten Leuten preisgegeben, verpflanzt auf ein Eiland, das, wie abgetrennt vom richtigen Leben, seltsam melancholisch in den Fluten des Nordens schwamm. Durch ihren Geldmangel angekettet an das Haus, das ihnen nicht gehörte, an sonderbare, einsamkeitsgewohnte Menschen, die sich vielleicht mit der Zeit als Tyrannen entpuppten und als Quälgeister. Johanna besann sich genau genug auf die Besuche von Frau Agnes' dänischen Verwandten, die in früheren Jahren zuweilen Gastrollen auf der Durchreise gegeben hatten, bei denen anfangs alles in eitel Liebe und Herzlichkeit herging, bis dann wie schwelendes Feuer hier und da die dänisch-deutschen Streitfragen plötzlich zwischen harmlosen Worten emporzüngelten — das ewige „Weh und Ach" in den Ländern, die nah an Grenzen liegen.

Ganz spät trat sie an Olafs Bett, die Hand vor das Licht haltend, damit es den Schläfer nicht erwecke.

Seine kleine Faust war gegen die schlafroten Wangen gepreßt. Viel wärmer und blühender sah er aus als bei Tage. Der Schatten der langen Wimpern schwankte im huschenden Licht. Die Linie des weißen Halses, kindlich und fest, schimmerte über dem buntgesäumten Hemd.

So lag er nun Nacht für Nacht, und niemand freute sich an seiner Schönheit. Niemand kam, um sich mit Blicken der Liebe über den kleinen Schläfer zu beugen. Gunhilde ging ohne Licht zu Bett, um ihn nicht aufzuwecken, müde von ihrem eigenen Leid, blind gegen den Anblick eines schlummernden Kindes, nach dem Johanna sich so oft zurückgesehnt aus alter Gewohnheit heraus. Und sie fragte sich, ob man denn nicht berechtigt sei, das an sich zu nehmen, was die andern nicht genügend bewerteten?

Und ein Garten im Süden fiel ihr ein, an dem sie einstmals mit Hansen vorübergegangen, ein Villengarten am Gardasee. Die Besitzer waren verreist, die Pforte verschlossen. Unter dem Zypressenhain stand auf dem leuchtenden Rasen eine einsame weiße Tuberose. Sie blühte für niemand. Niemand trank ihren Duft. Niemand brach einen Stengel. Sie war gewissermaßen ganz umsonst da — für nichts.

War denn ein Kind, das nicht zu seinem Recht kommt, nicht nach seinem wahren Wert geschätzt wird, nicht das gleiche wie jene einsame Tuberose?

Und plötzlich wußte Johanna Rat.

Sie faßte ihren Entschluß.

Und ihr war wieder wohl wie noch in keiner Minute, seit sie das Pflaster der Heimat betreten hatte.

* * *

Am nächsten Morgen läuteten die Sonntagsglocken über Attenrade.

„Kommst du mit zur Kirche?“ fragte Gunhilde zaghaft beim Frühstück.

„Nein!“ versetzte Johanna. „Ich bleibe zu Haus. Ich habe mit deiner Mutter zu reden.“

Als die Kinder gegangen waren, stieg Johanna in die obere Etage.

Das Zimmer, in das sich Frau Thorensen seit ihrer Rückkehr als in das stillste, vom Hausbetrieb ungestörteste zurückgezogen, war einst ihr Zimmer gewesen. Quer an der Wand hatte ihr Bett gestanden und daneben durch Jahre das braune Gitterbettchen des jüngsten Kindes, das durch nächtliche Unruhe den Eltern zu sehr den Schlaf vertrieb.

Ihre Stube in zwanzig langen Jahren. Sie trat hinein wie in ihre Vergangenheit, wie in die Fußtapfen ihres alten Ich....

Frau Thorensen stand am Tisch und schnürte ein Paket. Auf den Stühlen lagen Kartons. Auf dem Tisch lange Listen. Es war das unbehagliche Durcheinander eines Zimmers im Aufbruch. „Du kramst!“ sagte Johanna.

„Ja, ich packe bei Kleinem“, versetzte Agnes. „Es ist ein melancholisches Geschäft. Aber was hilft's? Zwei Drittel unserer netten Siebensachen muß zurückbleiben. Kragenjhelms sind beengt im Platz, und wir können nicht mehr als vier Stuben haben. Antjes Mutter hat am krummen Deich einen leeren Speicher. Sobald das Haus verkauft wird, schafft Antje die Sachen dorthin. Vielleicht können wir sie mit der Zeit doch bei uns unterstellen. Eins wollen wir nicht! Keine Auktion hier, wie es sonst die Menschen machen. Unsere lieben Sachen, die uns so oft durch die Hände gingen, sollen nicht weggegeben werden. Lieber möchte ich alles verbrennen. Kein Stück von uns soll hier unter die Leute kommen. Es wäre mir ein schrecklicher Gedanke, wenn zum Beispiel Asmus' Töchter etwas aus Ankas und Gunhildens Mädchenzimmer in Besitz nähmen.“

Sie beugte sich über den Tisch und notierte etwas in die Liste. Ihr weiches Haar fiel ihr dabei vom Scheitel in die Stirn. Sie strich es mit den langen Fingern zurück, an denen ihr Trauring stak, und als sie sich dabei zu ihrer vollen Höhe erhob, fiel es Johanna auf, wie wenig die Zeit und der Kummer an dieser bevorzugten Gestalt geändert hatten.

(Fortsetzung folgt).



1. Schulterkragen, Mütze und Muff aus Skunks.




Neue Pelzmoden.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Die Sucht nach Originalität, die das Modebild in den letzten Jahren beherrscht, hat sich auch der Pelzmode mitgeteilt; nicht zum Schaden des Gesamtbildes. Noch nie ist der Pelz auf den Straßen der Großstadt, in den Restaurants, Theatern und Privathäusern so zur Geltung gekommen wie jetzt. Noch nie hat er seine Herrschaft auf die Frauenmode so weit ausgedehnt, noch nie ist er so kleidsam gewesen. Abb. 3 zeigt uns ein ganzes Kostüm aus Rauchwerk. Solche Form ist die einzige, in der die halblange Jacke gestattet bleibt, der Modisten und Schneider im übrigen Feindschaft schwuren, weil sie, auch kleinen Börsen zugänglich gemacht, gewöhnlich zu werden drohte. Der gerade Rock des Pelzkleides, der über den Hüften die gleiche Weite besitzt wie um den unteren Rand, entspricht genau der Modevorschrift. Die ein wenig in der Taille eingenommene Jacke hat lange, glatte Aermel und einen breiten, umgeschlagenen Kragen, dessen mit Silberfäden durchsetzter Zobelgrund sich sehr wirkungsvoll von dem wechselnden Grau des Chinchilla abhebt, aus dem das Kleid selbst gefertigt ist. Dem großen Muff sieht es niemand an, daß sich unter seiner Pelzhülle eine geräumige Tasche verbirgt. Der Chinchillagrund ist unsichtbar gespalten, so daß sich eine Klappe abheben und mit Druckknöpfen wieder befestigen läßt. Ein atlasgefüttertes Etui wird darunter sichtbar, in dem



Phot. H. Manuel.



2. **Prinzeßmantel aus Astrachan mit Zobelumrandung.**



Phot. Félix.

3. **Pelzkleid mit Sackjacke aus Chinchilla und Zobel.**

kleine Abteilungen Puderdöschen und Quaste, Portemonnaie, Notizbüchelchen, Bürstchen, Riechfläschchen usw. aufnehmen. Es gehört zum Kodex der Mufftaschen, daß ihre innere Einrichtung aus schmiegsamem Leder und nicht aus dem sonst dafür beliebtesten Silber besteht, das in der Farbe mit dem Pelz des Muffes übereinstimmt. Die Handtasche machen die Muffen für die Dauer des Winters entbehrlich. Der das Pelzkostüm begleitende Hut aus zobelbraunem Samt wird von einem gebauschten, unten herum eingeschnürten Mützenkopf von chinchillagrauem Samt gekrönt. Auf Abb. 4 treten uns die obengenannten Streifen noch ausgeprägter durch Zusammenstellung zweier Pelzsorten entgegen. Senkrecht laufen schmale Streifen von Otter und Fäh nebeneinander her. Die Umrandung des Mantels bildet ein Skunksstreif, der die beiden Farbentönungen der verschiedenen Pelze in sich vereinigt. Das Futter ist brauner Atlas. In der gleichen Farbe ist auch das gefältelte Seidenfutter des Hutes gehalten, dessen hohe Topfform von drapiertem dunkelbraunem Samt bedeckt ist. Zwei graubraune Straußenfedern steigen vorn rechts daran empor. Straußenfedern bilden auch die Zier des großen geschweiften Hutes auf Abb. 5. Ueber dem schwarzbraunen glatten Innendeckel aus Samt breitet sich der obere Teil des Hutes in schneeweißem Samt. Den flachen Kopf kränzen graubraune Straußenfedern. Der Mantel selbst ist aus schwarzbraunem Samt. Der Reverskragen aus schneeigweißem Hermelin. Der untere gerade und rockartig angesetzte Mantelteil präsentiert sich unter den Samtblenden und -patten in Graubraun gefärbtem Breitschwanz. Futter aus silbergrauem Atlas. Die Form ist die eines engen Sackmantels, der nach unten in keiner Weise weiter wird. Den seitlichen Verschluß bilden vier große Knöpfe, deren oberster etwas unterhalb des Taillenschlusses an der äußersten Spitze des bis dorthin reichenden Hermelinumlegekragens angebracht ist. Den sonst weniger getragenen Astrachan bringt der in Prinzeßform gearbeitete Mantel auf Abb. 2. Der Verschluß des oberen, von einem eckigen, vorn herzförmig ausgeschnittenen Kragen abgeschlossenen Mantelteils geschieht durch zwei große Emailleknöpfe in der Mitte. Etwas oberhalb der Taille richtet er sich dann seitlich, um über die Hüfte hinab bis auf den Boden den Mantel auseinanderzuspalten. Man kann diesen Spalt jedoch durch große Haken schließen. Zobel liegt um die glatten Aermel und umzieht auch den unteren Mantelrand. Altrosa getönt ist die riesige Straußenfeder, die als einziger Schmuck den großen, flachen, schwarzen Samthut krönt. — Alle drei Mäntel sind für den Tagesgebrauch bestimmt. Für die Abendmäntel schmückt man den Pelz mit allerlei Zutaten von Seide und Spitzen, Samt und Seidenmusselin. Da, wo zum Tagesanzug der Mantel unerwünscht ist und auch das ganze Pelzkleid zu schwer erscheint, legt man über dem Tailleur aus Wollenstoff eine kleine Pelzhülle an, mit der Muff und Hut möglichst harmonieren. Abb. 1 zeigt eine solche Garnitur aus Skunks. Der breite Schulterkragen ist halb Boa, halb Stola und drapiert sich graziös in jeder Art um Hals und Schultern. Braunes Atlasfutter ist ihm wie dem Muff beigegeben. Ein Skunksstreifen umrandet die weit ausgebauschte dunkelbraune Samtmütze, die vorn über der Stirn eine breite Straßschnalle verziert.

Klementine.

Phot. Felix.

4. Pelzmantel aus Otter und Fäh.



Phot. Felix.

5. Samtmantel mit Hermelinkragen.

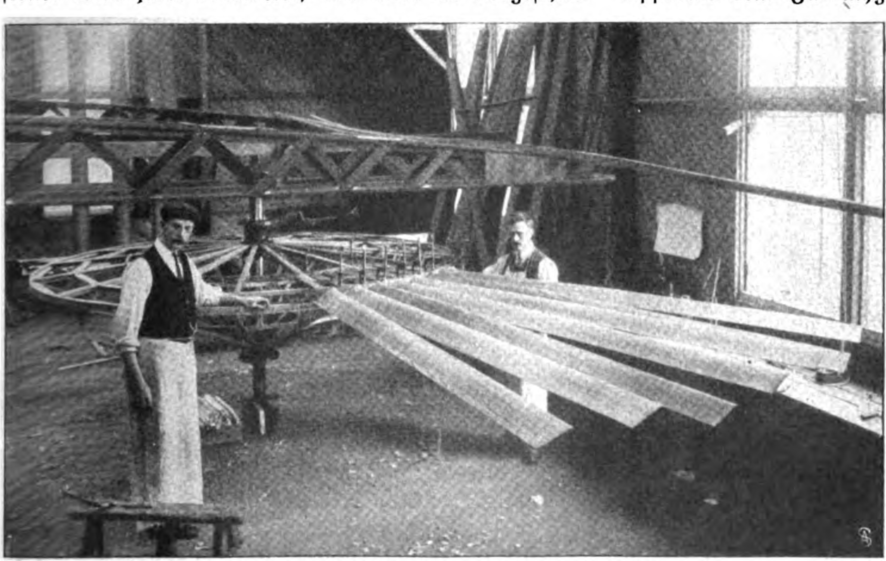
Die Flugwoche.

Die Geschwindigkeit der Flugfahrzeuge ist schon jetzt im Durchschnitt weit größer als die der Luftschiffe, und es ist sowohl bei den Flugwochen wie bei den letzten französischen Manövern erwiesen, daß Drachenflieger bei einem Wind aufzusteigen vermögen, bei dem die Lenkballons in ihren Hallen bleiben müssen. Die größte, offiziell anerkannte Geschwindigkeit hat bis jetzt der Engländer Radley am 13. August mit 122 Kilometer in der Stunde erreicht. Bei dem Ueberlandflugwettbewerb Bork-Johannisthal erzielte Wienczers auf seinem Blériot-Eindecker etwa 100 Kilometer in der Stunde. Man war bisher vielfach der Ansicht, es sei namentlich für militärische Zwecke wichtiger, langsamere Flugdrachen zu bauen, weil man langsamer über das zu erkundende Gebiet hinwegfliegen müsse, in der irrigen Ansicht, daß man aus einem sehr schnell fortziehenden Luftfahrzeug nicht genügend Zeit zum Beobachten des Geländes habe. Der Hauptwert wird aber nach wie vor auf den Bau sehr schneller Flugzeuge gelegt, weil eine schnelle Nachrichtenübermittlung und eine schnelle Erkundung im Kriegsfall von der höchsten Bedeutung ist. Schon die amerikanische Militärverwaltung hatte seinerzeit bei der Abnahme der Wrightflieger die schnellere Leistung höher bewertet, und auch jetzt wieder hat der französische Kriegsminister bei einem Preisausschreiben für Flugzeuge die größere Geschwindigkeit mit einem höheren Preis ausgelobt. Die Flugzeuge, die sich an diesem Wettbewerb beteiligen, sollen mindestens 60 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Der Erbauer des schnellsten Apparats wird den Ersten Preis im Betrag von 100 000 Frank erhalten, außerdem werden ihm 10 Maschinen für je 40 000 Frank abgenommen, ferner wird jedes Kilometer, das über die vorgeschriebene Schnelligkeit von 60 Kilometer in der Stunde hinausgeht, mit einem Zusatz von 500 Frank bewertet. Zum mindesten erhält der Sieger also 500 000 Frank. Falls er aber eine Geschwindigkeit von 136 Kilometer in der Stunde erreichen sollte, wie die Brüder Wright für ihren neuen Zweidecker in Aussicht gestellt haben, bekommt der Sieger sogar 538 000 Frank. Aber es ist auch wertvoll, wenn die Flugmaschinen mit verschiedenen Geschwindigkeiten zu fliegen vermögen, besonders bei der Landung, bei der man den Stoß möglichst abschwächen muß. Die mit außerordentlich großer Schnelligkeit sich fortbewegenden Flugzeuge haben, wenn im letzten Augenblick zur Landung noch einmal der Motor abgestellt wird, noch eine so erhebliche Geschwindigkeit, daß sie viele Hunderte von Meter auf dem Boden weiterrollen. Man denke nur an die Landungen der Eindecker, die man auf den Flugwochen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Wenn man aber in der Lage ist, unmittelbar vor der Berührung mit dem Erdboden — man ist nicht immer in der Lage, vollkommen im Gleitflug zu landen — noch eine geringe Geschwindigkeit einzustellen, so vollzieht sich die Landung glatter.



Eine in der Luft zerrissene Luftschraube.

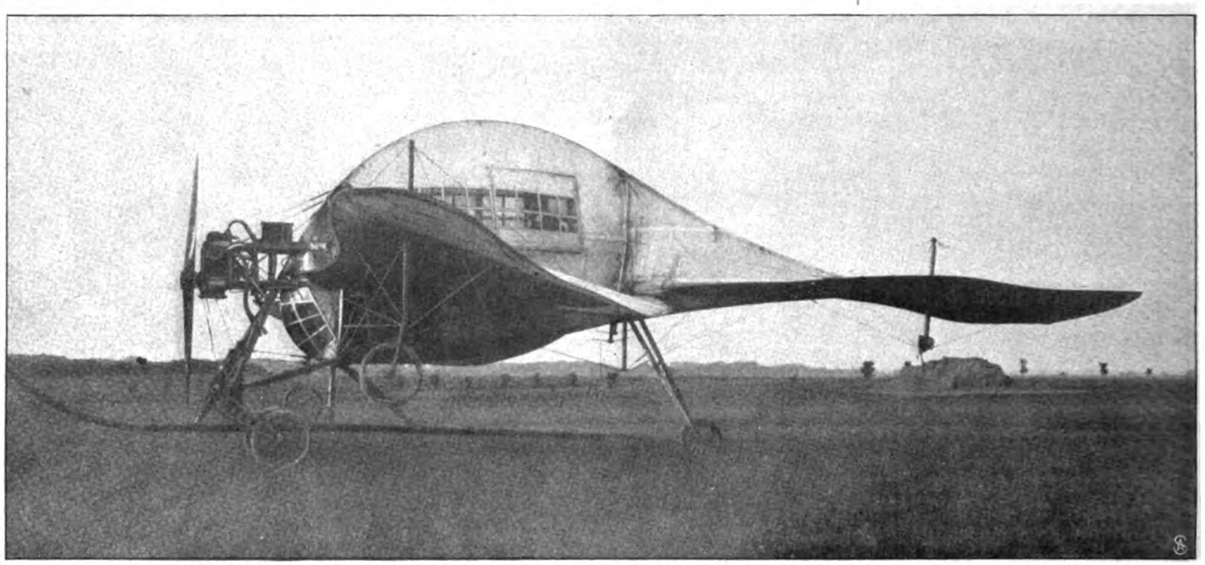
Ein einfacher Schraubenbruch hat bei Flugmaschinen schon namenloses Unglück angerichtet, da die Apparate beim Zubruchgehen ihrer Schrauben meist in gefährlicher Weise abstürzen, wobei es dann sehr häufig nicht mehr gelingt, die verlorene Gleichgewichtslage wiederherzustellen. Es sei daran erinnert, daß der verhängnisvolle Absturz von Orville Wright am 17. September 1908, der den Tod seines Begleiters Leutnants Selfridge zur Folge hatte, dadurch verursacht wurde, daß die Schraube durch einen sich lockernden Spanndraht zerschnitten wurde. Auf Flugplätzen kann man häufiger die Beobachtung machen, daß gerade Zubruchgehen der Schrauben den Absturz verursachen, wie es beispielsweise bei der Berliner Augustflugwoche bei dem



Einsetzen der hölzernen Schaufeln in die Metallkonstruktion des Gyropters.

Sturz von Heim der Fall war. Es sind nun Erfinder auf den Gedanken gekommen, eine größere Anzahl von Schraubenflügeln an einer Scheibe zu befestigen, um mit ihnen entweder den Apparat vorwärts zu ziehen oder aber, wenn das ganze System auf einer senkrechten Achse angeordnet ist, sie zum Hub zu verwenden. Alsdann würde sicher das Zubruchgehen eines einzelnen Blattes kaum größeren Schaden anrichten. Es fragt sich aber, ob man mit dieser sehr komplizierten Vorrichtung noch die erforderliche Wirkung ebenso auszuüben vermag wie mit schnell sich drehenden einfachen Schrauben, die nur zwei, drei oder höchstens vier Blätter besitzen. Ein solches System bestimmter Schraubenanordnung hat man bereits in England fertiggestellt und unter der Bezeichnung Gyropter in der Praxis erprobt.

Flugmaschinen mit geschlossenem Führerstand werden zweifellos bald allgemeiner eingeführt werden, da die Verminderung des Luftwiderstandes von außerordentlichem Vorteil für die Aeroplane ist. Aus diesem Grunde hat man schon vielfach den Führersitz in einer geschlossenen, vorn spitz zulaufenden Kabine untergebracht. Der Ueberblick wird bei dem hier abgebildeten Eindecker des Franzosen Henri Mainguet zu Chartres durch Fenster nach allen Seiten ermöglicht. Der Aeroplan macht den Eindruck eines Fischleibes; er ist dem Exocoetus-Hochflugfisch nachgebildet. Solche Kabinen lassen sich auch so herrichten, daß bei einem etwaigen Absturz der Luftschiffer einen gewissen Schutz genießt. Man gibt ihnen zu diesem Zweck ähnlich wie der Gondel eines Freiballons eine Polsterung aus Tuch. Es wäre auch denkbar, daß man die Wände des Führerstandes mit Gummistoff auslegt, der sich wie ein Pneumatik mit Luft aufpumpen läßt. Bei einem Sturz würden dadurch die Luftschiffer vielleicht vor den ärgsten Verletzungen geschützt. Die Polsterungen der Ballongondeln haben sich nach dieser Richtung hin bei Landungen im Sturm schon außerordentlich bewährt.



Aeroplan mit geschlossenem Führerstand „der fliegende Fisch".

Die Tanzmaus.

Die japanischen Tanzmäuse, die bei uns in den Handel gebracht werden, rekrutieren sich zum geringsten Teil aus deren Nachkommenschaft in der Gefangenschaft. Der weitaus größte Teil wird, wie schon der Name sagt, aus Japan und aus Brasilien in großen Kisten importiert. Das Tier ist etwas kleiner als die gewöhnlichen Albinos von Mäusen. Die Grundfarbe ist schneeweiß, aber Kopf und Hinterleib sind mit unregelmäßig geformten, großen schwarzen Flecken bedeckt, als seien sie mit Tinte übergossen worden. Die Größe, Gestalt und Anlage der schwarzen Flecken ist bei jedem Individuum anders, und man wird wohl nicht leicht zwei ganz gleiche Exemplare finden. Oft sitzt noch ein schwarzer Fleck auf der Nase, als hätte er sich dorthin verirrt, und gibt dem Tier ein ganz drolliges Aussehen. Mitunter zeigt auch der Schwanz, der sonst ganz farblos, spärlich behaart und fein beschuppt ist, in der Mitte oder am Ende einen Anflug von schwarzem Pigment.

Die Fruchtbarkeit ist bei den japanischen Tanzmäusen nicht so groß wie bei den Albinos, die, wie behauptet wird, kaum daß sie geworfen hätten, auch schon wieder aufnähmen, sondern zwischen jedem Wurf liegt mindestens ein Zeitraum von sechs bis acht Wochen, und die Jungen brauchen vier Wochen, bis sie völlig selbständig sind und des Schutzes ihrer Alten nicht mehr bedürfen.

Die Tiere hält man gewöhnlich in einem sogenannten Terrarium (Glasbehälter) mit oder ohne Deckel. Da die Tiere die glatten Glaswände nicht emporkriechen können und auch nicht zu springen vermögen wie weiße Mäuse, kann letzterer ganz weggelassen werden. Anstatt des kostspieligen Terrariums genügt aber auch ein gewöhnliches Kistchen, das mindestens ein Ausmaß von dreißig

Quadratzentimeter haben soll, um den Tieren genügend Raum zu bieten, ungestört ihrer Tanzlust frönen zu können. Die Höhe kommt eigentlich nicht in Betracht, doch soll sie mindestens so viel betragen, daß das Tier, ganz aufgerichtet, auf den Hinterfüßen stehend, den Deckel nicht erreicht, da es sich sonst zu sehr beengt fühlt.

Da manche Tanzmäuse mit großer Gewandtheit, die man ihnen sonst gar nicht zumuten würde, in den Ecken der Kiste emporsteigen, so ist ein Deckel aus verzinktem Draht wohl unerläßlich.

Doch macht das Einbringen einer entwichenen Tanzmaus weiter keine Schwierigkeiten. Unmittelbar dort, wo sie den Boden der Freiheit erreicht hat, gibt sie ihrer Freude dadurch Ausdruck, daß sie sofort einen Siegestanz aufführt, wobei sie beständig bald größere, bald kleinere Kreise beschreibt, und bei ihrer Tanzlust geradezu demjenigen, der sie fangen will, in die Hände läuft. Keinesfalls aber entfernt sie sich weit von ihrem Käfig oder legt gar große Strecken Weges zurück.

In eine Ecke des Käfigs setzt man eine umgekehrte Schachtel aus Holz oder einen Karton oder ein kleines, umgestülptes Strohkörbchen, wie es bei Stubenvögeln häufig als Nest genommen wird. Man versieht es mit einem Schlupfloch und etwas Baumwolle, die den Tieren bei Tag als Lagerstätte und späterhin als Nest dient. Dort liegen sie nun tagsüber zu einem Häufchen ineinander verschlungen und schlafen, bis die ersten Abendstunden heranbrechen, die sie zu neuem Leben erwecken, denn sie führen vorwiegend ein nächtliches Leben wie alle Mäuse und überhaupt die meisten Nager. Dessenungeachtet kommen sie auch bei Tage bisweilen für kurze Zeit aus ihrem Versteck hervor, führen ihren muntern Tanz auf, nehmen Nahrung zu sich und werfen sich alsbald wieder in Morpheus' Arme.

Erst abends beginnt das eigentliche Leben. Sie laufen ein und aus, ergötzen sich in munterer Tanzbewegung, die nur kurz unterbrochen wird, um die notwendige Nahrung aufzunehmen, und dann wird wieder das Tanzbein geschwungen. Es ist, als bewegten sie sich in einem ewigen Fasching, der keinen düsteren Aschermittwoch kennt.

Gegen Kälte sind sie sehr empfindlich, und man tut gut daran, sie im geheizten Zimmer zu belassen. Was die Nahrung anbelangt, so reicht man ihnen vorzugsweise gemischtes Vogelfutter und hartes Weißbrot, letzteres, um ihrer Sucht zu nagen zu genügen. Vor Hanffütterung kann nicht dringend genug gewarnt werden; denn er bekommt ihnen entschieden schlecht. Die Mäuse bekommen allerdings anfangs ein volles, glänzendes Aussehen, nehmen infolge des öligen Stoffes, den der Hanf enthält, viel Flüssigkeit zu sich, werden allmählich träge und gehen an der Fettsucht ein. Zum Trinken reicht man ihnen Wasser oder Milch, letztere ist natürlich vorzuziehen und wird auch von den Tieren lieber genommen. Doch soll das Gefäß möglichst flach sein, da die Jungen bei ihrem Mangel, sich in Räumen zurechtzufinden, und überdies aus Ungeschicklichkeit leicht im Napf ertrinken, dabei braucht das ganze Tier gar nicht einmal in der Flüssigkeit einzutauchen; es genügt, daß der Kopf hineinkommt. Wenn es mit dem Kopf in den Napf hineingerät, findet es den Ausweg nicht mehr und kommt jämmerlich um. Beim Trinken bewegt sich die kleine Zunge so rasch aus und ein, daß man sie kaum bemerkt. Nicht weniger interessant als unterhaltend gestaltet sich die Beobachtung des Familienlebens der Tanzmäuse. Hat das Männchen einmal das Alter von sechs bis acht Wochen erreicht, so beginnt es auch schon wie ein neckischer Faun sein Weibchen mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten aller Art zu verfolgen. Doch dieses verhält sich anfangs stets sehr zurückhaltend, ja sogar spröde und abweisend, indem es, sich auf die Hinterbeine stellend, laute Pfiffe der Mißachtung gegen den Don Juan ertönen läßt. Aber auch hier führt Beharrlichkeit und Ausdauer endlich zum Ziel, und der Verliebte wird erhört.

Man sieht sie nun miteinander im süßen Tete-a-tete kosend und schäkernd. Mitunter küssen sie auch, wie es die Tauben auf den Dächern zu tun pflegen.

Sobald die junge Maus das Licht der Welt erblickt, bekundet sie auch schon ihre Ankunft durch ein leises, zirpendes Pfeifen, ähnlich dem der Fledermäuse.

Die Jungen werden nach ihrer Geburt von der Alten abgeleckt und möglichst tief in der trichterförmigen Vertiefung des Nestes geborgen, um sie neugierigen Blicken tunlichst zu entziehen. Sie werden von der Mutter gewöhnlich mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt und nur für kurze Zeit verlassen, wenn es gilt, Nahrung aufzunehmen. Nicht immer so das Männchen. Wenn es auch zuweilen vorkommt, daß eine unnatürliche Mutter ihre eigene Brut verzehrt, so ist dies doch seltener der Fall. Dagegen finden wir oft, daß der Mäusevater sich sofort dran macht, seine Kinder mit Haut und Haar zu fressen, wobei dann bisweilen das Weibchen sich hinreißen läßt — mitzutun. Dagegen bemerkt man, daß das Weibchen die Jungen, die aus natürlichen Ursachen verenden, jedesmal ganz verzehrte, um sich wahrscheinlich des Kadavers zu entledigen.

Anfangs sind die Jungen etwa ein bis anderthalb Zentimeter lang, ganz rot und sehen aus wie kleine Würmer. Die Stelle, wo die Augen sind, heben sich durch dunkle Punkte ab. Sie öffnen sich erst nach elf bis vierzehn Tagen, anfangs sind sie nur ein schmaler Spalt. Nach wenigen Tagen machen sich schon die schwarzen Flecken bemerkbar, bevor noch die Behaarung hervortritt. Allmählich nehmen sie die Gestalt von Ferkeln en miniature an, die rote Farbe verblaßt langsam, geht in Rosa und schließlich in Weiß über.

Nimmt man in den ersten vierzehn Tagen die Jungen aus dem Nest und legt sie in verschiedene Ecken des Käfigs, so schießt die Alte wie toll herum, erfaßt ein Junges nach dem andern beim Schweif oder an irgendeiner Stelle der dehnbaren Haut und schleppt es unsicheren Ganges, in Zickzackbewegungen einherlaufend, ins Nest zurück. Dabei trägt sie sie nie sofort direkt ins Nest zurück, sondern verliert sie am Weg des öftern oder legt sie hier oder dort wieder nieder, wobei sie ihrem Nest stets näher kommt, bis sie schließlich das Junge glücklich zurückgebracht hat. Diese Unsicherheit hängt wohl mit dem Mangel des Ortssinnes zusammen, der anatomische Gründe hat. Bringt sie einmal ihre Jungen nicht mehr zurück ins Nest, so ist dies ein Zeichen der bereits zum Teil erkalteten Mutterliebe. Verläßt die Alte das Nest, so verbaut sie stets das Schlupfloch, indem sie die Watte zusammenzieht.

Das auffallendste Symptom dieser Mäuse ist, wie auch schon der Name sagt, die Tanzbewegung, die Veranlassung zu mannigfachen Untersuchungen und Stoff für viele Fachschriften geliefert hat. Einige behaupten, die tanzenden Bewegungen entspringen einer freudigen Erregung. Beobachtet man verschiedene Individuen,

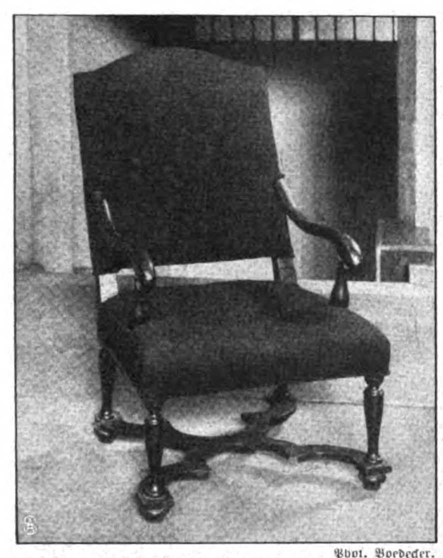


so wird man bemerken, daß die Bewegung nicht nach ein und derselben Schablone vollführt wird. Einige beschreiben Kreise, bald nach rechts, bald nach links sich in wirbelndem Tanz drehend, so rasch und behend, daß man bloß einen Fleck sieht, andere beschreiben wieder eine Achterfigur. Nicht jeder dürfte wissen, daß diese Bewegungen des Tieres Zwangsbewegungen sind, deren Triebfeder im Gehörgang der Maus liegt. Der Gang der Tanzmaus ist bei raschem Lauf geradlinig, aber etwas watschelnd, bei langsamem Gang dagegen tritt deutlich eine Zickzackbewegung auf, was besonders dann der Fall ist, wenn das Tier einem bestimmten Punkt zustrebt. Tanzmäuse können sich dagegen ganz gut umkehren, ohne einen größeren Bogen beschreiben zu müssen, auch vermögen sie längere Strecken nach rückwärts zu laufen. Im übrigen sind sie sehr ungeschickt und verlieren leicht das Gleichgewicht, besonders auf schmalen Brettchen.

Auf die flache Hand gesetzt, beginnen sie auch dort zu tanzen, purzeln aber leicht herunter. Die Ursache dieser auffallenden Symptome beruht auf Störungen in den Bogengängen des Gehörorgans, mit denen die Unfähigkeit, sich im Raum zu orientieren, Hand in Hand geht.

So hätten wir denn in kurzen Zügen die japanische Tanzmaus betrachtet, und man kann nicht leugnen, daß sie vieles Interessante und Wissenswerte aufweist wie so manches andere unscheinbare Tier, wenn es einer genauen Beobachtung und Untersuchung unterzogen würde.

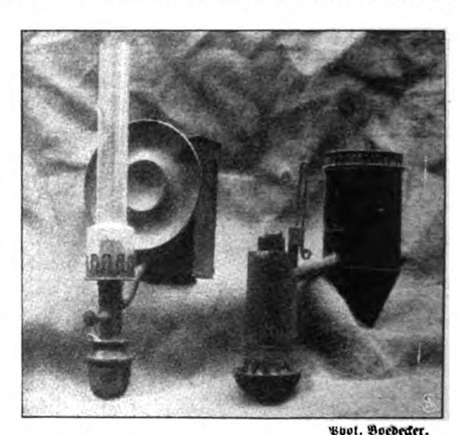
Bilder aus aller Welt.



Phot. Boedecker.

Goethes Regisseurstuhl im Lauchstädter Theater.
Zur Theaterausstellung in Berlin.

Auf der vor kurzem in Berlin eröffneten Theaterausstellung sind recht interessante Reliquien aus Goethes Zeit ausgestellt: Der Stuhl, auf dem Goethe als Regisseur im Weimarer Sommertheater zu Lauchstädt bei den Proben zu sitzen pflegte, des weiteren das Schwert Mephistos, wie es bei der ersten Faustaufführung in Weimar zur Verwendung kam. Von Interesse sind auch gerade im Gegensatz zu der modernen vollendeten Beleuchtungstechnik die alten Lauchstädter Bühnenlampen.



Phot. Boedecker.

Bühnenlampen aus Goethes Zeit.

Recht einfach gestaltet sich ein Umzug bei den Tuaregs in Afrika. Besitzer, Freunde und Bekannte heben die ganze Hütte, die eigentlich nur aus einem Dach besteht, auf und tragen sie dahin, wo der Besitzer sich niederzulassen wünscht.

In der alten Kathedrale zu Rostilde bei Kopenhagen steht die sogenannte Königssäule, auf der die Größenmaße einer Reihe von Herrschern eingegraben sind. Peter der Große ist bisher nicht erreicht worden.



Bei den Tuaregs wird die ganze Hütte an einen andern Ort getragen.
Wie man in Afrika umzieht.

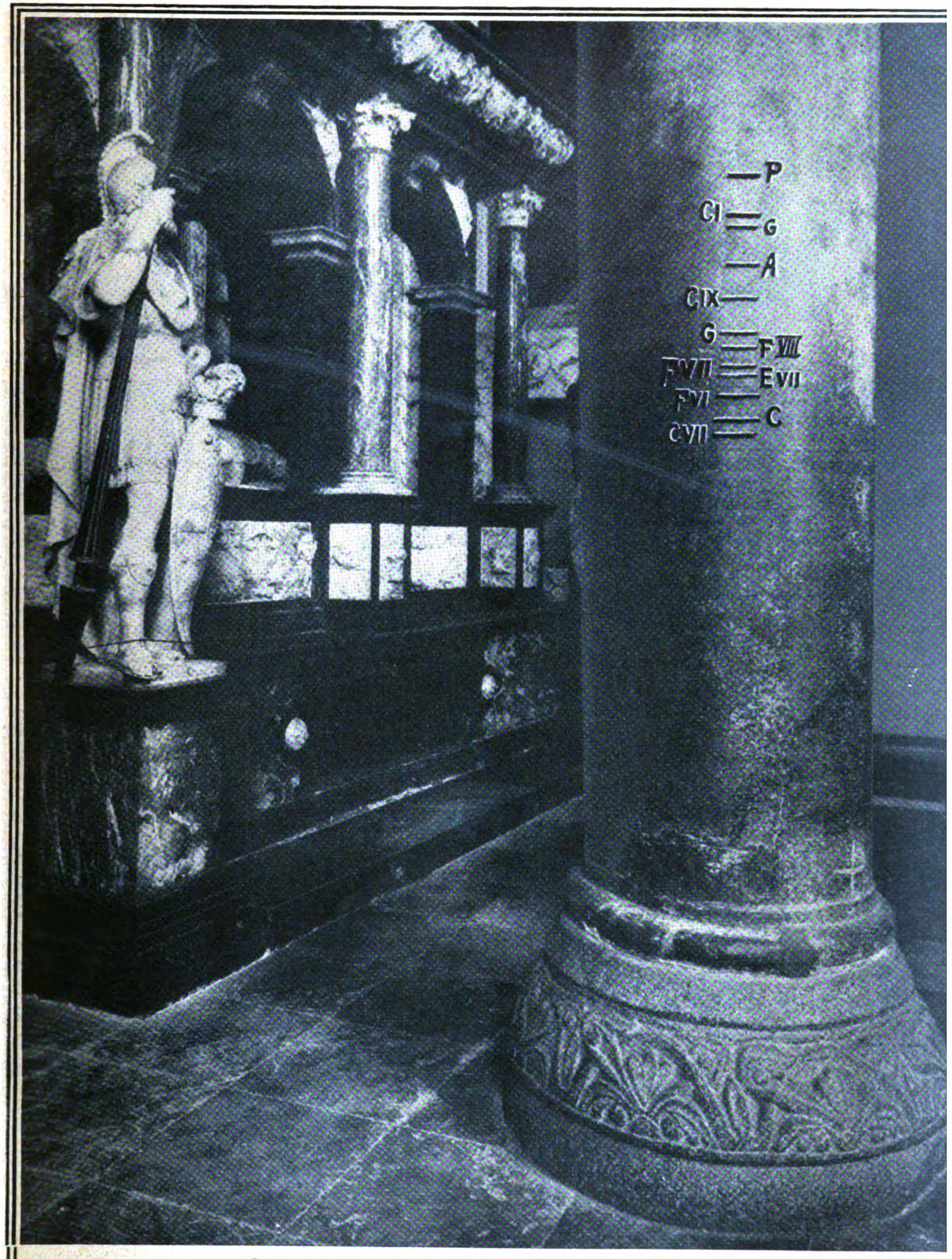


Das Mephistoschwert
der Uraufführung des „Faust“ in Weimar.
Zur Theaterausstellung in Berlin.

Der allgemeine Deutsche Bäderverband hielt seine diesjährige reich besuchte Generalversammlung in der alten Kaiserstadt Aachen ab.

Rom hat seit kurzem auch einen Zoologischen Garten, und zwar in





Die Königssäule in der Kathedrale von Roskilde,

an der seit Jahrhunderten die Größenmaße dänischer Könige und ihrer Gäste angebracht werden.

P. Peter der Große. 2,02 m. C I. Christian I. von Dänemark. 1,96 m. G. Prinz Georg von Griechenland. 1,88 m. A. Alexander III. von Rußland 1,83 m. C IX. Christian IX. von Dänemark. 1,78 m. G. Georg von Griechenland. 1,74 m. F. VIII. Friedrich VIII. von Dänemark. 1,73 m. E. VII. Eduard VII. von England. 1,67 m. F. VII. Friedrich VII. von Dänemark. 1,65 m. F. VI. Friedrich VI. von Dänemark 1,64 m. C. Chulalongkorn, König von Siam. 1,62 m. C. VII. Christian VII. von Dänemark. 1,60 m



Die diesjährige Jahresversammlung des allgemeinen deutschen Bäderverbandes in Aachen: Gruppenbild der Teilnehmer.



Phot. Menasci.

Der „Zoo“ in Rom:
Einzug der Tiere in den Hagenbeckschen Tierpark in Rom. 1 Die Käfige auf Automobilen. 2. Hagenbeck (×) in Erwartung des Transports.

der Villa Borghese. Dort ist ein Hagenbeckscher Tierpark nach dem Muster Stellingens errichtet worden. Die zu seiner Bevölkerung bestimmten 2000 Tiere langten kürzlich mittels Extrazuges in Rom an. Es dürfte dies wohl der bisher größte Tiertransport gewesen sein. Die fast alle Tiergattungen umfassende Sammlung repräsentiert einen Wert von 200000 Mark. Der Extrazug brauchte sechs Tage, um nach Rom zu gelangen. Die Anlage des Tierparks bietet malerisch schöne Bilder, die nur zu erreichen sind, wenn alles Gitterwerk äußerst beschränkt wird.

Auf dem Semmering sind vor kurzem sieben neue Gebirgstraßen feierlich eröffnet worden. Durch diese neuen Wege sind herrliche Gebiete des Semmering dem Fremdenverkehr jetzt erschlossen. Das Verdienst, diese neuen Straßen gebaut zu haben, gehört der Gemeinde Breitenstein-Semmering. Es ist zu wünschen, daß auch andere Gemeinden diesem Beispiel folgen und das bei den Touristen so beliebte Semmeringgebiet mehr und mehr zugänglich machen.



Die Lichtensteinstraße: Schlinge um den Eichgraben. Phot. Schuhmann.

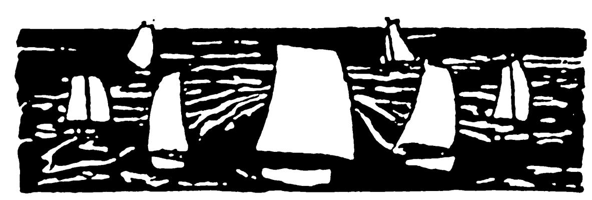
Zur Eröffnung der neuen Gebirgstraßen auf dem Semmering.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 48. | Berlin, den 26. November 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.



Die sieben Tage der Woche.

16. November.

König Friedrich August von Sachsen stattet dem Kaiser Franz Josef in Wien einen Besuch ab.

Das russische Zarenpaar trifft von seiner Reise nach Deutschland wieder in Zarskoje Sselo ein.

17. November.

Die bayrische Regierung beschließt, dauernd die Einfuhr von 1270 Rindern und 1600 Schweinen wöchentlich aus Frankreich in die größeren bayrischen Städte zu gestatten.

Der Universitätsprofessor Faulhaber in Straßburg i. E. wird zum Bischof von Speyer ernannt.

Das englische Oberhaus nimmt einstimmig eine Resolution Lord Roseberys betreffend die Reform der Ersten Kammer an.

In Teheran protestiert eine von den Jungpersern einberufene Versammlung gegen die Politik Englands und Rußlands und regt einen Appell an den Deutschen Kaiser an.

18. November.

In der Schlußsitzung der österreichischen Delegation erklärt der Minister des Aeußern Graf Aehrenthal, daß die österreichische Regierung an der international geregelten Abgabenfreiheit der Elbschiffahrt festhalte.

Der englische Premierminister Asquith kündigt die Auflösung des Unterhauses für den 28. November an.

Aus San Antonio in Texas kommt die Nachricht, daß Geheimagenten der Vereinigten Staaten eine Verschwörung gegen den Präsidenten Porfirio Diaz und die Regierung von Mexiko entdeckt haben.

19. November.

Der Kaiser wohnt in Kiel der Vereidigung der Marinerekruten bei, die er in einer Ansprache zu treuer Pflichterfüllung ermahnt.

Aus Mexiko kommen Nachrichten über blutige Kämpfe zwischen Anhängern und Gegnern des Präsidenten Porfirio Diaz. In der Stadt Puebla wurden viele Personen getötet.

20. November.

Das deutsche Kronprinzenpaar trifft an Bord des „Prinz Ludwig" in Colombo ein und wird dort von dem Gouverneur der Insel Ceylon begrüßt.

In Berlin wird ein Reichsverband der deutschen Presse als allgemeine Organisation der bei der reichsdeutschen Presse im Hauptberuf tätigen Redakteure und Journalisten begründet.

In Astapowo stirbt, 82 Jahre alt, der russische Dichter und Philosoph Graf Leo Tolstoi (Portr. S. 2030).

21. November.

Bei der Einweihung der neuen Marineschule in Flensburg-Murwick hält der Kaiser eine Ansprache, in der er den Fähnrichen empfiehlt, den Alkoholgenuß zu vermeiden.

Der Reichstag nimmt seine Arbeiten wieder auf.

Die russische Reichsduma hebt, um das Andenken Tolstois zu ehren, unter dem Widerspruch der äußersten Rechten ihre Sitzung auf.

In Mexiko dauert die Gärung an. Die Vereinigten Staaten halten Truppen bereit, um gegebenenfalls die Grenze zu besetzen. Aus Zacatecas wird über blutige Kämpfe berichtet, bei denen über hundert Menschen getötet wurden.

22. November.

Der Kaiser kehrt von Kiel nach Potsdam zurück.

In Mexiko breitet sich die Revolution aus. Aus den Städten Gomez Palazio, Durango Parrat und Torreon wird von heftigen, für die Gegner der Regierung günstig verlaufenden Kämpfen berichtet.

Aus Saigon wird gemeldet, daß in der Provinz Quang Ngai (Anam) durch Regengüsse große Verheerungen angerichtet wurden. Dabei sind mehr als tausend Personen ums Leben gekommen.

23. November.

In London wird der Gattenmörder Dr. Crippen hingerichtet.

Wilhelm Raabe †

Ein Gedenkblatt von Prof. Dr. Herm. Anders Krüger, Hannover-Herrenhausen.

Am Spätnachmittag des 15. November 1854 kam der 23jährige Berliner Student Wilhelm Raabe, den Kopf voll wirbelnder Gedanken, heim von einem melancholischen Spätherbstspaziergang. Auf einem Friedhof der preußischen Residenz hatte er die Grabschrift Lortzings gelesen:

> Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
> Sein Leben Kampf mit Not und Neid.
> Das Leid flieht diesen Friedensort,
> Der Kampf ist aus — das Lied tönt fort.

und sie hatte ihn tief ergriffen. Nachdenklich schaute er in den fein rieselnden Regen und stopfte sich gemächlich eine Pfeife. Als der Regen dann plötzlich in Schnee überging, setzte sich der junge Denker lächelnd an seinen Schreibtisch und begann zu schreiben: „Es ist eigentlich eine böse Zeit! Das Lachen ist teuer geworden in der Welt, Stirnrunzeln und Seufzen gar wohlfeil." Es war der Anfang der „Chronik der Sperlingsgasse".

* * *

Am Spätnachmittag des 15. November 1910 neigte Wilhelm Raabe im 80. Lebensjahr zu Braunschweig sein müdes Haupt zum ewigen Schlaf, und wenige Tage darauf rief ihm ein Freund an seinem offenen Grab als letzten Gruß die Lortzinginschrift nach, gleichsam als Fazit seines stillen, aber tiefen Wirkens.

Noch immer ist eigentlich eine böse Zeit, Seufzen und Stirnrunzeln sind nicht minder wohlfeil, aber das Lachen ist doch ein wenig billiger geworden — dank Wilhelm Raabe!

Nur ist die Zahl jener, die es bei ihm einkaufen wollen, verblüffend gering, trotz des erfolgreichen Siebzigjahrjubiläums. Dem großen Haufen ist es zu mühsam, sich in die Welt dieses fern von der Heerstraße wandernden, gedankenschweren, durch und durch eigenartigen, bisweilen freilich ein wenig krausen Poeten hineinzuleben, und das wird so bleiben. Für bequeme Ergötzlinge, für denkfaule Genießer hat Raabe so wenig geschrieben wie für schnell fertige Kritiker, die ein Opus von 38 Bänden scheuen. Wer vollends gar mit der landläufigen Vorstellung eines „Humoristen" an Wilhelm Raabe herantritt, der kommt bei dem oft herben Niedersachsen erst recht an den Unrichtigen. Auch mit den sogenannten Klassikern deutschen Humors, dem Reuter, Scheffel und Jean Paul, läßt sich Raabe nur schwer vergleichen, obwohl man es nachgerade bis zum Ueberdruß versucht hat. Eher könnte man über die humorvollen englischen Dichter Thackeray und Dickens zu einem gewissen Verständnis seiner dichterischen Eigenart gelangen. Raabe selbst hat mir gegenüber oft betont: „Was die Leute nur wollen, ich bin weit mehr Tragiker als Humorist." In der Tat erblüht Raabes Humor mit Vorliebe auf dem Boden der Tragik, wurzelt tief verborgen im Ernst des Lebens und wirkt darum ergreifend, befreiend, weltüberwindend. In den Charakteren, in der Stimmung und Weltanschauung des Betrachters liegt der Schwerpunkt von Raabes schwerblütig norddeutschem Humor, sehr selten im Milieu oder gar in den Situationen.

Wie bei allen großen Dichtern basierte Raabes Kunst auf seinen Erfahrungen. Er war ein außerordentlich scharfer Beobachter eigenen und fremden Lebens, und wenn der scheinbar so still und ereignislos dahinlebende Braunschweiger auch selten nach seiner jeweiligen Umgebung modellierte, so schöpfte er doch darum nicht weniger oft aus den Anregungen dieser äußerlich so bescheidenen, ja philiströsen Umwelt, vor allem jedoch aus dem reichem Quell seines inneren Erlebens. Angeblich hat Wilhelm Raabe nie etwas Besonderes erlebt, tatsächlich aber ist er aus dem inneren und äußeren Ringen nie herausgekommen. Von früh auf hat ihn das Leid umgeben, und die Sorge ist kaum je von seiner Seite gewichen. Nur die allerersten Lebensjahre des am 8. September 1831 zu Eschershausen geborenen Knaben waren ungetrübt, und ihr heller Schein liegt auf so manchem Kindheitsidyll seiner schönsten Werke, vom Ulfelder Dreigestirn der „Sperlingsgasse" bis zum Dreigestirn des „Vogelsangs". Schon 1842 warf den Knaben eine plötzliche Versetzung seines Vaters mitten aus einer geordneten Schullaufbahn. Die Volksschule von Stadtoldendorf zwang ihn, den stolzen Quartaner der alten Klosterschule zu Holzminden, zuerst auf die dornigen Pfade des Autodidakten, und die große Herzogliche Schule zu Wolfenbüttel, auf der Wilhelm Raabe 1845 abermals als Quartaner beginnen mußte und 1849 als Sekundaner endete, konnte daran nichts mehr ändern. Für den Künstler war das wohl kein Nachteil — so wenig wie bei Keller, Hebbel und andern, denn Raabe sagte später gern schmunzelnd: „Ja — so wie jetzt, stramm — stramm — alles über einen Kamm (vgl. ‚Horacker' S. 133), so bin ich nicht heraufgekommen." Aber für den Knaben war es seinerzeit doch ein ebenso hartes Geschick wie für seine Mutter, die nach dem frühen und grausam jähen Tod ihres Mannes (1845) mit geringen Zinsen und 107 Talern Pension drei Kinder großziehen mußte. Vom Buchhandel erhoffte der Bücherfreund Wilhelm Raabe vier Jahre lang innere Befriedigung, vergeblich. Auch hier gab es nur wieder Enttäuschungen und „ein Faulenzen mit Hindernissen", das freilich dem Autodidakten und dem werdenden Dichter trefflich zugute kam. Die reiche Bibliothek des Vaters und die uralten Lagerreste der Creutzschen Buchhandlung zu Magdeburg trugen Wilhelm Raabe mehr ein als die Schule.

Nach einjähriger Vorbereitung in Wolfenbüttel ging Raabe Ostern 1854 ohne Reifezeugnis als Hörer zur Berliner Universität. Und wieder lief es auf eine bittere Enttäuschung hinaus. Zu einem soliden Brotstudium war der junge Dichter nicht zu bringen. Ohne Titel, ohne Examen, ohne jede Basis für eine gesunde bürgerliche Existenz kehrte er schon nach zwei Jahren zurück — scheinbar abermals als geschlagener Feldherr, aber in seinem Tornister trug der junge Soldat doch schon den Marschallstab. „Die ersten Korrekturbogen der Chronik der Sperlingsgasse waren besser als ein Doktordiplom", sagte er mir einmal triumphierend, und das Beste folgte: mitten unter enttäuschten Klatschbasen und schadenfrohen Philistern lernte er das stille Lächeln des Mannes, der sich selbst gefunden. Zunächst schien sogar der Erfolg zu winken, wenigstens der literarische. Von einem Alexis, Hebbel und Rellstab freundlich begrüßt, ging das in der Tat merkwürdig reife Erstlingswerk Raabes in die Welt. Aber materiell reüssierte das Büchlein durchaus nicht so, wie man gewöhnlich annimmt. Noch die dritte Auflage der mehrfach den Verlag wechselnden „Chronik der Sperlingsgasse" warf 1866 ein Kolporteur seinem Verleger bei einer Gerichtsverhandlung empört auf den Tisch mit den groben Worten: „Und mit solchem ††† Dreck soll ich Geschäfte machen!" Auch Raabes zweites Werk, sein erster Roman „Der Frühling", war ein völliger Fehlschlag und wurde später vom Autor zurückgezogen. Da reifte der „Wunsch und Vorsatz" im Dichter, da „die Großen nichts von ihm hören wollten, sich zu den Kleinen und Einfältigen zu kehren". Und diesem Entschluß des reifenden, sich männlich bescheidenden Künstlers blieb Raabe zeitlebens getreu. Er wußte nun: Auch „das echte Heldentum wandelt auf leisen Sohlen"; und so wurde er durch Selbstüberwindung und mit Ueberzeugung einer der „Stillen im Land", und die Kritik half überdies noch nach durch eisiges Schweigen. Vorübergehend krähte wohl einmal ein kritischer Hahn nach dem Dichter der „Sperlingsgasse", des „Hungerpastor" und „Horacker", seinen „Kindergeschichten", wie Raabe sie gern spottend nannte, aber nach den Meisterwerken, den „Leuten aus dem Walde", „Abu Telfan", „Schüdderump", „Dräumling", „Wunnigel", „Alte Nester", „Horn von Wanza", „Stopfkuchen" und „Akten des Vogelsangs", fragte kaum je einer von der Tages- und Fachkritik oder tat den „pessimistischen Schüler Jean Pauls" großmütig von oben her ab. So brauchte z. B. „Der Schüdderump", Raabes großzügigste Dichtung, 25 Jahre bis zur zweiten Auflage. Noch bei meinem vorletzten Besuch las mir der greise Dichter mit sichtlicher Ergriffenheit eine Stelle aus einem Brief Fontanes (an Georg Friedlaender vom 11. November 89) vor, die lautete: „Ich habe, ein

paar über den Neid erhabene Kollegen abgerechnet, in meinem langen Leben nicht 50, vielleicht nicht 15 Personen kennen gelernt, denen gegenüber ich das Gefühl gehabt hätte, ihnen dichterisch und literarisch wirklich etwas gewesen zu sein", und setzte dann bitter hinzu: „Das unterschreibe auch ich verbotenus."

Dennoch wußte Raabe sehr wohl, daß er eine nicht ganz kleine und außerordentlich treue Gemeine hatte unter denen, die er eben nicht persönlich kannte. Auf diese Gemeine, die in Deutschland wohl jeder Dichter von Ewigkeitswert braucht, war Raabe im stillen doch stolz; auf sie baute er, von ihr erhoffte er zuversichtlich dereinst durchgesetzt zu werden „30 Jahre nach seinem Tod, wenn er bei Reclam erscheine". Und er dürfte recht behalten. Die nachdenkliche, dem lauten Mode- und Reklametrubel allzeit abholde Elite der ernsten Leser in Deutschland steht schon heute fast einmütig zu dem großen Niedersachsen, der nicht nur ein genialer Erzähler, sondern auch ein seltener Charakter und eine ungewöhnlich starke Persönlichkeit war, der seiner schlichten Eigenart ruhig treu blieb von 1854 bis 1898, der unermüdlich auf seiten der verlachten und verspotteten Minderheit kämpfte, ein getreuer Eckehart der Sieg- und Glücklosen, der Schwärmer und Narren, der Einsamen und der seltsamen Käuze, ein grimmer Feind der Streber und Mucker, der Schein- und Phrasenhelden, ein unbestechlicher Kenner des deutschen Philistertums in jeglicher Gestalt, ein unbarmherziger Seelenprüfer, der so gern für sich und andere betete: „Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute." Der Zauber, der schließlich von jeder originalen, unabhängigen, trotzig sich selbst genügenden Persönlichkeit ausgeht, wird nach und nach auch weitere Kreise zu Raabe zwingen, so gut wie das bei anderen besonders spröden, norddeutschen Naturen schließlich der Fall war, z. B. Hebbel und Fontane. Aber dreißig Jahre kann es allerdings noch dauern, bis aus der verstreuten, heimlichen Raabegemeinde, die sich noch heute wie ein Freimaurerorden vorkommt, ein einigermaßen deutlich wahrnehmbares, geschlossenes Raabepublikum geworden ist. Bis dahin werden Kritik und Fachwissenschaft reichlich zu tun haben, um nachträglich wieder einzuholen und gutzumachen, was sie früher so schmählich versäumt haben. Man gibt jedoch dem größten Erzähler deutscher Zunge in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dadurch noch längst nicht sein Recht, daß man ihn nun etwa zum Gegenstand von allerlei Zetteldissertationen und Seminararbeiten macht (wie gegenwärtig Hebbel), sondern in erster Linie dadurch, daß man falsche Behauptungen und ungerechte Vorurteile widerlegt (wie z. B. das von Raabes angeblichem Pessimismus, Reichsverdrossenheit, Ideologie, der Abneigung gegen den Adel, gegen das Starke und Gute im weltlichen Sinn überhaupt, von seiner epigonenhaften Kapitelzirkelei und was dergleichen literarische Ammenmärchen mehr sind), daß man ferner das richtige Verständnis für seine reifsten und tiefsten Werke weckt, die noch längst nicht seine gelesensten sind. Vor allem stelle man nun nach seinem Tod auch den großen und liebenswürdigen Menschen Raabe, der sich bisher so bescheiden, fast eigensinnig zurückhielt, in das volle Licht der Oeffentlichkeit (er braucht es wahrlich nicht zu scheuen) und lasse durch das Studium seines stillen, doch wunderbar harmonischen Lebens das seiner Werke erleichtern und bereichern.

Doch nicht nur Kritiker und Historiker, sondern das ganze deutsche Volk hat an Wilhelm Raabe noch eine gewaltige Schuld des Dankes abzutragen. Mit der kärglichen Summe, die es ihm für seine Bücher hat zukommen lassen, ist's so wenig getan wie mit den allzu späten Jubiläumsauszeichnungen, den Ehrenbürgerbriefen, den Ehrenmitgliedschaften und Ehrendoktordiplomen, über die der greise Altmeister schließlich nur noch wehmütig lächelte.

Eigentlich bitter ist er ja nicht geworden, dazu war er zu vornehm; ja, er dankte es am Ende noch seinem Volk, daß es ihn nicht zu sehr verwöhnt, sondern ihn vor Faulheit bewahrt und so zu dem erzogen habe, was er schließlich geworden sei. Tiefer hat ein großer Dichter sein Volk wohl nie beschämt. Möchte nun Wilhelm Raabe auch sein Volk davor bewahren, bequem und oberflächlich zu werden, und uns und unsere Kinder zu dem erziehen, was wir sein sollen — dann hätte er nicht umsonst gerungen und, wie er mir bei meinem letzten Besuch versicherte, „alles ausgekostet".

Eine Erinnerung.

Von Margarete Raabe.

Zu den Bildern, die diese „Woche" den Freunden meines verstorbenen Vaters bringt, möchte ich diesen einiges erzählen. Die alte Oellampe auf dem nun verlassenen Schreibtisch war die Studierlampe meines Vaters in seiner Studentenbude in Berlin in der Spreegasse — der Sperlingsgasse. Bei ihrem Schein ist die Chronik der Sperlingsgasse geschrieben worden, und als meine Eltern heirateten, wanderte sie mit in den jungen Haushalt nach Stuttgart. Bei ihrem traulichen und gedämpften Licht haben die jungen Eheleute noch lange Zeit abends zusammen gesessen. Im Lauf der Zeit hielten aber auch üppigere Lichtspender ihren Einzug bei Raabes, und die alte Oellampe wurde in die Kinderstube und schließlich ganz in die Ecke verbannt.

Nach achtjährigem Aufenthalt im schönen Schwabenland zog es meine Eltern wieder nach der norddeutschen Heimat — sie beschlossen zum Herbst 1870 ihren Wohnsitz nach Braunschweig zu verlegen. Eines Abends im Juli aber kam mein Vater nach Hause: „Der Krieg ist da — entweder müssen wir gleich fort, oder wir müssen im Süden bleiben!" Wie die Ereignisse sich gestalten würden, war nicht vorauszusehen — ein rascher Entschluß mußte gefaßt werden, und der sofortige Umzug wurde ins Werk gesetzt. Die Mobilmachung begann — die Packer wu[illegible]en meinen Eltern aus dem Haus geholt zum Marsch nach Frankreich. In einer Nacht und einem Tag packte meine Mutter — was nicht mehr mitgenommen werden konnte, mußte eben zurückbleiben. Da stand sie auch vor der Wahl: Was soll ich mitnehmen? Die schöne, neue, elegante Salonlampe oder die alte, treue, ausgediente Sperlingsgassenlampe. — — Aber die letztere trug den Sieg davon — glücklicherweise — und zog wiederum mit nach Braunschweig nach dem alten malerischen Johannishof und dem Raabennest im Grün des Krähenfeldes. —

Die Weltgeschichte ging ihren Gang — das Deutsche Reich blühte mächtig empor — die Zeit der Oellampen versank. Und Wilhem Raabe sann und spann seine Geschichten, eine nach der andern, ging den Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow über Abu Telfan und das Siechenhaus zu Krodebeck weiter bis zu der roten Schanze „Stopfkuchens" und den „Akten des Vogelsangs" und „Hastenbeck". Und als sich der Tag zum fünfzigstenmal jährte, an dem er die Feder angesetzt hatte, um die „Chronik der Sperlingsgasse" zu schreiben, meinten seine Freunde, das sei ein Jubiläum, das gefeiert werden müßte. Und sie feierten es, und es war spät in der Nacht, als Wilhelm Raabe nach Hause kam. Da fand er seine Stube in seltsames, dämmeriges Licht gehüllt. Auf dem Schreibtisch stand brennend die alte Lampe, die meine Mutter wieder hervorgesucht und instand gesetzt hatte, ein weißes Blatt Papier lag dabei mit folgenden Zeilen von ihrer Hand:

„Wo so viele ihre Freude nicht verschweigen,
Darf ein alter Freund sich auch mal wieder zeigen,
Wenn er schon im unmodernen Kleid
Nicht mehr paßt in diese Zeit.
Wirst ein warm Gedenken ihm bewahren,
Wie er einst vor fünfzig Jahren
Mit dir hat geträumt, gewacht,
Mit Wacholder hat geweint, gelacht.
Grade wie in deiner Kindheit Tagen
Zauberte ein magisch Licht
Bunte Bilder für dein jugendlich Behagen
Auf die Wand von weißem Leinen dicht,
Also hat bei diesem Lampenschimmer
Auch dein Aug gesehen sich entfalten
Bunte Bilder, hehre Lichtgestalten,
Arme Waisen, tolle Wimmer —
Alle, wie sie dir entgegenkamen,
Zeichnetest du in hell und dunkle Rahmen
Auf ein schlichtes, weißes Stück Papier,
Und — das Büchlein war entstanden schier.

Heller ist der Lampe Schein geworden,
Klarer sieht dein Aug die Formen —
Ob wohl größer dein Behagen,
Als es war in jenen Tagen?"

Da umarmte mein Vater gerührt die Mutter und meinte, das sei das Schönste am ganzen Tag gewesen.

Wie ich Wilhelm Raabe malte.

Von Hanns Fechner*).

Ganz oben auf dem Hügel, von dem man ringsum in die Lande blickt, stand ein vielhundertjähriger Eichbaum, der seine knorrigen Aeste weit hinausstreckte. Allsommerlich hüllte er sich in sein grünschimmerndes Kleid, winkte und rauschte mit festlichen Grüßen. Ein wunderbares Naturdenkmal. Nicht wenige waren es, die gleich mir hinauspilgerten, um Auge und Herz an seinem Anblick zu erfreuen und in seinem Schatten stille Einkehr zu halten. Manchem tauchten dann wohl Erinnerungen auf an altersgraue Zeiten, an Priester, die unter der Eiche opferten, an Seherinnen, die, ihre Blicke in die Zukunft richtend, von kommendem Wohl und Wehe des Volkes und der Heimat weissagten.

Dann kam eine Zeit heran, wo der alte Eichbaum sich nicht mehr sommerlich mit Laub schmückte, wo die Aeste sich klar und herrlich großzügig gegen den blauen Himmel abzeichneten, und wo die zu ihm Hinaufblickenden seinen wundervollen, knorrigen, kraftvollen Bau bis in die kleinsten Verästelungen staunend sehen konnten. Von allen Seiten kamen nun die Menschen herbei, stützten andachtvoll den alten Riesen, richteten um ihn her einen zierlichen Zaun auf und hefteten daran eine Tafel mit der Inschrift: „Der Betrachtung des deutschen Volkes empfohlen."

Als im Auf und Ab der Jahre die Winterstürme wieder mit Macht durchs Land brausten, da rissen sie plötzlich auch den alten Eichbaum mit zur Erde nieder.

Wir sollen jetzt den liebgewordenen Anblick entbehren. Wir stehen und trauern um den Gefallenen, der noch so stark war. Zeiten, lange, lange Zeiten werden vergehen, bis wieder ein solcher Baum vom Hügel ragen wird.

*) Anm. d. Redaktion: Hanns Fechner ist der Maler des bekannten Raabe-Bildnisses in der Braunschweiger Städtischen Galerie. Seine Raabe-Steinzeichnung und das große Oelbildnis, das in der Nachbildung zum 70. Geburtstag in der „Woche" erschien, haben nicht wenig dazu beigetragen, den Dichter auch im Bild seinem Volk näherzubringen.

Raabe ist tot. So steht es in den Zeitungen. Es ist nicht wahr. Raabe lebt, wird leben, solange es Menschen im deutschen Land geben wird, die im Herzen deutsch fühlen, die im tiefsten Gemüt ihre Heimat lieben. Wilhelm Raabe lebt. Ich sehe den Alten leibhaft vor mir, in der Tür seines Hauses stehend, groß, hager, im langen, altväterischen Rock. Sehe dies eigne, eigne Lächeln um Mund und Augen, das ich nie wieder vergessen werde. Auf meine Bitte und Anfrage hin hatte er mir geschrieben, ich möge nur kommen und ihn malen. Noch fühle ich den Druck seiner hageren, sehnigen Hände.

„Endlich! Da sind Sie ja nun! Etwas später, als wir dachten — der Zug ist doch schon eine ganze Weile da. — Aber das macht ja nun nichts. Frau und Töchter haben ein Essen bereitet, dem mit Freude erwarteten Gast zu Ehren. Ein gutes Essen! Aber ich will Ihnen nicht zu viel verraten. Kommen Sie herein. Ich führe Sie in Ihr Zimmer, es ist für Sie bereit, so daß Sie gleich ein paar Wochen in Gemütsruhe dableiben können."

Im Handumdrehen fühlte ich mich heimisch, und wenige Stunden später schon glaubte ich mich bei guten, alten Bekannten zu befinden, bei lieben Menschen, die man seit Jahren kennt, und zu deren Sippe gehörig man sich fühlt.

Am nächsten Vormittag schon begann ein fleißiges Malen. Raabe faßte die Sitzungen wie eine Art Festzeit auf. Sein Arbeitzimmer war unser Atelier. Da hatte ich ihn mitten in seinem allerpersönlichsten Um und Auf vor mir. An seinem gewöhnlichen Platz, nahe dem warmen eisernen Ofen, saß er im Lehnstuhl, alles, was er brauchte, in Griffweite um sich her. Auch seine Bücherschätze auf den bescheidenen Gestellen. Geordnet, was man so nennt, waren sie nicht. Bescheid in ihnen wußte nur er allein. Bei seiner starken Kurz-



sichtigkeit konnte es ihm aufs Sehen weniger ankommen als aufs Zufassen. Mit einem seiner langen, zielsicheren Griffe erwischte er bestimmt immer das, was er haben wollte, aus der Masse. Wie schnell, unheimlich schnell vergingen diese Vormittagstunden. Wir malten, wir rauchten, „wir erzählten uns was". Unerschöpflich sprudelte, rauschte der köstliche Gebirgsquell in Raabeschen Felsklüften. In krausem Geglitzer, unter Sonnenstrahlen funkelnd, in großen, kräftigen Stößen springend übers Gestein, Dunstwolken zaubernd, dem durstig Aufhorchenden kühl und erquickend über die heiße Stirne hin. Wer ihn kennt, den Alten, gut kennt aus seinen Schriften und ihn liebhat, der weiß und versteht, wie mir in jenen Stunden zumute war, und auch, was für mich in jenen Stunden Schaffen hieß.

Wie wundervoll wußte Raabe von hoher Warte herab auf das Geplärre und Gezänk der Menschlein zu blicken, auf die ewig Streitenden, die nie ein Ruhestündlein finden, um auch einmal still um sich zu blicken. Seinen Standpunkt beleuchtete der Dichter in einem Brief vom November 1892, wo er unter anderm schrieb:

„. . . Die Herren vom Pinsel scheinen übrigens, mit Erlaubnis zu sagen, nicht viel vernünftiger zu sein als die von der Feder. Nun, nach hundert Jahren, hat sich die Menschheit die paar Dutzend (?) Meisterwerke vom Ende des 19. Jahrhunderts herausgesucht, und der Rest wird wohl auch seine Liebhaber oder seine Verwendung gefunden haben!

„Aber wie langweilig wär's auf dieser Erde, wenn nicht immer so ein bißchen Krakeel, sei es vom Zaun, sei es vom Lorbeerbaum, abgebrochen würde? Gar nicht auszuhalten!

„Also nur vorwärts mit fliegenden Fahnen und so viel ‚Alarmes' als möglich! Unsereiner, der, wenn nichts anderes, doch das Schäflein seines ästhetischen Gleichgewichts ins trockene gebracht hat, will doch auch noch ein bißchen Spaß von der Welt haben. Und den kriegt er jetzt.

Mit den freundlichsten Grüßen

Ihr ergebener

Wilhelm Raabe."

Wir sprachen einstmals davon, wie viele doch ihn liebten und als Dichter hochpriesen, und wie trotzdem seine Gemeinde viel zu klein sei. Ein sarkastisches Lächeln zog sich um seine Mundwinkel, als er meinte: „Es bleibt den Menschen heutzutage zu wenig Zeit übrig zum Lesen. Sie heben sich das alles für später auf. Höchstens kommen sie einmal zu mir, wenn sie in unfreiwilliger Muße auf dem Krankenbett liegen." Wie vielen schon hat der große Dichter in trüben Zeiten frohe und gute Stunden gebracht, und vielen Tausenden wird er sie noch bringen. Zum Dank, Corvinus, laß dir auf deine Gedenktafel schreiben: „Raabisch". Hätten wir Deutsche doch viele solche Männer, deren Name einfach als Eigenschaftswort gelten kann.

Leo Tolstoi.

Von Julius Hart.

Das Auge der Menschheit ist in diesen Tagen auf das Sterbehaus gerichtet, wo der tote Leib Leo Tolstois im Sarg ausgestreckt ruht. Der Stärkste, der heute unter uns allen war, ist mit ihm hingegangen, die größte Macht der Persönlichkeit, wie sie augenblicklich kein anderer besaß und besitzt.

Doch keine Totenklage und kein Weinen darf gerade an diesem Sarg übermäßig laut werden. Ein Lied vom Tode klingt wie ein Leitmotiv unablässig aus der Dichtung Tolstois herauf. Die Frage, wie der Mensch stirbt, und wie er sterben soll, ist immer mit ihr gegangen, und diese Kunst besaß allzeit eine heimliche Wollust, die Wahrheit vom Leben aus dem brechenden Auge eines Sterbenden herauszulesen. Der Tod und Untergang des Ichwesens und seine Auflösung im allgemeinen, in die Natur und in Gott, ist auch für diesen Pantheisten die höchste Erfüllung des Daseins gewesen, und diese seine Botschaft von der Seligkeit des Sterbens leuchtet wie eine Flamme über dem Sarge, in der jedes Wort der Klage verbrennen muß.

Ein ewiger und leidenschaftlicher Wahrheitssucher war Leo Tolstoi. Und all sein Dichten, Denken und Trachten richtete sich darauf, sich und uns die Wahrheit vom Sinn des Lebens zu enthüllen. Und dennoch würde man gerade mit einem blinden Auge an dem eigentlichen Lebensquell seiner Persönlichkeit vorübergehen, seine Natur, seine Psychologie nicht fassen, wenn man vor allem nur auf die Wahrheit sieht, die er uns geben will, und zu der er sich zuletzt durchgerungen, auf das Erkenntnisziel und die Erlösung, die er uns mit dem wilden Eifer des Propheten und Wüstenpredigers verkündigt hat. Nicht als auf eine Wahrheit, sondern als auf eine Dichtung muß man auf ihn hinblicken.

Wie eine ganz in sich gefestigte und fertige Persönlichkeit, eine durch und durch einheitliche und abgeschlossene Natur — ein Charakter, ein Mensch, unerschütterlich wie der Fels, steht der russische Dichter wohl im Gefühl der meisten da. Und bis in seine Jugend hinein, bis in seine frühesten Erzählungen kann man auch deutlich genug die Gedanken- und Empfindungswelt verfolgen, die nach dem Damaskustage, nach der großen Umkehr und Buße des mehr als fünfzigjährigen Dichters zu Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts alles andere beherrschend, bei ihm hervortritt. Dennoch ist in der Tat die Seele Tolstois das Widerspenstigste in sich selbst, ein einziger Kampf und Kampf wilder Gegensätze, ein furchtbarer Zwiespalt, ein ewiger Aufruhr einander feindlicher Mächte. Der dichterische Doppelseelenmensch ist in ihm so stark wie in keinem anderen, und die Unruhen und Schwankungen, das rastlose Tasten und Experimentieren eines Ibsen ist bei Tolstoi zu einem Maßlosen gesteigert, gesteigert durch ein konvulsivisch-leidenschaftliches Temperament, fatalistische Grundstimmung und eine wesentlich gefühlvoll-instinktive Erlebnisfähigkeit.

In dem Intuitionsmenschen Tolstoi nimmt das innerlich Zwiespältige einen ganz anders dämonischen Charakter an, führt weiter und tiefer als bei Ibsen, dem Rätselspinner von Skien — hinab in Tiefen der Natur, die der vornehmlich grübelnde, spekulative und reflektierende norwegische Vernunftpoet noch nicht sieht. Wenn Ibsen noch einen ganz ungestörten selbstverständ-



lichen Glauben an die Wissenschaft als Enthüllerin des Lebenssinnes besitzt, so zerbricht uns Tolstoi völlig auch dieses Rüst- und Werkzeug. Eine Raserei wohnt in ihm, die fortwährend zu Katastrophen drängt und den Bau des Leibes zu sprengen droht. Und jene Unruhen und Verzweiflungen, die über den Dichter in den fünfziger Jahren seines Lebens mit der höchsten Gewalt hereinbrachen, daß er kaum vor dem Selbstmord sich zu bewahren vermochte — sie bedeuten nur eine Explosion der Zwietrachtsmächte, die von Anfang an in ihm treiben. Bereits Jahre vorher, beim Erscheinen des Romans „Anna Karenina" (1875), hatte der feinsinnige russische Kritiker Michailowsky auf diese zwei Naturen in Tolstoi aufmerksam gemacht, die bei ihm fortwährend in Konflikt miteinander liegen, auf das große Drama, dessen Schauplatz die Seele des Dichters ist: „Ich glaube, daß wenn ein gewöhnlicher Mensch sich in dieser Lage befände, er in Selbstmord oder Trunksucht enden würde."

Auch der „bekehrte" Tolstoi, der seine Heimat der Ruhe und des Friedens in dem Evangelium des Urchristentums gefunden zu haben glaubt, steht keineswegs als ein innerlich Beruhigter vor uns. Die Furien in ihm scheinen nur gewachsen zu sein. Und die großartige Disharmonie seiner Seele ist nie zu einer Harmonie geworden. Das olympische Glücksläch eln eines Goethe leuchtet uns nur nicht aus dem Angesicht des russischen Dichters entgegen. Man geht deshalb zuletzt verständnislos an Tolstoi vorüber, wenn man ihn auf eine Erkenntniswahrheit festnageln will, wenn man sein Größtes und Wertvollstes sieht in einer Tolstoischen Heilsbotschaft, in einer Tolstoischen Lehre. In Wirklichkeit ist seine Natur eine durch und durch inkommensurable, und will man sie festhalten und logisch definieren, so entzieht sie sich uns am meisten. Notwendig entwirft man immer wieder ein einseitiges, halbes und falsches Bild von ihm, wenn man ihn aus seiner Ansicht und seiner Meinung heraus verstehen will, wenn man ihn nur darauf befragt, was er gesagt hat.

Nicht in dem, was er uns in seinen Dichtungen, religiösen und moralischen Schriften, Erziehungsbüchern und wissenschaftlichen Abhandlungen, flammenden sozialen und politischen Anklagen vom Sinn des Lebens aussagt — liegt sein Eigentliches. Sondern in der dämonischen Gewalt, mit der er sich auf dieses Leben stürzt, mit der er es zu erleben vermag, in dem Faustischen Heißhunger, mit der er in seine Tiefen, bis an die Wurzeln zu dringen sucht, in der ganzen Kraft und Furie, mit der er die Widersprüche und Zwiespälte des Seins, das Böse und Gute, in sich empfindet, in der Leidenschaft seines Brütens und Grübelns und in dem Ingrimm seines Willens, die Zustände zu ändern. Nicht die Erkenntniswahrheit, die uns Tolstoi bietet, sondern die Wahrheit seiner Natur, die sich völlig gibt, wie sie ist, ein einziges Selbstbekennen sein will, dem was sie sucht, sich ganz und mit allen Kräften hingibt, allen Schein und alle Täuschungen haßt, bedeutet hier das große Phänomen.

Mit ihm erst wird auch die russische Literatur zu einer Weltliteratur, zu einer Angelegenheit auch der anderen Völker. Die Puschkin, Lermontoff und auch Turgenjeff geben doch nur einen Widerhall westeuropäischen Geisteslebens und übertragen dieses erst noch auf die russische Bildung, und Gogol, der Erwecker einer Kunst von bestimmt slawischem Rassencharakter, bleibt auch in engen nationalen Horizonten beschränkt und geistig gedrückt. Erst Tolstoi pflanzt den Baum der Dichtung, der einmal mit allen seinen Wurzeln in dem Mütterchen Erde der russischen Volksseele eingewurzelt steht, aus dem Gefühl und dem Charakter, der Geschichte und Kultur des russischen Heimatsmenschen seinen Saft und seine Kraft zieht und Blüten von einem neuen und eigenartigen künstlerischen Typus treibt. Aber diese ausgeprägt volkstümliche Heimatskunst Tolstois mit ihrem rein-slawischen Empfinden und Sehen will nur nicht eine Kunst um der Kunst willen sein. Sie besitzt in sich den tiefsten Haß gegen alles nur Aesthetizistische und protestiert mit der höchsten Leidenschaft gegen jede Dichtung, die sich als Selbstzweck glaubt. Für den russischen Dichter ist sie ein Totalausdruck alles Lebens, die innere seelische Verbindung und Gemeinschaft der Menschheit untereinander, und unlöslich mit dem Religiösen und Moralischen verknüpft, von Wert nur, insofern sie auch als Moral und Religion sich betätigen kann. Indem für Tolstoi auch in der Kunst alles nur darauf ankommt, den Sinn des Lebens zu enthüllen, zu dem hinzuführen, was das Reinmenschliche und Ewigallgemeinmenschliche ist, was für uns das beste und vernünftigste Leben sein kann, überwindet er auch wieder alle nationalen und Rassenempfindungen. Seine Kunst, ganz Weltanschauung und Menschheitsgedanke, wird damit universalistisch und eine Botschaft an alle Völker. Zugleich Prophet und Dichter, religiöser und moralischer Reformator, Philosoph und Gelehrter, Pädagoge und werktätiger Philanthrop, sozialer Heiland — reiht sich Tolstoi in die kleine Schar der Voll- und Allmenschen ein, der Repräsentanten der Menschheit, in denen eine Kultur und ein Ideal zum umfassenden und erschöpfenden Ausdruck kommen. In seinem Lebenswerk und in seiner Persönlichkeit hat sich zum erstenmal für uns das russische Ideal verkörpert mit dem Anspruch, ein Menschheitsideal für alle zu sein.

Darin, daß es sich aufrichtet wider die westeuropäische Zivilisation, in offener Feindschaft ihr entgegentritt und dies nur als ein großes Uebel und eine Irreführung brandmarkt, liegt gerade das Bedeutsame, das Kampfweckende. Eine große Parole und ein Feldgeschrei ist Leo Tolstoi. Und wenn es uns heute zu einer Notwendigkeit aller Notwendigkeit geworden erscheint, daß wir alle unsere Voraussetzungen von unserem Sein und Leben noch einmal wieder von Grund aus nachprüfen, unsere Ideen und Ideale, unser Denken und Schauen der Welt einer elementaren Revision unterziehen, so hat er dazu mit den mächtigsten Anstoß gegeben.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trat der Dichter zuerst auch deutlich und klar in den Gesichtskreis unseres deutschen Geisteslebens hinein, wurde er zu einer weltliterarischen Erscheinung. Bis dahin hatte der Dichter mit seinen Erzählungen und Schilderungen aus seiner eigenen Jugendzeit, mit seinen Darstellungen der „Sebastopolkämpfer" (1854/55) und Novellen, wie „Die Kosaken" (1860), dem Riesenroman „Krieg und Frieden" (1864—69) und der „Anna Karenina" erst nur noch eine Führerrolle innerhalb der russischen Literatur gespielt. Erst seine Bekehrung und die große Wendung in seiner ganzen Lebensführung lenkte die Augen aller auf ihn, und Jasnaja Poljana, der Gutshof, wo der neue Bußprediger lebte, wurde für viele zu einem Wallfahrtsort, wurde zu einem der Brennpunkte des geistigen Lebens,



auf den immer wieder alle Aufmerksamkeit gerichtet sein mußte. Die Kunde von dem „seltsamen Schwärmer", der, ein Standesbevorzugter, ein Mitglied der höchsten russischen Aristokratie, wie ein neuer Buddha, vom Gefühl der großen Daseinsübel überwältigt, alle Vorteile und Rechte seiner Stellung von sich warf, um wieder wie ein armer Bauer zu leben, hinter dem Pflug einherzugehen und sich selber die Schuhe zu flicken, ging wie ein Lauffeuer durch die Welt. Eine so leidenschaftliche und harte Anklage aller Regierungen und herrschenden Klassen, eine so zornige Verwerfung aller kapitalistischen Ordnungen, diese Brandmarkung jeden Reichtums, von allem Luxus und Wohlleben, übertrafen an Wucht und Entschiedenheit bei weitem alles, was bei uns in Deutschland der politisch-soziale Revolutionarismus zu sagen wußte. Der religiöse Mensch enthüllte sich bei Tolstoi wieder als der Revolutionär aller Revolutionäre, als der vollkommenste Anarchist, als der Kommunist aller Kommunisten. In der Erneurung und Wiedererweckung der urchristlichen Ideale, der allereinfachsten und schlichtesten christlichen Lebensgebote sah der Dichter allein alles Heil, und seine neue Deutung der Evangelien wurde zu einer furchtbaren Anklage für Kirche und Staat, führte zu einer vollkommenen Verwerfung aller Dogmatik. Mit der gleichen Energie aber, mit der sich Tolstoi gegen jede theologische Lehre und Weltanschauung, gegen alle Staatsgewalten wandte, kehrte er sich auch gegen die wissenschaftliche Dogmatik, gegen alle materialistischen Glaubenslehren, und in seinem tiefsten und originellsten Buch, seinem Buch vom „Leben", treibt er die Naturwissenschaft arg in die Enge und will sie in ihrer Blöße enthüllen, daß sie uns nur nichts sagen kann von dem, was das Leben und das Lebendige ist. Unsere ganze Kultur in sich selber wird in der Betrachtung Tolstois zur Wurzel und Quelle aller Leiden, und nur die Rückkehr zur Natur, zu einem Leben in vollkommener Einfachheit kann uns entlasten von ihren Qualen und Täuschungen.

Die Leidenschaft und Kraft der Tolstoischen Anklagen, die prophetische Beredsamkeit, der Radikalismus und die vollkommene Rücksichtslosigkeit, mit der er zuletzt alles zerbrach, was am unerschütterlichsten und festesten zu stehen scheint, konnte auch für das deutsche Geistesleben nicht ohne tiefste Wirkungen bleiben und wurde zu einer starken Aufrüttelung. Andererseits mußte er auch gerade bei uns auf die größten Widerstände stoßen. Die aufstrebende Entwickelung ging hier völlig entgegengesetzte Bahnen, die agrarische Idealwelt des russischen Poeten verlockte am wenigsten die Kinder des neuen Deutschen Reiches, das gerade aus agrarischen Zuständen herauswuchs und in den von Tolstoi verachteten Industrien und Techniken sich aufs höchste entfaltete. Die Intelligenz, die hier in erster Linie auf eine goethische Weltanschauung sich eingerichtet hatte und vor allem in wissenschaftlichem Denken, in wissenschaftlicher Arbeit aufging, das Wissen als die höchste Macht predigte, konnte notwendig nur auf eine so ganz widergoethische Erscheinung, wie die Tolstoische, auf den tiefen Verächter aller Wissenschaften, verwundert, wie auf eine tolle Paradoxie, wie auf einen Geist aus völlig fremden, barbarischen Ländern hinblicken. In allen Lagern gleichmäßig stießen bei uns die Tolstoi-Lehren, -Ansichten und -Meinungen immer weit mehr noch auf Widerstand und heftige Feindschaft, und auch Tolstoi-Gemeinden, kommunistisch-religiöse Brüderschaften, die seine Ideale unter sich zu verwirklichen trachteten, konnten bei uns nicht wie in den anderen Ländern entstehen.

Die jungen Dichter der achtziger Jahre hoben ihn als die Ersten in ihrem Kampfe gegen die alte Literatur auf den Schild, und mit Ibsen und Zola bildete er das große Dreigestirn des Naturalismus, in dem die neue Bewegung für die Wahrheit und Natur in der Kunst siegte. Die furchtbare Tragik, die schrecklichen Schönheiten seiner Bauerntragödie von der „Macht der Finsternis", seiner „Kreutzer-Sonate", sein von den tiefsten altruistischen Gefühlen durchglühter Roman „Auferstehung" brachten das naturalistische Kunstideal in der höchsten Vollendung zum Ausdruck. Doch die dichterische Persönlichkeit Tolstois ist auch wieder eine so eigenartige und besondere, und seine Dichtung wurzelt so sehr in individuellem Erleben, in einer durchaus merkwürdigen Intuitionskraft und Anschauung, ist so wenig auf äußere Technik und Formalismus gestellt, so frei von Stil und Manier, daß sie nur nicht nachgeahmt werden kann. Hier kann nur nichts gelehrt und gelernt werden. Und wenn in der Anlehnung an Zola und Ibsen sich eine deutsche Zola-Romanschule und eine ganze deutsche Schule von Ibsendramatikern heranbildete — Tolstoi zog eine Schar unmittelbarer Schüler und Nachahmer bei uns doch nicht hinter sich her.

Die eigentlichste Genialität seiner Kunst, ihre höchste Fähigkeit objektiver Menschendarstellung, des Dichters Kraft, sich selbst in seine Gestalten zu verwandeln und sie mit einem schier unheimlichen Leben zu erfüllen, daß sie völlig wie körperlich vor uns stehen, ist ein Geheimnis seiner Dichtung, das ihm niemand abzulauschen vermag, ein Naturgeschenk, das zuletzt nur den wahren Naturanbetern, wie ihm, zuteil wird.

In Nietzsche, dem „Europäer", dem Antichristen, dem leidenschaftlichen Bekämpfer der christlichen Sklavenmoral, trat dann Tolstoi der große Antipode entgegen, dessen Herren-Egoismus für die deutsche Intelligenz eine ihr angenehmere Lebensspeise war als die Heuschrecken und der wilde Honig des russischen Wüstenpredigers. Dennoch blieb er auch im deutschen Geistesleben andauernd ein Wegweiser, an dem sich dieses orientierte.

Und sein großer Einfluß zeigt sich unverkennbar in allen den starken Strömungen, die heute eine Wiedererweckung des religiösen Lebens, religiöser Ideale bedeuten, und die Enttäuschung über das „Ignorabimus" der Naturwissenschaften wird immer zunächst nach Tolstois Buch vom „Leben" greifen müssen, um darüber nachzudenken, ob hier nicht ein Platz freigemacht wird, auf dem der Grundstein eines neuen Glaubens und einer neuen Weltgestaltung gelegt werden kann.

Auch der Gegner muß in stummer Ehrfurcht an diesem Sarge stehen. Selbst die Zarengewalt im heiligen russischen Reiche scheiterte an dem Felsen und der Macht einer Tolstoinatur. Er war das Gewissen der Menschheit in dieser Zeit, eine große Kraft des Guten. „Kein ausgeklügelt Buch . . . ein Mensch mit seinem Widerspruch", und dieser große Wider-Goethe kann und will zuletzt auch nur das eine uns zurufen, wie Goethe:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt, ein Kämpfer sein."



Walzer-Wettbewerb der „Woche".

Vorbericht.

Unsere Leser werden über das bisherige Ergebnis des in Heft 31 veröffentlichten Walzer-Preisausschreibens gewiß gern einiges erfahren. Zunächst können wir mit Befriedigung feststellen, daß unsere Anregung zur Wiederbelebung des Tanzwalzers auf überaus fruchtbaren Boden gefallen ist: das zeigt die alle Erwartungen übertreffende Zahl von 4222 Walzern, die bis zum Schlußtermin (1. Oktober) eingingen, und die Tatsache, daß Nord und Süd, Inland und Ausland in gleichem Maß mit Beiträgen vertreten sind. Natürlich bedeutete diese große Beteiligung von Walzerkomponisten ein hartes Stück Arbeit für den von der Redaktion eingesetzten Prüfungsausschuß. Die betreffenden fünf Herren haben deshalb auch schon Anfang August mit der Sichtung der Spreu vom Weizen begonnen und ihr Werk jetzt nach fast viermonatiger, angestrengter Tätigkeit beendet. Aus dieser ersten Prüfung sind mehr als 950 Walzer hervorgegangen, die für würdig befunden wurden, den Preisrichtern vorgelegt zu werden. Das Preisrichteramt hatten bekanntlich übernommen: die Herren Professor Dr. Beier, Armee-Musikinspizient Grawert, Professor Hans Hermann, Professor Dr. Krebs und Hofball-Musikdirektor Johann Strauß. Auch diese Herren haben schon im September ihre verantwortungsvolle Tätigkeit begonnen und zunächst die weitere Sichtung des ihnen vorgelegten Materials vorgenommen. Aber trotz der überaus dankenswerten Hingabe der Herren erfordert die Prüfung der zahlreichen, in die zweite Lesung übernommenen Walzer mehr Zeit, als manche ungeduldigen Einsender von Beiträgen denken. Soweit nach dem heutigen Stand der Prüfung zu sehen ist, wird die endgültige Entscheidung über die Verteilung der ausgesetzten drei Preise von 3000, 2000 und 1000 Mark sowie über den eventuellen Ankauf weiterer Walzer voraussichtlich Ende dieses Jahres, vielleicht auch erst zu Anfang des neuen Jahres erfolgen können. Das Ergebnis wird dann in der „Woche" bekanntgemacht.

* * *

Gemäß Punkt 10 der Bedingungen des Wettbewerbs werden erst nach der Verkündigung des Ergebnisses die nicht verwendeten Walzer an die Einsender zurückgeschickt. Wer Adressenänderungen und dergleichen mitzuteilen hat, darf dies nur unter seinem Merkwort tun, nicht aber unter Nennung seines Namens.

Die Toten der Woche

Professor Julius Exner, bekannter Maler, † in Kopenhagen am 15. November im Alter von 85 Jahren.

Wilhelm Raabe, berühmter Dichter und Schriftsteller, † in Braunschweig am 15. November im Alter von 79 Jahren (Portr. S. 2027).

Professor Gustav Roßberg, Armee-Musikinspizient a. D., † in Berlin am 15. November im 73. Lebensjahr.

Graf Leo Tolstoi, berühmter russischer Dichter, † in Astapowo am 20. November im Alter von 82 Jahren (Portr. S. 2030).

Obergerichtsprokurator a. D. August Wilhelmj, † in Hattenheim a. Rh. am 19. November im Alter von 98 Jahren.

Geh. Kommerzienrat Dr. Rudolf Wolf, bekannter Großindustrieller, † in Magdeburg am 20. November im Alter von 79 Jahren.

Generalmajor z. D. Eugen Zobel, † in Berlin am 16. November im Alter von 74 Jahren.

Unsere Bilder

Von der Seefahrt des Kronprinzenpaares (Abb. S. 2029). Der Kronprinz und die Kronprinzessin weilen nun seit mehreren Tagen in Ceylon. In Colombo haben sie den Lloyddampfer „Prinz Ludwig" verlassen, auf dem sie eine höchst angenehme Fahrt vollbracht hatten. Die hohen Reisenden waren an Bord des luxuriös ausgestatteten Schiffes sehr gut aufgehoben. Die Mannschaft und die übrigen Passagiere, in deren Mitte das Kronprinzenpaar völlig ungezwungen verkehrte, wissen nicht genug von dem freundlichen und heiteren Wesen des Kaisersohnes und seiner Gemahlin zu berichten. Sie nahmen an den Mahlzeiten der Mitreisenden teil und beteiligten sich mit Eifer an den Bordspielen, die auf den großen Ozeandampfern üblich sind. Der kurze Aufenthalt in Port Said brachte in das Einerlei der Ueberfahrt angenehme Abwechslung. Das Kronprinzenpaar traf dort ein deutsches Kriegsschiff, den großen Kreuzer „Hertha", an und begab sich an Bord, um die deutschen Seeleute zu begrüßen.

Ein neues Porträt der Herzogin von Hohenberg (Abb. S. 2031), der Gemahlin des österreichisch-ungarischen Thronfolgers, hat der österreichische Maler Franz Dvořák geschaffen. Das Bild zeigt die wahrhaft fürstliche Gestalt der hohen Frau in großer Toilette mit Diadem und Hermelinmantel.

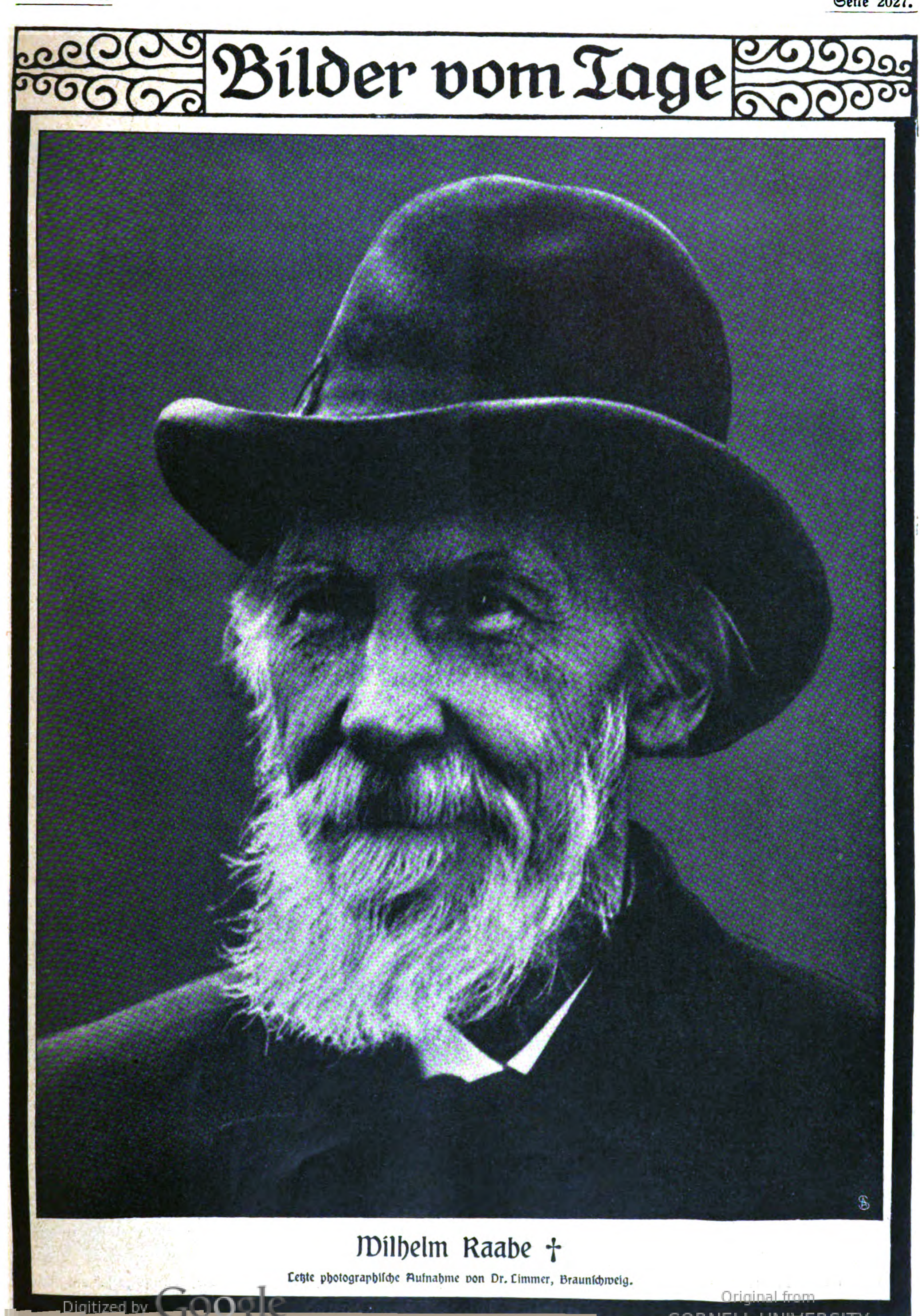
Die Eröffnung des Berliner Königl. Opernhauses nach dem Umbau (Abb. S. 2033). Am 18. November wurde das völlig restaurierte Gebäude der Berliner Hofoper in Anwesenheit der Kaiserfamilie und eines erlesenen Publikums wieder eröffnet. Als Eröffnungsvorstellung hatte man Wagners „Meistersinger" gewählt; es gab eine vollendete und ergreifende Aufführung, die bewies, daß die guten Geister dieser Kunststätte durch den Umbau nicht vertrieben worden sind.

Die Atlantische Flotte der Vereinigten Staaten (Abb. S. 2034) weilt jetzt in den englischen und französischen Gewässern. Je eine Division hat Portland, Gravesend, Portsmouth und Brest angelaufen. Die ganze Flotte besteht aus 16 gewaltigen Schlachtschiffen, die sämtlich nach 1903 vom Stapel gelassen sind. Das Kommando führt der Konteradmiral Schröder, der seine Flagge auf dem Dreadnought „Connecticut" gehißt hat. Die Mannschaften der Flotte werden überall in den Häfen freundlich empfangen.

Das Denkmal für Jules Ferry (Abb. S. 2034), den großen französischen Staatsmann, dem die dritte Republik viele ihrer grundlegenden Gesetze und Einrichtungen sowie die Vermehrung ihres Kolonialbesitzes verdankt, wurde dieser Tage im Pariser Tuileriengarten enthüllt. Die schöne Enthüllungsfeier, an der sich weite Kreise der Bevölkerung beteiligten, wurde durch tumultuarische Ausschreitungen einiger Royalisten gestört.

Personalien (Abb. S. 2032 u. 2033). In Anwesenheit vieler Fürstlichkeiten fand in München die Vermählung des Erbprinzen von Ratibor und Corvey mit der Prinzessin Elisabeth zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Spielberg statt. — Der diesjährige Träger des internationalen Nobelpreises für Chemie ist Professor Dr. Otto Wallach, der berühmte Göttinger Universitätslehrer. Den Nobelpreis für Physik erhielt Johannes Diderik van der Waals, der Direktor des Physikalischen Instituts an der Universität Amsterdam. — Graf Hugo von und zu Lerchenfeld-Köfering, der bayrische Gesandte in Berlin, konnte kürzlich die 30. Wiederkehr des Tages feiern, an dem er als Vertreter seines Heimatlandes in die Reichshauptstadt kam. — Lord Rosebery, der berühmte englische Staatsmann, hat in zwölfter Stunde vor der kommenden Auflösung des englischen Parlaments noch einmal versucht, den Konflikt zwischen Oberhaus und Unterhaus zu beseitigen, indem er den Lords zum freiwilligen Verzicht auf einen Teil ihrer Privilegien riet. — Kürzlich nahm ein junger ungarischer Geiger, Josef Szigeti, an einem Berliner Konzert teil und wurde vom Publikum und von der Presse sehr freundlich aufgenommen. — Lucie Höflich, das beliebte Mitglied des Berliner Deutschen Theaters, hat von der Bühne für längere Zeit Abschied genommen. Sie hat zwar Krankheitsurlaub erhalten, man behauptet aber, daß der eigentliche Grund ihrer Bühnenflucht in Heiratsabsichten besteht.

Bilder vom Tage



Wilhelm Raabe †

Letzte photographische Aufnahme von Dr. Limmer, Braunschweig.



Phot. Titzenthaler.

Wilhelm Raabes „Sperlingsgasse".
(Die Spreestraße in Berlin.)

Nebenstehend: **Schriftzüge des Dichters.**



Wilhelm Raabe †
Jugendbildnis.



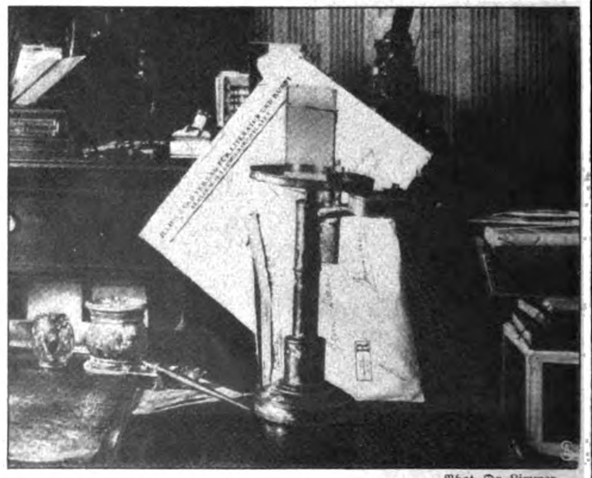
Phot. Dr. Limmer.

Eine Handzeichnung des Dichters.



Phot. Breuer.

Wilhelm Raabes Geburtshaus in Eschershausen.



Phot. Dr. Limmer.

Die Lampe, bei deren Schein „die Chronik der Sperlingsgasse" entstand.

Zu Wilhelm Raabes Heimgang.





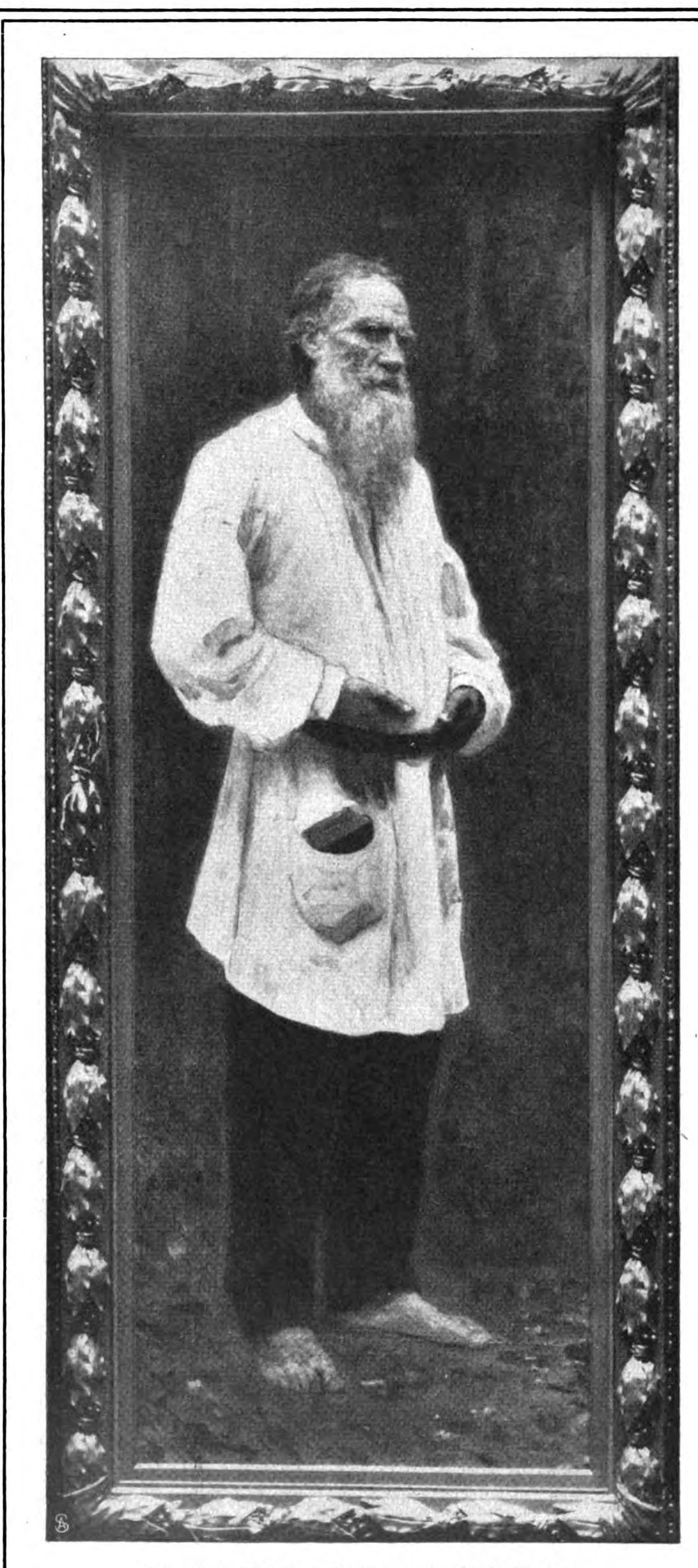
Von der Reise des Kronprinzenpaares.

Oberes Bild: Ein Besuch an Bord S. M. S. „Hertha“ in Port Said. Der Kronprinz und die Kronprinzessin mit dem Kommandanten Kapitän z. See Engelhardt.
Nebenstehend: Der Kronprinz und die Kronprinzessin während der Deckspiele der Matrosen an Bord des „Prinzen Ludwig“.



Aufgen. an Bord des Lloyddampfers „Prinz Ludwig“ von Dr. Bongard.

Der Kronprinz (×) auf dem Lloyddampfer „Prinz Ludwig“ beim Shuffleboard.



Graf Leo Tolstoi. Gemälde von J. J. Repin.



Komtesse Alexandra Tolstoi.



Gräfin Sophie Tolstoi.



Maria Nikolajewna, die Schwester des Grafen.

Zum Tode Tolstois.



Jasnaia Poljana.

Sophie Herzogin von Hohenberg.

Hofphot. Bruner-Dvořák.

Neuestes Porträt der Herzogin von Kunstmaler Franz Dvořák.



Profeſſor van der Waals, Amſterdam,
erhielt den Nobelpreis für Phyſik.

Phot. Sanden.

Nebenſtehend: **Profeſſor Wallach, Göttingen,**
erhielt den Nobelpreis für Chemie.

Diesjährige Nobelpreisträger



Graf von und zu Lerchenfeld-Köfering.
Zum 30jährigen Amtsjubiläum des bayriſchen Geſandten in Berlin

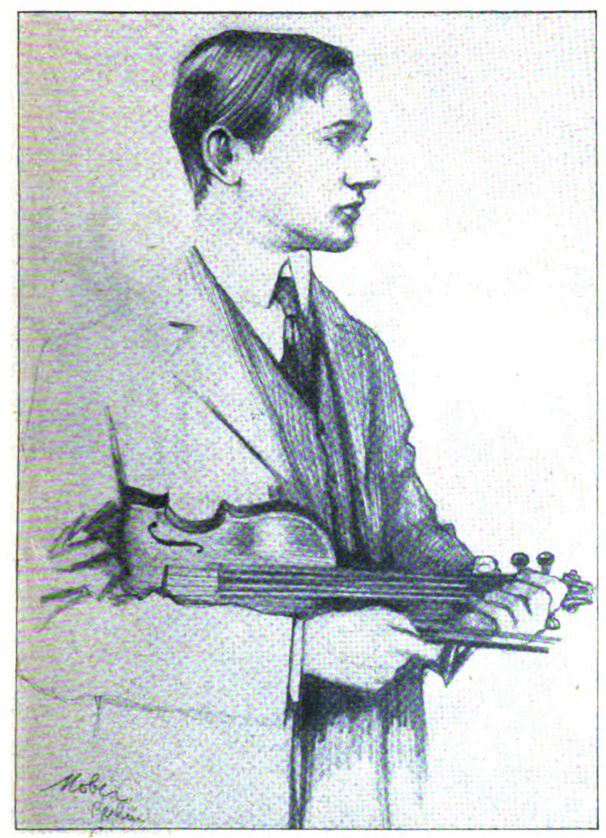


Lord Roſebery.
Zu ſeinem Vermittlungsvorſchlag im Kampf des liberalen Miniſteriums gegen das Haus der Lords.



Viktor Erbprinz von Ratibor und Gemahlin, geb. Prinzeſſin Eliſabeth
zu Oettingen-Spielberg. Hofphot. Gebr. Lützel.

Eine Vermählung im Hauſe Ratibor.



Geigenvirtuose Josef Szigeti.
Zu seinem Konzert in Berlin.
Nach einer Originalzeichnung von Leo Kober, Berlin.



Lucie Höflich, Berlin. Phot. Becker & Maass.
Zu ihrem Abschied vom Deutschen Theater und ihrer bevorstehenden Vermählung.



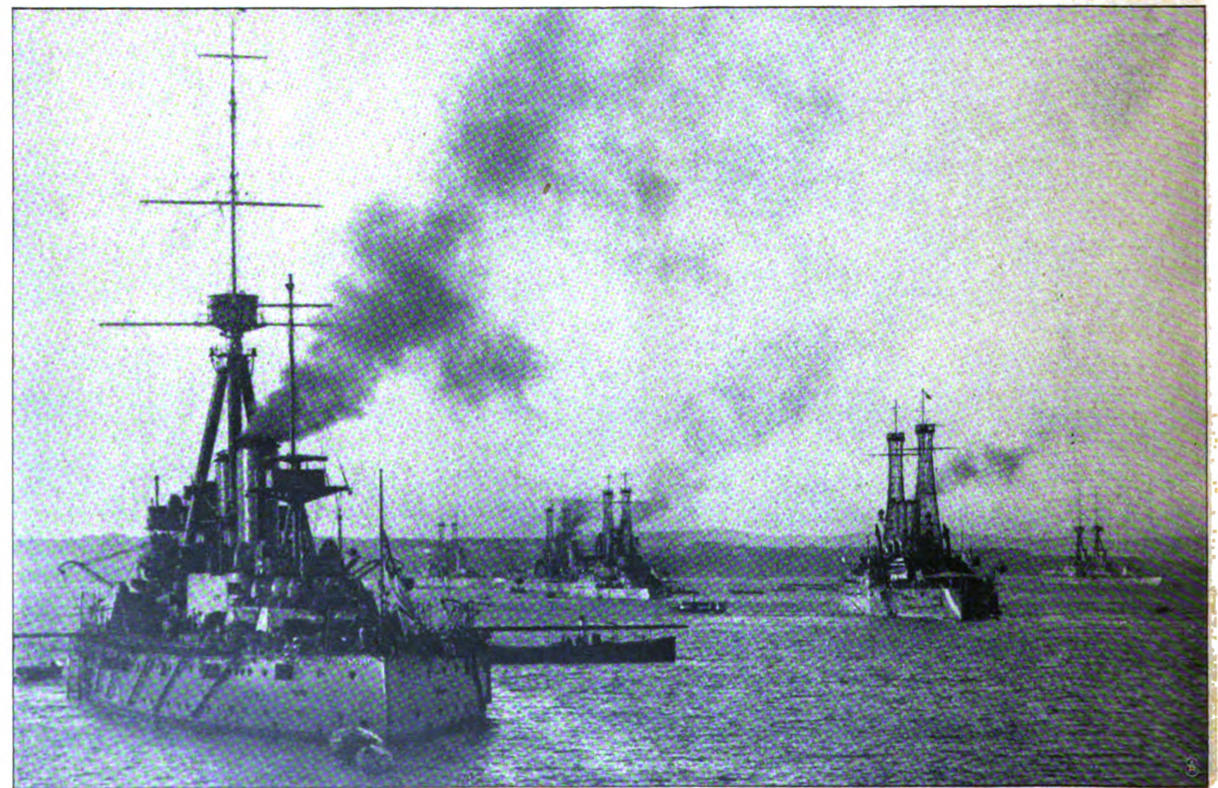
Szene aus den „Meistersingern".
Von links: Herr Kirchhoff als „Walter Stolzing", Herr Bischoff als „Hans Sachs", Frl. Hempel als „Eva", Herr Knüpfer als „Pogner", Herr Bronsgeest als „Kothner".
Von der ersten Aufführung nach Wiedereröffnung des Königl. Opernhauses in Berlin. — Spezialaufnahme.



Festzug der Schulkinder.
Phot. Rol.

Nebenstehend:
Die Feier in den Tuilerien in Paris.
Phot. Meurisse.

Ein Festtag der französischen Nation:
Die Enthüllung des Jules Ferry-Denkmals.



Englischer Dreadnought. **Die amerikanische Flotte in der Nähe von Portland.** Phot. Internat. Publikation Co.

Vom Besuch der Atlantischen Flotte der Vereinigten Staaten von Amerika in England.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

2. Fortsetzung.

Ach, was war das? Sie schien den Ferdinand zu stacheln, mit sich fortziehen zu wollen. Sie trat mit dem Fuß auf. Sie sprach schnell — schneller, weicher, es war ihr eine Lust, die Worte hervorzusingen, sich und ihn in Gefühl zu hüllen; sie nahm seine Hand, riß sie zu sich. „Jetzt oder nimmermehr! Lange genug hielt die Heldin stand — —" Es war beseelte Verhaltenheit, die Nerven zitterten, jedes Wort hatte einen Nerv, bebendes, süßestes Leben in eigentümlich lauschender Inbrunst; sie riß die steifen, hohlen, allzu großen Worte mit sich fort, so schwer sie waren, füllte ihre lastende Leere mit der Leichtigkeit rauschenden, klingenden, siegenden Lebens. . . .

„Ah, was ist das?"

Ferdinand (sich von ihr losreißend): „Nein, beim großen Gott! Ich halte das nicht aus — Lady, ich muß — Himmel und Erde liegen auf mir — ich muß Ihnen ein Geständnis tun, Lady!"

Idiot. Es war, als wenn Kieselsteine hart auf Holzbretter fielen.

Die innige Flamme der Frau senkte sich wie mutlos, kroch am Boden hin. Die Lady spielte nun wieder mit Ferdinand und der Rolle, mitunter züngelt es noch mal in ihr hoch.... Die Frau war wie hilflos und in ihrer Seele gefesselt. Und zuletzt sprach sie die Worte wieder allzu bewußt, unsicher, trocken und ging rasch, ohne Schwung, sogar mit einer halb ungeschickten Bewegung ab.

Oskar hatte regungslos gelauscht. Das Leben war auch in ihn hineingeflossen und hatte ihn still und willenlos gemacht. Er hatte aufgeatmet. Ein unbegreifliches Entzücken hatte ihn durchrieselt, als befreie ihn der Augenblick von einem Druck, von allen kleinlichen, lästigen Gefühlen. Er hatte sie klar angesehen, jede Linie des Gesichts, des Körpers, jede Bewegung, nichts mehr von Gene war in ihm, es war selbstverständlich, daß sie da oben stand und sprach und den braven, langen Ferdinand an sich riß. Es war Einheit, Einheit zwischen ihr und ihm und allen. Und ihr klingendes Gefühl, das ihn zugleich seltsam bis zu einer feinsten Angst bedrängte, ließ seine Sinne für Sekunden erbeben.

Aber dann kam ihr Erwachen, und das war desto peinlicher. Wie ein kleiner und wachsender Katzenjammer. Unbegreiflich die Minuten vorher und das Jetzt. Man senkte den Kopf, den Blick, lehnte sich wieder fest an, verschränkte die Arme und rieb mit den Fingerspitzen nervös das Tuch des Ärmels. Aus — zu — wenn es schon vorbei wäre! Sie tat ihm unsäglich leid, er spürte jetzt, nach jenem Aufschwung, nicht mehr Verlegenheit um sie — Mitleid.

Doktor Demuth steckte eben allzu persönlich in den Dingen drin. „Nun?" fragte er etwas trocken, als hätte er nicht minuten-, sondern stundenlang geschwiegen. Die Gardine war geschlossen. Der Saal war hell. Die Stimmen erhoben sich. Man stritt. „Nun?"

„Merkwürdig. Hast du die eine Stelle beobachtet? Höchst pathetisch an sich. Aber man sah durch sie hindurch in eine Welt. Eine tiefe, inbrünstig süße Sinnlichkeit. . . ."

„Ja, Meinhard. Es war merkwürdig. Eigentlich schön."

„Schön. Sie ist eine Begabung. Aber noch hilflos. Vielleicht ist sie nervös. Vielleicht kann sie auch nur einige Höhepunkte herausstellen und wird im übrigen den tastenden, schwächlichen Verstand nicht los in einer Ermüdung des Gefühls nach dieser Anspannung. Jeder von uns kann sich über sich hinausheben, bis die Mattheit und Wachheit des Normalen wiederkommt. Das kann bis zum Talent heranführen. Auch der junge Kainz hat das, nur alles in der genialen Sphäre. Ich glaube, sie hat den Funken.... Nur kein Zutrauen. Sie steht in einem luftleeren Raum. Sie braucht die ihr konforme Umgebung, Zuspruch, einen ebenbürtigen Gegenspieler, ein innerlich flüssiges, mit der empfindlichen Unergründlichkeit des Lebens erfülltes Stück. Und vor allem die Gelassenheit des Zuwartens. Die beseelte Ruhe — Ruhe — — Die kleine Sorma hat diese Mimosenpose, die ihrem Erlebnis die Form gibt. Ob sie wieder hereinkommt?"

Achselzucken.

„Ob wir ihr draußen auflauern?"

„Ich weiß es nicht, Meinhard."

„Bist du nicht wohl? Bürger! Willst du noch mehr von den übrigen? Ich dächte, es wäre genug. Es fehlt der Geist, der neue Geist. Dohrn hat Verdienste, aber er ist alt. Er hört und sieht das Neue nur von weitem. Zu moderat, zu feige! Man muß jung sein.... Himmel, es geht schon wieder los."

„‚Nora' von Henrik Ibsen. Letzte Szene, letzter Akt."

„Sieh, sieh, Philosoph! Das Neue pocht an die Tür."

„... Die Leutchen konversieren recht brav und unterstreichen wie Gouvernanten. Es geht nicht."

Meinhard sah nach der Uhr. Sollte er seine Zeit verlieren zugunsten dieser hübschen Belanglosigkeit? Wenn er schon mal hier war, dann reizte ihn dieses Fräulein Donat mehr; sie war doch überhaupt die Pointe.

Oskar sah nach der Tür, und als Meinhard die Uhr an seinen Kneifer hielt, sagte er: „Laß uns gehen. Schließlich müssen wir uns an Amelongs Stelle bedanken. Ich halte es für richtig."



„Du sprichst weise.“

Und sie schlichen beide zur Tür und verschwanden aus dem Saal.

In dem Vorraum mit dem alten Rundsofa war die Luft frisch und kühl. Oskar sagte kein Wort mehr. Er ließ immer lieber die andern sprechen und schob nur hier und da einen ruhigen klugen Satz, der oft ein Fragezeichen hatte, ein. Seine Interessen waren echt und stark wie die Meinhards, nur stand er allem mehr als Zuschauer gegenüber.

Die beiden Herren gingen an die kleine Garderobenkoje heran.

Sie wollten gleich hinterher das Zimmer hinter dem Bühnenraum betreten; und wenn sie Glück hatten, dann trafen sie Fräulein Donat dort, oder es ließe sich herstellen, daß sie den jungen Herrn mit der Grabesstimme in den Saal schickten und sie noch mal hereinbaten; es war anzunehmen, daß die Darbietungen dicht vor ihrem Ende standen.

Jedoch, eben als sie ihre Marken abgaben und sich mit stummer Erwartung umsahen, erschien Fräulein Donat in dem hellen Türrahmen des Bühnenzimmers. Ein kleiner, etwas fetter Herr mit gewaltiger Glatze und großen runden Brillengläsern begleitete sie, und jetzt trat auch das resolute Fräulein Meyrink aus dem Saal und ging sofort rasch und selbstbewußt nach jener Tür und mit einem stürmischen Impuls auf Melusine zu. „Gehen Sie schon?“ fragte sie rauh und tief.

„Ja. Adieu, Herr Direktor. Ich mag Ihre Herren nicht kennen lernen. Es lockt mich nicht in die Ferne. Gerade jetzt nicht ... Berlin ist jetzt zu reich und fruchtbar....“ Das war ihre Altstimme.

Demuth und Meinhard zogen bedächtig ihre Überröcke an. Und im nächsten Augenblick grüßte Oskar und trat unbefangen und artig auf Melusine zu, während Meinhard sich mit ein paar Worten dem alten Dohrn näherte, den er wie alle Welt flüchtig kannte.

„Ich bin aufs äußerste überrascht, Herr Professor. Wenn ich hätte ahnen können ... ich werde künftig Karten schicken. Vielleicht fällt mal ein Vortrag für uns ab ... haha! ...“

Meinhard wiegte lächelnd den Kopf. „Möchtest du mich nicht vorstellen, lieber Demuth?“

Der Doktor entsprach der Aufforderung. Und nun gerieten sie, Meinhard griff den Menschen gleich ins Herz und ins Zentrum, in eine recht angeregte Unterhaltung, an der sich auch Herr Dohrn mit behendem Temperament und bedeutendem Mienenspiel beteiligte, und die bis zum Schluß der Vorstellung im Saal währte.

Oskar jedoch war es nun hin und wieder seltsamerweise, als stünde nur Fräulein Donat da, oder als überragte sie die andern in einer ganz bezwingenden Weise; ihre Gegenwart hatte für Minuten und wiederkehrend etwas Ausschließliches; und als spräche er nur zu ihr, und zwar so, als kennten sie sich schon länger und besser. Es war für Augenblicke fast ein Band des Vertrautseins zwischen ihnen, und auch sie schien das zu empfinden und zu wissen, denn oft ertappten sich beide dabei, daß ihre Blicke sich zueinander wandten, sich suchten und unversehens verständigten....

Die Tür tat sich auf, und die runde Halle verlor im Nu alles, was sie an Ruhe und einsamer Frische besessen hatte. Man strömte heraus, ebbte zurück, gruppierte sich um das Rundsofa; das Bühnenzimmer, das weit offen stand, füllte sich; Dohrn verabschiedete sich eilig und bemühte sich, allgegenwärtig zu sein. Die Jugend hatte das Wort, und ihre unbekümmerte Stimme erfüllte den Raum.

* * *

Nun schritten sie zu viert — man hatte einen Weg — nach der Potsdamer Straße vor.

Sie gingen in einer wirren Linie. Denn die Herren waren unwillkürlich bestrebt, sich Melusine zu nähern. Fräulein Meyrink hatte sich in ihrer resoluten Art angeschlossen und schwatzte drauf los.

Sie bemächtigte sich Doktor Demuths, während der Philosoph mit Melusine voranschritt. Meinhard hatte einen festen, zielbewußten Griff und war, wenn es sich lohnte, stets Egoist aus Interesse. Hier allerdings kam die Bewunderung für die Frau hinzu und eine hinter ernsthaftester Miene versteckte Neigung, den Freund zu vexieren.

Oskar indes fühlte sich nicht erheblich gestört.

Die kleinen Ereignisse des Abends hatten sich, alles in allem, so wundervoll glatt abgewickelt; keine eigentliche Enttäuschung, keine Störung; wenn er zurücksah, dann lebte nur die eine Szene mit ihrem gleißenden, jähen Sinnenzauber, der noch jetzt wie ein Weh und Wunsch in seinen Nerven brannte. Sehnsüchtig und beklommen. Das andere, das Milieu, das ihm im Innersten zuwider war, war verblaßt. Vor ihm aber schritt die hohe Mädchengestalt, und ihr Lebensatem wehte in diesem Augenblick zu ihm zurück, daß er in einer geheimnisvollen wie blutwarmen Welle ging.

Er hörte den raschen rauhen Worten des männlich ausschreitenden Fräulein Meyrink zu; sie sprach nur von Theater und Stücken; er antwortete gelassen und onkelhaft.

Er fühlte sich gehoben, frisch und frei wie lange nicht. Fehlte es seinem Leben an Akzenten? dachte er ... schlichen die Wochen ohne rechten Rhythmus dahin?

Oskar freute sich, daß auch Meinhard nicht enttäuscht war. Der Philosoph konnte unausstehlich gleichgültig sein, wenn ein Eindruck nicht zu seiner kultivierten Höhe hinaufreichte. Nichts davon! Er sah ebenso belebt aus wie Freund Demuth. Holla, Philosoph! Wo ist deine Gedämpftheit und Gemessenheit, deine müde Würde, die dir zum klaren, überlegenen Denken, zum geistigen Selbstbewußtsein so nötig ist? Seelenmasken, Hilfsmasken, wie sie der Schauspieler braucht, wie wir sie alle im Leben tragen; zuzeiten fallen sie ab, und jede Frau kann sie lüften! Oskar lächelte fast vergnügt.

Hinter der Brücke, die man passiert hatte, bildete man wieder eine Front.

Meinhard fragte: „Warum sind Sie bei Dohrn, Fräulein Donat?“

„Er ist meinem Vater bekannt. Ich habe es vorher auch bei andern versucht. Es ist überall das gleiche. Man muß selbst sehen und suchen.“

„Aber warum spielen Sie nicht einfach irgendwo?“



Sie nickte. „Ich will es nun. Man muß sich trainieren."

„Man kann so sagen."

„Ich wache mit einem Mal auf und sehe die andern und sehe mich selbst, sehe gleichsam meine Worte. Ein gräßlicher Moment und Zustand. Ich glaube, es ist die Hast, ein Krampfhaftes."

„Gut, gut."

Sie sah auf und lachte. Und Oskar beobachtete auf seinem linken Flügel, wie beweglich sie war, jungmädchenhaft, so ganz anders wie neulich bei Amelong. Vielleicht lag es an Meinhard, an dem Respekt, den der einflößte; oder das Spiel hatte sie aufgeregt und geärgert, daß sie nun aus sich herausging; vielleicht aber lag es auch in ihrer Art, jeden zu nehmen, zu zwingen.... Doch dies störte Oskar eine Sekunde lang, erfüllte ihn mit einem vagen Mißtrauen, sogar mit Eifersucht und Mißbilligung....

„Und wo werden Sie demnächst spielen... denn Sie werden es doch nun bald tun müssen, gnädiges Fräulein?" fragte jetzt der Doktor, an ihre linke Seite tretend, dabei sah er sie an.

Sie wurde sofort wieder ernst. Ja, es trat ein Schimmer jener früheren Herbigkeit in ihre Haltung. Auch ihre Stimme klang tiefer, als sie sagte: „An eine wirkliche Schlacht denke ich noch nicht, Herr Doktor."

„Doch. Mitten hinein."

„Es bleibt vorläufig noch bei Plänkeleien. Ich mag nicht statieren und mich in kleinen Rollen vorschicken lassen. Dabei lernt man nichts."

„Aber eines schönen Tages — mit einem Mal."

„Ich will mich in der Stille tummeln. Will alles spielen, einfach alles, bis zu ganz großen Sachen...."

„Provinz?"

Sie lächelte. „Beinah. Raten Sie?" — Sie senkte die Stirn. „Sie raten es nicht. Ostend-Theater."

„Ah. Die Geburtstätte Wildenbruchs unter Anton Anno vor einigen Jahren. Jetzt freilich...."

„Volkstheater. Schadet nichts. Ist sogar gut. Man spielt dort den ganzen Shakespeare und Schiller, die Birchpfeiffer und den Hüttenbesitzer, den Glöckner von Notre-Dame. Warum nicht, ich will auch das versuchen. Alles!"

„Bravo. Das ist tapfer. Und wann beginnt das?"

„Bald. Schon in nächster Woche, denk ich." Sie sprach es zögernder und wurde plötzlich wieder karger mit dem Wort.

„Und darf man Sie dort sehen?" fragte Oskar, und wieder spürte er unversehens das starke, dumpfe Unbehagen vor ihren Absichten. Und dies klang wohl auch unwillkürlich in seinen Worten durch.

Sie hob das Kinn. „O — gewiß. Kann ich es hindern?... Ich will auch nicht!"

Ihr Blick streifte langsam und seltsam forschend sein Auge, und dann wandte sie den Kopf nach der andern Seite.

Sie war anders zu ihm als zu Meinhard, stellte er fest, so als nähme sie ihn weniger schwer als den bekannten Gelehrten, bei dem sie eine Autorität auch in diesen Dingen voraussetzte.

Ach was! Nein, es war anders! Vor Meinhard war sie unbefangen und respektvoll; vor ihm aber scheu.... Denn es stand schon eine Erinnerung zwischen ihnen, so klein und intim sie war; an die stille, mit Beklommenheit erfüllte Luft des Amelongschen Wartezimmers, an forschende, tastende Blicke, an vielleicht indiskrete Worte Amelongs. Er hatte gleich nach ihr das Sprechzimmer betreten, in dem ihre besorgten Worte geklungen, in dem ihr Kleid von ihr abgeglitten war. — Dies alles sprach unzweifelhaft mit, spukte vor. Unsagbar. Seine dunkeln Augen waren voll Huldigung. Da ging auch ihr Blick neugierig zu ihm her, zu seinen Augen. Was war das für ein Mann?... Er war größer, stattlicher als Meinhard, er würde einmal sehr reich sein. Er war klug und fein und artig und unter allem unverbraucht und wohl sehr leidenschaftlich, das verriet sich einer Frau, und das hatte sie schon das erstemal gesehen. Sein Wesen war wohltuend, er war höchst sympathisch....

Oskar glaubte das jetzt wieder zu erfassen. Es gibt deutlich fühlbare Wellen und Brücken in jeder Sekunde. Man fühlt sie mit der Haut. Und es gibt vor allem Wirkungen, denen die Sinne des Leibes und der Seele wie von ungefähr offenstehen, so als wäre man darauf vorbereitet, so als hätte man von langher auf sie gewartet, so vertraut und im Innersten berechtigt ist dann die plötzliche Berührung, süß und bezwingend, gewissermaßen wahlverwandt, schon im ersten Moment, so daß die Seele ein feines, frohes Glühen spürt....

Er gefiel ihr. Es war ihm nicht neu. Er hatte es sofort damals gemerkt, und dann deutlicher, als Amelong zwischen sie trat, als er das Inkognito aufhob und beider Augen sich für eine Weile trafen und festhielten. Wie Frage und Antwort. Wie Staunen und Wissen. Er hatte das auch in der Zwischenzeit gewußt. Es war wie ein süßes Gift in ihm gewesen und war auch jetzt da.... Sie sah in ihm den Menschen, den Mann. In Meinhard den Professor. So mußte sich Meinhard anstrengen und sich um sie kümmern. Er selbst war einfach da.... Ecce!

Dieser Doktor Demuth phantasierte ein wenig, mitten auf der Potsdamer Straße, und als er es schließlich merkte, blieb er dennoch ernst und bemühte sich kaum, seinen Spott dagegen aufzurufen; es war eben wahr, simpel wahr, wie es eben auch spaßhafte Tatsachen sein können; und jener Bann umhüllte ihn von neuem wie etwas Körperliches.

Sie plauderten. Doch nun hielten sie alle vier an.

Meinhard blieb gegenüber dem Glaskäfig der altbekannten Weinstuben stehen. Und die schwarze Meyrink nickte eifrig, und ihre Lippen und Augen glänzten vor Erwartung.

„Ja doch, Fräulein Donat! Man kann doch mal reden! Bitte — bitte! Seien Sie kein... kein..." sie wollte mit ihrer rauhen, tiefen Stimme „Frosch" sagen.

Doktor Demuth blickte fest und wartend auf Melusine. Es lag mehr in seinem Blick und in seinem sehr ernsten Gesicht, als er ahnte. Melusine aber sah es und empfand es in ihrem Herzen, so daß ihre Miene für eine Sekunde maskenhaft wurde. Sie kämpfte. Es war ein feinster Fraueninstinkt.



„Es geht leider nicht“, sagte sie leise. „Mein Vater ist nicht wohl und konnte mich nicht begleiten. Ich versprach sofort zurückzukommen. Er sorgt sich leicht.“

„Wir schicken einen Boten“, sagte Oskar ebenso leise.

Doch sie blieb, vielleicht aus unergründlicher Frauenklugheit, in einer erwartungsvoll quälerischen Lust, am Widerspruch fest.

„Nein, Herr Doktor. Ein anderes Mal vielleicht. Seien Sie nicht böse. Es wäre gewiß wunderhübsch. O, ich kann es mir denken! Auch mich hat die kurze Begegnung froh gemacht. Man ist so arm an Zuspruch. Es tut mir aufrichtig leid. Lassen Sie sich nicht stören. Wir nehmen dort gleich die Pferdebahn. Kleine Meyrink, Sie kommen mit zu mir, wenn Sie wollen....“

Aber es war nicht völlig klar, ob sie der Kleinen nur nicht gönnte, was sie sich selbst in einem überspitzen Impuls versagte. „Und nun Dank und hoffentlich: auf Wiedersehen!“ — Da gab sie Oskar die Hand, aber ihre Lider senkten sich zuletzt dabei. Er hielt ihre Hand, er drückte sie, länger und mit mehr Vertraulichkeit und Empfindung, als er wollte, und als er durfte. Sein Auge hing heiß und zärtlich an dem schönen Gesicht.

„Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein.“

Sie nickte. Meinhard sah gelassen und ernst von der Seite zu. Dann gingen die Damen.

Die Herren überschritten den Damm, der um diese Stunde, nach neun Uhr, nur wenig belebt war. Plötzlich blieb Oskar stehen und sah den drüben Davongehenden nach. Ja... Melusine durfte die Meyrink kleine Meyrink nennen, so groß und stark die selbst war, Melusine war noch um Handbreit größer, aber schlank und biegsam wie eine Klinge... wundervoll! War er verrückt? Er wollte es sein — wollte es! Kein Abenteuer — nichts — nichts — nichts. Nur sehen!...

„Oskar Demuth, komm weiter“, sagte der Professor mild.

Oskar sah ihn groß und ernst an. „Du, Meinhard. Mir ist komisch. So was gibt es doch gar nicht. So was habe ich ja noch nie, nicht mal in meiner Jugendeselzeit, erlebt. Wie? Gibt es so was? Wie Blitz und Schlag. In meinem Alter....“ Es war gegen seine sonstige Art, daß er so sprach.

„Es gibt alles, mein Sohn. Aber unsere exakte Psychologie darfst du nicht anrufen. Die verhält sich zum Leben wie meine Lesebrille zur Ferne. Aber es gibt sicherlich alles.“

Oskar Demuth sah ihn immer noch aus einer Ferne an. „Meinhard, ich hoffe — ich glaube nicht“ — Aber dann brach er ab und hatte sich wieder. Er bereute das Wort. Jedes Wort. Er war wieder wie sonst und sprach ruhig und gemessen von andern Dingen.

* * *

Doktor Demuth hatte in der kommenden Zeit viel zu tun. Es waren nicht Geschäfte des „jenseitigen“ Verlags. Es waren in der Hauptsache eigene Angelegenheiten.

Doktor Demuth verfolgte seine neuen Pläne. Sie waren von langer Hand vorbereitet, wenigstens in ihrer geistigen Struktur. Jetzt sollten sie sichtbare Gestalt annehmen. Das „Separatkonto“ Oskar Demuth wollte eine deutsche Sittengeschichte in Einzeldarstellungen mit gediegenem Illustrationsmaterial auf den Markt bringen, mit sehr ernstem Text aus gelehrten Federn. Die Berufe, Stände, Bräuche, Konfessionen, Kunst, Literatur, Ehe und Mode in den verschiedenen Jahrhunderten. Ein weiter Plan, eine große Sache. Paralleldarstellungen der andern Völker sollten sich anschließen und zuletzt eine zusammenfassende vielbändige Kulturgeschichte.

Der Kommissionsrat, als er vor einiger Zeit davon erfuhr, hatte die Achseln gezuckt. „Du mußt viel Geld haben, mein Sohn!“

„Für den Anfang reicht es. Es handelt sich vorerst um vier, fünf Bände von etwa zwanzig bis dreißig Bogen Quartformat. Daran wird man sehen, ob die Sache geht.“

Der Alte nickte. „Viel Glück. Ich sehe leider keine Brücke zu dem diesseitigen Verlag.“

„Nun, am Ende handelt es sich doch auch um L e h r m i t t e l und nicht um Romane und Gedichte.“

„Nicht weit davon ab. Ich bin für Vertiefung und Ausbau des Vorhandenen. Nicht für diffuse Versuche.“

Da gab es reichlich Arbeit. Aber das freute den Doktor. Es war zu erwarten, daß man nun auch mit andern historischen Arbeiten an ihn herantreten würde — immerzu! Er würde sie prüfen, sich regen. Leben, Arbeit — frisch und frei sein!

Die Sache war die: seine griechische und römische Klassikerbibliothek war gut gegangen und nun schuldenfrei; er hatte das von Tante Jüly Grote geliehene Kapital einbehalten und war sogar der alten Dame mit neuen Wünschen und mit Erfolg auf den Leib gerückt. Große Sprünge durfte er ja nicht machen. Er mußte sogar knapsen. Er setzte den Papiermann, dem Drucker, selbst den Autoren Daumenschrauben an: es ist ein Versuch, entweder — oder.

Draußen war rauher Herbst, der schon in den Winter hinüberging. Dicker Nebel, der brenzlig schmeckte, stand auf dem Hof, und die alte große Kastanie ließ die letzten schlaffen Blätter, die von Nässe trieften, fallen. Aber dieses Nebelwetter, das den abendlichen Lampenschein kaum eine Elle breit ins Freie fallen ließ, war das rechte Klausnerwetter. Oskar liebte den Herbst und Winter. Das Frühjahr machte ihn zuzeiten unruhig, der Sommer mit seiner langen Helligkeit langweilte ihn zuweilen. Jetzt zündete man schon um vier die grünschirmige Lampe an, griff zur Zigarre und mummelte sich bei Arbeit und Stille ein. Der Tag hatte seine scharfen Zäsuren durch den raschen Wechsel von Licht und Dunkelheit, von Kälte draußen und Wärme drin.

Der Postbote stolperte jetzt extra zu ihm herauf. Man hatte „jenseit“ als störend bemerkt, daß das Separatkonto sich in den Posteingängen zu breit machte, so daß das Vielerlei zu Verwechslungen führte.

Es gab Konferenzen mit allen möglichen Leuten; Oskar selbst mußte Besuche machen, viele Briefe schreiben, Korrekturen und Manuskripte lesen, Änderungen vorschlagen und das Illustrationsmaterial, über dessen Verwendung er sich selbst die Entscheidung vorbehalten hatte, herbeischaffen und sichten.

Es kam vor, daß Oskar jetzt mit einer Art Regelmäßigkeit schon kurz nach acht Uhr in den Sielen stand,



und daß er im stillen sein früheres Sichgehenlassen in dieser Hinsicht selbst als ungesunde Weichlichkeit mißbilligte. Aber war es seine Schuld gewesen? Mit nichten. Die Öde des Tages hatte ihn, sobald er die Augen öffnete, angegähnt und hatte ihn lustlos gemacht und in seiner Frische gelähmt.

Er hatte sich lange nicht so wohl und stark gefühlt. Er hatte sogar noch vor kurzem zu kleinen Hypochondrien geneigt und wäre beinah einmal, ähnlich so wie Fräulein Donat, in eigener Sache zu Geheimrat Amelong gegangen....

Der Vater aber mäkelte. Er fragte sich: was riskiert der Herr Sohn denn? Nichts, gar nichts! Es war Spielerei, Lust an der Geschäftigkeit. Tante Jüly schimpfte höchstens, wenn es schief ging — und später bekam er's doch! dachte der alte Herr bitter und fast gehässig. Das alte Lied! Weil der Sohn sich nicht von Jugend an mühte und mühen mußte, und weil er, der Alte, das alles selbst getan hatte, drum war die Arbeit des Sohnes nichts und die des Vaters alles. Im Hinblick auf ein stabiles Vermögen mit Herrenallüren den Unternehmenden spielen — das war kein Kunststück, mein Sohn! Wenn du den Reichtum erst schaffen müßtest, he? Wenn du ihn, sofern wir schlecht fundiert wären, für spätere Generationen erhalten und fördern müßtest — wie? Und was ist so sicher, so fest fundiert, daß es sich nicht doch lockere und mit der Zeit löse — was — was? — Hm!

Meinhard kam jetzt öfter; ernst und ein wenig müde vor Überlegenheit. Er nahm ein lebhaftes Interesse an dem Gang der Dinge, an deren Ausgestaltung er in Gesprächen teilhatte. Er empfahl diesen und jenen Kollegen, besonders aber machte ihm die Auswahl der Beilagen Spaß, er sammelte selbst mit und wies auf Quellen hin. Es war für ihn eine gute Ablenkung von der eigenen einseitig geistigen Arbeit.

Von jenem zurückliegenden Theaterabend am Karlsbad aber und von dem kurzen gemeinsamen Spaziergang mit Melusine Donat und Fräulein Meyrink war zwischen ihnen kaum wieder die Rede gewesen. Es lag in Meinhards Art, die Dinge des äußeren Geschehens bald wieder für seine Person zu vergessen. Er war ein Mann der Ruhe und Arbeit und kehrte vom reichen bunten Tisch des Lebens immer wieder energisch gesammelt in die kühle reine Luft seiner Abstraktionen zurück. Jedenfalls ließ er sich nichts merken. Hier kam noch hinzu, daß er nicht an eine mögliche Wunde rühren mochte.... Denn Oskar Demuth war damals für eine Weile wirklich ein wenig außer Kontenance geraten, wie er es bei dem in diesen Dingen meist bequemen und jedenfalls korrekten Freund nicht eben gewöhnt war. Alles hatte gesprochen und sprach in der Erinnerung noch deutlicher. Und nun diese Frau mit der elfenbeinmatten Haut, die in der Dunkelheit einen perlfarbenen Schimmer hatte, mit den sprechenden Augen, aus denen Stolz, Kindlichkeit und Leidenschaft glühten. Diese besondere Frau mit dem Charme des Außerordentlichen und doch des Unsicheren, Tastenden.... Es war immerhin gefährlich. Es war wie Feuer und Stroh. Stroh? Nein.... Oskar war nichts weniger als temperamentlos, er war, was immer eine Gefahr ist, sogar in einem Winkel sentimental und war es in diesen mißvergnügten Zeitläuften noch mehr geworden — etwas weichlich. Da konnte sich schon was entzünden! Gerade das Gute, Heiße, Starke in ihm, unbedacht, blindlings, nun gerade, ich will! Ich will! Ich bin der Halbheit müde und grenzenlos satt!...

Meinhard hatte das gelegentlich bedacht; er war immer ein wenig allwissend und spielte dann gern und mit Bedacht Vorsehung.

Aber Oskar ließ sich wenig merken. Er war von höchster Sachlichkeit. Ganz Chef, ganz Verleger, von jenem behenden, wichtigen Behagen erfüllt, das einen bei den ersten Schritten auf gutem Neuland beseelt. Endlich war wieder ein Stein, und zwar ein großer, im Rollen, und Ausblicke taten sich auf, überraschend und neu....

Immerhin, auch darin lag Gefahr. Die Möglichkeit einer Überspannung des eignen Wesens, Überschätzung dieser Spannkraft und alles dessen, was sich mit ihr berührte....

Es war die Frage, ob Oskar wirklich vergessen hatte? Nun denn, nein! Er war kein Mensch, der leicht vergaß. Und wenn er sich so immerhin bemerkbar außer Fasson gezeigt hatte, schon gar nicht. Er dachte sogar mit einiger Verlegenheit an seine Worte und Mienen zurück. Gewissermaßen eine Entgleisung, höchst lächerlich und ungehörig! Er war ärgerlich auf sich, und das kam ihm oft, morgens wenn er im Bett lag, abends wenn er die Augen schloß, und dazwischen am Tage, wenn er mal Atem schöpfte, ja, mitten in einer wichtigen Entschließung oder Überlegung, wenn seine Gedanken aus irgendeinem Grunde abirrten. Schon bei Amelong war es so gewesen... vor Amelongs Augen.... Der Alte hatte gelächelt und dann gebrummelt. Zog man denn sein Hemd vor den Leuten aus? Er haßte Direktionslosigkeit und übertrieb in der Erinnerung diese Dinge.

Denn was in ihm auftauchte, das waren eben nicht nur Erinnerungen dieser Art, es war auch eine Beunruhigung und Erwartung, die heimlich erhitzte... jäh tauchte ein schmales Antlitz vor ihm auf, höchst belebt mit zärtlichen Augen und mit einem auch im Schweigen sprechenden, bebenden, blühenden Mund, sinnlich und stolz geschweift... er sah die Bewegung des Gesichts, der Gestalt, er spürte sie durch den Nebel der Erinnerung, roch den Duft, atmete das Leben wie etwas Köstliches.... Und seine Hand, die die Feder hielt, hielt inne, er sah auf, von dem inneren Leben erfüllt, und war erstaunt, was ist? Was soll es...? Und schrieb dann wie beflügelt und befeuert mit einer großen, warmen, freudigen Leichtigkeit im Herzen weiter. So verwob sich oft, fast ständig Gegenwart und Erinnerung; aber er hütete sich wohl, in das allzu feine Gewebe hineinzufassen. Hände sind plump und zerstören und machen dadurch Verschwiegenes offenbar und alltäglich greifbar.

Nach anderthalb oder zwei Wochen an einem Abend fragte Meinhard so nebenher: „Ob Fräulein Donat sich inzwischen draußen im Osten tragisch gebärdet? Du hast nichts gehört?"

„Nein."

„Auch nichts gelesen?"



„Gelesen? Du meinst eine Kritik...? Nein. Mir ist nichts aufgefallen. Da geht wohl kein Kritiker hin, oder es war keine Gelegenheit dazu."

„Du hast es verfolgt?" fragte der Philosoph und kniff die Lider vor dem Zigarrenrauch zusammen, alles ganz nebensächlich, um mal was anderes zu reden.

„Verfolgt? Man liest seine Zeitung. Und unterm Strich bei den klugen Reden, die so klug sind, weil keiner widerspricht, fällt es einem so ein."

„Natürlich. Also du weißt nicht, ob sie —"

„O doch. Doch...!" sagte Oskar geschäftig und lebendig. „Ich weiß es. Ich studierte neulich zufällig die Litfaßsäule. Ich weiß nicht mehr, was es war... aber dahinter stand Fräulein Donat. Ich muß sagen, ich... schämte mich etwas."

„Für wen?"

Oskar spielte mit dem großen Schreibtischmesser, stemmte die geschmeidige Klinge gegen die Tischplatte, daß sie sich bedenklich bog. Der Philosoph, der alles sah, beobachtete das Spiel mit Besorgnis.

„Nicht für mich natürlich. — Nun ja, da gehört sie nicht hin. Dahin nicht. — Überhaupt nicht auf die Bühne..." sagte er ziemlich unvermittelt.

„Warum nicht?"

„Die Öffentlichkeit zerstört, trübt, raubt. Ich weiß nicht, was. Sie macht arm. Sie raubt sie ihr selbst. Sie ist plump, dumm und roh, eklig und feindselig, hat schmutzige, lüsterne Hände, freche Hände und Blicke!"

„Etwas viel auf einmal."

„Nicht genug. Es läßt sich nicht anders ausdrücken. Es ist rein subjektiv —."

„Subjektiv. Allerdings."

„Ja. Natürlich."

„Verzeih.... Es ist eine schlechte Angewohnheit von mir, nachdenksame Worte zu wiederholen."

Weiter hatten die Freunde nichts geredet. Aber für Meinhard enthielt das Gespräch immerhin gewisse Symptome. Er nahm sie gleichmütig hin, diskret und ein wenig müde vor Überlegenheit.

In Oskar aber war bei Meinhards geraden, unbekümmerten Fragen eine Wärme aufgestiegen, die unversehens wie eine weiche, breite Flamme über seine Brust gezogen war, und hatte zuletzt eine brennende Süßigkeit entzündet und wohl auch hinterlassen.

Nichts davon! Es war seinerseits eine allgemeine Feststellung gewesen aus seiner männlichen Natur heraus, die keine Frau im Uferlosen treiben sehen mochte. Ordnung, Stille und innerhalb dieser strengen Grenze die Welt des Erlebens, des Friedens. Ein umzirkeltes, gediegenes Leben und Glück des Hauses....

Aber auch Doktor Demuth wußte nun mit einem Mal deutlicher, wenigstens trat ihm dies nach Meinhards Weggang langsam und von einem eigentümlich schwebenden Licht umglitten ins Bewußtsein, daß die Erinnerung in ihm lebte und vielleicht auch wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Hygiene im Wintersport.

Von Dr. F. Daxenberger.

Nicht allzulange ist es her, daß man die Wintermonate schön zu Hause hinter dem Ofen zubrachte, ängstlich jede rauhe Winterluft vermied und nur bei schönem Wetter einen kurzen Spaziergang wagte. Wer zu einer Erholung im Herbst oder Winter genötigt war, mußte schon die südlichen Kurorte aufsuchen. Heutzutage tummelt sich jung und alt vergnügt auf Schnee- und Eisflächen, der eine in seiner engeren Heimat, der andere, verwöhnter, sucht schon entlegenere Wintersportplätze im Gebirge auf. Gerade schnee- und eisreiche nordische Gegenden, die bisher als unwirtlich galten, werden jetzt mit Vorliebe frequentiert. Hier werden Eisfeste für Schlittschuhläufer veranstaltet, dort Wettrennen für Rodler und Skifahrer. In den Eisenbahnzügen sind die Wintersportplätze des betreffenden Landes kartographisch bekannt gegeben, Wintersportzüge werden da und dort abgeschickt, viele verlegen bereits wenigstens einen Teil ihres Urlaubs auf die Wintermonate zur Erholung im Gebirge. Man spricht sogar direkt von Winterkuren in Sanatorien und läßt sich die Wintersportbeschäftigungen als Heilfaktor besonders für Nervöse und Stoffwechselkranke nicht entgehen. So hat etwa seit 1890 der Wintersport, in Schweden und in der Schweiz schon längst einheimisch, auch in Deutschland Eingang gefunden. Diese Umwandlung ist bedingt durch drei Faktoren. Erstens ist das Bestreben der Hygiene neuerdings mehr auf Abhärtung gerichtet, das Gespenst der Erkältung im Winter verscheucht; wir erkälten uns im Winter bei entsprechendem Verhalten tatsächlich weniger als im Sommer. Außerdem hat entschieden der Winter auch seine Reize und sogar Vorzüge. Die Luft ist reiner, sauerstoffreicher und erfrischender. Die belebende und anregende Wirkung auf Geist und Körper konnte nicht länger unverkannt bleiben. Wir werden von der Hitze in keiner Weise belästigt, gegen die Kälte können wir uns leichter schützen. Der menschliche Körper zeigt sich auch entschieden in der kalten Jahreszeit leistungsfähiger, er ermüdet nicht so rasch. Deshalb ist der Winter besonders geeignet für Bewegungskuren, zur Sportbetätigung und Abhärtung, zur Erhaltung und Stählung der Gesundheit.

Zweitens wird heutzutage auf die Körperpflege und Ausbildung des Körpers durch Gymnastik mehr Gewicht gelegt, und die modernen Sportbewegungen, von England hauptsächlich ausgehend, haben besonders ihre diesbezüglichen Wirkungen nicht verfehlt.

Drittens endlich ging mit der Zunahme der Sportbestrebungen Hand in Hand eine Verbesserung der wirtschaftlichen und Unterkunftsverhältnisse in den für den Wintersport in Frage kommenden Gegenden: Gemütliche, heizbare Zimmer, schöne Glasveranden, Anlagen geeigneter Sportplätze, gute Verpflegung. So sind jetzt überall Stationen mit Winterbetrieb modern eingerichtet. In Schweden und Norwegen, in der Schweiz (Davos, St. Moritz usw.), in Oesterreich, Tirol, am Semmering, in Deutschland (Alpengebiet, Schwarzwald, Harz, Erz- und Riesengebirge, Thüringen usw.). In diesen Winterhotels trifft man oft einen Komfort an, der selbst



den verwöhntesten Ansprüchen Rechnung trägt. Dazu kommen noch bessere Bahnverbindungen, komfortableres Reisen in behaglichen Coupés; auch sind die sonstigen Verkehrsbedingungen günstiger geworden. Telegraph und Telephon verständigen uns rasch über die jeweiligen Witterungsverhältnisse und die Beschaffenheit des Sportgeländes.

Fragen wir uns nun, was ist in gesundheitlicher Beziehung bei Ausübung des Wintersports zu beachten? Was die Wahl des Wintersportplatzes betrifft, so kommen in erster Linie in Betracht die Hochgebirgstationen mit ihren Schnee- und Eisregionen, weil hier die Luft wegen starker Isolation wärmer und trockener, das Klima gewöhnlich beständiger ist. Am besten eignen sich Hochtäler, die bei relativer Windstille anhaltend feste Schneedecken bieten, und hier wieder vor allem die von der Sonne bevorzugten Süd- und Südwestabhänge. Ungeeignet sind neblige, windige, nicht staubfreie Flächen mit unregelmäßiger Schneeanhäufung oder Eisbildung. Tauwetter und Regen werden als störende Gäste empfunden. Ueberall, wo uns Eis- und Schneeflächen zur Verfügung stehen, können wir uns in dieser oder jener Richtung sportlich betätigen, je nach dem Gelände. Es genügt ein beschneiter Bergabhang, ein eingefrorener Teich oder Fluß. Selbstverständlich muß das Terrain auch geeignet vorbereitet, die Bahn geebnet, geglättet oder bestreut sein, um Unfälle hintanzuhalten. Störende Hindernisse müssen deshalb auch möglichst aus dem Weg geräumt werden. Wünschenswert sind auch heizbare Unterkunftshütten zum An- und Auskleiden, zur Erwärmung und zur Aufnahme von warmen Getränken.

Im allgemeinen ist zur Ausübung des Wintersports jeder Gesunde und nicht schwer Leidende fähig. Der günstige Einfluß der freien Bewegung auf die verschiedenen Organe, besonders auf das Nervensystem, äußert sich ganz besonders beim Wintersport. Nervenschwache fühlen sich oft schon nach kurzen Sportübungen wie neugeboren, es spielt bei ihnen die Ablenkung von den nervösen Beschwerden die Hauptrolle. Am wenigsten eignen sich sehr blutarme und magere wie rheumatische Personen, die gegen Kälte sehr empfindlich sind. Diese müssen frühzeitig, eventuell schon im Sommer, durch abhärtende Prozeduren (wechselwarme Abreibungen und Duschen, Gymnastik, Luftbäder) hierzu erst vorbereitet werden. Auch für Gesunde ist ein gewisses Training empfehlenswert. Lungen-, Herz- und Nierenkranke sollten nur mit Einschränkung zugelassen werden. Immerhin muß der Wintersport auch beim Gesunden genau der Individualität des Ausübenden, seiner Körperkonstitution und Leistungsfähigkeit angepaßt und dementsprechend dosiert sein. Besonders ist vor Uebertreibung zu warnen, wenn der Sport zur Erholung dienen soll. An Wettrennen sollen nur ganz gesunde und kräftige Menschen teilnehmen. Auch während der Ausübung des Sports ist die Hautpflege (häufige warme Bäder) nicht zu vergessen.

Hinsichtlich der Wintersportarten unterscheidet man Schnee- und Eissporte, ferner solche, bei denen die Körperbewegung mehr oder minder ausgeschaltet ist, und solche, die größere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Körpers stellen. Im allgemeinen haben erstere einen geringeren Wert, indem das wesentliche Moment der Bewegung fortfällt. Dies trifft zu beim Fahren in bespannten großen Schlitten, wo jede Eigenbewegung so ziemlich aufgehoben ist. Man genießt dabei nur die frische Winterluft, ist aber Wind- und Frostschäden besonders leicht ausgesetzt und muß sich dagegen durch entsprechende Kleidung gut vorsehen. Leute, die zu Rheumatismus, Neuralgie, Kopfschmerz neigen, vertragen derartige Fahrten gewöhnlich schlecht, ebenso das Fahren auf Segelschlitten „Schlittensegeln“, bei denen man Segelschlitten (Eisjachten) mit einem oder mehr Segeln gebraucht, wie man sie auf der Havel häufig sieht. Viel besser sind schon Spaziergänge auf geebneten, beschneiten Wegen für solche, die dem Sport nicht zugänglich sind, oder zur Einführung, um sich an die kalte Winterluft zu gewöhnen. Das Fahren auf kleinen Schlitten, kurz Schlitteln oder Rodeln genannt, ist aus Skandinavien und Nordamerika nach Deutschland gekommen. Hier ist der ganze Körper, besonders aber Hände und Füße zum Lenken und Bremsen in steter aktiver Bewegung.

Das Skifahren (norwegischen Ursprungs) und besonders das Springen mit den Skis setzt eine besondere Virtuosität und Kühnheit voraus. Es bietet einen besonderen Reiz, weite Schneeflächen dahinzujagen. Man bewegt sich mit einem oder zwei Stöcken auf etwa drei Meter langen Holzschienen vorwärts. Das Erlernen ist nicht ganz leicht, es verlangt ziemliche Fertigkeit und Ausdauer. Besonders schwierig ist das Fahren bergaufwärts, weiter ist es geradezu eine Kunst, richtig zu fallen und sich wieder zu erheben.

Der landläufigste Wintersport ist das Schlittschuhlaufen, das am wenigsten anstrengt und fast immer durchführbar ist, wo Seen oder Flüsse zufrieren. Selbst Kinder erlernen das Laufen verhältnismäßig rasch, und alles benutzt gern die freie Zeit, um sich auf den Eisplätzen zu tummeln. Unfälle sind meist selten und unbedeutend. Abgesehen von allgemeinen Prellungen und leichten Kopfverletzungen durch Auffallen, kommt es nur hie und da zu Verstauchungen und Brüchen der Knöchel durch Umkippen. Gegen das Umknicken schützt am besten ein fester Schnürstiefel, der dem Fuß einen sicheren Halt gibt, und an dem die Schlittschuhe gut befestigt werden. Auf größeren Seen kann man bei gutem Wind auch das Schlittschuhsegeln versuchen. Dabei wird ein drei- oder viereckiges Segel, über zwei rechtwinklig aneinander befestigte Bambusstäbe gespannt, mit den Händen gehalten. Dieser Sport wird viel in Schweden, Norwegen und Kanada betrieben, weniger in Deutschland.

Abwechslung bringen noch die verschiedenen Eisspiele: das englische Hockey, ferner das schottische Curlingspiel, bei dem ein schwerer runder Stein mit Griff nach einem bestimmten Ziel in rutschender Bewegung geworfen wird. Ferner das Gymkhana, ursprünglich indischer Herkunft, ein Eiswettlauf mit Ueberwindung belustigender Hindernisse. Zum Schluß sei noch der alpinen Hochtouren gedacht. Das Bergsteigen ist natürlich im Winter noch beschwerlicher und erfordert einen besonders leistungsfähigen und wetterfesten Organismus mit tüchtigem Herzen und gute Ausrüstung mit Stöcken, Eispickel, Schneereifen bzw. auch Skis. Auch Proviant ist unentbehrlich.

So sind die einzelnen Wintersportarten kurz charakterisiert. Der Neuling wird gut tun, mit den leichteren zu beginnen und allmählich zu den schwereren überzugehen. Zu ersteren gehören im allgemeinen die Eissporte (Schlittensegeln, Schlittschuhlaufen, Eisspiele), zu den anstrengenderen und gefährlicheren die Schneesporte (Rodeln, Bobsleigh, Skifahren, Bergsteigen).



Was die Ausrüstung für den Wintersport betrifft, so erstreckt sich diese in erster Linie auf die Kleidung, die die Wärmeregulierung des Körpers besorgen und speziell vor Kälte und Nässe schützen soll. Sie muß natürlich im Winter durchschnittlich wärmer und dicker sein, auch sind mehr dunkle Farben zu wählen. Fettleibige und Blutreiche, die nicht so leicht frieren, werden sich wiederum leichter kleiden. Das Kleidungsmaterial muß im allgemeinen die Wärme schlecht leiten und soll nur schwer Wasser aufnehmen, dabei aber auch nicht schwer sein. In erster Linie eignet sich am besten lufthaltiges, weitmaschiges Wollengewebe, als Unterkleidung auch Baumwollentrikot. Sehr praktisch ist der englische Sweater, der Oberkörper und Hals gut schützt, darüber nach Beendigung der Sportübung ein kurzes Jackett. Für Damen erfüllen die sogenannten Golfjacketts mit Bolero den gleichen Zweck. Wichtig ist fußfreie, kurze Kleidung. Herren tragen Kniehosen aus Loden und wollene Gamaschen oder englische Wadenbinden, Damen einen kurzen Rock, darunter ebenfalls Kniehosen. Pelze, lange Kleider und warme Ueberzieher sind nur bei ausgeschalteter Eigenbewegung, also bei Fahrten in großen Schlitten, Segeln, angebracht. Besondere Sorgfalt muß im Winter auf die Bekleidung der extremen Körperteile (Hände, Füße, Nasen, Ohren) gelegt werden, um sie vor Erfrierung zu schützen. Namentlich ist auf warme Fußbekleidung zu achten: dicke wollene Strümpfe, auch solche aus Kamelhaaren. Unerläßlich sind bequeme, feste, dickbesohlte, genagelte und stark eingefettete Stiefel mit Einlegesohlen aus Katzenpelz, Kork, Filz, Stroh. Bei glatten Eisbahnen müssen die Stiefel auch zur Sicherheit noch mit Eissporen oder Fußeisen versehen werden. Die Kopfbedeckung besteht am besten aus gestrickter, reiner Wolle, sie muß fest sitzen und gleichzeitig die Ohren schützen (Schneekappen, Wetterhauben). Gummibänder als Ohrenschützer sind zu verwerfen wegen Beeinträchtigung der Zirkulation. Die Hände werden mit wollenen Handschuhen (Schneehandschuhen oder Fäustlingen) bedeckt, die so lang sein müssen, daß sie über die Aermel gehen. Für Wintertouristen, die eventuell genötigt sind, einige Stunden im Freien zuzubringen, tut ein Schlafsack, der auch als Rucksack zu gebrauchen ist, gute Dienste. Immerhin erheischt die Vorsicht, uns mit warmen Kleidern, besonders Unterkleidern genügend zu versehen. Bei längerem Aufenthalt auf ausgebreiteten Schnee- und Eisflächen ist für lichtempfindliche Augen das Tragen einer gutsitzenden Schneebrille (am besten graugelbe Muschelbrille), die auch mechanisch bei Schneegestöber schützt, nicht zu entbehren.

Das Nahrungsbedürfnis ist im Winter bei Kälte und Wind besonders nach Bewegungen gesteigert; wir müssen deshalb vor jeder Sportübung durch kräftige Mahlzeiten den Körper gut einheizen, um ihn leistungsfähig zu erhalten. Fett, das viel Wärmeeinheiten spendet, wird im allgemeinen gut vertragen. Deshalb werden wir uns für längere Touren und Sportübungen als Proviant mitnehmen: ein Stück Speck, Rauchfleisch oder Hartwurst, auch harte Eier sind zweckmäßig, ferner Brot oder Zwieback; häufig sind schon eine Tafel Schokolade oder einige Stückchen Zucker, Obst, besonders getrocknete Früchte, dazu ein Gläschen Kognak, alles in einem wasserdichten Proviantbeutel aufbewahrt, genügend, um bei drohender Erschöpfung unsere Lebensgeister wieder wachzurufen und uns bei Kräften zu erhalten. Zweckmäßig hierfür sind auch heiße, etwas alkoholhaltige Getränke: Grog, Glühwein, besonders aber schwarzer Tee mit Rotwein. Gegebenenfalls kann man sich auch Tee selbst bereiten mittels der Teetabletten. Zur Erwärmung dient als Heizmaterial am besten Hartspiritus; Wasser gewinnt man durch Schmelzen von Schnee oder Eis. Heiße Fleischbrühe kann auch zur Erwärmung und Anregung dienen. Das Durstgefühl tritt im Winter mehr in den Hintergrund.

Weiter werden wir die nötige Fürsorge treffen gegen plötzliche Krankheitzufälle und Unfälle und uns mit den entsprechenden Mitteln in einer Taschenapotheke ausrüsten. Diese soll die wichtigsten Medikamente in haltbarer, fester Tablettenform und in unzerbrechlichen Gelatinezylindern oder Blechschachteln — Flüssigkeiten und Gläser sind möglichst zu vermeiden — sowie ziemlich reichlich Verbandstoffe, auf kleinem Raum zusammengepreßt, in luft- und wasserdichten, handlichen Aluminium- oder Nickeldosen verpackt, enthalten. Besonders müssen wir uns gegen Erfrierungen vorsehen, aber auch Verbrennungen kommen im Winter vor bei Wanderungen auf Hochebenen durch Sonnenrückstrahlung (Gletscherbrand). Bei Erfrierungen ist es wichtig, den Betroffenen zunächst im kühlen Raum zu belassen und ihn erst langsam in die Wärme zu bringen, die erfrorenen Teile vertikal zu erheben und mit Schnee zu reiben und zum Transport mit Watte zu umhüllen. Weiter reiche man bald heiße alkoholische Getränke. Bei Verrenkungen und Knochenbrüchen können ein fester Stock und die Skis als Schienen verwendet werden, letztere auch zur Improvisierung einer Tragbahre oder eines Schlittens. Zur Alarmierung bei Unfällen ist das Mitführen einer Signalpfeife sehr vorteilhaft.

Neuyorker Dollarköniginnen.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 15 photographische Aufnahmen.

Die Neuyorker Dollarköniginnen haben alle etwas wirklich Königliches; zum mindesten machen sie den Eindruck von Herrscherinnen. Ihre Gesichter haben etwas Aristokratisches, ihre Haltung ist stolz und hoheitsvoll. Auf dem Haupt trägt die eine oder andere ein Diadem, das einer Krone ähnlich ist. Ueberaus kostbar ist ihre Kleidung, und dem Diamantschmuck an Hals und Händen sieht man an, daß er Tausende von Dollars gekostet hat. Sie sind Herrscherinnen, sie sind Königinnen in dieser freiesten aller Demokratien. Sehr komisch — aber es ist so; es ist einer der zahllosen heiteren Widersprüche dieses Landes, die für Humoristen und Satiriker so verführerisch sind. Auch der ganze Zuschnitt ihres Lebens ist der von Herrscherinnen. Daher wohnen sie in palastähnlichen Häusern und Räumen. Die Gebäude stehen in den vornehmen Seitenstraßen der 5. Avenue bis zum Park hinauf oder noch weiter oben gegenüber dem Park. Ein Palast reiht sich dort eng an den andern, gewöhnlich ohne Garten. Geschäfte sind hier völlig verpönt, weil sie einen plebejischen Ton



in die dollarkönigliche Atmosphäre bringen würden. Aber auch ein Teil der Madison Avenue beherbergt Dollarköniginnen und der neuere vornehme Stadtteil ganz im Norden am Hudson (er heißt dort noch North River) ebenfalls. Der Gast, der ein solches Heim betritt, gewinnt sofort den Eindruck königlichen Glanzes. Es umgleißt ihn Marmor und dekorativer Schmuck aller palastes handelt. Als der verstorbene William Whitney, einer der reichsten Millionäre (es gibt in Neuyork auch arme Millionäre mit lumpigen 3 oder 4 Millionen), sein Haus in der 5. Avenue ausschmücken wollte, schickte er seinen Freund Stanford White, den berühmten Architekten und das Opfer der bekannten Liebestragödie im Dach-Theater des „Madison Square Garden“, auf



Frau William Astor,
aus der Familie des deutschen Grundeigentumkönigs Johann Jakob Astor

Phot. Fleet Agency.



Komtesse du Temple de Rougemont,
ein geborenes Fräulein Edith Klapp

Art. Er schreitet über kostbare Teppiche. Die Wände schmücken wertvolle alte Gobelins und Bilder alter Meister. Ja, es kann ihm widerfahren, daß er einen Sarkophag, in dem ein ägyptischer König ruhte, als Behälter für teure Treibhauspflanzen vorfindet, und daß die prachtvolle Holzdecke eines Zimmers aus einem alten französischen Schloß stammt. Geld spielt keine Rolle, wenn es sich um die Ausschmückung eines Dollarkönigs-Reisen, mit dem Auftrag, einzukaufen, was ihm gutdünke. Kosten Nebensache. Natürlich betrug die Rechnung Millionen von Dollars. Daß viele dieser Paläste besondere Bildergalerien und sogar besondere kleine Bühnen enthalten, setze ich als bekannt voraus.

Hier herrscht die Dollarkönigin, umgeben von einem unerhörten Luxus, mit einem kleinen Heer von Dienern in Livree und von Dienerinnen, die immer ihres Winks





Phot. Fleet-Agency. **Frau Harry Payne Whitney,**
Tochter von Cornelius Vanderbilt.

gewärtig sein müssen, die man immer nur sieht, aber niemals hört. Aber ihr Leben ist keineswegs eine einzige Kette von Vergnügungen, eher das Gegenteil. Reichtum ist eine schwere Last. Das wissen die Dollarkönige am besten, sonst gäben sie nicht so viel davon weg. Niemand hat weniger Zeit als die Dollarkönigin, weniger, weil für sie Zeit Geld bedeutet, als deswegen, weil Geld für sie Zeit ist, Zeit zur Erfüllung von tausend Verpflichtungen, die bis spät in die Nacht dauern. Die Aermste kann nicht gehen, sie fährt. Nur in den allsonntäglichen Kirchenparaden in der 5. Avenue wandelt sie höchstselbst mit. Ihr Luxusautomobil enthält innen in einem besonderen Glas stets einen Strauß frischer duftiger Blumen und außen ihr Wappen; woher sie's hat, weiß nur sie. Wappen in einer Demokratie! Aber Frauen haben von der allgemeinen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit andere Begriffe wie die Männer. So erklärt sich der glühende Ehrgeiz der Dollararistokratin, an Stelle des tadellosen amerikanischen Gentleman, der von Kindheit an auf Frauenvergötterung dressiert wird, einen europäischen Baron, Grafen oder Fürsten zu heiraten. Eine der Töchter von Cornelius Vanderbilt ist die Gattin des ungarischen Grafen Szechenyi. Eine andere Vanderbilt ist die Herzogin von Marlborough. Edith Clapp spielt als die französische Gräfin Du Temple de Rougemont in der vornehmsten Gesellschaft von Paris, London und Neuyork eine Rolle. Die reiche Neuyorker Witwe Lewis wurde zur Gräfin Waldersee. Schließlich tut's auch ein einfacher Offizier in der englischen Armee. So heiratete die reiche Natalie Schenck den englischen Armeekapitän C. G. Collins von den „Gordon Highlanders“. Mit demokratischer Wut sehen es die Dollarmacher, wie die schönen amerikanischen Millionen in die Taschen der Ausländer fließen. Sie bemühen sich schon seit Jahren, eine schwere Steuer auf die großen Vermögen durchzusetzen, die irgendein Ausländer mit Hilfe der Heirat wegschnappt. Doch der Plan hat sich bis jetzt nicht verwirklichen lassen. Im übrigen ist man gerade in Neuyork bereit, dem Undemokratismus der Millionenerbinnen Rechnung zu tragen. Deshalb heißt Neuyork im fernsten Westen unamerikanisch. Schon gibt es in **Neuyork so etwas wie einen Gothaer Almanach, der**



Frau Perry Belmont.

Frau Rutherford,
die sich mit William K. Vanderbilt wieder vermählte.



Frau C. Vanderbilt, Eisenbahnkönigin.



Frau C. G. Collins, geb. Schenck,
werktätige Samariterin während des spanisch-amerikanischen Krieges.

Phot. Fleet-Agency.

Frau Robert Goelet, geb. Harriman,
Schwägerin der Herzogin von Roxburghe.

den Dollaradel sorgsam verzeichnet. Sogar ein von der urdemokratischen Zeitung „World" herausgegebener Nachschlagsalmanach enthält eine Liste der Dollarkönige nebst ihren Stammbäumchen; denn ausgewachsene Stammbäume gibt's noch nicht. Nichts wird in den Zeitungen gewissenhafter und ausführlicher berichtet als die Verlobung und Verheiratung einer Dollarprinzessin mit einem Europäer von blauem Blut. Oft hat man diese absonderliche Neigung der reichen Amerikanerin zu ausländischen Verheiratungen auch mit ihrer Sehnsucht nach mehr Romantik erklärt. Die echte Frau ist immer romantisch. Manche Amerikanerin besitzt diesen Zug zum Romantischen offenbar just wegen der Unromantik des Demokratismus. Ihr mag ein Mann mit Ahnen und Ahnenschloß interessanter erscheinen als der fürchterlich unromantische amerikanische „Selbstgewordene", von dem Glanz eines „Hofes" und dem Verkehr mit Königen und Kaisern gar nicht zu reden. Das eigene Dollarkönigtum ist im Vergleich hiermit doch schließlich nur falscher Glanz und kein vollgewichtiger Ersatz. Was nutzt ihr die Loge in „ihrem" Ersten Rang „ihres" Metropolitan-Opernhauses zu Neuyork (ihr Gatte unterhält es ja nur für sie, er selbst kann Musik entbehren), solange die Hofloge fehlt? Auch die eigene Dampfjacht und der Palast im Seebad Newport oder irgendwo im amerikanischen Süden oder die Reisen nach irgendwohin in der Welt machen sie allein nicht glücklich. Die persönliche Bekanntschaft mit dem König von England, dem Kaiser von Deutschland, dem Zaren von Rußland oder selbst dem König von Bulgarien — das ist erst die Würze der Dollars. — Und doch würde man fehl-



Phot. Fleet Agency.

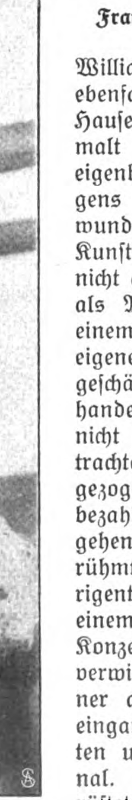
Frau Cortlandt Barnes,
Nichte des verstorbenen Eisenbahnkönigs Whitney.

gehen, das Leben der Dollarkönigin nur als hohl und eitel zu bezeichnen. Sie schafft auch tatsächliche Werte. Vor allem betrachtet sie sich als die berufene Schützerin von Kunst und Wissenschaft. Namentlich die Musik, die Malerei und das Drama verdanken ihrer freigebigen Unterstützung in Neuyork (und sonstwo) unendlich viel. Ob das Ergebnis der Unterstützung entspricht, ist eine andere Sache. Ich unterschreibe das Urteil jener, die behaupten, daß die Dollarkönigin für viel Seichtheit und Dilettantismus (Snobismus) in der amerikanischen Kunst verantwortlich ist, was ich mit Vorliebe das Limonadentum in der amerikanischen Kunst zu nennen pflege. Ich erinnere an das Verbot der Straußschen „Salome“ im Opernhaus zu Neuyork auf Veranlassung von Morgans Tochter. Frau Whitney, Gattin des Sohnes von



Frau Hetty Green.

William Whitney, ebenfalls aus dem Hause Vanderbilt, malt sogar höchst eigenhändig. Uebrigens hält alle Bewunderung für die Kunst diese Damen nicht ab, die Künstler als Mitwirkende bei einem Konzert im eigenen Hause völlig geschäftsmäßig zu behandeln. Sie werden nicht als Gäste betrachtet und zu Tisch gezogen. Sie werden bezahlt und können gehen. Als ein berühmter deutscher Dirigent einmal bei einem Vanderbilt ein Konzert leiten sollte, verwies ihn der Diener auf den Nebeneingang für Lieferanten und Dienstpersonal. Er kehrte entrüstet um und kam erst wieder, als ihn auf sein Verlangen Vanderbilt persönlich im Automobil holte. Bedeutend höher möchte ich die Dollarkönigin als Pflegerin der Wohltätigkeit einschätzen, die eine der angenehmsten amerikanischen Tugenden ist. Auf diesem Gebiet ist sie ein leuchtendes Vorbild für alle reichen Frauen. Wieviel Neuyorker Elend schon durch sie gelindert worden ist, entzieht sich der Berechnung. Die schon erwähnte Frau Collins erfand während des spanisch-amerikanischen Krieges die „Kettenbriefe“ zum Besten der verwundeten und kranken amerikanischen Soldaten. Ein „Kettenbrief“ ist ein Brief zur Herstellung einer endlosen Kette von wohltätigen Handlungen. Jemand sendet einen Brief an einen andern mit der Bitte um Einsendung eines Zehnzentstücks. Dieser sendet die zehn Zent in einem Stückchen Pappe oder Papier und bittet zehn (es



Frau E. H. Harriman,
Witwe des verstorbenen Eisenbahnkönigs.



Frau John D. Rockefeller,
die Gattin des Petroleumkönigs.





Frau E. R. Thomas, Phot. Roß.
Gattin des Bankiers Thomas.

Besitzerin von Millionen oft um die Besserung wirtschaftlicher Nöte mannigfachster Art bemüht. Bei dem letzten großen Aufstand der schlecht bezahlten Schneiderinnen in Neuyork waren ihre eifrigsten Helferinnen Damen der vornehmen Gesellschaft, wie Frau Mackay, die Gattin des Kabelkönigs. Die gleiche Kabelkönigin hält es nicht für unangebracht, auch als Werberin für Frauenstimmrecht aufzutreten. Nicht minder eifrig huldigt die schöne Dollarkönigin dem Sport in allen seinen Formen. Sie ist die Protektorin des ersten großen gesellschaftlichen Ereignisses, das die Neuyorker Saison einleitet, der Pferdeausstellung. Sie veranstaltet die Katzen- und Hundeausstellung.

können auch weniger sein) andere Bekannte um Einsendung von zehn Zent an den Versender des ersten Briefes. Von diesen zehn Personen richtet wieder jeder einzelne das gleiche Ersuchen an zehn Bekannte und so fort. Auf diese Weise können in kurzer Zeit gewaltige Summen für wohltätige Zwecke aufgebracht werden. Das System war in ganz Amerika im Schwung, artete freilich bald zu einer Plage aus und ist jetzt verboten, da es von Schwindlern mißbraucht wurde. Auch sonst ist die



Frau J. R. Drexel, geb. Marjorie Gould, Enkelin des Eisenbahnkönigs Jay Gould.



Frau P. Lydig,
Gattin des Kapitäns und Millionärs Lydig.

Namentlich den Hund betrachtet sie als Familienmitglied. Und doch gibt es auch in diesem Kreis von Schönheit und Freigebigkeit Ausnahmen. Nicht alle Dollarköniginnen sind schön und freigebig. Hetty Green gilt trotz ihrer 60 Millionen als die geizige Dollarkönigin. Man erzählt sich von ihr, als sie einmal in der Bank stundenlang Coupons schnitt, nahm sie dazu die Hilfe eines Bankangestellten in Anspruch. Um nicht zum Mittagessen gehen zu müssen, hatte sie sich zwei Butterbrote mitgebracht. Von diesen gab sie eins dem Angestellten — zur Belohnung. Aber freilich — sie kann darauf hinweisen, daß sie mit ihren 60 Millionen Dollar eine arme Witwe ist gegenüber der Witwe des Eisenbahnkönigs Harriman, die 220 Millionen Dollar Vermögen besitzt.

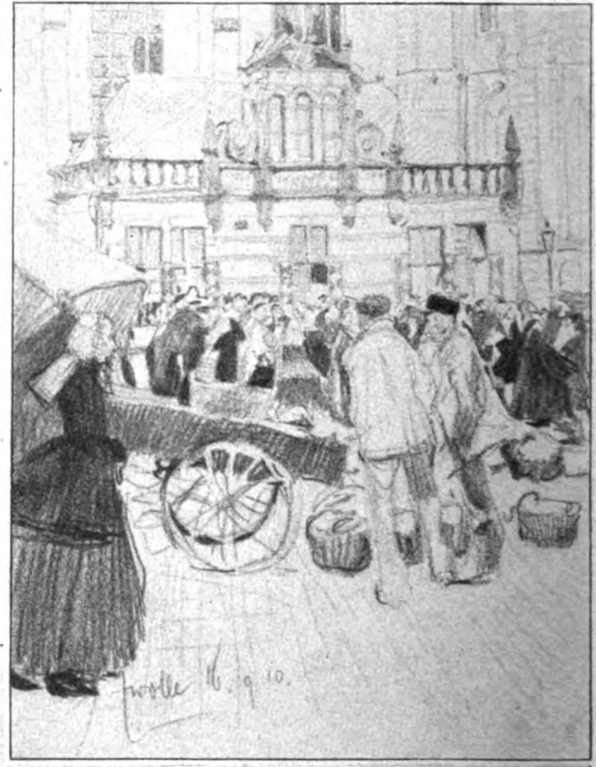
Quer durch Holland.

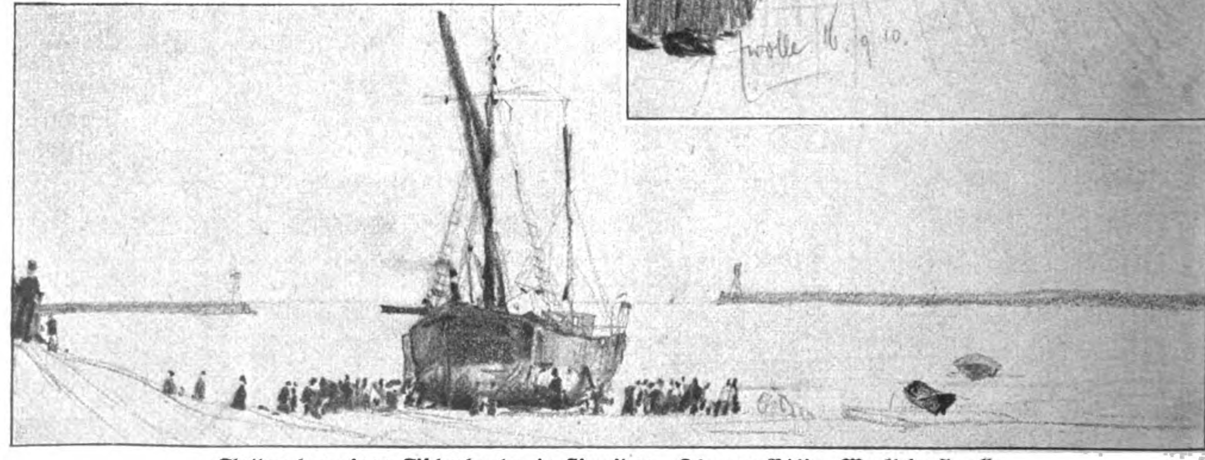
Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 11 Originalzeichnungen von Landwehrmann.

Man fährt von Berlin in elf bzw. zwölf Stunden nach Amsterdam. Wenn der Zug durch das anmutvolle Westfalen rast, treten immer alle Reisenden ans Fenster, um ja von der abwechslungsvollen Schönheit

Eine typische holländische Mühle.

der Landschaft nichts zu verlieren. Sonst bringt der schleichende Zeiger der Uhr nicht die geringste Ueberraschung. Man gibt sich den Pflichtgewohnheiten des Reisens mit aller wünschenswerten Demut hin: man schwatzt, man liest, man ißt, und man schläft, wie es die Stunde gerade eingibt, bis endlich in Zevenaar die Zollbeamten kommen und mit einem ungefährlichen Griff die Koffer durchsuchen. Nun ist man glücklich drüben über der Grenze. Hollands Bezirk ist erreicht. Die Zigarren werden jetzt billiger und die Windmühlen häufiger und in den Formen vielfältiger. Das typische Bild kommt immer wieder: Auf einsamen Wiesen weiden ganze Herden schwarz- und weißgefleckter Rinder. Dünne, von Pappeln umsäumte Kanäle spiegeln die Sommerbläue des Himmels zurück. Und man wird unversehens darüber belehrt, daß auch der Häusertypus sich inzwischen verändert hat. Die weißgestrichenen Tür- und Fensterrahmen mit den zu drei Vierteln heruntergelassenen Rouleaus — ein echt holländisches Wahrzeichen — bringen ein freundlich-eigenartiges Leben in die Monotonie der Backsteinmauern. Und man staunt schon hier auf dem Land über die Sorgfalt, mit der

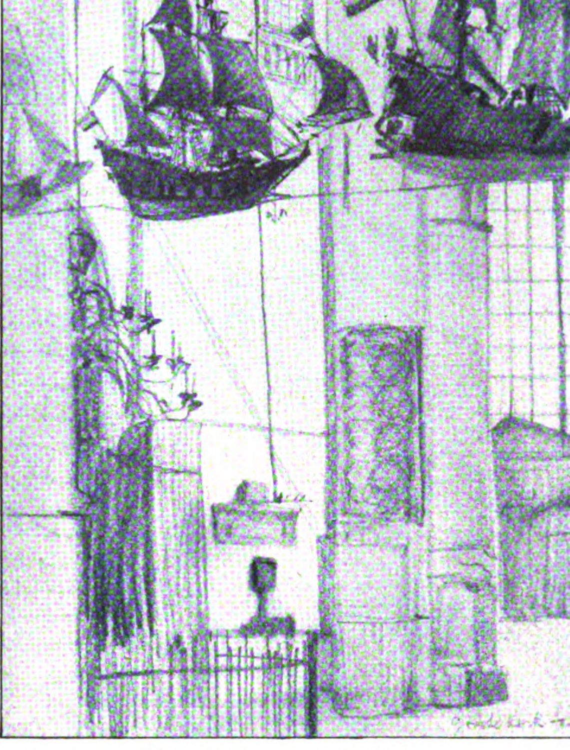




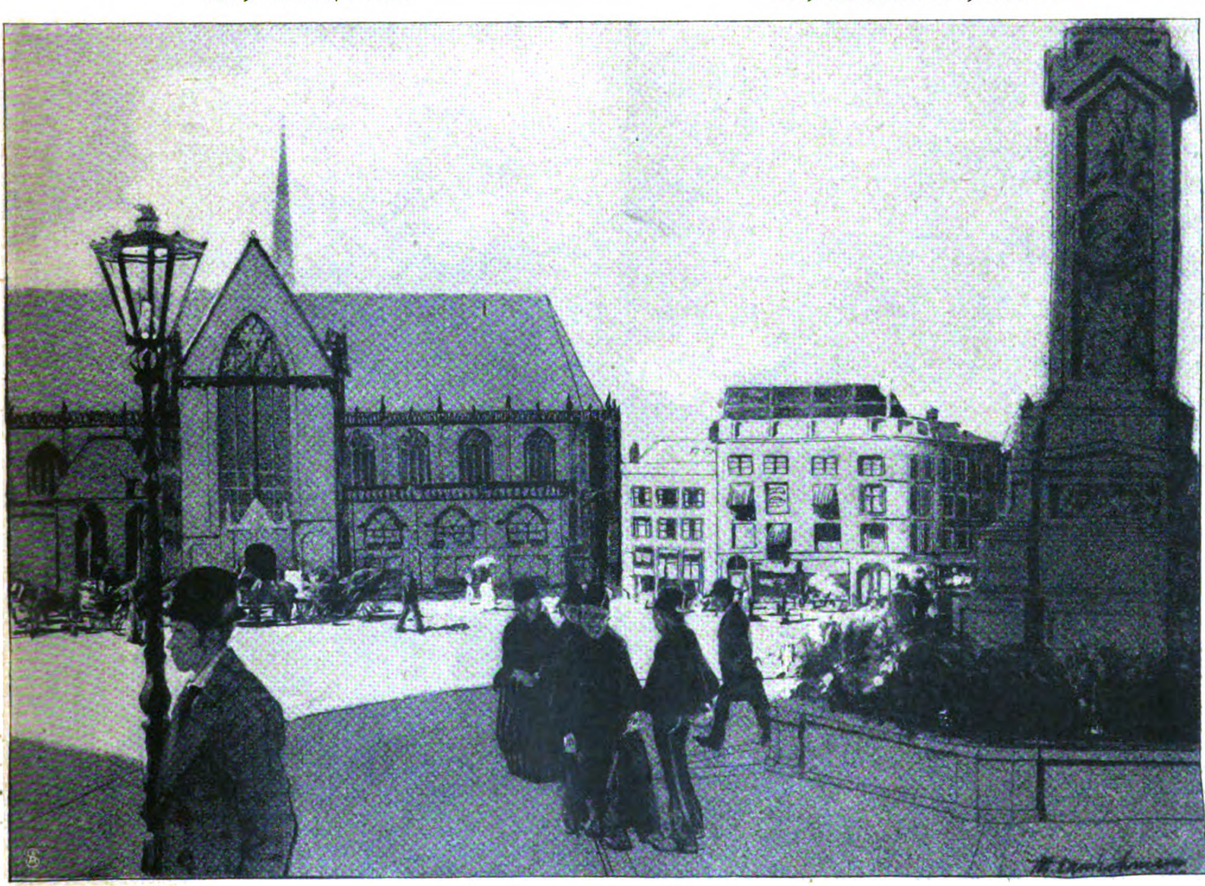
Flottmachen eines Fischerbootes in Ijmuiden. Oberes Bild: Markt in Zwolle.



Kirche in Amsterdam.

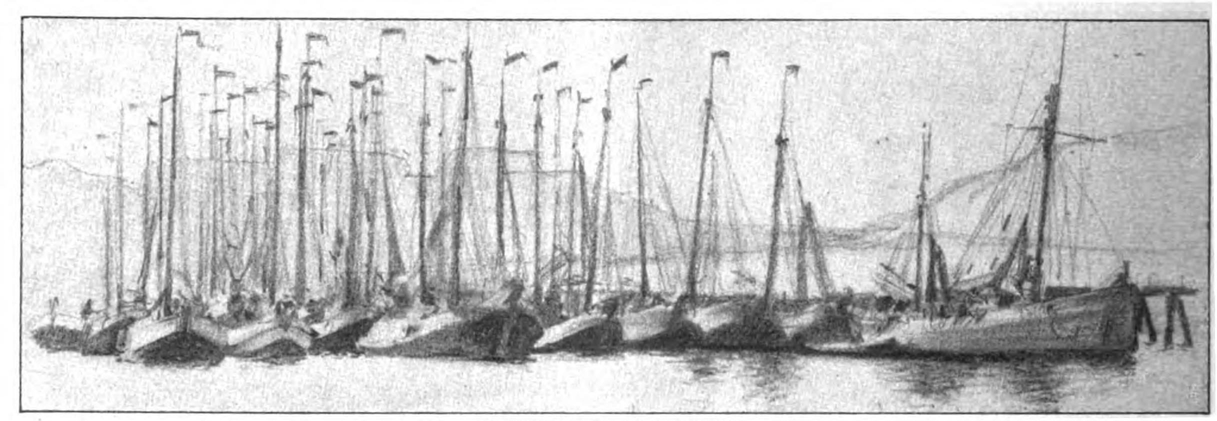


Kircheninneres aus Haarlem.



An der neuen Kirche in Amsterdam.





Fischerflottille in Ijmuiden.

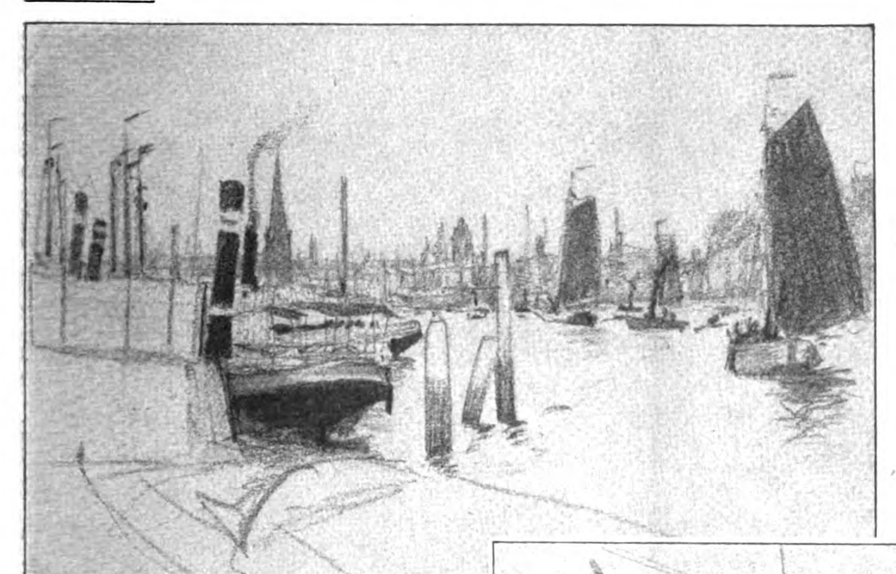
der gewöhnlichste holländische Baumeister seines Hauses Dach behandelt. Wie die Leute an der Bildung des behaglichen Walmdachs festhalten und es hundertfach variieren, darin drückt sich nicht nur die landesübliche Achtung vor dem Ererbten aus, sondern auch eine feine Geschmackskultur, die in ihren Mitteln wählerisch ist.

Es dauert jetzt länger, bis man wieder zu einer Menschensiedlung kommt. Die Schaffner rufen: „Arnhem." — „Arnhem." — „Arnhem." Und nach einer Stunde: „Utrecht." Und dann langt man nach einer weiteren schwachen Stunde in Amsterdam im unmittelbar an der Zuidersee gelegenen Zentralbahnhof an.

Es ist erst in letzter Zeit wieder in Holland laut darüber geklagt worden, daß das engere Land so wenig bekannt sei, und daß die Fremden immer nur so stark retuschierte Orte, wie Broek, Marken und Volendam,

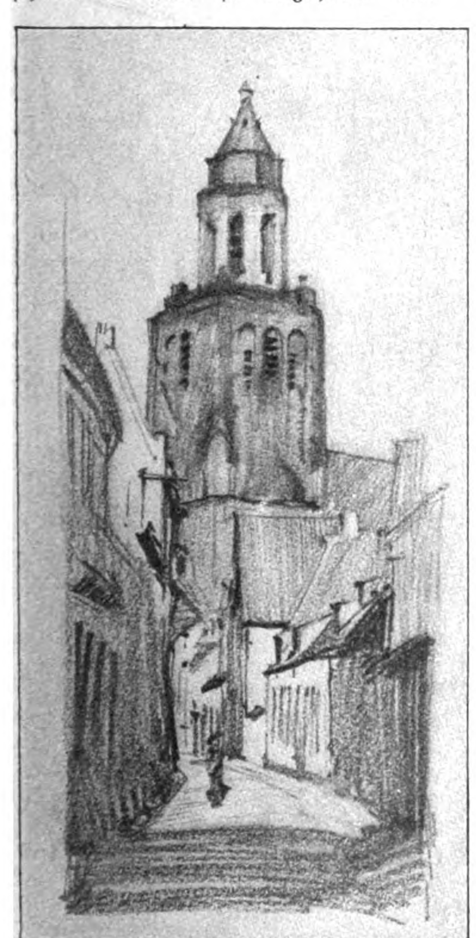
Der Sophiaplein (Sophienplatz) in Amsterdam.





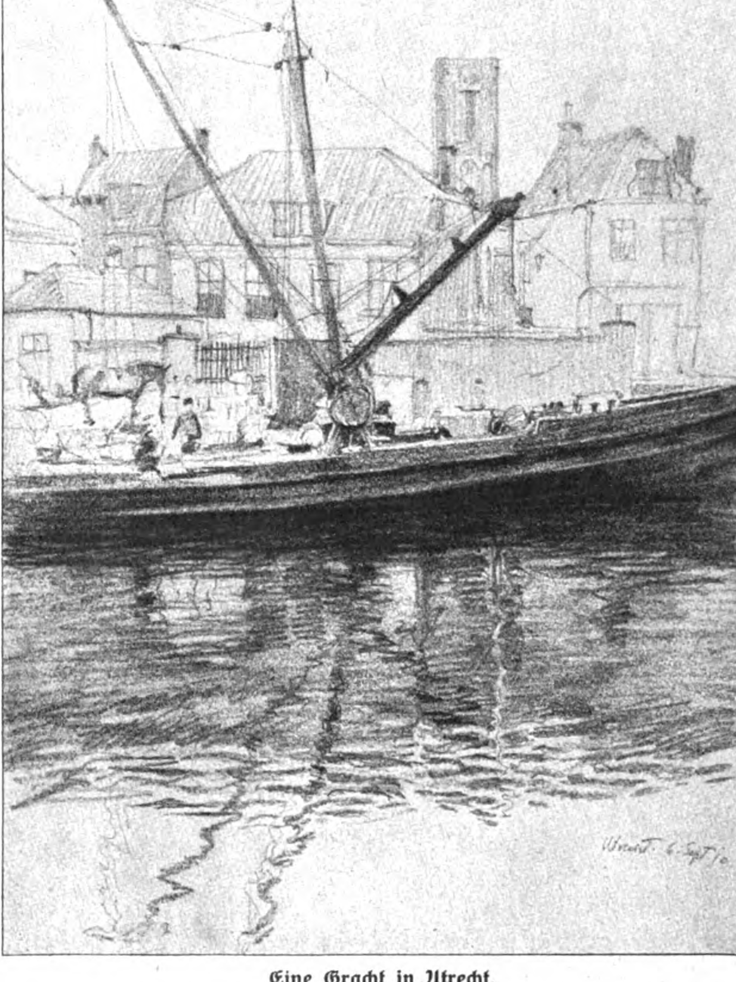
Der Maashafen in Rotterdam.

aufsuchen. Das ist freilich ein Unrecht; denn es liegt in diesem von der Natur mit unvergleichlichen Reizen überschütteten Land so ungeheuer viel Sehenswertes eingeschlossen, daß jeder, auch der Verwöhnteste, auf seine Rechnung kommt. Und die Legende, daß zur Zeit Karls V. in Amsterdam einmal „alle vier Elemente und namentlich das Wasser so korrumpiert" gewesen seien, daß der Kaiser nicht hätte in die Stadt kommen können, ist ebenfalls längst Lügen gestraft, genau wie die berühmte Tagebucheinzeichnung Albrecht Hallers vom Jahr 1730, wonach die Holländer die Fremden auffällig kalt behandelten. Man reist heute in Holland genau so bequem und so gut betreut wie in jedem





Kathedrale in Arnhem.



Eine Gracht in Utrecht.

andern Land. Sehr angenehm fällt dem Reisenden auf, wie nah hier in dem Fünfmillionenmenschenland alles beisammen liegt. Eine halbe Stunde oder eine Stunde Bahnfahrt, und man ist in einem andern Städtchen, das immer neue Ueberraschungen bereithat. Wenn es keine Eisenbahn gibt, gibt es sicher immer eine Tram oder ein Dampfschiffchen, das Personen mitnimmt. Diese „Stoomboot"fahrten

durch die Kanäle bieten zu jeder Tageszeit ganz besondere Reize und sind trotz aller Primitivität sehr zu empfehlen. Sie erschließen uns die Naturschönheiten des Landes viel besser als die rollenden Verkehrsmittel, weil sie zumeist durch entlegenere Gegenden führen.

Amsterdam ist und bleibt das natürliche Herz Hollands. Mag s'Gravenhage vornehmer und eleganter und auch weltstädtischer sein als die alte Amstelstadt, es pulsiert hier doch das regere Leben. Ueber dieser Stadt, die im Grund einen so bürgerlichen Anstrich hat, liegt etwas von dem eigenartigen Zauber Venedigs.

Ein ungeheures Netz von Wasserstraßen durchbricht das Geäder der Stadt, und es gibt nichts auf der Welt, was nicht mit dem Schiff den Menschen näher gebracht würde. Wenn im Sommer die Arbeit ruht und die Dämmerung über die Stadt sinkt, dann trippeln die Füße der Amsterdamer eifriger über die Kalverstraat als sonst. Ganz Amsterdam scheint dann auf der Straße zu sein. Die Gasse wird zum Konversationsaal genau so, wie wenn sich Venedig in der Merceria das übliche Abendstelldichein gibt. Und entspricht nicht dem venezianischen Stadtheiligen Tizian der Amsterdamer Stadtheilige Rembrandt?

Kunst und Natur! Natur und Kunst! Jede, selbst die kleinste Stadt hat reichlich davon abbekommen. Was für Landschaftsaspekte gibt es in Amsterdam mit seinem wechselnden Gemisch von Straßen und Grachten! Wo man hinschaut, überall begegnet man Zeugen einer bedeutenden alten künstlerischen Kultur, die alles Protzige und Aufgedonnerte verneint. Hunderten von unscheinbaren, aber architektonisch sehr merkwürdigen Portalen stand ich auf meiner Reise gegenüber. Jedes bekundete genau den Zeitgeist, dem es einst diente, und man merkte an der Art, wie es erhalten war, den Stolz und die Liebe des Besitzers. Und gibt es eine schönere Gracht als die Rapenburg in Leiden, wo die alte Universität liegt, jene Rapenburg, die schon den erwähnten Haller in helles Entzücken versetzte, wenn er schrieb: „Die Leidener Rapenburg im Mondschein — eine auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzte Gracht zwischen zwei Reihen stattlicher Häuser — ist eine wahre Augenlust. Selbst die Amsterdamer Kaufmannspaläste können sich damit nicht messen." Die hallte diesen Sommer vom Jubel dröhnend wider, als die Studenten wieder eins ihrer berühmten Lustrumfeste feierten. Es war ein Fest der Jugend, wie ich noch keines sah, getragen von einer wirbelnden Begeisterung und geadelt durch die Schönheitsgöttin selbst.

Und wenn du Amsterdam und Haarlem, den Haag und Scheveningen, Rotterdam und Dordrecht und die einsame Insel Marken und Volendam gesehen hast, versäume es ja nicht, zum Schluß noch Delft aufzusuchen. Delft ist, so klein und anspruchslos es ist, ein Juwel unter den holländischen Städten, gewissermaßen Holland in Duodezformat. Es ist Holland in komprimierter Form, die Inkarnation von Holland. Die holländische Kleinstadt, wie sie im Buche steht. Ich war dort, als die Lindenbäume ihren betäubenden Duft ausströmten, und es war unvergeßlich sommerhaft. Ich ging in der Abenddämmerung die Oude Delft hinunter zur Oude Kerk und zum Prinsenhof, wo Wilhelm, der Schweiger, durch Mörderhand gefallen ist. Liebespaare standen vor den hohen, weißen Haustüren oder im Schatten der Linden am stillen Wasser. Ich trug noch die mächtig wogende Orgelmusik Bachs in mir herum, die ich mittags in Haarlem in der Kirche „Sint Bavo" gehört hatte. Und ich dachte an das Meer und die Dünen von Noordwijk, wo die Stille noch größer und tiefer ist als hier im Abendweben der Kleinstadt vor einem geruhsamen Sonntag zur Zeit der Lindenblüte.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

17. Fortsetzung.

Johanna brannte vielerlei auf den Lippen. Aber sie schwieg. Es war die Frau, die das Glück ihres Bruders gewesen. Sie war zum Richter nicht bestellt.

„Also du denkst ganz ernstlich an Moen, Agnes?" fragte sie, die Arme verschränkend.

„Ja, was sollen wir sonst wohl tun?" versetzte Agnes müde. „Es ist das kleinste von allen Übeln. Weit weg ist es. Und für mich ist's Heimatland."

„Ja, aber nur für dich —"

„Gunhilde ist politisch ganz gleichgültig — sie liest niemals Zeitungen."

„Und Olaf?"

„Das sind spätere Sorgen —"

„Nein, nein!" rief Johanna. „Diese Sorge ist die brennendste! Die, die in erster Linie steht. Denk doch nach, Agnes, wie die Dinge liegen, wie sie sich unfehlbar entwickeln werden. Du hast kein Recht, deinen Sohn, ehe er selbst mitreden kann, vaterlandslos, ihn zu einem jener unglücklichen Mitteldinge zu machen, die an der Grenze von zwei verschiedenen Nationen herumschwanken und wehrlos bald nach Nord und bald nach Süd gezogen werden. Sein Vater war deutscher Patriot wie nur einer. Ich lege ein Veto ein in seinem Namen, Agnes."

Frau Thorensens Arme sanken schlaff an ihr herunter. „Johanna!" sagte sie flehend. „Kritisiere unsere Pläne nicht. Wir haben einst gute Zeiten gehabt in eitel Sonnenschein. Nun sind die Zeiten gekommen, wo wir das Opferbringen lernen. Denke nicht, daß ich leichten Herzens diesen Entschluß gefaßt habe. Ich bin vielleicht die, die am meisten damit opfert. Ich gebe alles auf für meine Kinder."



Sie trat ans Fenster, legte die Hände auf die Klinke und die Wange daneben. Mit feuchten Augen starrte sie in die Tropfen, die von der Dachrinne flossen.

Johannas Groll schwand hin vor dem Bild dieser Wehrlosigkeit. Sie trat an sie heran und legte ihr sacht die Hand auf die weiche, volle Schulter.

„Agnes," sagte sie, „Opfer haben nur Sinn, wenn sie jemand nützen. Dieses nützt keinem. Es geht auch ohne Opfer und auf eine andere Weise. Statt an jenen stillen, öden Strand, wo geborstene Wracks und gebleichte Knochen liegen, solltet ihr ins Leben zurück, du vor allem. Es gibt für dich einen Platz in der Welt, wo du vielleicht noch nötiger bist als bei deinen Kindern. Verzeih, wenn ich mich in deine Angelegenheiten einzudrängen wage, aber da niemand euch sonst zur Seite steht, nehme ich mir das Recht. Sieh mal! Ihr seid mir alle wichtig — aber am wichtigsten ist mir Olaf. Ich bedaure euch alle — aber am meisten bedaure ich Olaf. Ich liebe dies alte Haus mit seinen morschen Ecken und vertrauten Winkeln. Aber am meisten liebe ich den Sohn vom Haus! Ich habe ein altes Anrecht an ihn als Schwester seines Vaters. Und noch ein besonderes Anrecht, Agnes! Denke daran, wie ungelegen euch allen dieser Spätling kam, wie er das Behagen des geordneten Lebens umzuwerfen drohte, Wirrwarr und Lärm in eure Tage brachte, wie er dir eine Sorge schien und eine Belastung. Ich bin die erste gewesen, die es gleich von anfang an empfand, daß da kein überflüssiges Geschöpf, kein Störenfried, sondern ein neues, unendliches Glück ins Haus gekommen war. Nachher habt ihr euch alle darein gefunden und ihn zum Liebling gemacht. Aber ich habe einen Vorsprung voraus, und in all den Nächten seiner ersten Jahre war er mein. Mit keinem deiner Kinder bin ich so verwachsen gewesen wie mit diesem, und wenn es mir schwer war, daß uns das Leben so auseinandertrieb, am meisten habe ich ihn entbehrt. Nimm ihn nicht mit nach Moen! Gib ihn mir! Ich will ihn erziehen, wie Hermann ihn erzogen hätte. Ich will alles aus ihm machen, was aus einem Thorensen gemacht werden kann. Aber nimm ihn nicht außer Landes! Laß seine Seele nicht von der Heimat abbröckeln. Ihm ist schon so viel genommen im Leben — nimm ihm nicht auch noch das! Gib ihn mir wenigstens für ein Jahr, für die Übergangzeit, bis ihr genau wißt, was ihr im Leben machen wollt."

„Du bist sonderbar, Johanna", versetzte Frau Thorensen erstaunt. „In dein vollgepacktes Leben willst du ohne weiteres den großen Jungen hineinnehmen und deinem Mann so ohne weiteres das Kind oktroyieren?"

„Ja!" rief Johanna. „Und es wird sehr gut gehen. Denn nichts auf Erden ist kompliziert, sobald man es überlegt und vernünftig einrichtet."

Frau Thorensen kam langsam an den Tisch.

„Du scheinst zu glauben, Johanna, daß ich keine Begabung zum Kindererziehen habe? Meinst du das mit deinen Vorschlägen?" fragte sie leise. Die Stunde, in der Anka Abrechnung mit ihr gehalten, fiel ihr mit allen Schrecknissen wieder ein, jene Stunde, die fast die schwerste und demütigendste ihres Lebens gewesen war. Sollte sie noch ein zweites Mal von andern Lippen die gleichen Bitterkeiten hören? Beinah angstvoll sah sie Johanna an.

Aber Johanna war schonender als die empörte Anka.

„Du hast den besten Willen, Agnes", entgegnete sie und sah an der Schwägerin vorbei aus dem Fenster. „Mit den Kindern ist's wie mit dem Blumenziehen. Der eine hat Glück dabei, und dem andern gedeihen die Knospen nicht. Und unter den Frauen gibt es zwei Arten. Die einen sind die in erster Linie mütterlich gesinnten — eine Art, die unter den alten Mädchen und der langen Schar der Ledigen fast ebenso häufig anzutreffen ist wie bei den Frauen, die die Kinder haben. Und die zweite Art sind jene Naturen, die mehr dazu geschaffen sind, Männer zu beglücken als Kinder zu erziehen. Es ist kein Vorwurf gegen dich, wenn ich sage, daß du zu der zweiten Art gehörst."

Agnes Thorensen stand noch immer da, die Hände auf den Tisch gestützt.

„Aber wenn es nicht Olafs wegen ist, hat es ja keinen Sinn mit Moen", sagte sie.

„Nein, es hat auch keinen Sinn! Gunhilde könnte zu mir kommen gerade so gut wie Olaf. Ich würde ihr Schicksal schon in die Hand nehmen und sehen to make the best of it."

„Ich glaube immer, wenn ich hier aus der Luft bin, heiratet Meister doch noch Gunhilde. Erst dachte ich, Anka hielte ihn ab. Nun ist mir, als sei ich das Hindernis."

Johanna zögerte einen Augenblick.

„Möglich", sagte sie dann.

„Nein, nein!" rief Frau Thorensen plötzlich. „Ich kann mich nicht von Olaf trennen. Ich will nicht noch einmal zurück in alle Unsicherheiten des Lebens. Nun hab ich's durchgerungen. Nun habe ich alle Möglichkeiten begraben. Meine Entschlüsse sind gefaßt. Ich will nichts mehr für mich. Ich will nichts als die stille Insel und den heimatlichen Strand und die Einsamkeit."

Und sie warf sich über den Tisch und brach in Tränen aus.

Johanna ließ ihr einige Minuten Zeit. Sie sah in den Garten. Gunhilde und Olaf kamen aus der Kirche zurück. Sie hielten die großen Attenrader Gesangbücher mit dem gelben Schnitt in den Händen und gingen wortlos, müde und mit sorgenvollen Augen ihres Wegs, so wie sie jetzt immer gingen.

Sie trat zu der Schwägerin.

„Ich will ja keine Entschlüsse, Agnes!" sagte sie. „Ich weiß wohl, so etwas geht nicht von heute auf morgen. Nur eins verlange ich, und ich bitte darum, so inständig, wie ich dich noch nie um etwas gebeten habe: Kommt alle die Osterzeit zu mir, damit wir in Ruhe erwägen. . . ."

„Nein, nein!" rief Agnes. „Ich kann nicht wieder nach Berlin. All die Erinnerungen tun so weh —"

„Es soll auch nicht Berlin sein," sagte Johanna — „Hansen und ich gehen die Ferien über in den Süden. Dorthin möchte ich euch haben, jenseit der Alpen in die Sonne. Und dann wirst du merken, daß das Leben anders aussieht, wie es dir jetzt erscheint. Und dann, Agnes, sollst du deine Entschlüsse fassen."

„Aber, Johanna, das können wir ja gar nicht annehmen von dir —"

„Agnes!" rief Johanna vorwurfsvoll. „Zwei Jahrzehnte hast du es ruhig angenommen, daß ich für euch lebte und arbeitete. Und nun willst du mich kränken wegen der paar Ostertage. Sieh mal, wir gehen nach Bozen hinunter. So herrlich ist's dort im Anbrechen des Frühlings. Deine Kinder sollen auch mal wieder was Schönes sehen."

„Bozen!" rief Agnes — „das ist unmöglich! Verzeih,

Johanna — aber sieh mal, Furka ist in Meran und — erlaß mir, auf das Thema zu kommen — aber wiedersehen kann ich ihn nicht!"

„Dann bist du inkognito bei uns in Bozen!" versetzte Johanna. „Nein, Agnes, Furka ist kein Gegengrund. Ich verlange, daß ihr kommt! In acht Tagen ist Palmsonntag. Dann können wir unten sein. Ich sende euch die genaue Reiseroute. Mein Gott! Das ist ja alles so einfach. Nur auf eins besteh ich, Olaf muß morgen schon mit mir. Ihn will ich als Pfand haben, daß ihr meinen Plänen nicht abtrünnig werdet. Ich werde Asmus schreiben, daß ihm meiner Meinung nach die Attenrader Luft so schlecht bekommt, daß ich Ortswechsel für dringend nötig halte — mein Gott! Ihr müßt ja auch heraus! Die Atmosphäre hier macht ja ganz stumpf und dumpf! Ihr müßt einmal wieder helle Tage haben. Ein bißchen Freude ist immer die beste Medizin."

Frau Thorensen trocknete ihre letzten Tränen.

Ein Gefühl ungewohnter Wärme, etwas Wohltätiges, Elektrisierendes durchrieselte sie.

Noch einmal, wie an jenem Sommertage, als Furkas Werbebrief von Japan gekommen war, hatte sie die verlockende, erlösende Empfindung, als strecke das Leben wiederum seine starken, heißen Hände nach ihr aus, und sie fühlte die ganze Verführung, die in dieser Gebärde lag.

„Ich kann nicht mehr denken, Johanna," sagte sie, „denk du für mich!" Und als Johanna mit leuchtenden Augen das Zimmer verließ, beugte sich Frau Thorensen über den Haufen fertiger Pakete, die in der Ecke lagen, und zog eine lange Rolle hervor, von der sie eilig das Papier abriß: die Landkarte Europas.

Sie rollte den Riesenbogen über ihr Bett hin, und mit einiger Mühe — geographisch unkundig, wie sie war — suchte sie mit den schlanken Fingern die Berge Tirols und die beiden Punkte, wo südlich am Brenner, friedlich und nah beieinander, Bozen und Meran lagen.

Tante Johanna aber trat indessen in die Wohnstube. Gunhilde wärmte sich die Hände am eisernen Ofen. Olaf saß am Fenster, den Kopf in die Hände gestützt, und träumte vor sich hin.

Unlustig sah er ihr entgegen, mit den sorgenvollen Augen eines Erwachsenen, der von niemand, der über die Schwelle tritt, erfreuliche Botschaften erwartet.

„Nicht einmal aufstehen tust du um mich, du fauler Olaf!" sagte sie kopfschüttelnd. „Hast du ganz vergessen, wie gern du früher bei mir warst? Hast du die Berliner Hochbahn vergessen, die so lustig rotgelb unter euren Fenstern aus dem Tunnel kam? Und die Brücke im Garten über dem kleinen Wasser — weißt du noch?"

Er nickte und sah sie fast vorwurfsvoll an, weil sie wagte, an die verlorenen Schätze zu rühren.

„Möchtest du das nicht alles einmal wiedersehen, kleiner Olaf —"

„Ja, aber wir ziehen doch nach Moen —"

„Du könntest ja auch zu mir ziehen", sagte Tante Johanna. „Mein Garten könnte dir dann gehören, und über die Brücke dürfte niemand gehen als du allein! Lauter lustige Jungen lade ich dir zur Gesellschaft, die dich nicht wegen Anka ärgern, und kein Nachbar würde dir da seinen Garten verbieten, wie Doktor Meister es gemacht hat."

Olaf erhob sich und trat näher.

„Du machst Spaß!" sagte er ungläubig. „Gewöhnlich kommt alles schlechter, als es war, und das Gute träumt man nur."

„Dies ist aber Wahrheit, und du kannst schon morgen mit. Du brauchst nie wieder zurück nach Attenrade."

Und wie sie ihn mit so glücklichen Blicken ansah, die wie wärmendes Liebesfeuer brannten, da schwanden Olafs Zweifel, und er begriff, daß ein neues Leben im Anzug war. Und da leuchtete er plötzlich wieder in seinen Augen, der alte Sonnenglanz.

„O Tante Johanna!" schrie er mehr, als daß er es rief, und stürzte sich mit ausgebreiteten Armen so selig gegen sie, daß sie beinah schwankte.

Sie strich über sein kurzgeschnittenes Haar, das sich rauh wie eine Bürste anfühlte. Sie nahm sein weiches Kinn in ihre Handfläche und streichelte ihm die zart gewordenen Backen. Sie sah gerührt auf ihn nieder und wunderte sich im stillen, weshalb gerade ihr alle Wünsche des Lebens erfüllt wurden, während so viele andere mit leeren Händen daneben standen —

Dies Kind ist mein! wußte sie.

Gunhilde stand erstaunt da und sah dem Bruder zu. Wie lange sie ihn nicht mehr gehört hatte, den Kinderjubel von diesen Lippen!

Wie ein Dritter im Bunde der Trübseligen, hatte der heranwachsende Knabe zwischen ihr und der Mutter gesessen, angesteckt von ihren trüben Stimmungen, ihrer müden Resignation, ein Hoffnungsloser von neun Jahren....

Und nun kam Tante Johanna mit ihrer robusten Frische und machte wieder einen Fröhlichen aus ihm, einen Lachenden, ein Kind....

Gunhildens Augen wurden unruhig und groß.

„Und Mama ist einverstanden?" fragte sie verwundert.

„Ja, sie sieht selber ein, daß ihr das mit Moen nicht so überstürzen dürft, daß eine Bedenkzeit doch sein muß. Und darum kommt ihr alle erst mal um Ostern mit mir hinunter nach Tirol und dann zu uns nach Lichterfelde. Und alles Weitere besprechen wir dann!"

Gunhilde war blaß geworden. Sie legte noch einmal die Hände vor die Glut.

Dies ist der Anfang, dachte sie. Nun werden wir auseinanderwehen in alle Winde. Wir werden kein Heim mehr haben. Der eine geht hierhin, der andere dorthin. Dann ist es das, wovor mir immer am meisten gegraut hat.

Und sie zog die Schultern zusammen, als ob sie fröre.

Da trat Frau Thorensen ein.

„Nein, nein, Johanna," rief sie, „ich habe vorschnell zugegeben. Du hast mir den Kopf schwindlig gemacht mit deinem plötzlichen Reiseplan. Ich kann es nicht entscheiden. Gunhilde muß es tun. Auf Gunhilde kommt es in erster Linie an. Wenn sie nicht mag, gehen wir doch nach Moen, wie es verabredet war."

Olaf erschrak. Er fühlte, wie sein Himmel sich bewölkte, und klammerte sich an Johannas Arm, als wollte er sie niemals lassen.

„Komm, Olaf", sagte sie und zog ihn aus dem Zimmer. Mochten sich Agnes und Gunhilde unter vier Augen auseinandersetzen.

„Gewiß ist Johanna die Lebensklügste von uns", begann die Mutter. „Was sie rät, ist vielleicht das beste. Es tut wohl, sich jemand blindlings anzuvertrauen — aber, Gunhilde, dein persönlicher Wunsch steht über allem. Sieh mal! Ich habe dich nie mit dem gewissen Thema quälen mögen, das mir natürlich so sehr am Herzen liegt. Warum hat Meister sich so von uns ab-



gewandt? Es konnte nicht Ankas Heirat allein sein, denn Anka ist doch aus Attenrade damit ausgeschieden. Ich glaube, es gilt mir. Der unselige Abend, als er damals in Berlin gerade in all den Wirrwarr kommen mußte, geht ihm nicht aus dem Gedächtnis. Ich denke, wenn ich erst ausgeschaltet bin, dann ist der Weg für ihn frei. Deine Zukunft, Gunhilde, ist mir viel wichtiger als die meine. So selbstverständlich ist das ja, daß ich es kaum zu betonen brauche. Wenn ich dich geborgen wüßte hier oben in der Heimat, an der du von uns allen doch am stärksten hängst, dann würde ich mich vielleicht entschließen, noch einen eigenen Weg zu gehen. Glaubst du an diese Zukunft, Gunhilde? Du kannst es doch allein beurteilen. Sieh mal, neulich stand ich am Fenster. Du kamst gerade nach Haus, und Meister trat aus seinem Tor. Ihr grüßtet euch und spracht nicht miteinander, was ihr ja wohl seit Ankas Verlobung nicht mehr getan habt. Aber wie du durch unsern Vorgarten gingst, sah er dir nach — und es war etwas in seinem Blick, Gunhilde, woraus ich las, daß er noch lange nicht los von dir ist. Vielleicht will er dich nicht aus meinem Haus — aber aus Johannas Obhut würde er es vielleicht mit tausend Freuden tun...."

Gunhilde lauschte aufmerksam den Worten der Mutter. Und ihre feinhörige Seele hörte einen seltsamen Unterton. Und als sie die Mutter anblickte, sah sie einen Glanz in ihren Augen und eine Röte auf ihren Wangen, wie sie sie seit Ankas Hochzeitstag nicht mehr gesehen. Und sie fühlte: stark zog es die Mutter ins Leben zurück. Nun erst eine Brücke in Sicht kam, war sie bereit, über diese zu gehen. Ihre Augen hingen an Gunhildens Lippen und harrten auf die Entscheidung.

Und Gunhilde empfand, daß ihr in diesem Augenblick nur eins anstand: großmütig zu sein.

„Wir wollen Tante Johanna blindlings folgen", sagte sie. „Wir wollen alles tun, was sie vorschlägt, Mama. Und was Meister betrifft, so hast du ja vielleicht recht —"

„O, ich habe gewiß recht!" rief Agnes und umschlang die Tochter. „Es kann doch auch gar nicht anders sein. Du hast doch nie etwas Schlimmes getan, und er hat dich doch immer so geliebt!"

Sie rief Johanna und Olaf herein, und nach dem trägen Hindämmern der Wintermonate war es nun plötzlich wie eine große Hast in ihr, daß auch alles schnell und ohne Zögern geschehen solle, so wie ein Gefangener, der eine verbotene Tür endlich wieder aufmachen darf, es nicht langsam bedächtig tut, sondern schnell mit eiligem Griff, damit nur keine Sekunde später als nötig Licht und Wärme eindringt.

Wie frischer Wind wehte es durch all die dumpfen Stuben. Es wurde für Olaf gepackt. Olaf tanzte wie einstmals über die Treppen. Johanna machte die Fenster auf, daß der erste warme Frühlingsodem hineinstrich.

Sie ging durch das Haus und notierte die Sachen, die sie nach Lichterfelde haben wollte. Sie hatte lange Rücksprachen mit Antje und ordnete jede etwa auftauchende Schwierigkeit im voraus.

„Eures Vaters Zimmer möchte ich für Olaf", sagte sie zu Gunhilde. „Ganz so, wie ihr es hier bewahrt habt. Olaf kommt bei mir in die obere Etage, wo er Hansen gar nicht stört und er die frische Luft über die Felder hat. Und die große Photographie von Attenrade im braunen Holzrahmen, die möchte ich über sein Bett hängen. So scheußlich der Rahmen auch ist, es hängt doch so viel aus eurem Leben daran. Und du, Gunhilde, bekommst ein Stammquartier dicht bei Olaf, und all deinen niedlichen Mädchenkram kannst du da aufbauen, bis du mal eine eigene Wirtschaft hast. Es sollen da nicht die Motten hineinkommen von Antjes mütterlichem Speicher."

Johanna schrieb fast den ganzen Tag lange Briefe für den Auktionator, dem man den Hausverkauf anvertrauen wollte. Sie rechnete alle Anschreibe- und Kontobücher durch und wußte in allem Bescheid und für alles Rat und Trost.

„Und eins, Gunhilde," sagte sie — „fahrt nicht eher ab, als bis Meister zurück ist. Und so, daß er euch noch eventuell Adieu sagen kann — hörst du? Oder fasse dir ein Herz und geh hinüber. Es ist ja gar nichts dabei, wie die Dinge liegen. Nur damit er sich auch klarmacht, daß ihr for ever fortgeht. — Und sonst darf niemand es wissen. Erst post festum sollen sie dahinter kommen. Das ist dann eine gute Rache an Onkel Asmus und Konsorten."

Professor Hansen flehte mit Eilbriefen um Johannas Rückkehr, und schon zwei Tage später, an einem frühen, sonnigen Morgen, fuhr sie mit dem strahlenden Olaf davon, stolz über alles Erreichte und glücklich über den kleinen Genossen, neben dem sie sich wie die Prinzessin erschien, die Moses im Nil gefunden hatte.

* * *

Und der letzte Abend kam, an dem Gunhilde zum letztenmal die Lampe anzündete in dem alten Haus.

Die Winterkälte war vorbei. Ein linder Vorfrühlingstag hatte Sonne ausgegossen und die kahle Erde aufatmen lassen. Es war, als schimmerte es schon wie eine Ahnung von Grün an den Bäumen.

Mit dem Nachmittagzug kam Meister von seiner Reise zurück. Gunhilde sah ihn einbiegen in seine Gartentür. Sie wußte genau, daß seine Wirtschafterin, die von Antje alles erfuhr, ihm gleich nach der Ankunft von dem nahen Reisetermin der Frauen gegenüber sprechen würde.

Wenn es ihn gelüstete, Lebewohl zu sagen, so war nun die Stunde.

Gunhilde saß im leeren Wohnzimmer am Tisch. Sie hatte das Attenrader Kreisblatt vor sich, in dem sie sonst niemals las. Sie las auch heute nicht. Unter den halbgeschlossenen Rouleaus hinweg spähten ihre Augen immerfort auf die schmale Straße, die zwischen den Gärten hinging, immerfort auf die Tür, die sich nicht öffnen wollte.

Sie sah, wie da drüben das Licht seiner Lampe hinter den bunten Rouleaus aufglomm, wie das Haus immer mehr in die Dämmerung hineinsank und der Lampenschein vom Abendnebel einen Hof bekam, so wie der Mond in regenkündenden Nächten.

An dem Elternhaus knarrten die Läden. Ein Holzwurm tickte irgendwo in morschen Schränken, und die Uhr schlug langsam wie stets.

Kein Schatten fiel da draußen auf das Pflaster. Niemand kam. Selbst um nur ein nachbarliches Abschiedswort hinüberzusprechen, war die Kluft zwischen beiden Häusern zu groß geworden. Von Haß und Liebe gegraben, lag sie wie ein Abgrund zwischen den verschwiegenen Gärten der kleinen Stadt.

Hinübergehen, wie die Tante geraten?

Ja, Naturen wie Johanna, die wären hinübergegangen. Die hätten vielleicht die Unberechenbarkeiten solch einer letzten Stunde noch ausprobiert. Aber Gunhilde war geboren zum stillen Hinwarten, ob



vielleicht das Glück kam. Und kam es nicht, zum schweigenden Verzichten. Und die letzte Stunde, in der es kommen konnte, verrann. Die letzte Möglichkeit war verpaßt.

Gunhilde legte ihre Arme langausgestreckt über das Kreisblatt und ihr blondes Haupt auf den Ellbogen.

Sie hätte gern geweint, aber sie fühlte: für diese Angelegenheit hatte sie keine Tränen mehr.

Der da drüben wohnte, war ein Unbarmherziger und Ungerechter. Er hatte immer nur ihr Schuldkonto in der Hand gehalten und ihre große Liebe für nichts gerechnet.

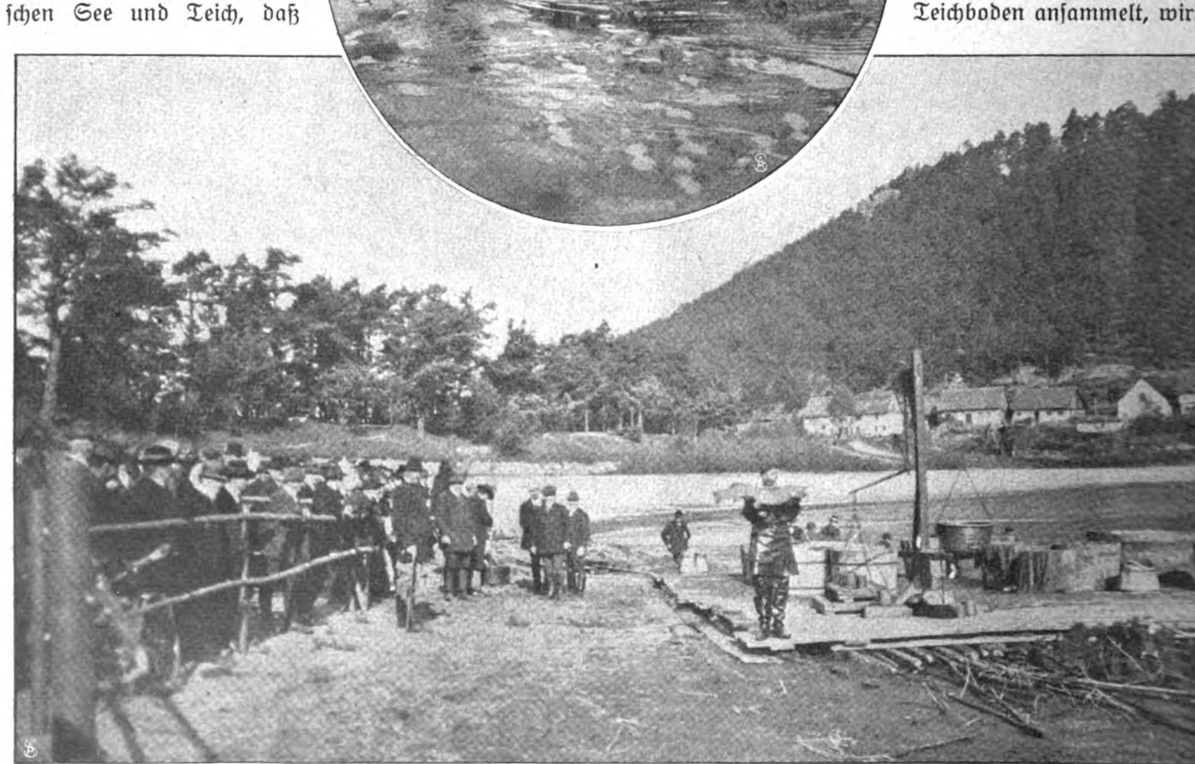
Und plötzlich freute sie sich auf die nahe Befreiungstunde, die sie fortbrachte aus dem Weichbild dieser gestrengen Stadt. Dies war die letzte Nacht. Zum letztenmal ging ihre Sehnsucht nach dem hellen Fenster da drüben.

(Fortsetzung folgt.)

Großteichfischerei.

Von Dr. Fritz Skowronnek. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Mit dem Ausdruck „Teich“ verbinden die meisten Menschen die Vorstellung eines durch Ausgraben hergestellten Erdloches, das mit Wasser gefüllt ist. In Wirklichkeit entstehen die weitaus meisten Teiche ganz anders: Man sperrt eine Schlucht, die von einem Bach mit starkem Gefälle durchflossen wird, durch Querdämme ab und läßt das Wasser sich anstauen. Noch bequemer ist es, Teiche anzulegen, wenn man Erdmulden oder Wiesenflächen von einem höher gelegenen Wasserlauf überstauen kann. — Die Hauptbedingung für eine Teichanlage, die rationell bewirtschaftet werden soll, ist ein Abfluß, der es ermöglicht, den Teich ganz oder wenigstens so weit abzulassen, daß man der Fische ohne große Mühe habhaft werden kann. Denn darin besteht der Unterschied zwischen See und Teich, daß man im natürlichen Gewässer sich stets nur eines Teiles der darin befindlichen Fische bemächtigen kann. Eine wirtschaftliche Beeinflussung der Seen zur Züchtung einzelner Fischarten ist daher nur in sehr beschränktem Maß möglich, weil man mit dem Nahrungsbedürfnis aller Arten rechnen muß. — Den Teich dagegen hat der Fischwirt völlig in der Hand. Er kann ihn jederzeit mit der Art besetzen, die er züchten will, und mit so viel Exemplaren, wie sie der vorhandenen Nahrung entsprechen. Dadurch hat sich die Teichwirtschaft zu einem der Landwirtschaft völlig ähnlichen Betrieb entwickelt. Den Idealzustand stellt eine sich ergänzende Verbindung beider Betriebe dar, in dem man die abgelassenen Teiche mit Futterkräutern bebaut. Der Schlamm, der sich auf dem Teichboden ansammelt, wirkt



Ein schwerer Hecht. Oberes Bild: **Ein Kolk wird ausgeschöpft.** Phot. A. Bienert.



Die Karpfen werden aus dem Sack geschöpft. Phot. Ruda Bruner-Dvorak.

wie der beste Dünger, und die darauf entstehende Vegetation fördert die Vermehrung der winzigen Lebewesen, die den Fischen als Nahrung dienen sollen.

So ist die Teichwirtschaft zu einer Wissenschaft geworden, die nach ähnlichen Grundsätzen vorgeht wie die Viehzucht. Sie vermag genau zu berechnen, mit wieviel Fischen ein Teich zu besetzen ist, um einen bestimmten Zuwachs zu erreichen. Ja, ist sie teilweise dazu vorgeschritten, den Teich als einen Stall zu betrachten, der den Fischen in der Hauptsache nur Aufenthalt und Luft gewährt, während die Nahrung, die den Zuwachs an Fischfleisch hervorbringen soll, vom Züchter selber nach seinem Ermessen verabreicht wird.

Die ersten Anlagen dieser Art entstanden in Böhmen, wo die Natur in reichem Maß alle Bedingungen geschaffen hat, die zur Herstellung von Teichen erforderlich sind. In dem hügligen und bergigen Terrain ist laufendes Wasser in solcher Fülle vorhanden, daß man weite Flächen mit Wasser bespannen kann. Gibt es doch in Böhmen Teiche, die mehr als 1000 Morgen bedecken und als große Binnenseen zu betrachten wären, wenn sie nicht ablaßbar wären. Das ist aber ihre wertvollste Eigenschaft, daß sie durch Abflüsse nach tiefer gelegenen Talmulden völlig entleert werden können. In Deutschland erstand die Teichwirtschaft erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und ist in wenigen Jahrzehnten zu einem volkswirtschaftlichen Faktor herangewachsen, dessen Bedeutung von Jahr zu Jahr wächst.

Die Hauptfischarten, die in Teichen gezüchtet werden, sind Karpfen und Forellen. Daneben zieht man Schleie, die schon in geringer Größe als „Portionsfische“, wie sie das Gastwirtsgewerbe bevorzugt, gute Verkaufspreise erzielen, Aale und Maränen. Bei dieser im Winter laichenden Fischart hat sich herausgestellt, daß sie in Teichen nicht zur Ablage ihrer Laichprodukte kommen, wahrscheinlich, weil ihnen der Mensch nicht die Bedingungen schaffen kann, unter denen sie sonst zur Fortpflanzung schreiten. Das ist kein Hindernis für die erfolgreiche Züchtung, denn der Mensch hat es gelernt, den laichreifen Fischen Milch und Rogen abzustreichen, durch



Flachkähne zum Fischtransport. Phot. A. Bienert.

Vermischung die Eier zu befruchten und sodann in Anstalten zu „erbrüten".

Der Ausdruck mutet etwas komisch an, wenn man erfährt, daß die Eier monatelang von einem Wasser umspült werden, dessen Temperatur nicht mehr als zwei bis drei Grad Celsius betragen darf. Eine geringe Erhöhung der Temperatur beschleunigt die Entwicklung der Eier um Wochen. Das bedeutet aber eine Gefahr für den Züchter, denn die junge Brut darf erst dann ausschlüpfen, wenn die Natur ihr den Tisch gedeckt hat.

Deshalb muß jede Brutanstalt mit Anlagen versehen sein, in denen das zufließende Wasser bis zu der erforderlichen Temperatur abgekühlt wird, es muß durch Filter geleitet werden, um schädliche Keime abzufangen. Da dies nicht gänzlich gelingt, müssen die Anstalten stetig unter Obhut sein, damit die erkrankten oder abgestorbenen Eier sofort beseitigt werden. Aber der Erfolg lohnt die Mühe! Viele Millionen junger Lachse, Forellen, Maränen usw. werden in jedem Winter auf diese Weise erbrütet, um als Besatz für Teiche, Flüsse und Seen zu dienen.

Bei den in der warmen Jahreszeit laichenden Karpfen und Schleien hat der Züchter nicht so viel Mühe. Er hält die zum Laichen bestimmten Paare so lange in kühlem Wasser, bis ein kleiner flacher Teich zu ihrer Aufnahme hergerichtet ist. Sobald sich das Wasser darin unter der Sonnenbestrahlung hinreichend erwärmt hat, werden die Laichfische eingesetzt. Unter dem Einfluß des wärmeren Wassers erreichen sie bald die Laichreife und schreiten zur Fortpflanzung. Sofort danach werden sie aus dem Teich entfernt, denn fast alle Fische zeigen, wie bekannt, mehr oder minder kannibalische Gelüste, d. h., sie fressen ihren eigenen Laich.

Der Fang mit dem Zugnetz. Oberes Bild: **Die Karpfen werden gewogen.** Phot. Ruda Bruner-Dvorak.

Schon nach wenigen Tagen wimmelt es in dem Teich von Millionen junger Brut. Bald ist der Dottersack aufgezehrt, der ihnen für kurze Zeit Nahrung spendet. Aber der Teichwirt hat vorsorglich für Obdach und Nahrung gesorgt. Er hat große, flache Teiche, in denen die Entwicklung der Kleinlebewesen durch Kalken und Düngen künstlich gefördert worden ist, rechtzeitig



bespannt und versetzt nun dorthin die junge Brut. Nach der Größe der Fläche und der vorhandenen Nahrung wird die Zahl der Besatzfische bemessen. Bei stärkerer Besetzung wachsen die Fische langsamer, weil auf den einzelnen weniger Nahrung entfällt.

Der Teichwirt hat es also innerhalb einer gewissen Grenze völlig in der Hand, wie schnell er seine Fische anwachsen lassen will. Er darf nicht so viel Brut einsetzen, daß sie durch Nahrungsmangel am Wachstum gehindert wird, und nicht so wenig, daß ein Teil der Nahrung ungenutzt bleibt. Der Karpfenzüchter hat selbstverständlich außerdem noch unter der Konjunktur zu leiden, die dadurch hervorgebracht wird, daß der Karpfen noch immer „Saisonfisch" ist, dessen Hauptkonsum in den Dezember und Januar fällt. Die Preisbildung, die infolgedessen eintritt, gewährt dem Teichwirt sehr oft nicht die Entlohnung, die ihm für die Verzinsung seines Anlagekapitals, seine Betriebskosten, sein Risiko und seine Arbeit gebührt.

Deshalb hat sich unter Führung eines der größten Teichwirte Deutschlands, des Rittergutsbesitzers Conze-Garlhusen, der auch den Fischereiverein für Schleswig-Holstein leitet, eine Vereinigung der Teichwirte gebildet, die durch ihre geschlossene Macht einen bestimmenden Einfluß auf die Preisbildung gewonnen hat. Die Konsumenten werden durch dies Vorgehen nicht in Mitleidenschaft gezogen, denn die Karpfenpreise sind in diesem Jahr, wo die Vereinigung zum erstenmal kraftvoll eingewirkt hat, nicht höher als sonst.

Die Erntezeit der Teichwirte fällt in den Spätherbst, wenn der Zuwachs an Fischfleisch, der nur in den Sommermonaten stattfindet, aufgehört hat. Dann ergibt sich, wieviel jeder Jahrgang an Fischfleisch produziert hat. Die für den Verbrauch reifen Fische werden ausgesondert und in kleine Teiche oder Behälter gesetzt, aus denen sie jederzeit ohne Mühe entnommen werden können. Die jüngeren Jahrgänge werden in tiefe Teiche gebracht, in denen sie enggeschart den Winter zubringen. Daraus ergibt sich, daß für eine einzige Teichwirtschaft eine ganze Anzahl verschieden gearteter Teiche erforderlich ist.

Das Abfischen im Spätherbst lockt stets eine Menge von Zuschauern an. Auch den gänzlich Unbeteiligten erfreut es, große Mengen von Fischen im Schlamm zappeln zu sehen. Das Wasser wird durch einen Mönch, eine Schleuse, die den Fischen das Entweichen wehrt, abgelassen. Im Boden der Teiche befinden sich vertiefte Stellen, Kolke oder Gräben, an denen die Fische sich sammeln, sobald das Wasser fällt. Die Fischer haben dann nichts weiter zu tun, als mit großen Keschern die Fische an diesen Stellen herauszuheben. Trotzdem muß der ganze Teichboden sorgfältig abgesucht werden, denn manche Fische lieben es, sich in den Schlamm einzubuddeln ... Deshalb muß jeder gefangene Fisch erst mit Wasser abgespült werden, ehe er in die Bottiche kommt, aus denen er in sein neues Quartier oder in den Besitz der Händler übergeführt wird.

Bei den großen Teichen, wie wir sie in Böhmen finden, wo das Ablassen des Wassers mehrere Tage dauert, muß der Fang mit Netzen betrieben werden, namentlich da, wo die großen Wassermassen nicht gänzlich entleert werden können. Zur Erleichterung des Fanges sind Dämme in dem Teich aufgeschüttet, die bei völliger Bestauung überflutet werden, so daß die Fische ungehindert sich im Gewässer bewegen können. Beim Senken des Wasserspiegels treten sie hervor und teilen den Teich in kleinere Abteile, die leicht zu befischen sind. Oder man teilt die große Fläche durch Netzwände, die an Stäben befestigt sind, in kleinere Bezirke, aus denen die Fische nicht entfliehen können.

Die Zugnetze bestehen aus zwei engmaschigen, langen Flügeln und einem ungewöhnlich langen, sehr geräumigen Sack, der aus sehr starkem Garn bestehen muß, denn er muß nicht selten über tausend Zentner Fische aufnehmen und festhalten. Solange das Wasser tief genug ist, werden flache Kähne benutzt, zwischen denen der Sack ausgekrempelt und hochgehoben wird. Mit langstieligen Keschern werden die Fische herausgeholt und in flache Kähne geschüttet, in denen sie schnell zu der Stelle gefahren werden, wo das Reinigen, Abwiegen und Verbringen vor sich geht.

Diese Prozedur muß mit möglichster Beschleunigung vor sich gehen, weil der Konsument lebende Fische verlangt. Die Fische sollen noch wochenlang lebend erhalten werden, müssen also sehr schonend behandelt werden.

Zum Glück ist der Karpfen ein sehr zäher Geselle, der schon einen starken Puff verträgt. Es kommt aber doch vor, daß große Fischtransporte „umstehen", wie der vorsichtig umschreibende Fachausdruck das Verenden der Fische im Wasser bezeichnet. Daß man die umgestandenen Fische dem Konsum entzieht, ist nicht notwendig. Wohl aber wäre eine scharfe Kontrolle dieser minderwertigen Ware sehr wünschenswert. Als eine Verbesserung wäre es auch anzusehen, wenn die Karpfen ausnahmslos vor dem Transport getötet und, in Eis verpackt, auf den Markt gebracht würden. Denn das ist doch nicht zu bestreiten, daß sie unter dem Aufenthalt in engen Behältern und dem Transport stark leiden.

Der „Hecht im Karpfenteich" ist eins jener Kindermärchen, die ebenso unzerstörbar sind wie die „lebendigen Jungen" des Aales. Es fällt keinem Fischzüchter ein, Hechte in den Karpfenteich zu setzen, damit er „die trägen Gesellen" beunruhigt und zu vermehrter Bewegung antreibt, die den Appetit reizt. Und der Karpfen ist kein „träger Geselle", sondern ein lebhafter Fisch, der fleißig so viel Nahrung aufnimmt, wie er findet. Daß manchmal in einem großen Teich, der in mehrjährigen Pausen abgefischt wird, ein großer Hecht gefangen wird, ist eine Tatsache, die sich nicht vermeiden läßt. Wird doch Fischlaich oft durch Wasservögel von einem Gewässer ins andere verschleppt.

Bilder aus aller Welt.


Prof. Fr. v. Miller, München, feierte seinen 70. Geburtstag.

Professor Friedrich v. Miller, der Senior der Münchner Kunstgewerbeschule, beging vor wenigen Tagen seinen 70. Geburtstag; er ist der ältere Bruder des bekannten Erzgießers Ferdinand von Miller und des Baurats Oskar von Miller, Direktor des Deutschen Museums.

Das Königliche Ballett in Kopenhagen hat auch außerhalb Dänemarks eine gewisse Berühmtheit erlangt; unsere Bilder zeigen zwei der bedeutendsten Solotänzerinnen: Frau E. Lauesgaard und Fräulein E. Smith.

Die bekannte italienische Archäologin Gräfin Ersilia Lovatelli



Frau Elna Lauesgaard,
Solotänzerin des Königlichen Balletts in Kopenhagen

ist von einem linksseitigen Schlaganfall betroffen worden und liegt sehr schwerkrank danieder.

Die Deutsche Kolonie in Montevideo hat in erfreulichem Zusammenschluß die Mittel aufgebracht, ein eigenes Klubhaus zu erwerben. Das schmucke Gebäude ist mit allem Komfort ausgestattet und bietet den Klubmitgliedern die angenehmsten Möglichkeiten eines geselligen Verkehrs. Bei dem kürzlich erfolgten Besuch des außerordentlichen deutschen Botschafters Generals von Pfuel in Uruguay fand ein wohlgelungener Empfangsabend im neuen Deutschen Klub statt. Dieser Abend war zugleich der Eröffnungsabend des Klubs.



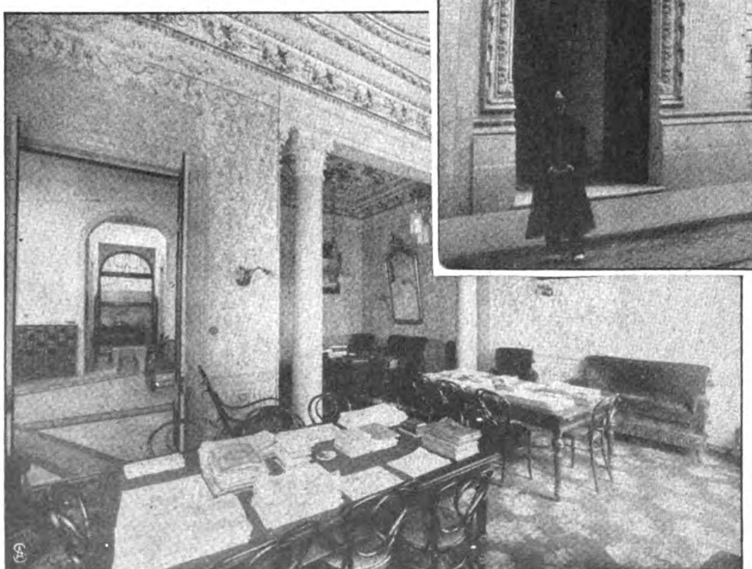
Fräulein Emilie Smith,
Solotänzerin des Königlichen Balletts in Kopenhagen.



Dr. hon. c. Gräfin Ersilia Lovatelli,
berühmte italienische Archäologin, ist schwer erkrankt.



Die Straßenfront mit dem Portal.



Das neuerbaute Deutsche Klubhaus in Montevideo: Das Lesezimmer.

Vor zwei Jahren noch erregte das Erscheinen eines Aeroplans das größte Aufsehen, heute kennt wohl jedes Kind diese modernen Riesenvögel. Es ist erstaunlich, wie malerisch ein Wrightscher Doppeldecker am Abendhimmel aussehen kann.

Die Knappschaftsberufsgenossenschaft in Schkeuditz in der Provinz Sachsen hat eine Unfallnervenheilanstalt „Bergmannswohl“ erbaut, die bestimmt ist, allen den Bergleuten Unterkunft zu gewähren und Heilung zu brin-

Phot. Underwood u. Underwood.

Der Engländer Hoxsey in einem Wright-Flugzeug über dem Park von Asbury.

Ein moderner Riesenvogel am Abendhimmel.





Phot. Bimpage.

Die neu errichtete Unfallnervenheilanstalt „Bergmannswohl" bei Schkeuditz.





Phot. Steinacker.

Prof. Felix Linke, Lehrer an dem Polytechnikum in Darmstadt, feierte seinen 70. Geburtstag.

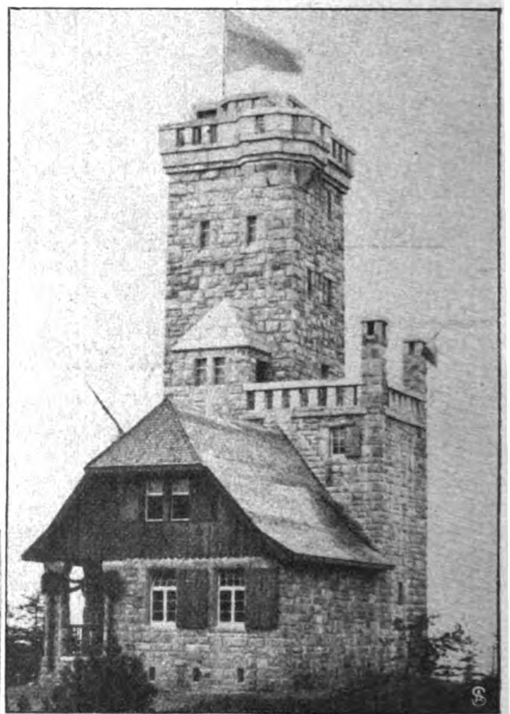
Geh. Rat Dr. Unschuld, Neuenahr, feierte sein 50jähriges Doktorjubiläum.

gen, die in ihrem schweren Beruf Schaden erlitten haben. Die Unfallversicherung muß auf die Berufsneurosen ganz besondere Rücksicht nehmen.

Einer der bekanntesten Neuenahrer Aerzte, Geheimrat Dr. Unschuld, feierte in diesen Tagen in voller Frische und Tätigkeit das Jubiläum seiner vor 50 Jahren erfolgten Doktorpromotion.

Geheimrat Prof. Felix Linke, Lehrer des Maschinenbaufachs an der Technischen Hochschule in Darmstadt, beging seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar hat sehr verdienstvolle Arbeiten geschaffen.

Im nördlichen Schwarzwald wurde vor kurzem auf der höchsten Erhebung der Hornisgrinde (1164 Meter) ein Aussichtsturm mit Unterkunftshaus mit einem Kostenaufwand von 40 000 Mk. vom Badischen Schwarzwaldverein errichtet.



Ein neuer Turm mit Unterkunftshaus auf der Hornisgrinde im nördlichen Schwarzwald.

Zahlreiche Deutsche leben jahraus, jahrein in Rom, und ihre Kinder werden dort in einer sehr besuchten deutschen Schule unterrichtet. Unser Bild zeigt die Lernbegierigen vor dem Schulhaus in der ewigen Stadt.



Phot. Abeniacar.

Die deutsche Schuljugend vor dem Schulgebäude in Rom.
Die deutsche Schule in Rom.

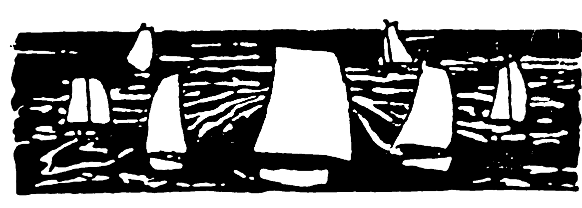
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 49. Berlin, den 3. Dezember 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.



Die sieben Tage der Woche.

24. November.

Der Reichstag wählt an Stelle des Erbprinzen zu Hohenlohe-Langenburg, der sein Amt niedergelegt hat, den Abgeordneten Schultz (Portr. S. 2076) von der Reichspartei zum Zweiten Vizepräsidenten.

Zum Weihbischof von Gnesen wird der Domherr Kloske daselbst ernannt.

Aus Rio de Janeiro wird gemeldet, daß die Mannschaften der neuen Schlachtschiffe gemeutert und die Stadt durch Kanonenschüsse bedroht haben. Der Kapitän und drei Offiziere des Dreadnoughts „Minas Geraes“ werden getötet.

Der Kaiser reist zur Jagd nach Schlesien.

Bei den Stadtverordnetenwahlen in Posen werden in der Zweiten Abteilung durchweg die deutschen Kandidaten gewählt.

Das englische Oberhaus nimmt die von Lord Lansdowne und Lord Rosebery eingebrachten Resolutionen zur Reform seiner Grundlagen endgültig an und beschließt, sie dem Unterhaus zu übermitteln.

25. November.

Die mexikanische Gesandtschaft in Berlin teilt mit, daß in Mexiko die Ruhe vollständig wiederhergestellt ist.

Der chinesische Reichsausschuß mißbilligt die Erneuerung des chinesisch-englischen Abkommens über den Opiumhandel und spricht sich einstimmig für sofortige durchgreifende Maßnahmen gegen den Opiumgenuß aus.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus schließen sich alle tschechischen Mitglieder zu einem einheitlichen Klub zusammen, zu dessen Präsidenten der gemäßigte Jungtscheche Dr. Fiedler gewählt wird.

In Brasilien nimmt der Senat einstimmig, die Deputiertenkammer nach heftigen Debatten mit 114 gegen 23 Stimmen ein Gesetz an, durch das meuterischen Matrosen Amnestie gewährt wird. Darauf ergeben sich diese der Regierung.

Zum Präsidenten der kretischen Kammer wird bei Stimmenthaltung der muselmanischen Abgeordneten Kriaris mit 63 Stimmen gegen den Führer der Opposition Michelidakis gewählt, auf den nur 48 Stimmen entfallen.

26. November.

Im Reichstag antwortet der Reichskanzler von Bethmann Hollweg auf eine Interpellation der Sozialdemokraten, es sei eine falsche Annahme, daß der Kaiser sich durch Aeußerungen in Reden dieses Jahres mit Erklärungen in Widerspruch gesetzt, die er im November 1908 dem Reichstag durch den Fürsten Bülow abgegeben habe.

Der Kaiser wohnt, von Neudeck kommend, der Enthüllung eines Denkmals für Friedrich den Großen in Beuthen in Oberschlesien bei.

In Pforzheim stellen 10000 Arbeiter der Edelmetallindustrie die Arbeit ein.

27. November.

In den portugiesischen Provinzen Douro und Minho treten die Eisenbahnangestellten in den Ausstand. Der Verkehr ist fast ganz lahmgelegt.

28. November.

Das englische Unterhaus wird aufgelöst. König Georg sagt in seiner Thronrede, die Beziehungen Großbritanniens zu den fremden Mächten seien andauernd freundlich.

In Bukarest wird das rumänische Parlament von König Karl mit einer Thronrede eröffnet.

Auf den griechischen Ministerpräsidenten Venizelos wird ein erfolgloses Attentat verübt. Unbekannte Täter versuchen einen Eisenbahnzug, in dem er sich auf einer Wahlreise in Begleitung des Kultusministers Alexandris befindet, zur Entgleisung zu bringen, was durch die Geistesgegenwart des Lokomotivführers verhütet wird.

29. November.

Bei der Einweihung der Technischen Hochschule in Breslau verliest der Kaiser eine längere Ansprache. Abends kehrt der Kaiser nach Potsdam zurück.

Der Reichstag überweist das Schiffahrtsabgabengesetz einer Kommission zur Vorberatung.

30. November.

Von der Insel Madeira wird der Ausbruch einer Choleraepidemie gemeldet. In Funchal wurden 75 Krankheitsfälle festgestellt, von denen 32 tödlich verliefen.

∞

Mexiko und sein Präsident.

Von Wirkl. Geh. Rat Dr. Edmund Frhr. von Heyking, Gesandter a. D.

In der Stadt Mexiko fand im Jahr 1901 der zweite Panamerikanische Kongreß statt. Sämtliche Republiken Amerikas hatten Vertreter dazu entsandt. Die Vereinigten Staaten, von denen die Berufung dieser Versammlung ausging, und die den ersten Panamerikanischen Kongreß in Washington im Jahr 1889 abgehalten hatten, schienen dem äußeren Eindruck nach auf den Konferenzen in Mexiko eine zurückhaltende, bescheidene Rolle zu spielen. Es wurde weit mehr Aufhebens gemacht von den Reden der chilenischen, argentinischen und brasilianischen Delegierten, zu denen die besten diplomatischen Kräfte ihrer Länder ausersehen worden waren, als von den nordamerikanischen Abgesandten, die sich auch dann still abseits und möglichst neutral verhielten, als auf dem Kongreß, namentlich

in der Frage der obligatorischen Schiedsgerichte bei internationalen Streitigkeiten, ernste Meinungsdifferenzen zutage traten. Als dann bei dem zu oratorischer Schaustellung und rednerischer Steigerung so geneigten Temperament der Hispano-Amerikaner die Verbrüderung und Einigkeit der Freistaaten der Neuen Welt bei zahllosen Festmahlen gefeiert wurde und die toastenden Bundesbrüder sich gegenseitig als „Volk von Heroen" priesen, wobei selbst die, die noch niemals einen äußeren Feind in die Flucht geschlagen, ihren Anteil an den so freigebig ausgeteilten Ruhmeskränzen erhielten, da konnte man glauben, daß die unbezwingliche Phalanx dieser für Freiheit und Vaterlandsliebe erglühenden Republiken von dem prosaischen, nüchternen Nachbarn im Norden des Kontinents nichts zu befürchten haben könnte. Und dennoch klang, wenn man genauer hinhörte, ein unverkennbarer Unterton des Mißtrauens und der Besorgnis aus all diesen braven Reden hervor. Bei allen Debatten, Resolutionen und Gegenanträgen, die die Beratungen während mehrerer Wochen ausfüllten, war doch im Grunde die eine Sorge das treibende Motiv: wie dem den Vereinigten Staaten zugeschriebenen Streben nach der Stellung eines Schutzherrn und Leiters der andern Republiken jeder Anlaß zur Betätigung entzogen werden könne. —

Die Republik Mexiko selbst befand sich dabei in einer besonders schwierigen Lage. Einmal war sie als Gastgeberin und Hausherrin an dem guten Ergebnis des Kongresses interessiert, und anderseits mußte sie als unmittelbare Grenznachbarin der großen Schwesterrepublik die Gefahr eines gar zu willfährigen Eingehens auf deren Absichten am meisten fürchten. Mexiko befindet sich da ungefähr in der Rolle des Wotan, dem die Riesen des Nordens eine goldene Brücke gebaut haben, auf der ihm Reichtum und Wohlstand winken — aber er fürchtet sich vor bindenden Verträgen, und ein Grauen warnt ihn vor weiteren Schritten auf der goldenen Bahn.

Wenn Mexiko aus diesem Dilemma bisher nicht bloß unversehrt, sondern mit glänzenden Errungenschaften hervorgegangen ist, so verdankt es dies vor allem seinem großen, langjährigen Präsidenten Porfirio Diaz, dessen Persönlichkeit und in der ganzen Staatenwelt angesehene Stellung schon allein genügte, um jede Nichtachtung der Souveränität seines Landes zurückzuweisen, und der dabei es klug verstanden hat, die materiellen Mittel, die nordamerikanisches Kapital bot, zu nützen, ohne doch der nationalen Unabhängigkeit etwas zu vergeben. Denn Porfirio Diaz hat, sobald er sich in der Gewalt festgesetzt, nordamerikanisches Kapital, nordamerikanische Ingenieure und Unternehmer ins Land gerufen; dank seiner Begünstigung haben Nordamerikaner das Bahnnetz Mexikos gebaut, die an Kupfer und Silber reichen Bergwerke mit modernen Maschinenanlagen versehen und große Schmelzwerke errichtet. Ohne diese Heranziehung nordamerikanischer Mittel wäre der heutige wirtschaftliche Aufschwung Mexikos nicht erreichbar gewesen. Erst die Eisenbahnen haben Ordnung im Land und Befestigung der Herrschaft des Präsidenten Diaz ermöglicht, da er dadurch in den Stand gesetzt wurde, jeden Versuch zu Aufständen durch rasche Truppensendungen zu unterdrücken. Die Herstellung von Ruhe und Sicherheit ist dem Kredit des Staates zugute gekommen, und dank der Geschicklichkeit eines vorzüglichen Finanzministers, den Diaz in dem Abkömmling eines französischen Einwanderers zu finden wußte, gilt Mexiko heute als zuverlässiger Zahler, und seine Schuldtitel sind auch in Deutschland als Anlagewerte beliebter als die Scheine mancher uns näher liegenden Staatskassen.

Dieser rasche Aufschwung eines Landes, das noch bis zum Jahr 1884 ein Tummelplatz disziplinloser Banden war, und das seit seiner Losreißung von Spanien über 300 Pronunziamientos erlebt haben soll, ist nicht etwa durch die bloßen Segnungen einer republikanischen Staatsverfassung hervorgerufen worden. Im Gegenteil, es kann nicht verkannt werden, daß, wenn Mexiko gegenwärtig als eine Art Musterstaat unter den amerikanischen Republiken gilt, es diesen Ruf nur erlangt hat, weil es lediglich dem Namen nach eine Republik ist, in Wirklichkeit aber unter dem Regime eines aufgeklärten Despotismus steht. Porfirio Diaz, der sicherlich zu den bemerkenswertesten Zeitgenossen zählt und dem Begriff des „Uebermenschen" so nahe wie möglich kommt, hat einmal den Ausspruch getan, er habe in seiner Regierung zwei Perioden durchgemacht; die erste sei die der Peitsche gewesen, deren jedes Volk zu Anfang bedürfe; jetzt sei er zur Periode der Kuchenverteilung gelangt. — Falls die jüngsten Nachrichten über in Mexiko ausgebrochene Unruhen sich bewahrheiten sollten, könnte der alternde Diktator vielleicht bedauern, daß er aus der ersten Periode seiner Regierungsmethode noch zu früh hinausgetreten ist.

Wie dem auch sei, die Peitsche scheint in jener Aeußerung des Präsidenten nur ein verblümter Ausdruck gewesen zu sein; denn er hat zur Befestigung seiner Herrschaft sich weit einschneidenderer Instrumente bedient. Wie groß die Zahl der behufs Herstellung der Staatsordnung in Mexiko beiseite gebrachten Oppositionsmänner gewesen ist, wird kaum jemals festgestellt werden. Don Porfirio hielt zu Anfang seiner Regierung nicht viel von aufschiebenden Maßnahmen, und als einmal der Gouverneur von Veracruz 40 Unzufriedene gefangengesetzt hatte und ungeschickterweise erst bei Diaz anfragte, was mit ihnen zu geschehen habe, soll die Antwort telegraphisch erfolgt sein: „mata-los todos! — Töte sie alle!" Wer in jener Zeit in Mexiko sich erst einmal arretieren ließ, kam überhaupt in eine höchst gesundheitgefährliche Lage; nach einem berüchtigten Gesetz — Ley de la fuga — durfte jeder Arretierte, wenn er auf dem Transport einen Fluchtversuch machte, gesetzlich niedergeschossen werden. Und ach, wie leicht konnte sich in öden Gegenden und auf menschenleeren Straßen solch ein Fluchtversuch ereignen — und man war den Störenfried los.

Aber bei weitem nicht alle einstmaligen Gegner des Präsidenten Porfirio sind erschossen worden. Eine größere Anzahl jener alten Revolutionsgenerale ist dadurch beruhigt und unschädlich gemacht worden, daß sie in den Senat und die Deputiertenkammer versetzt wurden, wo sie ein harmloses Leben führten. Da die Senatoren 6000 Dollar Jahresgehalt und auch die Deputierten ein etwas geringeres beziehen, so tun die Mitglieder dieser Körperschaften nichts, was sie dieser Einkünfte verlustig gehen lassen könnte. Diese Verwendung des Parlaments zur Beruhigung hitziger Oppositionselemente ist gewiß für die gewöhnliche politische Theorie überraschend, aber sie erfüllt auf humane und staatsrechtlich unanfechtbare Weise ihren Zweck. Uebrigens sind die Senatoren und Deputierten in ihrer Redefreiheit im Kongreß nicht beschränkt



— Reden halten dürfen sie nach Herzenslust — aber in einem Land, wo die pathetische Oratorik zu den nationalen Eigentümlichkeiten gehört, wo die ungebildetsten Tagelöhner imstande sind, wenn sie ihr Sonntagsgewand angezogen, über ein Nichts aus dem Stegreif eine Rede zu halten, da steht der Wert von bloßen Worten nicht hoch im Kurs. Jedermann weiß dort aus eigener Erfahrung, daß es mit dem Inhalt von Reden nicht so ganz genau genommen werden darf, und daß nur die Tat entscheidet — zuweilen die Tat, die mit Worten wie „Mata-los todos“ angedeutet ist.

Die übrigen Stellen im Senat und in der Deputiertenkammer werden mit überzeugten Anhängern des Diazschen Regimes besetzt. Man könnte nicht sagen, daß sie eigentlich dazu gewählt werden. In Mexiko würde niemand auf die Idee kommen, den Beamten vorzuwerfen, daß sie die Wahlen beeinflußt oder Regierungskandidaten begünstigt hätten. Die Listen der als gewählt geltenden Senatoren und Deputierten werden einfach von Amts wegen publiziert, und die Wähler werden gar nicht erst bemüht, unnötigerweise ihre Stimme abzugeben. Deshalb gibt es in Mexiko auch niemals Beanstandungen der Gültigkeit einer Wahl.

Mit den Problemen des Wahlrechts hat Don Porfirio sich auch sonst sehr glücklich und geschickt abgefunden. Als er zu Anfang seiner Laufbahn noch ein strebsamer Anführer einer schlecht bewaffneten Bande war, hat er die Fahne des Aufstands gegen den damaligen Präsidenten Lerdo de Tejada entfaltet, weil dieser sich vermessen hatte, in flagranter Verletzung einer Verfassungsbestimmung, sich zum zweitenmal zum Präsidenten wählen zu lassen. Nachdem Diaz dann auf diesem damals üblichen Weg selbst Präsident geworden war, hat er sich sechsmal nacheinander wieder wählen lassen, und schließlich hat er jene Verfassungsbestimmung, der er doch eigentlich sein Emporkommen verdankte, durch den Kongreß aufheben lassen. Diaz ist eben, wie nochmals hervorgehoben werden muß, ein sehr bedeutender Mann, der viel für sein Land geleistet hat, aber mit der Beobachtung lästiger Konsequenzen politischer Grundsätze hat er sich nicht lange aufgehalten. Wenn Diaz den jedem Republikaner unerträglichen Gedanken einer Monarchie in der Person des milden, wohlwollenden Kaisers Maximilian bekämpft hat, so hat er dafür seinerseits, nachdem das Kaisertum vernichtet war, eine Machtfülle in seinen Händen vereinigt, wie sie keinem Kaiser oder König im zurückgebliebenen Europa zu Gebote steht, und wie sie jener gut intentionierte, aber schwache Monarch, der in Queretaro ein so tragisches Ende fand, niemals angestrebt haben würde.

Die Erschießung des Kaisers Maximilian hätte Don Porfirio freilich nie zugelassen, wenn der unglückliche Fürst ihm, statt dem General Escobedo in die Hände gefallen wäre. Das hat Diaz selbst wiederholt geäußert. Dies entspricht auch seinem in andern Dingen zutage getretenen Bestreben, sein Land von gewissen brutalen Gewohnheiten, die es im Lauf der langen Revolutionsära angenommen, allmählich zu säubern. Das bezieht sich namentlich auf das Verhältnis zur Kirche. Der Präsident Juarez, der vor, während und nach der Anwesenheit Maximilians an der Spitze der republikanischen Regierung stand, hatte gegen die Kirche einen „Kulturkampf“ geführt, der in den Mitteln nicht wählerisch war. Die von Juarez erlassenen „Leyes de la reforma“ hatten sämtliches der Kirche gehörendes Eigentum konfisziert, einschließlich der Kathedralen, Kapellen und Klöster, und es allen höheren Beamten der Republik verboten, ein kirchlichen Zwecken dienendes Gebäude zu betreten und sich unter geistlichem Beistand trauen oder begraben zu lassen. Noch bei dem Panamerikanischen Kongreß in Mexiko ereignete es sich, daß, als der brasilianische Delegierte, der Vizepräsident des Kongresses war, verstarb, ihm zwar ein pomphaftes Leichenbegängnis auf mexikanische Staatskosten zuteil wurde, aber jedes religiöse Abzeichen dabei ferngehalten werden mußte.

In diese schwierigen Verhältnisse ist indessen allmählich durch Diaz ein versöhnlicher Zug gebracht worden, und er hat dabei eine taktvolle Vermittlerin an seiner schönen und eleganten Gemahlin gefunden. Donna Carmelita, die von rein spanischer Abkunft ist und, wie wohl alle Frauen Mexikos, der Kirche sehr ergeben, hat in ihrem Haus Vertreter der Geistlichkeit, unter denen sich auch Abgesandte des Papstes befanden, empfangen, und sie hat trotz aller Verbote der Leyes de la reforma die Schule der Schwestern des Sacré Coeur, in der die vornehmen jungen Mexikanerinnen von zum Teil deutschen Nonnen unterrichtet werden, unter ihren Schutz genommen und gegen Verdächtigungen zu verteidigen verstanden. Don Porfirio hat demgegenüber ein kluges, stillschweigendes Gewährenlassen beobachtet. Dem Einfluß Donna Carmelitas ist es wohl auch zuzuschreiben, daß es in neuerer Zeit in Mexiko doch schon so sehr als zum guten Ton gehörig gilt, seine Kinder taufen zu lassen — obwohl auch dies den Staatsbeamten verboten ist — daß sogar ein intimer Anhänger des Präsidenten, der für einen diplomatischen Posten im Ausland designiert war, vor der Abreise alle seine neun Kinder, die zum Teil bereits der reiferen Jugend angehörten, auf einmal zusammen taufen ließ, wobei es vorgekommen sein soll, daß die älteren Kinder dem ob der Zahl der Täuflinge verwirrten Priester ihre Namen selbst zugerufen haben.

Die neuesten Nachrichten haben die Befürchtung entstehen lassen, daß Porfirio Diaz auf seinem bisher so glorreichen Weg das Glück nicht mehr zum Gefährten hat. Vielleicht ist der greise General doch zu lange im Amt verblieben und vermag die Ungeduld einer lange wartenden Generation jüngerer Politiker, die endlich auch an die Staatskrippe gelangen wollen, nicht mehr ganz so straff wie früher zu zügeln. Vielleicht hat auch das zunehmende Vordringen der nordamerikanischen Unternehmer auf allen wirtschaftlichen Gebieten und die mancherlei Beeinflussungen, die amerikanisches Gold ausübt, eine allmählich steigende Erbitterung der Eingeborenen hervorgerufen, die angesichts dieser Präponderanz der Yankees sich im eigenen Land als Staatsbürger zweiter Klasse zu fühlen beginnen. — Ernstere Wirren, die den Kredit und den Wohlstand des Landes gefährden könnten, sind indessen kaum zu befürchten, denn auch die nach der Macht etwa lüsternen Generale Reyes und Señor Madero dürften von dem Bewußtsein durchdrungen sein, daß die Vereinigten Staaten in zu bedeutendem Maß an Kapitalanlagen und Unternehmungen in Mexiko interessiert sind, um dem Ausbruch einer vermögenzerstörenden Revolution ruhig zuzusehen.

Höheres Lehrerinnenseminar und Frauenstudium.

Von Direktor Dr. Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

In der Antrittsrede, die vor wenigen Wochen in der Berliner Universität Geheimrat Rubner bei der Rektoratsübergabe über die Zukunftsziele der Universitäten hielt, streifte er die bekannte Forderung der Frauenbewegung, die darauf gerichtet ist, die Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern auf den verschiedensten Gebieten, auch in der Wahl des Lebensberufes, zu erlangen. Dabei betonte der neue Rektor, daß es geboten sei, das Auge vor allem auf die dringend notwendigen Bedürfnisse der Frauenbildung überhaupt hinzulenken, die Frau in ihrem Beruf als Weib auf eine höhere Stufe zu heben, ihr aber auch nicht in den Weg zu treten, wo sich in ihr mehr ausnahmsweise ein anderes Berufsbedürfnis rege: „Alle sind uns willkommen, die mit geeigneter Vorbildung die Tore der Universität durchschreiten wollen. Wenn aber in neuerer Zeit das Bestreben sich geltend macht, uns auch Elemente zuzuführen, bei denen diese Voraussetzung nicht gegeben ist, so wollen wir im Interesse des Lehrens mit allen Mitteln gegen diese Herabsetzung des geistigen Militärmaßes Protest erheben — — —"

Wenige Tage vorher hatte bereits v. Wilamowitz-Moellendorff bei der Jubelfeier der Berliner Universität eine ähnliche Tonart angeschlagen und unter dem Beifall der Zuhörer seine Rede im Landesausstellungspark mit der Mahnung geschlossen, die Universitäten auch weiter das sein zu lassen, was sie sind, sich aber ängstlich vor schwächlichen Zugeständnissen im Hinblick auf die zur Aufnahme als akademischer Bürger erforderliche Vorbildung zu hüten. Das „die Tore zu" des letzten Redners hatte in den Worten des ersten einen unverkennbaren Widerhall gefunden; es gab aber auch zugleich einer Stimmung Ausdruck, die sich im Augenblick nicht nur auf die Universität und ihre Vertreter beschränkt, wenngleich sie gerade in diesen Kreisen besonders hervortritt.

Gegenüber solchen Worten liegt doch wohl die Frage nahe, welches denn jene Elemente sind, bei denen diese Voraussetzung nicht gegeben ist, und wer diejenigen sind, die mit ungeeigneter Vorbildung die Tore der Universität durchschreiten wollen.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß damit die jungen Mädchen gemeint sind, denen durch den Erlaß des Herrn Ministers vom 3. April 1909 die Zulassung zur Prüfung für das höhere Lehramt (pro facultate docendi) gemäß dem Erlasse vom 14. Dezember 1905 gestattet ist, sofern sie nach Erlangung der Lehrbefähigung für Mittlere und Höhere Mädchenschulen wenigstens zwei Jahre an Höheren Mädchenschulen vollbeschäftigt waren und sodann mindestens sechs Halbjahre — sei es als immatrikulierte Studentin, sei es als Gasthörerin — an einer deutschen Staatsuniversität dem Berufstudium ordnungsgemäß obgelegen haben. An die Stelle der in dem Erlaß vom 14. Dezember 1905 geforderten Schulbildung vor Beginn des Universitätstudiums tritt bei diesen Bewerberinnen der Nachweis, daß sie nach erfolgreichem Besuch einer anerkannten Höheren Mädchenschule und eines anerkannten Höheren Lehrerinnenseminars die volle Lehrbefähigung für Mittlere und Höhere Mädchenschulen erlangt haben, sowie der Nachweis über die oben bezeichnete Unterrichtstätigkeit. Durch diesen Erlaß ist aber auch zugleich klar zum Ausdruck gebracht, daß jedes junge Mädchen, das etwa privatim für die Lehrerinnenprüfung vorgebildet ist, also nicht ordnungsgemäß den Besuch einer anerkannten Höheren Mädchenschule und eines anerkannten Höheren Lehrerinnenseminars nachzuweisen vermag, von der Zulassung zur sogenannten Oberlehrerprüfung ausgeschlossen ist.

Es ist in der Tat begreiflich, daß die Stimmung in den Universitätskreisen, zumal sie durch so hervorragende Vertreter der Hochschule zum Ausdruck kam, nicht ohne Einfluß auf diejenigen geblieben ist, die ihre Töchter in das Höhere Lehrerinnenseminar schicken oder schicken wollen, um ihnen später auf Grund der ihnen dort gebotenen Vorbildung die Aussicht auf das Studium und somit auch den Eintritt in das höhere Lehramt zu ermöglichen. Dort also die Besorgnis, daß die Tore der Universität zu weit geöffnet sind, hier die Besorgnis, daß sie wieder geschlossen werden könnten, und zwar aus Gründen, nach deren Berechtigung man vergeblich Umschau hält. So scheint sich zu wiederholen, was unmittelbar nach den Augusttagen des Jahres 1908, nach der Veröffentlichung der Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens, eintrat, als so manche Mutter und auch so mancher Vater die Tochter, deren Leistungen oft nicht einmal das Durchschnittsmaß erreicht hatten, schleunigst vom Besuch der Höheren Mädchenschule abmeldete, um sie möglichst bald einer Studienanstalt anzuvertrauen, die ihr damals allein das Recht zur Universität gewähren konnte. Erst der oben erwähnte Erlaß vom 3. April des vergangenen Jahres brachte eine wohltuende Ruhe, aber auch eine gewisse Reue denen, die ihren Töchtern gegenüber zu vorschnell gehandelt hatten. Und diese wohltuende Ruhe soll wieder schwinden? Was vor noch nicht zwei Jahren auf Grund eingehender Erwägungen vom Herrn Minister gewährt ist, soll wieder genommen werden? Ja, warum denn? Hat man denn in Universitätskreisen ganz vergessen, daß ihre Vertreter vor noch nicht gar zu langer Zeit besonderen Wert darauf legten, die jungen Lehrerinnen, die sich in den dafür eingerichteten Kursen auf die alte Oberlehrerinnenprüfung vorbereiteten, zum Hören der Vorlesungen an der Universität heranzuziehen? Weiß man es nicht mehr, daß nicht vereinzelt die Leistungen dieser Damen gegenüber denen ihrer männlichen Mithörer ausgespielt und jene durch Urteile ausgezeichnet wurden, die oft das übliche Maß der Anerkennung überschritten?

Neulich beurteilte ein Vertreter der Volksschule ein pädagogisches Werk, das ausdrücklich für ein „Höheres Lehrerinnenseminar" bestimmt war, dahin, daß es für dieses genüge, aber nicht für ein „Lehrerseminar". Das sollte es sicherlich auch nicht. Das sind ja zwei ganz verschiedene Dinge, die sich nur zufällig noch in der Bezeichnung ähneln. Aber an sich haben sie miteinander nichts gemein. Auf der Verwechslung beider Begriffe, dem des Seminars für Volksschullehrer oder Volksschullehrerinnen und dem des Höheren Lehrerinnenseminars, beruht vor allem die irrige Anschauung über ein Recht, das den Lehrerinnen zugebilligt, den Volksschullehrern aber vorenthalten wird. Und diese irrige Meinung ist auch in die Universitätskreise gedrungen. Wie nun den Volksschullehrern, die ihre Vorbildung



in den meisten Fällen in der Volksschule, der Präparandenanstalt und in dem Volksschullehrerseminar, also in Anstalten erhalten haben, in denen die Lehrenden selbst nicht akademische Bildung nachzuweisen brauchen, der Zugang zur Universität auch dann nicht gestattet ist, wenn sie die Mittelschullehrer- und Rektorprüfung abgelegt haben, so ist auch der Volksschullehrerin die Universität verschlossen, wenn sie etwa durch eine Ergänzungsprüfung oder durch Bestehen der Mittelschullehrerprüfung das Recht zur Anstellung als ordentliche Lehrerin an Höheren und Mittleren Mädchenschulen erworben hat. Es kommt also vor allem auf die Vorbildung der jungen Mädchen an, darauf, daß sie die anerkannte Höhere Mädchenschule mit Erfolg besucht haben, in der von der siebenten Klasse ab die Hälfte der wissenschaftlichen Stunden von akademisch gebildeten Lehrern und Lehrerinnen erteilt werden, daß sie ferner aber auch das Höhere Lehrerinnenseminar durchgemacht haben, in dem nur akademisch gebildete Lehrkräfte in wissenschaftlichen Fächern unterrichten.

Die Höhere Mädchenschule und das ihr angegliederte Höhere Lehrerinnenseminar oder die Wissenschaftlichen Fortbildungsklassen (Lyzeum), wie die Bezeichnung vielleicht weniger irreführend lautet, gewähren aber eine Vorbildung, die sich derjenigen, die eine Oberrealschule bietet, ohne Frage vollwertig zur Seite stellen kann. Das geht nicht nur aus der Ausdehnung der Schulzeit hervor, die bei den Oberrealschülern zwölf, bei den Mädchen, die die Höhere Mädchenschule und das Lyzeum durchmachen, sogar dreizehn Jahre währt; das ergibt sich auch aus einer Zusammenstellung der Stundenzahl für die wissenschaftlichen Fächer, die an beiden Anstalten von gleich vorgebildeten akademischen Lehrkräften erteilt werden. Während sich bei einem Vergleiche der Gesamtstundenzahl der entsprechenden Klassen der Oberrealschule (von VI bis Ober I) und der Höheren Mädchenschule nebst Lyzeum (von VII bis Lyzeum I) bei den Mädchen in der Religion und im Deutschen ein Plus von 7, in der Geschichte und Geographie ein solches von 5 Stunden ergibt, im Französischen und Englischen zusammengenommen die Gesamtstundenzahl bei den Mädchen und Knaben die gleiche ist, steigt sie bei diesen in der Mathematik um 14, in den Naturwissenschaften um 11 Stunden. Für die Mädchen kommen aber noch 6 Stunden Pädagogik im Lyzeum hinzu, in denen sie zur Kenntnis der Logik, der Psychologie und zu der verständnisvollen Lektüre wichtiger pädagogischer Quellenschriften geführt werden sollen, um auf diese Weise nicht nur zur Bekanntschaft, sondern auch zur gerechten Beurteilung der wichtigsten Bildungsideale der Vergangenheit und besonders der Neuzeit zu gelangen.

Mit der Stundenzahl hängt aber ganz eng das durch die entsprechende Vorbildung erreichte Maß von Kenntnissen zusammen. Wer sich mit den Ausführungsbestimmungen zu dem Erlaß vom 18. August 1908 über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens eingehender beschäftigt und sich die Mühe nicht verdrießen läßt, damit die Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen, im besonderen für die Oberrealschule, zu vergleichen, wird unschwer erkennen und sicherlich auch die Gründe, die dazu geführt haben, billigen, daß in der Tat die Bildungziele für die Mädchen in der Religion, im Deutschen, in der Geschichte und Erdkunde erheblich höhere als für die Oberrealschüler sind, daß sie im Französischen und Englischen einander entsprechen, daß sie aber in der Mathematik denen des humanistischen Gymnasiums nicht nachstehen, in den Naturwissenschaften aber die des letzteren wesentlich überragen.

Nun tritt aber noch für die jungen Mädchen, die die wissenschaftlichen Fortbildungsklassen drei Jahre hindurch besucht und sich durch eine Schlußprüfung über den Erfolg dieses Besuchs ausgewiesen haben, ein weiteres Jahr hinzu, das der praktischen und methodischen Ausbildung für den Lehrberuf gewidmet ist, das aber auch noch außer drei Stunden Pädagogik acht Stunden für wissenschaftliche Uebungen bietet, die zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit anregen sollen. Diese wissenschaftlichen Uebungen sind in erster Linie für Deutsch, Französisch, Englisch (sprachgeschichtlich und literaturgeschichtlich) und für mathematisch-naturwissenschaftliche Studien mit je zwei zusammenzulegenden Wochenstunden bestimmt; aber es können auch, je nach der Zusammensetzung des Lehrkörpers und der verfügbaren Zeit, ein oder zwei dieser Fächer für ein Halbjahr durch andere ersetzt werden. Ferner ist die Beschäftigung der jungen Mädchen nach besonderer Neigung und Befähigung in Gruppen gestattet; dadurch ist die Möglichkeit gegeben, daß die Uebungen mehr als die genannten vier Fächer nebeneinander umfassen. Diese wissenschaftlichen Uebungen sollen zu schriftlichen und mündlichen Referaten und gemeinsamen Besprechungen über diese verwendet werden und, ohne daß der Gedanke an Prüfungswissen die Ruhe und Vertiefung stört, zu wissenschaftlichen Arbeiten nach Art der Seminarübungen auf den Hochschulen anleiten. Dadurch ist den jungen Mädchen ein sehr wesentlicher Vorteil gegenüber den Oberrealschülern geboten, denen die Schule eine ähnliche Vorbereitung für die Universität nicht zu geben vermag. Und dann kommt noch für die jungen Mädchen die geforderte volle Beschäftigung von wenigstens zwei Jahren an Höheren Mädchenschulen hinzu, wodurch ohne Frage eine Bürgschaft gegeben ist, daß sie erheblich reifer auf die Universität kommen als die Abiturienten der Höheren Knabenschulen, die dann oft nicht einmal wissen, welchem Studium sie sich zuwenden sollen. In jenen beiden Jahren wird aber auch dem jungen Mädchen, das sich etwa dem Studium der neueren Sprachen widmen will, Gelegenheit geboten sein, das, was ihm an Spezialkenntnissen zum Betrieb des Studiums fehlt, also Lateinisch, sich selbst anzueignen, während der Oberrealschüler dazu meist erst auf der Universität kommt.

Die Zeit ist vorüber, da nur die Abiturienten der humanistischen Gymnasien zu den Studien zugelassen wurden. Durch die Schulkonferenz vom Jahr 1900 und den Allerhöchsten Erlaß vom 26. November des nämlichen Jahres ist das Monopol des Gymnasiums gebrochen und die Gleichwertigkeit des humanistischen Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule anerkannt und den Abiturienten auch gleichzeitig der Zutritt zu allen Fakultäten bis auf die Theologie zugebilligt worden. Wenn das der männlichen Jugend seit zehn Jahren zugestanden ist, wenn anderseits jetzt die Tore der Universität der weiblichen Jugend anstandslos geöffnet sind, sofern sie gymnasiale, realgymnasiale oder Oberrealschulkurse der Studienanstalt durchschritten hat, so ist es nicht zu verstehen, warum solchen jungen Mädchen, deren Vorbildung die der entsprechenden Studienanstalt (Oberrealschule) noch um ein erhebliches übertrifft, und denen deshalb auch durch den oben erwähnten Erlaß vom 3. April 1909

die Immatrikulation in der philosophischen Fakultät und die Zulassung zur Prüfung pro facultate docendi ausdrücklich zugestanden ist, der Eintritt in die Universität wieder streitig gemacht werden sollte. Es muß vielmehr geradezu überraschen, daß ihnen nicht bereits der Zutritt zu den andern Fakultäten wie den Oberrealschülern geöffnet ist.

In keinem Fall liegt aber ein Grund zu einer Besorgnis vor, daß den jungen Mädchen, die durch die anerkannte Höhere Mädchenschule und das anerkannte Höhere Lehrerinnenseminar gegangen sind und sich dann wenigstens zwei Jahre lang der Tätigkeit als Lehrende an einer Höheren Mädchenschule gewidmet haben, das ihnen einmal gewährte Recht der Immatrikulation und der Zulassung zur Staatsprüfung wieder entzogen werde, weil es eben diesem und jenem nicht genehm ist. Ministerialverfügungen pflegen in Preußen nicht heute gegeben und morgen wieder aufgehoben zu werden, zumal dann nicht, wenn sie, wie diese, der Zustimmung aller derer gewiß sind, bei denen ein sachgemäßes Urteil vorauszusetzen ist.

Ueberaus notwendig erscheint es jedoch, die Bedingung einer Unterrichtstätigkeit von wenigstens zwei Jahren **vor** dem Eintritt in die Universität auch auf die Abiturientinnen der Studienanstalten zu übertragen, damit auch diese nicht des Vorteils verlustig gehen, dessen sich die Besucherinnen des Höheren Lehrerinnenseminars bereits jetzt schon erfreuen dürfen. Allerdings wird es sich dann empfehlen, allen jungen Mädchen, die mit der Absicht des späteren Studiums von dem Lyzeum oder der Studienanstalt in die praktische Unterrichtstätigkeit treten wollen, durch entsprechende Zuweisung an Höhere Mädchenschulen auch die **Möglichkeit** zum Unterrichten zu schaffen.

Eine Heerschau des Reisewesens.

Von **Walter Tiedemann.**

Der schöne Erfolg der vor einigen Jahren in Berlin veranstalteten großen Sportausstellung legte den Gedanken nahe, einmal eine umfassende Schau zu veranstalten, die sich in den Dienst des Reisewesens stellt. So entwickelte sich der Plan der „Internationalen Ausstellung für Reise- und Fremdenverkehr Berlin 1911", die unter dem Protektorat des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, des Afrikaforschers, im nächsten Frühjahr in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin ihre Pforten öffnen wird. Es ist in den drei Jahren seit dem ersten Auftauchen des Gedankens fleißig gearbeitet worden, um diese Heerschau des Reise- und Verkehrswesens in einer Weise durchzuführen, die nicht nur allen daran Beteiligten, sondern auch der Stadt Berlin Ehre macht. Und ohne sich dem Vorwurf auszusetzen, etwas übereilt Vorschußlorbeeren zu verteilen, darf man schon jetzt prophezeien, daß es eine sehr schöne, interessante Fachausstellung sein wird, eine der besten ihrer Art. Das liegt in erster Linie an der überaus regen, alle Erwartungen übertreffenden Teilnahme ihrer Beschicker, daneben an der Eigenart ihres Arrangements. Die Ausstellungsleitung hat sich mit Recht gesagt, daß eine solche Veranstaltung, die doch gewissermaßen ein Wettrennen um die Gunst des Reiselustigen ist, ihren Zweck am besten dann erfüllt, wenn die Aussteller bestimmter Interessensphären nicht ihre Kraft verzetteln, sondern — zwar nicht ganz moltkisch, aber in diesem Fall doch strategisch richtig — vereint marschieren, um vereint zu siegen. Es glückte, die Vertreter jener Interessenkreise für den Gedanken harmonisch abgerundeter, künstlerisch wirksamer Kollektivgruppen zu gewinnen, die gewissermaßen eine Reihe kleiner Einzelausstellungen im Rahmen der Gesamtausstellung zeigen. Die beiden großen Reiseländer, ohne deren Beteiligung eine Heerschau des Reisewesens nur Stückwerk wäre: Oesterreich und die Schweiz, schlossen sich dieser Generalidee verständnisvoll an, und sowohl das Ministerium für öffentliche Arbeiten in Wien wie der Bundesrat in Bern entschieden sich für die Ausstellung ganzer Landesgruppen. Auch die andern in Betracht kommenden Staaten machten sich den Gedanken zu eigen, allen voran Norwegen, das in großem Umfang ausstellt, dann Schweden, Holland, Dänemark, Belgien, Finnland usw. Selbstverständlich bleibt das Deutsche Reich selbst bei dieser Heerschau nicht zurück. In der Reihe der deutschen Landesausstellungen werden wir das Königreich Sachsen mit einer ganz besonders großen Kollektivgruppe vertreten finden, dann Württemberg, Elsaß-Lothringen, die thüringischen Staaten, Hessen, Braunschweig, Anhalt usw. Von den Reichsbehörden stellt das Kaiserliche Reichspostamt eine interessante historische Abteilung zur Schau. Von privaten Korporationsausstellungen seien genannt: eine Kollektivgruppe des Bundes deutscher Verkehrsvereine, die Insel Rügen und der Verband der Ostseebäder, das Riesengebirge mit seinen Kurorten, der Harz und einzelne Städte. Dann folgen die am Reisewesen beteiligten Industrien mit individuellen Darbietungen. Die Ausstellungsleitung trägt hier mit anerkennenswertem Takt dafür Sorge, daß nur solche Dinge zur Schau gestellt werden, die wirklich zum Thema gehören.

„Was wird nun eigentlich ausgestellt?" fragt der Leser vielleicht. Die Frage ist berechtigt, bedeutet doch die Ausstellung in ihrer Art so ziemlich etwas ganz Neues, und wäre doch in der Tat die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß sie sich leicht zu einer — Papierausstellung entwickeln könnte, d. h. einem riesigen Konglomerat papierner Propagandamittel: Prospekte, Bilderalbums, graphischer Tafeln usw. Nun ist es aber eine alte Ausstellererfahrung, daß der Besucher nur für solche Sachen Interesse hat, die besonders sinnfällig wirken. Die schönsten Tabellen und Statistiken lassen ihn vollständig kalt: er will etwas entstehen, etwas in greifbarer Plastik vorgeführt sehen, er verlangt Kraft und Schönheit der Ausdrucksmittel, er will staunen und begehren. Von diesem Erfahrungsatz ausgehend, machen die Beschicker der Reiseausstellung alles mobil, was sinnfällig wirkt. Sie gesellen zum Organisator die Hand des Künstlers, die gestaltende Kraft des Architekten, und wie raffinierte Theatermänner zaubern sie mit gemalten Prospekten, mit Reliefs, Modellen, Figuren und ganzen Szenen die stolze Schönheit der Alpenspitzen, die violetten Wunder der Gletscher, die sturmumtobte



Meeresküste, die sanften Idyllen stiller Täler hervor — und aus allen diesen lockenden Landschaftsbildern, aus den Modellen der Eisenbahnwagen, Automobile, Dampfschiffe, Jachten, aus den tausend Dingen, die zum Reisen gehören und das Reisen leicht und angenehm machen, wird es rufen: komm her zu uns, laß dich von uns befördern, erwirb uns und erfreue dich unser! Mit Staunen wird der Besucher beim Durchwandern der Säle gewahren, welchen gewaltigen Faktor die Touristik im Wirtschaftsgetriebe der Völker darstellt, und welche riesigen Werte in der Fremdenindustrie stecken. Auch die Praxis der Propaganda so gut wie ihre Aesthetik wird von dieser so ungemein zeitgemäßen Ausstellung profitieren; man wird lehrreiche Vergleiche anstellen können, welche Verführungskünste einer großzügigen Reklame die wirksamsten und schönsten sind. In unsern Tagen intensiv gesteigerter Reiselust kann eine derartige Heerschau nicht ohne nachhaltigen Erfolg stattfinden, zumal da sie in jene Zeit fällt, in der uns der Drang in die Ferne am stärksten packt, in den Frühling. Und so läßt sich erwarten, daß aus dem friedlichen Kampf um den Touristen, der im nächsten Jahr in den Berliner Ausstellungshallen entbrennen soll, nur Sieger hervorgehen werden.

Unsere Bilder.

Die Enthüllung des Denkmals für Friedrich den Großen in Beuthen (Abb. S. 2073). Vor kurzem kam der Kaiser nach Beuthen, um dort der Enthüllung des Denkmals beizuwohnen, das die schlesische Stadt mit Hilfe eines verstorbenen Mäzens dem großen Eroberer Schlesiens gesetzt hat. Das Denkmal ist ein Werk des Berliner Bildhauers Professors Tuaillon. Auf einem hohen Granitsockel steht die bronzene Reiterstatue Friedrichs, deren Guß in der Bildgießerei Hermann Noack in Berlin-Friedenau ausgeführt worden ist. Die Enthüllung dieses schönen Werkes war natürlich für Beuthen und seine Umgebung ein großes Ereignis. Von weit und breit strömten Vereine und Privatleute in die Stadt, um den Kaiser zu begrüßen und das neue Denkmal zu betrachten. Die schlesischen Bergwerke hatten uniformierte Abordnungen mit den Bannern der einzelnen Gruben nach Beuthen entsandt, die in ihrer schmucken Tracht während der Feier Spalier bildeten.

Von der Kronprinzenreise (Abb. S. 2072). Wenn einer heutzutage eine Reise tut, dann kann er was — photographieren. Auch der Kronprinz hat, als er zu seiner großen Reise rüstete, den photographischen Apparat nicht vergessen, dessen er sich ebenso wie die Kronprinzessin gern und geschickt bedient, und der ihm nun seine Reiseeindrücke festhält. Der Kronprinz hat bisher schon eine Reihe von wohl gelungenen, hübschen Aufnahmen auf die Platte gebannt, von denen wir unseren Lesern heute einige wiedergeben können. Die Bilder zeigen Port Said, den ersten Hafen, den der „Prinz Ludwig“ auf der Fahrt nach Ceylon anlief, den ersten orientalischen Ort, dessen Boden das Kronprinzenpaar auf dieser Reise betrat. Die stimmungsvollen und wohlgelungenen Aufnahmen werden die beiden fürstlichen Reisenden noch lange an diesen markanten Abschnitt ihrer Asienfahrt erinnern.

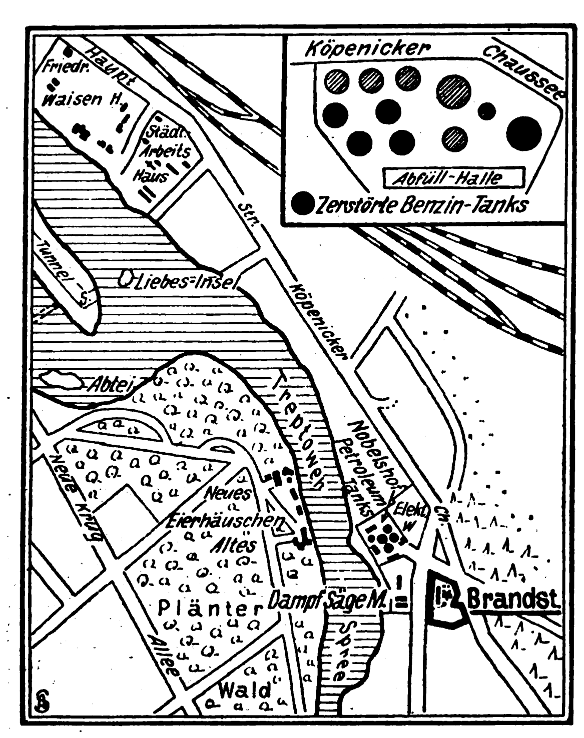
Zum Thronwechsel in Siam (Abb. S. 2071 und 2077). König Chulalongkorn von Siam war bei Lebzeiten ein Verehrer Europas und seiner Sitten, er hat aber stets die alten Gebräuche seiner Heimat hochgehalten, und so ist er denn auch ganz nach dem Brauch seiner Väter bestattet worden. Siams Könige werden seit urdenklichen Zeiten nicht begraben, sondern man verbrennt ihre Leiche auf einem hohen, phantastisch geschmückten Scheiterhaufen in der großen Pagode von Bangkok. Der neue König Maha Wajirawudh führte im kostbaren Schmuck der Kronjuwelen den großen Leichenzug zu der Pagode und steckte dort den Scheiterhaufen, der den toten Körper seines Vaters trug, mit eigener Hand in Brand. Als dann die Flammen erloschen waren, sammelte der junge König selbst die Asche, die dann in einer kostbaren Urne geborgen wurde. Die Urne wurde später in einer Prunkhalle auf der Spitze eines mit Götterbildern, religiösen Emblemen und Kerzen gezierten pyramidenförmigen Aufbaues zur Schau gestellt.

Die Beisetzung Leo Tolstois (Abb. S. 2074) ist im Sinne des verstorbenen Dichters und Denkers ohne äußeren Prunk verlaufen; die Verehrer Tolstois ließen es sich aber nicht nehmen, dem großen Toten in hellen Scharen die letzte Ehre zu erweisen. Die Leiche wurde von Astapowo, dem kleinen Ort, in dem Leo Tolstoi verschieden ist, mit der Bahn nach Jasnaja Poljana befördert. Dort wurde der Sarg aus dem Zug gehoben und nach dem mehrere Kilometer von der Station entfernten Gutshaus gebracht. Die Bauern von Jasnaja Poljana, in deren Mitte und in deren Weise der Dichter ein Menschenalter lang gelebt hat, waren erschienen, um dem Sarg ihres Freundes das Geleit zu geben. Zahlreiche Studenten aus den verschiedenen russischen Universitätstädten bildeten Spalier. Sie stimmten den Choral „Ewiges Gedenken“ an, und unter diesen feierlichen Klängen kehrte Leo Tolstoi in sein Heimathaus zurück, das er bald wieder verlassen sollte, um an der von ihm längst zu diesem Zweck bezeichneten Stelle in die russische Erde gebettet zu werden, deren begeisterter Prophet er immer gewesen ist.

Zur Meuterei in der brasilianischen Kriegsmarine (Abb. S. 2076). Brasilien hat sich in kurzer Zeit eine imposante Seemacht geschaffen, deren äußere Mittel nur nicht mit der inneren Disziplin in Einklang stehen. Kaum waren die beiden gewaltigen Dreadnoughts „Sao Paulo“ und „Minas Geraes“, die eben erst in England erbaut worden sind, im Hafen von Rio de Janeiro angelangt, als ihre Mannschaft schon die Offiziere ermordete oder vertrieb und das Feuer der Geschütze gegen die Hauptstadt richtete. Erst als auf Betreiben des Präsidenten Hermes da Fonseca die beiden Kammern den Meuterern Amnestie und die Bewilligung aller ihrer Forderungen zugestanden

hatten, hißten die Kriegsschiffe wieder die Flagge der Bundesrepublik, auf der die Devise „Freiheit und Ordnung“ steht.

Ein gewaltiger Benzinbrand (Abb. S. 2075) hat kürzlich die Einwohner des Berliner Vorortes Boxhagen-Rummelsburg in Schrecken gesetzt. Dort besitzt die Benzinlagerungsgesellschaft m. b. H. an der Köpenicker Chaussee riesige



Uebersichtskarte von der Benzinexplosion in Rummelsburg bei Berlin.

Anlagen, die neunzehn große Tanks umfassen. Beim Füllen des Tanks Nr. 8 entstand ohne ersichtlichen Grund eine fürchterliche Explosion; eine halbe Minute darauf stieg auch aus dem benachbarten Tank Nr. 7 eine hohe Flammensäule empor, und bald darauf explodierten noch zwei weitere Tanks. Die Feuerwehr, die sofort zur Stelle war, mußte dem Brand dieser Millionen von Kilo Benzin fassenden Behälter untätig zusehen und sich damit begnügen, die anderen Tanks gegen die Flammen zu schützen. Die Wehrleute arbeiteten die ganze Nacht hindurch; gegen Morgen geriet noch ein fünfter Tank in Brand, die anderen und ihr kostbarer Inhalt waren in ernster Gefahr. Auch am Tage nach dieser Schreckensnacht dauerte der Brand fort; er dehnte sich sogar noch weiter aus. Zum Glück kamen Menschenleben nicht in Gefahr. Der Materialschaden beläuft sich auf Millionen.

Zu den Unruhen in Mexiko (Abb. S. 2076). Kurz nach den großen Jubiläumsfeierlichkeiten, bei denen das Land in tiefster Ruhe seinen greisen Präsidenten feierte, sind in Mexiko politische Unruhen entstanden. Die Bewegung, deren wahren Umfang die nach Europa gelangten Depeschen nicht völlig klar erkennen ließen, ist durch die Energie des Präsidenten niedergeschlagen worden, bevor sie sich aus den Grenzprovinzen weiterverbreiten konnte. Augenscheinlich aber haben viele hervorragende Mexikaner an eine ernste Gefährdung der Macht des Präsidenten Porfirio Diaz geglaubt. So verließ General Reyes, ein in seiner Heimat bei den Truppen sehr beliebter Offizier, der sich auf einer Europareise befand, sobald er die Kunde von der Erhebung vernommen hatte, sofort Paris und schiffte sich nach Mexiko ein. Nach einer Version wollte er an die Spitze der Empörer treten, nach einer andern friedlich mit dem Präsidenten Porfirio Diaz verhandeln, um an Stelle Ramón Corrals Vizepräsident zu werden. Jetzt dürfte der General post festum gekommen sein.

Ueberseefahrten auf Aeroplanen (Abb. S. 2078). An der Entwicklung der Aviatik hat sowohl die Kriegs- als auch die Handelsmarine ein besonderes Interesse. Wenn es gelingt, von Bord der Schiffe Postsachen durch die Luft ans Land zu bringen oder Erkundungsflüge in weitem Umkreis auszuführen, hat die Schiffahrt in Krieg und Frieden große Fortschritte zu verzeichnen. In dieser Richtung bewegten sich Versuche, die vor kurzem in den amerikanischen Gewässern vorgenommen wurden. Der Flieger McCurdy versuchte es, mit seinem Curtiß-Zweidecker zuerst vom Deck des Hamburg-Amerika-Dampfers „Kaiserin Auguste Viktoria“ nach Neuyork zu fliegen, um Postsachen zu befördern. Wegen des schlechten Wetters mißlang sowohl dieser Versuch als ein zweiter, den Curdy an Bord der „Pennsylvania“ unternahm. Glücklicher verlief ein ähnliches Unternehmen des Fliegers Ely, der von dem amerikanischen Kriegschiff „Birmingham“ aus in die Lüfte stieg und die ferne Küste erreichte, obwohl sein Apparat beim Start beschädigt worden war.

Personalien (Abb. S. 2076). Der Reichstag hat an Stelle des Erbprinzen zu Hohenlohe den Abgeordneten des Wahlkreises Bromberg 3 Landgerichtsrat Georg Schultz, zu seinem 2. Vizepräsidenten gewählt. Der neue Vizepräsident gehört dem Reichstag erst seit dem Jahr 1907 an; er ist Mitglied der Reichspartei. — Am 30. November feierte der berühmte Kliniker der Heidelberger Universität Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Erb seinen 70. Geburtstag. Der große Gelehrte, dem die Wissenschaft besonders wichtige Arbeiten über die Nervenpathologie verdankt, lebt seit drei Jahren im Ruhestand. — Octavio Freiherr von Zedlitz und Neukirch, der bekannte Führer der Freikonservativen im preußischen Abgeordnetenhaus, wird am 6. Dezember 70 Jahre alt. Der verdiente Parlamentarier sitzt seit dem Jahr 1876 im Abgeordnetenhaus. Im Jahre 1899 war er auch Präsident der Seehandlung.

Die Toten der Woche

Dr. Max v. Cube, bekannter Nervenarzt, † in Tegernsee im Alter von 80 Jahren.

Wilhelm Fulda, bekannter süddeutscher Politiker, † in Mannheim am 23. November im 72. Lebensjahr.

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Gloeckner, Dirigent im Reichsamt für Verwaltung der Reichseisenbahnen, † in Groß-Lichterfelde bei Berlin am 28. November im 62. Lebensjahr.

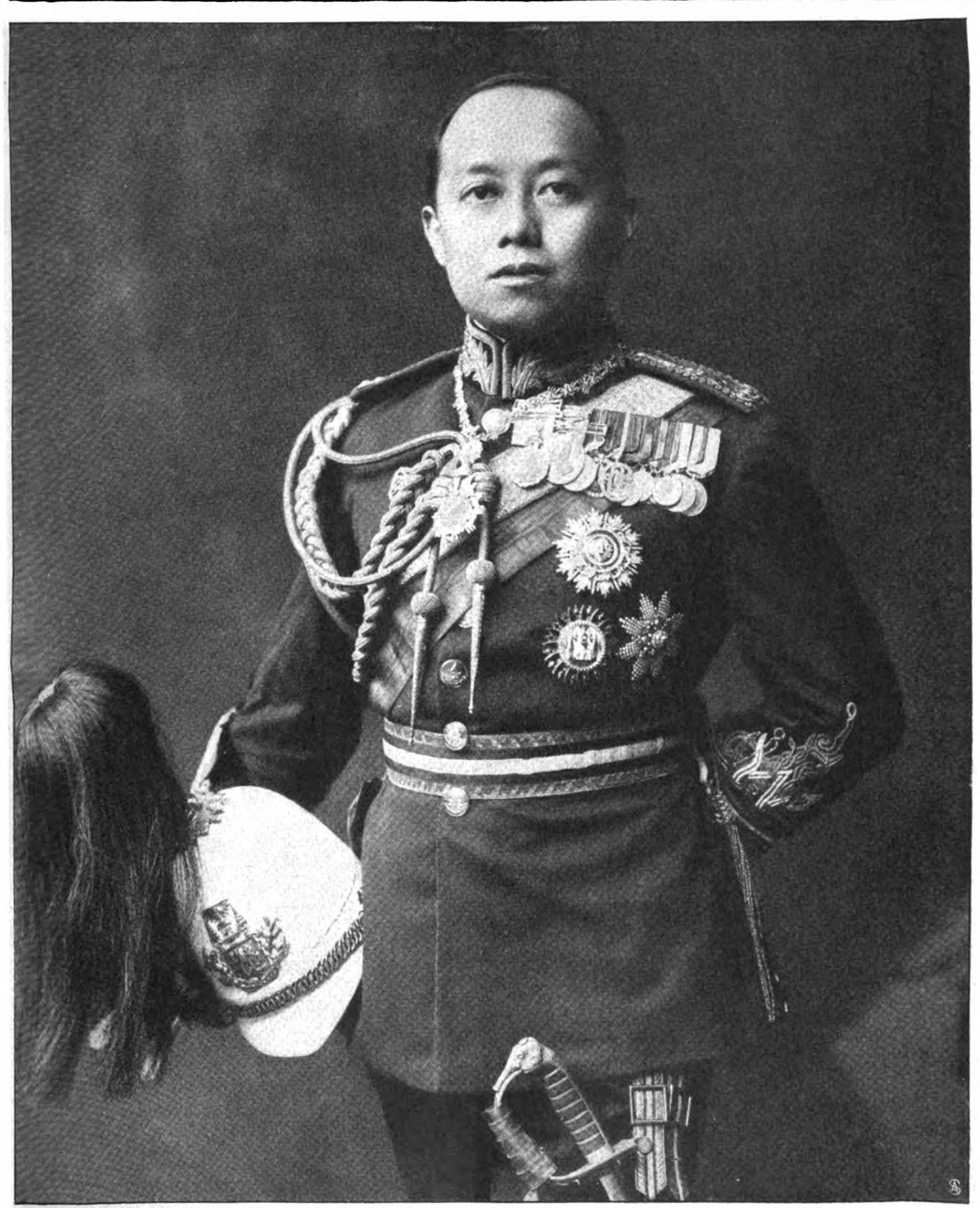
Senator Josef Magnin, ehem. Handelsminister, † in Paris am 22. November im Alter von 86 Jahren.

Angelo Mosso, bekannter italienischer Physiologe, † in Turin am 25. November im Alter von 64 Jahren.

Landtagsabgeordneter Reinhart, † in Darmstadt am 24. November im Alter von 69 Jahren.

Generalmajor z. D. Wilhelm von Specht, † in Groß-Lichterfelde bei Berlin am 28. November.

Bilder vom Tage

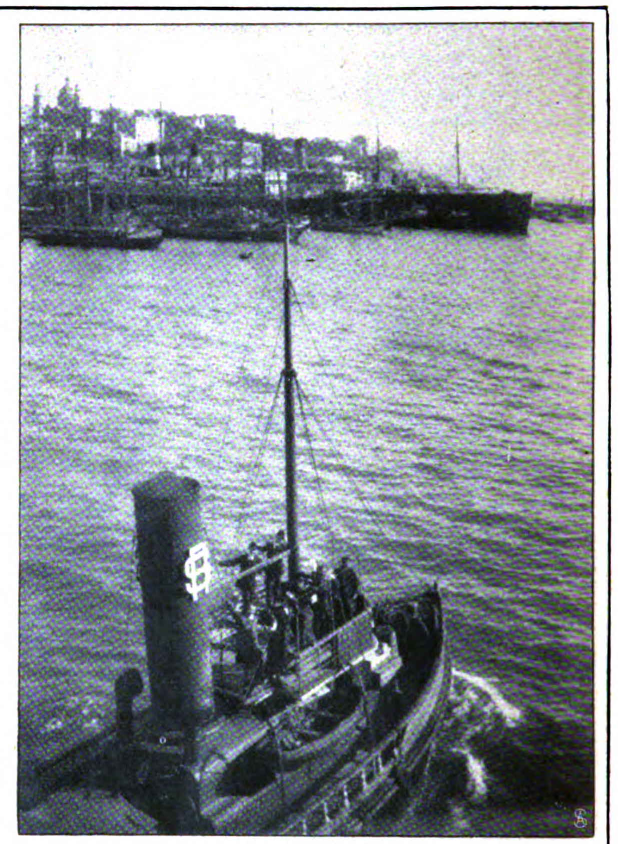


Maha Wajirawudh, der neue König von Siam.

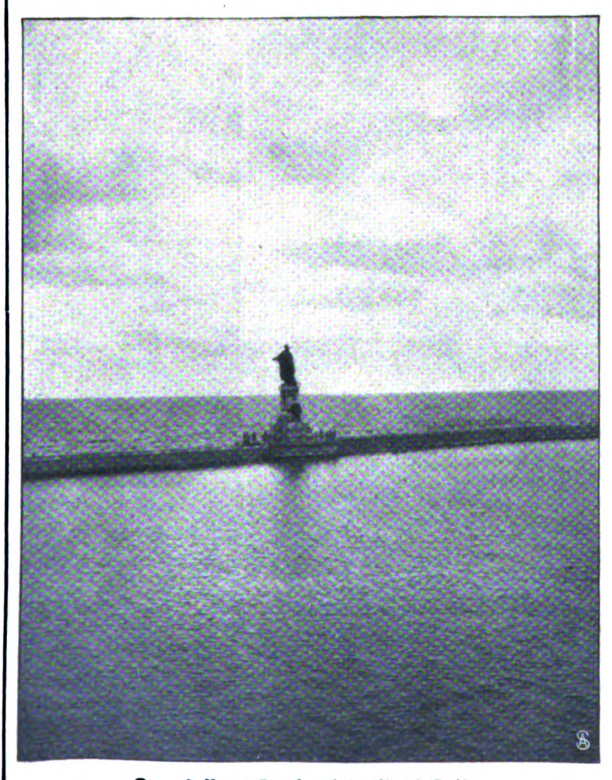
Neuste Aufnahme. — Phot. Robert Lenz & Co.



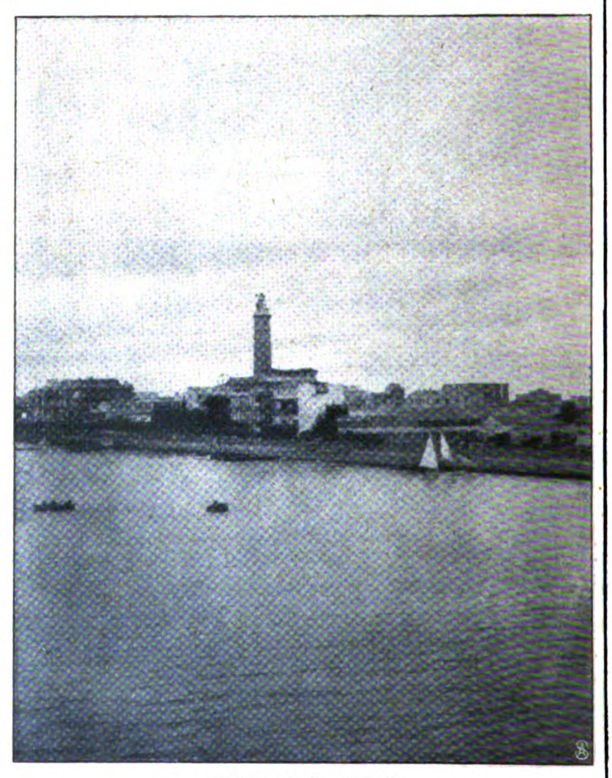
Abfahrt von Port Said.



Hafenszene in Port Said.

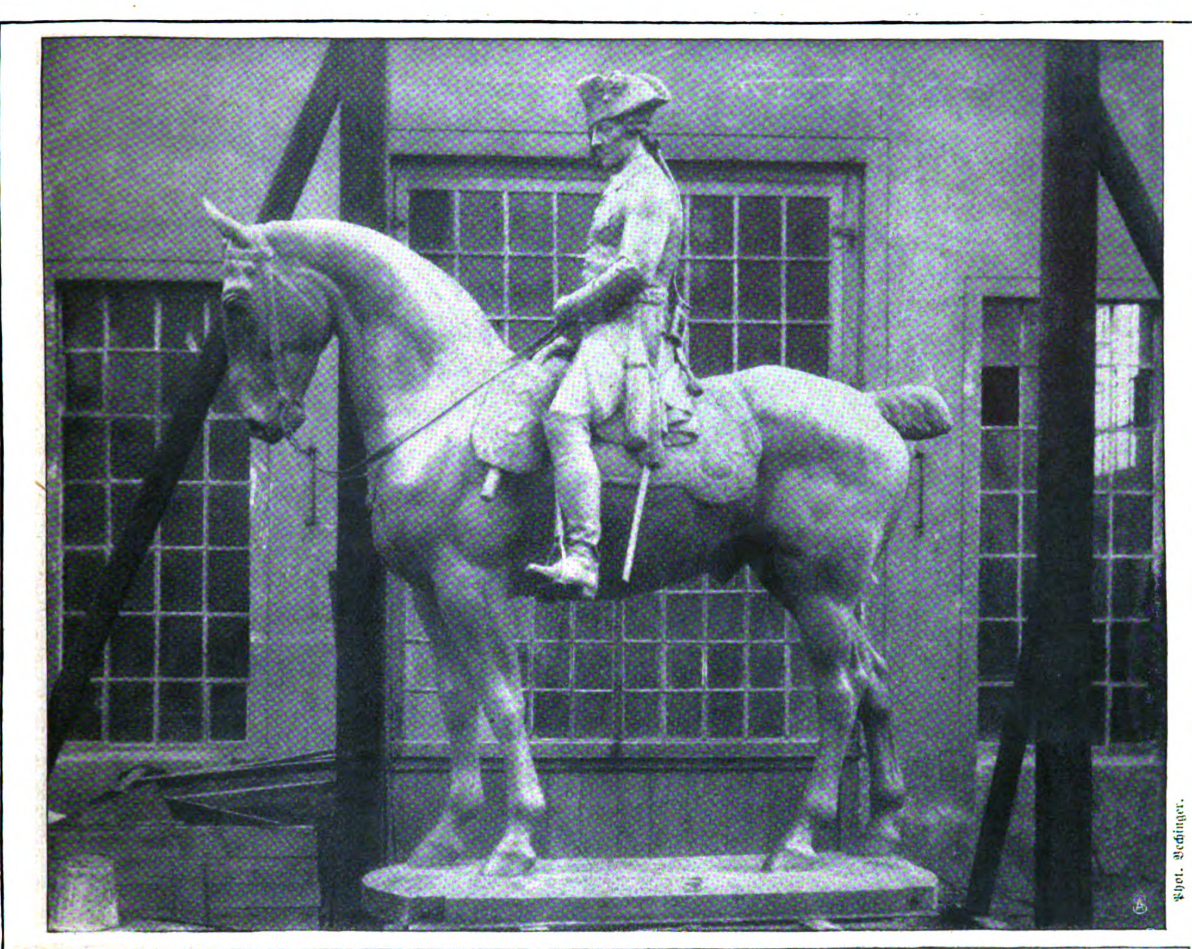


Das Lesseps-Denkmal in Port Said.



Blick auf Port Said.

Von der Reise des Kronprinzenpaares: Photographische Aufnahmen des Kronprinzen.


Phot. Bechinger.


Phot. B. J. G.

Schlesische Bergleute bei der Enthüllungsfeier. Oberes Bild: **Das Reiterstandbild. Von Professor Tuaillon.**

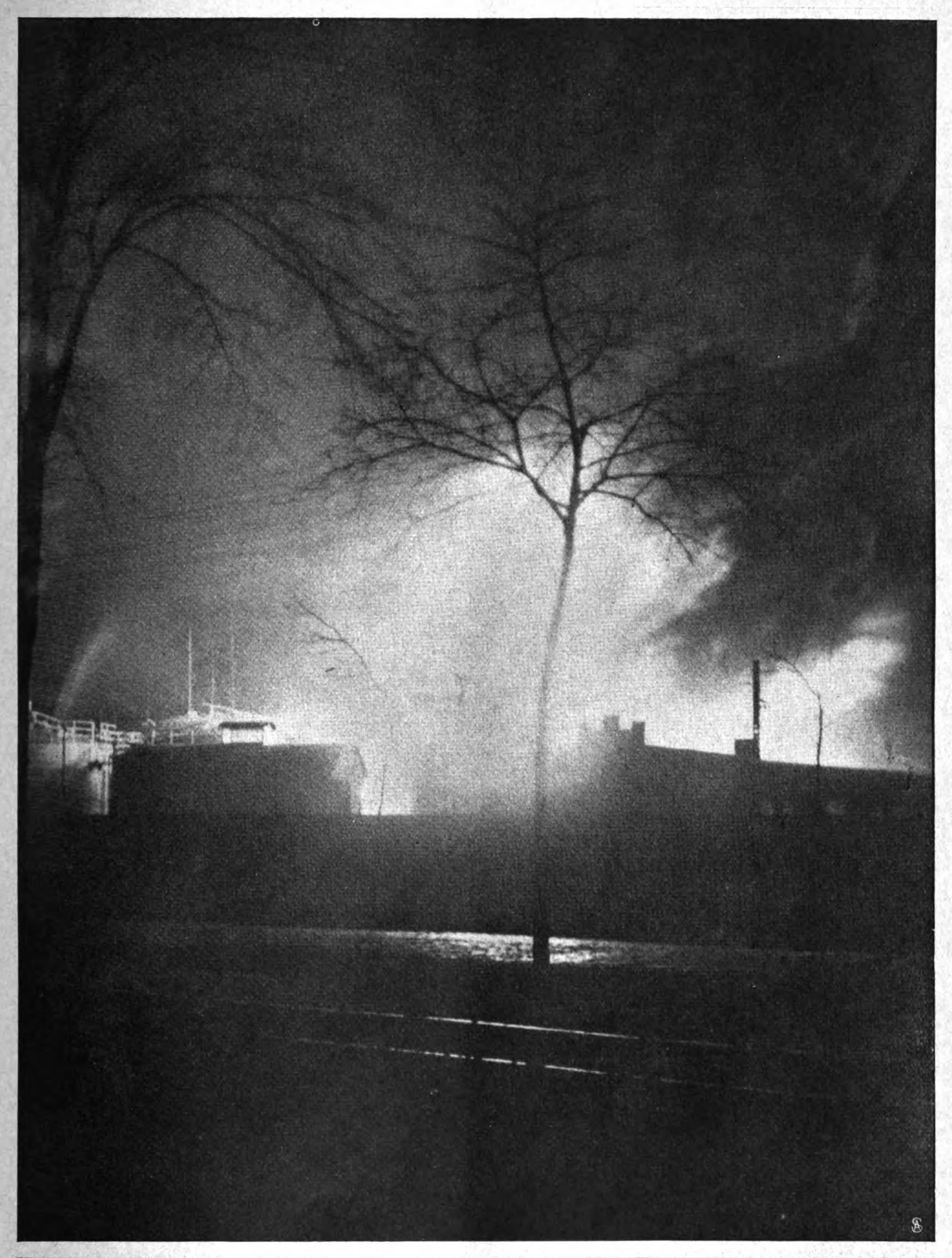
Das neue Denkmal für Friedrich den Großen in Beuthen.



Der Trauerzug auf dem Weg nach Jasnaja Poljana. Oben: **Einsargung der Leiche in Astapowo, Gräfin Sophie Tolstoi (×).**

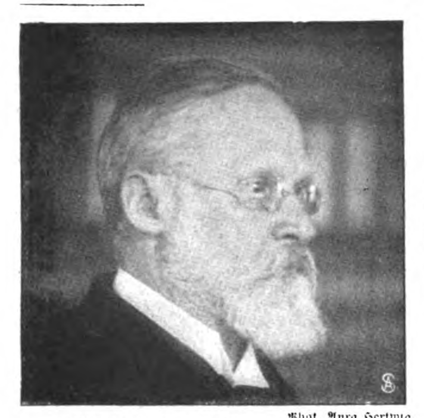
Die Beisetzung Leo Tolstois.

Phot. Smirnoff.



Phot. Deutsche Illustr. Ges.

Riesenbenzinexplosion in Rummelsburg bei Berlin: Die brennenden Tanks bei Nacht.

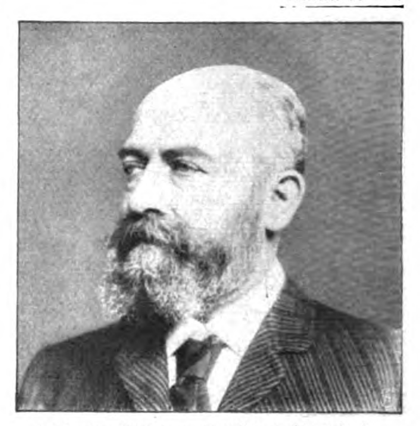


Phot. Aura Hertwig.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Erb,
der berühmte Heidelberger Nervenarzt, feierte seinen 70. Geburtstag.



Georg Schultz (D. Reichspartei).
Der neue Zweite Vizepräsident des Reichstages.



Octavio Frhr. v. Zedlitz u. Neukirch,
langjähriges Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses feiert seinen 70 Geburtstag.



Phot. Record Preß.

Zur Meuterei in der brasilianischen Kriegsmarine: Das Offizierkorps der „Minas Geraes".
Oben rechts: **Der Präsident der brasilianischen Republik Hermes da Fonseca.** — Hofphot. E Bieber.



Ramón Corral, Phot. Clarke.
Vizepräsident der Republik Mexiko.



Phot. Balleto & Co.

Porfirio Diaz,
Präsident der Republik Mexiko.



General Reyes,
Führer der revolutionären Bewegung.

Zu den Unruhen in Mexiko. — Hierzu der Aufsatz auf S. 2063.

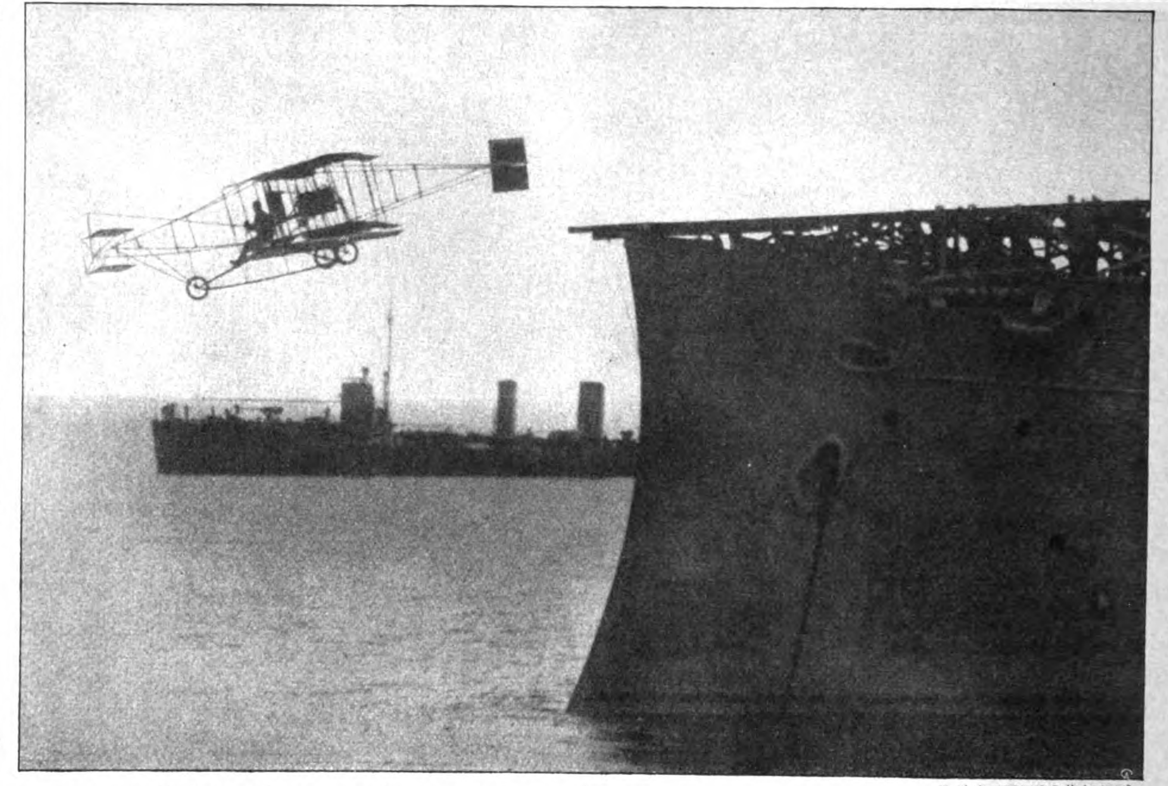


Phot. Lenz & Co

Die Urne mit der Asche des Königs in der Prunkhalle für die provisorische Aufbahrung.

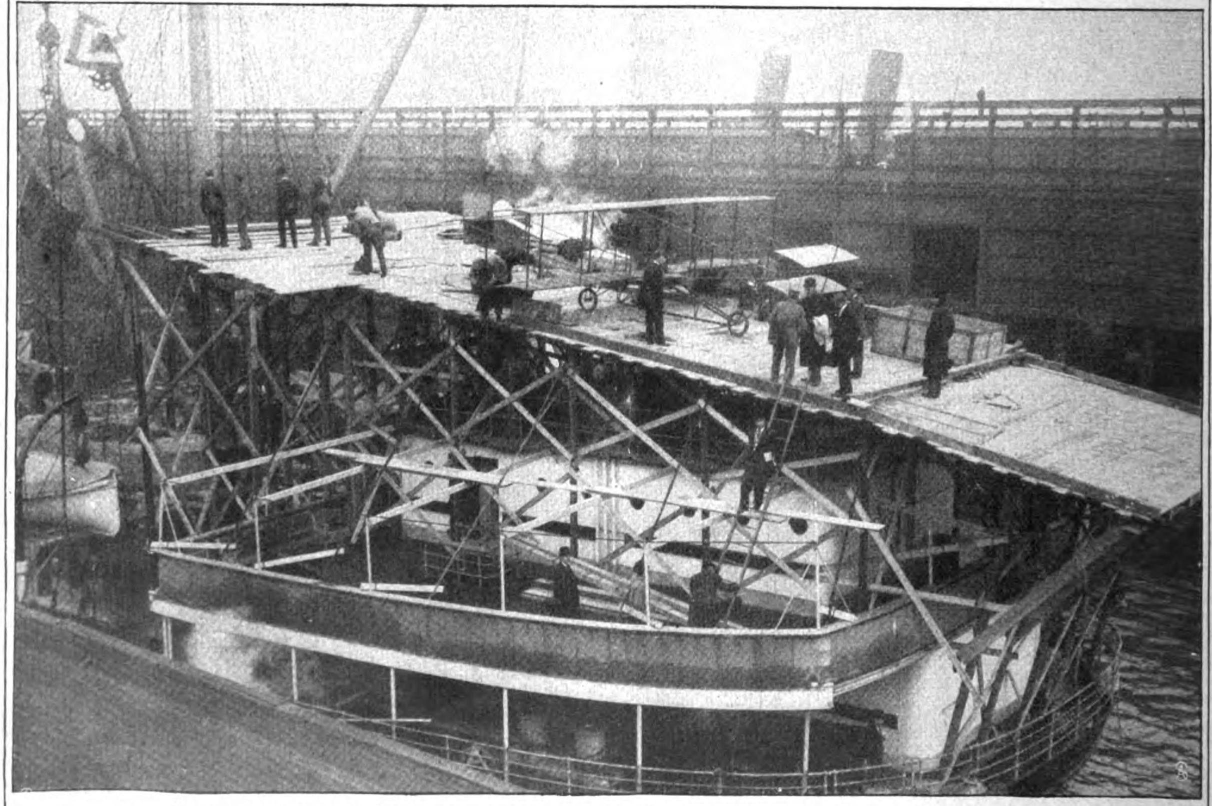
Trauerfeierlichkeiten für den verstorbenen König Chulalongkorn von Siam in Bangkok.





Phot. Underwood & Underwood.

Der amerikanische Aviatiker Ely startet vom Kreuzer „Birmingham“ zu einem längeren, erfolgreichen Flug.



Vorbereitungen zum Ablauf eines Aeroplans an Bord des Lloyddampfers „Pennsylvania“:
Der Flugapparat des Amerikaners McCurdy auf dem Ablaufsteg am Heck des Schiffes.

Ueberseefahrten mit Aeroplanen.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

8. Fortsetzung.

In der neuen Woche war Oskar mit Emmi zu Casparis in die Friedrichstraße eingeladen. Engerer Kreis.

Jetzt ging es auf neun, und Oskar schritt durch die obere Friedrichstraße nahe dem Belleallianceplatz seinen Weg zurück, um im Geschäft noch mal nachzusehen.

Emmi war mit Lily in die „Räuber" ins Schauspielhaus gefahren, die Doktor Devrient neu einstudiert hatte; Lilys Brüder Fritz und George hatten sie begleitet — George, früher natürlich auf gut berlinisch Orje genannt, sein Vater nannte ihn noch so; aber er hatte sich's verbeten; er war empfindlich, „krätig", mager und nervös; Fritz, der Jüngere, war stämmig und fidel. Beide klein und behende. Oskar hatte sich bei einem kleinen Jeu noch ein bißchen verweilt, denn er war der Gewinnende gewesen.

Oskar lief jetzt gern.

Man hatte wie stets bei Casparis gut und reichlich gegessen. Das schrecklichste dabei war die Verwandtschaft, die sich wohl nicht umgehen ließ. Schade! Sonst ein gutes und reiches Haus. Und auch Interessen waren da, echte auf Lilys und ihres Bruders George Seite, der ausgezeichnet auf dem Cello musizierte und viel las; und geheuchelte, aber gut gemeinte auf des Alten und Fritzens Seite. Der Alte war eitel und hätte gern ein bißchen ein Haus gemacht. Indessen die Frau, zweite Ehe, kam nicht in Betracht und war das Hemmnis, das man stillschweigend respektierte. Es war in der Tat schade. Lily litt sichtbar darunter, jetzt nach ihrer endgültigen Heimkehr aus England und Frankreich, wo sie jahrelang geweilt hatte, noch mehr; und auch der Vater geriet, da er der erwachsenen Tochter Augen überall spürte, hier und da wieder in eine kleine Verlegenheit. Die Mama war eine Madame mit einer derben Berliner Stimme, die zäh an gewissen echten Ackerstraßenwendungen festhielt. Dem Doktor machte das eigentlich Spaß, die Frau erinnerte ihn in dem und jenem an seine Tante Jüly in der Stralauer Straße, für die er eine Liebe hegte, und an deren Schwester Tante Tinchen Pfeiffer. Aber Tante Jüly war klug und witzig und von sehr gediegenem Wesen, Frau Caspari aber war dumm, plump und taktlos.

Er schlenderte gemächlich an der rechten Seite hinunter. Es war fast neun Uhr. Die Gasflammen in den Laternen flackerten.

Dort drüben irgendwo mußte übrigens Fräulein Donat wohnen. Hoch in den Zweihunderten. Doktor Demuth hatte schon lange zwischen seinen Gedanken aufgepaßt und gesucht. Er war seit Wochen nicht hier oben gewesen und war am Mittag mit Emmi in einer Droschke vorgefahren.... Er zauderte eine Weile, ob er hinübergehen sollte; vielleicht sah und traf er sie? Aber da spürte er wieder das feine Rieseln unter seiner Brust, und da lächelte er und schritt mit seinem bequemen Verdauungschritt weiter. Ah, die Luft tat gut! Er hatte etwas viel getrunken und zuletzt noch eine Riesengarzia geraucht.

Er zählte drüben die Häuser. Mitunter stand gerade eine Laterne vor einer Haustür, so daß das weiße Nummernschildchen aufblinkte. Es unterhielt ihn.

Das da mußte es wohl sein! Nein, hier — ah, richtig! Da war das grüne Holzschild über der Tür mit den verstaubten und verblichenen Goldbuchstaben: Konservatorium. Kein Name. Lapidar und stolz war nur die Sache genannt. Es war kein Zweifel, daß dies das Haus war, schrägüber der Mitzlaffschen Konditorei, deren beschlagene Fensterscheiben rechts vor ihm blinkten. Es lag auf dem Hof, der eines Oleanderkübels wegen „Garten" genannt wurde. Diese Gründerzeithäuschen hatten tausend Höfe, einen hinter dem andern, man schritt wie in alten Burgen durch dunkle Bogengänge. Sollte er also? — Doch er schüttelte den Kopf. Wenn sie ihn dabei erwischte, würde sie die üppigen Mundwinkel senken und das blasse Kinn heben. Und was sollte es schließlich, dachte er weiter. Er würde einen schlauchartigen Hof mit einem trüben Laternenkopf sehen, und vielleicht klimperten und lärmten oben ein paar wilde Klaviere.... Aber *sie* schritt täglich diesen Weg, trug ihr Licht, ihren Glanz über den düstern Hof, erfüllte ihn mit ihrem feinen, rätselhaften Irisduft, der das Arom ihrer Haut schien... *sie* war heute, vielleicht eben noch, dort drüben gegangen. Ihm wurde warm. Aber er ging weiter. Du bist verrückt, mein Sohn.

Aber er war noch eine ganze Weile erfüllt davon und zerstreut. Dann faßte er sich.

. . . Ja, Casparis. Dolle Sache. Sie war eine Duwe, Furagehandlung, schwer reich. Caspari hatte sich vor zehn, zwölf Jahren mit Gründern eingelassen und dabei einen Todesschreck bekommen, übertrieben und unnötig, aber er war ein fideler Herr, immer auf Groschens erpicht, da hatte er rasch, *zu* rasch die Witwe genommen. Sie gefiel ihm eben auch, er selbst war nicht mehr jung gewesen, und sie noch keine vierzig, drall, mit vollem, blondem Haar — Lily, damals zwölf, war in eine Pension gekommen....

Oskar schritt jetzt doch über den Damm

.... Ja, Lily. — Und dazu diese Duwes.... „Na, Herr Doktor, denn mal prost! Auf alte Freundschaft", hatte Frau Caspari über den Tisch gerufen. „Unsere lieben Gäste! Mein Mann vergißt es immer. Sonst red er zu viel, nur nicht, wenn's sein soll. Aber Lily,



mein Kind, du hast ja gar nichts mehr. — Und nun hast du zuviel! Das geht nich. Das bedeutet was, wenn's überschwappt, man kann es so auffassen. Wes das Herz — das Glas voll ist.... Und das willst du doch nicht! — Oder willst du — w i l l s t du —?" hatte sie schelmisch gelächelt, rot im Gesicht, und dann fett gelacht; prall und üppig. Und der Duwesche Anhang hatte hoch gerufen, indes Lilys Lächeln versteinte.

Wie plump, wie dumm! Oskar verzog jetzt noch das Gesicht und bewegte, als wollte er es abschütteln, die Schulter.

Später, als man für einen Augenblick Luft schnappend durch den Garten des alten, höchst behaglichen Hauses gegangen war — unten lagen die erleuchteten Kontore und Lager der Casparischen Großhandlung — da hatte er ihr vertraulich den Arm geboten. Sie kannten sich eigentlich nur etappenweise; erst war e r fortgewesen, dann s i e, und das stärkste Band war Emmi. Die sagte Onkel und Tante Caspari, duzte sich auch mit George und Fritz aus alter Kinderfreundschaft, in die auch Oskar und flüchtig der Kommissionsrat, vor dem Onkel Caspari einen Heidenrespekt hatte, hineingezogen worden waren. Er hatte jetzt ihren Arm in den seinen gezogen, ganz gegen seine sonstige Art, aber es kam wohl aus seinem gehobenen derzeitigen Leben, oder es war Teilnahme oder ein Spiel mit sich selbst und der Gegenwart.

Lily war vor etwa Dreivierteljahr aus England heimgekehrt.

„Gewöhnen Sie sich ein?"

„O ja! Es macht sich."

„Nicht ganz also?"

„Ach, Herr Doktor."

„Nun, wir lieben doch Berlin, trotz seines Radaus. Und es wird noch immer schlimmer damit werden. Denken Sie in zwanzig Jahren —!"

„Wenn es nur das wäre! Dann zieht man hinaus. An die Peripherie, in Vororte. Berlin bleibt Berlin."

„Famos. Wie klar und bestimmt Sie alles sehen, Fräulein Lily."

„Zu klar. — — Ach, es ist oft schwer hier im Haus; daß ich es sage. Und Papa sieht es auch; er kommt freilich drüber hin, über alles, er hat eine so glückliche Natur, aber es stört doch zuweilen sein Behagen, was ihm, glaube ich, sehr hoch steht."

„Ist vielleicht auch das Beste am Leben!"

„Kann sein. Man muß so vorsichtig sein. So resolut Mama ist, sie spürt an der Luft ein Widerstrebendes, sie ist mißtrauisch und scharf. Und am liebsten sähe sie, ich ginge wieder meiner Wege."

„Nicht doch. Sie ist auch gutmütig."

„Ja, aber ich bin ihr zu alt, zu reif. Sie kann nicht mehr über mich hinsehen. Sie wittert plötzlich in uns drei Geschwistern eine Fronde. Ob das mit den Jahren so kommt? Oder es ist der alte Zwiespalt: Frau wider Frau. Sie fühlt sich im stillen kritisiert, sie fühlt, sie kann nicht mit — und nun grade!"

„Ach, die Duwes stehen mit dem lieben Gott auf Du und Du."

Sie lachte und schüttelte den Kopf. „Wenn schon! Alles richtig. Aber die Wirkung der andern Atmosphäre, jahraus, jahrein, hat doch wohl auch Einfluß auf sie gehabt. Und von Papa weiß sie, daß er zu allem ja sagt, zu ihr und zu uns."

„Hm. Ich verstehe, Fräulein Lily. Sie hat Respekt vor Ihnen. Das ist es. — Und das mit Recht."

Da war Lily rot geworden und hatte den Blick flüchtig gehoben.

Sie waren gerade am Hauseingang mit den zwei Hängelaternen vorübergegangen, und er hatte ihr Erröten bemerkt. Das hatte ihn für einen Augenblick stutzig und hellsichtig gemacht, und zugleich hatte es in ihm gemahnt: sei vorsichtig!... Sie war hübsch, s e h r hübsch! Groß, sehr blond, mit einem scheinbar kühlen Gesicht. Sie trug ein rötliches, knappes Seidenkleid von damaligem Schnitt. Die Augen waren grau mit sehr dunkler Pupille und seidigen geraden Brauen. War sie wirklich kühl? Nein, er glaubte es nicht; jetzt, da er die Blutwelle auf der hellen Haut gesehen, schon gar nicht! Der volle, nicht kleine Mund, die dunkeln Pupillen unter den seidigen, dichten Brauen... es ging ein fast sinnlicher Charme von diesen Augen und Wimpern aus. Man witterte ihn unvermittelt in ihr, auch wenn sie fremd tat, gerade dann; blond, verständig-klug und ein wenig selbstgerecht und spöttisch: Berlinerin. Aber das lange Draußensein hatte gedämpft, daß die feine, verständige Schärfe nur ein Reiz mehr war.

„Ich möchte wieder fort", sagte sie dann und richtete den Blick geradeaus.

„Unsinn, Fräulein Lily! Sie sind so sicher. Sie wissen immer, was Sie wollen — —"

Sie lächelte wieder spöttisch. „Nüchtern."

„Keine Spur. Ruhig — beruhigend. Wir müssen uns alle mit etwas abfinden. Muß es denn immer glatt gehen? Wir glauben immer: es muß; das ist der Fehler und macht uns aufsässig. Es muß n i c h t. Paktieren. Was wollen Sie draußen? Macht es Sie glücklicher? Wie ich Sie zu kennen glaube: nein. Sie wollen ein Heim, ein Nest, ein Zuhause. Fremde ist immer bloß Surrogat und zuletzt triste, daß sie einem widersteht. Seien Sie klug, denn Sie sind es."

Da hatte sie geschwiegen und den Blick mit den hellen Wimpern gesenkt. „Man sollte nie von sich sprechen."

„Sie Kind!"

Sie war hübsch! S e h r hübsch! Als sie so die Wimpern senkte... zärtliche, sinnliche Wimpern.... Aber als er sich das wieder vorstellte, da sagte er sich, daß es die a n d e r n seien, die einem Wünsche in den Sinn und wohl gar auf die Lippen legten — —.

Er schritt rascher aus. Er schwang den Stock. Emmi, der Kindskopf, schwärmte natürlich für Lily. Sie wirkten zusammen ein bißchen wie Gouvernante und Baby, dachte er spöttisch; wahrscheinlich trieben sie dabei Konterbande! Emmi kokettierte mit Fritz und George ... die Kleine betrachtete das förmlich als Lebensaufgabe, die zu lösen war: mache ich Eindruck, wird Blick und Knie vor mir gesenkt? Ihr war jede Begegnung mit jedem Problem. Einmal mußte man sich doch klar werden!... So war ihre zierliche Person immer Mittelpunkt der Welt. Und Lily — Lily —?

Sie hatte ihn wohl gern — —. Er summte.



Nach guten zehn Minuten war er daheim. Er machte Licht. Das Zimmer war warm, z u warm, und er öffnete ein Fenster, rauchte eine kleine Capitano, las ein paar Briefe und machte sich Notizen. Alles hatte Zeit bis morgen, er hatte jetzt keine Lust zum Schreiben. Wie warm es war!... Er war das ganze Stück Wegs gegangen, und der Unterschied der Luft draußen und drin war groß. Er schob alles zusammen. Und nun erhob er sich, und der Rest des Abends lag dumpf und dunkel vor ihm. Was nun? Ausgehen?

Nein — nein — —

Und mit einem Mal drängte eine andere Erinnerung sich jählings vor seine Seele; hier in der warmen Stille, in seinem Zimmer, in seiner Welt.... vor seine Seele, daß sie voll Wehs wurde und dunkeln Verlangens.

Er ging umher. Er wollte es ergründen. Aber es ließ sich nicht greifen und wuchs nur. Er biß die Lippen zusammen und sah starr ins Licht. Und plötzlich dehnte er sich, in einem Zorn, in einer drängenden Süße und Hitze und schloß die Augen. Alles fiel ab, die Erinnerung an den Nachmittag, an das Gespräch mit Lily in dem knappen roten Seidenkleid... mit den sinnlichen blassen Wimpern.... Alles nichtig, gleichgültig, weitab. Aber Meinhards Stimme tönte wieder hier in der Einsamkeit. Und nun brach die Flamme der Begierde, der Neugierde hoch — unvermittelt und unbegreiflich.

Er stand noch eine Weile steif und still und zauderte. Dann nahm er Hut, Mantel und Stock und ging.

Sieh dir's an..., sagte er sich, ohne selbst recht darauf zu hören. Geh freundschaftlich an die Dinge heran, wie es Meinhard tut und hundertmal getan hat. Halb sachlich, halb Courmacher und artiger Enthusiast. Nichts Halbes, nichts Ganzes und alles — auf Zeit!

So stieg er langsam und eigentümlich behutsam mit einem schmalen Lächeln die Treppe hinab und fuhr nach dem Ostend-Theater.

* * *

Es ging auf zehn, als Oskar, noch rasch atmend, in der kleinen, dunkeln Loge saß. Er war vor Jahr und Tag schon mal hier gewesen, als man Wildenbruch spielte. Es war noch das gleiche Haus. Oskar hatte einen flüchtigen, scheuen Blick über den Bühnenraum geworfen, in den die Zylinder der Rampenlampen hineinragten, einige waren Fragmente, andere blakten. Ein alter Mann beschwor mit zitternden Händen einen jungen Herrn, der in hohen lackierten Reitstiefeln seigneural auf und nieder ging. Es war belanglos.

Das war doch nicht das gleiche Haus. Zwischen Bühne und Parkett war jetzt ein Orchesterraum mit einem Klavier, einer Geige, einem Cello und einer Flöte etabliert; die geschriebenen Notenblätter leuchteten matt. Der Herr am Klavier las eine Zeitung. Damals war man in Equipagen herangejagt. Heute hatte man wohl in den Pausen sein Abendbrot aus dem Stullenpapier gewickelt. Oskar wurde es immer unfreier zumute. Von der Bühne her wehte eine kühle Moderluft, die einen melancholisch stimmte; die Leinwandwände mit den aufgemalten Familienbildern des Salons schwankten und zitterten. Der Doktor verstand kein Wort, wollte gar nicht verstehen. Nur immer: „Herr Graf" — und „Herr Baron". Es war sehr vornehm. Der Mann am Klavier packte behutsam seine Zeitung weg und sah durch die Brille nach der Uhr und dann nach der Bühne. Er gähnte.

Oskar lehnte sich gefaßt zurück.

Wo hatte er das alles schon einmal empfunden? Bei Meinhard? Falsch. Bei Dohrn.... Aber am Ende war es gut so, es schürte nur den nicht zu formulierenden Schmerz, den dumpfen, irgendwohin schweifenden Groll....

Frauen erschienen auf der Bühne. Oskar saß versteint. Aber es war nichts, dies konnte ihn nichts angehen. Sie war wohl schon vor seinem Erscheinen gestorben, denn die Damen da vorn waren in Schwarz, mit Schnebben und Schleiern. Die Blonde war sogar reizend, und auch die andere, wahrscheinlich die Gräfinmutter, war noch jung und sah sehr distinguiert aus, auch in der Toilette. Ein wahres Labsal für Auge und Seele. Melusine war nicht dabei.

Beeilt euch, Kinder, los, Herr Graf! Es war netto zehn.... Da geht man in dem arbeitsreichen Osten schlafen. Die Pärchen da unten rückten immer enger aneinander, drückten sich immer heißer die Hände.

Flöte und Klarinette begannen zu schrillen, und der Doktor erhob sich eilig. Er war also zu spät gekommen... Aber es war ihm nicht unlieb. Er ging an dem schäbigen Logenschließer, der vor ihm zusammenklappte, vorüber ins Freie. Der Hof war ein Sommergarten mit Bäumen und Bühne. Doch jetzt war alles kahl und tot. Das Publikum strömte schwatzend durch den langen Flur des vorgebauten Miethauses der Straße zu. Oskar schritt hin und her. Zaudernd und doch entschlossen. Denn diese Heimlichkeit seines Hierseins, wenn er sie wahr machte, wenn er sie nicht begrüßte, wäre beschämend für sie und ihn und herabsetzend, auch wenn sie nichts davon erfahren würde....

Möglicherweise indessen war sie schon fortgegangen. Nun, dann war es nicht zu ändern, aber er würde es aufrichtig bedauern. Denn er hatte jetzt das nachdrückliche, das hartnäckige Verlangen, den Wunsch, sie zu sehen, als könnte ihr Erscheinen das alles hier wieder verklären, gewissermaßen auch sie selbst. Melusine hob das alles zu sich empor. Philister! sagte Freund Meinhard von ihm. Bürger, der immer den geraden, sauberen, höchst gepflegten und zehnmal bedachten Weg ging!... Stand sie nicht tausendfach höher als er mit ihrem großen, leidenschaftlichen Sinn? Er s e l b st wirkte kleinlich und eng daneben!

Der Strom der Menschen wurde dünner. Der wirre Lärm löste sich in Einzelstimmen auf. Und als er sich wieder einmal zurückwandte, da kam sie ihm mit einer raschen, kleinen, rotblonden Dame entgegen.

Da war es ihm mit einem Mal, als wäre der gelbe Kasten da nicht mehr das Ostend-Theater, das war fürwahr ein Palast, das Burgtheater meinetwegen oder sonst etwas Höchstes und Feinstes. Und sie selbst — sie selbst war Stern, Lady. Ach was, sie war Dame, Frau, war sie selbst!

Sie erkannte ihn sofort. Aber sie schien nicht im geringsten erstaunt; nur die schwarzen Augen erweiterten



sich und redeten eine jähe Sprache. Sie gab ihm lächelnd die Hand, als er, den Hut tief ziehend, vor ihr stand.

„Sieh da, Herr Doktor Demuth. Ich habe Sie aber gar nicht im Theater gesehen." Und nun wurde sie rot bei dem Gedanken, daß er sie vielleicht in der Stille beobachtet habe.

„Ich wagte es, Sie hier zu erwarten. Um Ihnen wenigstens guten Tag zu sagen", bekannte er mit seiner ruhigen, ehrlichen Stimme und sah ihr ins Gesicht. Er sah nur sie.

„Kommen Sie, Fräulein Heyl... Herr Doktor Demuth, von dem ich Ihnen und Papa erzählte. Fräulein Heyl, unsere Palastdame und guter Hausgeist."

Oskar grüßte nochmals. Die rotblonde Dame forschte rasch über sein Gesicht hin. Was — wer war das? Was wollte der? Sie war nicht mehr jung, ein bißchen verdrückt und dazu müde um die Augen.

„Ich muß gestehen, Sie selbst bekam ich da drin überhaupt nicht zu Gesicht, gnädiges Fräulein", sprach Doktor Demuth freimütig und etwas verlegen weiter.

„Ah!..." sie waren ein Stück nach dem Durchgangsflur hingegangen, und nun war Fräulein Donat doch überrascht und zog die Brauen mit einer flüchtigen Bewegung zusammen. „Das verstehe ich nicht recht."

„Ich kam zu spät."

„Zu spät?"

„Ja. Ich war eingeladen und ging vorhin an Ihrem Haus vorüber, ich erkannte es plötzlich an dem Schild. Gestern oder vorgestern, daß ich es gestehe, plauderten Freund Meinhard und ich von Ihnen und Ihrem Vorhaben hier draußen, und wir waren konsterniert, daß wir so gar nichts wußten!... Meinhard sprach sehr kluge Worte über Sie, gnädiges Fräulein."

„Wie liebenswürdig!"

Nein, nein, wehrte er in Gedanken ab. „Aber es waren die Geschäfte, die Bürde der Arbeit.... Vielleicht darf ich Ihnen später einmal davon erzählen. Vielleicht aber wünschten Sie es nicht einmal... ich meine, daß man hierherkommt. Ich glaubte damals einen gewissen Rückhalt aus Ihren Worten herauszuhören. Ich dachte natürlich auch daran. Ich studierte jeden Morgen die Zeitung und täglich die Litfaßsäule. Heute aber — eben vorhin, da entschloß ich mich plötzlich und hoffte noch zur Hauptaktion, zum Höhepunkt und Schluß zurechtzukommen.... Leider täuschte ich mich. Ich sah nur das Verglimmen der Lichter, den roten Dunst des Feuerwerks, wenn ich so sagen darf." Er schwieg und lächelte. Sie waren in dem langen, dunkeln Flur allein zu dritt; weiter hinten, im Hof, kamen Stimmen. Seine Hand streifte plötzlich die ihrige, es war ein Zufall. Aber es durchrieselte und durchflammte ihn.

Als sie jetzt in das Laternenlicht der Straße traten, sah sie noch blasser aus, die dunkeln Augen glänzten noch größer, sie blickte ihn ernst und fest an: Was willst du! Es war ein prüfender Blick, gespannt und hart. Doch er hielt ihn aus während der Dauer eines Herzschlags.

Und sie richtete die Augen stumm nach vorn. „Wir müssen wohl hinüber."

Da erschien sie ihm plötzlich willenloser, in der ganzen Gestalt, in ihrer Miene, ihrer schimmernden Haut. Auch er schwieg und wußte es nicht. — — Verhältnis? schoß es ihm heiß und frech durch den Sinn.

„Wir müssen wohl zum Bürgerhospital vorgehen", erklärte er nach einer Weile.

„Sie kennen die Gegend?"

„Als alter Berliner."

„Man sollte es nicht glauben. Aber schließlich — auch ich bin mit Spreewasser getauft. Und man sieht es vielen nicht an, es sind gerade die Manierlichsten."

„Das will ich meinen!"

Sie überschritten vor ein paar dröhnenden Lastwagen die Straße. Er spürte noch ihre Stimme wie eine feinste körperliche Berührung. Und da unten, wie ein roter Vogel, schoß ein glühendes Licht heran.

Er hätte das jetzt nicht denken dürfen! Es wühlte in ihm. Schmach und Schande. Der Gedanke machte einen taumeln und schlug einen zugleich ins Gesicht. Abbitten hätte man müssen....

Nun waren sie an der Haltestelle. Doktor Demuth hatte den gleichen Weg wie die Damen, er mußte ebenfalls wieder aus diesem fatalen Ostwinkel heraus. Immerhin.... Er nagte an seinem Schnurrbart und sah scharf nach dem bösen roten Licht aus. Man hörte schon das schrille Rasseln der Schellen und den schweren Hufschlag der Pferde. Die Staatsdame trippelte nervös umher, der Bahn entgegen, sie kam sich wohl wie stets übertreibend, überflüssig und lästig vor.

„Sie fahren gewiß mit uns, Herr Doktor Demuth", meinte Fräulein Donat mit einer freundlichen Stimme, die ihm spröde klang.

„Ich wäre glücklich. — Ich finde es nun, lassen Sie's mich gestehen, immer mehr ganz unverantwortlich, daß ich die Hauptsache versäumte, gnädiges Fräulein...."

„Herr Doktor."

„Sie dürfen mir, verzeihen Sie die Anmaßung, nicht gerade böse sein, Fräulein Donat, daß ich als Banause schlecht genug vor Ihnen bestehe. — Es trieb mich heute plötzlich und gänzlich unvermittelt hierher — unwiderstehlich. — — Ich sage es ganz offen und wundre mich selbst kaum noch drüber. — Nehmen Sie es ebenfalls als Tatsache. Simpel. — — Verzeihen Sie. Ich schwatze. Es ist das Ungewöhnliche des Ortes. Sie werden noch viele Gläubige auf Ihrem Weg finden. Auf Ihrem Weg...." Es klang unwillkürlich feindlich und unwillig.

„Noch bin ich nicht auf meinem Weg!" sagte sie kalt und rasch.

Aber er sprach so ohne Falsch, daß es sie noch mehr entwaffnete. Er war groß, dunkel, männlich. Er hatte etwas so Geordnetes im Wesen, selbst in dieser Minute der Verwirrung. Und darunter schwang es echt —. Ja, es berührte auch sie.

„Kommen Sie, Heylchen. Wo stecken Sie? Steigen Sie auf." Sie wandte den großen, dunkeln Blick fremd und starr zurück.

Sie zauderte eine Sekunde. Dann stieg sie rasch nach, und er folgte. Die Staatsdame sichtete geschäftig im Wagen nach Plätzen. Doch Melusine mochte nicht in die schlechte Luft hinein. So blieb sie draußen stehen, und



der Wagen fuhr kreischend an. „Was sind Sie für ein Mensch, Herr Doktor?“ fragte sie plötzlich leise und sah dabei gerade vor sich hin.

„So durchsichtig“, sagte er.

Da senkte sie die Lider. Ja, der Schimmer eines seligen Triumphes huschte kaum merkbar um ihre Lippen, so völlig unverstellt klang es ihr. Aber die Frage war nun die, ob dieser leidenschaftliche, kluge, ernste Herr auch *sie* kannte — —.

* * *

In der nun folgenden Zeit erschien hin und wieder ein Buch in der Donatschen Wohnung, das ein Bote der Demuthschen Buchhandlung abgab.

Es waren meist neue Stücke, von denen die Zeitungen berichteten, aber auch anderes, das auffiel.

Es war alles fein und klug, mit liebevoller Sorgfalt ausgewählt, und es war niemals viel auf einmal, meist nur ein dünnes Bändchen, höchstens mal zwei, dem stets eine Visitenkarte mit einer artigen Empfehlung und mit der gelegentlichen Entschuldigung, sich noch nicht haben blicken zu lassen, beilag.

Es machte Melusine Freude. Es präsentierte sich völlig anspruchslos; die Bändchen waren zum Teil nicht mal gebunden, gerade so wie sie ihm in seiner Handlung in die Hände gefallen sein mochten; andere waren aufgeschnitten, als hätte er selbst darin geblättert, und dazwischen kam mal ein reizend gebundenes Büchelchen, dem man die zarte Huldigung anmerkte. Ja, anspruchslos und doch persönlich. Es hatte damit angefangen, daß Doktor Demuth ihr ein Heft der „Freien Bühne“ mit einer Besprechung der jungen Sorma zusandte. Sie hatte auf jener Fahrt vom Ostend-Theater, als sie auf der hinteren Plattform der Pferdebahn standen, erzählt, sie habe im fliegenden Vorübergehen an einem Buchladen auf einem der grünen Hefte den Titel gelesen, der sie wohl reizte, aber sie hätte heute noch keine Zeit gefunden, sich die Nummer zu kaufen. Am andern Morgen war sie da, zugleich mit einigen früheren Heften.

Melusine, im Herzen erfreut, hatte mit einem freundlichen Wort gedankt.

So ging es weiter. Es waren Aufmerksamkeiten eines liebenswürdigen Menschen, zwanglos und mit geistigem Niveau, so daß Melusine schon immer mit Spannung und Lust die hübsch verschnürten Paketchen öffnete: was würde es heute sein? Sie zeigte ganz offen ihr Vergnügen daran, und die Heyl nickte geschäftig dazu, mit blanken Augen. „Ja, ja. Ein reizender Mensch.

„Ich sprach von den Büchern da, liebe Heyl.“

„Das ist doch das gleiche.“

„Meinen Sie? Aber reizend....“

„Ist er nicht?“

„Nein. Er ist viel zu groß oder zu stattlich für diese Bezeichnung.“

„Ja, stattlich!“

Der Papa aber strich sich mit seiner ringgeschmückten, nervösen Hand über den weichen, langen Bart, langsam und feierlich, wie es oft seine Art war. Er hegte wohl ein etwas launenhaftes Mißtrauen. Herr Donat war wie manche Künstler sehr zeremoniell... sobald es sich um *andere* handelte. Er selbst ließ sich nach Laune gehen. Er liebte seine Tochter abgöttisch und verlangte, daß jeder die Hände unter ihre Füße breiten sollte. Wehe dem, der es im geringsten mit ihr versah, bei dem er nur den Schatten einer Formlosigkeit oder gar Respektlosigkeit feststellte! Er war vernichtet durch Herrn Donats Urteil. Es kam vor, daß er, wenn er auf der Straße mit Melusine ging, einen Herrn, der sie zu dreist fixierte, zur Ordnung wies; Melusine war das entsetzlich, und sie hatte das letztemal eine große Szene mit dem Vater: „Ich schütze mich selbst. Du machst mich lächerlich und stellst mich bloß, Papa! Anderseits willst du und freust dich, daß ich elegant bin, daß mich die Blicke treffen....“ Überhaupt barg der Alte zwei Seelen in sich: die eine wünschte Melusine als große, gefeierte Künstlerin; die andere wollte sie nur als Lady sehen, fernab von den Zudringlichkeiten des öffentlichen Berufs, die er an sich selbst erfahren hatte. Er arrangierte für Verleger Tänze, schrieb Walzer, Polkas, Lieder, die er haßte und verabscheute, quälte sich im stillen mit musiktechnischen Erfindungen ab — aber was brachte es? Er konnte ein unelegantes Stück an Melusine nicht ausstehen, es kam vor, daß er es zerriß und zerbrach, damit es ihm nicht mehr vor Augen kommen konnte; und er trat selbst gern aufs nobelste auf. Er arbeitete oft bis in die späte Nacht, gab Stunden über Stunden, er trank im Hause keinen Tropfen, gönnte sich nichts außer seinen langen Kubazigarren. Ah! wenn Melusine einen Tiergartenmann heiraten würde... das war zu Stunden sein fantastischer Traum, oder einen andern tüchtigen prominenten Mann, der sein Haus nicht vor der Welt und ihrem geistigen Anhang und Lärm verschloß. Aber dann erwachte auch wieder sein Ehrgeiz für sie, sein Stolz auf sie, wenn sie sich in künstlerischen Wünschen verzehrte.

Zu andern Zeiten indes kümmerte er sich nicht viel um ihr Tun und Treiben, ja auch zuweilen nicht um ihr Aussehen (denn mitunter ließ sie sich in der Tat gehen), von einem großartigen, bequemen Vertrauen beseelt und von seinen eigenen Geschäften belästigt und gehetzt. Eins aber wußte Melusine, daß der Papa ein wenig eifersüchtig war auf alle, die sich ihr näherten. Er gab das nie zu; aber es war offenbar.

Da wiederholte sie denn, als sie nach der dritten oder vierten zierlichen Sendung auf einer Karte wieder dankte: „Schönstens erhalten und schon genossen“ freundlich ihre Einladung zum Tee. Freitags fünf Uhr.

Es sah so aus, als ob er in allen Dingen sehr bedächtig und umsichtig wäre. In allen — *allen* — —?

Aber es waren zu guter Letzt nun auch ein paar Tage vergangen, ohne daß eine der kleinen, hübschen Sendungen eingetroffen wäre. Melusine hatte sich schon ein bißchen daran gewöhnt und war im Herzen enttäuscht und fast gekränkt. Diese feine respektvolle Aufmerksamkeit hatte ihr geschmeichelt und wohlgetan. Sie durfte nicht so ohne weiteres aufhören, dann verlor sie ihren besten Sinn und wirkte bloß als Augenblickspiel, und dagegen wehrte es sich in ihr.

Melusine schien ein wenig verstimmt und war zuzeiten, wenn sie in die eigene fernere Vergangenheit zurücksah, voll dämmernder, schwermütiger Unruhe.

(Fortsetzung folgt.)



Das Glück der Kindheit.

Von Wilhelm Münch.

Wir sind sehr zuversichtlich, wenn wir von der glücklichen Kindheit reden. Der Ausdruck geht uns vom Mund ungefähr wie „die grünen Wiesen", „die hellen Sommertage", „das tiefe Meer". So selbstverständlich gehört die Eigenschaft zur Sache. Eigentlich haben wir ja des Meeres Tiefe gar nicht durchmessen, aber die Kindheit haben wir alle durchlebt. Dennoch: auch das Selbstdurchlebte sehen wir oft im Licht des allgemein üblichen Urteils. Wie manches genossene Vergnügen würde uns gar nicht als solches vor Augen stehen, wenn es nicht durch die allgemeine Schätzung als Vergnügen abgestempelt wäre! Und dazu kommt, daß nach einem glücklichen Gesetz der Natur uns alles Vergangene in einem verhältnismäßig günstigen Licht erscheint. Die Schmerzen von ehedem wurden überwunden, nach den Freuden sehnen wir uns zurück. Sonnentage leuchten noch lange weiter, die regnerischen haben sich selbst hinweggewaschen. Unmut, Unbehagen, Langweile haben kein eigentliches Nachleben.

Doch was braucht es der Erinnerung? Springen und lachen und jubeln sie nicht immer wieder rings um uns, die Kinder, die glücklichen? Bezeugen sie nicht ihren Glückzustand unmittelbar vor aller Augen und Ohren? Wie sie ganz hingegeben sind an ihr Spiel, voll befriedigt von etwas, das für den Erwachsenen ein Nichts wäre! In der Tat, es sind sehr bestimmte Dinge, die das Glück der Kindheit ausmachen. Sie genießen die Gegenwart, wie es uns andern nur in besonderen Momenten möglich ist, während für gewöhnlich Vergangenheits- und Zukunftsgedanken uns nicht recht dazu kommen lassen. Ihnen ist das Leben als Leben schon ein Gut, was es später für uns erst dann wieder werden will, wenn wir's verlieren sollen. Sie bauen sich ihre Welt wesentlich mit der Phantasie auf, und so schweben sie gewissermaßen in Lüften über den harten Erdboden hin. Aber auch die wirkliche Welt, wie unendlich viel des Interessanten birgt sie für sie, das für uns ganz unscheinbar ist oder längst uns gleichgültig, reizlos, nichtig wurde! Wieviel haben jene erst zu entdecken, zu versuchen, zu kosten! Wie Geringes vermag sie zu beglücken, Buntes etwa und Glänzendes, irgendwie Genießbares, irgendwie Seltsames, Unerwartetes! Sagte nicht Goethe: „Wie Kirschen und Beeren behagen, müßt ihr Kinder und Sperlinge fragen?" In der Tat, nur Sperlinge und anderes leichtherziges Getier kommt ihnen in der Fähigkeit nahe, süße Gaben der Natur harmlos zu genießen. Oder könnte jemand später noch ähnliches Entzücken aus den leuchtend wechselnden Farben der Seifenblase ziehen? Es sind eben nicht bloß die wunderhaften einzelnen Blasen, die für uns zergehen. Dann aber die Welt der geträumten, der erzählten und vernommenen Wunder, die Märchen, die Heldensagen, die abenteuerlichen Geschichten: das alles ist in einem Maß beglückend wie später kaum ein literarischer oder sonst ästhetischer Genuß. Schon der Klang wiederkehrender Worte beglückt, und der einfachste Rhythmus bringt das Gemüt in Schwingung; man wiegt sich mit dem Ringelreihen in eine Art von Rausch hinein. Es gibt vielerlei Genuß der Sinne von völliger Reinheit und Harmlosigkeit, ganz im Unterschied von späteren Lebensperioden, in denen das Sinnliche in einen Gegensatz zum Seelischen tritt und die erniedrigende Begierde jene beglückende Kinderlust ablöst.

Dabei sieht diese selbige Kinderwelt, wie sie die Gegenwart voller genießt, doch zugleich der Zukunft, namentlich der fernen Zukunft mit unbedingtem Vertrauen entgegen; sie sehnt sich nach dem, was aus ihr selbst weiterhin werden soll, sie fühlt mit Genugtuung ihr eigenes Wachsen, wenn auch nur im kleinen, einzelnen, äußerlichen; jedes neue Können im Spiel, jedes gelingende Versuchen macht sie stolz; sie steigt bergan, immer weiter, ohne daß die Knie schmerzen oder der Atem versagt. Und ohne daß ihr eine Last von Sorgen auf dem Rücken hängt! Andere für sich sorgen zu lassen, ist ihr Vorrecht. Am wenigsten kommen zu den etwaigen Sorgen des eigenen Lebens solche für das Ganze, für die weitere oder auch engere Lebensgemeinschaft, die gerade für die Besten unter den Erwachsenen so schwer mitwiegen. Sehr wenig drückt noch ein Gefühl der Verantwortlichkeit, oft genug viel zu wenig; selbst zweifellose Schuld wird nur schwach empfunden. Unbekümmert ist der Charakter dieses Alters, Vergessen wird ihm überaus leicht. Und alle diese Vorteile gewährt die Natur der Jugend an sich, unabhängig von äußerer Glückslage, so daß auch für die Aermsten ein Maß davon wirksam bleibt, auch die Bedrücktesten nicht lauter Druck empfinden, sondern sozusagen noch aus allerlei Ritzen und Winkeln Freude zu pflücken vermögen.

Dennoch ist mit alledem nur ein einseitiges Bild von dem inneren Los der Kindheit gegeben. Daß schon ihre einzelnen Stadien eine sehr ungleiche Empfänglichkeit und überhaupt ungleiche Bedingungen aufweisen, könnte noch keinen Abzug im ganzen bedeuten: aber die Uebergänge bringen viel inneres Unbehagen. Das selbe Spiel, aus dem man noch vor kurzem das vollste Entzücken zog, vermag mit einem Mal nicht mehr zu fesseln; wohl versucht man es von neuem, aber es erscheint schal, weil man ihm entwachsen ist. Dem schönen Geschichtenbuch von ehedem ergeht es nicht anders: man konnte es eine Zeitlang immer von neuem durchlesen, aber nun plötzlich ist es reizlos geworden, leer, einfältig; die Seele braucht anderes, das aber darum nicht schon zur Hand ist und auch dann doch nicht mehr so schön zu berauschen vermag. Man leidet an erlahmender Lust, Enttäuschung wird häufig. So bewunderswert es uns erscheint, mit wieviel selbsttätiger Phantasie die kleinen Mädchen sich ihr Puppenspiel gestalten und unermüdlich fortführen, es kommen auch die Zeiten, wo die Phantasie versagt, wo das Kind nichts mit sich anzufangen weiß; und die Langweile ist ihm ein schmerzlicherer Zustand als den Erwachsenen, die sich an dieses gelegentliche Uebel gewöhnt haben und übrigens doch leichter Gegenmittel auftreiben. Es sind doch nur besondere Kinder, die schon sich selbst genug zu sein pflegen: weitaus die meisten bedürfen immer des Anschlusses, viel unbedingter als auch die geselligsten der Erwachsenen, des Anschlusses an Gespielen oder an selbständigere Personen; ohne die ersteren fühlen sie sich überhaupt noch nicht als ein Ganzes, und die



letzteren sind ihnen wie helfende Götter mit ihrer Kraft und ihrem Wissen. Wirkliche Einsamkeit, wenn auch nur auf kurze Zeit, ist den meisten Kindern etwas Furchtbares. Vielen bedeutet auch jede, wenngleich nur vorübergehende Verpflanzung in eine andere Umgebung etwas Schreckliches: so z. B. die Zumutung, eine Nacht außerhalb der eigenen Familie zu schlafen. Man lächelt darüber, wie man über viele Symptome kindlichen Seelenlebens lächelt: aber diese kleinen Lebensschwierigkeiten sind eben für die Kinder große, gewaltige.

Denn das ist überhaupt ihre Lage: viel mehr als die Verschiedenheit der körperlichen Dimensionen bedeutet der Unterschied in den Dimensionen der seelischen Erlebnisse. Das „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt", das unter den Erwachsenen nur den Verliebten zukommt und außerdem einer Anzahl besonders sanguinischer Naturen, gilt für die Kinderseele viel regelmäßiger: daß der Glückzustand des Augenblicks immer wieder jäh umzuschlagen vermag in tiefe, innere Not, daß um ein kleines Aengste sich einstellen, die das Herz erstarren machen, die auch noch keine Erwägung mildert, das ist wenigstens für ein beträchtliches Stadium der Kindheit das Schwere. Dazu kommt, ebenfalls für eine beträchtliche Periode, die Unklarheit über das, was man wirklich will oder möchte, das Hin- und Hergeworfenwerden zwischen Wünschen und Stimmungen, allerlei Wollen, dem doch das Können versagt ist, die Wirkung der eigenen Unbeständigkeit, die ganze innere Unfertigkeit, die freilich nicht von allen Kindern gleich empfunden wird, aber vielleicht gerade von den entwicklungsfähigsten am meisten. Wieviel innere Not entsteht doch auch immer wieder aus dem Zusammenleben der Gespielen und Kameraden: Streit und Zerwürfnis, tödliche Angst vor der Rache eines Stärkeren, aber selbst die Furcht vor dem Urteil der Kameradschaft, ihrem Spott etwa aus Anlaß einer äußeren Eigentümlichkeit, all dergleichen wird zu etwas schwer Bedrückendem. Unüberwindliche Antipathien gegenüber Sachen wie Menschen kommen hinzu, und wenn es nur das Entsetzen vor einer bestimmten Speise ist, die auf den Tisch kommt, und von der durchaus etwas mit genossen werden soll, es ist eben doch Entsetzen, Angst, ist große innere Not! Ehedem wenigstens gehörte für viele Kinder hierher auch die lähmende Verlegenheit beim Gegenübertreten mit fremden Personen, die vielleicht krankhaft wirkende Blödigkeit: anscheinend hat die heutige Kulturwelt dergleichen nicht bestehen lassen, und zum mindesten ist es das große Anliegen vieler Eltern, ihre Kinder beizeiten, wenn nicht dreist, so doch weltsicher werden zu lassen.

Jene innere Unsicherheit oder Unfertigkeit scheint allerdings auf gewissen Höhepunkten der Kindheitsentwicklung in natürlicher Weise überwunden: so ist etwa mit dem zwölften Lebensjahr eine Art von Vollendung erreicht; aber weil neues Werden doch folgen soll, bleibt neue Auflösung nicht aus. In den Uebergangs- oder Flegeljahren ist der jugendliche Mensch so wenig glücklich als liebenswürdig. Doch diese Jahre sind ja zur Kindheit nicht mehr zu rechnen, nur zärtliche Elternliebe läßt da noch von Kindern sprechen. Diese zärtliche Liebe selbst, ja die Fähigkeit der Erwachsenen zu liebender Hingebung überhaupt bedeutet ja nun ihrerseits auch ein Glück, wie es die Kindheit noch nicht kennt: ihre Zärtlichkeit ist, wo sie auftritt, wesentlich Anlehnungsbedürfnis, mitunter schon mit etwas geschickter Berechnung gemischt. Doch die tiefsten Quellen seelischen Glückes können überhaupt sich dem Kind noch nicht öffnen. Kein noch so glückliches Kind kennt ein Glücksgefühl wie das einer durch ihre Liebe selbst beglückten Mutter.

Wer vom Unterschied menschlicher Temperamente redet, kommt leicht dazu, alle Kinder für Sanguiniker zu erklären. Aber nur in ungleichem Maß trifft doch auch das für sie nur zu. Nicht zahlreich freilich sind die, die man geradezu als Melancholiker bezeichnen müßte: nicht zahlreich zum Glück. Denn obwohl melancholisch auch solche erscheinen mögen, die nur eine besondere Sinnigkeit, frühe Nachdenklichkeit, tiefe Wesensanlage besitzen und sich später zu Menschen von echterer Innerlichkeit entwickeln, so ist ein wirklich melancholisches Wesen in der Frühzeit des Lebens doch oftmals Vorzeichen drohender geistiger Erkrankung. Wie manche haben ihre ganze Kindheit hindurch Not mit ihrem eigenen Trotz und seinen Wirkungen, werden zwischen unerfreulichen Stimmungen hin und her geworfen und ziehen aus der erfahrenen Gegenwirkung (dem Tadel, dem Zwang, den Strafen) nur neue Leidenschaft, vielleicht neue Bosheit. Das sind pathologische Erscheinungen, deren das Kindesalter überhaupt nicht wenige aufweist, und die dann großenteils durch Erziehung oder auch durch Kraft der Natur überwunden werden. Aber mit einem Glückstand passen sie offenbar nicht zusammen. Auch der besonders empfindlichen Kinder ist hier zu gedenken, die erlittenes Unrecht nie verwinden und solches Unrecht auch beständig da zu erfahren glauben, wo sie selbst sehr im Unrecht sind. Im ganzen überwiegt doch die optimistische Seelenverfassung. Als glückliche Naturen mag man auch die besonders lenksamen betrachten, die in ihrem eigenen Innern keinen Widerstand gegen die Autorität finden, und die vielleicht in ähnlicher Friedenstimmung durch das ganze Leben schreiten werden, sehr im Unterschied von jenen, an deren unbildsamem Wesen aller gute Einfluß abprallt, die mit ihrer Oberflächlichkeit oder ihrer Wildheit auch einem eigentlichen Lebensglück schwerlich entgegengehen. Mit denen freilich verwechselt zu werden, kann das Los genialer Naturen sein, deren wirklich überlegene Anlage sich aber erst später herausstellt.

Doch was ist aller natürliche Abzug an dem Glück der Kindheit, verglichen mit dem, womit die zur Auferziehung berufenen Menschen dieses Glück durchkreuzen! So mag man ausrufen, und gerade gegenwärtig drückt das eine weithin herrschende Stimmung aus. Es ist höchstens 150 Jahre her, daß man überhaupt begonnen hat, nach dem Recht der Kinder auf Glück zu fragen. Vorher dachte man nur daran, ihren Uebermut zu dämpfen, sie in Bestehendes einzugewöhnen, sie vor dem Bösen zu bewahren und möglichst rasch und sicher taugliche Menschen aus ihnen zu machen. Daß ihnen dabei mehr weh als wohl zumute sein müsse, wurde im Hinblick auf den wichtigen Zweck als unvermeidlich und nicht besonders bedauerlich hingenommen. So gewiß man sich von diesem Standpunkt im allgemeinen entfernt hat, so wirkt doch auch gegenwärtig neben den unerläßlichen Dämpfern kindlichen Glückes nicht ganz wenig diesem Glück entgegen, was nicht Notwendigkeit ist, sich nicht rechtfertigen läßt. Ganz gewichen ist die ehemalige äußere Einschnürung; nie hat sich in zivilisierten Zeiten die Kinderwelt leichterer Kleidung und größerer Bewegungsmöglichkeit erfreut. Aber die Zahl



der Kinder, die z. B. nach Lust und Laune von Gouvernanten, Müttern oder sonstigen Machthabern beständig kommandiert werden, auf die Verbote und Gebote ohne Ende niederregnen, sehr oft auch wechselnde und sich widersprechende Gebote, ist auch jetzt nicht gering; und die Anzahl jener, auf deren seelische Bedürfnisse die Erwachsenen keine Rücksicht nehmen, die sich ein beliebiges Quantum Langweile gefallen lassen müssen (während die gleiche Weile Zeit für ein Kind viel länger ist als für Erwachsene!), weil die „großen Leute“ sich nur ihrerseits unterhalten wollen, ist noch weit größer.

Vom verfrühten Lernen schwieriger Dinge ist man im ganzen abgekommen; aber auch jede andere Art von Verfrühung, wie sie besonders in dem Großstadtleben der Gegenwart sehr gewöhnlich ist, bedeutet eine Verfehlung jedenfalls des Glückes, wie es den Kindern das naturgemäße ist. Noch mehr gilt das z. B. von einer gewissen Art peinlicher häuslicher Kontrolle der Schulfortschritte, die nur vom Ehrgeiz oder der Engherzigkeit der Eltern eingegeben wird — als ob alles Sache des einfachen guten und gehorsamen Willens der Kinder sei, als ob nicht natürliche Hemmungen vielfach ins Spiel kämen. Wenn zu der Sorge um den Ausfall einer Probearbeit in der Schule die Angst vor dem väterlichen Verhör, dem schlimmen Stirnrunzeln oder den stärkeren Ausbrüchen des Mißmuts hinzukommt, dann wird wahrlich das Leben schwer. Allein so viel man in neuerer Zeit auch an richtigerem Verständnis der Kindheit gewonnen hat, die Einsicht ist noch nichts weniger als allgemein, daß eine regelmäßig fortschreitende geistige Entwicklung sich so wenig wie die körperliche erzwingen läßt, daß Verlangsamung oder Stillstand zuzeiten eintritt, daß durchaus nicht alles Zurückbleiben in mangelndem Fleiß oder anderseits in unnatürlich großen Anforderungen seinen Grund haben muß. Aber in der Schule mit ihren regelmäßigen und unerbittlichen Forderungen ist ja wohl überhaupt der große, allgemeine Dämpfer der Jugendlust zu sehen? Wirklich, die Kinder der Indianer oder Melanesier sind in diesem Punkt glücklicher; weil dort die Alten eine Art von Kindern bleiben dürfen, hat es der junge Nachwuchs nicht schwer, auf ihre Reifestufe zu kommen. Ein hoher Kultur teilhaftiges Volk kann es seiner jungen Generation so gut nicht werden lassen. Es gilt, einen hohen Berg zu ersteigen in den jungen Jahren, durch geistige Anstrengung ihn zu ersteigen, und einen, zu dessen Höhe der Weg viel schwerer ist als zu einem der gefeiertsten Alpengipfel.

Daß die ganze geistige Quälerei eigentlich eine Art von herkömmlichem Unfug sei, ist zurzeit die stille oder auch die sehr laut geäußerte Ueberzeugung von nicht wenigen, ebenso kreuzbraven wie gedankenlosen Kinderfreunden. Sind es die wirklichen Freunde? Ist das Glück des bloßen Spielendürfens ohne Unterlaß ein so gewisses? Schon die Sechsjährigen kommen nicht mehr ganz damit aus. Und die freien Stunden, die Festtage, die Ferien, wären sie etwas Schönes ohne den Gegensatz der auferlegten Bemühung, der Gedankenarbeit? Doch mag das beste Verhältnis zwischen Schulverpflichtung und freier Bewegung nur weiter mit allem Wohlwollen und aller Einsicht gesucht werden. Der zweifellos wichtigste Gesichtspunkt dabei wird sein, daß dem Kind möglichst viel Gelegenheit zur Selbstbetätigung seiner Kräfte gegeben werde, daß die freilich unerläßlich bleibende Rezeptivität nicht die mögliche Produktivität überwiege, ein Weg, den ja die neuere Erziehungskunst mehr oder weniger einschlägt. Für gesunde Kindheit ist überhaupt die Lust des Könnens größer, echter als die des Genießens. Aber wäre eine in der schmeichelnden Luft völligster Freiheit und im Sonnenschein von lauter umgebender Liebe ohne unbequeme Nötigung zum Ausharren, ohne strenge Unterbrechung lustigen Spiels verlebte Kindheit die Bürgschaft, daß das weitere Leben auch mit seinen Schwierigkeiten und Nöten darum leichter durchschritten werde? Könnte nicht auch umgekehrt diese schwierige spätere Zeit um so unerträglicher empfunden werden? Wer sein Glück bloß aus der Erinnerung ziehen will, verzichtet damit schon auf wirkliches, auf belebendes Glück, ja auf eigentliche Zufriedenheit. Gewiß ist es unsäglich traurig, daß eine Anzahl von Kindern des Sonnenscheins in so hohem Maß entbehren; aber niemand beneide anderseits die Kinder jener reichen Leute, die ihrem Nachwuchs alle Schwierigkeiten hinwegräumen wollen, ihm alle — selbst die unausgesprochenen oder unbewußten — Wünsche zu erfüllen trachten, oder die jener zärtlichen Eltern, die sich nicht genugtun können in liebkosenden Worten und in Erweisen ihrer hingebenden Wärme. Meist machen die früh so Verwöhnten die unerfreulichsten Flegeljahre durch; keineswegs werden sie in ihrem eigenen Fühlen um so viel wärmer, werden weder dankbar noch glücklich, denn beides ist ja nicht ohne Zusammenhang.

Um einem glücklichen Leben entgegenzuführen, muß man zur rechten Zeit auch Glück versagen können. Es ist großelterliche Stimmung, die immer nur mit gerührtem Mitleid auf die Kindheit und ihre kleinen Nöte blicken läßt. Aber Großeltern haben sich selten als Erzieher bewährt. Da sie das Leben so ziemlich hinter sich haben, nehmen sie es damit nicht mehr ernst genug; und weil sie so viel Glück haben zerrinnen sehen, möchten sie es gern mit aller Kraft und Sorge neu pflanzen, pflegen und hüten dort, wo es ihnen noch möglich scheint. Keine derartige Fürsorge gibt sichere Gewähr. Das Beste bleibt immerhin die Anlage zum Glücklichsein, die in der Kindheit selbst liegt, und nächst ihr wird das Beste sein die rechte Weisheit für die Lebensgestaltung, die durchaus nicht einen ungemischten Wonnetrank schlürfen lassen will. Hängt doch für Junge wie für Alte das Glück von nicht so einfachen Bedingungen ab! Diese Einsicht zum mindesten muß haben, wer Glück bereiten, Glück vergönnen will.

Allein.

Schnee über meinem lieben Wald,
Graurot ein karger Abendschein.
Fernabwärts eine Büchse knallt.
— So war mein Herz noch nie allein.

Nur einmal, hier, am selben Platz!
Quer übern Weiher glitt ein Kahn
Und schweigend drin mein blonder Schatz
Gelehnt an einen fremden Mann.

Der Himmel war so düsterfarb
Und ganz wie heut im Teich der Schein;
Ein Büchsenschuß fernabwärts starb.
— So war mein Herz noch nie allein.

Hermann Hesse.

Schwarzwaldwinter.

Von J. de Pellegrini, Triberg. — Hierzu 9 Aufnahmen.

„Schnee", ein Zauberwort voller Verheißung, dessen Bann sich keiner entziehen kann. Der Schwarzwald im Winter! Wie ein Märchen- und Zauberland ist es.

Mit der Schwarzwaldbahn fuhren wir von Offenburg aus durchs liebliche Kienzigtal ins Gebirge. Eine wunderbare Ruhe lag über der Landschaft. Nach Hornberg, dem von altersgrauer Schloßruine überragten Kurstädtchen, wurde das Tal enger, wilder, düsterer. Bald kletterte die Bahn an der einen, bald an der anderen Felswand empor. Dann zog sie wieder durch die Berge. Ueber uns türmten sich schroffe Felszacken, im tiefen Abgrund rauschte der schäumende Wildbach. Immer frischer und herber wurde die Luft. Was blitzte zu den Scheiben herein? Auf einem weißglänzenden, kahlen Bergrücken spielten grelle Lichter der mit Nebelstreifen kämpfenden Sonnenstrahlen. Das war der Schnee, der uns blendend entgegenleuchtete.

In Triberg verließen wir den Zug. Auf daunenweichem Boden schritten wir dahin, braune Fußstapfen zeigten unseren Weg. Da sah man in der weichen Schneedecke mächtig große Stapfen mit Nägelabdrücken und zierlich geschwungene, niedliche, kleine Stapfen. Ein klarer, kalter Wintermorgen tagte. Die Schneedecke lag über einen Fuß hoch. Blendend stand die Sonne am



An den Hängen des Seebucks.



Am Baldenweger Buck.

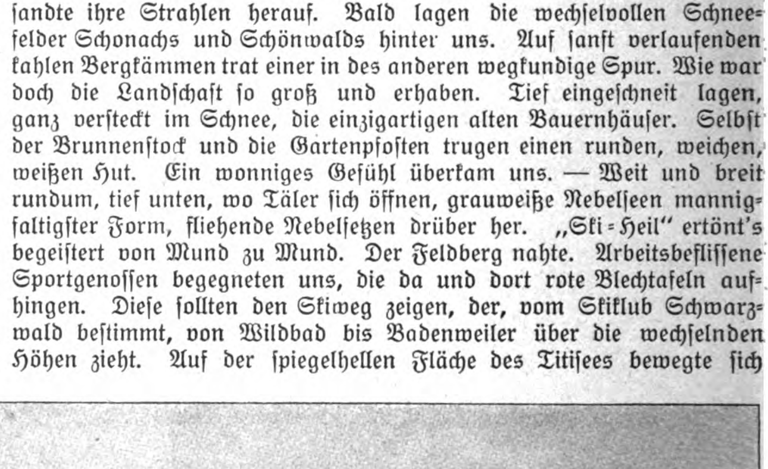




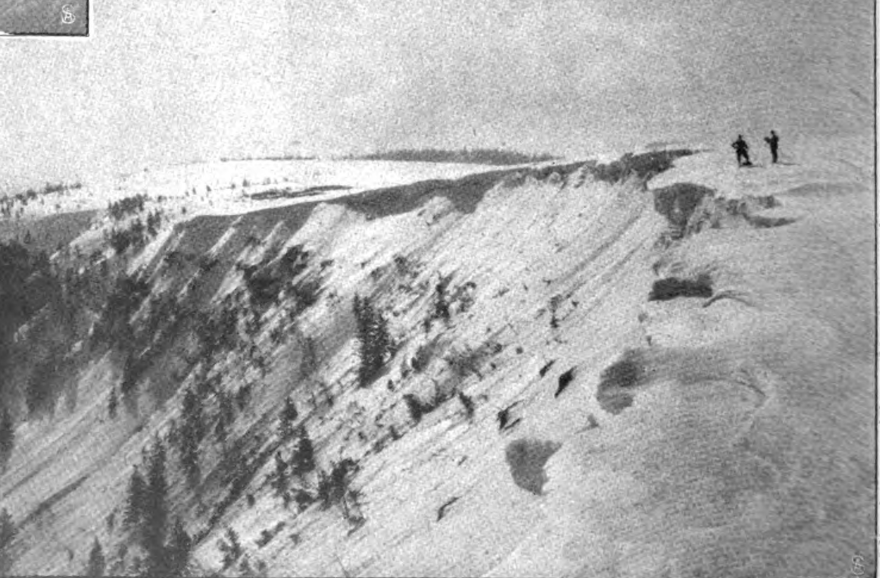
Winterlandschaft am Feldberg.

Himmel. Der Wald erschien wie eine unendlich große, weiße Mauer; schwer belastet hingen die Zweige hernieder, einer auf dem andern. Die Waldränder waren geschlossen. Der Sturm hatte eine Schneewand angeblasen. Die Morgensonne hatte sie rosig gefärbt. Das blitzte und blendete, als ob alle Brillanten der Erde darüber geschüttet wären. Ein dumpfes Brausen drang von weitem durch den grabstillen Tann. Dem gingen wir nach. In gewaltiger Felsschlucht quollen, unter wunderlichen Eisgebilden, unter seltsam geformten Schneemassen, tosende grünschimmernde Wasser hervor, die hochaufschäumend von Stufe zu Stufe setzten: die Triberger Wasserfälle. — Ein glitzerndes Silberband zog durch den Wald. Auf ihm flogen Schlitten an Schlitten in rasender Fahrt zu Tal. Prächtige männliche Gestalten, zierliche Damen meisterten den Rodel. Bald zogen auch wir das Schneegewand an. Auf den flinken Sohlen der Schneeschuhe drangen wir weiter ein ins Märchenland. Im werdenden Tag tranken wir die frische Morgenluft. An leichtabfallenden Hängen kamen wir höher und höher. Die aufsteigende Sonne

Den Feldberg hinauf!



sandte ihre Strahlen herauf. Bald lagen die wechselvollen Schneefelder Schonachs und Schönwalds hinter uns. Auf sanft verlaufenden kahlen Bergkämmen trat einer in des anderen wegkundige Spur. Wie war doch die Landschaft so groß und erhaben. Tief eingeschneit lagen, ganz versteckt im Schnee, die einzigartigen alten Bauernhäuser. Selbst der Brunnenstock und die Gartenpfosten trugen einen runden, weichen, weißen Hut. Ein wonniges Gefühl überkam uns. — Weit und breit rundum, tief unten, wo Täler sich öffnen, grauweiße Nebelseen mannigfaltigster Form, fliehende Nebelfetzen drüber her. „Ski-Heil" ertönt's begeistert von Mund zu Mund. Der Feldberg nahte. Arbeitsbeflissene Sportgenossen begegneten uns, die da und dort rote Blechtafeln aufhingen. Diese sollten den Skiweg zeigen, der, vom Skiklub Schwarzwald bestimmt, von Wildbad bis Badenweiler über die wechselnden Höhen zieht. Auf der spiegelhellen Fläche des Titisees bewegte sich



Blick in den Biberkessel (Hornisgrinde).





Im Triberger Skigebiet: Auf sonniger Höhe.

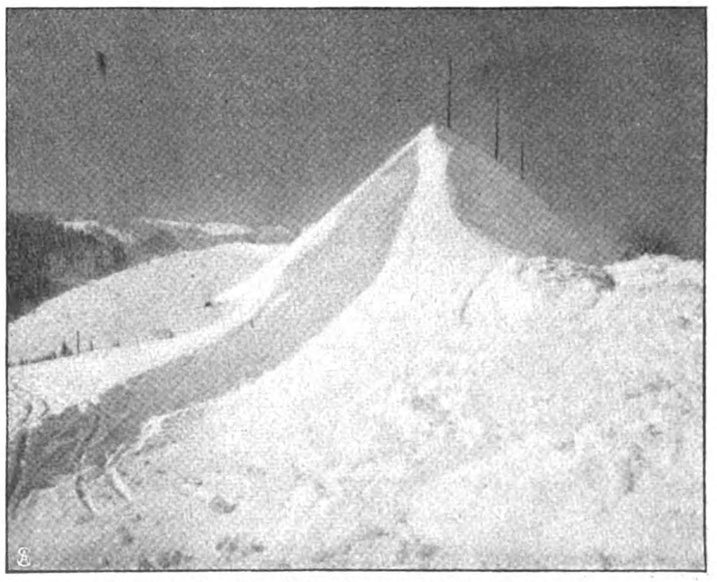


Phot. G. Carle.

Die Hofwaldrodelbahn bei Triberg.

buntes Leben. Die Eissegler schossen dahin. Krumme und gerade, schmale und breite Skispuren geleiteten nach der Feldbergkuppe. An den glänzenden Hängen des Seebucks wimmelte es von kleinen, schwarzen Punkten, von denen die einen langsam aufstrebten, die anderen in schnurgerader Linie oder in schön geschwungenem Bogen uns mit Windeseile entgegenkamen. Die meilenweiten Schneefelder des Feldbergs gaben allen Sportfreunden reichlich Raum.

An der großen Sprungschanze übten zwei sehnige, schlanke Gestalten für den morgigen Tag. Dicht nebeneinander glitten sie schneller und schneller dem schaudernden Abgrund zu. Hart vor dem Absturz sanken sie gleichzeitig in die Knie. Rasch wie der Blitz schnellten ihre Körper an der Kante der Schanze in die Höhe, und in straffer, ebenmäßiger Haltung flogen sie weit hinaus in das Blau der Dämmerung. Dann ein dumpfer Klatsch der nach gewaltigem Luftsprung den Steilhang wieder berührenden Bretter, ein Sinken in die Knie, ein knarrendes Sausen bergab und zwei prachtvolle Bogenwendungen nach rechts und links. Mit einem stilvollen Telemarkschwung voller Grazie standen die beiden Skiläufer. Jauchzender Beifall der bis dahin lautlosen Zuschauer durchzitterte die Luft. Die Meisterschaft in Deutschland im Skilauf war ausgeschrieben. Auf dem Feldberg, dem herrlichsten Skigebiet, sollte sie ausgetragen werden. Damit waren verbunden: Herrenwettlauf, Jägerwettlauf, Volks-, Damen-, Juniorenwettlauf. Aus aller Herren Ländern, in denen die langen Hölzer Heimatrechte erworben, strömten sportkundige Vertreter herbei. Norweger, Schweden, Engländer, Franzosen,



Die eingeschneite Menzenschwanderhütte (Feldberg).

Schweizer, Oesterreicher und Italiener verhandelten eifrig mit den Deutschen über die Siegesaussichten ihrer besten Dauerläufer und Springer. Aus allen Schwarzwaldtälern, aus Freiburg und Schönau, aus Todtnau und St. Blasien, von Neustadt, Furtwangen, Triberg, Donaueschingen und Villingen her kamen Weiblein und Männlein, am Wettkampf teilzunehmen. — Die Nacht brach herein. Brennende Fackeln zitterten dem schwarzen Hochwald zu. Feuerflocken fuhren hin und her. Vom Schein getroffen flammten verwehte Tannen in magischem Glanz auf, um ebenso rasch im Dunkel zu versinken. Unruhige Schatten huschten dahin, dorthin. Die wandelnde Feuerkette formte sich zum Kranz.

„O Schwarzwald, o Heimat" tönte es über die Höhen, und der Nachtwind trug es weiter und weiter.



Winter im Schwarzwald: Rodelsport bei Baden-Baden.

Das junge Mädchen.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Das junge Mädchen nimmt heute eine andere Stellung in der Gesellschaft ein wie in vergangener Zeit. Sie schaut nicht mehr unbeteiligt den Fortschritten auf geistigen Gebieten zu, und das früher oft gebrauchte Wort „emanzipiert", das man gar zu gern einem jungen, strebsamen Menschenkind im spöttischen Sinn anhängen wollte, findet kaum mehr Anklang. Es ist ein charakteristisches Zeichen des Fortschritts, daß jedes heranwachsende Mädchen sich ernsthaft für einen Beruf vorbereitet und die spielerischen Beschäftigungen, mit denen noch vor fünfzehn Jahren die meisten jungen Damen ihre Tage ausfüllten, verständnislos belächelt. Durch die Selbstverständlichkeit, mit der die jungen Menschen ihren Neigungen nachgehen und sich eine auf ernster Basis ruhende Bildung aneignen können, wächst ihre Lebensfreudigkeit. Man begegnet weniger gelangweilten Gesichtern, weniger jungen Mädchen, die nur an Putz und Tand denken. Und dennoch sieht man besser und geschmackvoller gekleidete junge Damen, denn der gebildete Geschmack äußert sich nicht zum wenigsten in der Kleidung. Eigentlich ist es für niemand so leicht, gut gekleidet zu sein, wie für frische, blühende Gestalten. Jugend bedarf keiner großen Mittel, um zu wirken.

Schlicht und anspruchslos sind eigentlich die Wahrzeichen, unter denen der Anzug des jungen Mädchens stehen soll. Richtet man sich ein wenig nach den herrschenden Moden, hat es den Vorzug, nicht aufzufallen und sich ganz natürlich in den Rahmen des Gesamtbildes einzufügen. Sich nach der Mode richten, ist nämlich nicht identisch mit strikt modern sein, sondern sie läßt jedem so viel Spielraum, nach seiner Fasson selig zu werden. Durch Schnitt und Material unterscheidet sich der geeignete Anzug des jungen Mädchens von der Art der Kleidung der verheirateten Frau. Dieser Unterschied liegt



1. Großer runder Samthut mit Spitzen. Phot. E. Schneider

im Gefühl. Wenn die Grenze überschritten wird, geschieht es fast nie absichtslos. Es muß aber ein eigener Reiz darin verborgen sein, das erscheinen zu wollen, wonach sich wohl die meisten Frauen trotz aller ihrer Studien in ihrem verborgensten Innern sehnen.

Der Straße gehören im Winter die dunklen Töne. Das Samtkleid (Abb. 4) fällt durch seine fesche Form



Phot. H. Manuel.

3. Eislaufmütze aus Schwanenfedern.



Phot. E. Schneider.

2. Fliederfarbenes Gesellschaftskleid aus einem gestickten japanischen Tuch.

auf. Feine weiße Fäden ziehen sich durch das dunkle Blau. Die Jacke hat einen viereckigen Ausschnitt. Um einige kleine Variationen zu erwirken, sind verschiedene Teile so gestellt, daß die weißen Fäden oft eine andere Richtung nehmen. Der blaue Hut wahrt trotz seines Federschmucks den Stil „Trotteur". Die Federn beginnen in einem tiefen Blau, um an ihren Spitzen in helleren Farben, in Lichtblau, fast Weiß auszuklingen.



Phot. H. Manuel.

4. Gestreiftes Samtkleid.

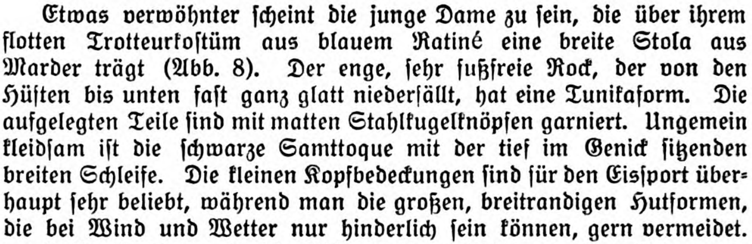




Phot. E. Schneider.

5. Weißes Voilekleid mit Spitzen.

Natürlich spielen auch die abwechslungsreichen Attribute der Toilette eine bedeutsame Rolle. Die reizende Trägerin des Glockenhuts aus braunem Samt, dessen Kopf aus gelblichen Spitzen besteht, hat um ihre Schultern einen Schal aus braunem Chiffon gelegt, dessen linke Seite eine hellere Nuance aufweist (Abb. 7). Der Schal und der große gezogene Chiffonmuff mit der breiten Passementerieschleife sind von duftigem bräunlichem Marabu umsäumt, der einen wirksamen Abschluß bildet.



Etwas verwöhnter scheint die junge Dame zu sein, die über ihrem flotten Trotteurkostüm aus blauem Ratiné eine breite Stola aus Marder trägt (Abb. 8). Der enge, sehr fußfreie Rock, der von den Hüften bis unten fast ganz glatt niederfällt, hat eine Tunikaform. Die aufgelegten Teile sind mit matten Stahlkugelknöpfen garniert. Ungemein kleidsam ist die schwarze Samttoque mit der tief im Genick sitzenden breiten Schleife. Die kleinen Kopfbedeckungen sind für den Eissport überhaupt sehr beliebt, während man die großen, breitrandigen Hutformen, die bei Wind und Wetter nur hinderlich sein können, gern vermeidet.

Dafür spricht auch die Mütze aus geklebten weißen Schwanenfedern mit dem seitlich hochstehenden Flügel (Abb. 3). Für Besuche sind große, runde Hüte im allgemeinen angebrachter. Man kennt gerade auf diesem Gebiet ganz reizende, jugendliche Formen und Garnituren. Das beweist der hübsche schwarze Samthut (Abb. 1), um dessen Kopf eine breite, flach geknotete weiße Seidenschleife gelegt ist, während duftige weiße Spitzen den runden Rand ringsherum bedecken.



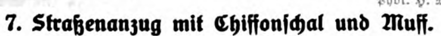
Phot. E. Schneider.

6. Teekleid aus plissierter Seide für junge Mädchen.

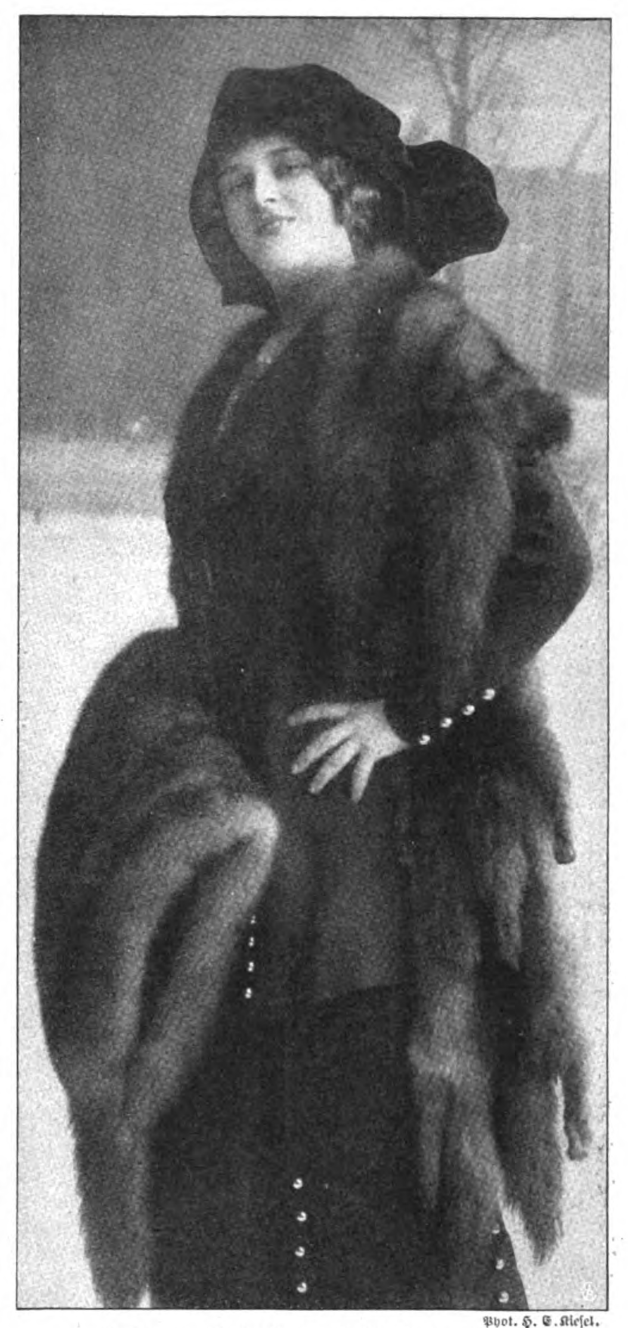




Phot. H. Manuel.



7. Straßenanzug mit Chiffonschal und Muff.



Phot. H. C. Kiesel.

8. Blaues Ratinékleid mit Mardergarnitur.

Das plissierte Kleid aus leichter Seide (Abb. 6) repräsentiert eine Mode, die sich anscheinend nie überlebt. Es gibt einige kleine Neuerungen, wie die breite Klappe, von deren weißem Grund sich Stickereien aus smaragdgrünen Steinen abheben — doch die Grundidee bleibt gewahrt. Es ist das typische Teekleid der Haustochter, in dem sie daheim die Gäste empfängt, und in dem sie zum Five o'clock tea ausgeht. Natürlich nur zum Five o'clock tea ohne Tanz. Wird um diese Stunde getanzt, und das geschieht hier und da, so tritt das Tanzstundenkleid, also ein einfaches Gesellschaftskleid, für die junge Damenwelt in seine Rechte. Sehr geeignet hierfür dürfte das geschmackvolle weiße Voilekleid sein (Abb. 5), dessen Rock von einem hohen Spitzeneinsatz zusammengehalten wird. Die gleichen Spitzen zieren die Taille, aus der ein tiefer Valencienneeinsatz hervorschaut. Weiße Glas- und Silberperlen sind als Uebergang eingestickt und hängen, wie auf der Abbildung ersichtlich, als Fransen über den Aermel.

Für ein wundervolles Abendkleid wurde ein köstlich gesticktes japanisches Seidenkrepptuch geopfert (Abb. 2). Außer den breiten Fransen am Rock, dem geknüpften Netz des Gürtels und den Fransen an dem runden Halsausschnitt wirkt nur die fliederfarbene Stickerei auf dem gleichfarbigen, schimmernden, weichen und seidigen Grund.

D. A.

Der Magnetberg.

Roman von

Emmi Lewald.

18. Fortsetzung und Schluß.

Eins war Gunhilde wohlbewußt!

Sie würde die Kraft haben, ihn tagsüber zu vergessen, im Gang vollgefüllter Stunden, eine aus Stolz und Kränkung mühsam zusammendestillierte Kraft. Aber immer wieder von Zeit zu Zeit — noch in späten Jahren ihres Lebens — würde der Traum sie schrecken wie ein Nachtmahr und wie ein Alpdruck, der Traum, daß sie wiederum vergeblich wartend an einem halbverhängten Fenster einer kleinen Stadt säße, hinüberspähend nach einem Tor, das sich ihr nicht öffnete, auf einen Weg, den sie nicht überschreiten durfte —

In der gleichen Stunde stand Frau Thorensen in ihrem Giebelzimmer und packte ihre Reisekleider ein.

Es war ihr wie ein Traum.

Der braune Koffer, der noch die Hotelmarke aus der Schweiz trug, atmete einen Duft von Leder, von Farbe, von Reise aus, der sie hypnotisierte.

Fort! Sang es in ihr. Sie war wie eine Befreite.

Sie fühlte keine Verantwortung mehr. Nun hatte ja Johanna alle Angelegenheiten auf die Schultern genommen. Nun besorgte Johanna das Schicksal der Familie. Nun war alles in guten Händen.

Draußen duftete es nach Moor und frischer Erde.

Der volle Mond stieg nebelumwogt über Meisters Haus hervor. Und plötzlich, ohne zu überlegen, was sie eigentlich tat, nahm Frau Agnes Thorensen das weiße Schicksalskleid mit den blauen Schleifen aus dem Schrank und packte es sorglich, in Mulltücher gehüllt, auf den Boden des Koffers.

Dort lag es, vorsichtig verstaut, um noch einmal ins Leben hinauszugehen, vielleicht noch einmal eine Schicksalstunde zu erleben.

* * *

Meister war früh erwacht.

Er wäre gern im aufdämmernden Morgen auf die Deiche hinausgewandert im Sturmschritt, um die Gedanken niederzuringen, die noch einmal seine Seele wie feindliche Posten belagert hielten.

Aber er wagte sich nicht auf die Straße, ehe nicht die Schritte der Gegenüberwohnenden für immer auf dem Pflaster verklungen waren.

Er wollte keine Begegnung mehr. Er wollte jenseit bleiben bei seinem wohlerwogenen Entschluß. Das Gespräch mit Tante Johanna hatte alles noch einmal in ihm wachgerüttelt. In der fremden Stadt zwischen den neuen Menschen war immerfort die alte Pein mit ihm gegangen. Und als er am Nachmittag vom Bahnhof heimkam, war er fast erschrocken vor dem Licht hinter den Fenstern. Sie, die er schon fortgeglaubt hatte, waren also noch da! Und gleich, als er den Mantel ablegte, erfuhr er alles von der redseligen Alten.

Morgen mit dem frühesten Zug wollten sie reisen.

Er ließ seine Rouleaus herab, so tief wie möglich. Er setzte sich an die Arbeit. Er trat nicht ans Fenster, um durch einen Spalt zu lugen. Aber wenn in der Nachbarschaft ein Hund anschlug oder ein Tritt von der Straße hallte, versagte ihm der Atem.

Was sollte werden, wenn sie vielleicht herüberkam? Wenn sie plötzlich im Lichtkreis seiner Lampe erschien, unangemeldet wie neulich Tante Johanna? Wenn sie mit der leisen, weichen Kinderstimme, die er nie mehr zu hören wünschte, vielleicht Worte sprach, die dennoch das künstliche Eis über seiner Seele zum Schmelzen brachten?

Und dunkel und peinigend war in seinem untersten Bewußtsein etwas wie ein quälender Wunsch, daß es dennoch so kommen möge in dieser letzten Gnadenfrist, dieser letzten Nacht, in der sie einander noch gegenüber wohnten....

Aber sie kam nicht, konnte nicht kommen. Und wenn sie gekommen wäre, hätte er es ihr wieder verargt — auf das lange Konto geschrieben dessen, was sie gesündigt hatte in den zweiundzwanzig Jahren ihres Lebens.

Erst als drüben das Licht verlosch, löschte er das seine. Und der Mond zog weiter seine Bahn über den beiden feindlichen Häusern und hüllte das eine wie das andere milde ein in den silbernen Mantel seines Lichts.

Früh um sieben Uhr knarrte und holperte es auf dem Pflaster. Tebbenjohanns, der allgemeine Gepäckträger von Attenrade, kam mit seiner zweirädrigen Karre angefahren und schleppte mit Antjes Hilfe große Koffer durch den Vorgarten. Umständlich ging es und mit Alarm. Das war der Auftakt.

Und eine halbe Stunde später kam das Weitere. Frau Thorensen und ihre Tochter verließen ihr Haus.

Meister stand reglos hinter der Gardine und lugte durch den Tüll. Frau Thorensen ging schnell und elastisch. Am Tor machte sie sich mit ihrem Reiseschleier zu schaffen — sie schien ganz in den Schleier versenkt und schaute nicht nach rechts und links.

Gunhilde zögerte an der Schwelle. Ihr klares, schleierloses Gesicht leuchtete bleich und hell im fahlen Morgenschein. Und zum letztenmal tranken seine Blicke sich fest an diesem Oval, das sein Glück und seine Verzweiflung gewesen.

Gunhilde zauderte an der Schwelle. Sie warf einen langen Blick auf das weiße Haus und dann einen noch längeren auf Meisters Fenster. Sie behielt das Tor in der Hand, als könne sie sich nicht entschließen, es zuzuschlagen. Ihr Stirnhaar wehte im Morgenwind der Heimat wie gelbe Seidenfäden unter dem dunkeln Reisehut.

Meister wandte sich ab. Er legte die Hand über die Augen und sank in die alte Sofaecke hinein.

Er konnte es nicht ertragen, dem einst so heißgeliebten Mädchen noch länger nachzusehen, das so blaß und still aus seinem Leben davonging, und der nie wieder zu begegnen er fest entschlossen war. —

Und eine halbe Stunde später war es vorbei. Der Pfiff des Zuges klang von fernher durch die angelehnte Scheibe. Er stieß das Fenster weitauf. Gegenüber hantierte Antje und nahm die Gardinen von den Schei-



ben. Wie hohle, leere Augen starrten die Fenster von der weißen Wand, eine aufgegebene Heimat. Frei für neue Schicksale, frei für den kommenden Frühling, für Lust und Wehe anderer Menschen, anderer Kinder.

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb ein paar nüchterne, wohlerwogene Abschiedsworte an Frau Thorensen, die er an Professor Hansens Wohnung adressierte. Damit hatte er das Korrekte getan.

Dann griff er nach den eingegangenen Briefen.

Die Karte eines Leipziger Kollegen lag obenauf. Eine illustrierte Karte mit dem Reichsgericht.

Lange besah er das schöne Gebäude, das einen Hauch Italiens auf die sächsische Erde trug. Träumend gingen seine Blicke die weite Wölbung der Kuppel entlang. Er dankte der Wendung seines Geschicks! Was sollte er noch in dem verödeten Attenrade?!

Er war bereit, seine ganze Kraft ohne Rest der Arbeit hinzugeben, jede Kraft seiner Adern in den Dienst des Berufes zu stellen, ohne Sentimentalität um das persönliche Einsamsein, ohne Gedanken der Sehnsucht, die in abgeschlossene Gärten feige und rückfällig zurückgingen.

Seine Bahn war frei.

In den Dienst strenger Gottheiten stellte er seine Zukunft. Er fühlte sich sicher seiner selbst. Keine zarte, verlockende Gestalt stand mehr an seinem Wege.

* * *

Vor dem efeuumsponnenen Tor einer jener Burgen, wie sie zwischen den Weingärten von Obermais — voll von Romantik und frei für jeden Käufer — daliegen, standen der Oberpräsident Furka, Tante Johanna und Gunhilde Thorensen.

Mechanisch hafteten ihre Augen an der Biegung der Straße, wo man noch den Staub des Automobils wirbeln sah, das Ferdinand Furka und seine Frau in den Frühsommerabend davontrug.

Noch schwirrte wie fernes Surren das Sausen des Wagens in der Luft. In pfingstlichem Glanze lag Meran in seinen Bergen, verschwenderisch überstreut von Blüten, Ranken und aufsprießenden Reben, im ätherischen Rahmen all der zitternden Bergesbläue.

„So!" sagte der Oberpräsident. „Nun wäre mein heißester Wunsch erfüllt! Nun ist mein Sorgenkind geborgen! Nun habe ich Bergeslasten von der Seele! Er fährt zum Glück! Mittels Auto. Über den Mendelpaß. Im Sommer Engadin. Im Winter Teneriffa. Und wir armen Aktenknechte müssen in dumpfen Städten des Nordens unsere schönheitsdurstigen Seelen auf dauernde Anspruchslosigkeit einstellen. Sonst kommen wir aus dem Mißvergnügen gar nicht heraus."

Der Oberpräsident rieb sich die Hände.

Er sah diese Angelegenheit nur von seiner Seite an.

Johanna litt in diesem Augenblick. Sie dachte an die Hochzeit ihres Bruders.

Es war auch um Pfingsten gewesen, vor fünfundzwanzig Jahren. Mit frischem Buchenlaub, gebrochen in holsteinischen Wäldern, war der Weg zur Kirche bestreut gewesen.

So sicher erschien damals alles, ein so verbrieftes Glück auf Lebensdauer, ein Herd mit nie verlöschender Flamme! Und was war nun der Herd? Verloschen, ausgebrannt. In alle Winde verweht die, die ihr Leben in seinem Schein begonnen und geführt durch eine Kette langer Jahre....

Und nach den Toten kamen die Lebenden. Der Lauf der Dinge gibt sich mit Sentimentalitäten nicht ab.

Mehr noch litt Gunhilde. So wie jetzt ihre Mutter, war einst Anka aus ihrem Leben davongefahren, auch in die Dämmerung eines Abends, auch hinter einer Straßenecke verschwindend....

Und zum zweitenmal stand sie und sah nach.... Zum zweitenmal schwand ein Mensch aus ihrem Leben, der Hauptsache für sie gewesen, der sie stehen ließ, um mit einem Fremden auf neuen Wegen zu gehen....

Der Oberpräsident atmete tief auf. „Herrgott, was habe ich gezittert in den letzten Wochen, daß es vielleicht doch nicht dazu kommen könnte! Fast meinen ganzen Jahresurlaub habe ich hier mit ihm in dem alten Raubritterkasten versessen, alle Trennungsschmerzen mitgemacht und mitgezittert, wenn sich einmal ein Brief meiner schönen Schwägerin um eine Post verspätete. Nachts hat er mich zuweilen aus meinem gesunden Bärenschlaf aufgerüttelt, nur weil ihn irgendeine mysteriöse Ahnung beklemmte, sie könne gerade in dieser Minute ihr Jawort wieder zurücknehmen. ‚Mensch,' habe ich gesagt, ‚leg dich auf die andere Seite. In Lichterfelde erledigt niemand seine Korrespondenz um drei Uhr nachts.' Eher kann man ja ein Salviatiglas in der Hand heil von Venedig nach Berlin bringen, als einen Neurastheniker vierundzwanzig Stunden lang in gleichmäßiger Stimmung erhalten. Dabei behauptet sein Arzt, Agnes würde ihn relativ ganz gesund machen können — nur mit deutschem Klima dürfe er nur ganz vorübergehend rechnen. Gebe Gott, daß es so wird, und daß sie es leicht hat mit ihrem großen Patienten!"

Der Sprechende brach plötzlich ab. Ihm fiel ein, daß es eigentlich keine ganz richtige Kombination war, von dem Glück des Stiefvaters vor den Ohren der Tochter unbefangen hinzureden. Aber Gunhilde schritt so in Gedanken versunken vor den beiden hin, daß er ihrem verlorenen Profil keine Mißbilligung seiner Ergüsse ansah. Und was Frau Professor Hansen betraf.... Mein Gott! Solch vernünftige Person jenseit der Fünfzig ... es war ihm solche Wohltat, noch ein wenig das eben verflossene Ereignis durchzureden....

Seine Augen blieben an der etwas schneller vor ihnen herschreitenden Gunhilde haften.

„Was wird nun aber mit der Tochter? Wie ich weiß, haben ja Sie, gnädige Frau, den Sohn zu sich genommen — ein großer Schritt! Und die Tochter wird wohl nun etwas ‚ergreifen', wie man das ja heutzutage nennt. Oder sie heiratet auch, und dann sind alle geborgen. Heiraten ist ja schließlich doch immer das beste!"

Und der alte Junggeselle wiederholte seinen Gemeinplatz gleich noch einmal, als wäre er der plötzlich gefundene Schlüssel zu einer großen neuen Entdeckung.

Nachdenklich ruhte sein Blick auf der schöngebogenen Linie des Mendelpasses, die über den Dächern Merans blau und fein gegen Süden stand.

„Wie stimmungsvoll das Hochzeitsmahl doch war in dem alten Burggemach", fuhr er fort. „Ja, ja, Ferdinand versteht sich auf solche Arrangements! Wo er nur die bläulichen Rosen aufgetrieben hatte? Ich ahnte gar nicht, daß es dergleichen gibt. Aber freilich! Die landläufigen roten hätte er für diesen Tag zu alltäglich gefunden. Japan hat ihn noch mehr in den Kultus des Ästhetischen getrieben. Sie glauben gar nicht, gnädige Frau, wie massiv und robust ich mir oft neben diesem feingliedrigen Bruder erscheine. Ja, ja, das Ausland erzieht. Wir daheim bleiben immer etwas die Bären."

Blaugrün und weiß, mit starkem Gefäll, strömte



neben ihnen die Passer dahin, in eiliger Hast, als ahne sie schon die Nähe des größeren, stärkeren Stromes, der vom Vintschgau her aus den Gletscherhöhen kam, um alles, was an kleinen Flüssen von den burggekrönten Bergen herniedersprudelte, wie mit magnetischer Kraft an sich zu ziehen und mit nach Süden zu reißen, in die Reisfelder der Lombardei, vor die Tore Veronas. Unter echten Kastanien und lichtgrünen Ahornen tobte die Passer dahin, beinah die Worte der Sprechenden übertönend.

„Schade, da ist schon unser schönes Hotel!" sagte der Oberpräsident, als Johanna nach rechts in die kurze Straße einbog — „Ich würde gern den Damen noch ein kleines Symposion in rotem Burgunder vorschlagen, wenn ich nicht einen Korb befürchten müßte in Hinsicht auf die lange Heimfahrt morgen früh."

„Ja, wir sind müde!" sagte Johanna. „Es war etwas viel in diesen Tagen. Mein Mann hat mir nur so kurzen Urlaub bewilligt. Und Sie wissen ja, Exzellenz, ich habe nun den großen Sohn, dem ich gründlich auf die kleinen Finger passen muß!"

Und sie lächelte strahlend in Gedanken an ihren Reichtum daheim.

Der Oberpräsident, in dem Outsidertum seines Junggesellenstandes, betrachtete staunend wie etwas Unfaßbares diese so jung gebliebene Altersgenossin, die sich da in späteren Semestern noch einen Mann und einen Sohn so unbesorgt aufgeladen hatte. Ja, die Thorensens waren ein besonderes Geschlecht!

„Ich für mein Teil steige morgen im ersten Tagesgrauen auf den Ifinger," schloß er, „und wenn gnädige Frau erlauben, melde ich mich einmal in Lichterfelde — ich gebe ja oft genug Gastrollen in Berlin."

Und er nahm ausführlich und umständlich von den beiden Damen Abschied, etwas enttäuscht, daß er nunmehr des Bruders Wohl allein und ohne Unterhaltung in heißen Tropfen des Feuerweins trinken mußte —

„Ein prächtiger Mann!" sagte Tante Johanna, als sie treppauf gingen. „Und einmal ein noch Unverbrauchter, wie man sie in Berlin kaum mehr sieht! Vermutlich saugt er Lebenskraft aus der Provinz! Aber so stark und robust er aussieht, hat er etwas beinahe kindlich Naives. Daß dieser Tag für uns komplizierter war als für ihn, schien ihm nicht recht gegenwärtig. Wir geben auf, und er gewinnt. Die Furkas sind nunmehr ein Kopf mehr und wir ein Kopf weniger. Er ist eben auch naiver Egoist wie das Gros der Männer."

„Er ist gutmütig", sagte Gunhilde. „Er gab allen Bettelkindern am Wege. Aber uns versteht er heute abend nicht ganz. Das ist auch wohl zu viel verlangt von einem Dritten!"

Sie traten in das Zimmer, das Gunhilde seit gestern mit ihrer Mutter bewohnt hatte.

Sie hatten es mittags nach der Rückkehr von der Trauung eilig verlassen, da die Brüder Furka im Lesesaal warteten und ihnen das Umziehen ohnehin so lang erschien, daß der junge Ehemann mehrfach den Liftjungen mit Botschaften heraufschickte.

Alles war in der Eile gegangen, in der halben Benommenheit aufregender Ausnahmetage.

Gunhilde hatte nicht mehr aufräumen können, weil es dann so schnell zum Hochzeitsessen in die alte Burg ging, und als sie jetzt an der Chaiselongue vorüberkam, fand sie noch ein seidenes Halstuch der Mutter und ein rotes Juchtentäschchen mit Photographien.

Es waren die Bilder ihrer Kinder. Gunhilde zuckte mit keiner Wimper. Sie gab der Tante das Buch.

„Wenn Mama es vermißt, kannst du es ihr ja nachsenden", sagte sie. Sie öffnete das Fenster.

Von der Straße herauf tönte abendlicher Lärm.

Wie eingebettet in Berge und Bäume, lag der schöne Platz wie ein offenes Blumentreibhaus im Abendschein. Schlank und stark gewachsene Bäume stiegen hinter Gartenmauern über den glühenden Rabatten empor. Durch die Bogenhallen, die mit dem Lauf der Passer nach Süden liefen, wogte das abendliche Getriebe lachender Menschen. Es war kein Ort der Arbeit, das üppig blühende Meran, keine Stätte scharfen Geisterkampfes, aufeinanderdrängender Geschehnisse. Es war ein großes Quisisana für Menschen, die sich anderswo zerrieben hatten — eine Stätte der Zuflucht aus dem Kampf der Tage in ein Meer von Schönheit.

Johanna lehnte sich neben Gunhilde aus dem Fenster. „Wie herrlich ist die Welt!" sagte sie im Zauber des leuchtenden Anblicks.

„Ja," versetzte Gunhilde zögernd, „für die, deren Augen auf vielerlei eingestellt sind. Für mich gibt es nur eine Schönheit. Das sind die Deiche und Buchen bei uns zu Haus."

Tante Johanna empfand etwas wie schlechtes Gewissen. Die beiden andern hatte sie energisch mit sachkundiger Hand an ihren richtigen Platz geschoben. Die waren nun gleichsam settled. Tante Johanna hatte die Familie sozusagen „saniert".

Was aber sollte mit dieser werden?

Für die andern waren die Lose günstig gefallen. Diese eine aber verlor alles, was sie besaß. Ihr hatte sich gewissermaßen das Brett unter den Füßen gelöst.

Was tut man heutzutage mit einem Mädchen ohne Geld, dessen häusliche Pflichten aufgehört haben, und das nichts gelernt hat? Johanna konnte Olaf leicht in ihr Leben hineinschmuggeln, aber Gunhilde nur schwer.

Und Furka? Ein Mensch, der so scheu gegen jeden Anhang war, der vielleicht einmal geruhte, ein paar Sommerwochen in der Schweiz die Kinder seiner Frau um sich zu haben — ein so schwieriges Männerexemplar, in dem ein ungeheures Talent zum Pascha steckte und zum Tyrannen.

Johanna hatte im Laufe der Wochen zwischen Ostern und Pfingsten nur Olafs Einleben und ihrer Schwägerin Anliegen in Gedanken gehabt. Gunhilde, still und liebenswürdig wie immer, war zwischen den andern hingegangen, das selbstverständliche Zubehör zu Mutter und Bruder.

Und nun war es Johanna plötzlich, als hätte sie auf Erden kein bemitleidenswerteres Schicksal gesehen als das, so mit dreiundzwanzig Jahren ohne jede Lebenschance einsam an einem sommerwarmen Abend am Fenster zu stehen, während überall draußen auf den Straßen das Glück hinging — ein Mädchen, aufgegeben von dem einen Mann, dem sie bestimmt war — aufgegeben um eine Lappalie und eine Kinderei, um eine Jugendtorheit, die wie durch die Hand rinnendes Wasser nicht einmal ein schönes Erinnern hatte zurücklassen können — ein Dasein, das nun gewissermaßen überflüssig war und beinah eine Verlegenheit für die andern.

Und in Johannas Herzen quoll plötzlich so viel Mitleid auf mit dem stillen Mädchen am Fenster, daß ihr war, als müsse sie jede andere Rücksicht beiseite setzen, um nur diesem einen Geschöpf wohlzutun.



„So!" sagte sie, jede Rührseligkeit tapfer hinunterschluckend. „Autos fahren so geschwind. Nun ist deine Mutter über alle Berge. Jetzt zu dir, Gunhilde! Das ist ja längst ausgemacht, daß du zunächst mal wenigstens bis zum Herbst bei mir bleibst. Aber ich möchte es mir schon jetzt auch sicher nehmen, daß du unser Haus dauernd als deine Heimat ansiehst. Ich möchte, daß wir da oberhalb unseres Lichterfelder Gartens so eine kleine holsteinische Enklave bilden. Antje haben wir ja auch, und das Bild von Attenrade hängt so schön über Olafs Bett. Ich sage immer, der Begriff Heimat ist viel weniger der Boden, auf dem unser Haus steht, als die vertrauten Möbel an unsern vier Wänden."

Gunhilde wandte sich um und sah die Tante dankbar lächelnd an.

„Das ist ganz wie du", sagte sie. — „Um uns zu helfen, würdest du sogar einen großen Lebensfehler machen. Du hast das warme Herz, was in der kalten Welt so selten ist. Aber siehst du, Tante Johanna, nie würde ich deine Güte gegen uns damit lohnen, daß ich mich dauernd als Bleigewicht an dein Leben hängte. Keine Stunde würde mich die Sorge verlassen, euch zuviel zu sein. Mama hat mich in deinen Schutz gestellt, aber doch auch nur mit dem Gedanken, daß du durch Meister bald wieder von mir entlastet würdest. Du und ich, Tante Johanna, haben uns, glaub ich, schon seit langem über Meister keine Illusionen mehr gemacht. Seine Zeilen an Mama waren doch nur, wie gedruckte Formulare sind. Wir beide haben vor Mama trotzdem diese Möglichkeit aufrechterhalten, um ihr ihre Entschlüsse zu erleichtern. Unter vier Augen aber können wir offen sein. Diese Karte ist verspielt. Aber du sollst nicht die Last davon tragen müssen. Ich gehe einen andern Weg. Ich gehe zu Anka! Ich bin mein Leben lang in ihrem Schatten mitgelaufen. Ich möchte es auch weiter tun" —

„Du?" rief Tante Johanna — „Du willst auch nach Indien? Das ist ja Wahnsinn!"

„Nein", versetzte Gunhilde ruhig. „Es ist kein Wahnsinn! Es ist mein Entschluß! Wenn ich die Sommerwochen noch bei Olaf bleiben kann, so nehme ich es dankbar von dir an. Aber im Oktober fahre ich! Ich habe die Fahrpläne bereits in meinem Koffer. Meine Heimat ist nicht, wo ich unsere Möbel an den Wänden sehe, sondern wo der Mensch lebt, der mir am nächsten auf Erden steht. Ich weiß, daß ich all das, was jetzt auf mir lastet, leichter trage, wenn ich erst mit Anka darüber gesprochen habe."

„Nein, Gunhilde", rief Tante Johanna. „Du fährst in das Dunkel und in die Unsicherheit! Was wir von Lahore wissen und von Changra Lals Familie und von seinen Plänen und Ideen, das ist einzig das, was Anka uns mitzuteilen geruht. Niemand von uns ahnt, auf welcher sozialen Leitersprosse sie da eigentlich stehen, ob sie Geld zum Leben haben, wie sie wohnen, und was sie treiben? Anka arrangiert natürlich alles in ihren Briefen. Und solch tiefen Groll mir damals in Attenrade auch Asmus eingeflößt hat, wer weiß, ob er nicht im Recht ist mit seiner Sorge, daß Anka und Changra Lal dort an politischen Umtrieben teilnehmen. Und du, Gunhilde, bist wahrlich nicht auf die Welt gekommen, um Indien mit zu befreien!"

Gunhilde spielte am Fensterkreuz.

„Und wenn ich ins Unsichere fahre und ins Dunkle — ich tu es doch. Und wenn wir uns plagen müssen und arbeiten, wenn ich auch jahrelang in Ankas photographischem Atelier Platten entwickeln muß und Films baden — es lockt mich mehr, als hier im Vaterland wie ein überflüssiger Gegenstand von einem zum andern geschoben zu werden. Natürlich! Ich könnte ein Vierteljahr nach Moen und ein Vierteljahr zu Pastor Schreiber, der mich so freundlich bat. Ein Vierteljahr zu dir und ein Vierteljahr zu Wettersteins in den Schwarzwald. Und als Intermezzo würde ich ab und zu eine Stellung versuchen, mit einer alten, wohlbeleumdeten Professorenwitwe an den Genfersee reisen, ihr die Strümpfe anziehen und sie mit Leihbibliotheksbüchern in den Schlaf lesen. O, ich sehe viele Möglichkeiten meines Lebens, falls ich in Europa bleibe — aber keine einzige, die mich verlockt!"

Tante Johanna hörte gespannt zu. Die stille Gunhilde hatte sich entwickelt. Das Leben, durch das sie jahrelang träumend und willenlos hingegangen, sah sie plötzlich mit scharfem, sicherem Blick, wie es war in seiner unbarmherzigen Nüchternheit mit allen Schwierigkeiten.

„Nein, nein, Gunhilde!" rief Johanna. „Ich mag es nicht ausdenken, daß du uns auch so entgleitest, wie Anka uns allen schon entglitten ist. Du darfst nicht vorschnell handeln. Warte doch, was dir dein junges Leben noch in der Heimat bringen kann. Warum sollst du nicht auf normale Weise glücklich werden? Dich verheiraten? Der Mensch muß auch zuwarten können! — Du wirst noch so viel erleben. Vielleicht war doch das alles nur Vorspiel...."

„Heiraten?" sagte Gunhilde. „Und ihr alle, die ihr euch freundlich für mich interessiert, würdet mit daran arbeiten, mir für den entglittenen Meister einen Ersatz zu stellen. Und in Moen würde vielleicht ein junger Pastor auf mich gehetzt, und Wettersteins sähen die Waldshuter Fabrikanten für mich durch. Und du, Tante Johanna, hilfreich und energisch, wie du bist, würdest Umschau halten unter allen Möglichkeiten in deinen Kreisen! Und bei dieser Heerschau würde als leiser Untergedanke bei jedem die Betrachtung mitlaufen: Gar zu hohe Ansprüche darf natürlich Gunhilde nun nicht mehr machen! Sie hat das Unglück mit Meister gehabt — sie ist nicht fähig, selbst für sich zu sorgen — sie muß Gott danken, wenn sie standesgemäß irgendwo unterkommt. O nein, Tante Johanna! Mein Unglück mit Meister, wenn wir es nun einmal so bezeichnen wollen, hat mich nicht zu dem Standpunkt herabgedrückt, es nunmehr ‚billiger zu tun', wie man so sagt. Ich mag nicht Ware sein auf dem Heiratsmarkt. Ich mag keinem zur Last fallen. Ich gehe nach Indien! Meine weitere Zukunft besorg ich mir nun selbst."

Sie trat vom Fenster fort. Die Dämmerung floß um die zarten Linien ihrer Gestalt. Johanna fragte sich bitter, weshalb denn die Natur so verschwenderisch sei, gerade einen überflüssigen Menschen mit so viel Reizen auszustatten? Was sollte in dem fremden Land, unter dem fremden Volk mit diesem heimatverwehten Blatt werden?

Sie legte die Hand über die Stirn.

„Gunhilde! Ich habe dich klein auf dem Arm gehabt! Ihr seid jahrelang meine Freude und mein Stolz mitgewesen — ich mag es nicht denken, daß Anka dein Schicksal in die Hand nimmt, daß eines Tages, gerade so unvorbereitet wie damals bei ihr, aus blauer Luft, die Anzeige zu mir kommt, daß auch du da in der Fremde irgendwen — einen Heiden und einen Asiaten



— geheiratet hast! Und du wirst es tun, sobald Anka es will! Du bist immer unter ihrem Einfluß gewesen. Ihre Torheiten hast du mitgemacht, und für ihre Sünden hast du mitgebüßt."

Gunhilde hob den Kopf höher und schloß die Lider, des Streitens müde.

„Für mich gibt es keine Wahl", sagte sie. „Anka ist der einzige Mensch auf der Welt, der mich liebt und sich nach mir sehnt. Und du hast ja Olaf! Der Sohn vom Haus ist die Hauptsache. So hast du selbst gesagt und mit vollem Recht" —

„Was wird deine Mutter sagen?" rief Johanna.

„Sie ist nicht mehr zuständig über mich", versetzte Gunhilde kopfschüttelnd. „Ich werde ihr nie vergessen, daß sie bereit war, sich für uns zu opfern — aber es ist stets ihre Besonderheit gewesen, daß sie über das eigentliche Leben ihrer Töchter niemals Bescheid gewußt hat. Was sollte mir also ihr Rat?"

„Willst du nicht Meister fragen?"

„Meister?" Gunhilde kräuselte die Lippen. „O Tante Johanna! Wenn ich auf dem Schiff stehe und den letzten Streifen europäischen Landes am Horizont verdämmern sehe, so wird mir die Minute leicht sein, weil dann der Erdteil hinter mir versinkt, auf dem Meister lebt, und sich damit noch der letzte Zusammenhang mit diesem allzu strengen Richter meiner Sünden löst. Ich habe keine Sehnsucht mehr nach ihm. Nur eine gewisse Bitterkeit empfinde ich, wenn ich an dies viel zu lange, demütigende Kapitel meines Lebens denke. Aber ich weiß — alle Dinge, über die ich hier geweint habe, werden ihren Stachel verlieren, sobald Anka über sie lacht! Ich habe mit der andern Art Liebe kein Glück gehabt. Aber die Schwesternliebe ist mein Hafen. Seit Anka fort ist, hat sie keinen Brief geschrieben, in dem sie mich nicht um mein Kommen bittet. Nach nichts in Europa hat sie Heimweh — außer nach mir. Und nur wer meine persönlichen Erlebnisse genau kennt, kann richtig ermessen, wie wohl es einem einsamen Menschen tut, wenigstens bei jemand so hoch im Preise zu stehen."

Tante Johanna sagte gar nichts mehr.

Sie setzte sich still hin mit übereinandergeschlagenen Händen und sah der Mondsichel zu, die schräg und silbern in der lila gefärbten Luft schwamm.

Sie hatte sich auf diesen Abend wie auf einen Triumph gefreut. Agnes „besorgt und aufgehoben" und Olaf ihre Beute. Nun aber war das Schicksal des „ausgelosten" Mädchens wie ein Wermutstropfen in dem heißersehnten Becher....

* * *

Es war ein Tag im Oktober, und der Ostindiendampfer verließ die Reede von Brindisi.

Starkblau und straffgespannt bog sich der italienische Himmel über die staubbefreite Erde.

Die Oktoberregen waren niedergegangen, und Italiens schöner Frühling im Herbst fing an, wieder bunte Töne in die vom Sommer verdorrte Landschaft zu weben, frische Blüten über die bröckelnden Mauern zu hängen, mit neuen Rosen die Gärten zu schmücken.

Die Sonne wenigstens ist ein Glück! dachte Tante Johanna, die winkend am Hafendamm stand. Wenn es heute auch noch regnete, so wäre es unerträglich.

Zwischen all den fremden Gestalten am Schiffsrand, die noch Abschiedsgrüße riefen und ihre Taschentücher schwenkten, stand Gunhilde Thorensen und sah ruhig und ernst auf das Land zurück.

Sie lächelte — aber es war ein müdes Lächeln.

Und Tante Johanna haderte mit dem Geschick!

Warum büßte nun diese eine die Schuld der andern?! Alle übrigen gingen den Weg zum Glück. Und die einzig Schuldlose zahlte für die andern den Preis....

Was sollte dies junge Geschöpf auf fremden Meeren, auf Ozeandampfern, in indischen Zauberstädten — sie, die allein für einen grünen Garten droben in der Heimat geschaffen war?

Einsam, vom alten Europa abgestoßen, zog sie nun in der fremden Schar ostwärts mit ihrem tapferen Herzen, das sich nie in Klagen erging und schweigend seine Leiden litt.

Was in der Familie Thorensen in den Jahren des Glücks gefehlt war — das war aus Gedankenlosigkeit gefehlt. So wie täglich tausend Menschen sündigen, denen der richtige Maßstab der Dinge in der Hetze des Lebens abhanden kommt....

Warum mußte gerade diese so schwer büßen?

Frau Doktor Furka pflegte in Madeira ihren Mann, den schwierigen Ästheten, dessen Eigenheiten sie beglückten. Die Mutter hatte den Weg ins Leben ebenso schnell wiedergefunden, wie sie schnell die Flügel hängen ließ in den Tagen des Elends.

Olaf mit den langen, blondgekräuselten Haaren, die Johanna nie zu kurz schneiden ließ, weil sie ihn dem eigenen Kinderideal so ähnlich machten, sprang, vergöttert von Professor Hansen, strahlend und übermütig über die sonderbare kleine Holzbrücke im Garten von Lichterfelde-West. Gunhilde aber schwamm allen Unsicherheiten des Lebens schutzlos entgegen.

Der Riesendampfer machte eine scharfe Biegung. Gunhildens blauer Schleier wurde unsichtbar.

Tante Johanna ging ihres Weges, stürmend, wie sie es immer tat, wenn Gedanken sie peinigten. Durch die fremden Gassen und Straßen lief sie bergauf mit feuchten Wimpern. Sie hatte sich zusammengenommen, die ganze Reise durch, ebenso wie Gunhilde sich zusammennahm.

Nun aber war es zu viel!

Sie sah eine graue Mauer, an der ein Stein vorsprang, die Mauer des alten Kastells, in der die Sträflinge saßen, zu denen als einziger Ton aus der Welt da draußen die langen Pfiffe der kommenden und gehenden Ozeandampfer hinaufdrangen.

Sie sah das Schiff, wie es fern und ferner auf saphirblauen Wogen der Sonne entgegenfuhr.

Das war nun das Finale in der Geschichte der Familie Thorensen — das war das Ende!

Und sie dachte des kleinen weißen Hauses droben in Schleswig-Holstein, umblüht von Phlox, gefüllt mit Glück durch lange Jahre, die Heimstätte eines gesunden Geschlechts, das bestimmt war, in Frieden und Fröhlichkeit über den Boden der Heimat zu gehen, bis sich sein Gefährt dem verhängnisvollen Magnetberg entgegengewandt hatte.

Und Johanna Thorensen, die sonst niemals weinte, die mit energischen Händen alle Dinge angriff, die auf ihrem Wege lagen, beugte die Stirn auf die Hände im Schatten des alten Kastells und weinte bitterlich über die verloschene Herdflamme da droben im Hause des Bruders....



Das weiße Gold.

Von W. Herbert. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Einen weiten Weg nach Osten müssen wir zurücklegen, um in das Reich des Platins zu gelangen. Wo das Uralgebirge und der 58. Breitengrad sich schneiden, wo die Wegweiser nicht mehr nach kleinen Dörfern und Städtchen zeigen, sondern wo ihr einer Flügel glatt nach Europa und der andere nach Asien hineinragt, da beginnt das Land des weißen Goldes. Dort erhebt sich der Berg Katschkanar, und aus seinen Grotten und Schründen entspringt der Fluß Iß, um in einem 42 Kilometer langen Lauf der Tura zuzueilen.



Alte Platinminen im Fluß Iß.

Das ist das Gebiet des „weißen Goldes", umhegt und von Grenzwachen umstellt, damit ja kein Unbefugter hier die Kostbarkeiten einer gütigen Natur davontrage. Denn wer Glück hat, der kann hier unter Gestein und Geröll irgendein mattglänzendes Metallstück im Wert von Tausenden aufheben.

Ist doch das Platinmetall, das weiße Gold, heute sehr viel kostbarer als das gelbe, zahlt man für ein Kilogramm reines Platin doch heute etwa 6000 Mark, für ein Kilogramm Gold nur 2300. Ein Preis, der freilich verständlich wird, wenn wir bedenken, wie unendlich nützlich und unentbehrlich gerade das Platin für unsere moderne Technik ist. Lassen sich doch nur aus ihm jene Tiegel und Schalen herstellen, die in gleicher Weise der Weißglut wie dem chemischen Angriff widerstehen. Wären doch elektrische Glühlampen ohne Platin überhaupt nicht denkbar.



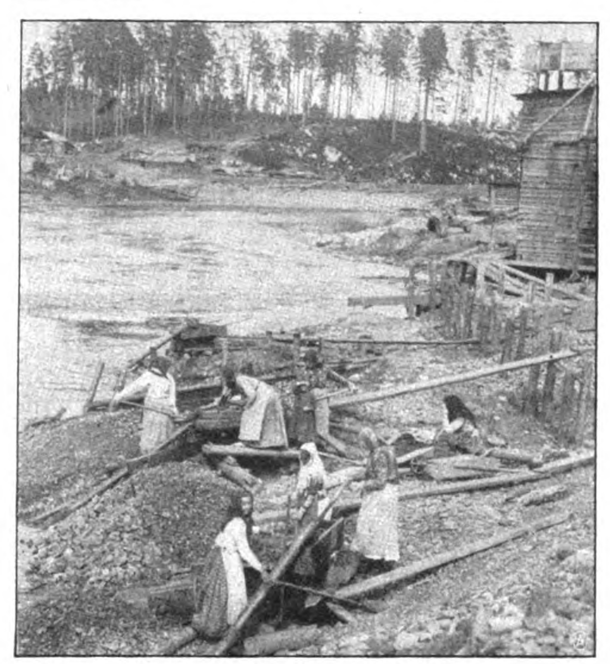
Bei der Arbeit
im abgelenkten Flußbett des Iß.

Doch nicht nur die Verwendungsmöglichkeit bestimmt den Wert, sondern ebensosehr auch die Schwierigkeit der Gewinnung. Und das weiße Gold wird nicht leichter gewonnen



Eine Ueberschwemmung des Flusses.





Frauen an den Handwaschbrettern.

Das Flußbett mit der Dampfwascheinrichtung.

als das gelbe. Gediegen findet es sich in Form feinster Schüppchen und Körnchen und bisweilen auch in Form größerer Tropfen und Brocken in das Urgestein der Berge eingesprengt, aus denen der Iß entspringt. In nimmerruhender Arbeit und im Verein mit Frost und Hitze sprengt und bröckelt der Fluß das Gestein zu Geschiebe, zermalmt es zu Schlamm und Sand, und so enthält das Flußbett des Iß das wertvolle Metall



Der Strom Tura mit einer Platinschwemme.

Der Flußsand wird aus dem Strom geholt.

allenthalben. Seit 80 Jahren wird hier das weiße Gold gesucht und gefunden, und wohl an keiner einzigen andern Stelle der Erde kommt es wieder in solcher Konzentration vor. Liefern doch die hier bestehenden Wäschereien etwa 80 Prozent des ganzen, überhaupt auf der Erde gewonnenen Platins.

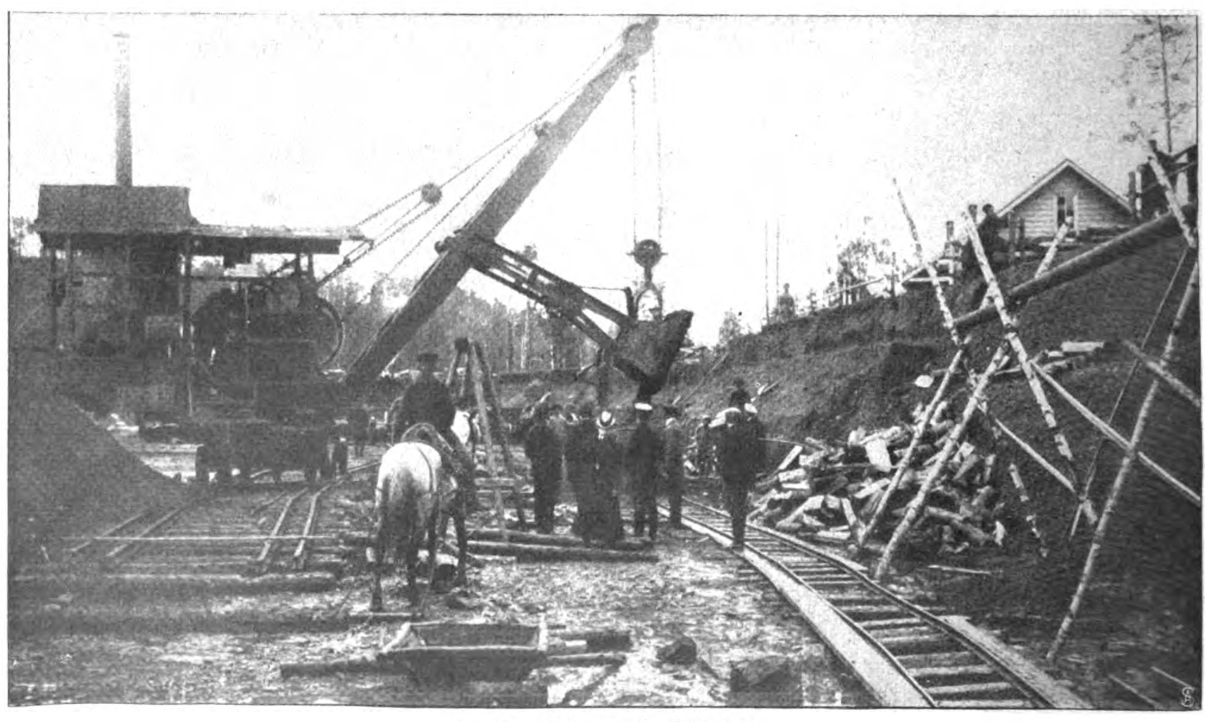
Das Platin ist das schwerste aller Metalle. Es besitzt das spezifische Gewicht 22, d. h., Platin wiegt 22 mal so schwer wie die gleiche Menge Wasser. In einen normalen Maßkrug geht ein Liter Wasser im Gewicht von einem Kilogramm. Wenn wir den Krug aber mit massivem Platin füllen, so gehen 44 Pfund oder beinah ein halber Zentner hinein.

Die Einrichtung der Dampfwäscherei.

Dies hohe spezifische Gewicht wird bei der Gewinnung in den Wäschereien ausgenutzt, in ähnlicher Weise, wie es auch beim Gold geschieht. Man bringt den platinhaltigen Sand in große Waschtrommeln, rührt ihn mit Wasser zu einer Brühe an und läßt diese Sauce unter fortwährendem Nachgeben von frischem Wasser über lange, schwach geneigte und mit Filz beschlagene Bretterbahnen herunterlaufen. Während die leichteren Sandteile glatt weglaufen, schlämmt sich das Platin mit schwereren Verunreinigungen, speziell mit Eisen und Sand vermengt, in den Filz ein. Dieser Bodensatz wird in getrennter Arbeit aus dem Filz wieder herausgewaschen und nun in besonderen Waschapparaten weiter gespült, bis endlich der reine Platinstaub zutage tritt und gesammelt, getrocknet und in lederne Beutel verpackt werden kann.

Diese einfache Waschmethode ist nicht sehr vollkommen, aber es ist die einzige überhaupt mögliche Art, das Platin zu gewinnen. In den Goldwäschereien kann man sich helfen, indem man die Böden der Waschtröge mit Quecksilber belegt. Das Quecksilber packt infolge seiner chemischen Verwandtschaft das allermeiste Gold und hält es fest. In den Goldwäschereien verarbeitet man endlich die gewaschenen Sande noch einmal mit Zyankalilauge und holt dabei das letzte Fünkchen Gold heraus. Beim Platin ist alles das unmöglich. Es reagiert weder auf Quecksilber noch auf Zyankali. Einzig und allein durch Waschen und immer wiederholtes Waschen mit reinem Wasser muß man die Trennung des Sandes und Schlammes vom Edelmetall bewerkstelligen.

Und es muß einiger Sand gewaschen werden, um auch nur eine nennenswerte Prise des edlen Metalls zu erhalten. Man muß etwa 80 000 Kilogramm Erde aufwühlen und durchspülen, um 25 Gramm zu erhalten. Dabei kommt als brauchbarer Boden lediglich der Flußsand und Flußgrund in Betracht. Wo dieser von späteren Ueberwehungen verdeckt ist, muß dieser tote Grund, der „Torf", erst abgeräumt werden.



Der Trockenbagger in Tätigkeit.

Die Ausbeutung findet nun in verschiedener Weise statt, möglichst immer so, daß man so schnell und einfach wie möglich an den Flußsand gelangt. Zu dem Zweck wird der Iß auf kürzere oder längere Strecken durch die Errichtung großer Dämme in ein neues Bett geleitet, und der freiliegende Grund des trockenen Bettes wird nun ausgehoben und zu den Waschmaschinen geschafft. Das geschieht stellenweise mit Schaufel und Karre durch Handarbeit, stellenweise auch durch große Trockenbagger und durch Maschinenarbeit. Daneben wird auch im Fluß selbst von verankerten Flößen aus der Flußsand gehoben, und andere Arbeiter wiederum, meistens Tataren, graben den Sand von den Ufern ab und bringen ihn zu den Waschmaschinen der Platingesellschaft.

Die Arbeit ist sehr schwer. Denn so herrlich das Land hier mit seinen Tannenwäldern und üppigen Wiesen anmutet, so fürchterlich ist das Klima: 45 Grad Wärme im Sommer und 45 Grad Kälte im Winter. Im Sommer neben der glühenden Hitze die Plage von Millionen und aber Millionen von Stechmücken und Fliegen. Unablässig schwelen dann Feuer von Tannenzapfen, um durch dichte Rauchentwicklung die Plagegeister einigermaßen fernzuhalten. Vom Rauch gebeizt, trotzdem noch arg zerstochen und bis an die Knie im Wasser stehend, verrichten die Wäscher dann die freiwillige Zwangsarbeit, wie es die Russen nennen. Und in der sibirischen Kälte des Winters werden die Vorbereitungen für neue Flußableitungen und für die Erschließung neuer Gruben verrichtet. Alles in allem eine Höllenarbeit.

Und der Erfolg: Aus diesem Gebiet eine Menge von etwa 200 Zentner Platin im Wert von 36 Millionen Mark. Platin freilich, das noch der chemischen Läuterung bedarf. Denn es enthält noch andere Edelmetalle der Platingruppe: das Iridium, das wir für die Spitzen unserer Goldfedern benutzen, Osmium, das in der Glühlampenindustrie eine Rolle spielt, und weiter noch Palladium, Rhodium und endlich Spuren von Gold und Eisen. Aber diese Raffinade erfolgt erst in den chemischen Fabriken Westeuropas. So, wie das weiße Gold hier im Ural aus Sand und Schlamm erwaschen wurde, verläßt es, bereits viele Millionen wert, in schlichten Lederbeuteln das Land.

Bilder aus aller Welt.



Agence Gen. d'Illustrations.

Mme. Lagardelle, Paris, gibt in der französischen Armee Lese- und Schreibunterricht.

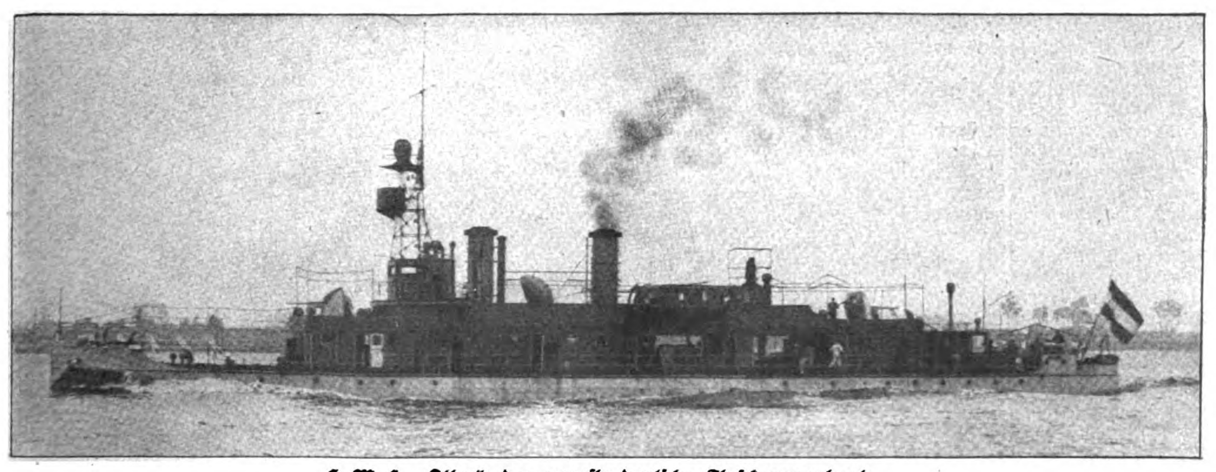
In der französischen Armee gibt es noch viele Analphabeten. Eine energische Russin, Fr. Lagardelle, hat sich nun entschlossen, diesem Uebelstand abzuhelfen und die Soldaten im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Es ist ihr bereitwilligst die Erlaubnis zu diesem dankenswerten Versuch erteilt worden.

Die Akademie Goncourt in Paris hat einer einfachen Schneiderin Marguerite Andoux den Preis für ihren Roman „Marie Claire" zuerkannt. Der Roman ist die Lebensgeschichte der Verfasserin, die im größten Elend bis an den Rand der Verzweiflung getrieben wurde. Literarische Unterstützung gewährte der Novize der Romancier Ottave Mirbeau.

Das neueste Flußkanonenboot „Otter" des Deutschen Reiches, auf dem Jangtse stationiert, stellt einen ganz neuen Typ dar und erzielte bei seiner ersten Fahrt einen bemerkenswerten Schnelligkeitsrekord und gute Leistungen bei der Ueberwindung der Stromschnellen. Das Deplacement beträgt 270 Tonnen, die Schnelligkeit



Marguerite Andoux, eine Pariser Näherin als Verfasserin eines preisgekrönten Romans.



S. M. S. „Otter", das neueste deutsche Flußkanonenboot, erzielte auf dem Jangtse einen bedeutenden Schnelligkeitsrekord. Das Boot ist auf der Werft von Tecklenborg, Geestemünde, erbaut



An Bord des „Kaiser Wilhelm der Große". Von links: Werner Alberti, Xaver Scharwenka, Albert Reiß, Alexander Heinemann, Kapellmeister Mandelbrod.

14 Seemeilen. Die Besatzung ist 45 Köpfe stark.

Seit Jahren gehen deutsche Künstler nach Amerika, sowohl als Ensemble für große Opern wie auch zu Konzerttournees. Die Begeisterung für europäische Sänger ist in der Neuen Welt eine große und ehrliche, und die Amerikaner lassen es sich viel Geld kosten, um europäische Kunst dort genießen zu können.



Phot. v. Dühren.

Generalmaj. z. D. E. Zobel †

Vor wenigen Tagen starb in Wilmersdorf bei Berlin der Generalmajor z. D. Eugen Zobel im 73. Lebensjahr. Der Verstorbene galt als eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Pferdesports und der Pferdezucht. In gemeinnütziger Weise hat er sich große Verdienste um den Fahrsport in Berlin erworben. Er sorgte für sachgemäßen Unterricht der Kutscher und trug viel dazu bei, die Pferde vor roher und unverständiger Behandlung zu schützen.

In Wien fand vor kurzem ein Wohltätigkeitsfest zum Besten der Kaiser-Jubiläumsstiftung statt. Das Fest war im großen Stil arrangiert und stand unter dem Protektorat der Erzherzogin Maria Josepha. Den Clou des wohlgelungenen Festes bildeten plastische Szenen mit dem freundlichen Titel „Mädchenzauber", deren eine Gruppe wir im Bilde wiedergeben. Es hatte sich ein Komitee von Damen der Aristokratie und der ersten Wiener Gesellschaft gebildet. Die künstlerischen Darbietungen lagen in den Händen Dr. Ritters von Patasi. Der der Kaiser-Jubiläumsstiftung für Militärwaisen und dem Witwenhort zugefallene Reinertrag war ein bedeutender.



An Bord der „Kronprinzessin Cecilie": 1. Slezak, Wien. 2. Jadlowker, Berlin. 3. Caruso, Neuyork. 4. Frl. Morena, München. 5. Hinckley, Neuyork. 6. Fr. Weidt, Wien. 7. Soomer, Leipzig.

Deutsche Kunst jenseit des großen Teiches.



Phot. C. Seebald.

1. Frl. E. Przyborsky. 2. Frl. v. Wessely. 3. Fr. Generalin Löbl. 4. Frl. O. Przyborsky. 5. Frl. v. Stöeger-Steiner. 6. Frl. v. Haymerle. 7. Fr. Generalintendant Jarzebecka.

Von einem Wiener Wohltätigkeitsfest unter dem Protektorat der Erzherzogin Maria Josepha

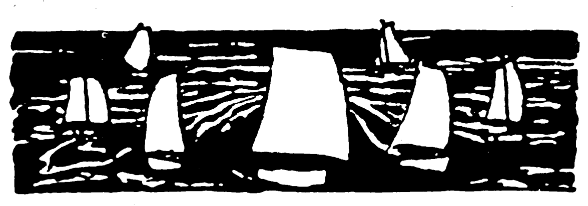
zum Besten der Kaiser-Jubiläumsstiftung.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 50. | Berlin, den 10. Dezember 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.



Die sieben Tage der Woche.

1. Dezember.

In Elberfeld eröffnet der Regent von Braunschweig Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg die Hauptversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft.

In Berlin stirbt, 44 Jahre alt, der preußische Gesandte bei den Hansestädten, frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Graf Adolf von Götzen (Portr. S. 2118).

2. Dezember.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Labiau-Wehlau für den verstorbenen konservativen Abgeordneten Arendt wird eine Stichwahl zwischen den Kandidaten der Konservativen und der fortschrittlichen Volkspartei notwendig.

Der Arbeitgeberverband der Edelmetallindustrie in Pforzheim gibt bekannt, daß sämtliche Betriebe vorläufig bis zum 2. Januar geschlossen werden.

In England beginnen die Neuwahlen zum Unterhaus. In der Londoner City werden die unionistischen Kandidaten Balfour und Banbury gewählt.

In der italienischen Deputiertenkammer erklärt der Minister des Aeußern Marquis di San Giuliano den Dreibund für die feste Grundlage der auswärtigen Politik Italiens, die die Aufrechterhaltung des Weltfriedens bezwecke.

3. Dezember.

Bei einem Uebungsflug mit einem Militäraeroplan auf dem Feld von Centocella bei Rom stürzt der Ingenieur Cammarota mit seinem Begleiter Pionier Castellani ab. Beide finden bei der Katastrophe den Tod.

Der Präsident von Mexiko Porfirio Diaz ernennt eine Friedenskommission, die mit den Aufständischen verhandeln soll.

4. Dezember.

Neuere Meldungen aus Mexiko besagen, daß sich die ganze Provinz Chihuahua in den Händen der Rebellen befindet und der Aufstand um sich greift.

In Boston stirbt, 81 Jahre alt, Mrs. Mary Baker-Eddy (Portr. S. 2120), die Begründerin der christlichen Wissenschaft.

In China werden als Vorbereitung für das konstitutionelle System die Departements für Heer und Flotte in selbständige Ministerien umgewandelt.

5. Dezember.

Aus Prag wird gemeldet, daß die medizinische Fakultät der Deutschen Universität Kaiser Wilhelm zum Ehrendoktor ernannt hat.

Bei der Landtagsersatzwahl in Breslau für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Ziesche wird der freisinnige Handelskammersyndikus Ehlers-Berlin gewählt.

6. Dezember.

In Innsbruck stellen die Studenten den Besuch der Kollegien ein, weil die Regierung keine Schritte zum Bau einer neuen Universität tut. Der Rektor sistiert sämtliche Vorlesungen.

7. Dezember.

Das Ergebnis der bisherigen englischen Wahlen zeigt keine wesentliche Veränderung der Parteistärken. Es sind 146 Unionisten und 152 Kandidaten der Regierungspartein — Liberale, Arbeiter und Iren — gewählt.

Verkehr mit leichtentzündlichen Stoffen.

Von Brandinspektor Mende.

Auf dem Lagerhof der Benzinlagerungs-Gesellschaft bei Rummelsburg sind in der verflossenen Woche rund eine Million Liter Benzin verbrannt, drei Millionen Liter sind in den geretteten Behältern erhalten worden. Nun waren die vorhandenen 19 Tanks, von denen die größten je eineinhalb Millionen Liter Inhalt haben, nur etwa zur Hälfte gefüllt, denn insgesamt können auf diesem Lagerhof gegen neun Millionen Liter gelagert werden.

Für Groß-Berlin stellt sich der Jahresbedarf an Benzin auf etwa 24 Millionen Liter. Das sind ganz gewaltige Zahlen, und erschreckt wird mancher fragen: Wenn solche Mengen dieser so gefährlichen, aber notwendigen Stoffe in den Verkehr kommen und im Stadtgebiet in kleinsten Mengen gelagert und verabreicht werden, läßt sich dann überhaupt noch in ausreichender Weise für die öffentliche Sicherheit sorgen? Und welche Mengen anderer, nicht minder gefährlicher Stoffe mögen außerdem noch in großen und kleinen Lagern vorhanden sein? Nun, wenn die bestehenden Bestimmungen über die Lagerung und den Verkehr mit leicht entzündlichen und explosiven Stoffen nicht geradezu gröblich verletzt werden, dann sind Katastrophen wohl ausgeschlossen.

Die Einzelheiten der Bestimmungen müßte man zunächst herleiten aus den Eigenschaften der verschiedenen gefährlichen Stoffe, und sodann müßte man dem vorhandenen Bedürfnis Rechnung tragen, um den Verkehr nicht unnötig zu erschweren. Solche Vorschriften sind aufgestellt für verschiedene größere Gruppen feuergefährlicher Stoffe, z. B. für Sprengstoffe, für Spiritus, für Aether, für Kollodium, Schwefelkohlenstoff und verwandte Stoffe, für Mineralöle, für Zelluloid usw.

Von den Mineralölen ist das gefährlichste das Benzin. Benzin ist leichter als Wasser, mischt sich nicht mit

Wasser und läßt sich auch nicht mit Wasser löschen. Es entwickelt schon bei gewöhnlicher Temperatur leicht brennbare Dämpfe, die, mit Luft gemischt, explosiv wirken, und diese Dämpfe sind schwerer als Luft, sinken also stets zu Boden und breiten sich auf dem Boden aus.

Der Verkehr mit Benzin unterliegt nun auch ganz besonders scharfen Bestimmungen: In Wohnräumen dürfen höchstens 15 Kilogramm und nur in Sicherheitsgefäßen aufbewahrt werden. Das sind Gefäße aus starkem Blech, die genietet und gefalzt sein müssen, um Beschädigungen zu widerstehen. Diese Gefäße müssen mit Sicherheitsverschlüssen verschlossen sein, die ein Platzen der Gefäße und das Hineinschlagen von Flammen verhüten (Salzkottener Gefäße).

Bei zahlreichen Versuchen und auch im Ernstfall haben sich derartige Gefäße als sicher erwiesen. Sie sind bis zu den kleinsten Abmessungen im Handel zu haben, und es kann nicht genug empfohlen werden, auch für den Haushalt solche Gefäße zu beschaffen, statt Benzin in Glasflaschen aufzubewahren, die leicht brechen und das Benzin auslaufen lassen.

Wird Benzin verschüttet, so lösche man sofort offenes Feuer und Licht, schließe die Türen nach den Nebenräumen, öffne die Fenster und sorge für kräftigen Luftzug ins Freie. Durch Schwenken von Tüchern wird die Ventilation wirksam unterstützt, und durch Aufstreuen von Sand, Sägemehl, kalter Asche usw. wird das Benzin aufgesaugt.

Da die Benzindämpfe immer zu Boden sinken, so können sie sich schon an der offenen Ofenheizung entzünden.

Ueberaus gefährlich ist das Reinigen von Kleidern oder Handschuhen bei offenem Licht. Wenn der Handschuh auf der Hand in Brand gerät, dann kann man ihn nicht schnell genug abziehen, und schwerste Verbrennungen sind die Folge. Man nehme also derartige Arbeiten am Tage bei offenem Fenster vor.

Mit brennenden Kleidern soll man nicht fortlaufen, weil durch den Luftzug die Flammen nur noch mehr angefacht werden; man wälze dann die Person auf dem Boden und ersticke die Flammen durch Tücher, Decken oder dergleichen, am besten von reiner Wolle, weil diese nicht brennt.

Kleinhändler dürfen im Laden nur 30 Kilogramm Benzin vorrätig halten und auch nur in Sicherheitsgefäßen. Das Abfüllen bei offenem Licht ist verboten, und ein jeder kann zur Verhütung von Unfällen beitragen, indem er seinen Bedarf an Benzin bei Tage deckt. Vorsichtige Händler verkaufen abends, wenn die Gasflammen brennen, überhaupt kein Benzin.

Erheblich ist der Verbrauch von Benzin in Wäschereien sowie zur Bereitung von Putz- und Klebemitteln, und diese gewerblichen Betriebe werden streng daraufhin kontrolliert, daß immer nur so viel Benzin in den Räumen vorhanden ist, als augenblicklich gebraucht wird, daß offenes Feuer und Licht nicht brennt, daß genügende Ventilation vorhanden ist usw.

In ständiger Zunahme begriffen sind die Benzinlager für den Automobilbetrieb.

Nach den Vorschriften dürfen bis 300 Kilogramm Benzin in dicht gemauerten Gruben oder Umwehrungen auf den Höfen gelagert werden, so daß Benzin nicht fortfließen kann. In Kellern oder im Erdgeschoß dürfen gleiche Mengen gelagert werden, wenn diese Räume ringsum feuersicher abgeschlossen sind und nicht mit den notwendigen Treppenhäusern in Verbindung stehen.

Die Automobile selbst dürfen nur in besonderen feuerfesten Räumen aufgestellt werden, die keine Ofenheizung haben und nur elektrisch beleuchtet werden. In den Garagen selbst darf kein Benzin gelagert werden, und das Füllen der Automobile mit Benzin soll nur im Freien vorgenommen werden.

Das noch vielfach übliche Einfüllen von Benzin mit Gießkannen ist sehr gefährlich, und die Herren Automobilbesitzer sollten ihren Chauffeuren recht scharf auf die Finger sehen, daß sie beim Reinigen der Motoren und beim Füllen der Behälter nicht rauchen, daß sie mit der Lötlampe nicht in der Garage arbeiten und die Lampen der Wagen nur außerhalb der Garage anzünden und löschen.

Größere Mengen von Benzin über 300 kg dürfen nur mit Genehmigung der Landespolizei gelagert werden, und je nach der Menge des Benzins werden Lagerhöfe vorgeschrieben, die von einer völlig freien Schutzzone von 10—15 m umgeben sind. Als sehr sicher hat sich die Benzinlagerung in unterirdischen eisernen Tanks bewährt, wenn diese Tanks und alle Rohrleitungen unter dem Schutz von flammenstickenden Gasen (z. B. Kohlensäure, Stickstoff) stehen (System Martini & Hünicke).

Ein solches Lager befindet sich z. B. auf den Viktoriaspeicher, und bei dem großen Brande 1907 blieb das ganze Lager daselbst völlig unversehrt.

Für so gewaltige Lagerungen wie in Rummelsburg ist das genannte Verfahren wegen der zu großen Kosten nicht anwendbar.

Dort wird das Benzin in eisernen Tanks aufbewahrt, die innerhalb einer Erdumwallung von etwa 3 m Höhe stehen. Die Seitenwände der Tanks sind aus starkem Eisenblech genietet, die Deckel bestehen aus dünnem Blech und sind nur leicht angenietet, so daß sie im Fall eines Brandes leicht abfliegen, ohne daß die Seitenwände durch den Druck bersten. Das Benzin brennt dann aus der großen Oeffnung oben heraus.

Die Tanks sind natürlich mit Blitzableitern gesichert, und rings um die Erdumwallung ist noch eine Schutzzone bis zu 50 m gänzlich frei erhalten. Die Anfuhr des Benzins nach den Lagerhöfen erfolgt entweder in besonders konstruierten Tankkähnen oder mit der Bahn in Tankwagen. Für die Beförderung dieser Tankwagen mit der Eisenbahn sind besondere Sicherheitsvorkehrungen getroffen.

Zur Abfuhr des Benzins aus den Lagerhöfen werden meist die bekannten eisernen Benzinfässer benutzt, die einen Inhalt von etwa 250 l haben; für größere Mengen bedient man sich besonderer Tankwagen. Diese Wagen sollen das Benzin sofort an die Läger befördern, so daß also größere Mengen Benzin nie ungesichert in der Stadt verbleiben.

Durch ständige Kontrolle wird nach Möglichkeit für die Sicherheit gesorgt.

Für Petroleum bestehen analoge Vorschriften, nur sind sie nicht so scharf, da Petroleum nicht derart gefährlich ist wie Benzin.

Außerordentlich groß ist die Menge von Spiritus und Spiritusgemischen, die allerorts gebraucht und gelagert werden.

Spiritus entwickelt gleichfalls brennbare Dämpfe, die, mit Luft gemischt, explosiv wirken.

Spiritus hat aber die gute Eigenschaft, daß es sich mit Wasser mischt und bei einer bestimmten Verdünnung überhaupt nicht mehr brennt.



Man kann demnach Spiritusbrände ohne weiteres mit Wasser löschen, und das nimmt ihm einen Teil seiner Gefährlichkeit.

Der Kleinhandel mit Spiritus ist keinen besonderen Beschränkungen in bezug auf feuersichere Lagerung unterworfen, und erst für die Lagerung von mehr als hundert Hektoliter Spiritus bestehen besondere Vorschriften. Diese fordern in der Hauptsache Einrichtungen, um den Spiritus jeden Augenblick unter Wasser setzen bzw. derart verdünnen zu können, daß das Gemisch nicht mehr brennbar ist, ferner müssen die Lagerräume völlig massiv und gut ventiliert sein und dürfen natürlich kein offenes Licht oder Feuer enthalten.

Eine besondere Polizeiverordnung regelt den Verkehr mit Aether, Kollodium, Schwefelkohlenstoffen und anderen Flüssigkeiten, die einen niedrigen Siedepunkt haben und leicht entzündliche Dämpfe entwickeln. Im Haushalt werden diese Stoffe ja selten gebraucht, sind aber wegen ihrer großen Feuergefährlichkeit ähnlich vorsichtig zu behandeln wie Benzin. Werden solche Flüssigkeiten in Glasballons auf Wagen transportiert, so müssen die Ballons mit solchen Stoffen umhüllt sein, die die Flüssigkeit leicht auffaugen, wie Sägemehl, Heu, Stroh, Infusorienerde u. dgl., und die Wagen dürfen nur im Schritt fahren.

Einen ganz bedeutenden Umfang hat in letzten Jahren die Verwendung von Zelluloid angenommen. Zelluloid wird aus Schießbaumwolle, Kampfer und Kollodium hergestellt und ist sehr leicht entzündlich. Schon durch Berührung mit heißen Gegenständen, etwa an einem heißen Lampenzylinder, an einer heißen Ofentür, an einer heißen Brennschere, durch eine brennende Zigarre gerät es in Brand. Es brennt mit heißer Stichflamme, entwickelt reichliche, z. T. giftige Dämpfe und läßt sich mit Wasser schwer löschen. Am wirksamsten versucht man, es mit Decken aus reiner Wolle zu ersticken. Wie viele von den täglichen Gebrauchsgegenständen und Schmucksachen aus Zelluloid bestehen, ist kaum allgemein bekannt.

Da es sich leicht in beliebige Form bringen und färben läßt, wird es mit Vorliebe als Imitation von Schildpatt, Horn, Elfenbein, Hartgummi, Bernstein u. dgl. verwendet, und Stock- und Schirmgriffe, Kämme, Bürstengriffe, Spiegeleinfassungen, Zigarrenspitzen, Brillen- und Kneifereinfassungen, allerhand Schmucksachen, Dosen und Schachteln bestehen vielfach aus Zelluloid.

Für Zelluloidwarenfabriken bestehen besondere Sicherheitsvorschriften, und in Wohngebäuden sind größere Zelluloidlager überhaupt verboten. Diese sind vielmehr in besonderen massiven Baulichkeiten unterzubringen, die in bezug auf Feuersicherheit besonders eingerichtet sind.

Durch ins einzelne gehende Vorschriften ist der Verkehr mit Sprengstoffen geregelt, und wer mit Sprengstoffen Handel treibt, muß die Erlaubnis der Ortspolizei einholen. Mit Ausnahme von fertigen Patronen darf ein Händler höchstens zehn Kilogramm Sprengstoffe lagern, größere Mengen sind in Magazinen außerhalb der Ortschaften unterzubringen. Pulvertransporte dürfen im allgemeinen überhaupt nicht durch Ortschaften geleitet werden, und ihre Beförderung unterliegt strengen Vorschriften in bezug auf die Sicherheit.

Fertige Patronen können ohne weiteres gelagert werden, und zwar von Händlern bis zu 50 000 Stück und von Privatleuten bis 500 Stück. Das ist auch insofern unbedenklich, da ja in jeder einzelnen Patrone nur eine kleine Menge von wenigen Gramm Pulver enthalten ist und wohl kaum der Fall eintreten wird, daß alle Patronen, die zusammenliegen, im gleichen Augenblick auf einmal losgehen.

Pulver wird auch nur dann besonders gefährlich, wenn es dicht verdämmt ist, z. B. in Bohrlöchern verschlossen oder in eisernen Geschossen eingekapselt ist. In diesem Fall wirkt es explosiv, indem es eine zerschmetternde Wirkung auf die feste Umschließung ausübt. Wenn es freiliegend oder in leichter Verpacknng in Brand gerät, dann brennt es nur mit großer Flamme ab.

Die allbekannte Redensart: „Das Pulver trocken halten", gibt uns schon den Fingerzeig, daß nur trockenes Pulver wirksam ist, daß man also mit Wasser dem Pulver seine Sprengkraft nimmt und es unschädlich macht.

Für die Lagerung der Militärmunition bestehen besondere Vorschriften, und es wird seitens der Militärbehörden äußerst scharfe Kontrolle geübt.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Behörden nach Möglichkeit Vorsorge getroffen haben, daß Unfälle durch feuergefährliche Stoffe vermieden werden.

Wichtig ist es für jedermann, sich über die Eigenschaften der verschiedenen feuergefährlichen Stoffe Kenntnis zu verschaffen, damit man weiß, wie ihre Entzündung verhütet und mit welchen Mitteln ein Feuer am besten im Keim erstickt werden kann.

Die Sinne des Schauspielers.

Von Adolf Winds.

Was gemeinhin Talent genannt wird, dürfte im eigentlichen Grund nichts weiter sein als eine gesteigerte Fähigkeit der Sinne oder vielmehr, je nach der Art des Talents, die eines einzelnen Sinns. „Meinen Sie, daß Raffael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden?" läßt Lessing seinen Maler Conti sagen und meint ohne Zweifel, in der Fähigkeit zu sehen, wurzle hier das künstlerische Vermögen. Die geistige Potenz in jedem Fall vorausgesetzt, wird es der Sinn des Auges sein, der für die Befähigung zur bildenden Kunst den Ausschlag gibt, für die redenden Künste der Sinn des Ohrs. In die redenden Künste, die Musik und Dichtkunst in sich schließen, fällt die Kunst des Schauspielers, aus der Fähigkeit zu hören, entspringt die Quelle seiner Begabung. Inwieweit in einer Kunstleistung geistiger und sinnlicher Anteil sich ergänzen, ist nicht festzustellen; von allen Künsten aber dürfte es die Schauspielkunst sein, die die Kraft des sinnlichen Vermögens am stärksten herausfordert.

Nur sind Unterschiede zu machen, die sinnlichen Kräfte wachsen nach außen wie nach innen. Dem Seemann, dem Weidmann schärft der Beruf Auge und Ohr, ihm drängen sich Wahrnehmungen auf, die dem andern entgehen; bei dem Künstler, dem Schauspieler aber handelt es sich um innere Vorgänge. Nicht der



Sinn selbst, sondern der Nerv, der die empfangenen Eindrücke der Psyche zuführt und sie wieder ausstrahlt, wird eine besondere Gewalt, eine besondere Feinfühligkeit besitzen oder erwerben müssen. Diese Erkenntnis kommt dem Schauspieler bald; schon wenn er im Begriff ist, sich die elementare Redetechnik anzueignen, entdeckt er, daß nicht die mechanische Fertigkeit allein seiner Rede schließlich Fluß und Schwung verleiht, sondern der Empfindungseinschlag, den er wachzurufen jederzeit imstande sein muß. Kraft und Fähigkeit des Ausdrucks hängen von der Wechselwirkung ab, die zwischen mechanischem Können und nervöser Bereitwilligkeit sich einstellt, und je mehr er diese zu beherrschen vermag, um so entschiedener reift der Schauspieler zum Meister heran. Der Spottname „Nervenkünstler" hat deshalb für ihn seine symptomatische Bedeutung.

Freilich tritt diese Wechselwirkung zwischen Nerv und Muskel, selbst bei ursprünglich starken Anlagen, oft verspätet, erst im Lauf des Werdeganges ein, im Theaterjargon heißt es dann: „dem oder der ist endlich der Kopf gesprungen". Die wachsende Kraft des Ausdrucksvermögens aber hängt mit der Verfeinerung der Sinne zusammen; nicht nur für das ungeheure Tonbereich der Affektmelodien hat der Schauspieler das Ohr zu schärfen, es muß ihm auch stets jener Rhythmus gelingen, der einer Rede, einer Diktion besonders eigen ist; denn nicht durch seinen geistigen Gehalt allein, sondern auch durch die geschickte Verwertung seiner tonlichen Verhältnisse wird der gesprochene Satz verstanden. Nicht umsonst gilt Goethe als der größte deutsche Dichter, bei ihm decken sich wie bei keinem zweiten Affektton und sprachlicher Wohllaut: ein gleiches Ziel mit den Mitteln seiner Kunst muß sich der Schauspieler setzen; darum wurde der eben verstorbene Kainz mit Recht so gepriesen, weil sich bei ihm wie bei keinem zweiten der sprachliche Wohllaut mit dem Reichtum und der Treffsicherheit des Affekttons vereinte.

Daß sich der Sinn des Auges bei dem Schauspieler nicht in gleichem Grad entwickelt, dürfte nicht zweifelhaft sein, wenngleich das mimische Können sich nicht nur an das Ohr, sondern auch an das Auge des Zuschauers wendet; darum heißt es so, das „Geschaute" wirkt auf der Bühne stärker als das „Gehörte" — dennoch sieht der Schauspieler nicht mit dem Auge des bildenden Künstlers, dem der Gegenstand, dem er künstlerischen Ausdruck geben will, stets im Beharrungzustand vorschwebt. Der Schauspieler aber ist kein Künstler im „Raum", sondern wie der Dichter, der Musiker einer in der „Zeit", er sieht die Dinge in der Bewegung und muß sie auch in der Bewegung wiedergeben. Dennoch wird der Kenner wohl zu unterscheiden wissen, ob in einer schauspielerischen Individualität ein Sinn auf Kosten des andern geradezu vernachlässigt wird. Es gibt Schauspieler, die innerlich blind und darum armselig an Gesten sind, sie werden niemals die bezwingenden sein. Aber auch bei den andern, den Reichen werden Mimik und Geste mehr aus dem Anstoß durch die Empfindung als dem durch die Anschauung hervorgehen; der echte Schauspieler wird nie vor dem Spiegel studieren, und wenn ein Schauspieler das innere Vermögen des Auges über das gebotene Maß hinaus zu steigern versucht, wird er zum Poseur, wie der, der die Forderungen des Wohllautes über die des Affekttones setzt, zum Deklamator wird.

Als ein besonderer „Sinn" des Schauspielers könnte das Gedächtnis gelten.

Man kann geradezu von einem Berufsgedächtnis reden. Musiker haben ein Gedächtnis für Noten, Mathematiker für Zahlen, Maler für Farben; Makart z. B. war imstande, die Farben eines entfernten, ihm bekannten Bildes sofort auf die Leinwand zu werfen, Bülow die einzelnen Noten einer von ihm dirigierten Sinfonie aufzuzeichnen, das Gedächtnis des Schauspielers aber ist vornehmlich ein Wortgedächtnis. Vermöge der Eigenart seines Berufes, die ihn zum ständigen „Auswendiglernen" zwingt, hat er Gelegenheit, die Funktion der Gedächtnisarbeit ausgiebig zu beobachten, und wenn auch selbstverständlich Begabung und Anlage verschieden sind — der eine lernt „leicht", der andere „schwer" — so sind gewisse Merkmale doch gemeinsam. Ein gutes Gedächtnis für die „Rolle" ist darum noch kein gutes Gedächtnis an sich, und mancher, der, wie der Fachausdruck lautet, die Rollen nur so „frißt", hat kein Sach- und Namengedächtnis und wird darin von seinem Barbier beschämt. Um wieviel stärker auch die Gedächtniskraft in der Jugend ist als im Alter, kann namentlich der Schauspieler beobachten. Rollen, die er in der Jugend gelernt, sitzen „bombenfest", und die später gelernten müssen immer wieder aufs neue aufgefrischt werden; das einmal Gewußte geht freilich selten ganz verloren, aber die späteren Schichten werden blaß und blässer, und der Griffel, der die Schrift in die Hirnrinde einprägt, wird immer stumpfer und weniger ausgiebig. Wie sehr aber die empfangenen Eindrücke schichtenweis im Gedächtnis aufgespeichert sind, tritt während der Arbeit des Auswendiglernens häufig ins Bewußtsein. Bei Auffrischung einer vor Jahren gespielten Rolle stehen auf einmal in der Erinnerung Personen da, an die man gar nicht mehr dachte, ja Zimmer, die man vielleicht nur vorübergehend bewohnt hat, sind plötzlich mit all den Einzelheiten ihrer Einrichtung wieder gegenwärtig. Auch den Eigensinn des Gedächtnisses kann der Schauspieler beobachten. An einer Stelle, wo er eines Abends gestrauchelt ist, sich versprochen hat, wird er auch das nächstemal nicht ungefährdet vorüberkommen, wie überhaupt die Furcht des „Steckenbleibens" ein Gespenst ist, das ihm von Zeit zu Zeit die eiskalte Hand auf den Nacken legt. Mit der Sicherheit des Nachtwandlers ist er dahingeschritten, der Gefahren nicht bewußt, die ihn umlauern, ein Zufall, ein Stocken des Gedächtnisses bringt ihn eines Abends unversehens aus der Fassung, er sieht plötzlich den Abgrund vor sich, der bis dahin verdeckt dagelegen, und auf Wochen, Monate, ja mitunter für immer ist es aus mit der ursprünglichen stolzen Sicherheit. Das ist der geheimnisvolle Grund, warum Schauspieler, die scheinbar in der Vollkraft ihres Schaffens stehen, ganz unerwartet ihrem Beruf entsagen, Zwangsgedanken richten sich wie Furien ein und rauben ihm die Bewegungsfreiheit.

Störend, wenn auch minder gefährlich sind die Nebengedanken, die sich oft bei der Wiedergabe einer Rolle einstellen. Coquelin behauptete von sich, er könne, während er die Reden des Cyrano spreche, gleichzeitig eine mathematische Aufgabe lösen, und das mag zutreffen; jedenfalls fällt es schwer, in einer oft gespielten Rolle, deren Text man mühelos beherrscht, die Gedanken ausschließlich auf den Gegenstand zu richten, allerhand zerstreuende Ablenkungen machen sich geltend und bilden ein Hindernis, die mechanische Arbeit der Gedächtniskraft geistig zu durchdringen. Hier ist der Punkt, wo die Gestaltungskraft des Schauspielers



ihre Stärke erweist; denn nicht von einem eigentlichen Mitempfinden kann bei der Wiedergabe der Rolle die Rede sein, sondern vielmehr von einem gesteigerten Mitdenken, das sich bei genialen Begabungen zur Gewalt der Hypnose steigern kann, mit der die Zuhörer bezwungen werden. Die Stärke der schauspielerischen Begabung hängt nicht von dem Reichtum des Geistes ab — den Reichtum besitzt der Dichter oder soll ihn besitzen — wohl aber von der vermittelnden Nervenkraft der Sinne, die ihn befähigt, das geistig Abstrakte in das sinnlich Wahrnehmbare zu übersetzen. Je deutlicher ihm das gelingt, um so größer ist seine Künstlerschaft.

Diese Steigerung der sinnlichen Fähigkeiten bringt die Reizbarkeit mit sich, die man so häufig am Schauspieler beobachtet, sie bringt aber, in ihrer Summe, eine Feinfühligkeit mit sich, die diese Reizbarkeit erklärt. Damit ist nicht eine Feinfühligkeit im ethischen Sinn gemeint, sondern ein gelegentliches Ueberwiegen der inneren Sinneskräfte über die äußeren. Der Beruf färbt unbedingt auf den Menschen ab; der Kassierer, der beständig Noten zählt, wird schon am Griff die falschen Scheine von den echten unterscheiden können; was aber hier bloß auf die Fingerspitzen wirkt, trifft bei dem Schauspieler den ganzen Menschen; bei ihm ist meistens das unbewußte Erkennen stärker als das bewußte, sein Intellekt ist in ständiger Tätigkeit, die Ueberfülle der Eindrücke zu verdauen, und weil seine Nerven so empfindsam sind und der innere Sinn den äußeren an Reizbarkeit übertrifft, so bildet sich bei ihm eine Art Witterungsvermögen aus, das, als reiner Instinkt, oft der beste Bestandteil seiner künstlerischen Begabung sein kann. Hier aber sind nach Art der Individualität bestimmte Unterschiede zu machen, allen gemeinsam aber ist ein gewisser Widerwille gegen jede bloß theoretische Belehrung. Darum steht die theaterfremde Spezies des „Doktor-Regisseurs" so häufig dem Schauspieler unverstanden gegenüber, sie weiß nicht, daß ihm oft durch ein einziges aufklärendes Wort, einen Laut, ein Augenzwinkern besser gedient ist als durch die langatmigste Auseinandersetzung. Darin versehen es auch so viele Autoren, die bei Einstudierung ihrer Stücke zugegen sind und hinterher die bittersten Klagen führen über Mangel an Verständnis, Entgegenkommen und guten Willen. Leicht ist es ja nicht, mit dem Schauspieler auf der Probe zu verkehren, wo sich in der Arbeit des Ausgestaltens, in der Wiedergabe des oft noch nicht „sitzenden" Textes die beruflich erworbene Reizbarkeit naturgemäß steigert; die Kulissenluft ist stets mit Elektrizität geladen, und Blitz und Donner platzen auch ohne Apparate los. Meist sind es die Hilfskräfte, die durch irgendein Versehen das Wetter auf sich herabbeschwören: Inspizienten, Statisten, Theatermeister; der aber, der am meisten und am häufigsten dem Blitzstrahl der Theatergewaltigen ausgesetzt ist, ist der Souffleur in seinem Kasten. Das schöne Wort Einhelfer, das schon Goethe geprägt, ist leider nicht gebräuchlich, aber man erblickt auch in ihm in vielen Fällen nicht den Helfer, sondern den Verderber, der in stimmungsvolle Pausen „hineinschreit", den „Anschlag" nicht scharf genug bringt, im entscheidenden Moment „sitzen läßt", im Kasten „schläft", und was derartige schwere Verbrechen mehr sind. Denn neben dem inneren Gehör, das der Schauspieler pflegen und ausbilden muß, darf er beileibe auch das äußere nicht vernachlässigen. Nicht, daß er „jedes Wort aus dem Kasten zieht", auf den Souffleur „spielt", das kommt an guten Theatern heute kaum mehr vor, aber die zerstreuenden Eindrücke der Szene, des Zuschauerraums bringen es gelegentlich mit sich, daß ihm der textliche Faden entgleitet; dann bedarf es einer geschickten Hand, ihm den Faden wieder zuzuwerfen. Freilich hat an vielen Bühnen der Souffleurkasten die Anziehungskraft eines Magnetenberges, der Männlein wie Weiblein in schönem Kreisrund um sich versammelt, und manche Schauspieler fühlen sich erst geborgen, wenn sie an dem rettenden Hügel stehen. Der alte Döring hat als Kottwitz hinter der Szene zu rufen: „Wer hilft vom Pferde mir, ihr Freunde", eines Abends aber sagte er diese Worte, als er knapp vor dem Souffleurkasten — stand.

Derlei schlimme Entgleisungen gehören wohl zu den Seltenheiten, geringere aber bringt jeder Theaterabend, und es wäre um den Schauspieler schlimm bestellt, wenn er sich nicht durch die beruflich erworbene Geistesgegenwart davor schützen könnte. Diese Geistesgegenwart besteht in einer Bereitschaft der Sinne, auf empfangene Eindrücke schneller und unmittelbarer als üblich zu reagieren. Dadurch wird der Schauspieler zum interessanten Objekt für den Psychologen, sein Beruf erfordert, daß er die sinnliche Empfänglichkeit in besonderem Grad ausbilde und sich ungeschmälert erhalte.

Frucht- und Mincepies.

Von Wilhelmine Bird, Dahlem.

Sobald der Kalender in das Zeichen eines Festes tritt, so tauchen mit felsenfester Sicherheit in uns eine Reihe von Vorstellungen auf, die wie das Oel auf dem Wasser in ihrer materiellen Schwere das Geistige unterjochen. Für diesen Zustand bietet das freudenbringende Weihnachtsfest nun den denkbar willigsten Boden. Da hat eine jede Nation, ja in Deutschland möchte man sagen jede Gegend, ihr besonderes Steckenpferd. Wie sollte der Ostpreuße Weihnachten zubringen ohne sein Marzipan? Der Westpreuße ohne seine Thorner Pfefferkuchen. Lange vor Weihnachten befleißigt sich der Sachse seiner berühmten Stollen, der Schlesier seiner Mohnstriezel. Der Rheinländer schwärmt für seine Spekulatius wie der Holländer für seine Moppen und der Schweizer für seine leckeren Leckerli.

Der Berliner in seinem Millionenbewußtsein aber pfeift auf jedem Loch! Wer kennt die Kuchen all bei Namen, die unser Geld zu holen kamen?! Schier endlos sind die Summen, die zur Weihnachtzeit in Berlin für Leckereien ausgegeben werden.

Zuerst das Marzipan. Es kursiert, und ich muß leider sagen zum großen Teil, ein Marzipan, das einen Konflikt mit dem wahren Begriff darstellt: eine teigige Masse aus Mehl, Zucker und bitterer Mandelessenz. Marzipan aber ist ein edles Gebäck, und wie wir dem gastronomischen Raffinement der Klöster so



manchen guten Bissen verdanken, so hat auch das Marzipan in der Klosterküche seinen Ursprung. Es diente in früheren Zeiten nämlich den Klosterbrüdern als Osterbrot.

Ein altes Rezept besagt, daß ein Pfund süße Mandeln mit dem zehnten Teil bitterer versehen, von der Haut befreit und sofort in ein kaltes Bad gegeben werden sollen. Alsdann mit gleichem Gewicht feinen Zuckers und etwas feingeriebener Zitronenschale gemischt, wird diese Masse in einem Kessel über mildem Feuer geröstet, bis sie sich ablöst. In diesem Zustand nimmt man sie heraus, knetet sie nochmals mit einem Viertelpfund Puderzucker durch, breitet sie in beliebiger Stärke aus und läßt nun seiner Phantasie freien Lauf in Bildung von allerlei Figuren. Bei sehr guter Ober- und abgeschlossener Unterhitze werden sie dann mehr getrocknet, d. h. nur kurze Zeit gebacken. Mit einer glühenden Schaufel fährt man dann noch darüber weg, um die äußerste Oberfläche etwas zu bräunen.

Dieser Pfefferkuchen des reichen Mannes findet in Frankreich unter fast gleicher Herstellung unter dem stolzen Namen „Massepains royaux“ seinen Ausdruck. Es unterscheidet sich von Marzipan noch dadurch, daß zwischen zwei runde Plättchen des Teiges Aprikosenmarmelade gefüllt wird. Ein erhöhter und zugleich weiser Reiz. England und Amerika äußern ihre Weihnachtsempfindungen hinsichtlich der Magenfrage felsensicher in Mincepies und Plumpudding.

Hier betrete ich ein Gebiet, von dem ich bedauern muß, daß wir es nicht schon längst erobert haben. — Wir sind doch sonst nicht so! — Der Pie ist ein Bestandteil des Amerikaners. Als ich zum erstenmal den Fuß auf amerikanischen Boden setzte, war es in erster Stunde ein wohlgelungener Pie, der den empfänglichsten Boden bereitete zugunsten aller ferneren Eindrücke.

Die amerikanischen Pies unterscheiden sich von den englischen wesentlich. Letztere werden in mit Teig ausgelegten Porzellanformen gebacken, während erstere sich in Gestalt tellergroßer Kuchen und besserem Teiggewand darstellen, und ihnen soll mein Lied ertönen. Aus gutem, zuckerlosem Teig bestehend, mit einer appetitreizenden, meist aus Obst bestehenden Füllung, bilden sie eine Kombination, ebenso glücklich den Geschmack treffend wie den Verdauungsapparat angenehm beschäftigend. Da sie in der Herstellung wenig Schwierigkeit bereiten, so gibt folgende Beschreibung vielleicht die Anregung zu wirklichen Versuchen.

Die Amerikanerinnen gehen uns da mit gutem Beispiel voran, da sie nicht nur diese Pies, sondern in den meisten Fällen auch noch das Frühstücksbrot täglich selbst backen; infolgedessen sind die Bäckereiverhältnisse drüben ganz andere wie hier. Daher der Anspruch so vieler Amerikaner, nicht nur frisches, sondern stets warmes Brot essen zu wollen, was sie auch mit unerschütterlichem Humor ebensogut vertragen wie ihr ständiges ice water. Zu genannten Pies nun wird häufig Blätterteig verwandt, aber auch einfacher gestaltet geben die folgenden Anweisungen ein gutes Resultat: 1 Pfund Mehl, 1/3 Pfund Butter, 1 Eidotter und 1 Teelöffel Salz werden untereinander gemischt, bis es eine trockene, mehlgleiche Masse gibt, dann mit so wenig recht kaltem Wasser vermengt, daß es einen ziemlich festen Teig gibt, etwa 1 Zoll stark ausgerollt und dann kaltgestellt. 2/3 Pfund Butter werden in 4 Teile geschnitten, jeder zu einer dünnen Platte gepreßt und ebenfalls kaltgestellt. Nun wird das Backbrett mit Mehl bestäubt und der erstgemachte Teig darauf ausgebreitet. In die Mitte legt man eine der Butterplatten, schlägt den Teig von allen vier Seiten darüber und rollt diesen wieder zu einer großen Platte aus. In die Mitte dieses wird nun die zweite Butterplatte gelegt, der Teig wie das erstemal darüber wieder zusammengeschlagen und ausgerollt. In der gleichen Weise werden die letzten zwei Butterplatten verarbeitet, dann der Teig auf mindestens 1/2 Stunde möglichst kaltgestellt. Darauf wird er zu einer Platte von etwa 1/2 Zentimeter ausgerollt, und sollte die Geduld dann noch einige Reste aufweisen, so schlägt man ihn noch ein- bis zweimal. Damit fertig, schneidet man dann tellergroße Platten daraus, gibt auf eine die gewählte Füllung, deckt eine zweite Teigplatte darauf, kneift die Ränder kraus zusammen, sticht mit einer Gabel einigemal in die Deckel, was zur Entweichung der Luft dient, und bringt die so hergerichteten Pies in einen sehr heißen Ofen. In einem mäßig heißen würde die Butter austreten. Sie gehen sehr hoch auf und sind bald goldgelb — nicht braun — gebacken.

Ein zweiter, einfacherer Teig besteht aus 1 Pfund Mehl, 15 Gramm Backpulver, 1 Teelöffel Salz, 1/4 Pfund Butter, 1/4 Pfund Schmalz. Das Mehl wird zunächst mit dem Schmalz, Backpulver und Salz fein wie zu Mehl, verarbeitet, dann mit wenig recht kaltem Wasser zu einem dichten Teig verarbeitet, dann fingerstark ausgerollt, zusammengelegt und für eine Viertelstunde recht kalt gestellt. Wieder ausgerollt, wird diese Platte nun mit der Hälfte der Butter in kleinen Stückchen belegt, dann wieder vierfach zusammengeschlagen, etwas kalt zur Ruhe gestellt und dann mit dem Rest der Butter ebenso wiederholt. Nun ist der Teig fertig und wird wie oben angewandt.

Noch einfacher ist ein Teig aus den gleichen Zutaten wie die des letzteren, gleich zusammen mit Mehl und dann erst mit dem nötigen kalten Wasser zu einem festeren Teig verarbeitet und dünn ausgerollt.

Die Hauptsache bei diesen Teigen ist, daß alles Material möglichst kalt verwandt wird und der Teig auch ruht. An Füllungen verwendet man in Amerika nun äußerst mannigfaltige. Der Apfel wird in allen Variationen, d. h. mit verschiedenstem Flavour, verwandt. Hervorheben möchte ich Apple custard pie, zu dessen Füllung man 1 Pfund Aepfel zerkocht, mit gebührend Zucker mischt, dann 6 Eidotter damit verschlägt, etwas geriebene Muskatnuß, etwas Milch und schließlich den recht fest geschlagenen Schnee des Eiweiß dazu gibt.

Diese selbe Mischung kann man auch bereichern durch 100 Gramm Butter und durch den Saft und die feingeriebene Schale einer Zitrone und etwas geriebene Muskatnuß, welches Gewürz man drüben sehr viel anwendet. Pumpkin pie, eine dem Kürbis ähnliche, nur im Sommer vorhandene Frucht, in der Zusammensetzung mit dem durch ein Sieb gepreßten Fleisch, 9 Eigelb, 1/10 Liter Milch, etwas Muskatblüte, Zimt und geriebener Muskatnuß, nach Geschmack Zucker und dann alles mit dem fest geschlagenen Eiweiß durchzogen. Diese bestechende Mischung läßt uns mit einiger Phantasie die Sehnsucht des weißen und schwarzen Amerikaners nachempfinden, die er nach dem Genuß in einem bekannten Lied mit dem beständigen Refrain: the pumpkin pie, my mother used to make so rührend ausdrückt. Dieser wie Squash (Kürbis) pie, der ganz ähnlich bereitet wird, werden meist ohne Teigdeckel,



also wie offene Torten gebacken. Da ist der sweet potatoes pie, zu dem uns leider die süßen Kartoffeln mangeln, in verschiedensten Variationen, der Zitronen- der Apfelsinenpie, der äußerst beliebte Blackberry, eine Art Brombeerenpie, überhaupt alles, was sich Obst nennt.

Dem reihen sich würdig an: Custardpie, dessen Füllung aus 5 mit 5 Löffeln Zucker geschlagenen Eigelb besteht, 1/3 Liter Milch, etwas Vanille und dem zuletzt beigemischten steifen Eiweiß, Cocoanut pie, bestehend aus 5 mit 5 Löffeln Zucker geschlagenen Eigelb, dann gemischt mit 50 Gramm Butter, 1/4 Liter Milch und einer feingeriebenen Kokosnuß. Beide köstliche Pies werden ohne Teigdeckel gebacken.

Aber — wie herrlich auch die vorgenannten Reihen Pies erscheinen mögen — jeder Gerechte, so auf Erden wandelt, wird dem Mincepie doch die Krone zuerkennen, d. h. vorausgesetzt, daß er ihn kennt.

Es stellt sich dieses Christmas-Gebäck dar aus: vier Pfund geschälten und entfernten Aepfeln, zwei Pfund gekochtem oder gebratenem Rind- oder Kalbfleisch, eineinhalb Pfund Sultaninen, einem Pfund Korinthen, 200 Gramm Zitronat, 2 1/2 Pfund Zucker und der Schale einer Zitrone. Alles wird ganz fein zerkleinert, gemischt und diese Masse dann gewürzt mit 2 Teelöffeln feiner Muskatblüte, 6 Teelöffeln feinem Zimt, einigen feingestoßenen Nelken und etwas Salz. Darauf folgt die Taufe, indem man das Ganze übergießt mit 1/4 Liter feinstem Weinessig, dem Saft zweier Zitronen, 1 1/4 Liter Sherry oder Portwein und 1/4 Liter Kognak oder Rum. Letzteres Maß bestimmt indes die Absorbierungsfähigkeit. In einem Steintopf, verbunden, stellt man dann die Sache an einen kühlen Ort. Am Tag der Bestimmung rollt man dann aus Blätterteig eine etwa 1/2 Zentimeter starke Platte aus, schneidet daraus runde Platten von beliebiger Größe, legt eine Platte auf ein Blech oder einen Porzellanteller, füllt von der Masse etwa 2 Zentimeter stark darauf und deckt mit einer zweiten Teigplatte, die Ränder zusammenkneifend. Mit einer Gabel sticht man einige Löcher zum Entweichen der Luft in die obere Platte. In starker Hitze, wie zu Blätterteig gehörig, bäckt man die Pies dann goldgelb. Sie werden meist warm gegessen. Fanatische Liebhaber essen sie auch in jeder Temperatur und zu jeder Nacht- und Tageszeit. In England macht man die Mincepies viel in Form kleiner Törtchen, was aber erheblich mühsamer ist, wiewohl ein Liebesdienst dem glücklichen Genießer.

Den höchsten Glanz verleiht dem amerikanischen Weihnachtsfest aber der Truthahn. Er ehrt ihn zum Christmas dinner durch eine Austernfüllung, wo er mit der nationalen Cranberrysauce das würdigste Stück der Tafel bildet.

Austernfüllung! — Ja, die Amerikaner können sich das leisten. Nicht nur die Truthühner fielen ihnen in Herden zu, auch über Austern verfügen sie wie wir allenfalls über Miesmuscheln. Die Füllung läßt sich mit sehr gutem Erfolg mit konservierten Austern, die auch von Amerika zu uns kommen, herstellen, und Begehrenden möge folgende Beschreibung dienen: 2 bis 3 alte Semmeln werden eingeweicht, wieder fest ausgedrückt und mit Butter bis zur Ablösung vom Topf abgebrannt. Dieser Grundlage fügt man die feingewiegte Leber und das Herz zu, ebenso 3 Eier zur Bindung, würzt diese Masse mit feingehackter Zwiebel, Salz und Pfeffer und einer guten Prise Majoran. Letzteres darf nicht fehlen. Zum Schluß mischt man 1 bis 2 Dosen Austern mit dem Wasser darunter. Das ist eine sehr feine, des Truthahns würdige Füllung.

Aber nur für Truthahn. Ich habe sie einmal bei einer Gans versucht, der Vogel wollte sich das aber nicht gefallen lassen. Er wollte das dominierende seines Wesens nicht aufgeben, und so entstand ein Streit zwischen Gänsefett und Auster, bei dem letztere zu meiner Betrübnis unterlag.

Unsere Bilder

Die Kaisertage in Schlesien (Abb. S. 2115). Der Kaiser hat in den letzten Novembertagen inmitten seiner getreuen Schlesier geweilt. Das wichtigste Ereignis dieser Kaiserreise war die feierliche Einweihung der neuen Technischen Hochschule in Breslau, der zweiten, die unter der Regierung Wilhelms II. errichtet wurde. Der Kaiser traf am 29. November in Breslau ein, wohin sich auch der Kultusminister begeben hatte. In den Reden, die anläßlich der Hochschulfeier gehalten wurden, wurde besonders auf die Bedeutung der technischen Wissenschaften für die Industrie und das Industrieland Schlesien hingewiesen. — Der Kaiser war auch in diesem Jahr Gast der hervorragendsten schlesischen Magnaten. Während seines Aufenthalts im Schloß Neudeck des Fürsten Henckel Donnersmarck empfing er eine Abordnung der Bauern von Koslowagora und Orzech, die ihre alte Volkstracht noch hoch in Ehren halten. Der Kaiser war über diese Huldigung sehr erfreut und betrachtete die stattlichen Gestalten und malerischen Trachten mit großem Wohlgefallen.

Die zweite Hochquellwasserleitung Wiens (Abb. S. 2117) ist am 2. Dezember, dem Tag des Regierungsantritts des Kaisers Franz Josef, in feierlicher Weise eröffnet worden. Der greise Monarch kam selbst ins Rathaus, um den ersten Becher des köstlichen Wassers zu trinken. In dem großen Festsaal hatten Maler und Architekten eine hübsche Darstellung der neuen Leitung geschaffen, die das Wasser aus den steirischen Bergen nach Wien bringt. Eine allegorische Brunnengruppe, in der man die Gestalten der Vindobona und eines Arbeiters bewunderte, wurde von dem kostbaren Naß überströmt, als der Kaiser nach der Begrüßung durch den Bürgermeister auf einen Knopf drückte und damit das Zeichen zur Eröffnung der Leitung gab. Die Repräsentanten der Wiener, die in dem Saal um ihren Monarchen versammelt waren, sahen mit Freude das Wasser hervorquellen, das ihrer Stadt die Gesundheit erhalten soll. Am nächsten Tage floß nun das neue Wasser der zweiten Leitung in allen Häusern Wiens, und alle Welt fand es vorzüglich wie das alte.

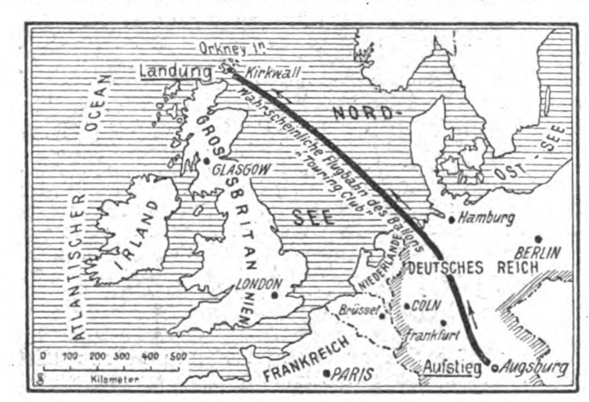
Die Leiche des chilenischen Präsidenten Montt (Abb. S. 2116), der bekanntlich auf deutschem Boden verschieden ist, wird jetzt in die ferne Heimat zurückgebracht. Geleitet von den Mitgliedern der chilenischen Militärmission traf der Sarg aus Berlin in Bremen ein. Im Freihafen fand eine große Trauerfeier statt, an der sich auch Abordnungen der Flotte und der Garnison beteiligten. Dann trugen die chilenischen Offiziere den Sarg ihres Präsidenten an Bord des Kreuzers „Blanco Encalada“, der ihn nun nach Chile trägt.

Wahlkämpfe in England (Abb. S. 2113 u. 2114). Wieder einmal hat die englische Regierung die Wähler an die Urnen gerufen. Die beiden großen Parteien, die um die Herrschaft ringen, haben sofort den komplizierten Apparat in Bewegung gesetzt, der die englischen Wahlen stets kennzeichnet. Die Liberalen werden in ihrem Kampf gegen die Konservativen und das Oberhaus von der Arbeiterpartei unterstützt, und auch die Iren unter Führung John Redmonds stehen auf ihrer Seite. Redmond ist eben aus Amerika heimgekehrt und hat viel Geld mitgebracht, das die dortigen Iren für den Wahlfonds stifteten. Diesen regulären Hilfstruppen der Liberalen stellten sich recht irreguläre Verbündete der Konservativen entgegen: die Suffragettes, die schon vor Beginn der Wahlkampagne auf ihre besondere Weise gegen die Regierung gekämpft haben. Diese politischen Damen haben in der letzten Zeit oft Ueberfälle auf Minister ausgeführt. Besonders Winston Churchill wurde von ihnen sehr gefährdet. Er mußte sogar sein Baby

Diana durch Detektivs gegen eine Entführung schützen, die ihm anonyme Briefe von zarter Hand angedroht hatten. Die Suffragettes sind die einzige Partei, die sich solcher Kampfmethoden bedient. Die Liberalen und die Konservativen begnügen sich nach wie vor damit, die Wähler aufzusuchen und ihnen ihr Programm zu entwickeln; sie versuchen zwar, dem Gegner seine Stimmen zu rauben, nicht aber seine Kinder.

Lord Hardinge (Abb. S. 2116), der neue Vizekönig von Indien, ist vor mehreren Wochen in Bombay eingetroffen und hat die Regierungsgeschäfte übernommen. Die Ankunft des Vizekönigs und seiner Gemahlin bildet für die Europäer Bombays natürlich auch ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges. Demnächst wird Lord Hardinge als Gastgeber des deutschen Kronprinzen wichtige Repräsentationspflichten zu erfüllen haben.

Im Ballon von Augsburg nach den Orkney-Inseln. Unsere untenstehende Karte gibt einen Ueberblick über die Route der abenteuerlichen Fahrt, die der Ballon „Touring-Club" des



Zur Fahrt des Ballons „Touring-Club" von Bayern nach den Orkney-Inseln.

gleichnamigen Münchner Vereins von Genthofen bei Augsburg aus zurückgelegt hat. Der Ballon wurde auf die Nordsee getrieben, dort riß eine Sturzwelle einen der Fahrgäste über Bord. Die beiden andern landeten schließlich 1500 Meilen von Augsburg entfernt in Kirkwall auf der Orkney-Insel Meidland.

Ein neuer Automobilschlitten (Abb. S. 2120) ist die Erfindung des russischen Großfürsten Kyrill. Der sinnreiche Apparat, der sich dank einer Luftturbine blitzschnell fortbewegen kann, erhielt eine förmliche religiöse Taufe, die ein russischer Geistlicher in Paris vornahm.

Theater (Abb. S. 2119). In Wien hat vor einigen Tagen die Premiere des neuen Stückes von Artur Schnitzler stattgefunden. „Der junge Medardus" ist ein reich bewegtes historisches Bild aus dem Wien der napoleonischen Zeit; es schildert die romantische Liebe des jungen Bürgers und Vaterlandverteidigers Medardus zur Prinzessin von Valois. Das Burgtheater hatte bei der Aufführung dieses ungemein personenreichen Stückes große Schwierigkeiten zu überwinden. Der Erfolg ist sehr groß. — In Berlin macht ein anderes, minder ernstes Wiener Stück Furore. Leo Falls Operette „Puppenmädel" wird im Theater des Westens allabendlich stürmisch beklatscht. Man findet die Musik reizend, das Libretto, das ein französisches Lustspiel benutzt hat, sehr erträglich und die Darstellung entzückend.

Eine Aviatikerin (Abb. S. 2120) Mlle. Marvingt hat kürzlich in Paris durch einen schönen Flug einen für Fliegerinnen eigens ausgesetzten Preis errungen. Die glückliche Dame ist eine Schülerin Lathams.

Personalien (Abb. S. 2118). Herr v. Seydewitz, der schon lange als designierter Nachfolger des sächsischen Finanzministers von Rüger bekannt war, hat sein neues Amt nun übernommen. — Exzellenz Rochus Freiherr v. Liliencron, der berühmte Historiker des deutschen Volksliedes, konnte am 8. Dezember seinen 90. Geburtstag begehen. — Prinz Hans zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg feierte am 5. Dezember seinen 85. Geburtstag. Der greise Prinz lebt in Kopenhagen, wo er hohe Würden innehat und sehr beliebt ist. — Der bisherige Gouverneur von Togo Graf Zech auf Neuhofen kehrt in die Kolonie nicht mehr zurück, deren wirtschaftliche Blüte sein Werk ist. Er mußte den Abschied nehmen, da er das Tropenklima nicht mehr verträgt. — In Paris verlobte sich der Attaché bei der deutschen Botschaft in London Albert v. Goldschmidt-Rothschild mit seiner Cousine Miriam, einer Tochter des Barons Edmund von Rothschild in Paris.

Todesfälle (Abb. S. 2118 u. 2120). Graf Adolf v. Götzen, der preußische Gesandte in Hamburg, der dieser Tage verschieden ist, hat nur das 45. Lebensjahr erreicht. Er war zuerst Offizier und als solcher im Kolonialdienst sowie gelegentlich als Militärattaché tätig. Vor zwei Jahren kam er als Gesandter nach Hamburg. — Generaloberst Edler v. d. Planitz, der frühere Generalinspekteur der Kavallerie und bekannte Sportsmann, ist hochbetagt in Berlin verschieden. — In Professor v. Loefftz, dem berühmten Maler, hat die Münchner Akademie einen ihrer bewährtesten Lehrer verloren. Er hat sich als Genremaler durchgesetzt und dann später als Landschafter Bedeutendes geleistet. — Der Herzog von Chartres, der auf seinem Schloß bei Chantilly gestorben ist, war der Senior des Hauses Orleans, dessen Haupt der Herzog Philipp, sein Neffe, ist. Der greise Prinz ist 71 Jahre alt geworden. — In Straßburg verschied plötzlich der verdiente Kurator der dortigen Universität Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Stadler, ein geborener Bayer, der ein Lebensalter hindurch sehr verdienstlich für die Reichslande wirkte. — Mrs. Mary Baker-Eddy, die kürzlich in ihrer amerikanischen Heimat starb, war die Begründerin der „christlichen Wissenschaft", der Gesundbeterei, die in allen Ländern so viele Proselyten gemacht hat.

Die Toten der Woche

Mrs. Mary Baker-Eddy, „Begründerin der christlichen Wissenschaft", † in Chestnut Hill am 4. Dezember im Alter von 90 Jahren (Portr. S. 2120).

Robert Herzog von Chartres, † auf Schloß Saint-Firmin bei Chantilly am 5. Dezember (Portr. S. 2118).

Graf Adolf von Götzen, preußischer Gesandter in Hamburg, † in Berlin am 1. Dezember (Portr. S. 2118).

Geh. Medizinalrat Freiherr Adolf v. La Valette St. George, † in Auel (Rheinprovinz) im Alter von 79 Jahren.

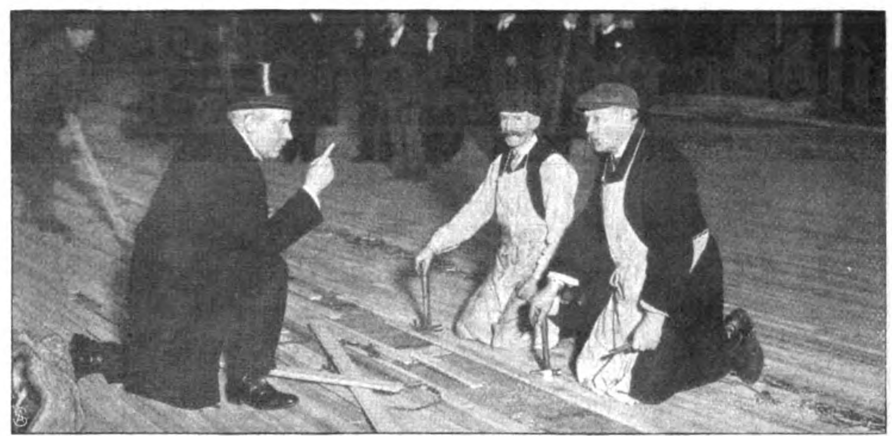
Professor Ludwig v. Loefftz, berühmter Maler, † in München am 4. Dezember (Portr. S. 2118).

Generaloberst Edler von der Planitz, ehem. Generalinspekteur der Kavallerie, † in Potsdam am 30. November im 75. Lebensjahr (Portr. S. 2118).



Bilder vom Tage

Die englischen Wahlen: Eine Rede des Führers der irischen Nationalisten Mr. John Redmond,
der mit seiner Partei auch im neuen Parlament den Ausschlag geben dürfte.



Phot. Sport & General.

Der konservative Kandidat Sir William Bull erklärt Schreinern die Vorteile einer Tarifreform.



Mr. Percival Hughes (konserv.)



Sir Robert Hudson (liberal).



Der liberale Kandidat Mr. Greenwood wirbt um die Gunst der Gasarbeiter.

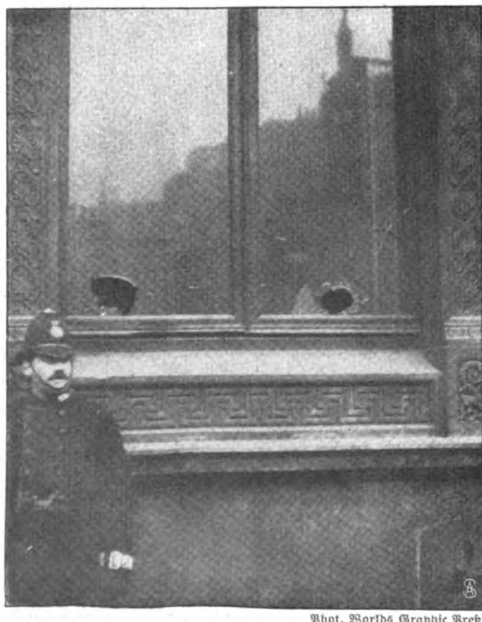
Arbeiter als viel umworbene Wählerstimmen.



Mr. G. H. Roberts
(Arbeiterpartei).

Die „Einpeitscher" der großen Parteien.

Phot London News Agency.



Phot. Worlds Graphic Preß.

Die von den Suffragettes eingeworfenen Fenster
des Arbeitzimmers von Mr. Winston Churchill



Das Töchterchen des Ministers Churchill wird durch Geheimpolizei
gegen Angriffe der Suffragettes bewacht

Zu den politischen Kämpfen in England.

Prof. Dr. Schenk, Rektor der Techn. Hochschule. Kultusminister v. Trott zu Solz. Der Kaiser. Phot. van Delden.

Die Einweihung der neuen Technischen Hochschule in Breslau: Kultusminister von Trott zu Solz begrüßt den Kaiser.

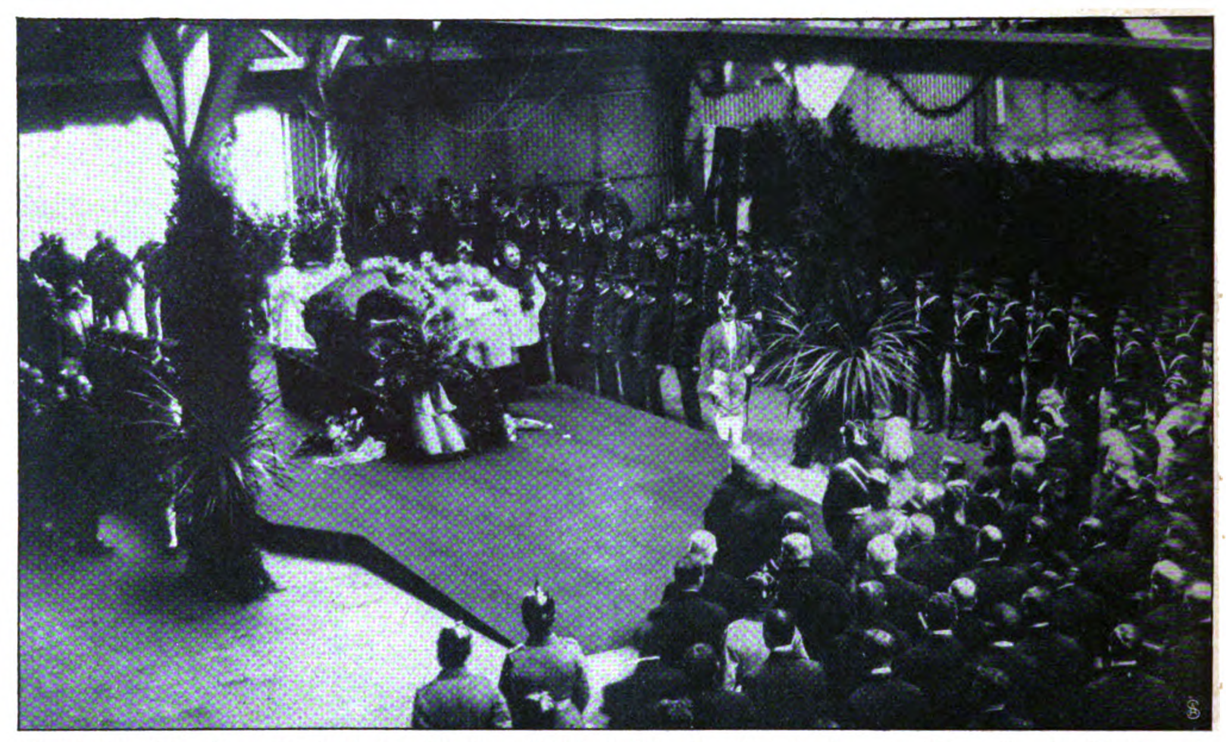


Phot. Reiche.

Vom Besuch beim Fürsten Henckel Donnersmarck: Der Volkstrachtenverein der Dörfer Koslowagora und Orzech huldigt dem Kaiser im Schloßhof zu Neudeck.

Kaisertage in Schlesien.





Die feierliche Ueberführung der Leiche des chilenischen Präsidenten Montt an Bord des Kreuzers „Blanco Encalada" in Bremen.



1. Lady Hardinge. 2. Sir George Clarke, Gouverneur von Bombay. 3. Der Vizekönig Lord Hardinge. 4. Lady Clarke. Phot. Clifton & Co.

Zum Amtsantritt des neuen Vizekönigs von Indien: Lord Hardinge mit seinen Beamten vor dem Regierungsgebäude in Bombay

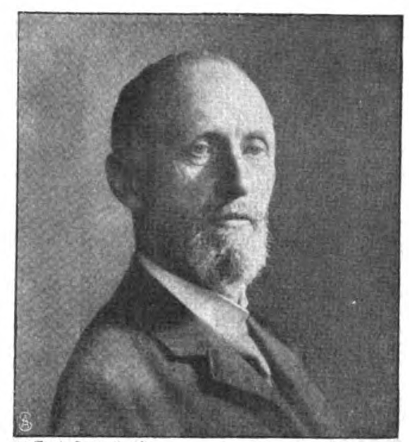


Phot. Seebald.

Kaiser Franz Josef mit Bürgermeister Dr. Neumayer (×) vor dem neuen Brunnen im Wiener Rathaus.

Die feierliche Eröffnung der zweiten Wiener Hochquellenleitung.





Phot. Hahn Nachfg.

Ernst von Seydewitz,
der neue sächsische Finanzminister.



Prinz Hans zu Schleswig-Holstein,
feierte seinen 85. Geburtstag.



Wirkl. Geh. Rat Rochus Frhr. v. Liliencron,
feierte seinen 90. Geburtstag



Hofphot. E. Bieber.

Graf von Götzen †
der preußische Gesandte in Hamburg.



Phot. Langfier.

Albert v. Goldschmidt-Rothschild und seine Braut Baronesse Miriam von Rothschild.
Zur bevorstehenden Vermählung im Hause Rothschild.



Hofphot. E. Bieber.

Gen.-Oberst Edler v. d. Planitz †
Der frühere langjährige Inspekteur der Kavallerie.



Phot. Nadarz.

Robert Herzog von Chartres †
Bekanntes Mitglied des Hauses Orleans.



Hofphot Hilsdorf.

Julius Graf von Zech.
Zum Rücktritt des Gouverneurs von Togo.



Hofphot. Dittmar.

Professor Ludwig v. Loefftz †
Der berühmte Münchner Maler.





Alfred Gerasch
in der Titelrolle.

Von der Erstaufführung von Schnitzlers

Else Wohlgemuth
als „Prinzessin Helene von Valois“.

„Der junge Medardus“ im Hofburgtheater in Wien. — Phot. Setzer.

Bert Deetjen
als „Yvette“.

(Links):
Louise Obermaier
als „Madame Prunier“.

(Rechts):
Mizzi Freihardt
als „Rosalilla“.

Zur Aufführung von Leo Falls neuer Operette **'Puppenmädel' im Theater des Westens in Berlin.**
Phot. Paul Sietaff.

Frauenerfolge in der Aviatik:
Die preisgekrönte französische Fliegerin Mlle. Marvingt au, ihrem Apparat. Phot. Central Illustr.
Nebenstehend: Mlle. Marvingt. Phot. Rol.



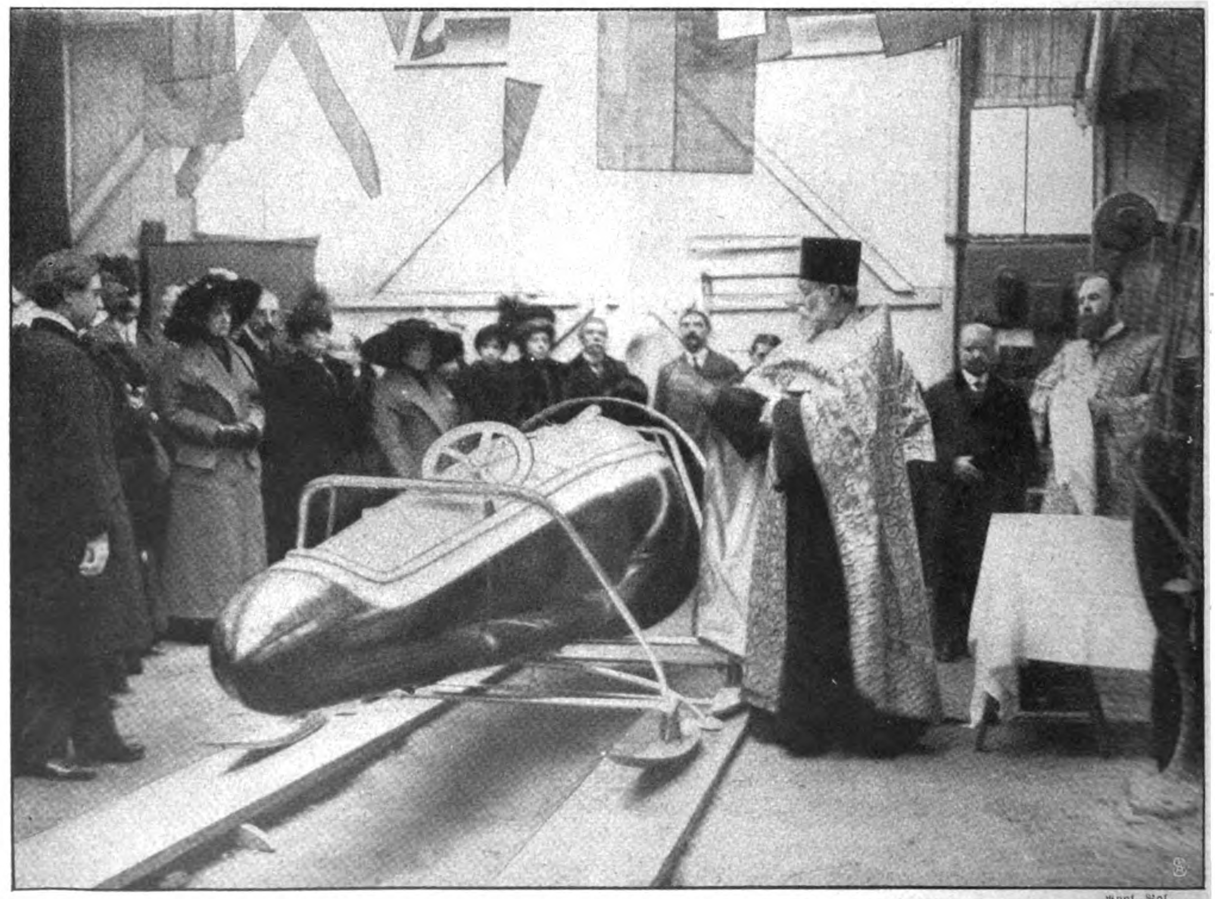


Phot. Manrique.

Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat Stadler †
Der Kurator der Universität Straßburg.



Mrs. Mary Baker-Eddy †
Die amerikanische Begründerin der christlichen Wissenschaft



Phot. Rol.

Eine eigenartige russi,che Zeremonie: Die Taufe des Automobilschlittens des Großfürsten Kyrill in Paris.



Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

4. Fortsetzung.

Melusine dachte nach.

Es war nicht abzuleugnen, daß auch sie in einer Tiefe ihres Wesens beunruhigt oder gar voll feiner Spannung war.

Es gab natürlich Stunden, während deren Verlauf sie es wieder vergaß oder zu vergessen suchte und es versank. Wo hatte sie geweilt?...

Sie gab dann zum Teil ihren ganzen Verhältnissen die Schuld; der Unsicherheit ihrer Pläne und heißen Hoffnungen. Das war immer so gewesen, und das mußte zuletzt wirken und manches labil machen.

Aber hinterher wuchs ihr doch auch ein anderes Wissen, das ihr langsam eine Wärme und breite Blutwelle über die Brust steigen ließ.

... Nein! Sie war nicht so völlig gefeit und gleichgültig nach einer gewissen Richtung hin. Ein paarmal in den zurückliegenden Jahren hatte Angst und kühnes Wünschen sie gepackt, es hatte Stunden gegeben, in denen sie sich selbst verbrannte, in denen sie nichts, nichts anderes begehrte und empfand. Aber sie war immer wieder aufgewacht, manchmal schon am Tage darauf, sogar schon in der Stunde darauf. Eine letzte, feinste, stählerne Wand war jedesmal dagewesen: Enttäuschung, Zweifel, Widerstreben, und das war das stärkste. Sie wollte vielleicht zuviel von sich selbst, hoffte noch zuviel von sich selbst, war zu wild erfüllt vom Ehrgeiz und einer unklaren großen Leidenschaft, und da war sie auch in höchstem Maß anspruchsvoll andern gegenüber und vor allem vor dem M a n n.... Sie glaubte jedesmal nach einer Weile furchtsam: alles geben zu müssen und nichts dafür einzutauschen, herabzusteigen, sich fortzuschenken. Ein Gefühl der eigenen Kostbarkeit wehrte sich in ihr, Furcht und Hochmut zugleich. Vielleicht lag es immer an dem einzelnen. Oder an ihrer selbsteigenen Unsicherheit und Unrast. O, sie litt selbst darunter, zuzeiten in jäh ausbrechendem Schmerz. Sie witterte plötzlich eine Rohheit, eine Plumpheit, eine seelische Durchschnittlichkeit, eine geistige Indelikatesse, und im Nu oder doch allmählich war es verflogen und streifte und bewegte nur noch ihren äußeren Menschen, ihre Sinne.

Es war auch immer der Vater, der ihr leicht ein Stichwort in die Hand gab; er erspähte scharf die schwache Stelle des Adoranten.

Nur einmal. In München. Sie hatten einmal anderthalb Jahre lang in München gelebt. Schon nach dem dritten, vierten Sehen; obwohl sie wußte, daß der andere gebunden war, unlöslich, daß die Frau ihn hielt durch die Kinder, durch ihr Geld und durch ihren unerschütterlichen Willen. Sie hatte sich die Hände, das Gesicht küssen lassen, war wie erstarrt gegangen, innerlich zerbrochen, war wiedergekommen, hatte weite Spaziergänge bis in den sinkenden Abend mitgemacht, hatte gewehrt, obwohl sie in unbeobachteten Momenten erschöpft und müde die Augen schloß, denn sie fürchtete sich noch vor dem Uferlosen des Lebens; trug noch heimlich von der Mutter her eine oft kindlich verklärende Sehnsucht nach Ordnung und Respektabilität im Blut. Sie hätte ihn geheiratet, obwohl sie ahnte und sich sagte, daß es nie ihr Glück werden könnte, denn der Mann war launisch, wetterwendisch und im Grunde nur ein Sinnenmensch... aber von einer Beweglichkeit und Zartheit des Empfindens und des Geistes, die sie entzückte und entwaffnete. Zuletzt floh sie vor ihm, um sich nicht zu verlieren, aber der Haß richtete seine Stacheln vor allem gegen sie selbst, gegen die eigene Schwachheit, die sich immer mehr auflöste in Entzücken und Willenlosigkeit, so daß sie sich in einer letzten Angst ihrem Vater offenbarte, der noch in der gleichen Stunde die Koffer packte, alles andere stehen und liegen ließ und mit ihr davonreiste....

Das war Melusinens großes, wahres Liebesabenteuer gewesen. Groß? Ach, nichtig im Grunde, voll Entsagung und von kurzer Dauer. Es war nichts, nichts geschehen. Aber das Gesicht und die Lippen hatten ihr noch lange geflammt, und ihre Seele war noch nach Jahr und Tag in einem schreckhaften Erzittern. Wenn sie einem gewissen Namen gedruckt begegnete, wenn sie sich plötzlich seiner erinnerte, dann fühlte sie eine Schwäche in den Knien und einen wehen Druck und zuletzt eine entsetzliche Leere im Herzen; — einmal, anderthalb Jahre darauf, hatte sie ihn auf einer Reise flüchtig wiedergesehen und gesprochen und hatte die Nacht darauf im Schüttelfrost zugebracht, obwohl sie die Zähne zusammenbiß, alle Vernunft aufrief, sich mit messerscharfen Fragen bedrängte: was ist an ihm, was hast du an ihm? Er ist sogar gealtert in der kurzen Zeit; es half alles nichts. Es war da. Wie ein Gift, wie ein Feuer. Seine Küsse von damals, seine Worte, seine feinen schmeichelnden Hände, diese ganze wundervoll stählerne und jugendfrisch glühende Geschmeidigkeit des Mannes.... Mann, Jüngling, Kind....

Es hatte sie noch kritischer, scheuer gegen die Männer gemacht, und nur, wenn ihm einer ähnlich sah, auch nur von fern, dann war eine rasche, warme Welle über ihre Nerven geglitten wie ein Streicheln süßen Glücks, und sie beobachtete eine Weile neugierig, fast genäschig.

Dunkle, stattliche Männer, äußerlich nicht allzu beweglich, eher gemessen, voll Haltung, aber voll Leidenschaft und Sensibilität; nicht die ganz Starken, Harten mochte sie; die verletzten sie; denen konnte man meist nur Sache sein.



Aber was konnte es für einen Sinn haben, dies jetzt zu konstatieren?

Und Melusine, wenn sie mit ihren Gedanken diesen Punkt umkreiste, bewegte in einer schwachen Ratlosigkeit die Hände, strich über den Tisch, über ein Buch und stand zerstreut und ernst auf.— Unbegreiflich!

Es stand wohl bei ihr. Sie brauchte nur das Visier fallen zu lassen und mit einem Blick, mit einem Wimperschlag sich zu verraten, und ihre noch von keinem herzinnig gekostete Schönheit wuchs riesengroß ... nein ... zog mit unaussprechlicher Gewalt und Bezauberung den andern ins eigene Leben hinein.

* * *

Es war trübes Wetter. Ab und zu goß es.

Die Goldbuchstaben des Konservatoriumschildes in der Friedrichstraße sahen noch trübseliger aus und tropften förmlich. Und der schiefe, winklige Hof mit dem schwarzen, nassen Rasenfleck in der Mitte war von früh an dunkel.

Jetzt warf die birnenförmige Laterne, die zwischen zwei Eisenschienen an der Mauer hing, ihren Flackerschein auf die Fliesen des Hofes und beleuchtete müde die hin und her huschenden Menschen. Manche trugen Notenrollen und Musiktaschen.

Und oben im zweiten Stock quervor, dort, wo an einer Reihe von Fenstern keine Gardinen, sondern nur weiße Zugvorhänge hingen, wurde Klavier gespielt; mit festem, eifrigem Anschlag, Etüden, die jäh unterbrochen und von neuem begonnen wurden, zweimal, zehnmal, oder es rauschten Passagen wie ein Sturzregen herab, ohne jede Rücksicht auf die übrige Welt, und dazwischen hörte man eine Stimme, die mit inbrünstigem Zorn die Tonfolge mitsang.

Melusine kam etwas vor fünf Uhr mit triefendem Schirm von einem Ausgang heim. Ihr Kleidersaum war schwer und ihre Handschuhe an dem Schirmgriff naß. Derlei kümmerte sie nicht sehr. Sie ging, wenn es ihr paßte, durch den dicksten Regen. Sie trug einige kleine Pakete. Aber sie war müde und schritt nicht so sicher wie sonst, denn sie litt unter dem drückenden Himmel.

Sie sah gereizt auf die Stallaterne, deren gläserner Wasserkopf das klägliche Flämmchen umspannte, oben leuchteten die weißen nüchternen Vorhänge, und dahinter wurde gespielt.

Melusine verzog eine Sekunde lang schmerzhaft das Gesicht. An manchen Tagen haßte sie das alles und sehnte sich heraus, weit fort in ein lichteres, freudigeres Leben, ohne Klaviere, ohne räumliche und seelische Enge und vor allem ohne innere Wirrnis, ohne Verzagen und Hoffen, das oft wie Schmutz und Staub lähmend auf ihr lag....

Sie stieg langsam die Treppe mit dem nassen Haargarnläufer hinauf. Tim — tim — tim! schallt es von oben. Die Luft war schlecht und enthielt alle möglichen Gerüche, nur keine guten. Nein, sie paßte hier nicht her, das war kein Rahmen für ihre Erscheinung!

Melusine überschritt rasch den Korridor und betrat ihre Wohnräume, die nach dem zweiten Hof oder „Garten“ zu lagen.

Sie hatte sich die Türen des Eßzimmers und ihres Zimmers polstern lassen, so daß die Geräusche nur gedämpft zu ihr drangen.

Sie machte, noch in Jacke und Hut, Licht, brannte die modische Stehlampe an, die Kerzen, die Lampe auf dem Tisch, alle mit Schleiern, und öffnete ein Fenster.

Ah! Das war gut, das tat wohl, hier war man wieder bei sich. Sie blieb noch eine Weile lässig und unlustig, wie sie oft war, ja, ein bißchen liederlich in ihren nassen Kleidern, warm vom Treppensteigen und Gehen und von der feuchten Luft.

Auch in ihrem Schlafzimmer nebenan standen die beiden Fenster weit offen. Sie machte jetzt hier ebenfalls Licht und zog sich bis auf die Unterkleider aus — leichtsinnig bei offenem Fenster; ach was, würde den Hals oder die Stimme nicht gleich kosten! Und wenn auch, was lag denn viel daran?!... Ein Behagen überströmte sie, die trocknen feinen Sachen, die sie anzog, wärmten. Sie hantierte mit Wasser und Wässern und trat heiter und strahlend wieder ins Wohnzimmer.

Der Ofen wärmelte, die Lampen und Lichter schienen; die Teppiche, darunter kostbare alte Stücke, noch von Kraatzens her, tranken die Schritte. Und nun das Fenster zu, denn ihre Finger waren kühl wie Elfenbein.

Heute war wieder einmal Freitag. Wer mochte wohl kommen?

Der Teetisch war gerichtet; Melusine holte eine Vase heran.... Es war meist eine etwas zusammengewürfelte Gesellschaft, Schülerinnen des Konservatoriums, Damen und Herren jüngeren Alters und gelegentlich deren Verwandtschaft, frühere Kunstgenossen Papas ... Reisebekanntschaften ... Kolleginnen Melusinens..... Mitunter revoltierte in Melusine das altbürgerliche Kraatzische Blut, an das sie aber selbst nicht recht glaubte.

Ob dieser Herr Doktor Demuth nun wohl einmal käme? — —

Sie summte wieder und kam ein wenig geziert und spielerisch zum Tisch zurück. Dieser Patrizier und doch im Grunde so stürmisch. Melusine lächelte maliziös. Dann legte sie den Kopf zurück und schloß die Augen. Eine ganze Weile. Der seidene Schirm legte ein mattes, weiches Rot auf ihr Gesicht. Ihr Blut ging langsam.

Dieser Herr Doktor war dunkel wie ein ... anderer — o, wie seltsam blaß stand der in ihrer Erinnerung ... nun ganz und gar. Wie rätselhaft das Leben, die Seele war. Das echteste, wahrste war das Dunkle, das fern von uns entsteht und besteht. Das Dunkle, Tiefste, um das kein Wissen war.

Und er war in jedem Blutstropfen voll vornehmster Sicherheit, Bürgerlichkeit. Das grüßte sie immer wieder verstohlen anreizend, wenn sie es im Leben antraf, fremdartig wie ein lockender Gegensatz....

„Ach ... ich bin eine Zigeunerin! Ich bin nie ich selber. Ich bin immer anders. Es kann mich nie einer fassen! Ist es so? Ich bin eine, die sich immer quälen muß, weil sie immer sucht. In der immer etwas wund ist, weil sie immer etwas schwingend, reizend erfüllt. Ist es so? Ich bin ein Gefäß. Ich bin eine Vagantin des Gefühls. Zigeunerin. Ich bin ein Mittel — —



für was, für wen?..." Und sie hob in einer verzweifelt suchenden, schmerzhaften Geste die Hände. Die schwarzen Wimpern lagen auf ihren Wangen, und sie legte den schönen Kopf noch weiter nach hinten.

Doch da führte die Heyl Fräulein Meyrink herein, die mit ihrer rauhen, heftigen Stimme sofort zu sprechen begann. Das schwarze ramassierte Fräulein war nur auf einen Sprung gekommen. Es erschienen noch ein paar Damen des Konservatoriums, die von ihren Brüdern abgeholt wurden. Auch aus dem Hause kam jemand, ein Arzt mit Frau. Der Papa wurde noch in seinem Zimmer festgehalten. Der Arme, Gute. Er hatte diese Stunde gern. Er konnte reden und sich aufspielen. Aber er konnte auch höchst ungnädig und launisch werden, wenn man ihn langweilte oder nicht zu Worte kommen ließ. Die Heyl sah bei ihrem Herrn und Meister von Mal zu Mal katzengeschmeidig durch die Tür, doch das Arbeitzimmer war voll Rauch und Stimmenlärm. —

...Aber nein — da kam — ja, da kam heute wirklich und wahrhaftig und zu guter Letzt noch der Herr Doktor Demuth.

Melusine, die gar nicht mehr seiner gedacht, ihn kaum noch erwartet hatte und ihn nun im ersten Augenblick geradezu nicht erkannte, so überrascht war sie. Melusine erhob sich wie erfrischt....

„Ich freue mich, Herr Doktor", sagte sie mit unwillkürlich herzlich gefärbter Stimme, und sie dachte dabei wohl an die vielen Bücher und Hefte, die er ihr gesandt hatte.

Seine Hand war warm. Und als er die ihrige langsam und fest umschloß, fanden sich ihre Augen. Immer die Brücke, immer der plötzliche, von einem zum andern flimmernde, gleißende Zusammenhang! Und kurz vorher glaubten sie selbst nicht oder kaum daran.

„Ich fürchte, es ist etwas spät, gnädiges Fräulein."

„Nein. Grade recht. Papa ist noch gar nicht herübergekommen. Und ich habe heute frei."

* * *

„Wie ist es Ihnen ergangen, gnädiges Fräulein. Ich habe Sie lange nicht gesehen."

„Sie schrieben, daß Sie viel zu tun hätten."

„Sehr viel. Ich beginne mich zu regen", meinte er mit einer schwachen Selbstgefälligkeit. Er ließ den Blick diskret durch den Raum schweifen. Der dunkle Winkelhof und dann die schmutzige muffige Treppe hatten ihm nicht besonders gefallen. Und dann hatte er, offen gestanden, Angst vor den Klavieren hier oben gehabt, alles so, als bestünde am Ende wohl gar wieder eine Diskrepanz zwischen ihr und ihrer Umgebung, als wäre das möglicherweise ihr Los, ihr Geschick — — es gab Menschen, die an solche Halbheiten und Widersprüche Zeit ihres Lebens geradezu gebunden waren; aber meist waren sie selbst schuld, war die Halbheit und die Unausgeglichenheit in ihnen selbst daheim, so daß sie zu keiner klaren äußeren Lebensform gelangen konnten. Daß er doch immer bedenklich war! Er ging sonst so ruhig und gleichmütig an den Dingen vorüber, aber sobald er sich intimer mit ihnen berührte, dann war er leicht in Sorge, als könnte ihn eine Unordnung, eine soziale Untüchtigkeit, kurz irgend etwas, das das Gegenteil von Ansehnlichkeit und Lebensgehaltenheit war, stören....

Sie bedankte sich jetzt für die Bücher.

„Sie lesen viel, Fräulein Donat?"

„Nicht immer. Zuzeiten widersteht mir jedes Buch wie etwas Aufdringliches, Lästiges, so daß ich kaum eine Zeitung anfasse. Dann wieder kann mich eine Lesewut fassen, daß ich das Buch nicht vor der letzten Zeile aus der Hand lege, und ich lebe und denke auch nachher noch völlig in der imaginierten Welt. Ein bißchen exzessiv, werden Sie finden!" sagte sie nicht ohne Spott. „Aber man muß wohl so sein."

„Ich denk es mir auch. Es hängt mit Ihrer Begabung zusammen. Und daß ich es wieder gestehe, ich bekam damals einen sehr starken Eindruck... Es war da ein Moment... bei Dohrn, meine ich, eine Szene in der Szene, die mich und, ich fühlte es, wohl alle erschütterte und in Atem hielt."

Melusine sah vor sich nieder. „Ich weiß. Ich ärgerte mich plötzlich über meinen steifleinenen Ferdinand und dachte wohl auch, daß Sie und die andern uns recht komisch fänden; da kam es wie eine große — große innige Gleichgültigkeit gegen die andern über mich, und aus der stieg es dann auf —."

„Es war echt. Und neulich kam ich zu spät...!" Er bewegte die Finger der gefalteten Hände. „Ich hatte eben auch den gewissen Eindruck, daß Sie, gnädiges Fräulein —"

„Nun?" Sie hielt wieder den dunkeln, forschenden Blick auf ihn geheftet.

„Nun rund heraus, ich deutete es schon mal an: ich glaubte zu bemerken, daß Sie selbst es nicht gern hätten, wenn man jetzt schon Ihnen zusähe."

„Und Sie kamen nur d e s h a l b nicht, Herr Doktor?"

„Zum Teil." Der eigentümliche Ton ihrer Frage ärgerte ihn. Auch riß sie plötzlich von ihrer Spitzenmanschette einen Faden ab, wobei sie ein großes Stück der feinen Spitze selbst erwischte, ratsch! war das Stück ganz ab. Das war nicht hübsch; das gefiel ihm durchaus nicht. Dies paßte nicht zu ihr. Machte sie das immer so? Sie war so bestimmt in ihrem Geschmack, aber das andere kam sicherlich rasch und ebenso oft über sie. Und plötzlich bemerkte er, daß auch der polierte feine Nagel des Ringfingers an ihrer rechten Hand im Schnitt schief war . . . wohl ebenfalls, trotz aller Pflege, mal abgerissen, ungeduldig, zufällig!

Er bewegte, sich sammelnd, die Lider. „Und dann — aber Sie werden lachen —"

„Sie müssen es sagen", meinte Melusine und neigte sich neugierig und unwillkürlich angriffslustig vor.

„Nun denn, ich — scheute mich selbst, um es so zu nennen."

„Sie scheuten sich?"

„Ja, es ist am Ende gewagt, davon zu sprechen.... Ihre Stimme, Ihre ganze Erscheinung, alles wird doch in jenem Rahmen gewissermaßen in eine andere Form gezwungen. Es ist wie eine Unnatur oder doch Fremdheit. Es beleidigt oder stört, jedenfalls verwirrt es. Die Beobachtung oszilliert fortgesetzt zwischen Sein und Schein."



„Das ist in der Tat eine seltsame Auffassung. Aber Sie kennen mich doch erst wenig.“

„Trotzdem. Schon der Gedanke daran. Man erfaßt doch einen Menschen, namentlich mit so auffallenden und bezwingenden Eigenschaften, schon beim allerersten Sehen. Man glaubt ihn zu erahnen und will dann gerade in dieser Unsicherheit nicht, daß er sich plötzlich wandle, so daß sich Willkür mit eigener Art vermengt. Es läßt sich nicht so sagen....! Ich habe mich selbst belächelt. Tu es noch. Aber es ist trotzdem vorhanden. Ja, mitunter wie Scham, als hörte man einen falschen, erzwungenen Ton.“ Er schwieg abbrechend.

„Auch schon damals bei Dohrn?“

„Nun ja. Dann riß es mich an der bewußten Stelle hin.“

„Dann liegt es an m i r! Dann kann ich keinen Rapport herstellen!“

„Gott, nein! Keineswegs. Unverantwortlich davon zu reden! Es ist wohl auch Beklemmung —: jetzt gelingt ihr das und das nicht, aus irgendeinem ganz läppischen äußeren Grund nicht; oder die Frage: bleibt sie auf der Höhe, auf der sie stehen m u ß —? Verzeihen Sie. Ich bin zu offen. Aber Ihre Augen forschen zu klar und eindringlich. Es handelt sich hier natürlich lediglich um die Gewohnheit, die mir fehlt.“

Aus allem klang dabei seine herzliche Bewunderung. Dennoch war sie mißtrauisch, als käme es aus einer Feindseligkeit gegen diese Öffentlichkeit, aus einem Groll, daß sie sich vor der Menge, vor Männer und Frauen, hinstellte und ihnen ihr Gefühl entblößte und ihre ganze Erscheinung den suchenden und tastenden Blicken darbot. Sie sprach es im nächsten Moment aus.

Doktor Demuth wurde für Blitzesdauer verlegen. Es griff zu tief in ihm, zu dem hinab, was anonym hinter allem stand, daß es sich zuletzt verbarg, als wär es allzu menschlich. Er setzte sich anders im Stuhl, mit einer rascheren Bewegung als sonst. Und dann sagte er: „Möglich, daß auch das... Es kann sein. Eine neue Welt, gnädiges Fräulein.“

„Eine a n d e r e Welt, Herr Doktor!“ sagte Melusine mit Nachdruck.

Er fühlte die klare, fast scharfe Abwehr. Aber er war selbst zu betroffen. Er sagte nur: „Es ist doch falsch. D a m i t würde ich fertig. D a m i t — —.“

„Wer weiß. Grade so ein Unwägbares ist beständig. Fragen Sie Professor Meinhard.... Für gewisse, große, dunkle Herren ist ja das alles kurios!“

„Nein, so klar lesen auch S i e nicht in den Seelen, gnädiges Fräulein. — Meinhard läßt sich übrigens empfehlen und hofft, bald ebenfalls seine Aufwartung machen zu dürfen. Er war traurig, durch eine Konferenz heute verhindert zu sein.“

Sie nahm's zerstreut auf und lehnte sich gemächlich zurück. „Nun gut, Herr Doktor. Ich experimentiere da unten im Osten; suche, versuche. Alles ist nicht danach...“ Sie brach ab, stützte das Gesicht in die Hand und sah ihn an. „Dennoch — vor Herrn Meinhard oder einem andern würde ich seelenruhig und vergnügt meine Sprünge machen. Selbstverständlich. Was geht es dich an? Ich tu es für mich und dann erst für euch!“

„Ja, aber warum nicht vor mir? Geben Sie mir so wenig Urteil?“

„Nein. — Aber ein zu persönliches — — wie Sie ja selbst zugaben. — —“

Sie erhob sich, um nach dem Teewasser zu sehen. „Sie haben nichts mehr, Herr Doktor. Zwei Tassen sind Hausordnung. Oder nehmen Sie ihn schwächer? Bitter muß er sein. Bitter wie die Wahrheit. Dann hat sie Geschmack und — Süße.“ Sie beugte sich ein wenig über ihn. Ihre Gestalt war nahe, er atmete die Wärme ihres Arms, ihrer Hand, die in der Nähe seines Mundes schwebte; war es Absicht, ein wenig Absicht aus ernstestem und feinstem Zwang der Minute heraus? War auch sie gefangen? Er hielt ganz still, hätte Arm und Hand zart und lange mit den Lippen berühren mögen, kaum die Lippen darauf legen mögen. Die Seide ihres Ärmels knisterte.

Herr Donat kam in diese Stille. Er trat mit nervösem Schritt ein. Er trug sich modern mit grauen Hosen, breit bordiertem Gehrock und runden, tulpenförmigen Stulpen mit großen Elfenbeinknöpfen, auf denen ein außerordentlich verschlungenes Monogramm eingeschnitten war. Sein Vollbart war lang, weich, ein wenig grau und teilte sich ganz unten in zwei zarte Zipfel. Das Haar war noch dunkel, glänzend und gescheitelt, aber ein wenig lang rechts und links, so daß es apart und künstlerisch aussah. Beim Gehen klapperte ein kostbares, mit Brillanten und Saphiren besetztes Medaillon über dem Magen gegen seine Uhrkette, wahrscheinlich fürstlicher Munifizenz.

Herr Donat kam mit großer, brennender Zigarre herein; er mußte sie sich eben angezündet haben, sie duftete frisch, und er schien noch belebt von den ersten Zügen.

„Endlich, Papa.“ Und sie stellte vor: „Herr Doktor Demuth.“

Oskar erhob sich.

Herr Donat warf ein Pincenez auf seine höckerige Nase und sah den Besucher scharf, in Pose, an, das geschliffene Glas machte den Blick streng. Ja, die Augen hatte sie von ihrem Papa... und noch diesen und jenen Zug, der aber so rasch nicht festzustellen war. Das Gesicht des Alten zeigte zahllose Fältchen, die oft in eine nervöse Bewegung gerieten. Es war förmlich verwittert. Wohl auch von Arbeit und von Sorgen.

Er nahm Platz, er rauchte, sprach; er redete zuerst langsam, abgespannt, mit blitzenden Augen und selbstgefällig, wie alles an ihm war; aber mit einem Mal wurde er lebhaft.

Melusine legte plötzlich müde den Kopf zurück. Ja, müde, mit einem melancholischen dumpfen Druck im Herzen.

Die Heyl, die übrigens nicht im Hause wohnte und ihre Tätigkeit zwischen den Unterrichtsklassen vorn und der Wirtschaft teilte, war ihrem Meister auf dem Fuß gefolgt, um ihm den Tee zu machen. Sie trug viele seltsame Ringe, und ihre Hände waren weiß und hübsch. Herr Donat behandelte sie gnädig und ironisch.

Herr Donat sprach bald, es war so seine Art, von Exzellenz von Keudell. Er ging noch alljährlich ein-



oder zweimal in das Keudellsche Haus. Er erzählte auch von Liszt und Rubinstein, die er kannte, und von denen er Bilder mit Widmungen besaß.... „Sie müssen dann mal mit vorkommen zu mir. Es ist ein kleines Museum. Ich habe einen sehr schönen Flügel..... Ich werde Ihnen einmal vorspielen. Tjaa. In alten guten Berliner Häusern hat man Verständnis; mit Ausnahme e i n e s Hauses.... Sie kennen die Familie Kraatz? Von früher her; sie sind pleite, gottlob. Meine Frau war eine Kraatz. Schrecklich. Danke, danke, liebe Heyl. Wenn ich rauche, esse ich nicht. Ach was schädlich, lieber dot als brav." Er lachte und strich mit der weißen Asketenhand sanft durch den seidigen Bart. Er sprach nur von sich und schien im übrigen von der derzeitigen Zunft und ihren verzärtelt wählerischen Fingerspitzen nichts wissen zu wollen. Nur Bülow, Hans Bülow — ah! Er hatte vorn Briefe von ihm.

Indes, als ihn Oskar einmal unterbrechen konnte und höflich nach seinen Kompositionen, von denen er gehört hatte, fragte, brach der andere kurz und schroff ab.

Melusine, das blasse, dunkle Haupt zurückgelehnt, sah höchst kritisch und ein bißchen gallig auf Oskar. Dieser Doktor Demuth saß so artig da, lächelte und suchte zu verstehen, immer in bester Haltung... mitunter lachte er, und es klang herzlich. Aber es war klar, daß ihm der Vater eine Rarität war.

Sie tippte nervös mit dem Fuß auf den Boden.

„Noch Tee, Melusine?" fragte die Palastdame.

„Nein, gute Heyl. Setzen Sie sich."

Da wandte ihr der Papa in der langsamen, feierlichen Art, in die er zuweilen verfiel, das Gesicht zu. „Tjaa. Du siehst müde aus, mein Kind. — Was ist dir? Bist du angegriffen?" Er betrachtete sie scharf forschend durch den Zwicker, und da war er mit einem Mal ein ganz anderer Mensch. Menschlicher. Zärtlich.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin bloß faul, Papa. Ich darf's ja heute sein.... Es ist famos."

Dabei dachte sie, ihre Eindrücke zusammenfassend, der Doktor scheint Papa ja recht gut zu gefallen; wohl hauptsächlich deshalb, weil er so nett zuzuhören versteht.

Im nächsten Augenblick aber bog sich Melusine weit vor und legte die Hände im Schoß zusammen.... „Nun gut. Ich bin sogar m ü d e!.... Bleiben Sie ruhig, Herr Doktor! Anders, als ihr es meint! — — Sie werden es kaum erraten, mein Herr. Oder Sie werden triumphieren.... Ein bißchen müde dieser Fahrten nach dem Osten. Hm — —. Schon! Es gibt Stunden, wo ich mich daraus heraussehnen kann, leidenschaftlich — — weiß es Gott! Aus a l l e m."

„Das darf aber doch nicht sein", sagte der Doktor leise. „Das ist nur ein Prüfstein."

„Ich bin ein gut Stück über Mitte Zwanzig, um es vorsichtig zu sagen. Ich habe viel Zeit verloren. Ob es w i e d e r nichts ist? — — Es zerrt und zerrt einen hin und her. Und je mehr man aufhorcht, desto wirrer scheint die Zeit. — — Naiv sein —! Am Ende ist es wieder umsonst, und Jahre, Jahre, Frische, alles hin. Es kann einem siedend heiß werden."

„Laune!" sagte der Papa kurz mit einer flinken, blitzenden Handbewegung.

„Mag sein. Aber sie kommt immer öfter, Papa. Oft. — Ich warte auf ein Wunder."

Der Pianist strahlte. „Wer das fühlt, soll ruhig warten. Die andern warten nie. Die legen los. Beide sind blind, nur beide anders."

„Aber vielleicht sollte man hier nicht ermuntern, wie? Am Ende ein frischer Entschluß nach der a n d e r n Seite — und das Leben ist gewonnen!" Oskar Demuth sagte es mit einer heitern, resoluten Handbewegung.

Melusine lachte. Sie fühlte auch des Vaters Blick und die flinken Mauseaugen der Heyl auf den Doktor gerichtet. Des Pianisten Hand schien in dem Bart auf und ab zu wühlen. Tjaa.... Was war das für ein Mensch? Einer aus der Kraatz-Welt? Er sah allerdings besser aus, schien vornehm, frei. Er gefiel ihm, gefiel ihm in der Tat! Ach was Dummheiten...! Und sollte auch das Mädchen.... Der Alte schüttelte unwillkürlich den Kopf und reckte den Hals, als würde ihm schwül; die Hände glitten immer nervöser. „Tja — tjaa!" machte er.

„Niemand redet zu, lieber Doktor. Seien Sie unbesorgt, niemand! Aber man muß konsequent sein. Man darf nicht mit einem Mal stille stehen. Das führt zu nichts, nur zu Reue und Schwäche. Tja. Ich bin nicht in die Kunst verliebt, Gott behüte mich, in den B e r u f meine ich. Zum Teufel auch —! Er ist für manchen eher die Hölle als der Himmel. Ruhm ist Blague, Erfolg Leere, wenn man ihn hat. In Gottes Namen die Hände davon, aber man muß w i s s e n, warum. Wissen! Wissen! Schwierigkeiten sind dazu da, daß sie überwunden werden. Zäh muß man sein, Herr Doktor, zäh, wenn man mal a gesagt hatte. — Meinetwegen auch zäh im Entsagen.... Aber das ist für die Dauer noch schwerer, glauben Sie mir. Und gerade dazu muß man w i s s e n!"

Nun, diese Philippika hatte die spaßhafte Wendung des Doktors keineswegs ganz verdient. Überdies war es schon nach sieben Uhr. Und das tat Melusine ehrlich leid. Sie fragte jetzt von ungefähr, wo er denn neulich abend hier in der Friedrichstraße gewesen wäre.

Der Papa zog genießend an seiner langen Zigarre, er trank die dritte Tasse Tee und hatte das eben geführte Gespräch bereits wieder vergessen....

„Caspari, Caspari! Ich hab ihn mal bei meinem Verleger, mit dem er Geschäfte hat, getroffen. Bourgois. Bon garçon und kleines Licht."

„Aber Papa."

Oskar lachte behaglich. „Er hat seine Meriten, Herr Donat. Immer bei Laune und Güte."

„Die Tochter, das gnädige Fräulein, interessiert uns mehr", erwiderte Melusine. „Wie ist sie?"

„O, sehr liebenswürdig."

„Hübsch?"

„Sehr hübsch. Blond und sehr verständig."

„Ah. Weiß man das so genau?"

Oskar räusperte sich ironisch, weil er Melusinens festen Blick auf seinem Gesicht spürte. „Es kommt wohl wie auf der Bühne und überall auf den — — andern an."



„Vortrefflich.“ —

Melusine kreuzte die Beine und spielte mit dem abgerissenen Stückchen Spitze, das sie sich um die schlanken Finger wickelte.

Doktor Demuth, der es sah, erhob sich. In diesem Moment trafen sich wieder ihre Blicke. Und das unbegreifliche Gefühl einer Ernüchterung oder Enttäuschung oder auch Fremdheit, das sich während der letzten Minute auf beide gesenkt hatte, wich wieder vor einer neuen bangen Welle.

Sie aber schien unbewegt und ungerührt. In dieser Sekunde noch fremder als vorher.

„Es war hübsch von Ihnen, Herr Doktor. Machen Sie's bald wieder wahr! Und nochmals herzlichen Dank. Glauben Sie mir, Ihre kleinen Pakete haben mir mitunter Tag und Stunde geradezu hell gemacht ...!“ sagte sie plötzlich, als fiele eine Maske. Auch sie erhob sich, und bei dieser Bewegung sank es völlig von ihr nieder. Wellen des Lebens waren um sie. Und um ihn. —

Der alte Herr zeigte noch sein Studio. Da lagen alte Teppiche, da gab es einen prachtvollen schwarzen Flügel, Bilder, Bilder und immer wieder Liszt, auch Büsten. Die Luft war noch grau und dick vom Zigarrenrauch, eine Lampe brannte, Noten lagen umher, der Schreibtisch war mit Papieren bedeckt, und an der Wand hingen, es muß gesagt werden, einige alte Kränze mit vergilbten Schleifen. Hier arbeitete und mühte sich dieser zierliche Mann.

Ja — es war hübsch bei ihm, behaglich, ein feines, molliges Studio! Er kramte in seinen alten Briefen, aber dann ließ er's plötzlich wieder sein, als verflöge ihm die Laune; wenn der Doktor mal wiederkäme ..., er wolle es herauslegen. Tjaa! Das da waren Kränze aus London ... Chikago .... Auf dem Flügel stand Notenpapier, auf das flüchtige Zeichen hingekritzelt waren. Und da neigte sich Oskar vor und fragte: „Darf man es sehen?“

In dem Gesicht des Herrn Donat spielten die Fältchen. „Von mir selbst, mein Herr. Es gibt Milch. Dünnmilch, haha ....“ Er setzte sich und schlug ein paar Takte an. „Ta — ta — ta — Hans Bülow schreibt nicht mal Polkas und soll unter seiner Unfruchtbarkeit ledern und nervös werden!“ Und er ging abschweifend und plötzlich in einige hastig verwischende Akkorde über. Und dann folgten unvermittelt die wilden, blitzenden Oktaven der Ges-Dur-Etüde von Chopin. Der zarte, magere Herr saß steif, mitunter durchzitterte ihn harte rhythmische Bewegung, die Augen sahen starr den Gast an.

Der Doktor stand betreten. Er hatte keine Ahnung, was das war, und ob es gut oder mäßig ausfiel. Er besaß ein Wald- und Wiesengehör. Aber es klang bedeutend, und den Alten umgab etwas vom Schimmer des Echten. Den großen Ring mit der Bijourosette hatte er abgezogen, die Heyl schob ihn diskret beiseite, daß er nicht klappere. Er spielte nicht mehr öffentlich, der hatte vor etwa zwanzig Jahren den Arm mehrfach gebrochen, und da versagte plötzlich die Kraft und fehlte die Sicherheit. Seine Erfolge im Konzertsaal sollten übrigens groß gewesen sein, indes er hatte auch manches oder vieles durch seine Eitelkeit verdorben. Wahrscheinlich hatte er auch hier sehr klar erkannt, daß ihm ein allererster Rang nicht erreichbar gewesen wäre. Der Mann hatte einen haarscharfen und bitterbösen Blick.... Und nun biß er sich durch, zäh und nervös, eitel und kaustisch.... Sein Spiel wurde weicher. Beethoven op. 109, tema con variazione, ein entzückter Reigen, ein sommerleichtes Singen und Schwingen von Kindern und süßen Frauen, er lächelte, sah bewußter auf und brach ab. — Tjaa.

Melusine war mit schleppendem Kleid umhergegangen, unbekümmert um die andern. Am Schreibtisch war sie dabei gegen Feder und Tintenfaß gestoßen, sie hatte sich sorglos über die Platte geneigt — da, ein Fleck am Rock, sie senkte verächtlich die Lippe; schade; nun würde sich der Papa, sooft er sie in dem Kleid sah, aufhängen vor Entsetzen....

Melusine ging mit hinaus, in dem Verlangen, noch ein wenig beim Augenblick zu verweilen, harmlos und gemächlich.

„Vergessen Sie, was ich vorhin geschwatzt habe, Fräulein Donat....!“ sagte der Doktor draußen mit einem starken, fast reuevollen Eifer, wie ihn diese unvermittelte Einsamkeit eingab, er war schon im Mantel. „Sobald man es formuliert, verfliegen die Gespenster. Ich hätte es für mich behalten sollen. Ich sehne mich danach, Sie zu sehen, es verlangt mich danach, Fräulein Donat....“

„Mir recht. Ich verfüge sogar über Karten. Revanche!“

„Ich möchte es der Stunde überlassen, und was sie mir sagt oder befiehlt.“

Da gab sie ihm die Hand, und er küßte sie, drückte sie fest an seine Lippen.

Als Melusine wieder eintrat, schoß der Papa gereizt durchs Zimmer, er suchte ein paar Hefte, die die Heyl weggelegt hatte.

„Ich wollte nur ein wenig aufräumen, Herr Direktor“, sagte die Palastdame in Angst und mit dem zagen Versuch, zu begütigen.

„Fräulein Heyl! Ich habe Ihnen wiederholt gesagt, daß das hier keine Putzstube, sondern ein Arbeitzimmer ist — ein Arbeitzimmer!“

Melusine schritt zerstreut an den beiden Kampfhühnern vorüber und begab sich ins Wohnzimmer zurück, das ihr plötzlich in einem andern Licht erschien. Wärmer und von einem tiefen Frieden erfüllt. Das und ihr ganzes Leben. Sie blieb lange und nachdenklich am Tisch stehen.

• • •

Oskar Demuth kam nun öfter zu Donats. Meinhard begleitete ihn einmal dorthin; er hatte sich das schon längst mal vorgenommen.

Melusine hatte bis halb sieben Uhr immer Zeit. Und nicht selten traf es sich, daß sie gerade an diesen Tagen nicht nach der Großen Frankfurter Straße mußte. Sie genoß das doppelt, wenn Doktor Demuth dann erschien; ja, sie wartete schon immer darauf, daß er bei ihnen einträte. Und dann gab sie sich ihm mit



jener Freimütigkeit und freudigen Zurückhaltung, die tiefer wirkte als alle Koketterie und vielleicht im Herzen noch bewußter war als jene und wie eine süße, seelische Entblößung wirkte und oft wie eine körperliche Berührung für die empfindlichen und geschärften Sinne.

Sie wurden in Worten und Gebärden vertrauter und sprachen mit den Blicken noch mehr und fließender als mit den emsigen, klugen Worten. Sie wußten dies natürlich nicht und wußten es dann doch, sie schritten im Nebel, der große, stattliche, dunkle Mann, die schlanke, leidenschaftliche Frau, die so gern die weißen, ringelosen Hände mit einer festen, inbrünstig spielerischen Bewegung vorm Schoß faltete, eine Bewegung, die ihn entzückte und im geheimsten erbeben ließ.

Sie lebten mit klugem Bedacht kaum über die Stunde hinaus, aber um so stärker in der Erinnerung, aus der sich dann doch glänzende, mystische Fäden in die Zukunft vorspannen.

Eines Abends, die Woche darauf, an einem Freitag — Oskar war zur Teezeit wieder bei Donats gewesen — saßen die beiden Freunde in einer alten Weinstube in der Potsdamer Straße beisammen.

Es war schon spät, und die andern waren bereits gegangen: Doktor Trossel, ebenfalls ein alter Genosse vom Französischen Gymnasium her, derzeit Lehrer am Königstädtischen, und Herr van Ho..n aus Rotterdam, Volontär in der Demuthschen Buchhandlung.

Trossel, der seiner zarten Gesundheit wegen nach der Uhr lebte, ein quickes Männlein mit einem alten Primanergesicht, das ein großer Kneifer seitwärts überragte, hatte einen weiten Weg, er wohnte als Luftfanatiker in einem der neuen Häuser am Friedrichshain.

Die beiden Sitzfesten plauderten mit behaglichem Freundeslächeln noch eine Weile von ihm, denn Trossel hatte sich wieder mal erhitzt: Bismarck gegen den jungen Kaiser und sein soziales Programm! Meinhard lachte. Trossel war Enthusiast; aber er litt unter seinem feu sacré, es riß ihn hierhin und dorthin, er entzündete sich zu leicht, und da hatte er sich zuletzt eine Hilfsvorstellung geschaffen und hielt sich in seinem besseren und eigentlichen Wesen für einen „kontemplativen Ironiker", kroch auch, wenn er glücklich aus der Hitze wieder heraus war, rasch bei dieser Anschauung unter; er war witzig genug dazu und wie alle Feinen für diesen schützenden Stachelzaun veranlagt. Vor Meinhard aber fühlte er sich immer unsicher, denn Meinhard durchschaute die Trosselsche Kontemplation und seinen stillen Neid.

(Fortsetzung folgt.)

Technik und Recht.

Von Hans Dominik.

In dem gleichen Maß, in dem unsere Technik an Bedeutung gewinnt und ihre Erzeugnisse unserem modernen Leben Form und Inhalt verleihen, ist auch die Rechtswissenschaft genötigt, sich mit der Technik zu befassen, muß die Rechtsprechung die Technik zum Gegenstand ihrer Tätigkeit machen. Unaufhörlich neuen Dingen und Formen muß das Recht nachgehen, und es ist bemerkenswert, daß jene alten, von den Römern geprägten logischen Werte sich vielen Dingen moderner Technik glatt anpassen, daß nur für wenige neue Gebiete die Klinke der Gesetzgebung, wie der reizende parlamentarische Ausdruck lautet, in Bewegung gesetzt werden muß.

Greifen wir einige praktische Beispiele heraus. Was ist zum Beispiel ein fahrender Straßenbahnwagen? Er ist eine Offerte, die die Straßenbahngesellschaft dem Publikum macht. Und zwar eine Offerte auf einen Personentransport, dessen Weg aus den Schildern des Wagens ersichtlich ist, und dessen Preis durch die Veröffentlichung des Tarifs sattsam bekanntgemacht wurde.

Ergreift jemand den Griff des Wagens und ersteigt die Plattform, so akzeptiert er damit das Angebot der Straßenbahngesellschaft, und es ist ein rechtsverbindlicher Transportvertrag zwischen diesem Fahrgast und der Straßenbahngesellschaft zustande gekommen.

Wenn etwa der Wagen nach Rixdorf fährt und der Fahrgast nach Tegel will, so ist es doch lediglich Kulanz von der Straßenbahngesellschaft, wenn sie ihm gestattet, an der nächsten Haltestelle abzusteigen, ohne den Fahrpreis zu entrichten. Ebenso würde dem Fahrgast kein Handeln um den Preis helfen. Es wird angenommen, daß er einen Fahrvertrag zu einem bestimmten Ziel und zu einem bestimmten Preis bereits durch das Besteigen des Wagens geschlossen hat.

Während sich hier eine technische Einrichtung für einen bestimmten zivilrechtlichen Gesichtspunkt wunderbar schön und einfach definieren läßt, wird die Sache gewöhnlich bedenklich, wenn die Jurisprudenz es versucht, eine technische Einrichtung allumfassend zu definieren. Ein Straßenbahnwagen ist ja unter anderm auch noch Teil einer Eisenbahn, und für die Eisenbahn hat beispielsweise das Reichsgericht eine Definition gegeben, deren Abdruck weit über den Rahmen dieser Plauderei hinausgehen würde. Denn dem Oberbegriff „eine Eisenbahn ist ein Verkehrsunternehmen, gerichtet auf den Transport von Personen und Gütern", sind unendlich viele Relativsätze angehängt, mehr Relativsätze, als der längste Güterzug Achsen hat.

Sehr bedenklich sieht es in der Technik mit dem Stehlen aus. Der § 242 des Strafgesetzbuches besagt: Wer eine fremde bewegliche Sache einem andern in der Absicht wegnimmt, diese sich rechtswidrig zuzueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängnis bestraft. Da ist nun eine ganze Menge zu erfüllen, wenn man zu seiner Gefängnisstrafe kommen will. Es muß eine bewegliche Sache sein, und man muß die Absicht haben, sich diese widerrechtlich anzueignen. Zweifellos ist ein Automobil eine bewegliche Sache, wenigstens solange der Motor nicht streikt. Wenn ein Chauffeur sich in das Automobil seines Herrn setzt und damit eine kleine Extratour veranstaltet, so nimmt er eine fremde bewegliche Sache fort. Aber er will ja den Wagen nach der Fahrt wiederbringen, will ihn sich nicht rechts-



widrig aneignen. Es liegt also kein Diebstahl vor. Nun hat man es mit dem Benzin versucht. Der Chauffeur verbrennt ja während der Fahrt Benzin. Aber auch hier ist die Konstruktion einer rechtswidrigen Zueignung nicht gelungen. Wenn der Chauffeur sich eine Flasche Benzin abzapfte, mit nach Hause nähme und in der Wirtschaft verbrauchte, so wäre das ohne weiteres Diebstahl. Das Verbrennen im Automobil konnte dagegen nicht als Diebstahl definiert werden, und erst in der neuen Kraftfahrgesetzgebung haben wir einen Paragraphen bekommen, der solche unerlaubten Fahrten prinzipiell unter Strafe stellt.

Bekannt dürfte auch sein, daß das Stehlen von Elektrizität Jahre hindurch straflos war. Die Gerichte konnten nicht zu der Auffassung kommen, daß die Elektrizität eine Sache sei. Zwar hatte ein Münchner Gericht eine solche Verurteilung herbeigeführt und dabei die Begründung gegeben, „dem elektrischen Strom kann die Eigenschaft einer körperlichen Sache, die sich bei der Möglichkeit der Leitung des Stromes an beliebige Punkte als eine bewegliche und bei der Verbindung der Leitung mit der Elektrizitätsanlage, dann der Möglichkeit der Verstärkung oder gänzlichen Abstellung des Stromes durch den Elektrizitätswerkbesitzer als in dessen Gewahrsam befindlich darstellt, ebensowenig abgesprochen werden wie dem in der Röhrleitung befindlichen Leuchtgas, der warmen oder der komprimierten Luft". Daß der elektrische Strom eine selbständige körperliche Sache ist und als solche rechtlich zu behandeln sei, hat übrigens das Reichsgericht in einem Urteil vom 10. März 1886 schon anerkannt.

Aber dem Reichsgericht wurde bei dieser Definition doch nachdenklich zumute. Es brachte ein neues Erkenntnis heraus, daß einer Sache der Begriff der Körperlichkeit zukommen müsse, wenn sie unter den § 242 fallen solle, und nun konnte man sich wiederum nicht anders helfen als durch den Erlaß eines Sondergesetzes, durch das die Entwendung von elektrischer Energie der Entwendung einer körperlichen Sache gleichgestellt wird.

Man hat nicht die Energie überhaupt der Sache gleichgestellt, sondern man hat nur für die spezielle Form der elektrischen Energie ein Sondergesetz erlassen. Nun wird ja zweifellos die Energie sehr häufig untrennbar mit körperlichen Sachen verbunden sein. Man braucht nur an Leuchtgas oder Druckwasser zu denken. Wenn man hier die Energie haben will, muß man wohl oder übel auch die Sache nehmen. Aber es gibt doch auch Energieformen, die frei von solcher Körperlichkeit sind. Man denke nur an den Dreiradfahrer, der sich an einem Automobil festhält und ziehen läßt. Hier liegt klipp und klar die Entwendung von Energie vor. Der Dreiradfahrer entnimmt jetzt die Arbeit, die für die Fortbewegung seiner Maschine notwendig ist, dem Motor des Automobils.

Stände die Entwendung von Energie ganz allgemein unter Strafe, so würden wir hier ein Gegenstück zu dem Mundraub beim Sachdiebstahl haben. Mundraub begeht, wer Nahrungs- oder Genußmittel von unbedeutendem Wert oder in geringer Menge zum alsbaldigen Verbrauch entwendet. In ähnlicher Weise verbraucht der Radfahrer ja sofort die entwendete geringe Energiemenge zum Transport der eigenen Maschine, er benutzt sie zur sofortigen Verbesserung der eigenen Lage, so daß die Analogie eine sehr weitgehende ist. Man wird einen todmüden Menschen, der sich ein Stück ziehen läßt, ebensowenig bestrafen wie einen Halbverhungerten, der einen Apfel entwendet.

Bedenklicher sieht die Sache aber schon aus, wenn jemand über eine fremde Transmission einen Riemen legt und mit diesem jahraus, jahrein eigene Maschinen betreibt. Auch solche Fälle sind vorgekommen, und sie sind bei der jetzigen Rechtsfrage straffrei. Denn auch die Konstruktion des strafbaren Eigennutzes muß hier versagen, da auch dort wieder eine bewegliche Sache vorausgesetzt wird. Es darf daher wohl heute schon als sicher gelten, daß unsere Rechtswissenschaft sich in kommenden Jahrzehnten ganz ausführlich mit dem Begriff der Energie befassen muß, und daß für die Energie genau der gleiche Schutz wie für die körperliche Sache geschaffen werden muß.

Einstweilen bietet die Gegenwart der Rechtswissenschaft genügend andere Probleme. Schon früher war der Luftraum, der Raum oberhalb der Grundstücke, ein strittiges Gebiet ebenso wie die ewige Teufe, das Gebiet unterhalb des Grundstückes, strittig zwischen dem Grundstückseigentümer und irgendwelchen Dritten. Man könnte zunächst zu der Anschauung neigen, daß den Besitzer irgendeines Grundstücks tatsächlich ein Raumkegel gehört, der seine Spitze im Erdmittelpunkt hat, dessen Seitenflächen auf der Erdoberfläche durch die Grundstücksgrenzen gehen und sich weiterhin in den Weltraum erstrecken, bis die Geschichte mit irgendwelchen Hausbesitzern auf dem Jupiter oder Uranus kollidiert. Tatsächlich aber sind die Grenzen des Grundbesitzes sehr viel enger gezogen. Unter Tage gilt das Bergrecht, das ja schließlich auch einer Technik, nämlich dem Bergbau, seine Entstehung verdankt, und demzufolge dritte Personen das Recht erhalten können, unter fremden Grundstücken Bergbau zu treiben.

Oberhalb des Grundstücks begann die Frage aktuell zu werden, als die elektrischen Luftleitungen aufkamen. Heute hat man sich zunächst dahin geeinigt, daß dem Grundeigentümer die Verfügung über den Luftraum zusteht, soweit er eine Einwirkung ausüben kann. So dürfen beispielsweise Telephonleitungen über Privatgrundstücke nur mit Zustimmung des Eigentümers gespannt werden. Für öffentliche Straßen und Wege schuf man dagegen wieder ein Spezialrecht, demzufolge der Reichspost der Luftraum für ihre Telephonleitungen zur Verfügung steht. Dagegen sind für Starkstromleitungen besondere Abmachungen mit den Besitzern dieser Wege notwendig. Gegenwärtig kann also die Stadt Berlin wohl verbieten, daß Hausbesitzer von ihrer Front aus noch Balkone in den Luftraum über der Straße hineinbauen, aber sie kann Telephonleitungen nicht verhindern.

Als man so weit war, kamen aber die Luftschiffe und Aeroplane in Schwung. Nehmen wir eine normale Fahrthöhe von dreihundert Meter an, so ist das ganz sicherlich eine Höhe, in der der Grundbesitzer keine Einwirkungen mehr ausüben kann. Er kann also das Ueberfahren seines Grundstückes nicht verbieten. Eine solche Warnungstafel wäre unwirksam.

Kritisch aber wird die Geschichte, wenn der Luftschiffer seinerseits Einwirkungen ausübt, wenn er beispielsweise einen soliden Sack Ballast auf den frischen Pflaumenkuchen des Grundbesitzers auskippt, so daß selbiger Pflaumenkuchen stark versandet. Oder wenn gar ein Luftschiff oder ein Aeroplan unfreiwillig niedergeht und dabei allerlei demoliert. Hier dürfte sich für eine nicht allzu ferne Zukunft eine reichliche Quelle zahl-



loser Prozesse öffnen. Ist das Ueberfliegen von Grundstücken im Prinzip erlaubt, so kann für den angerichteten Schaden zunächst nur die Schadenersatzpflicht des Bürgerlichen Gesetzbuches in Frage kommen. Nach dieser ist man aber nur zum Ersatz eines Schadens verpflichtet, den man verschuldet hat. Ein schuldhaftes Verhalten wird man aber aus dem Ausschütten von Sandballast nur schwer konstruieren können, und deshalb wird der Besitzer, dem neulich der Pflaumenkuchen in der oben geschilderten Weise mit Sand bestreut wurde, kaum jemals Ersatz einklagen können. Freilich hängt auch hier das Ergebnis nicht nur von der Gesetzgebung, sondern auch von der Rechtsprechung ab. Es könnten sich wohl Richter finden, die in dem Ueberfahren von geschlossenen Ortschaften mit Aeroplanen bei dem gegenwärtigen Stand der Technik ohne weiteres eine schuldhafte Fahrlässigkeit erblicken. Erfreulich ist es natürlich, wenn Gesetzgebung und Rechtsprechung die Technik in ihrer Entwicklung nicht unnötig hemmen, sondern sie nach Möglichkeit schützen und fördern.

Beim Fünfuhrtee.

Von Ola Alsen. — Hierzu 5 Originalzeichnungen von Bruno Gestwicki.

Der Fünfuhrtee — wir stehen unter seinem Zeichen und haben ihn längst als eine immer beliebter werdende Form der Zusammenkunft unserer Geselligkeit eingereiht. Er ist die letzte Parole unseres Gesellschaftslebens und kündet neben den Fortschritten auch die Schattenseiten unserer Zeit. „Frau von S. empfängt jeden zweiten Mittwoch zum Tee" — „Mrs. W. hat ihren at home." Ein Hauch von Vornehmheit haftet an diesen Einladungen, eine Illusion von etwas Ruhevollem, von reizender, intimer Gastlichkeit, die anderen geselligen Zusammenkünften mangelt, ja, dieser ungezwungenen Gesellschaftsform ist etwas Traditionelles eigen, und mit ihr steigen Erinnerungsbilder auf, die in vergangene Jahrhunderte zurück reichen. Gestalten, wie Julie Lespinasse und Madame d'Epinay, werden vor uns lebendig, und wir sehen diese Frauen inmitten eines Kreises Geselligkeit üben, dem unter allen interessanten Persönlichkeiten der damaligen Zeit Geister wie Rousseau und Diderot angehören. Die französische Aufklärung hatte der Frau eine seltene Macht verliehen, und es war ein ihr zugestandenes Privileg, beim Teeempfang mit Geist und Grazie ihren Einfluß geltend zu machen, der sich neben Fragen der Kunst auch auf das politische Gebiet ausdehnte. Dieser französischen Gesellschaftskultur verwandt und doch von ihr verschieden war das gesellige Bild der Berliner Salons im Anfang des 18. Jahrhunderts. Auch hier repräsentierte die Frau, ihre Wirkung bestand neben ihren geistigen Vorzügen aber wesentlich in ihrem seelischen Wert, der sie mit einer Sphäre umgab, die etwas Vollkommenes in der Entwicklung der Geselligkeit erreichte. Der Salon der Rahel Varnhagen ist für alle Zeiten unvergessen, und ihr Gesellschaftsgenie, das zur Teestunde alle hervorragenden Persönlichkeiten ihrer Zeit um sich versammelte, bildet einen Kulturwert, der eine einzigartige Erscheinung darstellt. Der Geist einer Epoche, die um 100 Jahre zurückliegt, hat mit dem unserer Gegenwart kaum noch etwas gemein, und mit den ungeheuren Fortschritten, die unsere Zeit auf allen Gebieten der Technik und des Wissens gemacht, haben sich auch unsere geselligen Bedürfnisse gewandelt. Der Trieb unserer heutigen Gesellschaft ist vielfach auf das Materielle gerichtet. Die Intelligenz, die mit ungeahnten Erfindungen unsere Lebensansprüche steigerte, hat Werte schätzen gelehrt, die nur

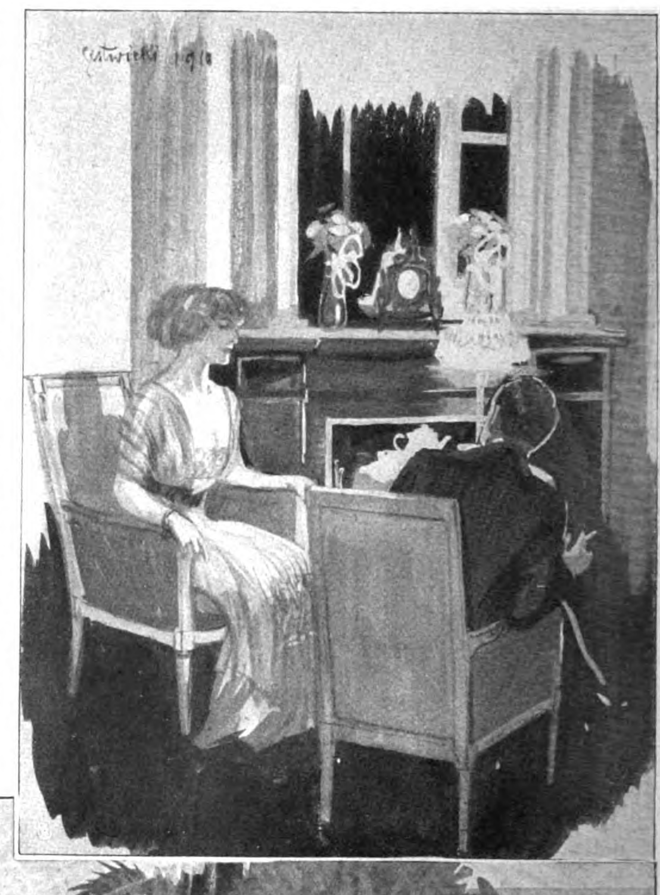
Beim Bridge.

durch Geldmittel zu erlangen sind, und der Erwerb steht in unserem Leben immer mehr an erster Stelle.

Diese Forderungen unserer Zeit haben als charakteristisches Moment auch unsere Geselligkeit beeinflußt, und der kaufmännische Sinn hat sich des „Tees" bemächtigt, der mit dem althergebrachten Attribut der Vornehmheit eine willkommene Gelegenheit bietet, praktischen Zwecken zu dienen.

Die Idee des Modentees stammt aus Paris. In Berlin führte man sie mit Geschick und Geschmack in einem kleinen Kreis ein. Bei einer größeren Veranstaltung entbehrte man bei dem Arrangement die richtige Form. Der ideelle Ursprung des Modentees hat seine unbestrittenen Reize. Zu Beginn jeder Saison die neusten Errungenschaften der Mode — verfolgt bis in das letzte Raffinement der Toilettenkünste — von hübschen Mädchen vorgeführt zu sehen, lockt nicht allein nur die nachahmungsbeflissenen Damen.

Weniger materiellen Interessen — vielleicht nur mit einem Schein von Hoffnung umgeben — dient die Teestunde, in der eine begeisterte Kunstfreundin ihr jüngstes Schutzkind den Freunden des Hauses vorführt. Ihr Jour hat einen gewissen Klang, und mancher Dichterjüngling sprach in ihrem Salon zum erstenmal seine Gedichte vor einem andächtig lauschenden Kreis, und das überzeugende Beifallsklatschen der Hausfrau ist das elektrisierende Zeichen für alle übrigen Gäste.





Lyrische Offenbarungen. Oberes Bild: **Tee zu zweien.**



Der „Five o'clock" im Hotel.

Man kultiviert in den Teestunden gern den Dilettantismus, drückt der jungen Rezitatorin innig die Hand, wenn sie zur Zerstreuung der Gäste einige Gedichte spricht, und dankt der Barfußtänzerin, wenn sie dem Five o'clock tea als Attraktion dient. Beiden — der Wirtin und dem Kunstspendenden — ist mit diesen Vorführungen gedient. Denn der sehnlichste Wunsch beider ist der gleiche, nämlich daß über sie gesprochen wird — ein Erfolg, der ihnen in diesen Kreisen sicher ist.

Anders ist es natürlich, wenn eine „Größe", ein Star, seine Mitwirkung zu einem Wohltätigkeitstee zusagt, denn die Basare vergangener Jahre haben sich vielfach in Veranstaltungen verwandelt, die sich nur über die kurze Zeit der Teestunde ausdehnen, und in der zur Unterstützung von Hilfsbedürftigen und Notleidenden vorgetragen und gesungen, getanzt und gespielt wird.

Der Hoteltee — wie ein Hinausgleiten aus dem Alltag, aus dem Drängen und Hasten, aus dem Lärm der Straße. Die Windfänge drehen sich, in der Halle springen die livrierten Boys herbei, die überflüssigen Toilettestücke in die Garderobe zu tragen. Weit und dennoch intim dehnt sich die Halle, lichtüberströmt, gedämpfte Musik, als ob sie von fern käme, durchklingt den Raum. Eine Atmosphäre des Wohllebens!

Eine Geselligkeit ohne Verbindlichkeit, ohne große Ankündigung, ein stets bereites Tischlein-deck-dich! Auf kostbaren Geräten winzige Leckerbissen, Süßes und Pikantes. Aus silbernen Kannen fließt der aromatische goldgelbe Tee in seine durchsichtige Tassen.

In den bequemen Sesseln lehnen blasierte Jünglinge, vielleicht in dieser Stunde nach einer reizvollen Bekanntschaft ausschauend. Ein sorgfältig gekleideter Herr versucht seine Ungeduld zu meistern, weil die Ersehnte die Zeit nicht pünktlich innehält. Wundervoll unauffällig sind die kleinen Plauderstündchen beim Geistes, eine Hingabe an den Tanz um das goldene Kalb. An einigen bestimmten Tagen der Woche vereinen sich die Damen zum Spiel in ihren mit allem Luxus ausgestatteten Teezimmern. Das Teezimmer ist die Nachfolgerin des Boudoirs. Das Boudoir hat sich überlebt. Statt kleiner Schemel mit gebogenen Füßchen im Rokokogeschmack, statt zerbrechlicher Goldmöbel weitausladende Korbsessel, die mit der japanischen buntschimmernden Wandbespannung harmonieren. Weiche große Kissen und Decken mit leuchtenden Ornamenten, um den blassen Tönen der Korbsessel Leben zu geben.



Die Modenschau.

Five o'clock tea, so selbstverständlich für die Dame von Welt, daß auch kein Mensch nur einen Schimmer von Mißtrauen empfände, wenn sie hier mit einem Freund gesehen würde. Man muß doch seinen Tee im Hotel nehmen, vor dem Theater hier eine Stunde verbringen, zwischen Besorgungen kurze Rast halten.

Eine andere Art der Teestunde, vielen Kreisen fremd, ist die Beschäftigung reicher Frauen, die heimlich, aber mit desto größerer Leidenschaft gepflegt wird. Das ist das Glückspiel, meist die Bridge- oder Pokerkarte, die aus Frauenhänden, die mit blitzenden Ringen geschmückt sind, mit großer Routine auf die Platte des Teetisches fällt. Dieses Spiel gedeiht nur in jener Welt, in der das Gold wertlos ist und doch den einzigen Wert repräsentiert. Es dokumentiert eine gewisse Indolenz des

Vielgestaltig wie der Charakter der Teestunde ist, kennt auch das Teezimmer keine feststehenden Gesetze. Kein Raum ist so geschaffen für die Frau wie dieses kleine Buen retiro. Je eigenartiger es seine Sprache spricht, desto überzeugter ist man von der individuellen Veranlagung seiner Besitzerin. Und am traulichsten wird es sein, wenn die seidenen Gardinen über die Fenster gleiten, das verschleierte Licht auf den Blumen und dem zierlich gerichteten Teetisch liegt, wenn in dieser Stunde der Ruhe sich zwei zu einer Plauderstunde finden. Am knisternden Kamin, bei dem bläulichen Schein der Flamme, die unter dem Teekessel zuckt, löst sich der Bann der Konvention, wollen die Lippen Heimlichkeiten tauschen. Wie Heine singt: „Sie saßen und tranken am Teetisch und sprachen von Liebe viel."



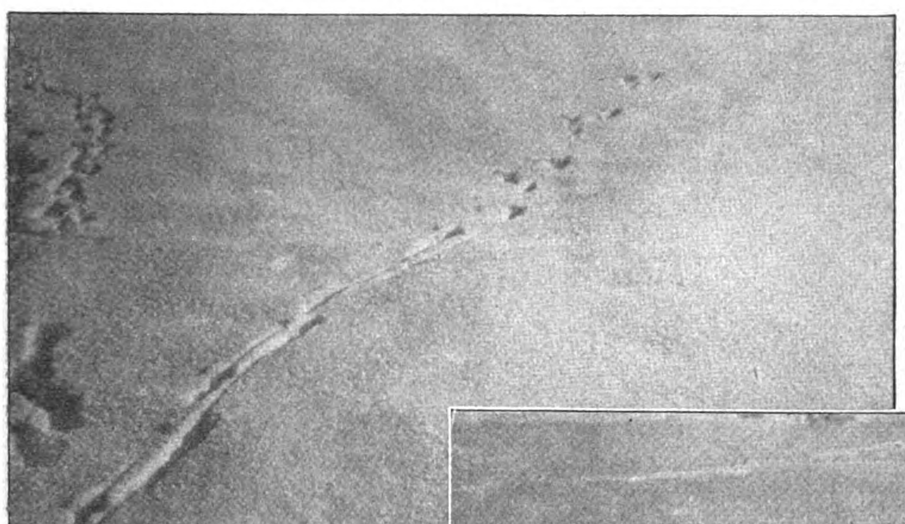
Fährten im Schnee.

Von Johann Freiherrn Schenk von Tautenburg. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von H. Traut.

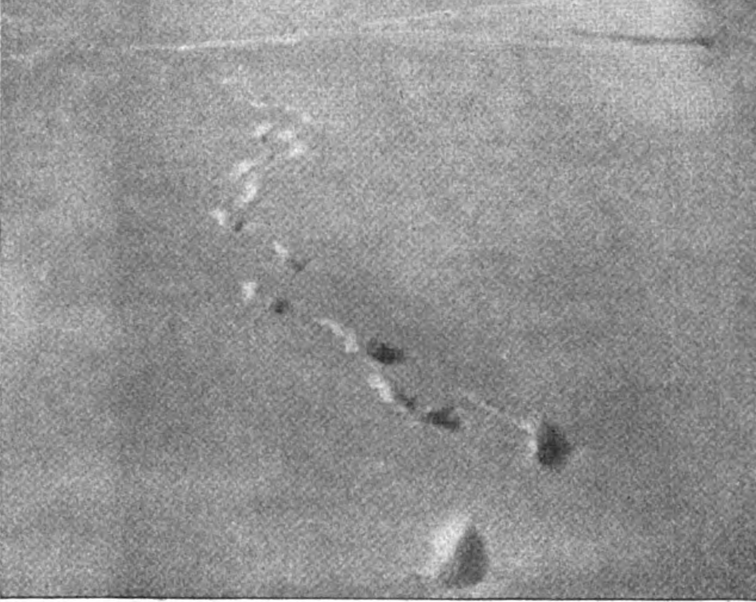
Der Schnee ist der weiße Leithund des Jägers.

Wenn die „erste Neue" gefallen ist, gibt es wohl kaum einen braven Weidmann, er sei denn durch irgendeinen wichtigen Anlaß verhindert, der nicht draußen im waldigen Revier „Inventur" aufnimmt.

Liegt Schnee, so kann der Fährtenkundige im aufgeschlagenen Buch der Natur genau nachlesen, was für Wild in seinem Revier steht, was ein- oder auswechselte, was krank ist und daher besser vor Beginn der strengen Zeit abgetan wird, denn geht so ein armes, hilfloses Stück nach schweren Qualen in eiskalter Winternacht ein, so wittert bald das Raubzeug die gute Beute, und je weniger Exemplare man von dieser Räuberbande durchzufüttern hat, desto besser ist es für einen gut gehegten Wildstand. Gerade durch den Spürschnee wird dem wackeren Weidwerkgänger die Hege wesentlich erleichtert.



Fährte eines Rehs,
vorne ziehend, hinten flüchtig



Ziehender Hirsch.

Ein Jäger, der es mit seinem „Beruf" ernst nimmt, kennt sein Revier so gut, daß er selbst bei Nacht und Nebel Weg und Steg zu finden weiß, er ist sich auch vor dem Schneefall schon über die Zahl des in seinem Bezirk befindlichen Wildes im klaren, aber absolute Sicherheit will er haben, nachzählen, ob die Rechnung stimmt; keine Macht der Welt hält ihn daher „im Bau", wenn die ersten Flocken vom Himmel rieseln.

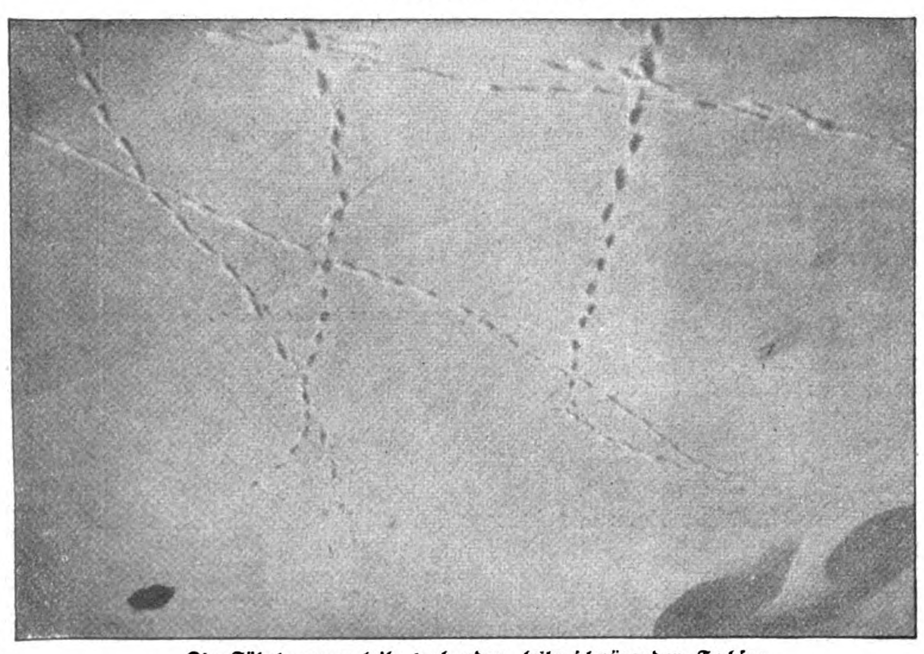
Gut gegen die Witterung verwahrt — wobei auch die „Buttel" nicht zu vergessen — stapft der Revierbesitzer in wasserdichtem Schuhzeug durch den lockeren Schnee von der verschneit daliegenden Haltestelle der Kreisbahn dem Dörfchen zu, das im Herzen der für teures Geld erpachteten Jagd liegt. Immer noch fallen die Flocken; solange es schneit, ist nichts zu machen, aber an Ort und Stelle will der Weidmann sein, sobald die Neue liegt, denn beim Ausgehen der Fährten ist es wichtig, nicht zu lange mit dem Revierbegang zu warten Hört es kurz nach Mitternacht mit Schneien auf, so ist das für den Jäger am günstigsten, besonders dann, wenn er auch auf das kleine Raubzeug im Revier: Baummarder, Iltis und Wiesel, zu passen gedenkt. Bei der Hurtigkeit dieser blutgierigen Gesellschaft braucht man ihren Fährten in diesem Fall nicht allzu weit nachzuhängen; man gelangt dann eben viel eher an ihre Schlupfwinkel, die sich durch charakteristische Merkmale kurz nach Beendigung des Schneefalls viel schärfer als sonst abheben.

Dem braven Heger ist Diana stets hold. Mitten in der Nacht hat die Kälte zugenommen, und daher hörte es auch um diese Zeit mit Schneien auf. Ein wundervoll klarer Wintermorgen weckt die in jungfräuliches Weiß gehüllte Erde von ihrem Schlummer. Stille ringsum, jeder Laut verhallt, die Schritte dämpft der weite, weiche Teppich, und die Luft ist so klar, daß wir die Lungen mit tiefen Atemzügen wieder und wieder in diesem Meer von Reinheit baden, eine feierliche Stimmung zieht in unsere Seele ein und Mitleid mit allen denen, die dem Dunst und Staub der engen Stadt nicht wie wir entfliehen konnten.

In breiten Schwärmen ziehen Krähen fern am mählich sich rötenden Himmel dahin, dort zweigt sich ein Teil von der Hauptschar ab, und in weitem Bogen kreisen sie über der Flur, um sich in der über Nacht so geheimnisvoll veränderten Gegend zu orientieren. Wo sind die reihenweise geschichteten Haufen geblieben, die der Bauer erst kürzlich dort auf seinen Acker fuhr? Endlich hat einer der hungrigen Galgenvögel eine schwarze Stelle im Schnee entdeckt, und mit kurzen Flügelschlägen schwingt er sich in der Nähe des verschneiten Hügels ein. Neidisch folgen die andern, und ein Blick durch das scharfe Jagdglas zeigt uns, daß die gefiederte schwarze Sippe ihre Aesung fand.



Die breite Fährte eines Schwans.



Die Fährte eines teils trabenden, teils schnürenden Fuchses.

Hüpfend, dann mit komisch wirkender Grandezza nähert sich dort die zuerst eingefallene Krähe einer nicht ganz mit der Farbe der übrigen übereinstimmenden Stelle. Plötzlich wirbelt eine Schneewolke vor dem vor Schreck aufflatternden Vogel empor, und ein Hase, der sich dort einschneien ließ, fährt aus seiner „Sasse" heraus und flüchtet vor der laut hinter ihm herscheltenden schwarzen Gesellschaft querfeldein. Wäre er nicht so flink auf den Läufen, würden wir vielleicht Zeuge eines Dramas geworden sein, wie sie sich gerade jetzt in rauher Winterzeit in Wald und Feld leider nur allzu häufig abspielen.

Wir wandern weiter, dem nahen Seeufer zu. Eine schon von weitem sichtbare Fährte zieht vom Wasser am Uferrand entlang. Mit dem Feldstecher können wir die breite Spur nicht genau ansprechen; zur Vorsicht machen wir die Flinte aber fertig, denn alle Zeichen künden uns, daß hier ein seltener Gast Nachtquartier genommen. Im Näherkommen erkennen wir die breite Fährte eines Schwans, und ein bedauerndes „Zu spät!" murmeln unsere Lippen. Wo mag der mächtige Vogel wohl die nächste Nacht zubringen? Morgen wollen wir eher am Platz sein, falls er uns noch einmal mit seinem Besuch beehrt.

Je näher wir dem Wald kommen, desto mehr Fährten stehen vom Feld aus auf die schützende Dickung zu. Nun heißt es die Augen aufmachen und genau zu unterscheiden. Zwei Hirsche fährten sich hier. Sie waren flüchtig! Sogleich gilt es da, zu überlegen, was sie hier wohl vertrieben hat. Daß die Gefahr nicht gering gewesen, zeigt uns das an einigen Stellen ganz augenscheinliche Aneinanderprellen der erschreckten Tiere auf ihrer Flucht. Sollte hier nächtlicherweile der Ansitz von einem Wilddieb ausgeübt worden sein? Behutsam gehen wir auf der Fährte zurück. Jetzt haben wir den Platz erreicht, wo die beiden Stücke die karge Winteräsung aufgenommen haben. Scharf blicken unsere Augen in die Runde, da sehen wir grade Linien über den Schnee



Spuren des Wildschweins im Schnee.

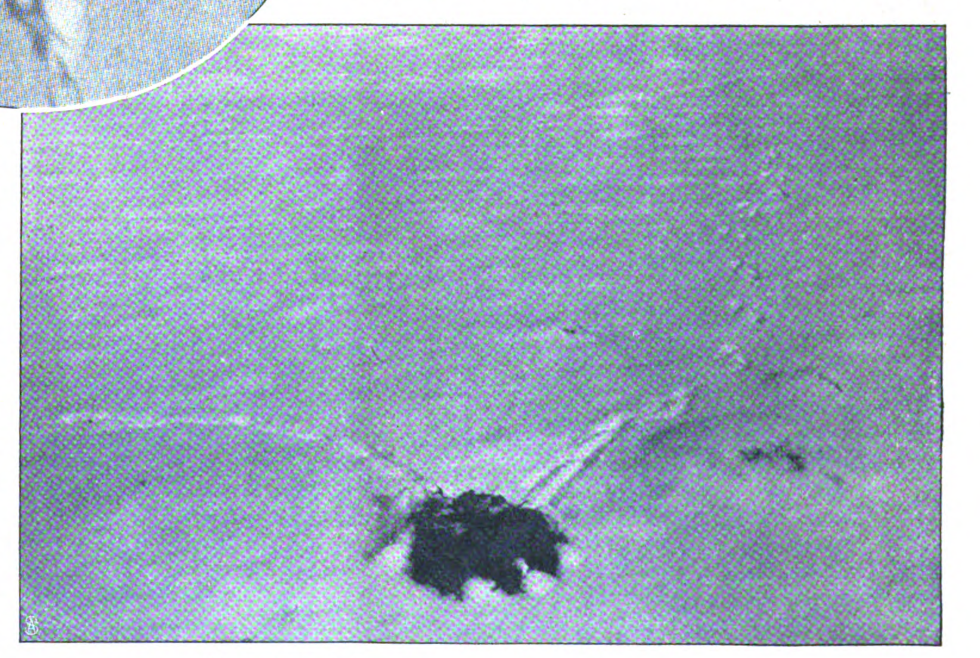
strahlenartig gezogen. Zwar führen sie an dem Punkt vorbei, wo das Rotwild sich geäst hatte, doch wissen wir genug. Ein feiger Bursche hat hier im Schutz der Nacht das Wild belauert und aufs Geratewohl mit Schrot in der Richtung des Standortes geschossen. Dort hinter dem Steinhaufen an der Straße hat der Lump gelegen, doch seine Spur hat er wohlweislich zu verwischen gewußt, und nun ist dieser Weg auch schon von Fuhrwerk und

Zwei flüchtige Hirsche.

Fußgängern zu stark benutzt, so daß hier keine Verfolgung mehr möglich ist. Aber warte nur, wir sind gewarnt!

Nun heißt es der Hirschfährte nachhängen, gilt es doch, festzustellen, ob nicht doch ein Schrotkorn getroffen hat.

Bis in den Wald verfolgen wir die flüchtige Spur, auf einer Blöße haben die Tiere verhofft, dann erkennen wir aus der Fährte, daß beide von hier aus wieder vertraut weitergezogen sind. Was uns aber am wichtigsten ist: Kein Tröpfchen Schweiß ist zu finden. Die keusche Göttin hat ihre Schützlinge also vor des Menschen Hinterlist behütet und bewahrt. Eine Fuchsfährte kreuzt unsern Weg, dort noch eine, und hier fährten sich gleich mehrere! Sollten wir dem Raubgesindel bisher nicht scharf genug auf die Fänge gepaßt haben? — Der Sache muß genau nachgeforscht und auf den Grund gegangen werden. Nachdem wir noch einmal scharf geprüft haben, erkennen wir deutlich, daß es sich in diesem Fall doch nur um zwei Füchse handeln kann, und zu unserer Freude konstatieren wir, nachdem wir die eine Fährte ausgegangen sind, daß der rote Räuber im großen



Fährte eines Raben: vorn im Schreiten, hinten im Hüpfen.

Bogen um die vor uns liegende Fichtenschonung herumgeschnürt ist, er hat sich augenscheinlich Wind von dort holen wollen, ein Geräusch muß ihn aber geschreckt haben, vielleicht der auf dem Feld gefallene Schuß, denn von einer deutlich sich markierenden Stelle aus ist er flüchtig geworden. Nur einer war es; mit der Hasenquäcke wollen wir ihn hier einmal heranlocken. Dieser Musik widersteht der Fuchs in karger Winterzeit so leicht nicht.

Plötzlich weiten sich unsere Jägeraugen, im Weiterpirschen zeigt sich unter den vielen Fährten eine, die wir lange nicht mehr geschaut haben.

Wohl hatten die Bauern gelegentlich über Wildschaden Klage lautwerden lassen, der eine wollte sogar einen großen Keiler in der Abenddämmerung deutlich an den aufgeschichteten Kartoffeln gesehen haben, aber da Schwarzwild seit Jahren sonst weit und breit nicht gespürt worden war, wurde dem etwas phantastisch veranlagten homo rusticus nicht geglaubt.

Nun sehen wir selbst die Fährte, und was für eine — das muß ja ein uriges Stück sein!

Längst vergangene schöne Zeiten steigen im Geist wieder vor uns auf. Der Schneebehang, grade wie einst, macht die Erinnerung mächtig in uns rege. Fern hören wir das Geläut der Hunde wieder, dann täuscht uns ein unter der Schneelast brechender Ast das Geräusch eines näherkommenden Hauptschweins so deutlich vor, daß wir unwillkürlich den Kolbenhals der Flinte fester umfassen. Vielleicht ist's wirklich ein grimmer Basse, der in der Dickung steckt. Komm nur vor, wir wollen dich würdig empfangen!

Aber Stille herrscht rings, und langsam folgen wir wieder der mächtigen Fährte.

Bekanntlich ist Schwarzwild in vielen Gegenden nur noch Wechselwild. Dann trifft man es heute hier und morgen schon an einem meilenweit entfernten Ort, denn unstet und flüchtig sind die Schwarzkittel geworden, seitdem man sie für „vogelfrei" erklärte und ihnen keine Schonzeit mehr zubilligte.

Schade ist's um das „ritterliche Wild", das zur Rauschzeit die interessantesten Beobachtungen, besser als sonst im Jahr, anstellen läßt, kennt man ihren Standort, und versteht man es, sich einer Rotte mit aller Vorsicht zu nähern.

Bei ihnen reimt sich Hiebe auf Liebe, und wer Gelegenheit hatte, Sauen in freier Wildbahn bei ihren „Liebeständeleien" zu beobachten, der vergißt den Anblick so leicht in seinem ganzen Leben nicht mehr. —

Hier gilt es, festzustellen, wo sich der Keiler eingeschoben hat.

Sollte er im Revier stecken, könnte uns die Neue zu einer spannenden Jagd verhelfen.

Mit größter Ruhe und Vorsicht hängen wir der nicht leicht zu verlierenden Fährte nach.

Weiter und weiter führt sie uns durch Dickungen, die wir in diesem Fall vorher umschlagen, durch Hochwald und Heide bis an die Grenzen unseres Jagdgebiets. Ein Einzelgänger war es wohl, der sich von seiner Rotte getrennt. Vielleicht kommt er im Lauf des Winters noch einmal zurück, wenn der Luderplatz, das Tischlein-deck'-dich aller Hungrigen, erst reichlicher betreut wurde. So lange wollen wir uns gedulden.

Auf unserm Rückweg spüren wir den zahllosen Rehfährten, denen wir vordem keine so eingehende Beobachtung geschenkt haben, nun genauer nach.

Da war uns die eine im Vorübergehen aufgefallen, denn es schien so, als ob die Abdrücke nicht so regelmäßig erfolgten, wie sich sonst Rehwild fährtet.

Hier finden wir sie wieder. Im Weiterfolgen erkennen wir deutlich, daß das Reh den einen Lauf schont, und bei genauem Hinsehen bemerken wir deutlich, daß seitwärts der Fährte winzige Schweiß- (Blut-) tröpfchen liegen.

Noch kann sich das Wild bei dem geringen, lockeren Schnee die Schalen nicht wundgelaufen haben. Sollte auch hier wieder menschliche Niedertracht im Spiel sein?

Wir folgen auf der Fährte zurück, um zu sehen, wo die Schweißspur beginnt. An einem weit schon sichtbaren Platz ist der Schnee scheinbar fortgekratzt, im Näherhinzukommen entdecken wir seitlich, an einem Baum befestigt, einen feinen Messingdraht, der vordem als Schlinge fängisch auf dem guten Wildwechsel stand. Wir wissen genug! Ein Schlingensteller hat hier sein scheues Handwerk geübt, noch gerade ist es gut gegangen.

Doch jede Neue findet uns nun draußen im Revier, und mit jedem Mal lernen wir Neues sehen und beobachten. Aber auch der Naturfreund lernt nach einiger Uebung das Lesen im aufgeschlagenen Buch der Natur, und besonders lehrreich sind diese Unterrichtstunden zur Winterzeit.

Das Wasserschloß.

Erzählung von Bodo Wildberg.

Von einem Reisenden, der vor drei oder vier Jahren eins der auf Java noch heute (freilich unter niederländischer Oberhoheit) bestehenden Sultanate besuchte, ist mir folgendes merkwürdige Erlebnis erzählt worden.

„Wir standen im Begriff, das rätselreiche Ruinengebiet, das sich jenseit des Djokdjaflusses in tiefen Wäldern versteckt, zu durchforschen, als ein Einheimischer uns die Mitteilung brachte, daß sich in unserer unmittelbaren Nähe die Ueberreste eines Wasserschlosses befänden, das in der Glanzzeit der Sultansherrschaft als Badepalast und Erquickungsort des Harems benutzt worden war. Außerdem wurde erwähnt, daß ein Teil dieser eigentümlichen Anlage schon in der vorislamitischen Zeit bestanden und damals den heiligen Schildkröten, die von den Priestern des nahen Buddhatempels gepflegt wurden, zum Aufenthalt gedient hatte.

„Ich besuchte unverzüglich dieses Wasserschloß oder ‚Waterkastel', wie es von den Holländern genannt wird. Es befindet sich in einiger Nähe des Kratons (der ‚verbotenen Stadt', in der Sultan Boro Paku mit seinem Hofstaat und seinen Regierungsbeamten wohnt), ist aber in einen Zustand traurigsten Verfalls geraten.

„Doch zeugte die ganze Anlage von einer beinah genialen Technik und einer sehr klugen Ausnutzung



der gegebenen Verhältnisse. Einige unterirdische Räumlichkeiten, die wir betreten durften, waren als ideale Zufluchtsorte vor der Glut der Tropen gedacht. Der Stein der Wände ist porös, nirgends wurde Zement angewendet, und das Wasser ist über die Decke hingeleitet worden, so daß es verdunstend die schummrigen Räume mit einer stetigen Kühle erfüllt. Ferner sprühen noch aus Ecken und Spalten ganz feine Strahlen hervor.

„Um das offene Bassin, das den Mittelpunkt des Ganzen bildet, läuft ein Rasenstreif mit kolossalen bauchigen Vasen, aus denen farnartiges Unkraut wuchert. Unwillkürlich mußte ich hier einer deutschen Rokokoanlage gedenken, nämlich des Nymphenbads Augusts des Starken am Dresdner Zwinger. Hier war alles ins Riesenhafte gesteigert, aber die Stimmung des Verfalls und die steinumfaßten Rasenflächen betonten eine gewisse Verwandtschaft.

„Aus den Giebeln kleiner Satteldächer starrten fremdartig urtümliche Masken mich an. Die moosgrüne Flut des mittleren Beckens, auf der die weißen und rosenroten Flammen der Lotosblumen regungslos neben den ungeheuren schüsselartigen Blättern einer anderen Wasserpflanze leuchteten, schien unter einem ziemlich flachen Bogen, einem sogenannten Eselsrücken, aus unbekannter Nacht hervorgequollen zu sein. Auf den Terrassen, die diesen von der Welt vergessenen Ort umtürmten, standen Palmbäume der verschiedensten Gattungen mit chromgrünem oder rötlichem Blattgefieder. Durch schmale Fenster konnte man in die finstere Zerfallenheit der Gemächer blicken.

„Mich befiel ein unbeschreibliches Verlangen, in dieser ehemaligen Königsvilla ein Bad zu nehmen. Ein großer Schmetterling von brennender, zinnoberroter Farbe flügelte verträumt über die Wasserfläche hin. Das leise Geriesel und Getropfe allenthalben wirkenden, schleichenden, klopfenden Wassers — der aschgraue, rauchende Doppelgipfel eines entfernten Vulkans, der wie eine Erscheinung aus jenseitigen Höllen den Zauber dieses verlorenen Paradieses verstärkte — die grünrote Palmenwildnis des Ufergartens — Erinnerungen an Jugendstreifereien in Fürstenparks der romantischen deutschen Heimat — alles das vereinigte sich zu übermächtiger Suggestion.

„Ein Bad in dieser lau-kühlen Flut — in Sicht des Palmenwaldes und des fernglühenden Feuerberges — das durfte ich mir nicht entgehen lassen.

„Jedoch ich sah voraus, wie meine Begleiter mir mit unliebsamen Warnungen zusetzen würden, mit der Hinweisung auf Krokodile, vielleicht mit scheuen Anspielungen auf die alte Heiligkeit des Ortes. Auch mußte solch ein Moment in Ruhe und allein genossen werden. Ich behielt daher meine Gedanken für mich.

„Am nächsten Morgen verließ ich heimlich den Kampong und begab mich durch den Palmenwald nach dem verlassenen Wasserschloß.

„Ich warf meine Kleider auf die grüne Kante des Rasenrandes und stieg mit wunderlichen Gefühlen in die Flut. Langsam schwamm ich zwischen den Lotosblumen und Wasserrosen durch, deren Stengelschlangen so leicht den Fuß des Schwimmers umstricken. Es herrschte noch die feierlichste Stille. Das tieftonige Brüllen eines Banteng, einer jener sepiabraunen wilden Büffel, die drüben im Ruinenwald ihr Wesen haben, kam fern und beinah traulich herüber wie von irgendeiner Alpe der Vergangenheit. . . .

„Ich schwamm, ich plätscherte, wurde kühner, zog Kreise um flutende Kissen von Lotos und Seerosen. Und jetzt erschien auch wieder der zinnoberfeurige Schmetterling von gestern. Fast wie tändelnd strich er am grünlichen Gemäuer hin.

„Plötzlich waren meine Augen durch jenen dunklen Flachbogen, jenen ‚Eselsrücken' gefesselt, dessen schön geschwungene Linien sich über unergründlichen Finsternissen zur Spitze zusammenzuschließen schienen.

„Wäre es nicht herrlich, dort durchzutauchen? Einzudringen in die Geheimnisse des verfallenen Königsbades — vielleicht in noch Aelteres, noch Geheimnisvolleres und Schauerlicheres? . . . Der dunkle Bogen über der nachtentquellenden Flut lockte mit großer Gewalt. Ein kurzes Zögern — dann war es geschehen. Unwillkürlich mich duckend — obwohl die Spitze des Bogens ein oder zwei Fuß über Wasser stand — schwamm ich in die Dämmerung der unterirdischen Räume hinein, wie es mir schien, in vollständige Schwärze und kalte Nächtigkeit. . . .

„Doch bald gewöhnte sich das Auge, und ich sah mich in einem halbdunklen Gewölbe, das bis zum Deckenansatz mit hellgrünem Wasser gefüllt war. Unter dem Flachbogen kam von draußen ein smaragdner Lichtschein. Ein ähnlicher Bogen führte ins Nachbargewölbe. Auch hier fand ich noch einen Rest von Helligkeit; sie schien auf seltsame Weise durch kaum sichtbare Risse und Spalten zu sickern. Ich durchschwamm noch mehrere Portale. Diese standen nicht immer in der Flucht des Eingangs, sondern meistens übereck, so daß ich zuletzt gar nicht mehr wußte, in welcher Richtung ich mich eigentlich bewegen mochte.

„Noch immer empfand mein Sehnerv eine deutliche Helle, ja, es schien den nunmehr mit der Unterwelt vertrauteren Blicken, als sei es weniger dunkel als in den ersten Gemächern. Unsicher suchte das Auge den Grund — er mochte etwa drei Meter tief liegen und bestand aus kieselartigem Gestein. . . . Aber Himmel, was leuchtete da auf wie eine irisblaue Flamme? Ein Saphir? Nein, es konnte nur ein blauer Diamant sein — ein Juwel von gar nicht abzuschätzendem Wert — falls es nicht eine farbige Glasscheibe, eine lügenhafte Schlacke war. Sollte ich danach tauchen? Ja, das wollte ich tun. Doch Ausruhen, Atemschöpfen war unerläßliches Gebot. Ich klammerte mich an eine Steinkante und bemerkte nun, daß der nächste und, wie es schien, die Reihe abschließende Höhlenraum durch ein besonders schmuckreiches und offenbar sehr altes Portal ausgezeichnet war. Die Reliefs stammten aus indischer Vorzeit, sie stellten einen Kampf zwischen Ureinwohnern und Affen dar; die verschmitzte Bosheit im Gesicht der Affen, die Todesangst der überfallenen Menschen war mit unheimlicher Meisterschaft zum Ausdruck gebracht. Im Hintergrund des Raumes lag auf dem undeutlichen Boden eine plumpe, schwarze Figur; wahrscheinlich ein umgestürztes Götzenbild.

„Doch all dies kümmerte mich jetzt nicht; ich ließ mich in die Tiefe sinken und streckte die Hand nach dem Diamanten aus. Indem ich ihn zu greifen versuchte, erblickte ich durchs Wasser eine Erscheinung, die mich mit namenlosem Entsetzen erfüllen mußte.

„Der Gegenstand, den ich für ein versunkenes Kultbild gehalten hatte, lag jetzt nicht mehr auf dem Grund

des unterirdischen Tempelraumes. Er hatte sich aufgerichtet! Er stand dort in der schwarzgrünen Nacht wie ein gepanzerter Ritter von ungeheuren und schwerfälligen Formen! Seine Rüstung glänzte graudunkel; sie bestand aus mächtigen stählernen Platten! So schien es mir. Sein helmbedeckter Kopf bewegte sich drohend und phantastisch. . . .

„Jetzt tauchte der erzumschlossene Kopf aus den Fluten, und zugleich fuhr ich wie ein geangelter Hecht an die Oberfläche empor. Ein unbeschreiblicher Geruch von uraltem Schlamm und Moder wehte plötzlich durch den Raum. Der Kopf senkte sich, zeigte ein Paar boshaft lauernder Aeuglein — dann schob er sich aus seiner Halsberge nach vorn, als wolle er zuschnappen. . . .

„Es war eine Schildkröte von ganz ungewöhnlicher Größe. Gewiß die letzte der ‚heiligen Kröten'! Hier war sie vergessen worden, als die Moslim mit Feuer und Schwert die milde Lehre Buddhas austilgten . . . hier war sie geblieben jahrhundertelang! Dergleichen gehört nicht ins Reich der Fabel: Krokodile, Fische, auch Raben und Papageien können bekanntlich ein sehr hohes Alter erreichen, und die Drachen unserer Legenden sind ohne Zweifel langlebige Saurier gewesen, die in abgelegenen Klüften ihr Dasein über alles glaubliche Maß zu verlängern wußten.

„Das alles flog mir durchs Hirn, zugleich mit der höchst unerfreulichen Ueberzeugung, daß die Schildkröte angriffslustig gesinnt war. Mochte sie nun ausgehungert sein, oder reizte sie die Störung ihrer jahrhundertelangen Siesta — jedenfalls war ihre Haltung mehr als beunruhigend, und schleunigste Flucht schien geboten.

„Mir kam in den Sinn, was von dem furchtbaren Biß der wilden mexikanischen Schnappschildkröte, von der Reizbarkeit und Fleischgier der Zuchtteichbewohner in Japan und Kalifornien erzählt wird, sehr im Gegensatz zum allgemeinen Glauben an die Harmlosigkeit dieser Tiere. Jedenfalls überlegte ich nicht lange, sondern schwamm, so schnell ich konnte, den Weg zurück, den ich gekommen war. Der blaue Demant war gänzlich vergessen.

„Den Weg, den ich gekommen war? Nun, bald sah ich, daß ich den Ausgang verloren hatte — daß ich in ein Labyrinth seitlich zweigender Gewölbe geraten war, die sich auf unerklärliche Weise verstrickten! . . . Dazu wurde es immer finsterer — und hinter mir her schwamm die riesige Kröte, ich hörte, ich roch sie — und meine Arme, meine Füße waren im Begriff, den Dienst zu versagen.

„Da glostete mit einem Mal ein glutroter Schimmer in der feuchten Finsternis! Ein Sonnenstrahl, der durch rätselhafte Spalten kam, mußte ihn hervorgerufen haben. War das Rote ein Goldfisch, der dort in der schwarzen Kühle einsam erglühte?

„Nein, es war ein zinnoberroter Schmetterling, gleich mir verirrt in diesen Nachtgewölben. Doch nein, nicht verirrt, nicht verloren. Mit lustiger Sicherheit spielte er über die lichtarme Flut hin und eilte selig zu seinem Gespielen, jenem andern zinnoberfarbnen Falter, der draußen über der hellgrünen Fläche des Sees hingaukelte.

„Sein Anblick beseelte mich mit neuen Kräften. Arme und Hände griffen mächtig aus. Und da — ich schrie fast vor Freude — da war ja der maurische Flachbogen, der ‚Eselsrücken', jetzt eine Pforte des Paradieses, denn er umrahmte ein blendendes Grün!

„Und der zinnoberrote Schmetterling flatterte durch ihn hindurch und tanzte heiter und frei mit seiner Partnerin über den Lotosblumen. Ich aber stieß mich mit einer letzten wahnsinnigen Anstrengung durch die Pforte — daß der schwere, unförmliche Feind hier nicht durchgelangen konnte, auch wohl vom Licht des Tropentags zurückgescheucht wurde, bedachte ich nicht in meinen Nöten und Aengsten — durchschwamm das Becken und sank auf dem steinumfaßten Rasenrand nieder. Hier wurde ich nach einiger Zeit aufgefunden, bewußtlos, im Schweigen des Palmenschattens, umflirrt von zwei roten Schmetterlingen."

Nur du . . .

I.

Sie schwinden bald, die glänzenden Gestalten,
Um die sich alles Licht gesammelt hat — —
Kleider von Samt und Seide und Brokat —
Ich seh sie nicht — mein Blick ist festgehalten.
Ich seh sie nicht . . . Denn in dem hellen Schein
Von tausend Kerzen — schlank und blaß und fein
Stehst du vor mir . . . Nur du — nur du — allein!

II.

Nur du, nur du! — Es rauscht auf den Parketten,
Und auf den Treppen stehn sie bunt herum
In Gruppen. Meine Seele neigt sich stumm,
Um deine großen Augen anzubeten . . .
Ich träume weiter. In dem Meer von Licht
Schimmern die Rosen, weiß wie dein Gesicht . . .
Nur du bist klar — und alles andere nicht . . .

III.

Dort dröhnt's und rauscht's — nur um uns zwei
ist Schweigen —
Wir sprechen nicht, vielleicht ist's schöner so . . .
Da zittert durch den Saal von irgendwo
Das leise Schluchzen der Zigeunergeigen.
Ich hör sie kaum — denn in dem hellen Schein
Von tausend Kerzen . . . blaß und schlank und fein
Stehst du vor mir . . . Nur du, nur du, allein!

Paul E. Tyánoff.



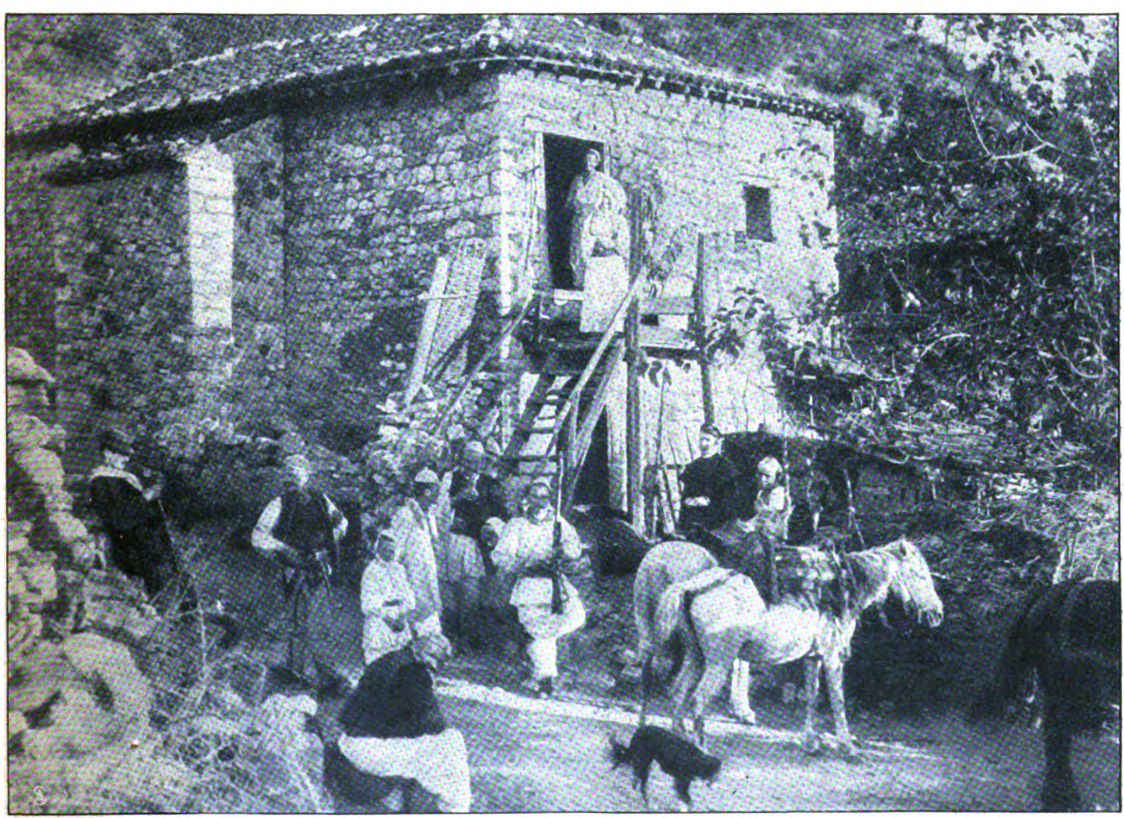
Quer durch das albanische Hochland.

Von Franz Genthe. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.


Phot. Dr. P. Traeger.
Albanische Frau mit Kinderwiege.

Von Touristen wird Albanien noch nicht überlaufen. Das Innere ist tatsächlich unbekannter als Mittelafrika, und weiße Flächen harren noch des Kartographen. Man muß sich nur vorstellen, daß in die größten Teile der Hochalpen überhaupt noch nie ein türkischer Beamter gedrungen ist, daß die osmanische Regierung das Beste von ihren Kenntnissen in albanischer Erdkunde den Bemühungen von Ausländern verdankt. Jedes Land kann von allen Seiten angepackt werden; aber bestimmte Routen sind von alters her beliebt, und die meisten Reisenden ziehen es vor, auf betretenen Pfaden zu wandeln. Mit Albanien ist es eine andere Sache. Die Einbruchspforte von Norden ist Prisren, von Süden Skutari, beide Städte verbindet der von den Römern schon benutzte Saumpfad, eine Promenade quer durch Nord- und Mittelalbanien. Von Westen, von der montenegrinischen Grenze aus, hat wohl noch niemand eine Reise quer durch die nordalbanische Alpenkette zum Schwarzen Drin gemacht, und von Dibra und von der Ksela sind nur wenige zur Prokletija gewandelt. Das


Albanischer Emigrant in Montenegro.


Albanische Kula (befestigtes Wohnhaus). Phot. Dr. P. Traeger.





Phot. Dr. P. Traeger.
Ein Grundbesitzer mit seiner Familie.

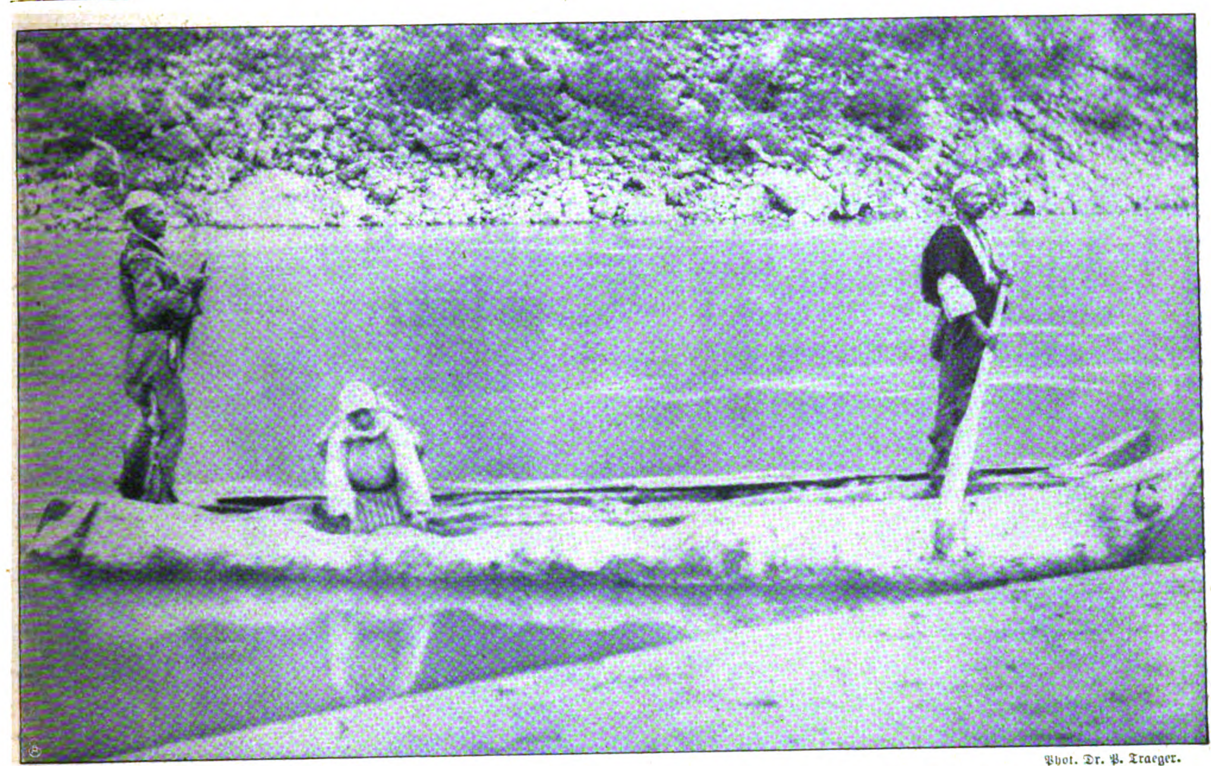


Phot. Dr. Fr. Hamel.
Auf der Paßhöhe vor Tufis.

einfachste ist, von Prisren oder Skutari aus kreuz und quer die Bezirke zu durchstreifen, für die sich ein sicherer Führer findet. Für Hochzeitsreisende ist Albanien nicht geeignet. Die Regierungsbehörden in den das nord- und mittelalbanische Hochland begrenzenden Städten sind nie sehr erfreut, wenn Fremde den Wunsch äußern, das Land zu bereisen; sie verstehen es meisterhaft, Schwierigkeiten zu schaffen, so daß der Tourist meistens schimpfend (innerlich aber froh) den Dampfer wieder besteigt, der ihn zu den Fleischtöpfen Montenegros und Dalmatiens zurückführt. Aber wenn der Konsul sich gehörig ins Zeug gelegt oder eigene Schlauheit geholfen hat, dann beginnt für den Reisenden hinter der letzten Torwache eine Zeit, die ihm — trotz aller Strapazen und Unbequemlichkeiten — unvergeßlich bleiben wird. Munter trabt das Rößlein durch die Zadrima den fernen Bergen zu, die so viel Geheimnisvolles bergen. Schon das angenehme gruselige Gefühl, wenn sich der Tragtierführer den bisher sorgfältig versteckten Revolver ostentativ in den Gürtel schiebt und der erste auf dem Feld sichtbar wird, der schwer bewaffnet die Stiere vor dem quietschenden und knarrenden Wagen lenkt, an dem nicht ein Stück Eisen



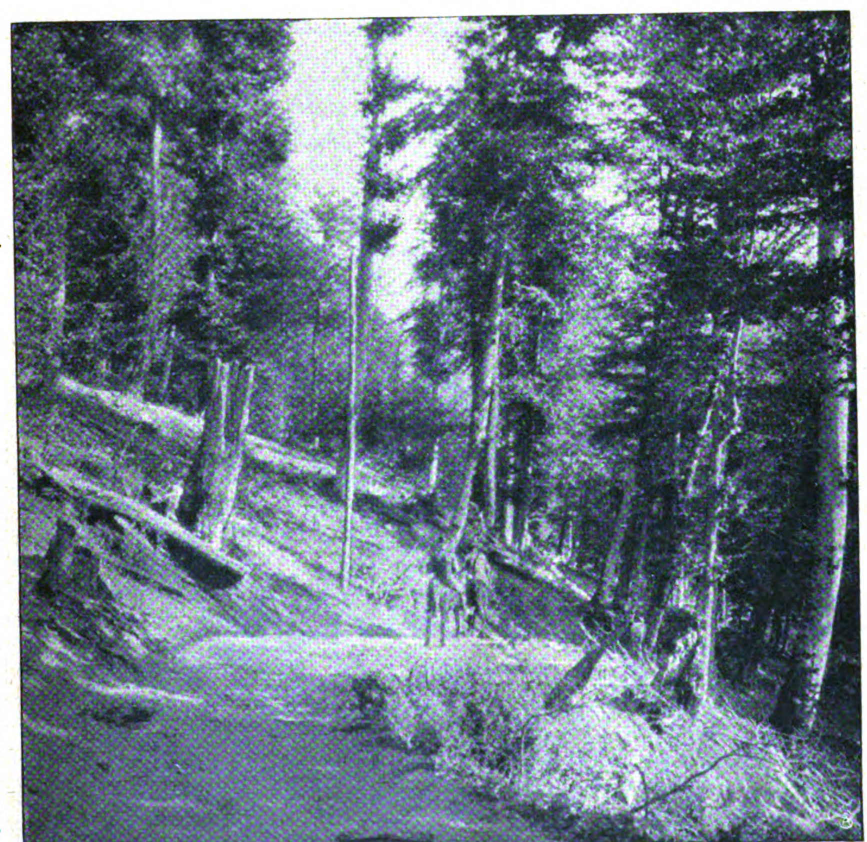
Albanische Gendarmerie. Phot. Dr. Fr. Hamel.



Phot. Dr. P. Traeger.

Flußverkehr in Albanien: Ein Doppeleinbaum als Fähre auf dem Drin (beim Dorf Komano).

sichtbar ist. Der Drin wird ein-, zwei- und dreimal durchfurtet, die Vorberge rücken näher, aufwärts geht es im Bett des Wildbaches, der nur spärlich Wasser führt. Scharf links biegt der Führer auf den wenig sichtbaren Steig ein, der längs der Wand zum Paß führt. Die Stadt mit all ihren Genüssen liegt weit hinter uns; von der Paßhöhe aus sehen wir ein Gewirr von Schluchten und Kuppen und weit hinten graue, schroffe Abstürze, überragt von den Gipfeln der nordalbanischen Alpenkette. Die

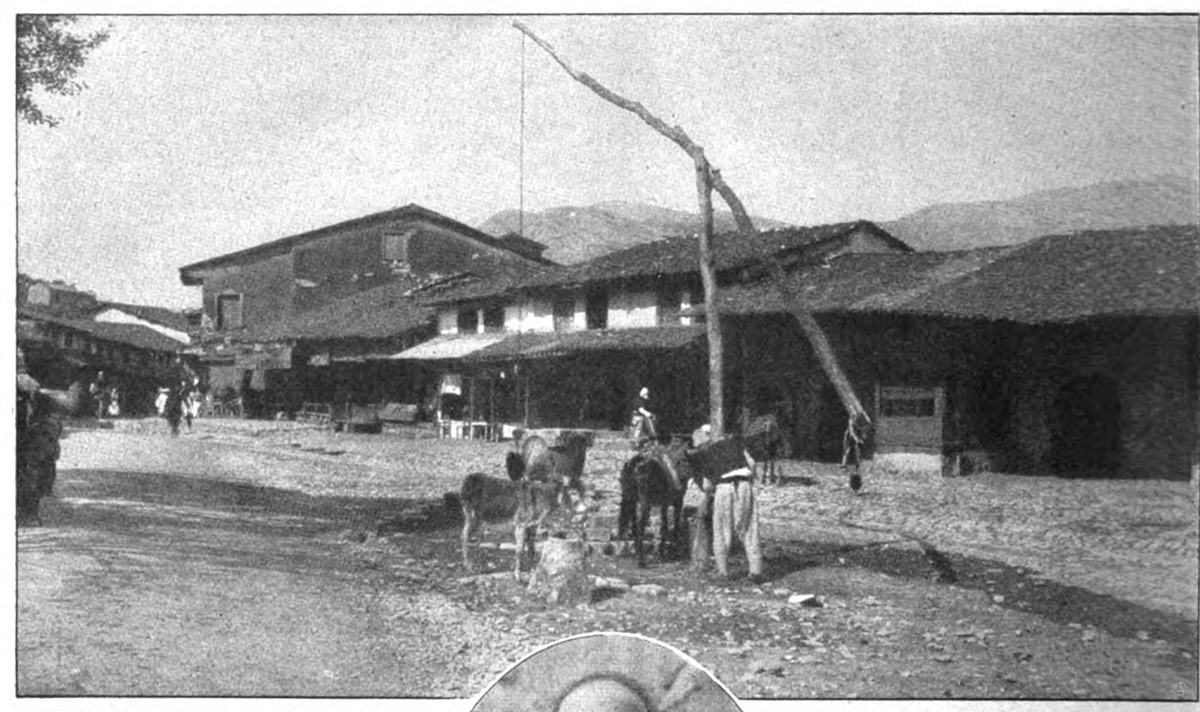


Phot. Dr. Fr. Haniel.

Hochwald an der montenegrinisch-albanischen Grenze.

Wege in Albanien haben die löbliche Eigentümlichkeit, meist den Kamm entlang zu führen, wohl aus Sicherheitsgründen. So hat man stets eine gute Aussicht. Freilich geht es unaufhörlich steil in die Tiefe und dann wieder auf die Höhe. Stundenlang geht es aufwärts durch trockenes karstiges Gelände, durch kümmerliches Unterholz, ab und zu durch schütteren Hochwald. Tragtiere kommen uns entgegen. Wir sehen, wie die Treiber den Schießprügel von der Schulter nehmen.

Ein kurzer Zuruf — eine kurze Antwort, lautlos ziehen sie weiter. Nach tiefem Abstieg ist der Wildbach erreicht, die Pferde zupfen an dem spärlichen Gebüsch, wir liegen im Schatten und schweigen uns bei der Zigarette in sieben Sprachen aus. Die wenigen, die kommen, stellen erst durch Anruf fest, ob Freund ob Feind, dann folgt zeremoniöse, aber sehr schnell gesprochene Vorstellung: „Mjir zed schein“ (wie westfälisch S—chinken zu sprechen), gut getroffen! „Mjir ze vieu“, gut gekommen. „Aye, bru, ssi yé.“ Seid Mann, wie ihr seid. „T'patschem schnasch ayé, bur, ssi.“ Seid heil im Frieden, Mann! Hierauf setzt man sich und reicht sich Zigaretten. Dabei ist ein menschlich schöner Zug bemerkbar. Der, der vom Berg kommt, rollt zuerst die Zigarette und gibt sie dem, so vom Tal her aufstrebt. Der Anstieg ist eben anstrengender als der Abstieg, also muß der talabgehende dem andern entgegenkommen. Nun wird, kürzer oder länger, die Lage besprochen, namentlich auch gefragt, ob keine Gefahr auf dem weiteren Weg. Aus den wenigen albanischen Begrüßungsworten sieht man, daß die Sprache mit keiner bekannten irgendeine Aehnlichkeit hat. Langsam steigt das Rößlein zum Kamm, zur Paßhöhe; tief unten schäumt der Weiße Drin durch das enge Felsentor, wo fürchterliche Steilwände jeden Weg unmöglich machen. Der Abstieg ist zum Verzweifeln. Der Saumpfad zieht sich Hunderte von Meter an schroff abfallenden Hängen entlang, senkt sich ganz unvermittelt und führt dann wieder steil ansteigend über schmale Felskanten und Bänder auf den Rücken des Berges, den man oft sofort wieder verläßt, um auf der andern Seite in schwindelerregende Tiefen hinabzusteigen. Der Münchner Wenng beschreibt dramatisch einen solchen Ritt von Nanschati bis Kschira — und ich kann's ihm nachfühlen. Da ist auf dem Weg von Kacinjeti nach Orosi eine Stelle, an die ich heute noch mit Vergnügen denke: „Von der Höhe abstürzende Steine haben die Wegspur auf ein, zwei Meter Länge verwischt; kein Absteigen und Ueberklettern wäre hier möglich — hier heißt es einfach: Vogel friß oder stirb! Der Gaul nimmt mit gewaltigem Satz das Hindernis und landet, zitternd von der Anstrengung, auf dem brüchigen Gestein, auf dem drüben der Weg weiterführt, um — sofort von dem Gestrüpp Zweige und Blätter abzurupfen.“ Nichts hat mir bei den Pferden auf meinen vielen Balkanfahrten so imponiert wie das blitzschnelle Erfassen, sich den Bauch rasch zu füllen oder beim Fallen sich eine bequeme Stelle auszusuchen. Und hat man nun den Drin erreicht, dann kommt der Moment, wo man Albanien verwünscht. Im albanischen Hochgebirge gibt es meines Wissens nur zwei Brücken (ich spreche natürlich nur von Stellen, wo eben Brücken absolut erforderlich sind), die eine über den Drin bei Puka, die andere über den Fandi; sonst heißt es durchfurten oder durchschwimmen. Und den Drin bei Gust zu durchschwimmen, ist wahrlich kein Vergnügen. Der



Auf der türkischen Grenzstation Tusis: Alter Brunnen auf dem Marktplatz.

Phot. Dr. P. Traeger.

Lauer aus dem Stamm der Hotti
im Wilajet Skutari.

kleine schneidige Weltbummler Dr. Wirth weiß ein Lied von der Ueberfahrt bei Gust über den launigen und reißenden Strom zu singen. „Es ist ekelhaft,“ schreibt er, „wenn jedermann fragt, ob man keine Angst habe, und zuletzt, er zum mindesten traue sich nicht. Aber was tut man nicht, wenn ein Weib zuschaut. Ein wundervolles Weib. Eine Olympias aus dem Dorf. Hier, wo man gar nicht prüde ist, im Gegenteil; wo eine Einkleidung und Ueberfahrt ein Volksfest ist. Und dann setzt man auf Ziegenschläuchen über. Die werden aufgeblasen und zugeschnürt; und der Reisende legt sich darauf und rudert wohlgemut mit seinen Beinen. Xenophon hat diese Fahrzeuge auf dem Euphrat kennen gelernt. Und dann sitzt man in der Kula und ißt Eier und Schwarzbrot und trinkt Milch und Schnaps. Die Nachbarn kommen und sehen sich das fremde Gewächs an und werden lustig vom Schnaps und herben Rotwein. Und schließlich singen alle und halten sich dabei krampfhaft die Ohren zu. Nur nicht zu stark des Wirtes Olympias anschauen, sonst gibt's Krach.“ Die albanische Gastfreundschaft ist unbegrenzt, der Wirt teilt mit jedem, der in seinem Haus auch nur ein Glas Wasser genossen, das Letzte, und wenn der Fremdling sich später als der Angehörige eines feindlichen Stammes erweisen sollte. Die Nachtruhe ist in Albanien nie ungestört, selbst frisches Dalmatiner Insektenpulver ist wirkungslos gegen die vielbeinigen Mitbewohner des Lagers.

Nach kurzem Frühschnaps werden die Pferde bestiegen, der letzte klingende Händedruck gilt dem jüngsten Sprößling, der Hausherr schiebt schnell eine Patrone in den Winchester — unter sicherem Geleit geht's zur Nachbargemeinde, wo irgendein Vetter die Führung weiter übernimmt. Nirgends reist man sicherer als in Albanien. Als Gastfreund bin ich der Gegenstand ängstlicher Sorge. Und wenn mir etwas zustößt, wird blutige Abrechnung gehalten — und der Gedanke muß selbst den Toten beleben. So kann man tage-, wochenlang durch Albanien ziehen, sehen, staunen, bewundern und den Kopf schütteln, wie's eben trifft. Aber das Fazit jeder Reise ist für mich wenigstens gewesen: die Albaner sind zwar rauhe Herren, aber hundertmal besser, als ihr Ruf ist. Und die katholischen Pfarreien in Nord- und Mittelalbanien sind für den Fremden, der das Land bereist, wahre Oasen in der Wüste. —

Fünfmal führte mich mein Weg durch einzelne Teile Albaniens. Im August dieses Jahres wollte ich meine alten Freunde in der Mirdita besuchen. Der Wali in Skutari legte ein Veto ein. Albanien war von türkischen Bataillonen überschwemmt, Albanien war entwaffnet. Mit Mühe erlangte ich die Erlaubnis, von Skutari nach Tusis an der montenegrinischen Grenze zu reiten, durch die Gebiete der Hotti, Kastrati, Klementi und Gruda. Schon vor einem Dutzend Jahre habe ich den Weg gemacht; ich weiß noch, wie diese Leute unabhängig in ihren Bergen saßen und sich den Teufel um den Pascha von Skutari kümmerten. Und nun sagt mir plötzlich der liebenswürdige Pascha: „Reiten Sie mit einem Gendarm unbesorgt nach Tusis, ein Führer ist nicht notwendig.“ — Ich faßte an meinen schmerzenden Schädel — die kalte „warme“ Ente hatte uns trotz des Belagerungzustandes bis zum frühen Morgen im k. k. Konsulatsgarten festgehalten — ein Gendarm in Albanien als Führer? Gerechter Gott, wie wird das in Zukunft enden! Ohne Führer, ohne Bessa in Albanien reisen!

Nicht einen Schießprügel habe ich auf dem ganzen Weg zu sehen bekommen! Nicht ein Mensch hat sich um mich gekümmert. An dem Tag habe ich gefühlt, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen man sich nichts träumen läßt. Albanien entwaffnet! Ich erkläre feierlichst, daß ich zu denen gehört habe, die eine Entwaffnung Albaniens einfach für unmöglich gehalten. Wie werden sich aber nun die Verhältnisse im Land entwickeln, wo die Verhältnisse so plötzlich auf den Kopf gestellt sind? Ein Sala soll an einem Nikai ruhig vorbeireiten, ein Mirdit soll nicht mehr in die Zadrima nächtens einbrechen dürfen wie der Wolf in die Schafherde?

Die verwünschte Kultur! Das letzte interessante Land in Europa wird einem so hinterrücks entrissen. Wo soll man in aller Gottes Welt seinen Urlaub verleben, um nachher am Biertisch den lieben Stammgästen abenteuerliche Schauergeschichten erzählen zu können?

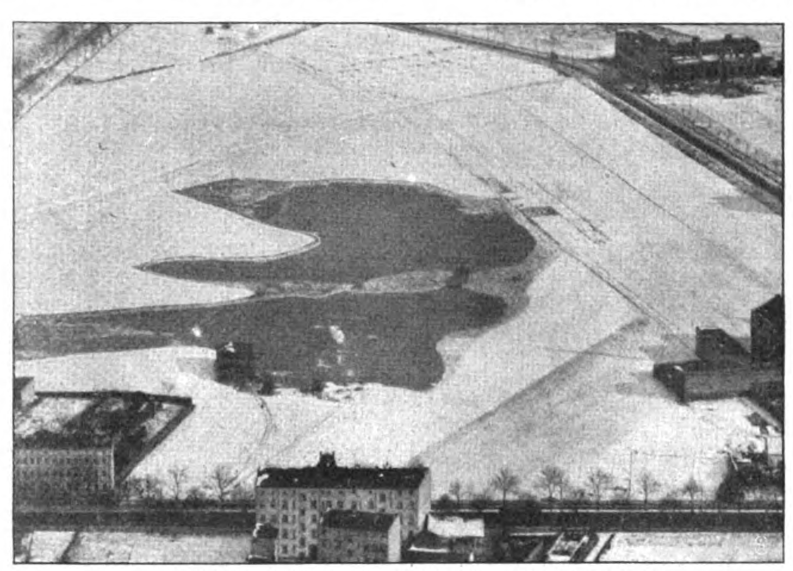
Die Flugwoche.

Sind große starre oder kleine unstarre Luftschiffe betriebsicherer? Bei unseren körperhaften Luftschiffen, den Lenkballons, ist der Begriff von groß und klein selbstverständlich sehr relativ. Da diese Luftfahrzeuge Aerostaten sind, d. h., um flug- und tragfähig zu sein, mittels Verwendung eines Auftriebgases zu funktionieren haben, müssen sie auch in den kleinsten Abmessungen ihres mit Wasserstoff gefüllten Auftriebskörpers schon recht groß in Erscheinung treten. So ist beispielsweise ein Luftschiff von etwa 30 Meter Länge und 5 Meter Durchmesser an sich ein bereits imponierend großes Gebilde und doch erst ein Zwerg in Beziehung auf den praktischen Gebrauch, da es, nach dem unstarren System gebaut, mit Zurechnung der Last der notwendigen Betriebsmittel, Motor, Propeller, Benzin, Oel, Ballast usw., höchstens etwa vier Personen in seine Gondel aufnehmen könnte, nach dem starren System überhaupt nicht tragfähig wäre. Daher die gewaltige Größe der Zeppelinschiffe, die bei ihrer speziellen Konstruktionsart in Abmessungen unter 100 Meter Länge und 10 Meter Durchmesser keine wirklich praktische Verwertung finden würden.

In diesen Größenverhältnissen liegt einerseits wohl ein sehr wesentlicher Faktor für die Erwägung, welche Bauart für die zukünftigen Luftschiffe vorzuziehen sein wird, anderseits aber sind die Versuche in betreff der Betriebsicherheit der einzelnen Systeme noch nicht so weit abgeschlossen, daß ein endgültiges Urteil über die weitere überwiegende Entwicklung der Luftschiffe nach dem starren oder unstarren System abgegeben werden könnte, denn sie bedürfen noch alle weitgehender Verbesserungen zur Hebung ihrer Leistungsfähigkeit und



Widerstandskraft gegen ungünstige Witterungseinflüsse, die Motorenfrage läßt noch manches zu wünschen übrig, für das unstarre System ist auch die Aufgabe betreffs der Sicherheitsmaßnahmen gegen die Gasdruckgefahr noch nicht vollbefriedigend gelöst, die bei der speziellen



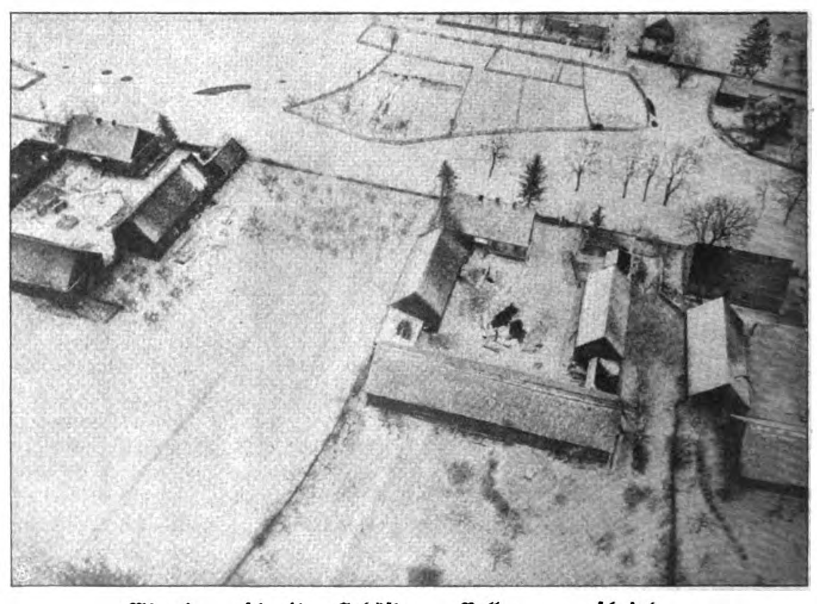
Winterlandschaft, vom Ballon aus photographiert.

Bauart des starren Zeppelinschiffes in Wegfall kommt und dieses deshalb schon von Anfang an als betriebsicherer erscheinen läßt. Wir dürfen uns in der richtigen Beurteilung dieser Tatsache keineswegs durch die Unfälle und Zerstörungen von bereits fünf Zeppelinschiffen irremachen lassen, da sich diese mit Ausnahme der Havarie des Z II bei Göppingen und der Brandkatastrophe des Z VI in Baden-Baden stets durch die denkbar mißlichste Wetterlage unter meist gleichzeitiger Beihilfe von Motordefekten und anderen widrigen Zufälligkeiten ereignet haben.

Sehr wichtig ist nun aber die Frage, ob ein Luftschiff mit der Größenzunahme leistungsfähiger und betriebsicherer wird. Die Antwort auf den ersten Punkt fällt unbedingt bejahend aus, denn da das Volumen eines Körpers dreidimensional, die Querschnittfläche, die für den Luftwiderstand in Betracht kommt, aber nur zweidimensional wächst, so hat ein großes Luftschiff trotz größerer Reibungsflächen im Verhältnis zu seiner Masse weniger Luftwiderstand zu überwinden als ein kleineres bei gleichen Gestaltsproportionen. Da weiterhin mit der Größenzunahme des Volumens die Tragkraft schritthaltend wächst, so können entsprechend stärkere Motoren in Mehrzahl eingebaut und die Eigengeschwindigkeit sowie die Flugsicherheit dadurch erhöht werden. Demnach wäre aber die Leistungsfähigkeit der unstarren, sogenannten Ballonettluftschiffe nicht mehr wesentlich zu steigern, weil sie in ihren Größendimensionen angesichts der Gasdruckfrage im Interesse der Prallerhaltung ihrer Form beschränkt sind, während die starren Luftschiffe in dieser Beziehung einen weit größeren Spielraum haben. Die praktische Verwendung des Luftschiffes dürfte jedoch auf den zweiten Punkt der obigen Frage, nämlich nach der Betriebsicherheit mit der Größenzunahme, keine unbedingt bejahende Antwort erwarten; denn wenn auch während des Fluges das große Luftschiff durch relativ geringeren Luftwiderstand dem kleineren gegenüber im Vorteil ist, so wird dieses Verhältnis umgekehrt bei einer etwaigen Notlandung auf freiem Feld unter starkem Wind und ohne fremde Hilfe.

Betrachten wir jedoch die Eventualität einer schweren Havarie und Zerstörung starrer Luftschiffe bei ihrer Landung als eine in der Zukunft nur selten auftretende, in der Annahme, daß die bisherigen Erfahrungen vor allen Dingen zur genauen Beobachtung der Wetterlage mahnen, so wird die Betriebsicherheit trotz der vielfachen Vorteile der Ballonettluftschiffe sich doch nur bei dem großen starren Luftschiff auf das den gegenwärtigen Anforderungen und Mitteln entsprechende Maß bringen lassen, weil bei den ersteren die beständige Gefahr, die trotz der Regulierungsmöglichkeiten aus dem inneren Gasüberdruck resultiert, doch kaum jemals ganz beseitigt werden kann.

Das vorteilhafteste wäre, wenn es in Anbetracht der unliebsamen Eigenschaften des Wasserstoffgases, dieses sonst so vortrefflichen Dieners der Luftschiffahrt, gelänge, seinen Gebrauch mehr einzuschränken, wenn durch weitere Fortschritte in der Motorentechnik auch das körperhafte Luftschiff den vollständigen Aerostatenzustand verlassen könnte, wenn wenigstens ein Bruchteil



Wie ein verschneites Gehöft vom Ballon aus erscheint.



Ein Dorf im Schnee aus der Ballonperspektive.

seines absoluten Gewichts mittels motorischen Auftriebs durch in Luftkesseln horizontal rotierende Propeller in die Luft gehoben und durch eine mäßige Aktion der gleichen in einer bestimmten Höhe gehalten werden könnte. Dann bekämen wir starre Luftschiffe von kleineren Dimensionen als die jetzigen „Zeppeline" in entsprechend etwas veränderter Form bezüglich ihrer Pedalseite, die zum Aufsitzen auf die Erde zweckmäßig zu konstruieren wäre. Wieviel leichter wäre dann der Flug in größere Höhen, weil Gasverluste von weit geringerer Bedeutung wären, wieviel leichter eine etwa notwendige Landung bei Sturm auf freiem Feld ohne fremde Hilfe, wieviel billiger wäre ein solches Luftschiff, wieviel billiger seine Hallen! Sollte diese Entwicklungsstufe nicht zu erreichen sein? Hoffen wir, sie zu erleben! Dr. Otto Buchner.

Winterlandschaften sehen aus Luftfahrzeugen ganz besonders reizvoll aus. Infolge der größeren Höhe, in der man sich über dem Boden befindet, und infolge der Schnelligkeit, mit der man meistens durch die Lüfte zieht, wirkt die weiße Schneedecke nicht so eintönig, wie man denken könnte. Sie ist immer noch genügend abwechslungsreich von Bäumen, Wäldern und Ortschaften unterbrochen. Die befahrenen Straßen heben sich dunkel von dem Weiß des Schnees ab. Auf den Dächern der Häuser pflegt der Schnee nicht lange liegen zu bleiben, sondern bald abzurutschen oder infolge der Wärme der Schornsteine zu schmelzen. Die Seen, die im Sommer hell glitzernd schon aus sehr weiter Entfernung dem Luftfahrer auffallen, erscheinen im Winter, wenn sie gefroren sind, meist dunkel. Der Wind weht ferner von den Bäumen bald den Schnee herab, so daß sich die dunklen Aeste der laublosen Bäume weithin abheben. Man vermag im Winter auch den Boden selbst dicht bestandener Wälder sehr gut zu sehen und aus diesem Grund das Tierleben weit besser zu betrachten als im Sommer. Wild, das man sonst nicht ohne weiteres zu sehen bekommt, hebt sich deutlich vom Waldesboden ab: Hirsche, Rehe, sogar Schwarzwild und Füchse vermag man ausgezeichnet zu beobachten. Namentlich interessant ist es, die Hasen zu sehen, die vor dem tief fahrenden Luftfahrzeug die Flucht ergreifen, und zwar merkwürdigerweise meist nach der gleichen Seite hin, nach der das Luftschiff fährt. Geflügel, Hühner und Tauben, benehmen sich im Winter genau so aufgeregt wie im Sommer. Die Hühner laufen meist wie wild ihren Ställen zu, mit einem Schlag ist der Hof des Gutes leer, auf dem sich deutlich in der Mitte die üblichen Düngerhaufen mit ihren Lachen dunkel abheben.

Bilder aus aller Welt.

Vor kurzem tagte in Hahnenklee die IX. Versammlung der Familie Siemens. Diese ausgedehnte Familie hatte sich ziemlich vollständig zu gemeinsamer Aussprache zusammengefunden.

Ein bewährtes Mitglied des Münchner Hoftheaters Frl. Johanna Terwin wird nach Ablauf ihres Vertrags in den Verband der Reinhardtschen Bühnen in Berlin übertreten.

Vor wenigen Tagen fand die Erstaufführung von Strauß' Salome in London am Covent Garden Theater statt. Frau Aino Akté von der Großen Oper in Paris sang die Salome.

Eine eigenartige jugendliche Tanzkünstlerin Frl. Chlotilde von Derp errang wegen ihrer ungemein graziösen Bewegungen bei ihrem Auftreten in München großen Beifall.

In Breslau wurde vor wenigen Tagen die neue Technische Hochschule im Beisein des Kaisers feierlich eingeweiht.





Phot. Weile.

Ein bürgerlicher Familientag: Die diesjährige Zusammenkunft der Familie Siemens in Hahnenklee.

1 Jakobus Siemens. 2. Robert v. S. 3 Bernhard Wilhelm S. 4. Frieda S 5 Ernst S. 6. Meta S 7. Bruno S 8. Hermine S. 9. Luise S. 10. Günther v. S. 11. Hans Joachim S. 12. Adolf S. 13. Tetasina S. 14 Kurt S. 15. Frl. Erna S. 16. Herm S. 17. Frl. Wilma Mylius. 18. Ernst S. 19. Frl. Grete S. 20. Johann Leopold S. 21. Frl Hölscher a. G. 22 Fr Maria Spengler, geb. S. 23. Frl. Anna S. 24. Fr. Marg. Grumbrecht, geb. S. 25. Fr Elsbeth S. 26 Alfred S 27 Wilhelm S. 28 Frl. Ida S 29. Leo S. 30 Frl. Wanda S. 31. Georg S 32. Frl Tetasina S. 33 Herm v. S. 34. Frl. Frida S. 35. Hans S. 36. Frl. Wera S. 37. Frl. Elsbeth S. 38. Eberhard S. 39. Fr. Adda S. 40. Otto S 41. Frl Magdalene S 42. Carl S. 43. Fr Marie Dietz, geb. S. 44. Fr. Jeanette-Tetasina Gorter, geb. S. 45. Frl. Hölscher a. G. 46. Werner S. 47. Frl. Grumbrecht. 48 Johannes S. 49. Bernh. Wilhelm S. 50 Frl. Aline S 51 Rudolf S. 52 Frl. Lisbeth S. 53. Frl. Helene S. 54. Johann Leop. S. 55. Frl Spengler. 56. Frl. Lilly Mylius. 57. Otto S. 58. Frl Sophie S. 59. Frl. Jeanette S 60. Frl. Hedwig S 61. Fr Therese Bade, geb. S 62. Carl S. 63. Carl S. 64. Fr. Marg S. 65. Fr. Agnes Valentin, geb. S. 66. Prof. Holscher. 67. Fr Maria S. 68. Fr. Anna S 69. Aug. S. 70. Fr. Berta S. 71. Fr. Gertrud S. 72. Walter S 73. Georg S 74 Friedr. S. 75. Rudolf S. 76. Alwin S. 77. Fr. Catharina S 78. Frl Hermine S. 79. Frl. Sophie S. 80. Frl. Frances S. 81. Frl. Emilie S. 82. Fr. Walter S. 83. Walter S. 84. Fr. Berta S. 85 Ferdinand S. 86. Fr. Klara S. 87. Bernhard Wilhelm S. 88. Fr. Hermandine S. 89. Fr. Elsa S. 90. Franz S. 91. Fr. Bella S. 92. Fr. Anna Hendrika S. 93. Constantin S. 94. Fr. Hermine S. 95 Frl Caroline S. 96. Oskar S 97. Fr. Anni S. 98. Leo S. 99. Fr. Helene S. 100. Aug. S. 101. Fr. Margerte S. 102. Arnold v. S. 103. Fr. Frances S. 104. Alexander S. 105. Mariana Hopkinson. 106. Wilhelm Alfred S. 107 Rolff Eyes-S. 108. Elisabeth S. 109. Alfred S. 110. Hans S. 111. Johanna S.





Phot. Leßmann.

Johanna Terwin,
Mitglied des Münchner Hoftheaters, wird demnächst in den Verband der Reinhardtschen Bühnen eintreten.



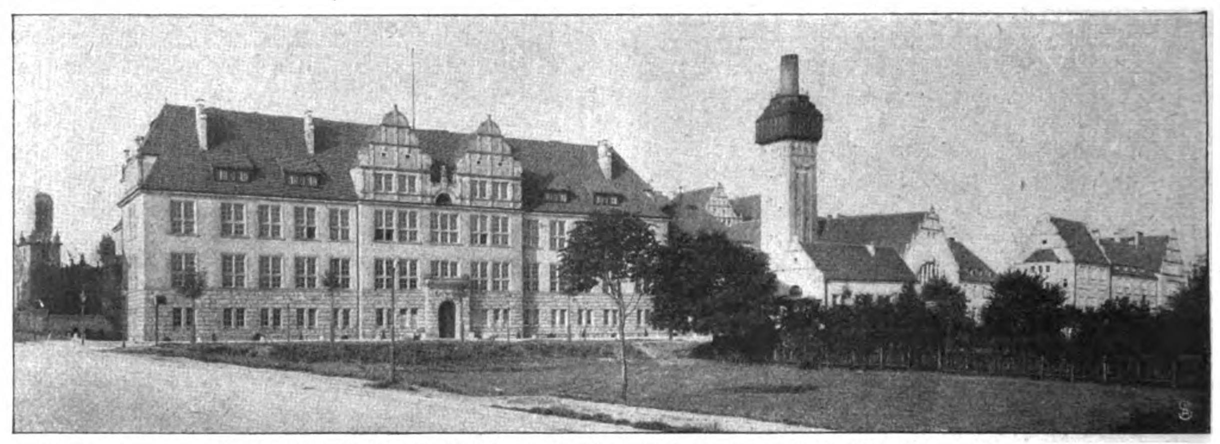
Phot. Reutlinger.

Aino Akté,
Primadonna der Großen Oper in Paris, sang die Salome bei der Londoner Uraufführung.



Phot. Wanda v. Debschitz-Kunowski.

Chlotilde von Derp,
eine jugendliche Tanzkünstlerin, die in München einen bemerkenswerten Erfolg errang.



Hofphot. E. Fischer. **Die neue Technische Hochschule in Breslau wurde vor kurzem feierlich eingeweiht.**



Geh. Kom.-R. Dr.-Ing. R. Wolf †
Seniorchef der berühmten Buckauer Maschinenfabrik.



Ausstellung des Geh. Reg.-Rats Prof. O. N. Witt.

In Breslau starb vor wenigen Tagen der Begründer und Seniorchef der bekannten Buckauer Maschinenfabrik Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. R. Wolf.

Die alljährlich zu Beginn des Winters im Abgeordnetenhaus zu Berlin stattfindende Orchideenausstellung ist diesmal ganz besonders reich beschickt worden und bot den Freunden dieser eigenartigen Pflanzengattung viel **wertvolle Anregungen.**



Eine besondere Art:
Buntblättrige Erdorchideen
ausgestellt von Dr. Goldschmidt, Essen.

Cymbidium Tracyanum,
ausgestellt von Dr. Berliner, Berlin.

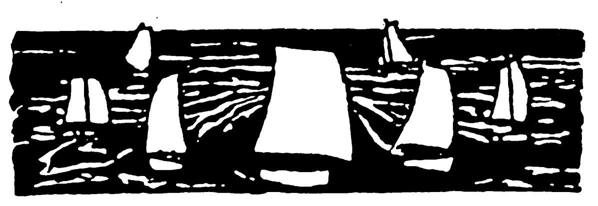
Von der Orchideenausstellung im Abgeordnetenhaus zu Berlin.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 51. Berlin, den 17. Dezember 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 51.



Die sieben Tage der Woche.

8. Dezember.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand trifft in Berlin ein und begibt sich von dort nach Potsdam, wo er im Neuen Palais als Gast des Kaisers Wohnung nimmt.

Der Oberste Landwirtschaftsrat in Frankreich spricht sich gegen jede Beschränkung der Viehausfuhr nach Deutschland aus.

9. Dezember.

Der Kaiser fährt mit dem österreichischen Thronfolger zur Jagd nach Springe (Abb. S. 2157).

In Labiau-Wehlau wird in der Reichstagstichwahl an Stelle des verstorbenen konservativen Abgeordneten Arndt der Kandidat der fortschrittlichen Volkspartei Bürgermeister Wagner gewählt.

Bei einem Ueberfall von Hindus auf Mohammedaner in Kalkutta werden 160 Mohammedaner schwer verletzt.

10. Dezember.

Bei der Etatsberatung im Reichstag teilt der Reichskanzler von Bethmann Hollweg mit, bei der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Zaren in Potsdam sei von neuem festgestellt worden, daß die Regierungen Rußlands und Deutschlands sich in keinerlei Kombination einlassen, die eine aggressive Spitze gegen den andern Teil haben könnte.

In der Schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm werden die Nobelpreise zum zehntenmal verteilt. Es erhalten den Preis für Medizin Professor A. Kossel-Heidelberg, für Chemie Professor Wallach-Göttingen, für Physik Professor van der Waals-Amsterdam, für Literatur Paul Heyse. Der Nobelpreis für die Förderung des Friedens wird dem Internationalen permanenten Friedensbureau in Bern zuerkannt.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß Beduinenstämme die Stadt Kerak an der Küste des Toten Meeres angegriffen, die Besatzung überfallen und hundert Christen ermordet haben.

11. Dezember.

Der österreichische Ministerpräsident Baron Bienerth reicht die Entlassung des ganzen Kabinetts ein.

In Griechenland finden die Neuwahlen zur Nationalversammlung statt; ihr Ergebnis ist eine sichere Mehrheit für das Ministerium Venizelos.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin verlassen die Insel Ceylon. Der Kronprinz setzt seine Studienreise nach Ostasien fort, die Kronprinzessin begibt sich nach Aegypten.

Die Besatzung des brasilianischen Kreuzers „Rio Grande do Sul“ meutert und bombardiert die Stadt Rio de Janeiro.

12. Dezember.

Bei einem Festakt zum 25jährigen Jubiläum der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft im preußischen Abgeordnetenhaus verliest der Kaiser eine Ansprache (Abb. S. 2160).

Im Reichstag gibt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes die Erklärung ab, ein französisches Kriegsschiff habe den Hafen von Agadir in Südmarokko lediglich in Ausübung der Frankreich zustehenden Seepolizei angelaufen.

Die Meuterei in der brasilianischen Marine wird von der Regierung niedergeschlagen.

13. Dezember.

Im Reichstag kommt es gelegentlich der Besprechung der Moabiter Vorgänge zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen dem Reichskanzler und den Sozialdemokraten.

14. Dezember.

Der Kronprinz trifft an Bord des Kreuzers „Gneisenau“ in Bombay ein.

Hygiene und Kultur.

Von Dr. W. Kolle,

o. Prof. der Hygiene und Bakteriologie an der Universität Bern.

Das Studium der Entwicklung der Hygiene ist ein besonders fesselndes und gewährt uns wie kaum ein anderes Forschungsgebiet einen Einblick in den Stand der allgemeinen Kultur bei den Völkern, bei denen wir hygienische Einrichtungen antreffen.

Spüren wir den Anfängen der Gesundheitspflege nach, so führt uns das auf die ersten Entwicklungsstadien der Menschheit überhaupt zurück. Denn schon bei den Naturvölkern des Altertums wie bei den primitiven afrikanischen und asiatischen Volkstämmen unserer Tage begegnen wir Bestrebungen zur Verhütung von Krankheiten. Und bereits hier tritt ein bei den Kulturvölkern der Neuzeit noch ausschlaggebendes Moment in der Gesundheitspflege deutlich zutage: die Bedeutung der ansteckenden Krankheiten, vor allem der großen Seuchen. Schon die Naturvölker versuchen den großen Seuchen vorzubeugen und so die Gesundheit der Gesunden zu schützen. Sie sperren die Kranken ab, oft in roher Weise, indem sie die von der Seuche Ergriffenen ausstoßen und ihrem Schicksal überlassen.

Bei den alten Kulturvölkern des Orients ist der Einfluß der Bestrebungen, die ich hier gestreift habe, entsprechend der höheren Entwicklungsstufe, auf der sie sich gegenüber den Naturvölkern befinden, deutlicher erkennbar, und je mehr die Kultur fortschreitet, desto

festere Formen nimmt die Gesundheitspflege an. Sie wird schließlich zu einem Kulturmaßstab sondergleichen. Bei den alten Aegyptern und den Israeliten steht die Gesundheitspflege ebenso wie die Arzneikunde unter dem Schutz des Staates und seiner herrschenden Kasten, der Priester, und wurde daher durch religiöse Gesetze geregelt. So ist in der Tat ein großer Teil der mosaischen Gesetzgebung, wie der medizinische Historiker Pagel sehr richtig bemerkt, eine hygienische. Sie enthält Speiseverbote, Vorschriften über die Reinigung des Körpers, über die Lager- und Wohnungshygiene, über die Isolierung der Aussätzigen und andere wichtige Punkte der Gesundheitspflege.

Auch bei den Griechen der klassischen Zeit bewegte sich die Entwicklung der Hygiene in den geschilderten Bahnen. Die großen Gesetzgeber Lykurg und Solon sorgten dafür, daß die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens auch nach der hygienischen Seite voll zur Geltung kamen. Das meiste geschah allerdings unter dem Gesichtspunkt der Aufzucht einer gesunden Jugend. Die Vorschriften über die Reinlichkeit, die Körperabhärtung, die Pflege der Haut, der Muskeln, der Sinnesorgane, über die Diätetik bei den Freunden des mannhaften Sports, bei allen, die in Olympia als Sieger hervorgehen wollten, spielten eine große Rolle. Aber auch die öffentliche Gesundheitspflege erfuhr Bereicherung durch Einführung der Beaufsichtigung der öffentlichen Brunnen, z. B. in Athen. Kein Geringerer als Themistokles hat dieses Amt bekleidet, und es war nach der Auffassung jener Zeit ein sehr wichtiges Amt. Denn fast alle Epidemien wurden damals auf die öffentlichen Brunnen zurückgeführt. In Athen gab es ferner schon eine Marktpolizei, die nicht nur das richtige Gewicht, sondern auch die Beschaffenheit der Nahrungsmittel kontrollierte.

Die Staatsmänner des weltbeherrschenden Roms sahen gleichfalls die Bedeutung der Hygiene früh ein, und schon im Zwölf-Tafelgesetz waren Vorschriften über die Hygiene und Salubrität der Stadt Rom enthalten. Als sich die Kultur in rascher Folge in wenigen Jahrhunderten zu jenen Höhen entwickelt hat, wie wir sie in Rom gegen Ende der Republik und zu Beginn der Kaiserzeit kennen, gelangte die Verfeinerung und Vervollkommnung der äußern Lebensführung und der Körperpflege zu vollster Blüte. Die großartigen öffentlichen Bäder, die Luftheizungsanlagen der Thermen, deren gewaltige Ausdehnung wir noch heute bewundern, sind hygienische Einrichtungen, geschaffen für Reiche und Arme von den Hygienikern des Augustinischen Kaiserreichs. Als Zeichen der öffentlichen Gesundheitspflege bewundern wir noch heute die großartigen Aquädukte, deren Ruinen die weiten Flächen der Campagna so malerisch durchziehen. Rom, die Millionenstadt, brauchte gutes Trinkwasser, und die Techniker kamen den Hygienikern zu Hilfe, indem sie aus den Sabinerbergen, viele Kilometer weit, der Stadt einwandfreies Wasser zuführten. Wer an den Uferkais des Tiber im modernen Rom entlanggegangen ist, hat sicher einen Blick auf die Mündung der alten Cloaca maxima, den Zeugen der Kanalisationsysteme des alten Rom, geworfen.

Bezeichnend für die ganze Periode der ersten Entwicklung der Hygiene sind die folgenden Tatsachen: Die hygienischen Vorschriften gehen entweder aus von der Priesterkaste als Satzungen der Religion, oder sie haben ihren Ursprung in den großen Menschenanhäufungen und den solchen Ansammlungen folgenden Seuchen und werden vielfach von den Staatsmännern mit Rücksicht auf die Wehrhaftigkeit des Volkes angeordnet. Sowohl in Athen wie in Rom und Alexandrien wurden hygienische Einrichtungen durch staatliche Erlasse geregelt; aber diese Anordnungen erfolgten stets ohne Mitwirkung der Aerzte, bloß auf Grund von Empirie oder von laienhaften Beobachtungen, wenn sie auch zuweilen trotzdem das Richtige trafen und manchen Schäden vorbeugten.

Weil also die Hygiene noch keine Wissenschaft war, weil sie Empirie ohne wissenschaftliche Grundlage darstellte, waren alle diese Errungenschaften verloren mit dem Untergang des römischen Reichs und seiner Kultur. Nicht nur die Werke der Hygiene gingen zugrunde, sondern auch die hygienischen Vorschriften, und die hygienische Kultur wie die private Gesundheitspflege verschwanden mit den Staatsreligionen und den Sekten, die sie erschaffen hatten. Das Milieu der trüben Zeit des Mittelalters, namentlich der ersten christlichen Jahrhunderte, war eine Periode völligen Stillstandes und der Unfruchtbarkeit, auch mit Bezug auf alle hygienischen Fragen. Nicht nur die trostlosen politischen Zustände in Mitteleuropa, nicht nur die zahlreichen Kriege und Belagerungen, die Erstellung der unhygienischen befestigten Städte, sondern noch mehr der traurige Zustand der Medizin brachten jeden Fortschritt der Hygiene ins Wanken. Die Medizin selbst war noch weit entfernt davon, eine Wissenschaft zu sein. Dogma, Autoritätsglaube und naturphilosophische, schrankenlos-phantastische Spekulationen herrschten unumschränkt bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Erst durch die Reform der Anatomie und Physiologie, die sich vor allem an die großen Namen von Morgagni und Vesal knüpft, stellten sich auch in der Gesundheitspflege Fortschritte ein. Immer mehr brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die großen Volksseuchen auf natürlichen Ursachen beruhen. Man ließ die Vorstellung fallen, daß die Seuchen als Geißeln der erzürnten Gottheit gesandt waren, Vorstellungen, die bis zu den Kreuzzügen Laien und Mediziner in gleicher Weise beherrscht hatten. Aus den Bestrebungen, die Seuchen einzudämmen, entwickelten sich allmählich die wissenschaftlichen Grundlagen der öffentlichen Gesundheitspflege. Und als nun gar der grundgelehrte Arzt Johann Peter Frank mit seinem „System einer vollständigen medizinischen Polizei", einem zwar gründlichen, aber noch mit vielen Irrtümern behafteten Werk, die Fundamente einer Statistik der Seuchen geschaffen, begann es sich allerorten zu regen.

Damit sind wir in die letzte Periode der Entwicklung der Hygiene gelangt, die ich bezeichnen möchte als die Aera der wissenschaftlich-experimentellen Hygiene und der mit ihr untrennbar verbundenen Bakteriologie. Wenn wir diese letzte, ungefähr 50 Jahre umfassende Periode kennzeichnen wollen, so können wir sie, mit Flügge, am besten auffassen als jene Zeit, in der die Hygiene als Teil der medizinischen Wissenschaft sich mit der gewohnheitsmäßigen Umgebung des Menschen beschäftigt und alle Momente in ihr wissenschaftlich zu erforschen und aufzudecken sucht, die in erheblichem Grad Störungen des Organismus zu veranlassen oder seine Leistungsfähigkeit herabzusetzen imstande sind. Die von der staatlichen oder nicht wissenschaftlichen Hygiene der Priester, Aerzte und Laien vernachlässigte Erforschung der äußeren Umgebung des Menschen tritt von nun an in den Vordergrund des



Interesses der Aerzte neben dem Studium der Vorgänge innerhalb des menschlichen Körpers. Man schuf hierfür der Hygiene, dank v. Pettenkofers Initiative, besondere Institute. Weil die wichtigsten Schädlinge in der äußeren Umgebung des Menschen die lebenden Erreger der Infektionskrankheiten, die Bakterien und Protozoen, sind, wurde die Bakteriologie ein wesentlicher und für die wissenschaftliche und praktische Hygiene bedeutsamer Teil dieser Disziplin. Die Hygiene kann, wenn sie den gezeichneten Arbeitsaufgaben treu bleibt, trotz dem anwachsenden Streben nach Sonderung und Spezialisierung, nicht zersplittert werden.

Einen wesentlichen Teil der Aufgabe der hygienischen Institute und ihrer akademischen Leiter bildet der Unterricht in der Hygiene und Bakteriologie für die Studierenden. Hier liegt eine große, allgemein kulturelle Mission der hygienischen Institute. Sie besteht im wesentlichen darin, den Unterricht der Hygiene zu einem anregenden Anschauungsunterricht zu gestalten. Wo immer möglich, sollen Experimente ihn erläutern und beleben, sollen gute Wandtafeln in schematischer Darstellung alles demonstrieren, was Technik und Mechanik für die Hygiene bedeuten, was ferner die Bakteriologie für die praktischen Erfolge leistet. Von Bedeutung für diese Art hygienischen Unterrichts sind ferner die modernen Projektionsapparate für Episkopie und Diaskopie. An der Hand aller dieser Unterweisungsmittel soll das hygienische Denken der Mediziner geschult werden.

Trotzdem die Hygiene als Wissenschaft und Kulturfaktor, als akademisches Lehrfach und nicht zum wenigsten im Hinblick auf ihre praktischen Erfolge allgemein anerkannt ist, tauchen immer wieder bis in die allerjüngste Zeit die alten, aber in neue Formen eingekleideten Einwände gegen die Hygiene auf, namentlich soweit es sich um die Nützlichkeit dieser Wissenschaft im Interesse der Menschen überhaupt handelt. Es kommen dabei namentlich die von Malthus und Spencer erhobenen Bedenken in Betracht. Was die Lehre von Malthus anbetrifft, so ist die durch sie erweckte Befürchtung, eine wirksame Hygiene lasse die Bevölkerung eines Landes so stark anwachsen, daß die Ernährung der Massen nicht mehr möglich sei, und daß nun infolge der schlechten Ernährung des Volkes Epidemien entstehen würden, die ihrerseits wieder eine starke Mortalität herbeiführten, für Europa, ja auch für Amerika und Afrika als nicht mehr zutreffend anzusehen. Die Fortschritte der Technik, die Verbesserungen der Landwirtschaft und der Verkehrsmittel haben die Malthusschen Einwände hinfällig gemacht. Die Spencersche Lehre besagt im wesentlichen folgendes: Die Hygiene beschränke die natürlichen Auslesemittel, wie sie in der Kindersterblichkeit und in der Sterblichkeit jugendlicher Individuen gegeben sind, oder hebt sie gar vollkommen auf. Es müsse daher in einem Land, in dem dauernd Hygiene getrieben wird, eine immer schwächer werdende Bevölkerung entstehen, die nun den natürlichen Schädlichkeiten und Feinden des Menschen, den Naturgewalten, den Seuchen und dem Daseinskampf, keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Die große Lehrmeisterin Geschichte hat aber in den Kulturstaaten Europas während der letzten Jahrhunderte diese Lehre Spencers bis zu einem gewissen Grad Lügen gestraft. Unter dem Einfluß der Hygiene sind nicht schwächliche Generationen, sondern im allgemeinen kräftigere entstanden als vor der Verbreitung hygienischer Kultur. Gerade bei solchen Betrachtungen, z. B. über den Wert der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, sollte man nie vergessen, wie viele große Männer und Frauen, Geistesheroen und Fürsten der Wissenschaft und Kunst schwächliche Kinder waren, die nur sorgsamster Pflege die Erhaltung des Lebens verdankten. Beispiele hierfür sind Goethe, Kant, Helmholtz, um nur einige herauszugreifen.

Aber die Stimmen über den Wert der Auslese, wie sie von der Natur, namentlich mit Hilfe der Infektionskrankheiten, geschaffen sein soll, und die Klagen über die Beeinträchtigung dieser auslesenden Kräfte durch die Hygiene wollen nicht verstummen. Man erhebt gegen die Hygiene die böse Anklage, daß durch sie auch viele minderwertige Existenzen am Leben erhalten bleiben. Es müssen daher diese Einwände auf ihre Berechtigung geprüft werden.

Daß der Daseinskampf der Lebewesen ein von der Natur beabsichtigtes und für die Erhaltung der Art vielfach notwendiges Prinzip ist, läßt sich wohl kaum leugnen. Wir begegnen ihm überall in der Außenwelt. Auch da, wo wir glauben, Frieden zu atmen in der Gottesnatur, finden wir ihn in seiner ausgeprägtesten Form. Ich kann jenen scheinbaren goldenen Frieden, den uns die freie Natur im Gebirge, Wald und Feld bietet, nicht besser schildern, als es in formvollendeter Weise Max von Gruber bei der Behandlung des Problems „Auslese und Hygiene" getan hat.

„In Wahrheit ist die Natur erfüllt von mitleidlosem, grausamem Kampf, von Qual und Tod, und — so sonderbar es klingen mag — wenn sich etwas von Mitleid, von Schonung und friedlichem Gedeihen auf Erden findet, so ist es in unserer von Streit erfüllten Menschenwelt, in jenem Bereich, in dem die menschliche Vernunft wenigstens eine gewisse Ordnung zu schaffen vermochte. Nicht nur Tier mordet Tier, auch Pflanze Pflanze! Die Wiese, die mit ihren gesund und kraftvoll emporsprießenden Gräsern und Blumen wie ein einziger Jubelchor die Wonne des Daseins zu preisen scheint, sie birgt Millionen von im Wettbewerb ums Dasein unterliegenden, in Todesnöten verschmachtenden Geschöpfen. Der Hochwald, dessen Bäume so voll ruhiger Sicherheit, so voll gelassener Würde nebeneinanderstehen, er hat einst in rücksichtslosem Ringen den Boden des alten Holzschlages erobert. Tausende und aber Tausende von Kräutern und Sträuchern, die hier auf der sonnigen Halde ihres Lebens dauernd froh sein zu können erhofft hatten, mußten ersticken und verderben, als die jungen Bäumchen ihre Glieder zu recken und strecken begannen; im dichten Gedränge des Jungholzes hatte alsbald wieder unter den Brüdern der Wettstreit um Raum und Licht begonnen, und nur über die Leichen der Schwächeren und von dem Glück weniger Begünstigten haben die stolzen Häupter des Waldes ihr heutiges, über alle Niedrigkeit von Kampf und Streit erhabenes Dasein erreichen können."

Aber diese Durchbrechung der Naturgesetze der Auslese durch die Hygiene ist nur eine scheinbare. Die Hygiene so wenig wie die christliche Kultur schließt den Daseinskampf überhaupt grundsätzlich aus. Sie nimmt ihm nur das Brutale und Physisch-Eigenmächtige und leitet ihn zu jenen Bahnen, die die Menschheit im Ziel der Entwicklung zu geistigen Höhen, zum Wohl der Volks- und Familiengemeinschaften führen. Die veredelnde Kultur unseres Geisteslebens verlangt Ordnung und zielbewußtes Streben: das Gebiet, wo bloßes Glück oder der Zufall eine Rolle spielen, wird



mit dem Erstarken der ethischen und intellektuellen Kräfte der Völker immer enger und enger. Die Vernunft und die Intelligenz, jene Mächte, die in der Entwicklung der Kultur siegreich geblieben sind, prüfen nun klaren Auges die Frage, ob wirklich durch die Hygiene eine Degeneration der Völker und Nationen herbeigeführt wird, weil wir im Dienste dieser Ideen den Daseinskampf ordnen und regulieren. Da zeigt sich zunächst, daß mit dem Wort „Degeneration" ein weitgehender Mißbrauch getrieben wird, und daß vieles von dem, was man mit diesem Ausdruck belegt, nur als eine Anpassungserscheinung aufzufassen ist. Die Lehre von der Natur des Menschen ist, wie Gruber mit Recht betont, noch viel zu jung und unsere Kenntnis darüber noch zu gering, als daß wir der Vererbung und der Degeneration eine so große Rolle beizumessen berechtigt wären; aber das eine scheint doch fest zu stehen: die große Menge von Minderwertigen, die von Gruber als „Minusvarianten" bezeichneten Individuen, wie sie jeder Volkskörper aufweist, ist mehr zurückzuführen auf das fortwährende Neuentstehen geschwächter Menschen infolge Einwirkung äußerer und spezifischer Schädlichkeiten als auf die Fortpflanzung der minderwertigen Familienstämme. Denn täglich begegnen wir der Tatsache, wie von vollwertigen Elementen geringwertige Nachkommen abstammen, wenn gewisse Schädlichkeiten, z. B. Syphilis, die Erzeuger befallen, und umgekehrt sehen wir, wie von minderwertigen und schwächlichen Individuen eine gesunde und kräftige Nachkommenschaft hervorgeht, wenn die äußeren schädigenden Momente ausbleiben. Die Infektionskrankheiten können daher das im Sinne der Entwicklung des Menschen geeignete Auslesemittel nicht sein, denn sie raffen vielfach die körperlich und geistig am besten ausgerüsteten Individuen dahin. Es läßt sich nichts Zielbewußtes im Gang der Infektionskrankheiten erkennen, der brutale Zufall spielt vielmehr in diesem Kampf die größte Rolle. Der Ausfall an menschlichen Existenzen, der durch die Infektionskrankheiten bedingt wird, ist ferner ein zu geringer und die Schädigung der befallenen Ueberlebenden eine zu große, als daß wir darin einen wichtigen Faktor im Sinne der Auslese erblicken könnten. Die Infektionskrankheiten merzen, wie Gruber sagt, Minusvarianten aus, sie schaffen aber dafür in großer Zahl neue Minusvarianten, die von Hause aus für den Daseinskampf gut gerüstet waren.

Die Fortentwicklung des menschlichen Geschlechts von seinen Uranfängen bis zur heutigen Form hat gewiß im Rahmen der fortschreitenden Entwicklung aller Lebewesen nichts Widernatürliches an sich. Nur weil die Natur uns entwicklungsfähig geschaffen hat, konnten wir eine Kultur aufbauen. Wir kennen den Daseinskampf und wollen ihn nicht in jener Form ausrotten, die zur Auslese führt; unser Streben geht vielmehr dahin, diesen Kampf zu formen, wie wir ihn als Produkte der Natur, die uns zu dieser Höhe der Entwicklung geführt hat, mit natürlich zwingender Notwendigkeit gestalten müssen, vielleicht im Sinne der Eugeniker und Rassenhygieniker, die einen gesunden und edlen Nachwuchs erzielen und alles Ungesunde und Unedle von der Zeugung möglichst ausschalten wollen. Um diesen ideellen Forderungen näher zu treten, müssen aber zuvörderst einmal die Infektionskrankheiten ausgerottet sein.

Die Pockenschutzimpfung, die Bekämpfung der Hundewut durch das Pasteursche Impfverfahren, die Verhütung von Cholera, Pest und Typhus durch das Kochsche System, die Behringsche Serumprophylaxe der Diphtherie, die Ausrottung des Aussatzes nach dem norwegischen Verfahren knüpfen sich an diese letzte Periode der Hygiene. Die spezifischen Maßnahmen, die wir jetzt erstreben, sind kein Luxusbetrieb, sie sind im Gegensatz zu den sicher nicht zu vernachlässigenden allgemeinen Maßnahmen der Hygiene mit sehr geringem Aufwand zu erreichen. Man kann sie, oft gewissermaßen improvisiert, mit relativ wenig Mitteln durchführen. Mit Recht sagt Flügge: „Man bessert nicht, sondern schadet nur, wenn man bei der Bekämpfung jeder einzelnen Krankheit immer wieder eine günstigere soziale Lage als unerläßliche Vorbedingung hinstellt, denn es vergehen oft Jahrzehnte, bis sie erreicht ist und so die schreiendsten hygienischen Mißstände beseitigt sind." Die spezifisch prophylaktische Hygiene erhält aber auch nicht die allgemein schwächlichen, von Geburt an dem Untergang geweihten Individuen am Leben, sondern sie dient vielfach gerade den an sich kräftigen und nur bestimmten Schädlichkeiten zugänglichen Menschen. Das sehen wir so recht bei der Säuglingssterblichkeit, bei Cholera, Typhus, Diphtherie, Scharlach, Masern und bei vielen andern Krankheiten. Die Disposition vieler Menschen für die Infektionskrankheiten ist, darin muß man Flügge recht geben, eben oft nur eine spezifische, d. h. auf eine Ursache gerichtet. Wird diese eine Ursache ferngehalten, so sind die betreffenden Individuen häufig auf allen Gebieten, namentlich aber was ihr Gehirn und die andern Organe anbetrifft, vollwertig. Robert Koch hat die aus dieser Betrachtung sich ergebende Notwendigkeit zur Ausrottung aller Infektionskrankheiten am klarsten erkannt und diese Idee in das medizinische Denken und Handeln eingeführt. Allein dies sichert ihm neben seinen unsterblichen Entdeckungen unvergänglichen Ruhm in der Geschichte der Medizin und Kultur.

Das, was Robert Koch uns zeigte, der Gedanke der Verhütung der Infektionskrankheiten, muß durch alle Aerzte und Gebildeten ins Volk getragen werden. Der fakultative Charakter der darauf gerichteten Maßregeln, selbst wenn sie vom Staat angeordnet werden, bringt es mit sich, daß nur der intelligente Teil der Bevölkerung an den Wohltaten, wie sie die staatliche Hygiene gewährleistet, teilnimmt, nicht aber die Minderwertigen, geistig Beschränkten oder die liederlichen Elemente der betreffenden Gemeinschaften. Auch die prophylaktische Hygiene greift also in den Kampf der Auslese nicht hemmend ein, sie stärkt vielmehr den Menschen in dem Kampf um die idealen Güter.

Das Endziel unserer Kultur kann nicht allein die Verbesserung unserer Gesundheit oder unserer körperlichen Eigenschaften sein, denn die Gesundheit ist der Güter höchstes nicht, so wenig wie das Leben. Und damit komme ich zum Schluß auf die Worte am Anfang dieser Darlegungen zurück. Die Hygiene ist nicht nur ein Gradmesser der äußern, sondern auch der innern Kultur, und sie ist vielmehr berufen, ganz im Sinne der von ethischen und intellektuellen Direktiven beherrschten Daseinsmächte, an dem Bau irdischer Vervollkommnung mitzuarbeiten.

Jeder Staat muß, wenn sein Dasein gerechtfertigt sein soll, ein Förderer der Kultur überhaupt und aus diesem Grund sowie aus eigenstem Interesse vor allem mindestens ebenso der Hygiene sein, wie er Kunst und Wissenschaft aus innern Gründen beschirmen muß.

„So ihr nicht werdet wie die Kinder ...“

Plauderei von Margarete von Oertzen-Fünfgeld.

Noch ehe man Weihnachten hört und sieht, vollzieht sich ein seltsames Wunder, — ganz plötzlich — ohne weitere Vorbereitung — weht durch die frühen Dämmerstunden ein leiser, feiner Duft von Tannen und Pfefferkuchen; ein gelber Schein, der nichts mit unserm elektrischen Licht zu tun hat, mild und still, erblüht in allen Ecken und Winkeln: nur Wachskerzen können so ruhig und feierlich und doch so fröhlich brennen! Und das Wunder? — Wir fühlen Weihnachten. Es ist in uns, wie die Wurzel zu einer Blume in der Erde ist. Unsere Nerven, unsere Adern, in denen das Blut sonst so heftig tobt, Leib und Seele sind ganz erfüllt von Weihnachten. Verschlossene Türen, versiegelte Pakete sind ganz von dem Zauber des Geheimnisses umwoben.

Wie in einem Raritätenkasten, so kramt man in dem Kästlein alter Kindererinnerungen. . . .

Vor mir liegt ein vergilbter Wunschzettel aus dem Jahr 1845. „Einen Leibrock. Einen Ring, wie ihn die Brüder haben. Eine Kleiderbürste“, heißt es darin unter anderm. Aus dem sechzehnjährigen Jungen, der sich diese praktischen Sachen wünschte, ist später ein Dichter geworden. An dem gleichen Christabend verehrte ihm „Mariechen ein Stück Seife“. Und alles wurde treulich aufgezeichnet.

Vier Jahre später, weit, weit im verschneiten Rußland, feierten sie Weihnachten im großen Saal am hohen Kamin. Um den Gutshof heulten die Wölfe, meine Großmutter versammelte alle Seelen auf dem Gut um sich. Die bekam eine Pelzkappe, jene Pelzstiefel und dieser ein warmes Wams, und Tante Jeannette — ja, die erhielt einen Fingerhut von Silber in zierlichem Etui. Aber Tante Jeannette, die damals schon uralt war, hatte ihrer lieben Nichte ebenfalls einen Fingerhut gekauft, und nun standen sie einander gegenüber und knicksten, wie man dazumal nur knicksen konnte, und jede hielt ihren Fingerhut in der Hand und heuchelte höchste Ueberraschung. So was konnte nur Tante Jeannette passieren! Und doch, wie innig war die Freude dieses alten Kindes über ihre prachtvolle Idee.

„Nein, und wie komisch, liebe Betty, daß du genau die gleiche Idee hattest wie ich“ ... Knicks.

„Liebe Jeannette!“ Knicks.

„Liebe Betty!!“ Knicks.

Aber dann machten die Bauern allen Knicksen ein Ende, indem sie das dreijährige Töchterchen der lieben Betty auf ein Leintuch setzten, dieses an den vier Zipfeln faßten und das Kind unter dem Jubelgeheul „Natascha Ottonowna! Natascha Ottonowna!“ in die Luft schleuderten, um es geschickt wieder aufzufangen. Alles aus Dankbarkeit natürlich. — So feierten sie Weihnachten in Tolstois Heimat, und die kleine Dreijährige war meine Mutter. Doch wie durch ein Wunder schrillt in meinen Ohren der nie gehörte Ruf, ich sehe die Flammen mächtig emporschießen im Kamin und den Schnee draußen in seiner weißen Unendlichkeit. Wilde Weihnacht, vom Sturm eingeläutet, von glitzernden Eiszapfen gekrönt. Eine Weihnacht, wie sie dem Alten zukommt, der wandermüde unter dem frisch aufgeworfenen Hügel schläft. . . .

Viele Jahre sind vergangen. Von allen Festen ist mir eins in besonderer Erinnerung verblieben. Nicht um der großen Puppe willen, die dieses Jahr neue Arme bekommen hatte und nächstes Jahr neue Beine kriegen sollte, nachdem sie im vorigen Jahr einen neuen Kopf erhalten — nein, diese ewig sich erneuernde Puppe war nicht das Hauptereignis des denkwürdigen Abends.

Aber unsere alte Köchin hatte einen Mann aufgebaut bekommen, und zwar einen aus Brotteig mit Rosinenaugen. Ach, es war das erstemal, daß Männeraugen mir Eindruck machten, und ich konnte nicht widerstehen — während die dicke Marie in einen lila Kleiderstoff vertieft stand und wohl berechnete, wieviel der Meter wohl gekostet haben konnte, beging ich die Tat: Ich kratzte dem Mann die Augen aus und aß sie auf. Der Jammer des betrogenen Wesens war unsäglich — erst zu spät erkannte ich, was ich getan hatte. Und von einem neuen Mann mit Augen wollte sie nichts wissen. Später nagelte sie die traurigen Reste an die Küchenwand, mir zur schmachvollen Erinnerung, die heute noch frischer ist, als der Brotmann je gewesen.

Backen müssen wir natürlich auch. Meine durch das Weihnachtswunder gewissermaßen entschuldigte Phantasie erlaubt sich wieder einen Sprung über Jahre hinweg. Sie springt direkt an das Backbrett, wo alles vergnügt im Mehl „pantscht“.

Wie heißt es: „Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht?“ Man kann auch sagen: „Der Sänger übt im Nebenzimmer seine Weihnachtspartie ein.“ Natürlich Troubadour, Martha oder sonst etwas fürs Herz. . . .

„Mag der Himmel euch vergeben, was ihr an mir Armen tut —“ hört mal, „sicher bleiben die Springerle wieder sitzen, habt ihr auch Backpulver — ich komme gleich — euer Tun zerstört mein Leben — gib mir mal schnell deine Küchenschürze — Todespein — Todespein — ich sag's ja, viel zu dick!“

Und der Tenor fängt eifrig an zu kneten, auszurollen, auszustechen — seine Augen leuchten — hinter ihm steht sein Junge, wie er selbst einst hinter seiner Mutter stand. Lyonel in der roten Küchenschürze hat seine Martha und alles vergessen, aber die „Springerle“ sind ihm gut geraten.

Ja, wie kindisch die großen, dummen, klugen Leute doch geworden sind! Alles wollen sie selber fabrizieren, als gäb es keine Kaufhäuser mehr in der Welt. Ein alter Federbettbezug verwandelt sich in ein Puppenkleid, die Streichholzschachtel in eine Eisenbahn, die Nußschale in ein Schiff.

Es gibt ja auch andere, fortgeschrittene, moderne Menschen, bei denen es anders ist, bei denen sogar der Weihnachts-„betrieb“ elektrisch ist und eben ein Betrieb — aber mit denen haben wir hier nichts zu schaffen. Wir nehmen hier nur die vor, die da sind wie die Kinder. . . . Seeoffiziere auf hoher See, die beim Glas Grog an das erste „richtige“ Schiff mit „richtigen“ Segeln denken, das Vater ihnen zu Weihnachten geschenkt — einst! Ja, einst — dieses Lieblingswort der Weihnachtzeit — Künstler aller Art, Junggesellen, die sich die Portierskinder in ihre Einsamkeit heraufholen und ihnen bescheren: Aepfel, Nüsse, Spielzeug und Kleidungsstücke, die ihnen nicht passen, denn



was versteht ein Junggeselle von Kinderkleidern. — Aepfel und Nüsse gehören zu Weihnachten wie das Ei zu Ostern, besonders die kleinen, roten, sauren Aepfel. Beileibe nicht die großen, schönen, bleichen, von denen das Stück eine Mark kostet, und die aussehen, als seien sie in ihrer Blütezeit an einem Kamelienstrauch gewachsen. Ueberhaupt — es muß alles so einfach sein und so bescheiden, rührend anspruchslos und still — sonst wird die Weihnachtstimmung erdrückt, diese selige, süße, unnennbar zarte Stimmung, die alle die Wunder bewirkt. —

Hier herrscht noch als größte Macht das Primitive. Das grobe Lebkuchenherz mit seinem einfältigen Spruch, bunte Glasglocken, Wattetiere. Im Norden „fabrizieren" sie Geschöpfe aus Lehm mit vier Streichhölzern als Beine. In meinem Schubfach irgendwo findet sich noch solch ein Ungetüm, und siehe da . . ., prangend steigt sie vor mir empor, die dunkelblaue Julnacht, in dem Prunk ihrer Sterne, die züngeln wie Blitze. Das Schneegewölk ist zu Tal gesunken, die Dächer knistern unter der Last, und das Eis der Ufer berstet klirrend im Kuß des starren Nordost. Gelbe Haare flattern im Wind, ein Gruß der frischen, herrlichen Wikingerzeit — ein Hauch heidnischen Wesens, das da Wintersonnenwende feiert!

Aus dem Birkenwald bricht es hervor, lautlos und strahlend: Die schmalen Schneeschuhe ziehen zwei Silberstreifen, silberne Sterne funkeln millionenfach auf der glatten Spur. Und über den Schneeschuhen der schlanke Körper der Nordlandstochter, ihr blondes Wikingerhaar, ihr schneefrisches Gesicht mit den Augen, die gewohnt sind, tief und weit zu schauen — hinter ihr — er. „Er" hält die Fackel, von deren rotem Brand Feuerzungen niederzischen ins kalte, weiße Grab. Durch die Waldnacht glüht das rote, wilde Auge. Bald hier, bald dort.

Plötzlich ist es, als trüge ein Luftzug fernes Glockengeläute auf die hehre, abgeschiedene Stätte. Beide halten inne im sausenden Lauf, stützen sich auf ihre Stäbe, sehen sich an.

Christnacht. Wintersonnenwende. Ihre Hände finden sich, ihre Herzen feiern Weihnachten. Von Zeit zu Zeit gleitet es schwer und weiß von dem Geäst der Tannen — der einzige Laut in der Stunde. Und so ist es seit Jahrtausenden. O himmlische, nordische Weihnacht.

Im Tal und in den Städten, vor jedem Haus, jeder Hütte schwankt die Garbe volltragender Aehren, an Pfähle und Gesimse festgebunden. Wenn der Julmorgen aus seinem purpurroten Pfühl sich erhebt, hängen Tausende von Vögeln an den Aehren, schwirren und flirren darüber hin, schaukeln sich und schwelgen in der Gottesgabe — der Weihnachtsgabe großer, ernster Menschen, die da wurden wie die Kinder.

Das alles sehe ich, während das ungeschickte Tier aus Lehm vor mir steht. Und noch viel mehr.

Ja, Weihnachten ist vor der Tür. Ich fühle es. Und ihr, die es nicht fühlt, nicht fühlen könnt . . . . entfernt euch auf den Zehenspitzen, um die Kinderseligkeit nicht zu stören. . . .

Vom Deklamieren.

Plauderei von Bodo Wildberg.

Es ist noch gar nicht sehr lange her, daß zu den freundlich-harmlosen Künsten des geselligen Lebens auch das „Deklamieren" gehörte. Beim Tee oder Kaffee namentlich wurde, wenn man des süßen Kuchens und der dreimal alten Neuigkeiten satt zu werden anfing, diese liebenswürdige und anregende Tätigkeit geübt. Ein begabter Herr, eine hübsche und anmutige junge Dame stellten sich in die Mitte des ohne Zwang zurechtgerückten Kreises und sprachen Verse. Meist waren es harmlose Sachen. Baumbach war damals noch ein allgemein geschätzter Dichter. Ich entsinne mich eines vielstrophigen Gedichts, worin eine Dame mit dem Kehrreim: „O frage nicht" jedes tiefere Eindringen in ihre Gefühlswelt grundsätzlich ablehnt. Der Name des Verfassers ist mir entfallen, aber ich weiß noch, wie eine schöne, blonde Frau sich wegen dieses allzu oft wiederholten Plaidoyers in der Gesellschaft gefürchtet machte. Zuweilen aber erklangen doch auch schon Töne der neueren, intimeren Lyrik, die hier vor einem engen und andächtigen Hörerkreis mit dem Mund eines wunderbaren Mädchens ihre ersten schüchternen Sprechversuche wagte.

In kleineren Städten mag's heute noch so ähnlich zugehen. Doch wie das gesellige Leben der Deutschen in so mannigfaltiger Beziehung an Gemütlichkeit verloren hat, so weiß sich auch, wenigstens in den größeren Zentren, das „Deklamieren" keiner warmen Anteilnahme mehr zu erfreuen. Es gilt wohl gar als ein bißchen spießbürgerlich! Der Reiche ladet sich wohl mal zu einer Festlichkeit einen Rezitator von Ruf, der im Frack sein Programm abwickelt, ein- oder zweihundert Mark liquidiert und dann in der Menge verschwindet. Und das ist nicht etwa zu tadeln; denn in der Bevorzugung der Sprechkunst gegenüber der Musik, die vor kurzem noch an der Tafel der Großen und Vornehmen Alleinherrscherin war, zeigt sich doch ein gewisses Fortschreiten der Kultur. Man sage, was man will, das vielverleumdete Ueberbrettl hat in dieser Beziehung doch sein Gutes gehabt: es hat die Poesie gewissermaßen hinterrücks wieder in die Oeffentlichkeit eingeschmuggelt. Aber die bloß dekorative Verwendung der Rezitationskunst kann uns keinen Ersatz bieten für jenes halb improvisierte Liedsprechen, jene anspruchslose und sinnreiche Unterhaltung, die „dilettantisch" war, aber auch das reizende Gepräge des „diletto" trug; man deklamierte aus Liebe zur Sache oder aus Liebe überhaupt, und auf die entzückendste Art konnte damals ein Geständnis an seine Adresse gebracht werden; oder ein Poet, den niemand kannte, fand so — wie in uralten Rhapsodentagen — mündlich seinen Weg ins Publikum.

Denn damals galt es als ausgemacht (und es ist heute noch in sehr vielen Fällen nicht anzuzweifeln), daß Dichter ihre eigenen Verse nicht sprechen können. Glücklich daher ein jeder Poet, dem Interpreten erstanden. Die Hilfe des Redekünstlers war und ist unerläßlich. Aber man wird zugeben dürfen, daß der Dichter gewisse Imponderabilien mitbringt, die den meisten Deklamatoren fehlen. Denn diese denken zunächst an die Wirkung, an das, was sich herausschlagen



läßt. Daher wird — um ein später Anzuführendes vorauszunehmen — eine gesellschaftliche Wiederbelebung der deklamatorischen Kunst auch den Dichter in engere Berührung mit seinen Mitmenschen bringen, aber nicht mehr den unbelehrt stammelnden, sondern einen guten Dilettanten, der sich mit der Technik vertraut gemacht hat.

Doch in der Zeit, von der wir reden, stellte man an das technische Können noch die bescheidensten Ansprüche. Und doch — etwas harmlos Liebenswürdiges haftete an diesen Unterhaltungen. Heute ist man materieller, zugleich auch förmlicher geworden. Das gesellige Leben der Deutschen hat mancherlei Umformungen erlitten. Was nun die hinschwindende Kunst der geselligen Rezitation oder Deklamation anbelangt, so wäre es gar nicht schwer, sie neu zu beleben, ohne darum als ein Eiferer und Prediger gegen die heutigen Bräuche und den Ton des Augenblicks vorzugehen.

Der Berufsdeklamator wird noch lange Zeit, genau wie der musikalische Virtuose, mehr ein dekoratives Element der Gesellschaft bleiben. Aber der „Dilettant" im guten schopenhauerischen Sinn des Wortes? Gerade er müßte auf gewisse Art zur Blüte eines Zusammenseins werden; wie aus volkstümlichem Reigentanz ein einzelner vortritt, sich in besonderen Figuren bewegt, um dann wieder im Ganzen aufzugehen, so müßte auch der Rezitator sich nur auf ein Weilchen vom Ganzen der Gesellschaft loslösen, etwa nach kurzer, schmuckloser Ankündigung mitten unter den Zuhörern, vielleicht am Kamin stehend oder gar, falls er das vermag, aus den Tiefen des Klubsessels, einem Causeur ähnlich, seine Sache vorbringen. Die Kultivierung solcher intimer Rezitationen würde dazu beitragen, dem deutschen Salon das feingeistige Gepräge wiederzugeben. Darum braucht man nicht zu befürchten, daß die Zeit der ästhetischen Tees, der „Vespertina" drollig-rührenden Angedenkens, jemals wiederkehren könnte. Gegen einen Rückfall in die Orgien des geselligen Dilettantismus unschopenhauerischer Selbstgefälligkeit (der nicht um der Sache willen, sondern um seiner selbst willen spricht und sich abmüht) in die bequeme alte Leier des „O frage nicht!" — dagegen schützt auf das sicherste die große geheime Angst des modernen Gesellschaftsmenschen: nur um alles in der Welt sich nicht lächerlich machen!

Darum wird der deklamierende Kunstliebhaber der neueren Generation sich von einem Fachmann, einem Rezitator oder Schauspieler, in der Technik des Sprechens unterweisen lassen; er wird die verschiedensten Sprecher anhören und von ihnen zu lernen bestrebt sein. Er wird Atemgymnastik, Pflege der Sprechorgane usw. emsig studieren. Vor allem aber wird er sich's angelegen sein lassen, mit Hilfe des eigenen Geschmacks oder an der Hand Kundiger das Beste und zugleich seiner Eigenart Passendste aus alter und neuer Dichtung herauszufinden.

Allmählich wird er dann erstarken; wird merken, wieviel er wagen darf, wie weit die Zuhörer ihm zu folgen vermögen; wird die Fühlung suchen, pflegen und festhalten, die im Verein mit Stimmung und Stunde ihm seinen kurzen, unauffälligen und doch nachhaltigen Triumph schaffen und sichern muß.

Die Stimmung, die Stunde — ihren Zauber dem Künstler zu leihen, ihn auf solchen Schwingen emporzutragen, daß der reizende Moment heiter und ungezwungen aus dem geselligen Beisammensein hervortanze — das ist eine Aufgabe der modernen Gesellschaft. Das könnte Ziel und Sehnsucht freundlicher Wirte sein — vor allem ein Werk gewandter und liebenswürdiger Hausfrauen. Der Salon der heutigen Großstadt übertrifft an Luxus und ästhetischem Komfort, an rein physischen Stimmungsmöglichkeiten alle früheren Salons. Er ist weniger traulich, aber er gibt die Möglichkeiten hohen Behagens für die überreizten, ermüdeten Nerven. Da wäre doch die natürlichste Gelegenheit gar oft geboten, daß der Deklamator durch seine Kunst dies Behagen veredle. Dann mag das Gespräch weiterrauschen, seine Wellen mögen darüber zusammenschlagen oder die Woge der Musik scheinbar fortschwemmen, was der Künstler am Kamin gesprochen hat. In den Ohren einiger werden Dichterworte bleiben, Verse, Erinnerungen. Und man wird sich dann freuen, dem Spender eines edlen Augenblicks wieder in geselligem Kreis begegnen zu dürfen.

Unsere Bilder

Die Hofjagd in Springe (Abb. S. 2157). Der Kaiser hat in den letzten Tagen hohe Jagdgäste bei sich gesehen. An den großen Hofjagden, die bei dem königlichen Jagdschloß Springe in Hannover veranstaltet worden sind, nahmen außer Kaiser Wilhelm und seinem Sohn, dem Prinzen Eitel-Friedrich, zwei Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses, nämlich der Thronfolger Franz Ferdinand und der Erzherzog Friedrich, teil. Die Jagden, bei denen vor allem Schwarzwild geschossen wurde, verliefen glänzend. Der Erzherzogthronfolger, der die von Kaiser Wilhelm geschaffene Hofjagduniform trug, rechtfertigte seinen weidmännischen Ruf als vorzüglicher Schütze.

Von der Seefahrt des Kronprinzenpaares (Abb. S. 2159) nach Ceylon gelangen jetzt immer häufiger detaillierte Schilderungen der Reisegefährten und auch gelungene photographische Aufnahmen nach Europa. Man kann daraus ersehen, in welch ungezwungener Fröhlichkeit die hohen Fahrgäste des Lloyddampfers „Prinz Ludwig" die lange Seereise verlebten. Das Kronprinzenpaar beteiligte sich täglich an den Bordspielen der Passagiere, so an dem besonders lustigen „Wettkutschieren", bei dem ein Partner mit verbundenen Augen von einem andern, der sehen darf, kunstreich durch ein Labyrinth von auf dem schwankenden Schiffsboden aufgestellten Kegeln gelenkt wird, die beileibe nicht umgeworfen werden dürfen. Der Kronprinz und die Kronprinzessin zeigten bei dieser ziemlich schwierigen Uebung stets große Geschicklichkeit und amüsierten sich außerdem dabei aufs beste.

Ludwig Knaus (Abb. S. 2158), der große Altmeister der deutschen Genremalerei, der in diesen Tagen seine müden Augen geschlossen hat, wurde auf dem Dahlemer Friedhof zu Grabe getragen. Die Trauerfeier für diesen populärsten Künstler der älteren Generation war eine mächtige Kundgebung der allgemeinen Trauer. In der Königlichen Akademie der Künste, an derren Hochschule Professor Knaus so lange gewirkt hat, fand eine stimmungsvolle Feier statt, an der sich die Künstler und Kunststudenten Berlins ebenso zahlreich beteiligten wie die Vertreter der Behörden und des kunstsinnigen Publikums. Dann geleitete ein endloser, feierlicher Kondukt den Sarg des Meisters durch die in Nebelschleier gehüllten Straßen der Reichshauptstadt hinaus zu dem stillen Friedhof vor den Toren.

Das Jubiläum der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (Abb. S. 2160). Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft konnte in diesem Jahr das Jubiläum ihres 25jährigen Bestandes begehen. Dadurch erhielt die Hauptversammlung der Gesellschaft, die kürzlich im preußischen Abgeordnetenhaus abgehalten wurde, einen besonders festlichen Charakter. An der Spitze der zahlreichen hochgestellten Festgäste erschienen der Kaiser und der Reichskanzler, um in längeren Ansprachen den angesehenen Verband zu beglückwünschen und ihres Wohlwollens zu versichern.

Die englischen Wahlen (Abb. S. 2164) haben den englischen Parteien, die mit allen, oft mit recht drolligen Mit-



teln um die Stimmen der Wähler warben, verlorene Liebesmüh verursacht, denn sie haben an dem Kräfteverhältnis im Unterhaus kaum etwas geändert. Auch die Suffragettes haben wieder eine Campagne verloren. Dafür hatten sie die Genugtuung, unter den Wahlfunktionären eine Geschlechtsgenossin zu sehen, nämlich Mrs. Lees, die seit einiger Zeit den Bürgermeisterstuhl von Oldham würdig ausfüllt.

Prof. Dr. Franz König † (Abb. S. 2160.) In der Berliner Charité, deren Chirurgische Klinik er lange geleitet hat, ist Franz König im 79. Lebensjahr verschieden. Der berühmte Chirurg, der nacheinander an den Hochschulen von Rostock, Göttingen und Berlin gewirkt hat, zeichnete sich während des französischen Krieges als Arzt des Lazaretts auf dem Berliner Kreuzberg aus. Im Frieden war er gleich bedeutend als geschickter Operateur wie als Theoretiker. Er lebte seit sechs Jahren im Ruhestand.

Schwarze Helden der französischen Kolonialarmee (Abb. S. 2164) haben sich während der Kämpfe der letzten Jahre auf afrikanischem Boden vielfach ausgezeichnet. Kürzlich erkannte die französische Regierung diese Tatsache an, indem sie mehreren Veteranen des letzten marokkanischen Feldzuges die Militärmedaille verlieh. Unter ihnen befand sich nur ein Weißer, ein Fremdenlegionär. General Moinier überreichte den Soldaten die Auszeichnungen vor der Front der Truppen.

Das Komitee für ärztliche Studienreisen (Abb. S. 2162), begründet von Dr. Gilbert, Dr. Meißner und Dr. Oliven und heute Deutsches Zentralkomitee für ärztliche Studienreisen genannt, beging am 10. Dezember das Jubiläum seines zehnjährigen Bestehens. Nachdem am Morgen unter großer Beteiligung im Kultusministerium eine Mitgliederversammlung stattgefunden hatte und die Teilnehmer darauf verschiedene wissenschaftliche Demonstrationen mit Interesse entgegengenommen hatten, vereinigte man sich abends zu einem harmonisch verlaufenen Festmahl.

Die „chinesische Sarah Bernhardt“ (Abb. S. 2161). Gastspiele ostasiatischer Bühnenkünstlerinnen in Europa sind längst keine Seltenheit mehr, bisher aber waren es meist Japanerinnen, die ihre exotische Kunst nach dem Westen brachten. Nun tritt auch eine Chinesin auf unsern Bühnen auf. Madame Chung, eine anscheinend hochbegabte Tochter des Reiches der Mitte, gastiert jetzt mit einer chinesischen Truppe im Little Theatre in London und wird demnächst auch nach Berlin kommen, um uns mit der chinesischen Schauspielkunst und Dramatik bekannt zu machen. Man bezeichnet Frau Chung als die „chinesische Sarah Bernhardt“. Diese Bezeichnung bedeutet wohl nur ein allgemeines Lob, denn die gelbe Tragödin bietet nationale Kunst, die nicht durch die Nachahmung berühmter Vorbilder verfälscht ist. Allerdings machen die asiatischen Gäste dem europäischen Geschmack gewisse Konzessionen. So treten männliche und weibliche Schauspieler gemeinsam auf, was in China nicht erlaubt ist.

„Das Mädchen aus dem Westen“ (Abb. S. 2163), die neueste Oper Giacomo Puccinis, ist kürzlich an der Metropolitan Oper in Neuyork mit außerordentlichem Erfolg aufgeführt worden. Der Komponist kam selbst in Begleitung einiger Freunde über das große Wasser, um seine neuen Lorbeern persönlich in Empfang zu nehmen.

Theater (Abb. S. 2163). Zu Großvaters Zeit gab man im Berliner Kgl. Schauspielhaus oft und gern den „Störenfried“ von Benedix, und Frau Anna Schramm spielte in unübertrefflicher Weise die alte Geheimrätin. Seither hat sich manches geändert, aber jetzt gibt man das alte Lustspiel wieder, und Frau Schramm stellt die Rolle wieder dar. Sie hat sich diese Gunst als nachträgliches Geburtstagsgeschenk vom Generalintendanten ausgebeten, der um so lieber darauf einging, als gerade der hundertste Geburtstag Roderich Benedix' in der Nähe ist.

Personalien (Abb. S. 2160 u. 2162). Der Senat der Freien Hansestadt Bremen hat für die kommende Amtsperiode den Senator Dr. Viktor Marcus zu seinem regierenden Bürgermeister gewählt. Dr. Marcus gehört dem Senat seit dem Jahr 1887 an und hat die höchsten Aemter der Stadt schon früher innegehabt. — Der neue österreichisch-ungarische Botschafter in Paris Graf Szécsen de Temerin war bisher als Botschafter beim päpstlichen Stuhl tätig. Er kennt die Pariser diplomatischen Verhältnisse, da er der dortigen Botschaft schon früher einige Jahre lang angehört hat. — In den diplomatischen Kreisen Washingtons hat eine Verlobung freudiges Aufsehen erregt. Luise Alexandra Gräfin von Bernstorff, die Tochter des deutschen Botschafters, reicht dem Attaché bei der deutschen Botschaft Grafen Pourtalès die Hand. — In Stuttgart feierte die Freifrau Mathilde von Schiller ihren 75. Geburtstag. Sie ist die Witwe eines Enkels unseres Nationaldichters Friedrich Schiller und die letzte seines Hauses, die den glorreichen Namen ohne Zusatz trägt. — Zu unserm Bild auf S. 2078 in Nr. 49 bemerken wir berichtigend, daß der Dampfer „Pennsylvania“ nicht dem Norddeutschen Lloyd, sondern der Hamburg-Amerika-Linie gehört.

Die Toten der Woche

General d. Inf. z. D. Otto v. Derenthall, † in Weimar im 80. Lebensjahr.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Karl Duncker, Rektor der Berliner Handelshochschule, † in Berlin am 11. Dezember im Alter von 50 Jahren.

Geh. Hofrat Dr. Gunfelfinger, bekannter Mathematiker, † in Darmstadt am 13. Dezember im Alter von 65 Jahren.

Professor Dr. Bernhard Kahle, bekannter Germanist, † in Heidelberg am 9. Dezember im 50. Lebensjahr.

Professor Ludwig Knaus, berühmter Genremaler, † in Berlin am 7. Dezember im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 2158).

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Franz König, bedeutender Chirurg, † in Berlin am 12. Dezember im Alter von 78 Jahren (Portr. S. 2160).

Landesökonomierat Moritz Nobbe, † in Berlin am 5. Dezember.

Dr. Emil Reich, bekannter Schriftsteller, † in London am 12. Dezember im Alter von 56 Jahren.

Jean Robin, bekannter belgischer Blumenmaler, † in Brüssel am 8. Dezember im Alter von 90 Jahren.

Geh. Regierungsrat Professor Karl Schirren, bekannter Geschichtsforscher, † in Kiel am 12. Dezember im Alter von 84 Jahren.

Vizeadmiral a. D. Dr. Freiherr v. Schleinitz, ehem. Präsident der Gesellschaft für Erdkunde, † auf seiner Besitzung bei Pyrmont am 12. Dezember.

Professor Anton Zingerle, bekannter Philologe, † in Innsbruck am 7. Dezember im 68. Lebensjahr.



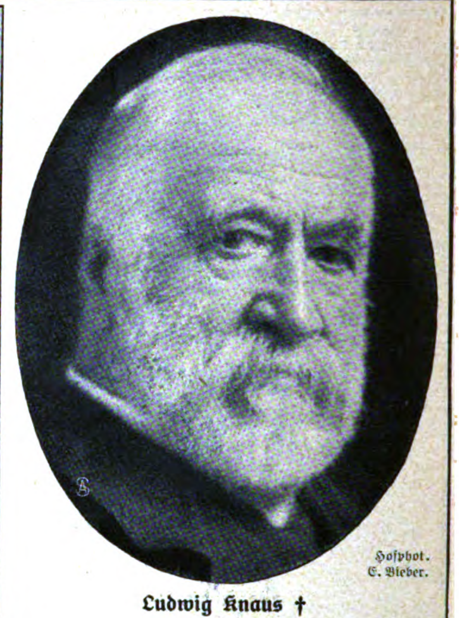
Bilder vom Tage

Illustrationsphoto.

Der Kaiser mit dem österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand im Jagdrevier.

Von der Hofjagd in Springe.





Hofphot. E. Bieber.

Ludwig Knaus †

Nebenstehend:

Studentische Korporationen nach der Trauerfeier in der Kgl. Akademie der Künste.



Der Leichenzug vor dem Brandenburger Tor.

Die Trauerfeier für Professor Ludwig Knaus in Berlin.

Die Kronprinzessin und Lt. von Wedel beim „Wettkutschieren". Dr. Bongard phot.

Nebenstehend: Der Kronprinz mit dem I. und IV. Offizier, Glemd und Kroenke, an Bord des Norddeutschen Lloyddampfers „Prinz Ludwig".

Unteres Bild: Die Hofdame Gräfin Grote und der Kronprinz beim „Wettkutschieren". Dr. Bongard phot.

Von der Reise des Kronprinzenpaares.





Hofatelier Adèle.
Nikolaus Graf Szécsen de Temerin,
der neue österreichische Botschafter in Paris.



Phot. Dose.
Senator Dr. Marcus,
der neue Bürgermeister von Bremen.



Hofphot. E. Bieber.
Professor Dr. Franz König †
der berühmte Chirurg.

Phot. B. J. G.
Der Kaiser (×) und der Reichskanzler (××) bei der Hauptversammlung im Abgeordnetenhaus.
Die Feier des 25jährigen Bestehens der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Berlin.

Die große Schauspielerin Madame Chung mit ihren Kindern. Phot. Daily Mirror Studios.

Zum bevorstehenden Besuch der chinesischen „Sarah Bernhardt“ in Berlin.



Phot. Sanden.

Mathilde Freifrau v. Schiller,
die Witwe eines Enkels des Dichters,
feierte ihren 75. Geburtstag.



Raimund Graf von Pourtalès,
Attaché bei der deutschen Botschaft in Washington.



Phot. Clinedinst.

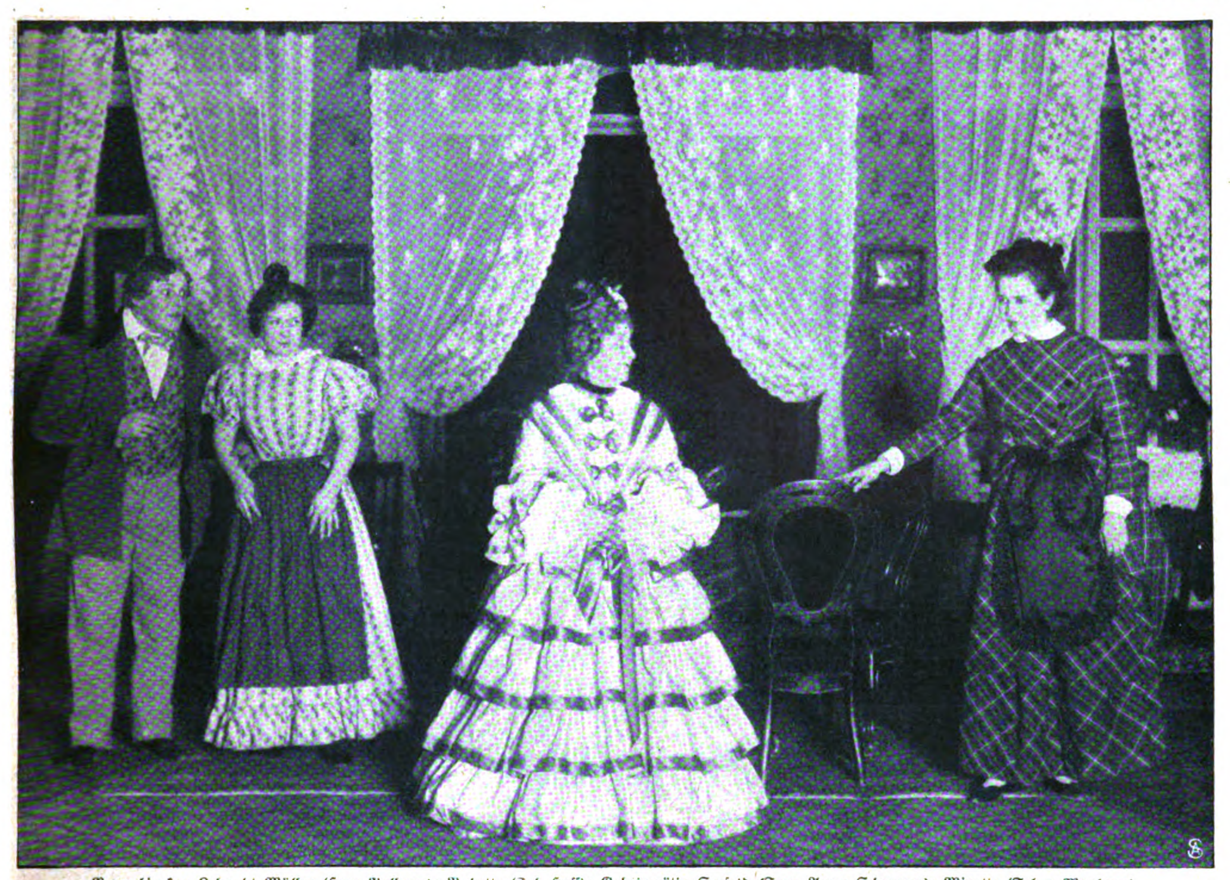
Luise Alexandra Gräfin von Bernstorff,
Tochter des deutschen Botschafters in Washington.

Eine Verlobung in der Diplomatie.



Die Teilnehmer beim Festmahl in Berlin:
Das zehnjährige Jubiläum des Deutschen Zentralkomitees für ärztliche Studienreisen.

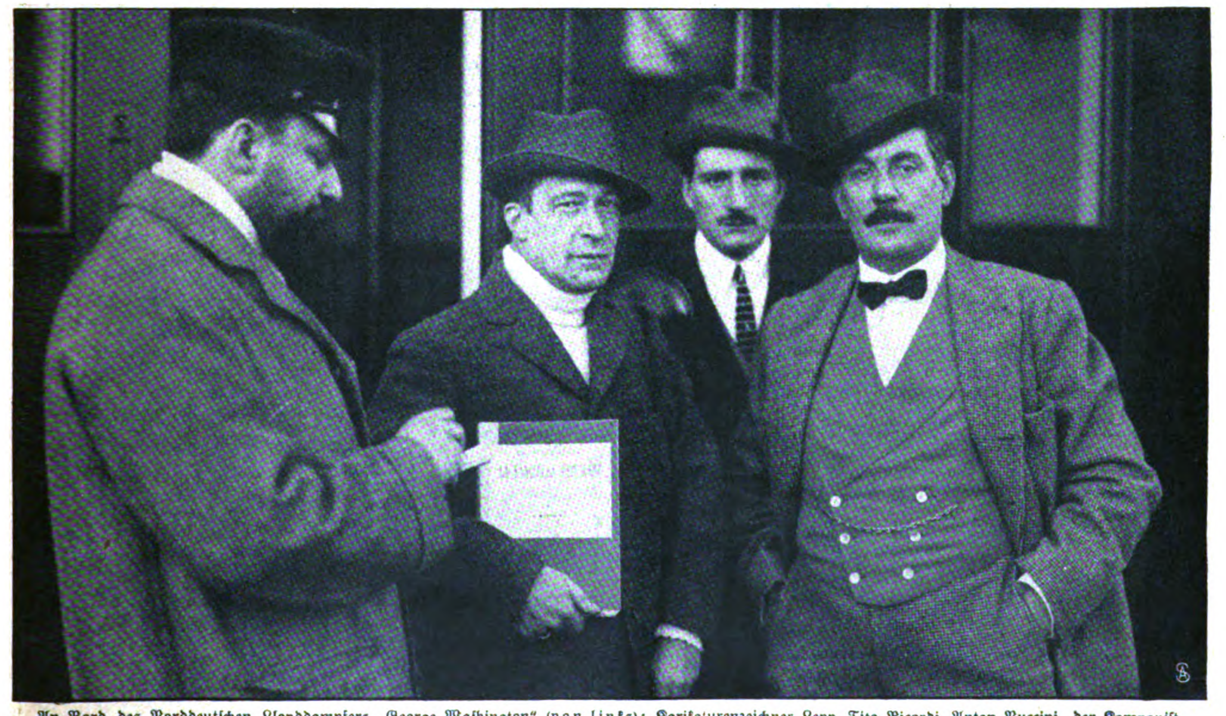




Von links: Lebrecht Müller (Herr Vollmer); Babette (Frl. Hoff); Geheimrätin Seefeld (Frau Anna Schramm); Minette (Frl. v. Mayburg).

Frau Anna Schramm als „Geheimrätin" in dem Benedixschen Lustspiel „Störenfried".

Ein Lustspieldichter aus Großvaters Zeit im Kgl. Schauspielhaus in Berlin. — Spezialaufnahme.



An Bord des Norddeutschen Lloyddampfers „George Washington" (von links): Karikaturenzeichner Levy, Tito Ricordi, Anton Puccini, der Komponist Giacomo Puccini.

Zur Uraufführung von Puccinis Oper „Das Mädchen aus dem Westen": Der Künstler auf der Fahrt nach Neuyork.



Das Töchterchen des Ministers Lloyd-George
wirbt um eine Stimme für seinen Vater.



Mrs. Lees, der weibliche Bürgermeister von Oldham,
verkündet die Wahlresultate.

Von den englischen Wahlen.

General Moinier dekoriert in Casablanca die in den marokkanischen Kämpfen schwer verwundeten Krieger. Phot. Grébert

Schwarze Helden der französischen Armee in Afrika.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

5. Fortsetzung.

Ganz anders als der kleine Trossel war der lange Hoven. Noch sehr jung, Mitte Zwanzig, aber ruhig und steif wie ein Alter. Sein Gesicht war bartlos, mit einer eigentümlich dicken, weißen Haut, sie konnte einem Vierziger gehören. Er ging in jeder Nacht erst gegen vier oder fünf zu Bett und schlief für den Rest nicht besonders, was er sehr ruhig oder verwundert konstatierte. Er war auch heute schon kurz vor elf mit Trossel aufgebrochen — er habe noch einiges vor. Die Freunde mochten den so viel Jüngeren gern, er war viel gereist und redete mit der Erfahrung eines Greises.

„Ja, Trossel!" meinte Professor Meinhard. „Es gab eine Zeit, da er von einem ironischen Roman sprach, den er schreiben wollte. Aus einer Beobachtungsart über der Zeit. Der Standpunkt war ihm wahrscheinlich doch zu luftig. Aber du bist zerstreut, Demuth."

„Nein."

Oskar hatte in der Tat den Blick umherschweifen lassen, mit einem abwesenden, beinah abweisenden Ausdruck im Gesicht.

„Was hast du getrieben heute? Warst du bei Donats? Es ist Freitag, und du bist ein wenig ‚ständig' da." Der Philosoph sah ihn ruhig an.

Oskar antwortete nicht gleich.

Der alte Menzel ging eben mit schlappem Filzhut und langem Mantel, der den kleinen Titanen noch gnomenhafter erscheinen ließ, an ihnen vorüber, seiner Ecke zu. Sie hörten seine stoßweis knarrende Stimme, die dem Kellner ein paar Wortfetzen hinwarf.

„Ja, ich war dort. Sie lassen sich dir empfohlen sein. Herr Donat ist deines Lobes voll. Aber ich glaube, du bist ihm etwas unheimlich."

„Weshalb?"

„Nun, er fragte, was du so augenblicklich triebest, und er verzog bei meiner Antwort ängstlich das Gesicht. Der Philosoph ist für andere immer noch Haruspex oder Nekromant. Unsinnlich und allwissend. Er kennt den schwächeren oder — stärkeren Teil deiner Seele nicht!"

„Meinst du?"

„Sei unbesorgt. Ich habe deinen Erhabenheitsockel nur erhöht. Aber Melusine lächelte ein wenig."

„Melusine!"

„Wie findest du ihn, den Vater?"

„O, ganz ausgezeichnet, Demuth. Ein wirklich amüsanter Herr."

Oskar schwieg wieder und betrachtete die Menzelecke; der große Meister saß mit baumelnden Beinchen, rotglühender Glatze und leuchtenden Ohren und löffelte etwas geräuschvoll seine Suppe; eine kleine Terrine stand vor ihm. Dann sah er mit langsamer Pagodenbewegung umher und nickte ein.

„Sein Marquisring ist etwas groß und sein Rock zu modisch."

„Tja", sagte Meinhard lächelnd. „Melusine hat nur sein Bestes geerbt, den Funken.... Du weißt es, Demuth. Übrigens, sein geistiger Elan macht alles einheitlicher, blitzt die Bedenken ihm und uns weg wie sein Bijouring das süspekte Licht seiner sonstigen Umstände — um in seinem Stil zu sprechen."

Der Philosoph strich sich langsam über den dunkeln Bart; doch Oskar hatte auf den letzten Satz nur noch halb gehört, denn die Worte Melusine und Funke hafteten in ihm. Drüben bei Menzel erschien jetzt ein großes Stück Filet, nachts um zwölf, der Meister erwachte, knurrte und ergriff grimmig das Messer wie einen Säbel....

„Du sprichst von Funken, Meinhard.... Sag mal, glaubst du wirklich daran?"

„Bei wem? Ah, du meinst das gnädige Fräulein... Mir ist so. Aber schließlich kennst du sie besser als ich. Es war ausgezeichnet, was sie da neulich von Ibsen sagte. Sie hat solche hingegebene Momente, wo sie nicht selbst spricht: ...Intuition. Sie nannte den Mann einen Asketen des Wortes. Sie hat es vielleicht gelesen. Aber wie sie es sagte, überzeugt, heiß — sie liebe und fürchte ihn in seiner Wortkargheit, in seinem geheimnisvollen Lakonismus; man fühle sich entzückt und doch umschnürt davon — das Wort, das Wort sei doch das Material, als wenn ein Bildhauer aus zwanzig Pfund Ton eine Kolossalgruppe machen sollte — nicht übel, Demuth. Und plötzlich glitt sie, wie aufatmend, in einen Strom des Reichtums, in den Shakespeare hinein. Es frappierte mich. Es mag übertrieben sein und dennoch Scheu vor den neuen Mitteln und natürlich auch vor dem neuen Verstand, der diese Form braucht, aber es ist zugleich Instinkt: sie will ihr Gefühl ausströmen, aus dem Innersten heraus, sich in Worten wiegen, aus ihnen Leben, Wonne und Sturm bilden. Vielleicht ist ihr Gefühl klüger als unser neuer Glaube und unsere Weisheit."

Oskar sah grübelnd vor sich hin. Betroffen oder auch beklommen.

„Es wechselt bei ihr, siehst du. Der Wille und die — — Müdigkeit, meine ich", sagte er dann. „Es geschieht dies immer mehr — es ist unzweifelhaft. — Und zwar mit dem Akzent auf dem Überdruß." Er strich sich langsam und wiederholt mit einer festen und nahezu schmerzlichen Bewegung über die Stirn.

„Was ist dir, mein Junge?"

Der andere kniff die Lippen zusammen.

„...Sage mir, was du über Melusine denkst. Über sie als Mensch, Meinhard."



„Warum willst du es wissen, Demuth?"

„Sprich."

„Eines Tages wird sie sich finden."

„Und sie wird dann anders sein?"

„Einheitlicher und doch flüssiger, heißer und weicher beseelt. Aber wohl auch rücksichtsloser um ihrer selbst willen — alles in allem ein wenig exzessiv, mit Punkten der selig schaffenden Ruhe."

„Du vermutest das nur. Denn niemand kann es wissen, Meinhard! Besonders für eine Frau gibt es hundert Hemmnisse, innerliche, aus ihr selbst.... Unzulänglichkeiten, seelische Gebrochenheiten, Mutlosigkeiten, weil es irgendwo in ihr versagt — so daß sie sich vergehend nach der Befreiung davon sehnt und nach der tiefen — tieferen Welt einer andern Sehnsucht. Ich glaube, daß es so ist; ich habe mitunter geradezu die Gewißheit! — — Sie spricht es selbst aus. — Immer — oft so, als wünschte sie tiefinnen, daß es so wäre." —

Meinhard strich seinen Bart und blickte dunkel und ruhig.

„Liegt dir daran?"

„Ja, Meinhard. Ich glaube es, und wenn es mir in diesem Augenblick unmöglich erscheint, so scheint es mir im nächsten Augenblick fast gewiß, so unaussprechlich ist es. Ich las einmal, ich glaube bei Stendhal, das Wort: Kristallbildung, du gabst mir das Buch, Meinhard."

Es war eine Weile still zwischen den beiden Freunden. Gäste gingen fort, Kellner liefen hin und her. Menzel schlief wieder und wartete auf den schweren Magenschluß.

Meinhard sah vor sich hin. Er liebte Gefühlsäußerungen nicht; nicht bei sich, nicht bei andern; Äußerungen, die, wenn auch leise, aus solcher unkontrollierbaren und für beide Teile unversehens aufgedeckten Tiefe kamen. Er war jetzt, was ihm außerordentlich selten geschah, nahezu verlegen.

„Das klingt eigentümlich, mein Sohn. Ich wußte es übrigens schon, als du damals bei mir saßest, um mich nach dem Karlsbad abzuholen."

„Du rekonstruierst."

„Aus Tatsachen, Guter. Du bist wohl ein zu braver, ehrlicher Mensch. Bürger auch darin."

Oskar lächelte. „Darin wohl auch wieder nicht. — — Nun ja — ja —."

„Was willst du tun?"

„Ich weiß es nicht. Ich kann und darf es nicht beschreiben. Ich bin gefangen, Meinhard; ich fühle dumpf, daß ich — — unheimlich. Ich habe es nie so erlebt, nie so kurios, mit solch unfaßlichem, gleichsam pragmatischem, präjudiziösem Zwang...."

„Unrettbar", erklärte Meinhard lächelnd.

„Es ist ein falsches, dummes Wort!"

„Wäg es nicht.... Was willst du tun?"

„...Ich glaubte nie, daß es so etwas gäbe. Man träumt vielleicht davon, wenn man jung ist. Aber man glaubt es nicht. Du darfst lachen. Ich faßte mich selbst an den Kopf. Ist das gestattet? In diesem Alter; ist so etwas möglich und erlaubt?... Verzeih, Alter. Wir sollten gehen. Menzel ist ebenfalls bald so weit. Mein Gott, um Mitternacht diese Portion Brie oder Camembert. Er ist in jeder Hinsicht beneidenswert."

„Es ist dir vielleicht sogar konform, Demuth. Insofern, als du nur mit ernstesten Illusionen —"

„Ach, Illusionen!" es klang scharf.

Meinhard lächelte. „Du hast recht. Es ist auch ein dummes Wort. Aber es ist klar, daß es dich so fassen mußte —"

Oskar war verdrießlich. Er fragte sich, was das alles jetzt sollte, es klang nahezu wie Spott. Aber es war keiner. Er sah sich selbst in dem gleichen Licht.

Er wollte überhaupt nun ab- und aufbrechen. Es war Zeit. Er hätte ganz und gar nicht sprechen sollen. Es war ein Sichbloßstellen, wirkte wie lärmende Übertreibung und Herabsetzung, es war jedenfalls eine ganz unangebrachte, undelikate Offenherzigkeit. Es war in jedem Sinn verfrüht. Nun wußte Meinhard, nun lief er wie ein zweites Gewissen neben ihm her durch Berlin, er würde den Freund von nun an meiden müssen, sich verschließen müssen und sich dennoch peinlich erinnern.

„Was willst du nun wohl tun, Demuth?" fragte Meinhard ruhig.

„Ich weiß es nicht! Ich lese ja selbst nur von weitem. Auch in ihr, was eben wohl nicht nebensächlich ist. Es ist kein Wort darüber gefallen. Natürlich nicht. — Ich glaube ja selbst zuzeiten nicht daran. — Wer bin ich übrigens — was bin ich denn? Nichts. Sie ist zu kostbar, daß ich es sage. Sie kann jeden Anspruch machen, sie darf und muß es. Ich bin zu wenig neben ihr. Ich möchte mitunter ihr Wesen zerbrechen — —"

„Unsinn!"

„Jedenfalls habe ich Zweifel. Und sie sind nicht unberechtigt."

„Ja, ihr seid verschieden, Demuth. Von recht ungleichem Karat."

„Das nicht eigentlich.... Ich fürchte — eine gewisse Zukunft. Du maltest sie vorhin."

„Die Bühne?"

„Nicht nur die Bühne an sich. Darein würde man sich finden. Aber daß die Bühne sie allzusehr erfüllt und abzieht... nein, auch das nicht; daß sie über sich selbst hinauswächst, über das Menschliche in ihr, über die Frau in ihr, daß das Menschliche immer nur Sukkurs ist, aufgesogen wird und schließlich nur als Laune und Zufall besteht — — du drücktest es vorhin sachlicher aus, Philosoph...."

„Melusine?"

„Was heißt das?"

„Sie hat einen Fischschwanz, Demuth. Vielleicht hat jede Frau ein bißchen davon. Aber die Frauen aus Genieland haben ihn am sichersten und voluminösesten. Sie stammen aus einer andern Welt, gehören in eine andere Welt; sie leiden vielleicht selbst unter dieser Fremdheit, und am schwersten leidet der darunter, der so ein Fabelwesen, hm... gern hat oder hm... gefangenhält. Er wird es umforschen, umlauern und beschwören, namentlich wenn er ein so sicherer, gemessener und empfindsamer Mann ist, wie du es bist, Demuth. Er wird heimlich des Nachts die Tür durchbohren, um zu ergründen und den Spuk zu bannen, und sie wird



verzweifelt mit dem Fischschwanz schlagen, an den sie unlöslich gebunden ist, und wird wohl gar verschwinden. Nein — so geht das Märchen von der eigentlichen Melusine. Es ist spät, Freund, Zeit für Spukgeschichten. — Ja, ihr seid sehr ungleich, Demuth. Und da du zu mir sprachst, und wenn ich dir von fern, sagen wir im Selbstgespräch, etwas sagen darf — und die späte Stunde deckt auch das und vieles — —"

Meinhard ergriff Oskars Hand. Er sah ihn unbekümmert und nachdenklich an.

„... Alter, verzeih; du weißt, wie ich's meine. Ich wage es zu sagen: Es gibt Möglichkeiten... es gibt untestierte, sagen wir zwang- und fessellose Möglichkeiten der Erfüllung...."

Oskars Stirn brannte.

„Es ist sinnlos, Meinhard! Sinnlos! Nie könnte ich das. Bei meinem Wort. Das habe ich nun doch erfahren. Es würde immer ein Ernst sein, und es wäre nie — nie Spiel! Furchtbar und verderblich. Und wer würde es wagen, wer würde es nur wagen — —"

„Eine Frau, die liebt, eine starke, heiße Frau, die weit über dem Durchschnitt und seinen Stimmen steht oder doch stehen kann. Und glaubst du, daß sie nie geliebt hat?"

„Nein. Das kann und darf mich nicht kümmern. Aber ich schwöre dir, daß nie eine frevelhafte Hand sie angetastet hat. — Schon ihr Vater ist nicht der Mann danach —. Niemals!" Es klang bitterernst und beinah leidenschaftlich, und die brennende Röte auf seiner Stirn bewies dem andern, daß diese Gedanken schon vorher dahinter ausgetragen worden waren; daß der Mann aus sicherstem Glauben und reinstem Wissen sprach.

Hier war vorderhand nichts zu helfen oder nur zu raten.

Meinhard trank langsam sein Glas leer. Der alte Menzel ging wieder steif mit schlappendem Hut, langem Mantel und kleinen, festen, wütenden Schrittchen vorüber, um seinen Nachtspaziergang über den Potsdamer Platz durch die Leipziger und Friedrichstraße zu machen.

Meinhard sah dem genialen Grimbart zerstreut nach.

„Ja, warten — warten —. Tu es, Alter. Aber sie ist schön, deine Melusine. Wunderschön."

Oskar war still und sprach an diesem Abend nicht mehr.

* * *

In der Woche darauf hatte Oskar bei Tante Jüly Grote in der Stralauer Straße zu tun.

Die Spree an der Mühlendammbrücke war bereits zugefroren und vereist. Bis zur alten, wackligen, hölzernen Waisenbrücke hinunter waren Zillen und Kähne, manche mit spillerigen Masten, eingefroren. Die schiefen, verwitterten Häuser der hinteren Stralauer Straße und an der Fischerbrücke hatten krumme und dicke Schneehauben auf, so daß die verwaschene grüne, blaue und gelbe Tünche wieder eine schwache Eleganz bekam; das vielerlei Holzwerk aber sah um so schwärzer aus; nach links war das Bild noch schöner, dort stand das alte, graudunkle Schloß, vom Schnee wie mit Pelz verbrämt, in königlichem Hermelin, und davor glänzte matt das Eisband der Spree, über die in der Ferne zierliche Brückchen setzten. Der Schlütersche Kurfürst stand quer vor diesem Bild, die gefesselten Männer rasselten mit den verschneiten Ketten, denn es war kalt, und mitunter zog ein schneidender Ostwind die Spree herauf.

Nun schneite es auch.

Große Flocken kamen herunter und verwischten die Kolonnaden des Mühlendamms. Hier und da brannte ein Lichtlein in einem der Lädchen, eine Pfeifenhandlung, billige Bijouterien, ein Lädchen, das Storchschnäbel in allen Größen und die drei Kaiser auf roten Taschentüchern feilbot, links aber, gleich an der Brücke auf der Nordseite, schimmerten die Glanzstücke der Althändler, ein roter Johanniterrock, eine Generalsuniform, ein verschnürter Lakeienfrack, Epauletten, Degen, Dreispitze und Helme — alles billigst, billigst! Und die Gentlemen standen auch jetzt mit roten Nasenspitzen und lockigem Bart in ihren Türen, rieben sich die Hände, blinzelten in das Schneetreiben hinaus und fragten den vorüberschreitenden Doktor Demuth, „nichts zu handeln, Herr Doktor? Ich habe e Pelz, Herr Baron, pikfein und spottbillig, treten Se ein, Sie werden staunen!"

Oskar nickte dem und jenem schmunzelnd zu, er kannte die Alten seit Kinderzeit und hatte mit Meinhard und andern manchmal staunend vor der blitzenden Schäbigkeit gestanden, war wohl auch eingetreten, um einen Degen oder einen alten Tschako zu erhandeln, Epauletten und ein verblichenes Portepee. Der Schnee stimmte vergnüglich. Er brachte in jedem Jahr im Fallen die ganze Kindheit wieder vom Himmel herunter, jedenfalls einen milden, lichten Abglanz davon. Man hätte stundenlang so unter dem knisternden Fall hinschlendern mögen, ohne Schirm, tiefer atmend, denn die Luft war mit einem Mal leicht, von einer frischen, würzigen Feuchtigkeit erfüllt.

Im Torweg der Hausvogtei stand der alte Peetsch im blauen Rock mit Silberknöpfen und verschossenem rotem Kragen, die schlappe Tressenmütze auf dem Kopf. Die Nase war dick und rot, und der Bauch war gut beiwege. Der alte Herr salutierte feierlich.

„Diener, Herr Doktor. Grogwetter."

„Lassen Sie die armen eingesperrten Kerle raus, Herr Peetsch."

„Is gegens Reglement, Herr Doktor. Ich ginge auch lieber spazieren." Er hob wieder bedächtig zwei Finger zum Mützenschirm und wartete gemächlich weiter auf den fälligen grünen Wagen.

Die Omnibusse vom Frankfurter und Stralauer Tor rumpelten dumpf in dem weichen Schnee, und auf dem Verdeck saßen Schneemänner mit dampfendem Atem.

Tante Jüly wohnte auf der Spreeseite. Das Grundstück war vier Höfe tief und wimmelte von Werkstätten und hellem, lustigem Handwerkerlärm. Ein dünner Plattengang, überall geborsten, lief zwischen dem schlechten Pflaster durch die vier Torbogen bis zur Spree hinter. Vorn saßen die feineren Gewerbe, dicht am Fenster, denn das Tageslicht wurde von Enge und Schiefheit ein bißchen weggefangen: Elfenbeinschnitzer, Ziseleure, Feinmechaniker, das hämmerte und pinkte fein in die Höhe; weiter hinten kamen Schlosser, Schneider,



ein Wagenbauer, eine Kistenfabrik, und an der Spree hantierten die Färber mit ihren Bottichen und Knütteln. Aber Tante Jüly war nicht mehr dabei, alles verkauft, nur das Haus mit seinem Gewimmel von Wohnungen und Werkstätten gehörte ihr noch und brachte ein schönes Stück Geld. Aber sie besaß noch andere Häuser. Fünf oder sechs.

Oskar stieg die alte Rundtreppe hinauf, die bei jedem Schritt behaglich knackte. Quervor im ersten Stock war ein Glasverschlag mit Mullgardinen und einer Messingkralle als Klingelgriff. Der Doktor zog daran, und die alte Miene öffnete und war wie immer verdrießlich.

„Tag, Miene. Na, wie geht's. Tante da?"

„Woll, woll, Herr Doktor. Wo soll sie um die Zeit sein. Aber sie hustet."

„Schwitzen, Miene. Und Gerstenbonbons von Werckmeister nebenan."

„Hat sie schon. Wie wird sie keine haben. Aber für Hitze is sie nich. Und von Bett schon gar keine Rede."

„Das ist denn schlimm, Miene. Aber wir sind gut bei Zeug und können 'nen Puff vertragen. Da vertut sich's."

„Jott, einmal...."

„Nicht immer unken, Miene."

Die Alte ließ ihn ins Wohnzimmer ein. Die Fenster waren hoch und doppelt, dicke Friesdecken hingen unten davor; es roch schon gut nach Kaffee, nach Wärme, nach altem Mahagoni und ein bißchen nach Tropfen, so wie es bei alten reichen Damen riecht.

Tante Jüly saß am Fenster in einem großen eingesessenen Lehnstuhl mit weißen Spitzenschonern auf dem roten Samt; sie pflegte da ihr Nickerchen zu machen und die Zeitung zu lesen.

„Tag, Oskar. Läßt du dich auch mal sehen?"

„Viel Arbeit, Tante Jüly; du weißt es."

„Na, na. Aber es bekommt dir. Orn'tlich 'n bißken forsch."

„Danke, Tante Jüly. Aber eigentlich klingt das nicht schmeichelhaft für mich. War ich sonst 'ne Suse?"

„Das nicht. Das liegt bei uns nicht drin. Na, is gut. Was macht Vater? Ich wollte immer mal ran kommen. Aber ich huste schon die ganze Woche. Und nu is richtiger Winter draußen."

„Schöner, richtiger Winter, Tante Jüly. Auch Peetsch von der Hausvogtei konstatierte es eben, da muß es wahr sein. Aber höre, Miene sagt, du folgst nicht."

Tante Jüly, klein, steif, schwarz, mit Hakennase und Bärtchen und mit einer tiefen, etwas derben Stimme, sah gerade vor sich hin. „Hm", machte sie durch die Nase; sie machte das oft, wenn sie zuhören mußte oder vor einer gewichtigeren Antwort; sie kniff die Lippen dabei zusammen und saß noch steifer da. „Die Alte möchte einen wieder in Windeln packen und feste zuwickeln. Sie wird alt. Man weiß oft gar nicht, wer hier Herr im Hause ist. Ranzt einen an und sagt, sie wär nun vierzig Jahre da und wüßte, was los wäre. Ein Deibel, Oskar. Aber soll man sie fortschicken und in 'ner Stiftung einkaufen und so'n jungen Liederlack anstellen? Und Tante Tinchen kann ohne sie nicht fertig werden, wenn sie sich auch schon fast knuffen."

Die alte Dame hustete und nahm einen frischen Gerstenbonbon aus der Tüte.

„Setz dich, Oskar. Es ist jetzt drei, um halb trinken wir Kaffee. Miene hat Streusel von Opitz geholt. Na, und Vater?"

„So, so. Er fährt regelmäßig seine Stunde aus und Emmi natürlich mit. Sie macht sich gut in dem Landauer, kannst du dir denken; aber die Livree und der Kutscher sind ihr zu alt; besonders der Zylinder, immer links 'rum gebürstet."

„Nu, wenn schon. Aber es wird nicht viel helfen, das bißchen Rumkutschieren. Und sonst?"

„Immer das gleiche. Für Ruhe und Behagen ist er nun mal nicht, wie du weißt. Es ist da nichts zu machen. Die Stimmung ist ‚diesseit' noch um etwas galliger oder bissiger, wegen meiner Sachen. Kollision wegen der Räumlichkeiten, Arbeitsteilung und Benutzung diesseitiger Arbeitskräfte. Man legt mir schärfere Separation nahe und hält eine Benutzung diesseitiger Leute ohne entsprechendes Äquivalent für die Dauer wohl für nicht angängig. Sehe ich ein, Tante Jüly. Es ist auch mein Wunsch. Aber alles mit Muße. Und einmal fließt es doch wieder zusammen, könnte und sollte schon jetzt."

„Hm. Is Blech. Na, so ist er immer gewesen, un nu is er zu alt zum Umkrempeln.... Nur ich war ihm immer ein zu scharfer Bissen, hähä. Deine Mutter war zu weich. Er ist immer erstaunt, wenn ich mich nicht fürchte; drum kann er mich eigentlich leiden, aber er macht doch 'n Kreuz, wenn ich wieder rausgehe. Laß ihn. Schließlich hast du doch was von und Emmi auch. Er hat 'n mächtigen Batzen zusammengekratzt. Und eigentlich aus nichts. Na, un was hast du sonst auf'm Herzen, mein Sohn? Denn wegen meinem Husten und 'ner Tasse Kaffee wirst du wohl nich gekommen sein."

„Nein, Tante Jüly. Heute allerdings nicht. Heute ist der Grund für mein Erscheinen etwas unpersönlicher Natur. Es handelt sich, Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit, um Geschäftliches, um Belege... Geld und Kapital."

„Hm. Das nennste unpersönlich? — Kann ich nicht finden. Ist es viel, ist es mehr? Eigentlich, finde ich, sollten wir bis nach'm Kaffee damit warten, Oskar. Der Streusel ist noch warm, sagt Miene."

„Es dauert nicht lange, Tante Jüly. Und es ist auch nicht zu viel, wie du bald sehen wirst. Und vor allem, dann kommt Tante Tinchen herein —"

„un gibt ihren Senf zu, was nicht gerade nötig ist. Sie ist immer happig un gnietschig, jedenfalls tut sie so. Also denn los, Oskar. Was fertig ist, ist fertig. Nimm die Papiere raus und mach's gnädig, daß ich mich nicht erschrecke. Ich hab an meinem Husten genug."

Und nun vertieften sie sich beide in Papiere, Zahlen und Berechnungen. Tante Jüly saß steif mit geradem Blick und immer wiederkehrendem, kurzem Hm. Sie war nicht unnobel, aber sie war nüchtern und hielt alles fest zusammen. Sie mußte klar sehen, ein Ziel und Ende. Sonst begriff sie nicht, schüttelte den Kopf, der für die kleine, feste Person etwas zu groß war, sagte „hm" durch die Nase und ruhig und nüchtern: „davon versteh ich nichts; da laß ich die Finger von." Fertig.



Punkt halb vier erhob sich draußen im Korridor ein Lärm. Zwei alte, harte, knarrige Frauenstimmen vermischten sich zu einer Art Singsang, dazu schlürften und trappelten Schritte. Oskar und Tante Jüly sahen gar nicht auf, sie sprachen nur ein wenig eiliger, und die „Hms" Tante Jülys folgten sich rascher und bestimmter. Die Dinge hatten sich ja nicht sehr verändert; sie waren in Vorbesprechungen schon der Reife nahegebracht, und das da heute war mehr eine Nachprüfung der Sachlage und in der Tat eine nicht allzu schlimme Budgetüberschreitung.

Draußen wurde der Lärm langsam stärker, das Trappeln, Singen und Tasten kam näher an die Tür. Es war ein Marsch, den man sang.

„Es geht wieder mal schlechter. Sie will alles mitmachen, hat keine Ruh zu Hause. Morgens, sobald die Sonne scheint, muß sie fort und immer ins Theater, bei allem muß sie dabei sein."

Die große, weiße Tür ging auf, und Miene kam, rückwärts schreitend, mit Tante Tinchen, der ältesten der Schwestern Dupré, herein. Sie hatten sich beide an den Schultern angefaßt und machten „Schritt" auf dem Platz. Tante Tinchen Pfeiffer war ein wenig gelähmt oder motorisch behindert, sie mußte immer erst in Gang gebracht werden, und dazu sang man zur Anfeuerung einen Marsch oder etwas dem Ähnliches. Aber das tat dem Humor und der Lebenslust der alten Dame keineswegs Abbruch.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, wo ist denn mein Schatz geblieben ...", sang Tante Tinchen, machte Schritt auf dem Platz und sah nach dem Fenster.

„Biste da, Oskar. Wie ich das finde. Und kein Mensch sagt mir was. Laur ich da mutterwindallein in meiner Stube und drehe den Daumen. Was macht ihr da? Steckt ihr wieder die Köpfe zusammen, und dann trägste alles Geld fort, Oskar. Eins, zwei, drei, vier — —" Nun kam sie wieder in Gang.

„Guten Tag, Tante Tinchen. Sieh da, das geht ja famos."

„Die Dell'Era soll sich begraben lassen. Ich habe sie Mittwoch wieder tanzen sehen. Da kann ich beinah noch mit. Und denn die Büste, Oskar. Die braucht gar keine Beine."

„Bscht!" machte Tante Jüly steif, ernst und trocken.

„Du solltest dir aber doch nicht zu viel zumuten, Tante Tinchen, finde ich. Der Winter ist noch lang und hat noch nicht einmal angefangen. Ein bißchen häuslicher werden, siehst du, nicht gar so viel bummeln."

„Oskar, mein Rabe. Laß uns noch 'n paar Dreier da. Wenn ich nich mehr raus kann, dann is es aus."

„Mit siebzig, Tante Tinchen...."

„Je öller, je döller. Morgen geh ich ins Adolf-Ernst. Sonntag ins Friedrich-Wilhelmstädtische. ‚Ach Anna, zu dir ist mein liebster Gang.' ..."

Nun war die alte Dame auf ihrem Fensterplatz, bewegte den Kopf langsam hin und her, denn mit den Halsmuskeln ging es auch nicht mehr ganz flott, und sah dann still in den Spion vorm Fenster; sie summte und brummte dabei, trommelte mit den Fingern und schien alles andere vergessen zu haben.

Oskar und Tante Jüly waren noch nicht ganz fertig mit ihrer Unterredung; die Papiere lagen zum Teil noch auf dem kleinen Klapptisch am Fenster, und Oskar kehrte mit einer gewissen Diskretion in der Haltung und Stimme dahin zurück.

Tante Tinchen mußte sich immer erst ein bißchen akklimatisieren, die kleine Frist wollte man noch nutzen; indessen man vermochte dies nie ganz abzusehen. So saß denn Tante Tinchen in ihrer Versunkenheit, wie eine Hummel summend, am andern Fenster, sah in den Spion, betrachtete mit langsamer Kopfbewegung das Zimmer und blickte erwartungsvoll die Tür an, durch die nun bald der Kaffee erscheinen würde.

„Was macht ihr da? Konspiriert ihr immer noch? Oskar, du wirst es erleben, wohin es führt. Dann können wir mit'm Leierkasten 'rumziehen ... ich drehe, und Miene singt. Wo bleibt das Frauenzimmer bloß."

Sie trommelte stärker und begann ein wenig ungemütlich nach allem möglichem zu fragen. Sie ließ keine Frage unbeantwortet durch und sprach immer lauter und erboster, bis die beiden endlich fertig waren.

Nun erhob sich Oskar wieder und ging eine Weile überlegend im Zimmer hin und her, während Tante Tinchens Augen ihm langsam und glänzend folgten.

„... Du, Oskar", sagte Tante Tinchen nach einer Weile plötzlich wieder. „Du bist ja jetzt so viel oben in der Friedrichstraße; aber nicht bei Casparis, obwohl das gar nicht so übel wäre. Denn Lily ist sehr hübsch un hatt 'ne sehr gute Figur, fest un doch Fleisch, un kriegt auch 'n ordentlichen Batzen mit. Emmi ist ab und zu ganz voll davon." Tante Tinchen summte, brummelte und trommelte wieder und sah in den Spion.

Tante Jüly bewegte steif und langsam die schweren Lider und meinte, daß Miene sich mit dem Kaffee etwas dranhalten könnte, es würde nun gerade Zeit!

Oskar aber war wieder an den kleinen Klapptisch getreten und reckte sich dort ein wenig in den Schultern, während er die Hände aufstützte. „Ja, Tante Jüly. Nun wär die Sache klar, und dein guter Kaffee könnte mich entschieden locken. Ich habe aber noch ein paar wichtige Gänge vor, so daß du mich schon entschuldigen mußt. Und am Abend wollen wir alle auf den Weihnachtsmarkt, ich hab es Emmi versprochen; sie will es sich nicht nehmen lassen...."

„Na, ist ja auch immer hübsch, Oskar. Ich gehe auch jedesmal. Aber der junge Kaiser will es nun abschaffen, es soll ihm zu laut ums Schloß herum sein. Ich kann es aber nicht hübsch finden, wie? Es wird eben noch manches anders werden, auch mit Bismarcken, weißt du."

„... Oskar, warum antworteste denn nich?" fragte Tante Tinchen und wandte langsam den Kopf. „Ist denn wirklich was dran? Amelong war vorigte Woche da. Und denn Emmi mit Lily gestern. Du mußt ihr wohl was gesagt haben, un dann haben dich die Casparis gesehen, Lily oder die Nachbarschaft. Auch auf der Straße. Sie soll ja sehr hübsch sein, ganz dunkel. Aber 'ne Schauspielerin, wenn auch noch nich ganz, un der Vater hat Klavier gespielt un gibt Stunden. Nu ja, Konservatorium klingt ja soweit ganz gut. Und denn ‚Melusine' ..."



Der Name traf Oskar wie ein Stich und Schlag, daß sich seine Schläfen kaum merklich bewegten. Aber dann lachte er.

„Beruhige dich, Tante Tinchen. Ich trinke nur ab und zu eine Tasse Tee. Es sind feine, kluge Menschen. Auch Meinhard kommt mit."

„Ach, Meinhard, der glubscht nur so hin, dem schad das nichts. Der macht nicht mit. Aber du. Und denn Tee. Warum soll es nicht mit Tee anfangen? Die Hauptsache ist doch, daß du hingehst, Oskar."

„Laß sie reden", sagte Tante Jüly und stand steif und fest auf.

„Ja, Tante, dann werde ich mich man vorsehen. Daran hab ich noch gar nicht gedacht."

„Ja, tu das, Oskar. Denke an Vatern. Und denn überhaupt, siehste Lily — ich dachte immer Lily —"

„Na, nun sei still, Tinchen. Was sprichst du da. Ist doch bloß Unsinn", sagte Tante Jüly streng und ging an die Tür, um an dem gestickten Klingelzug zu ziehen. „Was hast du wieder mit Miene gehabt, wo bleibt sie denn?"

„Ich hab ihr 'ne Knallschote angeboten. Sie hat Malheur mit der Sahne gehabt, und nun rennt sie wohl die Läden in der Nachbarschaft ab.... Gestern war ich bei Schulte, Oskar. Warste auch schon da, mein Sohn? Da haben sie Christus in 'ner Armeleutskabache gemalt, als wenn er eben draußen in Biesental oder Hermsdorf 'reingeschneit wäre. Nächstens malen sie'n mit'm blauen Schlips; is'n Skandal, und'n Herr war da, der fluchte wie'n Heide, un ich sagte immer ‚feste, feste!' un nickte ihm zu, bis er wütend wegging. Und denn noch so'n anderer — alle nichts an und alle im Wasser, kopfüber, kopfunter, daß man nich weiß, wo das Gesicht un wo das andere is, aber sehr viel schöner sin die Gesichter auch nicht, im Gegenteil, un alles knallblau un rot un giftgrün! Nee, Oskar, da kann Emmi gar nich hin. Soll das vielleicht schön sein?..." Die Alte brummelte, summte, trommelte und wandte langsam den Kopf zur Tür, denn Miene erschien mit dem Tablett. „Na endlich, du Satan, willst du uns verkommen lassen?"

Oskar nahm doch noch eine Tasse Kaffee. Aber er war zerstreuter und sprach mit einer gewissen, nicht ganz ungezwungenen Heiterkeit. Tante Jüly sah ihn zuweilen ruhig und steif an.

„Hast du dich geärgert, Oskar?" fragte sie dann, denn Tante Tinchen war jetzt vollauf mit Essen und Trinken beschäftigt.

„Geärgert? — Aber nein, es läge kein Grund dazu vor. Es würde wirklich nicht lohnen."

„Schließlich geht es uns nichts an, Oskar."

„Da wißt ihr mehr als ich."

„Hm. Freilich."

Doch nun erwachte Tante Tinchen wieder aus ihrer genießenden Beschäftigung.

„Was is mit mir? Was tu ich?"

„Nichts, Tante. Wir hecheln dich bloß. — Aber verzeiht, ich muß nun wirklich gehen. Es ist hohe Zeit. Habt Dank für Speis' und Trank. Und für das übrige." Und er erhob sich und gab Tante Jüly herzlich die Hand.

„Adjüs, Übelnehmer. Ich weiß, was ich weiß. Mir kann keiner ein Licht auspusten."

„Du, Tante Tinchen, ich kauf dir das Bild bei Schulte; das von Böcklin."

„Wieso Böcklin, heißt der Mensch so? Nicht zu glauben. Na denn schick aber'n Dutzend Badelaken mit."

Als Oskar kurz darauf wieder auf die Straße trat, war es fast dunkel. Die Laternen wurden angesteckt, und von der Parochialkirche tönte ein wenig falsch das Glockenspiel herunter: „Üb immer Treu und Redlichkeit." Oskar lächelte. Hatte er die jetzt da oben geübt? Geschäftlich wohl. Aber als Mensch, Mann und Neffe?

Er antwortete sich nicht mehr. Doch die bislang erträgliche Mischung von Groll und Scham stieg wieder, und zwar spitziger, in ihm empor, fast Ekel, als hätten plumpe, dummdreiste Hände ihn berührt. Er dachte dabei kaum an die gute alte Tante Tinchen. Klatsch, Klatsch, Klatsch. Immer und überall häßlich.

Es schneite nicht mehr. Alles weiß und weich. Vor ihm ragten leuchtend die schlanken spitzen Nikolaitürme in den dunkelnden Himmel und dann links wie aus hellem Zuckerwerk mit zierlichen Zacken der Petriturm. Oskar atmete tiefer die herrliche Schneeluft ein. Wie schön die Stunde war.... Das Leben. Das ganze starke, süße Leben.

* * *

Weihnachtsmarkt! Am elften oder zwölften Dezember begann er und versetzte ganz Berlin in den Zustand eines gelinden Rausches.

Über der verschneiten Stadt stand der Stern. Wie war es möglich, daß man so lange nicht an Pfefferkuchen und Marzipan gedacht hatte; wenn man beim Konditor in der Spandauer Straße eintrat, dann atmete man stiller und tiefer den Würzgeruch ein und sah mit vergnügter Ehrfurcht auf die flinken, weißen Mädchenhände.

Weihnachtsbäume standen auf allen Plätzen, an allen Straßenecken, und dazwischen schwelten Kohlenbecken, auf denen Kaffeetöpfe brodelten. Hei, war das eine Lust, wenn die Jungen und Mädel mit klapperndem Ranzen aus der Schule kamen, all ihre Ruppigkeit und Frechheit trugen ein blinkendes Krönlein.

Aber das alles war noch nichts. Das geschah nur so drum herum. Der Weihnachtsmarkt und sein Schmalzkuchenduft waren das schönste und eigentliche. Die stolzeste ehrwürdigste Stätte war gut genug für ihn. Um das alte, graue, schöne Schloß zog sich der Glanz und jubelnde Lärm, vor den alten Häusern des Schloßplatzes und der Schloßfreiheit und im Lustgarten dröhnten die Waldteufel, rasselten die Holzknarren, schrien die Radauflöten und prahlten und lockten die hundert Händler. Es war damals noch gar nicht lange her, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm in Person, seine Frau am Arm und seine Töchter neben sich, in dem Gewimmel auftauchte. „Kaufen Se'n Hampelmann, Herr Kronprinz!" „'n Sechser die Knarre, Frau Kronprinzessin!" „Sechsdreier der große Rosinenmann, Kaiserliche Hoheit!" Und der heitere Herr lachte und blieb stehen, kaufte Hampelmänner und Knarren und zeigte seinen Kindern den ganzen tollen Zauber.

(Fortsetzung folgt.)

Die Agrarreform in Rußland.

Von Fürst O. Lieven, St. Petersburg.

Der große Akt der Bauernbefreiung vom 19. Februar 1861, mit dem Kaiser Alexander II. die Aera seiner Reformen einleitete, ließ bekanntlich unter der bäuerlichen Bevölkerung Rußlands eine Institution, den Gemeinbesitz, bestehen, die späterhin zu höchst unerwünschten Folgen geführt hat und heute den Anlaß zu einer umfassenden Agrarreform im Reich gibt. Die mit dem Gemeinbesitz naturgemäß verbundenen Umteilungen der zu einer Dorfgemeinde gehörigen Ländereien verhinderten den russischen Bauern, sich an den Begriff des Eigentums zu gewöhnen; die stete Gefahr, seine von ihm bearbeitete Landparzelle einem anderen abtreten zu müssen und nicht endgültig an sich fesseln zu können, erstickte in den ohnehin etwas apathischen Naturen jede Lust, den Boden intensiver zu bearbeiten und ihm nicht nur momentane, sondern auch dauernde Erträgnisse zu entnehmen. Das gesamte Streben des Bauern war weit weniger auf eine bessere Bewirtschaftung als auf eine Vergrößerung des ihm überlassenen Terrains gerichtet, dazu kam noch der Umstand, daß, besonders in den südlichen Gouvernements, wo die ursprünglich bei der Aufhebung der Leibeigenschaft zugeteilten Landparzellen kleiner ausgefallen waren, die Anteile sich dank dem in Rußland recht bedeutenden Bevölkerungzuwachs immer mehr zersplitterten und ein fühlbarer Landmangel eintrat. Solange der Bauer der Fürsorge des Gutsbesitzers, der ein Interesse an seinem Fortkommen hatte, anheimgestellt war, löste sich diese Frage auf die einfachste Art; der Leibeigene wurde von seinem Herrn nach Maßgabe seiner Arbeitskraft mit Land versorgt, die Befreiung enthob jedoch den Gutsbesitzer dieser Verpflichtung, und die Dorfgemeinde sah sich nunmehr auf das ihr einmal überlassene Areal beschränkt. Das von der Regierung gehandhabte Prinzip der solidarischen Haftbarkeit der Gemeinde für die Steuerpflicht ihrer Mitglieder übte zudem einen demoralisierenden Einfluß auf die besseren Elemente, die für die minderwertigeren aufkommen mußten, aus.

Die Folgen dieser ungesunden Verhältnisse ließen nicht allzu lange auf sich warten. Das an allen natürlichen Vorzügen so reiche Rußland hörte auf, seine Einwohner zu ernähren. Seit dem Jahr 1890 begann gerade in den fruchtbarsten Provinzen des Reiches eine Serie von Hungersnöten, zugleich stiegen die Steuerrückstände dort stellenweise auf das 400fache der angesetzten Leistung. Wie weit die verderblichen Wirkungen des Kommunalbesitzes dabei maßgebend gewesen sind, beweist die Tatsache, daß in den Teilen des Reichs, so z. B. in Polen und in den Ostseeprovinzen, wo diese Institution nicht herrscht, die wirtschaftliche Entwicklung einen durchaus befriedigenden Verlauf nahm, Hungersnöte unbekannt waren und die Rückstände nirgends mehr als 5—6 Prozent der fixierten Jahresabgaben betrugen. Sonderbarerweise begannen Polen und Litauer, die über einen nur mittelmäßigen Boden verfügen, bessere Ernten aufzuweisen als einzelne Gouvernements im Gebiet der Schwarzerde, wo der Gemeinbesitz heimisch ist.

Trotzdem nun die Nachteile dieser Wirtschaftsmethode in die Augen sprangen und immer unheilvoller zu werden drohten, wollte man doch lange nichts von einer Agrarreform im Sinn eines Uebergangs vom Kommunalbesitz zum Individualeigentum wissen. Einerseits behaupteten die Slawophilen, der Gemeinbesitz sei eine spezifische Eigentümlichkeit der slawischen Kultur, deren Beibehaltung wünschenswert erscheine, anderseits machten sich in der russischen Gesellschaft sozialistische Ideen geltend, die naturgemäß zu Institutionen mit kommunistischer Tendenz hinneigten. Erst die Ereignisse von 1904—05 überzeugten die Regierung von der unbedingten Notwendigkeit einer Reform in großem Maßstab, die sich nicht allein auf die Abschaffung des Gemeinbesitzes bezog, sondern gleichfalls den bestehenden Landmangel beheben sollte. Nachdem am 3. November 1905 den Bauern alle Rückstände erlassen und die Haftpflicht der Dorfgemeinde aufgehoben worden war, erging am 9. November 1906 ein Gesetz, das den Austritt aus dem Gemeinbesitz regelte und völlig freigab. Zugleich wurde eine Reihe von Vorschriften behufs Streulegung des Gemenglandes, der Uebersiedelung nach Sibirien und Ankauf von Ländereien durch die Bauernagrarbank zur Gründung von Einzelwirtschaften erlassen.

Man kann bereits jetzt zuversichtlich annehmen, daß die Resultate der Reform im großen und ganzen den auf sie gesetzten Hoffnungen entsprechen werden. Erst zögernd, dann immer schneller vollzieht sich die Aenderung des wirtschaftlichen Systems, wobei nicht zu verkennen ist, daß die Bewegung von Westen, wo größere Kulturen, zum Beispiel das polnisch-litauische Individualeigentum und besonders die deutschen Kolonisten, ihre Einflüsse ausüben, nach Osten geht. Hatten bis zum 1. Januar 1908 nur 211 922 Bauern von dem Recht des Austritts aus dem Gemeinbesitz Gebrauch gemacht, so stieg ihre Zahl:

zum 1. Jan. 1909	auf 1 051 981	mit 4 315 733	Dessjätinen*) registrierten Landeigentums
„ 1. „ 1910	„ 1 701 902	„ 8 431 252	
„ 1. Juli 1910	„ 1 959 289	„ 9 901 469	

d. h. mehr als 20 Prozent aller Bauern, die in 40 Gouvernements des europäischen Rußlands unter dem Regime des Kommunalbesitzes lebten. Laut Gesetz vom 14. Juni 1910 ist überdies bestimmt worden, daß in allen Gemeinden, in denen seit der Befreiung 1861 keine Umteilung stattgefunden hat, die augenblicklichen Besitzer der Anteile fernerhin als ihre Eigentümer anzusehen seien. Die diesbezüglich angestellten Berechnungen haben ergeben, daß dieses in 49 Prozent sämtlicher Gemeinden der Fall gewesen sei und somit etwa 4½ Millionen Bauernhöfe von den Folgen des Gesetzes betroffen worden sind.

Ein wahrer Krebsschaden des russischen bäuerlichen Grundbesitzes ist das sogenannte Gemengland, d. h. die Zersplitterung des anfänglich einheitlichen Landanteils infolge von partiellen Umteilungen, Erbteilungen und Tauschgeschäften in eine Unzahl geringfügiger und häufig räumlich weit voneinander entfernter Parzellen. Es ist berechnet worden, daß der Bauer an manchen Orten im Lauf des Jahres viele tausend Werst zurücklegen muß, um die oft nach Dutzend zählenden Landstückchen zu bearbeiten und die Ernte seinem Hof zu-

*) Eine Dessjätine = 1,092 Hektar.



zuführen. Zwecks Behebung dieses entsetzlichen Uebelstandes sind von der Regierung in allen Kreisen Landeinteilungskommissionen errichtet worden, die der bäuerlichen Bevölkerung mit Rat und Tat behilflich sein sollen, die Streuländereien durch Austausch in abgerundete kompakte Landstücke zu verwandeln. Jedoch Unkultur, Vorurteile und das jedem Bauern eigene Mißtrauen gegen alle Regierungsmaßnahmen vereiteln hier nicht selten die besten Absichten. Im Vergleich zum einfachen Austritt aus dem Gemeinbesitz müssen die hierin erzielten Resultate daher als weniger zufriedenstellend bezeichnet werden. Vom 9. November 1906 bis zum 1. April 1910 haben nur 198 097 Bauern ihr Gemengland mit Hilfe der Kommissionen einer Streulegung unterzogen.

Die gerade zur Zeit der ersten und zweiten Duma vielfach unberechtigt laut gewordenen Klagen über Landmangel bewogen die Regierung, diesem Bedürfnis, sei es durch Vergrößerung des bäuerlichen Areals an Ort und Stelle, sei es durch Uebersiedelung der überschüssigen Bevölkerung nach Sibirien und Zentralasien, zu steuern. Seit dem Jahr 1906 begann die Bauernagrarbank den Ankauf von Gutsländerein behufs Parzellierung und Verkaufs an einzelne Individuen oder Genossenschaften bäuerlichen Standes in verstärktem Maßstab zu betreiben. So erwarb sie bis zum Jahr 1910 im ganzen 3 409 000 Dessjätinen Landes für 357 Millionen Rubel, d. h. die Dessjätine für etwa 105 Rubel. Von diesem Terrain sind bis jetzt 1 008 000 Dessjätinen für 126 Millionen Rubel, d. h. 27 Prozent des gekauften Areals zum Preis von 126 Rubel für die Dessjätine, an die Bauern weiter veräußert worden, wobei bemerkt werden muß, daß der Verkauf progressiv zunimmt und sich von 35,550 Dessjätinen im Jahr 1906 auf 791 000 Dessjätinen in den Jahren 1908 und 1909 gesteigert hat. Die in allerletzter Zeit etwas weniger rege Wirksamkeit der Bauernagrarbank soll deshalb mit Beginn des nächsten Jahres einer erneuten Kaufstätigkeit Platz machen.

Wenn die Uebersiedlung nach Sibirien auch vorwiegend die Stillung des Landhungers im europäischen Rußland bezweckt, so liegt ihr außerdem noch ein anderes politisches Motiv zugrunde. Der unglückliche Ausgang des russisch-japanischen Krieges mußte die Regierung daran denken lassen, ihre asiatischen Besitzungen mit zuverlässigen russischen Elementen zu bevölkern. Seit dem Jahr 1906 unterstützt und reguliert sie daher eine Wanderung über den Ural, wie sie in der Weltgeschichte wohl einzig dastehen dürfte. So siedelten im Jahr 1906: 216 648, 1907: 576 979, 1908: 758 812, 1909: 707 463, im ganzen von 1896 bis 1910: 3 629 398 Personen mit Hab und Gut nach Sibirien über. Dieser letzten Ziffer steht eine Rückwanderung nach Europa von 875 907 Seelen entgegen, so daß sich die Zahl der in Asien verbliebenen auf 2 753 450 stellt. Wieder fällt dabei der Umstand in die Augen, daß der Löwenanteil an dieser enormen Auswandermasse den Gouvernements mit Gemeinbesitz zugute kommt. Allein im Jahr 1908 beträgt die Uebersiedlungziffer für Kiew 50 871, Tschernigow 55 624 und für Poltawa gar 62 470 Personen. Obwohl sämtlich im Gebiet der fettesten schwarzen Erde belegen, war ein starker Prozentsatz ihrer Bevölkerung offenbar gezwungen, sich anderseits Ernährung zu suchen, während nördliche Gouvernements ohne Gemeinbesitz, wie Grodno und Kowno, im nämlichen Jahr nur 2 497 bzw. 950 Seelen durch Uebersiedlung nach Sibirien verloren.

So weit in allgemeinen Zügen das, was man in Rußland die Agrarreform nennt. Ein abschließendes Urteil über ihre Konsequenzen wird sich wohl erst nach Jahrzehnten geben lassen, die wenigen bisher vorliegenden Resultate weisen jedoch zweifellos darauf hin, daß die von der Regierung angewandten Prinzipien die richtigen sind. Gewiß hängen der Reform im einzelnen viele Mängel an, die natürliche wirtschaftliche Entwicklung des Volkes ist eben durch eine künstliche ersetzt worden, und die damit betrauten Organe zeigen sich bisweilen den an sie gestellten Anforderungen nicht gewachsen. Sollte die Regierung aber vor den Vorurteilen und der Unwissenheit des russischen Bauern haltmachen und sich nicht auf die Dauer ein brauchbares Beamtenpersonal heranziehen können? Ein weiterer Aufschub der Agrarreform hieße nur, auch fernerhin Hungersnöte auf Mißernten folgen lassen und 40 Gouvernements auf Kosten des übrigen Reiches füttern. Die zurzeit sogar von kompetenter Seite aufgestellte Behauptung, die beiden letzten guten Ernten wären weniger den günstigen Witterungsverhältnissen als den Wirkungen der Agrarreform zuzuschreiben, dürfte vielleicht etwas zu optimistisch sein, entbehrt jedoch ohne Frage nicht jeder Begründung. Hoffentlich werden diese ersten glücklichen Anzeichen der seltsamerweise noch recht starken Gegnerschaft der Reform endlich die Augen öffnen und sie veranlassen, die Regierung bei ihrer segensreichen Arbeit nach Kräften zu unterstützen.

❖ ❖ Schlittenfahrt ❖ ❖

Die Kufe wühlt in glitzernder Flur,
Verfolgt des Lebens verwehte Spur.

Dann und wann, vom Scheine erhellt,
Blitzt eine magisch funkelnde Welt;

Birken neigen sich, tief beschneit,
Wie Mädchen im Kommunikantenkleid.

Wallende Nebelschichten durchbricht
Aus einsamen Hütten glimmendes Licht.

Strauchwerk hüpft am Wege hin
So lustig wie ein Harlekin.

Schneeflocken tanzen mir im Gesicht,
Ich halte die Zügel und fühle es nicht.

Und immer tiefer aus Nebel in Nacht,
Die Kufe bohrt, sie weint, sie lacht.

Wie dampfender Sturm durch die Felder braust,
Jagen die Rosse — mein Schlitten saust!

Fritz Stöber.



Französische Jagdreiterinnen.

Von M. de Rogers. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Royer.

Als die Herzogin von Uzès vor einigen Jahren die Erlegung ihres 1 100 Hirsches feierlich begehen konnte, war man in Jägerkreisen erstaunt über die Höhe der Zahl, denn es gehören immerhin einige Jagdsaisons dazu, um heutzutage so viele Stücke dieses seltenen Wildes strecken zu können. Liebenswürdig, wie Jäger nun einmal sind, rechnete keiner der fürstlichen Kollegin an der Hand dieser hohen Zahl die darauf sich ungefähr ergebenden Lebensjahre heraus, außerdem — der „Gotha" erleichtert derartige Wahrscheinlichkeitsrechnungen so ungemein, daß die schwierige Kopfarbeit nicht erst geübt zu werden braucht. Aber wir wollen das indiskrete Buch im Bücherschrank stehen lassen, erhält doch die Jagd ihre treuen Jüngerinnen und Jünger „ewig" jung. — Eine sehr nahe Verwandte der oben genannten Dame ist Madame la Duchesse de Luynes, sind doch die Geschlechter der Uzès und Luynes seit Jahrhunderten verwandt und verschwägert. Madame la Duchesse ist wie viele fürstliche Frauen Frankreichs eine ganz besonders eifrige Parforcereiterin. Betrachtet man das in allen seinen Einzelheiten interessante Bild (Seite 2174), so erkennt man schon an den vorwärts treibenden Hilfen der Dame die routinierte Jagdreiterin. Die beiden Sattelflaschen erzählen dem Beschauer nebenbei noch mancherlei. Auch die Gruppenaufnahme der drei Damen, von denen die eine den etwas sterneguckenden Schimmel abzubiegen versucht (Abb. S. 2176), ist im ganzen recht instruktiv. Die große Satteltasche an der Seite des Schimmels läßt auf ein kleines Frühstück schließen, und wenn der Inhalt des Kobers auch bei den vielen Galoppsprüngen, die im



Die Wasserpantomime: Flüchtiger Hirsch.



Eine bekannte Jagdreiterin: Die Prinzessin Murat.



Rendezvous der Damen im Wald von Ermenonville.

Lauf einer Jagd von dem Pferd zu leisten sind, sich beim Halali etwas gerüttelt präsentieren dürfte, so wird gewiß trotzdem jeder Bissen dankend angenommen, um so mehr, da der Kundige noch einige Sattelflaschen im „roten Feld" entdecken wird. Ein guter Tropfen soll ja durch kräftiges Schütteln vor dem Gebrauch durchaus nicht verderben.

Gerade derartige Details lassen Schlüsse zu, die Kennern der Frauenseele allerlei sagen. So amazonenhaft die Damen als Jägerinnen zu Pferde sich auch dem Beschauer geben, so verraten derartige „Kleinigkeiten" doch die fürsorgliche Frau, die auch das leibliche Wohl ihrer Gefährtinnen und ihrer Gefährten stets gern im Auge behält.

Wie ihre berühmten Vorgängerinnen im Altertum: Atalante, Semiramis, Dido und Cleopatra, so versichern die Damen der Jetztzeit, daß auch sie „im Notfall" allein und ohne männliche Hilfe zu jagen verstünden, und der Beweis ist erbracht, denn das „rote Feld" bei den Reitjagden im Wald von Ermenonville, zu denen der Marquis de Noailles seine hervorragend geschulte Jagdequipage stellt, setzt sich zum großen Teil nur aus Vertreterinnen des schönen Geschlechts zu-



Die Herzogin de Luynes auf der Parforcejagd.



Auffahrt zur Jagd: Vicomte de Coulombier, Mme. de Bellegarde und Comtesse de Fadatte de S'Georges.



Mlle. R. de Neuflise und Marquis de Noailles.

Frischauf zum fröhlichen Jagen!





Prinzessin Marguerite Murat.

sammen. Ein leises Lächeln zuckt allerdings bei diesem „Nur" in den Mundwinkeln des lieben Lesers, der Gelegenheit hatte, im Lauf seines Lebens schon einmal etwas tiefere Einblicke in ein Frauenherz zu tun; denn was wäre all den schneidigen Reiterinnen selbst das fröhlichste Gejaid, wenn man von ihren Ritten hinter den Hunden nur „erzählte", und kein ritterlicher Freund hätte sie bei ihren Taten bewundern können. Allerdings, wer diesen Genuß haben will, muß es sich schon gefallen lassen, daß ihm ein Horn umgehängt wird, selbst auf die Gefahr hin, daß bösartige Menschen über eine derartige Dekoration lästerlich lachen. In diesem Fall deutet der nicht eben gerade bequeme Schmuck darauf hin, daß die mit ihm bedachten Herren als Piköre zu dienen haben. Das rote Feld wird, wie gesagt, von den Damen „ausschließlich" gebildet.

Daß man in jenen Kreisen sehr exklusiv ist, dürfte bekannt sein. Die Verwandtenehen, die sich in der französischen Aristokratie seit Generationen in den Stammbäumen der alten Geschlechter verfolgen lassen und ständig wiederholen, beweisen diese Tatsache auch dem Fernerstehenden. Man ist eben aufeinander angewiesen, und gerade deshalb wohl ist der Verkehr unter den Trägern der stolzen Namen so herzlich. Ein wenig Pose ist ja jedem Franzosen eigen, aber unser reizendes Bild (Seite 2177) sagt auch, daß Brüderlein — Schwesterlein sich wirklich gut verstehen. Die beiden Grafenkinder Vicomte und Vicomtesse de Kersaint auf den Trümmern eines verlassenen Hauses im Wald von Ermenonville erläutern das Gesagte. Auch bei der Jugend wird frühzeitig der Sinn für den „Sport in Rot" geweckt, wie man aus der aktiven Teilnahme der jugendlichen Tochter der Duchesse d'Uzès ersehen kann, und wie es die Mitnahme des Bébé im Dogcart der Madame de Bellegarde beweist.



Mlle. de Luynes,
Enkelin der Herzogin v. Uzès

Unsere Jagdreiterinnen dürfte es inter-



Französische Jagdreiterinnen: Ein Halteplatz.

essieren, daß gelegentlich der Parforcejagden hinter der Meute des Marquis de Noailles eine Uniform üblich, jedoch nicht Vorschrift ist. Für eine Prinzessin Marguerite Murat gibt es keine Vorschriften, sie trägt ein Kostüm, wie ihr es gefällt; dagegen sind die „Piköre“ gleichmäßig gekleidet, die weißen Aufschläge auf den roten Röcken beleben das bunte Bild ganz außerordentlich.

Meist wird bei den Jagden des Marquis Noailles auf der Hirschfährte gejagt, und wie alle Jagdreiter wissen, gibt ein derartiger Ritt entweder guten Sport — oder gar keinen. Rotwild hat nämlich die Eigentümlichkeit, sich je nach Laune sogleich zu stellen oder sehr ausdauernd flüchtig zu werden; in letzterem Fall spielen dann Hindernisse gar keine Rolle. Da Hirsche nach langer Hetze gern Wasser annehmen, so kommen bei derartigen Ritten vielfach die speziell für die Schlachtenbummler meist erheiternd wirkenden „Wasserpantomimen“ vor, und unser im Bild (S. 2173) dargestellter Hirsch verbürgt, wie man sieht, einen solchen reizvollen Abschluß der Jagd. Ganz abgesehen davon, daß das flüchtige Tier inmitten der Waldeinsamkeit ein Naturschauspiel bietet, wie man es wohl selten sieht.



Brüderlein und Schwesterlein: Vicomte und Vicomtesse de Kersaint.

Hoffen wir, daß Diana ihren waschechten Jüngerinnen auch in diesem Fall huldvoll und gewogen war, dann ging der Hirsch „wie der Vogel fliegt“, und einige Kilometer mußten die schneidigen Reiterinnen bis zum Halali wohl zurücklegen, diese aber in windender Fahrt und ohne Stopps, denn der Scent eines gehetzten Hirsches ist außerordentlich stark, so daß die Meute die Fährte so leicht nicht verliert.

Peri Mahal, das Märchenschloß aus „Tausendundeiner Nacht“.

Von H. Heiland. — Hierzu 8 Aufnahmen.

Vollmondnacht. Langsam feierlich taucht die gewaltige silberne Scheibe empor hinter den Riesenbergen des Himalaja — in weißglühendes Feuer getaucht erscheinen die bizarren Konturen des kahlen, starren Felskolosses des Zebanwan, über dem bald ein silberner Streifen erscheint. Sanftes Licht überflutet die dunkeln Bergmassen und dringt tiefer und tiefer in das nächtliche Dunkel, das das Tal von Kaschmir erfüllt. Höher und höher steigt das leuchtende Nachtgestirn und schwebt wie ein magischer Zauberkreis über dem steilen



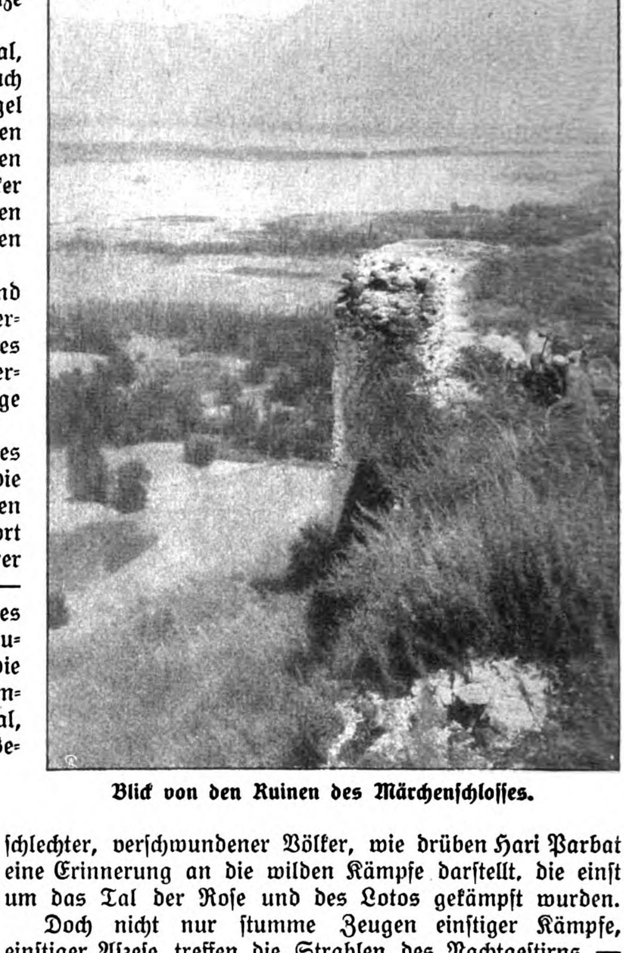
Das Märchenschloß Peri Mahal aus „Tausendundeiner Nacht“: Gesang und Tanz auf der Terrasse.

Felshaupt des Zebanwan. Gleißendes Licht überflutet nun das weite Tal, ein geheimnisvolles, ein geisterhaftes Licht, das die Entfernungen verändert, die ganze Landschaft wie verzaubert erscheinen läßt.

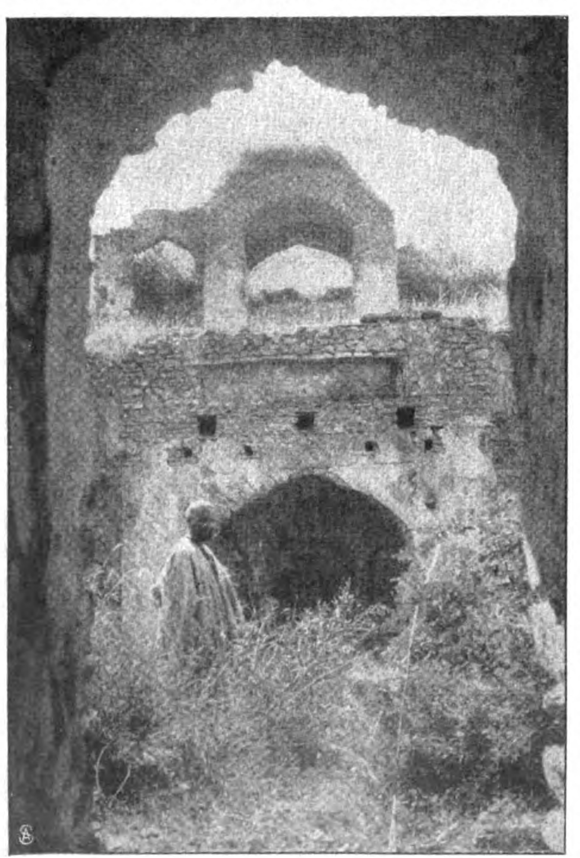
Seine Strahlen treffen die weite Fläche des Dhal, des Lotossees, und lassen seine von keinem Windhauch bewegten Gewässer gleich einem blanken Metallspiegel aufleuchten. Als geisterhafte Nachtgebilde erscheinen die Inseln, die auf der leuchtenden Weite zu schwimmen scheinen — geisterhaft im Rahmen zahlloser schlanker Pappeln, die im blassen Schein des Mondes gleich den feierlichen Bäumen der Toten, gleich dunklen Zypressen erscheinen.

Jahrhunderte — Jahrtausende des Glanzes und Zerfalls zogen hin über diese Landschaft, alle hinterließen ihre Spuren, besonders hier an den Ufern des Dhal, des größten Juwels des an Schätzen so überreichen Himalaja, des Hauptes der Welt, der Wiege der Menschheit.

Dort drüben hinter der blitzenden Fläche des Sees der steile, einsame Felsrücken, von dessen Gipfel die rötlichen Wälle Hari Parbats drohen, der gewaltigen Zitadelle, die vor Jahrhunderten das Herrscherwort Akbars, des Kaisers von Indien, schuf. Ein anderer steiler Bergkegel ragt empor vom Ufer des Sees — der Takht el Suleiman, jener Berg, dessen Haupt jenes phantastische brahmanische Heiligtum, das älteste Bauwerk Kaschmirs, krönt. Scharf und deutlich hebt sich die turmartig bizarre Pagode vom dunklen Horizont, umspielt von den Strahlen des Vollmondes, ein Denkmal, eine Stätte der Frömmigkeit längst vergangener Geschlechter, verschwundener Völker, wie drüben Hari Parbat eine Erinnerung an die wilden Kämpfe darstellt, die einst um das Tal der Rose und des Lotos gekämpft wurden.



Blick von den Ruinen des Märchenschlosses.



In den Ruinen des Schlosses Peri Mahal.

Doch nicht nur stumme Zeugen einstiger Kämpfe, einstiger Aszese treffen die Strahlen des Nachtgestirns — das Leben der Geisterstunde scheinen sie auch jenen Stätten der Lust einzuhauchen, die in buntem Kranz das Ufer des Sees säumen. Dort drüben in der Ferne ein dunkler Streifen, begrenzend die silberglänzende Fläche des Dhal, Nasim Bagh, jener Lusthain gewaltiger Chenarbäume — weiter zur Rechten Shalimar, jene Wunderschöpfung Nur Mahals, der feenhaft schönen Gemahlin Schah Jehangirs — Nur Mahals, die eine so große Rolle spielt in den bunten Szenen von Tausendundeiner Nacht, Nur Mahals, deren irdische Reste in dem kostbarsten Grabmal der Welt ruhen, einem Tempel aus Marmor und Edelsteinen — dem Taj Mahal.

Jenem Zaubergarten mit seinen Säulenhallen von schwarzem Marmor folgt Nishat Bagh, „der Garten der Glückseligkeit", dessen zierlicher, weißer Pavillon deutlich im Mondlicht erkennbar ist, dahinter drohen die dunklen Laubmassen der Parkterrassen, die sich an den Hängen des gewaltigen heiligen Berges, des Mahadeo, emportürmen.

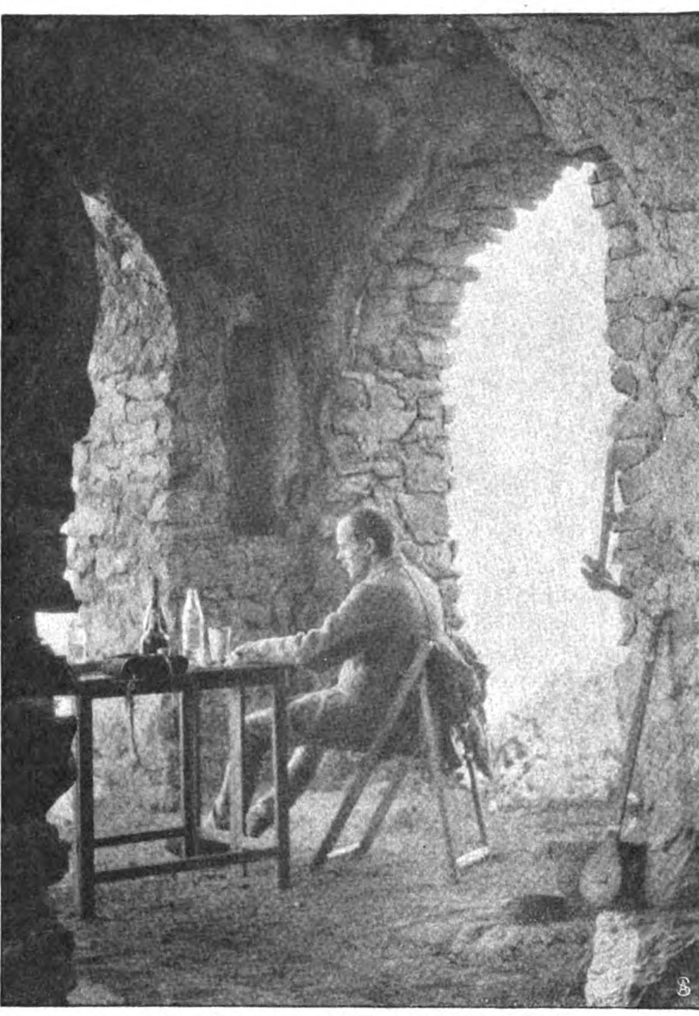
Und an den westlichen Hängen des Zebanwan, die steil gegen das Ufer des Dhal hinabstürzen, schweben gewaltige Ruinen, deren gestrüppumrankte Terrassen und Pavillons, Säulenhallen und Gewölbe gleich einem verwunschenen Schloß, einem Tummelplatz lustiger Geister erscheinen.

Peri Mahal, das hohe Haus der Peris, der Huldgöttinnen — einst belebt von den leichten Gestalten der Odalisken, der bunten, neckischen Schar, die Nur Mahal,



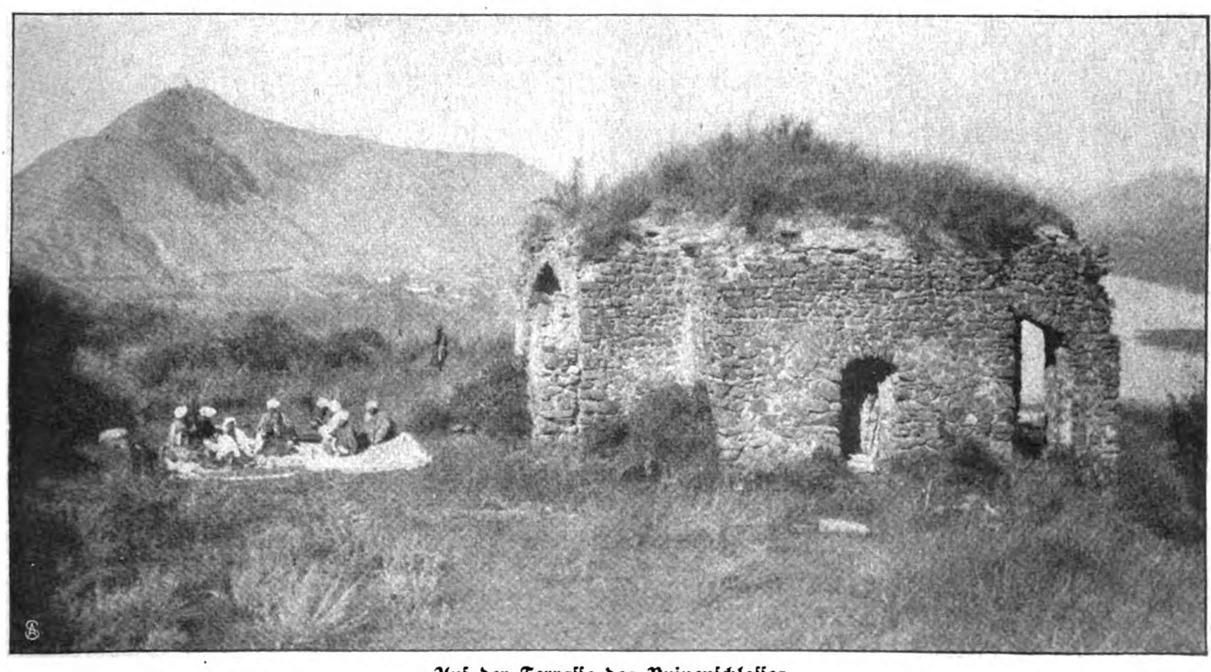
die Königin dieser hochragenden Zenannah, umgaben. Buntes Leben und Treiben herrschte dort auf der windumspielten Höhe, wenn die Märchenkönigin hier hoch in den Bergen des Himalaja Zuflucht suchte vor der erstickenden Glut des Gangestals — entronnen den wunderprächtigen, doch gefängnisgleichen Riesenmauern Agras.

Jahrhunderte vergingen, seitdem hier die Saiten der Setar und Saas, die Tablojuri und Dumagnari erklangen — verklungen die altpersischen Oden, die neckischen Liebeslieder Indiens — kein nackter, glöckchengeschmückter Fuß jugendlicher Tänzerinnen stampft mehr das zerfallende Pflaster der Hallen. Jene Kammern, in denen einst die Arme der Liebe den heimkehrenden Herrscher erwarteten, liegen wüst und leer — verschwunden die kunstvollen Malereien, die einst die Wände bedeckten, dorniges Gestrüpp wehrt den Eingang, nur dem wilden Getier des Gebirges, dem Wolf und Bären, Zutritt gewährend.

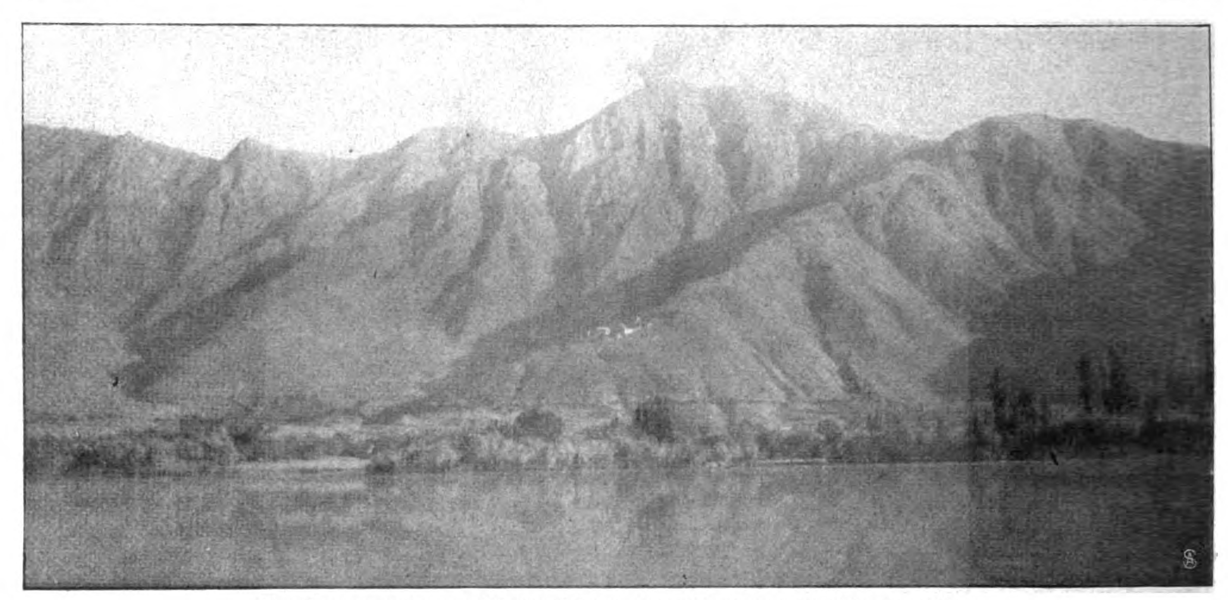


Der Verfasser in dem Märchenschloß Peri Mahal.

Eine dunkle Masse, ein säulengeschmückter Pavillon hebt sich inmitten der Trümmerwelt. Langhalmiges Gras überwuchert seine Kuppel. Plötzlich strahlt blendender Lichtschein aus einer der weiten Türöffnungen — eine unsichtbare Hand scheint einen schweren Vorhang zur Seite gehoben, gelüftet zu haben, und ein phantastisches Bild erscheint im dunklen Rahmen der gewölbten Türöffnung. Ein Festsaal, strahlend in bunten Farben — ein Festsaal, den eine Laune des Schicksals, eine Feenhand durch Jahrhunderte unverändert erhalten, dessen lebende Gestalten, dessen Bewohner sie



Auf der Terrasse des Ruinenschlosses.



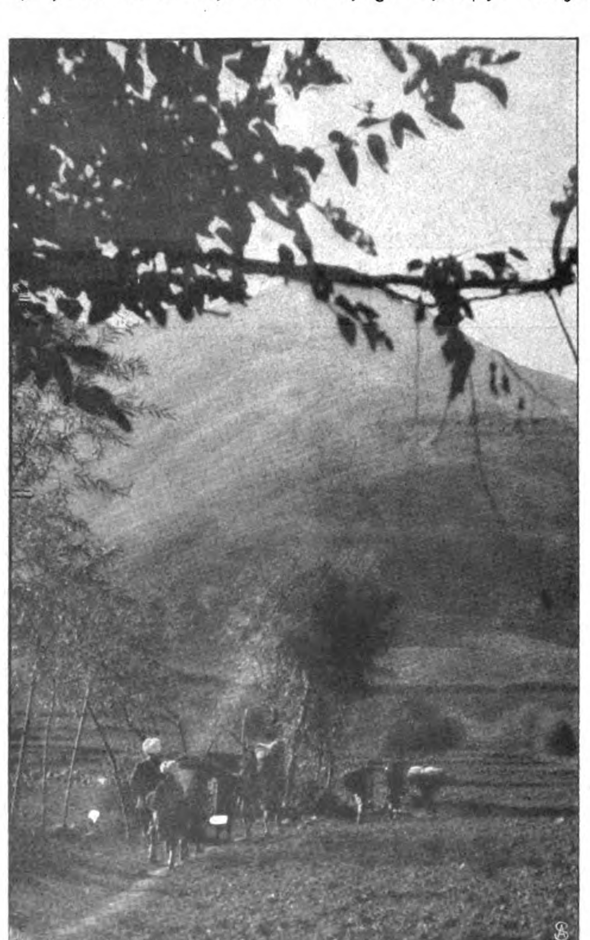
Die Ruinen an den westlichen Hängen des Zebanwan, am Ufer des Dhal.

gebannt, um sie in jener geheimnisvollen Vollmondnacht noch einmal wieder aufleben zu lassen.

Flattert dort nicht das wallende, goldglitzernde Schleiergewand einer Tänzerin, hocken dort nicht die weißgekleideten Gestalten der Musikanten, in den Händen jene seltsam altertümlichen Instrumente, die einst vor Nur Mahal erklungen? Huschen dort nicht geräuschlos die Diener, seltsam gestaltete Schüsseln und Gefäße, langhalsige, silberglänzende Hokahs, Wasserpfeifen, handhabend?

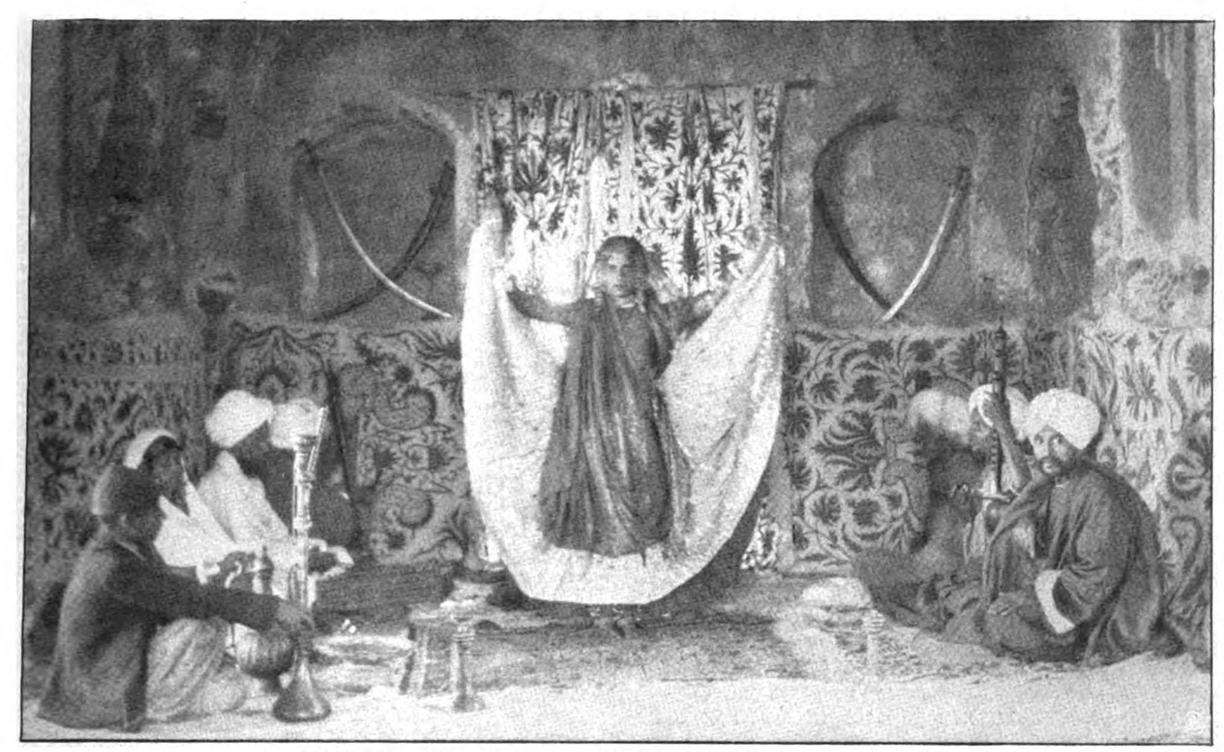
Farbenprächtige Teppiche bedecken den Boden und bunte Stickereien auf weißem Grund die Wände, deren Nischen goldgeschmückte Waffen, bläuliche Klingen aus Iran, zierliche kupferne Lampen füllen. Wallende Vorhänge schließen die Türöffnungen, trennen jene offene Säulenhalle, durch deren Bogen der kühle Nachtwind streicht.

Ein Märchenbild scheint jene belebte Terrasse, und doch ist es Wirklichkeit — auf weichen Kissen ruht zwar nicht die sagenumwobene, phantastisch reichgekleidete Gestalt Schah Jehans oder Akbars, der einstigen Herren, der Schöpfer Peri Mahals, sondern in einfacher grauer Jägertracht ein Europäer. An dieser historischen Stätte wollte er die alten persischen und indischen Gesänge, die Gesänge des Tales von Kaschmir vernehmen, die Tänze schauen, die hier vor Jahrhunderten das Auge mächtiger Herrscher entzückten, sie das Bild blutiger Schlachtenfelder vergessen ließen. Dumpf klingen die Tablojuri, die langen Trommeln, gedämpft die Stahlsaiten des Shontur, jenes zimbelartigen, altertümlichen Instruments, dessen Töne mit dem Greis ersterben, der als letzter seiner Kunst heute auf Peri Mahal weilt. Lauter tönen die Saas, die seltsam gestalteten persischen Geigen, als der ganze Chor der Musiker einfällt in die uralte Weise, mit tiefer Stimme den Gesang Goulabis begleitend, der Bajadere — der Sängerin — die, in der Mitte des Halbkreises sitzend, jenes alte Lied vorträgt. Seltsam bekannt erscheint jede der klassisch graziösen, langsamen Handbewegungen, mit denen sie ihren Gesang belebt — bekannt aus alten Zeichnungen und Bildern — den Bildern aus Tausendundeiner Nacht.



Aufstieg zu den Trümmern des Schlosses.

Auf einen Wink des heutigen Herrn der Ruinenwelt eilen die Diener herbei, den Saasendar und Bajaderen Erfrischungen anzubieten. Seltsam gestaltete Hokahs, Wasserpfeifen, und



Die indische Tänzerin in dem Festsaal des Schlosses Peri Mahal.

jene langhalsigen Kannen und flachen Schalen zum Uebergießen der Hände mit Rosenwasser machen die Runde. In altertümlichen, kupfergetriebenen Schüsseln und Gefäßen erscheint ein Imbiß. Schalen mit Früchten, weite Samoware, kaschmirer Teekannen werden bereitgestellt. Wiederum ergreifen die Saasendar ihre Instrumente, doch neckisch klingen die Töne, als Jano, eine zweite der Bajaderen, in die Mitte des Pavillons tritt und ein altes Liebeslied des Kaschmirtales anstimmt. Bewundernd schaut der Europäer auf dieses phantastisch orientalische Bild; lockend, schmeichelnd klingen die Töne, doch unwiderstehlich zieht es ihn hinaus in die Einsamkeit. Ein unbeschreibliches Bild — dort unten die vom silbernen Mondlicht überflutete Landschaft, umrahmt von den gewaltigen Silhouetten der Bergriesen des Himalaja — der schimmernde Spiegel des Sees mit den dunklen Inselschatten — hier oben die mondbestrahlte Ruinenwelt des einstigen Zauberschlosses, aus dessen phantastischen Schatten in Gängen und Gewölben die Geister der Vergangenheit zu lauern scheinen.

Die stumme Glocke.

Erzählung von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Willy liebte diese blassen, verträumten Dezembertage, wenn die Bäume nicht mehr rauschen, die Sonne nie recht zum Durchbruch kommt, der klirrende Frost in den Park springt und hinter den betauten Fenstern alle Dinge in eine weiche, sanfte Helle zu zerfließen scheinen. Abends hauchte sie kreisrunde Gucklöcher in die Scheiben, sah nach dem Mond, der in rötlichem Dunst schwamm, hörte schweifende Hunde bellen, zählte die Lichter, die vom Dorf herüberglommen, wo die Weiber in den Spinnstuben beisammensaßen, und die Kinder beim Schulmeister Weihnachtslieder übten, daß ihr dünnes Gesänglein seltsam pathetisch durch die kalte Luft rann. Dann seufzte Willy ein klein wenig, fand solche Abende stimmungsvoll und ein bißchen melancholisch, kuschelte sich in ihren amerikanischen Schaukelstuhl und gab sich der vagen Süße ihrer Träumereien hin. In solchen Stunden mochte sie nichts von den Festen wissen, die mit den letzten Jagdgästen unlängst noch das Schloß von unten nach oben gekehrt, und die nach Weihnachten im Süden in sonniger Reihe von neuem anheben würden. Beinah geringschätzig entsann sie sich der jungen Männer, die ihr zwischen einem Lächeln und einer Grimasse vor kurzem die Hand geschüttelt und ein bißchen enttäuscht gegangen waren. Sie hatte sich noch nicht entschlossen, welchen von ihnen sie erhören würde. Einer mußte es natürlich sein — aber bis dahin hatte es gute Weile, und augenblicklich waren sie ihr alle recht gleichgültig. Auch mußte es noch etwas anderes geben, das keine Aehnlichkeit mit Spiel und leichtem Sieg trug, etwas, das erschüttert und bezwingt und ein Schicksal ist. An derlei rätselhafte und überraschende Begebenheiten, die sie in Wirklichkeit — sie wußte es — nur erschrecken würden, baute ihre Phantasie zu solch einsamen und verträumten Dämmerstunden, bis sie ganz benommen den Fensterflügel aufriß und das heiße Gesicht in der feuchten Luft badete.

Als sie sich eines Abends ernüchtert und fröstelnd in die Stube zurückwand, der Schneewind aber die

Gardinen über ihrem Haupt noch blähte, daß sie plötzlich in dem weißen Bluſt des Gewebes eingehüllt stand wie eine Braut, hörte sie ein langgezogenes Poltern und Donnern. Sie lauschte . . . Da wurde ihrem feinen Ohr das Getrappel von Pferden vernehmbar, und nun wußte sie, daß ein Wagen in den Schloßflur eingefahren sein mochte. Rasch verließ sie die Stube, rannte durch den Korridor nach dem Zimmer, wo die alte Beschließerin unter Heiligenbildern, Stopfwäsche und ungeheuren Flaschen hauste, in denen sie Schnäpse ansetzte, und rief: „Wir sind nicht zu Hause, sage, daß wir verreist oder krank oder tot sind — was du willst — ein bißchen Ruhezeit könnte man uns gönnen, wir sind doch kein Hotel!"

Mamsell Agneschen erhob sich, und weil ihr Kopf, mit einer mächtigen Haube geschmückt, zu gewichtig für ein so dürftiges, schmales Körperchen schien, pendelte er von einer Schulter zur andern und gab Agneschen, diesem willigen, goldtreuen Geschöpf, den Anschein heftigen Verneinens und steter Rebellion. Aber ehe sie nur bis zur Tür gehumpelt war, vernahm Willy die sonore Stimme ihres Vaters, der dem späten Gast bis in den Flur entgegengekommen war und ihn aufs herzlichste zu begrüßen schien.

„Jetzt ist's zu spät," sagte das junge Mädchen ärgerlich, „warum du auch immer so trödeln mußt!"

Unter stetem Verneinen führte Agneschen ihre alten Beine ins Treffen.

„Ach, wenn du den Mägden nachgehst, bist du allerorten wie nur eine und tauchst auf, wo sie dich nicht vermuten. Und erinnerst du dich, wie du vor zwei Jahren noch dem Mélac das Stück Leinen abgejagt hast, das er von der Bleiche gestohlen? Durch den ganzen Park bist du gelaufen, und der Hund hat sich immer wieder boshaft nach dir umgedreht, und wir haben uns gewunden vor Lachen!"

„War aber doch gut, daß ich das diebische Tier erwischt habe, und daß es das schöne Stück Webe nicht hat vergraben können", meinte Agneschen ein wenig gekränkt.

„Mamsell, Sie sollen das blaue Zimmer bereitmachen!" rief ein blondes Ding mit knallroten Armen, das wie hergefegt vor der Tür stand und mit großem Respekt zur Beschließerin aufguckte. Erst als es Willy erblickte, wagte es sich vollends in die Stube und klatschte einen mächtigen Kuß auf ihre Hand. Rasch und ungnädig wurde sie ihr entzogen.

Daran war bloß der Aerger schuld, daß nun wieder Besuch im Schloß sei. Aber sie würde einfach nicht erscheinen. Sie würde die Leute wegärgern, damit sie bald das Weite suchten und ihr die paar schönen, stillen Weihnachtstage nicht verdarben. Sie wollte keine fremden Gesichter unter dem Tannenbaum — dem Schloßgesinde bescheren unter dem kalten Auge eines Fremden oder den Schulkindern vom Christkind sprechen, einen ihrer Verehrer spöttisch im Rücken! Kurz entschlossen suchte Willy ihr Zimmer auf, ließ sich zu Bett bringen und bestellte dem Vater, sie fühle sich krank. Mit hochrotem Kopf lag sie in den Kissen, wiederholt fragte sie den Spiegel und meinte, der besorgt herbeieilende Papa würde Zorn und Fieber verwechseln, das Schloß ungesäumt räumen, um sich völlig seinem Liebling zu widmen.

Aber langsam strich die Zeit, der Nachtwächter blies die Stunden, immer lauter heulten die Hunde im Umkreis, und ein blasses Mondlicht stahl sich in die Stube. Willy lag verlassen, niemand kam zu ihr, die aufgestörten Dienstboten, die alle Hände voll zu tun hatten, versäumten sogar, ihr das Essen ans Bett zu bringen. Endlich schlief sie beinah weinend und sehr hungrig ein. Am andern Morgen war der Aerger verflogen und Neugierde an seine Stelle getreten, wer das wohl sein mochte, der den Papa so vollauf beschäftigt hatte, daß er sie einfach vergaß. Sie stahl sich in das Frühstückzimmer, eine altdeutsche Stube mit Butzenscheiben und Lüsterweibchen, von deren schokoladebraunem Kachelofen, der mit Türmen und Zinnen selbst einem abenteuerlichen Schloßbau nachgebildet war, schmale, harte Bänke die Stube entlangliefen. Vor einer von ihnen stand der Frühstückstisch mit einem großgeblumten, bäuerlichen Tuch gedeckt. Nun hielt Willy beinahe den Atem an und verharrte regungslos an der Tür. Denn an diesem Tisch saß aufgestützt ein Mann in ziemlich salopper Kleidung, der den Kopf nach ihr wandte, aber über sie hinwegzusehen und das Bild, das sich ihm bot, gar nicht zu fassen schien. Sein Blick verharrte unbeweglich und trug eine große Traurigkeit. Willy wich fast zurück, und eine gewisse Angst befiel sie vor dem Fremden, den sie nie vorher gesehen hatte. Da tönte Vaters Schritt ihr im Rücken und gab ihr die Beherrschung wieder; sie betrat vollends die Stube, und wenngleich ihr Herz noch töricht klopfte, nahte sie sich dem Gast. Dieser erhob sich, wie aus schwerem Sinnen aufgeschreckt, und strich sich mit einer heftigen Bewegung über die Stirn, daß sie sehen konnte, daß das einzige Vornehme und Besondere an dem Mann seine Hände schienen, die klein und schmal waren und einen ungefügigen Wappenring trugen.

„Das ist so eine Art neuer Onkel!" sagte der Vater, der die Stube betrat, groß und gewichtig, daß die Dielen knarrten. Scheu legte Willy die Rechte in jene des Fremden und hantierte unter Kannen und Kuchenkörben, aus deren Hinterhalt sie den Gast verstohlen beobachten konnte. Er ähnelte ganz und gar nicht dem Vater, und sie konnte auch, obwohl der Papa durchaus zuvorkommend war, an ihm eine gewisse Zurückhaltung gewahr werden, die sie sonst nicht kannte. So verging die Mahlzeit ein wenig steif und trübselig. Sie richtete kaum das Wort an den „Onkel", dessen Nähe sie beunruhigte und befremdete, und kaum war sie gesättigt, schlüpfte sie davon und überließ die beiden Männer sich selbst.

„Das war, als sei jetzt ein Sonnenstrahl durch die Stube getanzt und erloschen —" sagte der Gast plötzlich, als sie hinter der Tür verschwand.

„Mein Sonnenstrahl ist sie wohl," entgegnete der Vater, „aber sonst etwas eigenwillig und bockig. Sie tyrannisiert uns alle, die Willy, aber was willst du — das sind eingewurzelte Familieneigenschaften, die man ja auch Energie und Charakterfestigkeit nennen könnte."

„Wenn du dergleichen für die ganze Sippe in Anspruch nimmst, bin ich ein Outsider zu nennen. Ich wollte, ich hätte mehr Willenstärke besessen, dann hätte ich die Karre nicht so verfahren."

„Nun, nun — man kann ja auch wieder flott werden!" begütigte der Vater, er hatte sich erhoben und stand, an den Scheiben trommelnd, am Fenster.

„Nur nicht moralisieren", erwiderte der andere. „Damit vertreibst du mich, ehe ich noch bei dir Fuß gefaßt habe. Und ein paar freundliche Tage gönnst du mir doch unter deinem Dach?"



„Bleibe, so lange du willst. Ich möchte dir nur raten, gerade jetzt, wo dir durch deinen Prozeß ein bissel Geld in die Tasche rinnt . . ."

„Deswegen bin ich nicht gekommen — deine Ratschläge brauche ich nicht."

„Nun, ich dachte, daß du wegen Unterbringung deiner Gelder endlich einmal einen vernünftigen, uneigennützigen Mann zu Rate ziehen wolltest. Ich bemühte mich doch, dir gestern abend begreiflich zu machen —"

„Du hast deine Weisheit und das Uebergewicht deiner guten Erfahrungen verschwendet — ich habe dich reden lassen, die meisten Menschen hören sich gern reden, und man soll ihnen ihre Freude nicht stören. Wenn ich wollte, könnte ich dir alle meine üblen Erfahrungen entgegenhalten, denn ich habe eben Unglück gehabt, das man hinnehmen muß wie du und deinesgleichen das Glück, das ihnen ebenso blind und unverdient zufällt." Der Hausherr trug eine harte Entgegnung auf der Zunge, aber sein Gast lächelte so trübe, daß er schwieg und mit großen Schritten die Stube verließ. „Mein Verwalter erwartet mich", murmelte er an der Tür.

Als der andere allein war, schien er ganz und gar in dem hohen gotischen Stuhl zu versinken. Bisweilen machte er eine abwehrende Handbewegung, als scheuche er unbequeme Gedanken, denn nun überkam es ihn, daß es das tollste Ding war, das er tun konnte, seinen Verwandten, die ebensowenig auf ihn hielten wie er auf sie, einen Besuch abzustatten. Ihn hatte es nach der Scholle geführt, die ihm vertraut war; seine Kindheitsferien hatte er wiederholt auf dem Schloß, dessen Gast er nun war, zugebracht, alles, was gut, rein und schön in seiner Erinnerung war, haftete an den wenigen besonnten Kinderwochen, die ihm hier geworden waren — aber nun hatte er sich selbst um diese liebe und festliche Erinnerung gebracht. Denn irgendwie schien ihm alles dies jetzt entwertet, und das Beste, was er tun konnte, war, den Staub von den Füßen zu schütteln und sich zu trollen. Wohin er sich wenden würde, war ihm nicht klar, denn er hatte schon lange kein Heim mehr, es gab niemand, der ihn erwarten würde. Und plötzlich übermannte ihn seine Verlassenheit und die Schuld, die er daran tragen mochte, so sehr, daß es ihm heiß und trocken in der Kehle aufstieg. In diesem Augenblick betteten sich unversehens zwei Hundepranken auf seine Knie, Mélac stand hochaufgerichtet vor ihm, und als er ihm verdutzt den Kopf zuwandte, leckte ihn dieses kluge höfliche Tier, breit wie mit Pinselstrichen, über das ganze Gesicht. Damit war seine Melancholie verflogen, er ließ sich in ein scherzhaftes Gespräch mit seinem Besuch ein, Mélac lauschte und blickte verständig.

Von diesem Tag an waren der Vetter des Hausherrn und Mélac, der sich selbst dem Schloßgesinde ablehnend bewies, seltsam befreundet. Sie spazierten stundenlang durch den Park und über dessen Grenzen hinaus, nach den verschneiten Feldern, die bleigrau unter einem schweren, niederen Himmel lagen. Der Gast, den man wenig zu Gesicht bekam, schien in dieser Zeit aufzuleben. Er hielt den Kopf höher, und die Glieder gewannen Elastizität und Jugendlichkeit wieder.

Während er nun ein so wunderliches Leben in Gesellschaft des Hundes führte, hingen ihm mehr und mehr Willys Gedanken nach. Sein Wesen hatte ihr sofort ein scheues Mitleid eingeflößt, und immerzu sann sie, ob man dem Einsamen nicht Liebes erweisen könne, obwohl sie es selten wagte, das Wort an ihn zu richten. Und wenn sie es tat, war es nicht ihre gewohnte Stimme, die ein wenig hoch und keck wie eine Silberfanfare durch das Schloß schmetterte, sondern sie hatte plötzlich ein dünnes, ängstliches Stimmlein, als spräche sie zu einem Kranken. Sie bewegte sich lautlos, als hinge eine Bedrängtheit an ihr, wenn sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte. Aber diese Unrast, die beinah einem Schmerzgefühl gleichkam, barg auch zugleich etwas heimlich Lockendes in sich; oftmals trat sie dem Gast entgegen, ja sie spürte sogar seinem Kommen und Gehen nach, und auf seinen Spaziergängen tauchte sie unvermutet auf, mitten in diesen grauen Feldern, über denen ein fahler Silberschein in zartem Dunst hing, oder im Gewirr tropfender Parkäste strich sie scheu und lächelnd an ihm vorbei. Und wenn sie einander so begegneten, hielt der Hund den Schritt an, unschlüssig, wem er nun zu folgen hätte; da nickte Willy ein klein wenig, und es war, als ob das Tier vollkommen verstanden hätte; Mélac seufzte auf, wie es seine Gewohnheit war, wenn er überlegte, und schritt heftiger aus, daß sein mächtiger, wolliger Körper schwankte wie ein Schiff, und holte den neuen Freund ein, mit dessen Gangart er bedächtig Schritt hielt.

Als der Gast bereits eine Woche auf dem Schloß war, galt es bei Willy ausgemacht, daß sie sich die Mühe nicht verdrießen lassen dürfe, ihm einmal herzhaft zuzusprechen. Vielleicht konnte sich sein unsteter „Lebenswandel", von dem der Papa mit bedauerlichem Achselzucken sprach, irgendwie zum guten wenden. Sie dachte sich niedliche kleine Predigten aus, die pathetisch und auch ein bißchen überspannt geklungen hätten, doch nie drangen sie an das Ohr dessen, für den sie bestimmt waren; denn befand sie sich Auge in Auge mit ihm, befiel sie eine große Verzagtheit, und wenn sie sich so weit überwand, ein Gespräch zu beginnen, sprach sie sorgsam und tastend über vollkommen Fernliegendes; denn plötzlich fühlte sie mit den feinsten Sinnen, daß sie dem vom Schicksal hart Mitgespielten nicht weh tun dürfe.

Und da begann er selbst eines Tages von seinem verfehlten Leben zu reden. Er bedachte es nicht, daß bei dieser sonderbaren Beichte Worte fielen, die Mädchenohren verletzen könnten. Erst schlug Willy die helle Röte in das Gesicht, später wurde sie sehr blaß, und als er einmal in der Hast seiner Rede den Schritt anhielt und verloren zu ihr niederblickte, las er solch ein schmerzliches Verstehen in ihrem Blick, daß er plötzlich seines Verstoßes bewußt wurde und innehielt. Um den üblen Eindruck zu verwischen, näherte er sich ihr am folgenden Tag in einer leichten, sorglosen Art, führte ein brillantes Gespräch wie zu seinen besten Zeiten, wenn er in den Salons von Rom und Paris von schönen Frauen umgeben war. Sie war ein wenig geblendet und vermißte dabei doch den warmen und persönlichen Ton, der ihr von Seele zu Seele gestern aus seinen Worten entgegengezittert. Aber als sie weiter hineinschritten in den Park, über dem ein feiner, feuchter Schnee lag, der an sonnenbeschienenen Stellen zerfloß, daß in dem verquollenen Erdreich Pfützen entstanden, in denen sich blau und lächelnd der Himmel widerspiegelte — da begann sie zu empfinden, daß seine Worte demütig und heischend waren und um ihr Wohlmeinen warben. Sie hob den Kopf,



und der alte Uebermut bemächtigte sich ihrer. Eine unbändige Freude schoß in ihr auf, und weil sie all die feinen, zarten Wurzeln ihrer vielfach verschlungenen Gefühle in dem brausenden Wohlgefühl des Augenblicks nicht zu entwirren vermochte, meinte sie, das Ganze sei bloß eine kindhafte Weihnachtsfreude, schlug die Hände zusammen, tanzte über den Weg, von Mélac in großen Sprüngen gefolgt, und sagte mit heißen Wangen das, was sie lange schon grübelnd beschäftigt: „Wer dir doch eine rechte Weihnachtsüberraschung bereiten könnte!"

Da verfinsterte sich sein Antlitz, daß es den mißmutigen Zug trug, der ihn so sehr entstellte, und herb entgegnete er: „Du weißt, vor eurem Schloß in der höchsten Eiche hängt eine alte, schwarze Glocke. Wie oft wir uns als Kinder bemühten, wir konnten ihr keinen einzigen Ton entlocken. So ist's mit meinem Innern bestellt. Alles ist vom Rost der Bitterkeit und der Enttäuschung angefressen — einen warmen Klang gibt das im Leben nicht mehr." Jäh verstummten die beiden, als ob ihre Zutraulichkeit von einer unbegreiflichen Feindseligkeit zerstört worden wäre. Sie schritten fremd und gleichgültig nebeneinander her, und als sie vor dem Schloß an der mächtigen Eiche vorbei mußten, senkte Willy trotzig den Kopf. Sie wollte die alte, böse Glocke nicht sehen, die nun irgendwie damit verbunden schien, daß alles wirkungslos und eindruckslos abgeprallt war, was sie aus der warmen Tiefe ihres mitleidigen Herzens hervorgeholt hatte. Sie vermied es fortan, die Wege des Gastes zu kreuzen, und da es in den Tagen vor dem Fest allerlei zu besorgen gab, sie selbst in der Küche beim Kuchenbacken tätig zu sein pflegte und die Bescherung für die Dorfkinder gesondert und aufgebaut werden mußte, ließ es sich leicht einrichten, daß sie ihn kaum mehr zu Gesicht bekam. Aber trotzdem — was immer sie tat und begann, ihrer Sorge um ihn und einem rätselhaften Gefühl der Bedrängtheit entging sie nicht mehr. Im Wachen und im Traum sah sie seine Augen auf sich gerichtet, und solch eine Unrast und Melancholie bemächtigten sich ihrer dabei, daß sie das Fest herbeisehnte, nach dessen Verlauf er das Schloß verlassen wollte, um in seinem abenteuerlichen Leben unterzutauchen.

So war der 24. Dezember hereingebrochen. Mit einer großen Helle und Klarheit hub der Tag an, selbst in den dämmernden Schloßkorridoren, die große alte Schlachtenbilder trugen, lag ein milchiges Licht, das in schimmernder Straße von Fenster zu Fenster floß und ein Widerschein war von der Schneepracht, die sich draußen über Nacht aufgebaut hatte. Dabei schienen Bäume und Büsche in ihren schmalen, silbernen Linien ein wenig zurückzutreten und gaben breiter als gewöhnlich den Blick nach dem Dorf frei, das unter Schneehauben im Getriebe beschneiter Schlitten und hastender weißbepuderter Menschen heiter und reizend dalag. Willy hatte einen Fensterflügel geöffnet, blickte hinab, und das Klingeln der Schlittenglocken, das Knistern und Knarren im Geäst, der schwingende, bebende Luftzug, der gleichsam das feine Musizieren vieler weihnachtsfroher Herzen mitzutragen schien, gab ihr ein bißchen von jener alten, süßen Festfreude wieder, die sie so schmerzlich entbehrte. Der Bann, in dem sie in den letzten Tagen gelebt, wollte sich lösen, sie fühlte förmlich, wie alles, was ihr Herz eingeschnürt, langsam abfiel — da traf ihr Blick die Augen des Gastes, der unter ihrem Fenster stand und sein Gesicht emporhob. War er schon lange dort gestanden? Stand er täglich an jener Stelle und hielt Ausschau nach ihr? War es das, was ihr solch eine quälende Unrast verursacht, und daß sie stets sein Bild vor sich zu sehen meinte? Was wollte er von ihr? Und warum drang ein solcher Schmerz von ihm zu ihr? Sie fühlte ihre Glieder schwer werden, ihr Herz zuckte, und eine Hilflosigkeit übermannte sie, daß sie sich mit kalten Händen an das hohe, schwarze Kreuz des Fensterflügels klammerte. Und den Blick vermochte sie nicht zu lösen von diesem Antlitz, das zu ihr emporgewandt war. Sie sah nicht, ob der Hund in seiner Begleitung war, sie wußte nicht, welches Gewand er am Leib hatte. Sie sah einzig und allein nur sein Antlitz, das blaß und schmerzlich aus der blendenden Schneehelle emportauchte und, von diesem weißen, heiligen Glanz getragen, sich vor sie und die ganze Welt schob.

Und plötzlich wußte sie, daß sie den Mann unten liebte. Sie eilte hinab, denn es war ihr unerträglich, daß er nur noch eine Minute in seiner Verlassenheit vor der Tür stünde. Als sie ihn erreichte und die zitternde Hand ihm entgegenstreckte, vermochte sie kein Wort anzudeuten von dem, was in ihr vorgegangen war. Sein Antlitz hatte sich erhellt wie das eines Kindes, dem man den Willen tut; sofort aber beklagte er sich, daß sie ihn in den letzten Tagen auffällig gemieden hätte. Sie führte die vielen Geschäfte und Besorgungen ins Treffen, die ihren Tag angefüllt.

„Also war es nicht vorsätzlich?" forschte er. „Ich meinte, ich sei dir ein zu trübseliger Gefährte —"

„Amüsant bist du zwar nicht", versuchte sie mit bebenden Lippen zu scherzen.

„Ich dachte auch, der Papa hätte uns die gemeinsamen Spaziergänge verboten —"

„Ich lasse mir nichts verbieten", sagte sie aufflammend, und der Kampf, den sie um den geliebten Mann mit dem Vater und aller Welt würde bestehen müssen, begann ihr Herz mit trotzigem Mut zu füllen.

Nichts aber schien noch auf eine Entscheidung hinzudeuten. Er ging harmlos neben ihr und begann über tausend Dinge zu plaudern, als hätte er sich alles dies in einsamen Stunden für sie ausgedacht und aufgespart. Unbewußt gingen sie einen der Wege, den sie früher oft eingeschlagen, der bald aus dem Gehege des Parkes drang, und nun lagen glatt und scheinend die Felder vor ihnen, in der Ferne in weißem Blust verschwimmend wie in rätselhafte Unendlichkeiten. Nur auf der Straße führte durch die blendende Unentweihtheit eine tiefe, dunkle Doppelfurche wie ein aufgerolltes Samtband, das Gleis, in dem Wagen und Karren kamen und gingen.

Willys Begleiter schritt munter aus, eine königliche Freude erfüllte ihn, daß er den scheuen Vogel, dem er in den letzten Tagen vergeblich aufgelauert, nun doch eingefangen hatte. In seinem Leichtsinn und der Unberechenbarkeit seines Daseins dachte er nicht an ihre beiden Schicksale, die, zueinandergetrieben, wie Kähne in einer raschen Flut nun eine Bahn ziehen mußten oder an einem Widerstand zu zerschellen drohten. Ja, er dachte nicht daran, daß der übernächste Morgen ihn wieder seinem unsteten Leben zurückführen würde. So versäumte er die Zeit, einzig weil er jetzt glücklich und zufrieden fürbaß schritt und den sicheren Besitz dieser frohen Stunde nicht mit vagen Möglichkeiten, kühnen



Vorsätzen oder aussichtslosen Träumen trüben mochte. Sie gingen einen weiten Weg, denn Willy ihrerseits achtete es nicht, daß zu Hause noch mancherlei Geschäft, auf die letzte Minute verspart, ihrer harrte, daß die Mittagstunde nahte, wo die Dorfkinder unter Führung der Schullehrerinnen in geradliniger, feierlicher Kolonne nach dem Schloß aufbrachen, um ihre Bescherung entgegenzunehmen. Willy wäre jetzt geduldig und klanglos bis an das Ende der Welt gelaufen, um endlich das Wort zu hören, das immer nicht fiel. Sie dachte leidenschaftlich, als könne ihr Wille des andern Wunsch wachrütteln, nur das eine und wurde matt und elend, als wäre der Weg eine Riesenleistung gewesen, eine Mühsal, die über ihre Kräfte ging — weil er vergeblich war.

Als sie nach dem langen Spaziergang zurück nach dem Dorf kamen, das mit verschneiten Kaufbuden, einem Duft von Tannen, dem Rascheln zarter Papierrosen, dem Flimmern von großen, glänzenden Krippensternen einem kindlichen Weihnachtsmärchen glich, sahen sie, daß fremde Leute zugeströmt waren, die ein Feiertagsgeschäft zu machen hofften. Ein Karussell kreiselte wie närrisch, eine Schießbude war über Nacht aus dem Boden gewachsen, ein Kinematographentheater bot verjährte Sehenswürdigkeiten, über die Hauptstraße war in den Lüften ein Seil gespannt, und im löcherigen Schutznetz darunter ruhten einträchtig ein Fahrrad, ein Stuhl, ein Bierfäßchen und sonst noch Gegenstände, die über den Köpfen einer neugierigen und furchtsamen Menge kühn balanciert werden würden. Aus Angst und Not blickte Willy wie aus großer Entfernung in den Ausschnitt dieser spielerischen Welt und guckte in die Karren, in denen die fahrenden Künstler das Mittagsmahl bereiteten.

Als sie jedoch vor eine flitterumkränzte Bude trat, wo „die Dame ohne Rumpf" eben eine dampfende Kohlsuppe verspeiste, da hielt sie in naivem Erstaunen still. Dann aber sagte sie geringschätzig: „Das sind ja nur Spiegel!" — und auch einige von den Dorfbewohnern, die sich vor der Bude geschart, wandten sich nun ab oder schoben den Obolus wieder in die Tasche, den sie für das „Naturwunder" zu spenden bereit waren. In diesem Augenblick faßte ihr Begleiter nach ihrer Hand, seine Augen funkelten, und rasch zog er sie aus dem Kreis. „Schlagen könnt man dich — dieser harmlose Trug ist doch das Brot der Leute!"

Wirr blickte Willy auf die Röte, die sein harter Griff zurückgelassen. Sie fürchtete sich fast vor dem Begleiter, und es war, als ob ihr mütterliches, beschützendes Gefühl für ihn verflog — es blieb nur der wahnwitzige Wunsch zurück, die rote Spur da auf ihrer Hand mit den Lippen berühren zu dürfen. Demut war in ihre Seele gekommen, und sie hätte ihm diese Unterwürfigkeit schrankenlos beweisen mögen. Er aber schritt stumm und rasch, daß sie bald das Schloß unter den verschneiten Bäumen erreichten. Da löste sich Willy von seiner Seite, stürmte voran der Eiche zu, an der schwarz und verrostet der Glockenstrang hing, und plötzlich zog und schüttelte sie ihn mit Macht. Und weil die Glocke zu ihren Häupten schwieg und der Schnee von ihrem Mantel langsam und schwer herabglitt, erfaßte sie bittere Angst, daß ihr Schicksal, mit dieser Glocke eigensinnig verbunden, auf immer stumm blieb. Mit ihrer ganzen jungen, heißen Kraft klammerte sie sich an den Griff, da rauschten neue Schneelasten nieder, die Aeste schlugen, als wehrten sie sich, der Baum erzitterte, und Raben flogen krächzend auf. Und dann wurde es still, man hörte nur ein verzweifeltes Mädchenweinen und plötzlich das ganz zarte, feine Singen der Glocke, die endlich klang.

Der Vater erschien verwundert am Fenster, und in den Korridorfenstern, die spitzbogig und breit wie Kirchentüren waren, drängten sich all die Kinder, die sehnsüchtig ihrer Bescherung harrten. Die Lehrerinnen wendeten sich jedoch ab, weil etwas Ungehöriges geschah: der fremde Gast umschloß ungestüm das weinende Mädchen . . .

In den Lüften hing immer noch ein Zittern wie ein Geigenstrich von dem seltsamen und rührenden Klang der Glocke, erstickte in einem Jubellaut und verschwamm dann völlig in dem Weihnachtslied, das die Kinder mit gefalteten Händen anhuben, ohne daß es ihnen jemand gebot — — —

Böhmische Karpfenflößer in Hamburg.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Der Fischkonsum der Großstädte — sowohl an Seewie an Süßwasserfischen — steigert sich von Jahr zu Jahr in erheblichem Maß, seitdem die Erkenntnis von der großen Nährkraft und Wohlfeilheit der Fischnahrung in immer weitere Volkschichten eingedrungen ist. Ganz besonders aber erfreut sich der Karpfen einer allgemeinen Gunst unter den Tafelfischen, und um den Bedarf zu decken, müssen alljährlich umfassende Maßregeln getroffen werden. Denn obwohl der Karpfen überall bei uns in Teichen und Flüssen vorkommt, so bildet doch die rationell betriebene Zucht die Hauptbezugsquelle dieses ausgezeichneten Nutzfisches. Zu seinem Wohlgeschmack ist es erforderlich, daß der Karpfen nicht „muddig" ist, und darum sind die besten Sorten auch immer jene, die in Teichen mit gut bewachsenem Lehmboden gezogen sind. Bei uns zulande sind es hauptsächlich Schleswig-Holstein und Mecklenburg, die diesen Bedingungen entsprechen. Diese unsere einheimische Teichwirtschaft reicht aber bei weitem nicht aus, sobald die Weihnachtszeit herrannaht und mit ihr sich die Nachfrage nach Karpfen ins riesenhafte steigert. Eine Großstadt wie Hamburg gebraucht jährlich über 8000 Zentner Karpfen, die von Ende September bis gegen Weihnachten dahin gelangen; davon bezieht eine einzige Firma allein etwa 5000 Zentner, teils aus eigenen Züchtereien der Umgegend, zum weitaus überwiegenden Teil jedoch aus Böhmen und der Niederlausitz.

In Böhmen ist es der kleine Ort Frauenberg an der Moldau, von dem aus der Haupttransport stattfindet, dem sich später der Niederlausitzer Transport anschließt.

Frauenberg, eine Fideikommißherrschaft im Besitz des Fürsten von Schwarzenberg, birgt in seinen etwa

17 515 Hektar umfassenden Ländereien außer ausgedehnten Waldungen an 300 Fischteiche. Gegen Herbst ist der Karpfen nach etwa dreijähriger Zucht so weit gediehen, daß er 3—5 Pfund wiegt und jetzt am schmackhaftesten ist. Nun wird mit dem Versand der marktfähigen Fische begonnen. Auf den in der Nähe von Frauenberg befindlichen Kahnbaustellen werden große, zwölf Meter lange Transportkasten gebaut. Die Tiefe dieser Kasten darf nur 30 Zentimeter betragen wegen des teilweise sehr niedrigen Wasserstandes der zu befahrenden Strecke. Jeder Kasten ist durch eine starke Mittelwand in zwei gleiche Hälften geteilt und diese wiederum in je acht Abteilungen; früher war diese Einrichtung noch nicht gebräuchlich, so daß bei einem etwaigen Leckspringen der Kasten sofort die ganze wertvolle Ladung entschlüpfen konnte, während jetzt bei der vorgenommenen Absonderung nur ein kleiner Teil der Karpfen zu entwischen vermag. Aus je drei Fischkasten wird nunmehr ein „Transport" zusammengestellt, indem die Kasten durch starke Längs- und Querbäume zu einem langen Floß vereinigt werden; auf dem Mittelkasten erhebt sich aus roh zusammengeschlagenen Brettern eine kleine Hütte, die das obere Bild S. 2187 wiedergibt, und die den Flößern für die Dauer der Reise sowohl wie auch für ihren späteren Aufenthalt in Hamburg als Wohn- und Schlafgemach dient.

Abwiegen der Karpfen.

Jeder Fischkasten wird bis zu hundert Zentnern mit Karpfen beladen, und der Transport kann abgelassen werden. Die Fahrt führt zunächst durch wildromantische Felspartien, die sich zu beiden Seiten der Moldau auftürmen; an alten Schlössern und zerfallenen Burgen vorbei nehmen die Flöße ihren Weg, doch bald gestaltet diese Fahrt sich zu einer besonders gefährlichen und mahnt zur besonderen Vorsicht! Drei Wehre, die bei Moldautein den Mühlen das Wasser aufstauen, müssen überwunden werden. Da heißt es aufgepaßt, damit der mühsam bis hierher geleitete Transport nicht aus den Fugen geht oder gar einer der vollbesetzten Fischkasten bei dem Sturz über die zwei bis drei Meter hohen Wehre auf dem steinigen Grund der Moldau ein Leck erhält und die Beute entschlüpfen läßt. Es bedarf gewaltiger Anstrengung der aus fünf bis sechs Mann bestehenden Besatzung der Flöße, um diese nicht aus der Gewalt zu verlieren. — Sind die Wehre glücklich passiert, und haben die Flöße keinen Schaden genommen, dann wird hier eine Ruhepause gemacht und das Floß vor Anker gelegt. Bald flattert auf dem primitiven hölzernen Kochherd ein lustiges Feuer, und ein kräftiges Mahl stärkt die Flößer zu neuer Tätigkeit. Am andern Tag geht es wieder weiter den Fluß hinunter, vorüber an Prag, der altehrwürdigen Hauptstadt Böhmens, und man macht erst bei Pirna halt; hier



Karpfenverkauf auf der Binnenalster in Hamburg: Ein Riesenkarpfen.



Böhmische Karpfenflößer auf der Binnenalster in Hamburg.

kommen die Niederlausitzer Kasten dazu und werden dem Transport angehängt. Ein Teil der Karpfen bleibt gewöhnlich schon in Pirna und wird von hier aus weiterverkauft, während die aus Döbra, Deutschbaselitz, Skadow usw. hinzukommenden Karpfen mitsamt den noch übrigen nun schleunigst nach Hamburg weitergehen.

Die Flöße gelangen bei einigermaßen günstigem Wetter und gutem Wasserstand in etwa 15 bis 17 Tagen nach Hamburg. Es kommt jedoch auch vor, daß 30 bis 35 Tage gebraucht werden. Den Karpfen schadet diese lange Fahrtdauer nichts; sobald die Fische nur gesund in die Transportkasten gelangt sind, halten sie auch die Reise aus und gelangen meist wohlbehalten an ihrem Bestimmungsort an, um sodann in den mitgeführten Transportkasten daselbst auf dem großen Bassin der Hamburger Binnenalster gelagert zu werden. Hier werden sie nach und nach an die einzelnen Konsumenten abgegeben. Ein eigenartig anheimelnder Anblick — inmitten der großen städtischen Prachtbauten der alten Hansestadt! Mancher mag wohl vorübergehen und verwunderte Blicke auf dies Stückchen fremdes Leben werfen, ohne zu ahnen oder darüber nachzudenken, eine wie weite Reise die schmucklosen Holzbauten mit ihren Insassen zurückgelegt haben! E. Stender.



Die Karpfen werden sortiert.

Neue Kostüme für den Winter.

Hierzu 6 Aufnahmen von E. Schneider.




1. Rodelkostüm mit Breeches und gestrickter runder Mütze.

Es käme einer Geschmacklosigkeit nahe, brauchte man das Wort „Mode“ auch für die winterliche Sportkleidung und -Ausrüstung. Mit der Mode im engeren Sinn hat der sportliche Winteranzug so gut wie nichts zu tun. Die sportliche Betätigung in der reinen, klaren Winterluft, ganz gleich welcher Art sie ist, gibt Körper und Seele unendlich viel Frische. Der Ausblick auf die sich in funkelndem Weiß dehnenden Höhen und Abhänge, der winterliche Wald, dessen nackte Bäume sich seltsam deutlich in die Luft recken, oder das Gewirr schneebeladener Fichtenzweige, das im Schein der Mittagsonne wie Silberfiligran leuchtet, steht keinem Bild sommerlicher Pracht an Schönheit nach.

Einige fashionable Orte der Schweiz begannen, auch im Winter ihre Räume für Gäste zu öffnen und neben den Eisbahnen Ski-, Rodel- und Bobsleighwege zu pflegen. Mit welcher Begeisterung der Wintersport aufgenommen wurde, beweisen die zahllosen Höhenluftkurorte unserer deutschen Heimat, die vielen im Harz, Riesengebirge, im Schwarzwald, in Thüringen und anderen Gebieten verstreut liegenden einzelnen Hotels, die jetzt durch den Draht eifrig ihre Kälte- und Schneeverhältnisse ankündigen.

Wer aber ohne sachgemäße Ausrüstung bei zehn Grad unter Null sich stundenlang im Freien aufhält, muß sich mit einer praktischen Ausrüstung versehen. Am zweckmäßigsten für Rodlerinnen und Schneeschuhläuferinnen sind entschieden Breeches (Abbildung 1), auf deutsch Sporthosen, für die sich bisher wenig Damen entschließen konnten und lieber bei den Röcken aus Shetlandfries oder Flauschstoffen blieben. Aus englischen Flauschstoffen in zwei verschiedenen Farben sind jetzt vielfach Sweater, Jacken und Mützen gemacht. Sie kommen an Wärme den handgestrickten völlig gleich und erfüllen damit ihren hauptsächlichsten Zweck. Die Mützen, von denen die Abbildungen 1, 2 und 6 einige charakteristische Proben geben, variieren in den verschiedensten Formen und ver-




2. Schneeschuhkleid aus lila Flauschstoff mit passendem Baschlik.



3. Jackenkostüm aus Schilfleinen für Luftschiffahrt



4. **Eislaufkostüm**
aus grünem Samt mit Opossum.

Feuchtigkeit trotzendem Gewebe. Bei dem Schlittschuhlaufen ist Luxus schon eher am Platz, besonders da man diese Kunst vielfach in Eispalästen übt, wie sie heutzutage schon in verschiedenen größeren Städten zu finden sind. Sehr fest sind Samtkostüme mit Pelzbesatz mit passenden, die Ohren schützenden Kopfbedeckungen, wie Abb. 4 zeigt. Der Muff in seiner größten Ausdehnung darf dabei natürlich auf keinen Fall fehlen.

Ein Entoutcaskleid für Reise und Sport, dem seine besondere Eigenart nicht gar zu sichtbar aufgedrückt ist, dürfte Damen mit weniger großen Ansprüchen sehr willkommen sein (Abb. 5). Dieses Kleid aus grünlichem englischem Stoff mit einem Ansatz von Grün an Rock und Jacke und dem flotten passenden Hut repräsentiert das übliche



5. **Sportkostüm**
aus Homespun mit grüner Garnitur.

suchen, neben der Zweckmäßigkeit möglichst kleidsam und ein klein wenig kokett zu erscheinen. Es muß gleich vorweggesagt werden, besonders vorteilhaft sieht man selbst in der schönsten Wintersportausrüstung nicht aus, denn es ist ganz natürlich, daß hier alles weniger auf modischen Geschmack zugeschnitten ist, sondern rein praktischen Zwecken dient.

Das Neuste auf diesem Gebiet ist ein Schal, der sich abnehmen, aufrollen, zuknöpfen und in einen Muff verwandeln läßt (Abbildung 6). Natürlich ist das Schuhzeug vollkommen wetterfest und die Gaiters (Wickelgamaschen) trotz der modernen, hübschen, sichtbar zu tragenden Strumpfbänder aus solidem, jeder



6. **Wintersportkostüm aus grünem Flausch mit weißem Besatz.**
Wollener Schal als Muff.

Sportkleid, wie es allgemein beliebt und recht viel getragen wird.

Der Anzug der Aviatikerin blickt noch auf eine zu kurze Zeit zurück und harrt seiner charakteristischen Entwicklung. Wenn heutzutage die Luftschiffahrt auch bereits von Damen mit Erfolg betrieben wird, so zeigt die Mode auf diesem Gebiet doch noch keine allzu große Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit. Man ist auf eine ziemlich kleine Anzahl von Modellen angewiesen. Das Kostüm auf Abb. 3 ist aus wasserdichtem Schilfleinen und hat einen geteilten Rock. Die Jacke ist mit Kamelhaarstoff gefüttert. Sehr originell ist die Haube, die unter dem Kinn durch eine Bandschleife gehalten wird. D. A.

Bilder aus aller Welt.

Vor kurzem wurde in Königsberg, der Stadt der reinen Vernunft, ein Schiller-Denkmal enthüllt. Dieses wurde von dem Lehrer an der dortigen Kunstakademie Prof. L. Cauer modelliert. Das Denkmal steht in unmittelbarer Nähe des Rauchschen Kant-Standbildes.

Eine besondere Ehrung wurde dem bekannten Pianisten Prof. Willy Burmester in Darmstadt zuteil, indem ihm der Herzog von Koburg-Gotha den Titel Geheimer Hofrat verlieh.



Das neue Schillerdenkmal in Königsberg.

Vor wenigen Tagen verstarb der Seniorchef des bekannten großen Weinhauses Wilhelmj, der Obergerichtsprokurator A. Wilhelmj in Wiesbaden, im Alter von 89 Jahren.

In Windhuk wurde eine evangelische Christuskirche unter großer Beteiligung aller dort lebenden Deutschen eingeweiht. Der stimmungsvolle, die Umgebung wirkungsvoll beherrschende Bau wurde von Herrn Baumeister Redecker ausgeführt.

Graziöse Bilder bietet oft eine Ballettprobe dar. Die jungen und hübschen Elevinnen üben unter der Leitung des gestrengen Ballettmeisters die Pas und Attitüden, die im gleißenden Licht

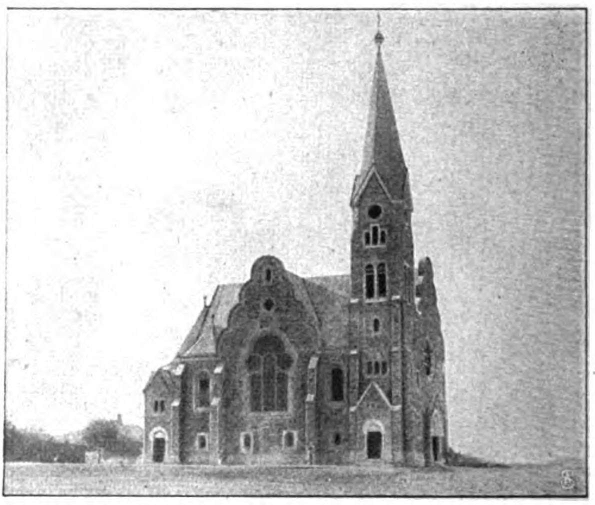




Hofphot. E. Bieber.

Prof. Willy Burmester, wurde vom Herzog von Koburg-Gotha zum Geheimen Hofrat ernannt.

Ob.-Ger.-Prokurat. A. Wilhelmj † Seniorchef der bekannten Weinfirma Wilhelmj.



Die neue evangelische Christuskirche in Windhuk.



Eine Ballettprobe im königlichen Hoftheater in Hannover. Hofphot. A. Meyer.



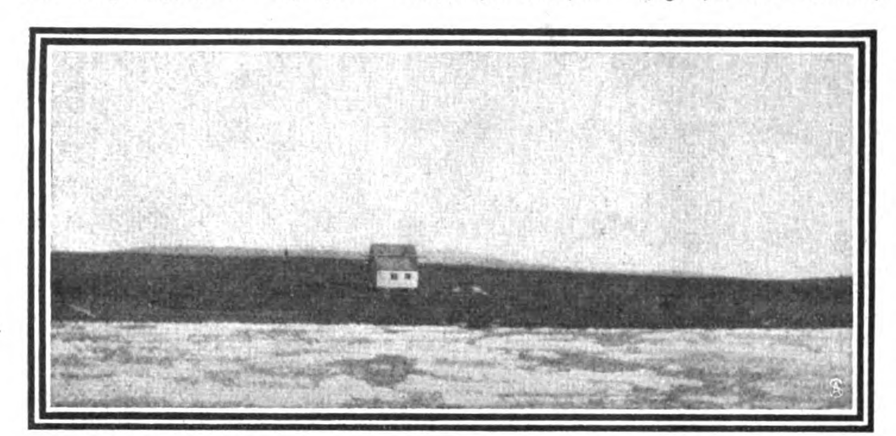
Hofphot. T. H. Voigt.

Aus der Gesellschaft: Frau von Lang-Puchhof, geb. Freiin von Reischach,
mit ihrem berühmten Perlenschmuck.

der Rampen das Publikum entzücken. Unser Bild zeigt eine Balletprobe im Königlichen Hoftheater zu Hannover.

Es gibt eine ganze Reihe berühmter Familiengeschmeide. Einen besonders bewunderten Perlenschmuck besitzt Frau von Lang-Puchhof, die Schwester des kaiserlichen Oberstallmeisters Freiherrn von Reischach und Witwe des bekannten und seinerzeit erfolgreichen Rennstallbesitzers von Lang-Puchhof.

Die dänischen Forscher haben stets einen besonderen Eifer gehabt, in die arktischen Regionen Grönlands vorzudringen. Jetzt hat der bekannte, in Grönland geborene Pionier Knud Rasmussen unter dem 77. Grad nördlicher Breite in Grönland ein Haus erbaut, um die dort lebenden etwa 80 Eskimos zusammenzuschließen und einer geordneten Erwerbstätigkeit zuzuführen.



Das nördlichste Haus der Welt.
Unter 77 Grad nördlicher Breite an der Nordsternbucht, bewohnt von Knud Rasmussen, Peter Wamberg u. P. Freuchen.

Der Ballettmeister der k. k. Oper in Wien Josef Haßreiter feierte sein 40jähriges Dienstjubiläum.

In Darmstadt starb der bekannte Historiker Hofrat Dr. Kofler, „der hessische Schliemann".

Große Erfolge errang Frl. Wanda Achsel als Mitglied der Würzburger Oper.

Kapellmeister Hermann Abendroth wurde zum städtischen Musikdirektor in Essen ernannt.

In München beging die Sektion München des Internationalen Vereins der Hotel- und Restaurationsangestellten durch eine wohlgelungene Feier ihr 25. Jubiläum.



Josef Haßreiter,
Ballettregisseur der Wiener Hofoper, feierte sein 40jähriges Jubiläum.



Hofrat Dr. Kofler †
bekannter Historiker, Darmstadt.



Phot. Schneider.
Frl. Wanda Achsel,
erfolgreiches Mitglied der Würzburger Oper.



Phot. J. Maaß.
Kapellmeister H. Abendroth,
wurde zum städtischen Musikdirektor in Essen ernannt.



Hofphot. Obergaßner.

Die Teilnehmer nach dem Festmahl.

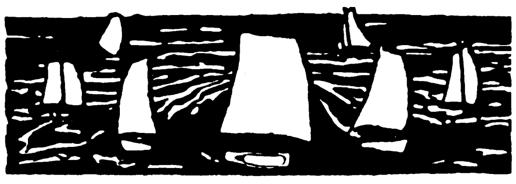
Das 25. Jubiläum der Sektion München des Internationalen Vereins der Hotel- und Restaurationsangestellten (Genfer Verband).

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 52. Berlin, den 24. Dezember 1910. 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 52.



Die sieben Tage der Woche.

15. Dezember.

Die Bundesversammlung der Schweiz wählt zum Bundespräsidenten den bisherigen Vizepräsidenten Marc Ruchet (Portr. S. 2200).

In Hamburg trifft die Nachricht ein, daß der Dampfer Palermo bei Kap Corrubedo an der Westküste Spaniens mit fünf Passagieren und der achtzehn Köpfe starken Besatzung untergegangen ist.

Die französische Deputiertenkammer genehmigt in dringlicher Beratung ein Gesetz, durch das auf automatische Feuerzeuge eine progressive Steuer von 2 bis 40 Frank gelegt wird.

16. Dezember.

Die vom Bundesrat angenommenen Entwürfe einer Verfassung und eines Gesetzes über die Wahlen zur Zweiten Kammer von Elsaß-Lothringen werden veröffentlicht.

Der preußische Landtag wird zum 10. Januar einberufen.

17. Dezember.

Der frühere dänische Justizminister Alberti wird wegen Betruges und Unterschlagungen im Betrag von 15½ Millionen Kronen zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt.

England wird von einem verheerenden Sturm heimgesucht, der enorme Verwüstungen anrichtet.

Der Kronprinz trifft in Haidarabad ein, wo er vom Nizam mit dem Thronfolger und den Spitzen der Behörden empfangen wird.

Der holländische Kriegsminister General Cool gibt seine Entlassung.

18. Dezember.

Aus Bremen wird gemeldet, daß ein Fischerkutter auf hoher See die Leiche des Leutnants Lange gefunden hat, der am 13. November in Rheinelbe bei Gelsenkirchen mit dem Ballon „Saar“ aufgestiegen war.

19. Dezember.

Ueber Neuyork kommt aus Mexiko die Nachricht, daß eine 1000 Mann starke Regierungstruppe bei Lajunta von den Insurgenten total aufgerieben worden ist.



Weihnachten.

Von Propst Gustav Kawerau.

Ein Festkalender der römischen Kirche, der aus der Mitte des 4. Jahrhunderts stammt, ist für uns das älteste, sichere Zeugnis, daß man am 25. Dezember die Geburt Christi als christliches Fest beging. Es mag immerhin sein, daß dieser Feiertag nicht gerade damals erst als etwas Neues aufgekommen ist, aber jedenfalls war noch ein halbes Jahrhundert vorher ein Weihnachtsfest am 25. Dezember etwas Unbekanntes, während von der Mitte des Jahrhunderts an sich verfolgen läßt, wie in siegreichem Vorrücken das neue Fest immer weitere Gebiete der Kirche, nicht im Abendland allein, sondern auch im Morgenland eroberte. Keine Spur führt darauf, daß man ein sicheres, geschichtliches Wissen von dem Tag der Geburt Jesu besaß. Wohl haben Festprediger, als das Fest in Aufnahme gekommen war, kühne Versuche gemacht, aus der Kombination von Bibelstellen einen Beweis dafür zu erbringen, daß die Kirche den richtigen Geburtstag Christi in ihrem Fest feiere. Und noch jüngst hat man den Versuch gemacht, auf verschlungenen Wegen aus astronomischen Angaben über „den Stern der Weisen“ den 25. Dezember als den geschichtlichen Geburtstag des Herrn nachzuweisen. Aber nur wenige werden geneigt sein, solchen Beweisführungen irgendwelchen geschichtlichen Wert beizumessen. Die Wahl des Tages will nicht aus geschichtlichen Erinnerungen oder aus Berechnungen, sondern lediglich aus einer naheliegenden und beziehungsreichen Symbolik erklärt werden. War doch der 25. Dezember den Alten der Tag der Wintersonnenwende, der Tag, von dem an die Sonne sieghaft den Kampf

HANNS ANKER

mit der Finsternis, mit dem Winter und seinen Mächten wieder anhebt. Wir wissen ja, was für eine bedeutsame Rolle in den Endzeiten des römischen Reiches der Kultus der Sonne gespielt hat, wie stark vom Orient her die Verehrung des Sonnengottes auch im Abendland Propaganda machte, wie für so viele auch unter den Gebildeten, denen der antike Götterhimmel seine Bedeutung verloren hatte, doch die Sonne als erleuchtende und lebenschaffende Macht das greifbare und verständliche Symbol der Gottheit war. Da müssen wir es als einen glücklichen Griff bezeichnen, daß die Kirche den Tag der „unbesiegten Sonne“ zum Geburtstag Christi machte und damit die verständliche Anknüpfung an Vorgänge des natürlichen Lebens für alle die Gedanken sich schuf, die mit der Betrachtung Christi als des Lichtes der Welt und „Aufganges aus der Höhe“ sich verbanden. „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“ „Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle.“ Kein Wunder, daß solche Worte und Gedanken der Heiligen Schrift fortan im Weihnachtslied wiederklingen. Die alte Kirche sang schon im Weihnachtshymnus: Jam nata lux est et salus —

„Geboren ist das Licht uns heut,
Der Tod besiegt, die Nacht zerstreut!“

In Martin Luthers Weihnachtslied klingt dieser Ton weiter:

„Das ewge Licht geht da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein,
Es leucht wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht“ — —

und Paul Gerhardt nimmt es wieder auf in dem persönlich gefaßten Bekenntnis:

„Ich lag in tiefer Todesnacht,
Du warest meine Sonne.“

Und wenn ein Correggio die Weihnachtsgeschichte so malt, daß in dunkler Nacht alles Licht von dem Kind ausgeht, so hat er mit seinen Farben auch nur das gleiche bezeugen und zum Ausdruck bringen wollen.

Mit der Fixierung der Geburt Christi auf den 25. Dezember war von selbst gegeben, daß der Geburtstag des sechs Monate älteren Johannes des Täufers nunmehr selbstverständlich auf den 24. Juni, den Tag der Sommersonnenwende, fiel. Auch dies kein geschichtliches Datum, aber ein Datum, das zu sinniger Betrachtung aufforderte. Denn hatte nicht der Täufer gesprochen: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“? Konnte man die Tage beider sinniger ansetzen als den einen da, wo nach dem kürzesten Tage das Licht wieder zunimmt, den andern am längsten Tag, von dem an die Abnahme des Lichtes beginnt?

Getragen von einer Fülle geistlicher Gedanken und Beziehungen, hat das Weihnachtsfest seinen Siegeszug gehalten und behauptet seine Kraft und Wirkung bis auf den heutigen Tag. Und unser deutsches Volk darf sich dessen rühmen, daß es mit besonderer Innigkeit dieses Fest sich zu eigen gemacht und es zu einem christlichen Volksfest von unverwüstlichem Zauber ausgestaltet hat. Mit kindlicher Naivität haben unsere Altvordern, vom 25. Dezember geleitet, die ganze Weihnachtsgeschichte in deutsche Winterlandschaft übertragen. Wohl keins der alten Weihnachtspiele läßt es sich entgehen, das Mitleid der Zuschauer zu erwecken mit der Reise Josephs und Marias nach Bethlehem zu kalter Winterzeit. Eine beliebte Szene in diesen Festspielen war es, wenn die Hirten auf dem Feld in grimmig kalter Dezembernacht ihre frierenden Glieder zu wärmen suchten. Und wie klingt auch noch in unsern Weihnachtsliedern diese Vorstellung nach! Jedesmal wird zu Weihnachten wieder von Kindern und von Alten das liebliche: „Es ist ein Ros' entsprungen“ angestimmt, das Lied von der Rose, die aus der Wurzel Jesse hervorgewachsen ist,

„Und hat ein Blümlein bracht,
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht.“

Mag ein kritischer Verstand sich an solchen Worten ärgern und sich berufen fühlen, mit seiner wohlfeilen Aufklärung dazwischenzufahren, wer Sinn für Volkspoesie hat, der wird an solchen Zügen seine helle Freude haben. Denn sie weisen auf ein Volksgemüt hin, das die Erzählung von Gottes Wundergabe in der Geburt seines lieben Sohnes sich wirklich zu eigen gemacht hat. Unsere nüchterne Zeit läuft ja Gefahr, die Poesie des Weihnachtsfestes über ihrer Vielgeschäftigkeit zu verlieren. Aber wer etwa auf dem Land Christvespern am Abend des 24. Dezember mitgemacht hat, wenn trotz des Winterwetters draußen Alte und Junge zur Kirche eilen — diesmal die Jungen mit dem Bewußtsein, daß diese Feierstunde ihnen ganz besonders zugehöre — und jeder sein Licht mitbringt, das in der Kirche angezündet wird, und das Gotteshaus von all den Lichtlein durchleuchtet ist, dazu die Weihnachtsbäume mit ihrem Lichterglanz am Altar, und dann die alten, lieben Weihnachtslieder gesungen werden, der weiß etwas von der Freude, die alle Jahre wieder das Christfest in den Herzen der Kinder erweckt, und wie die Alten in dieser Freude die Mahnung erhalten: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in Gottes Reich kommen.“

Nun wollen wir es in diesem Jahr wieder feiern, unbeirrt darum, daß gerade in dem abgelaufenen Jahr ein verstiegener kritischer Scharfsinn unser Volk mit der Entdeckung zu

beunruhigen suchte, daß dieser Jesus ja gar nicht gelebt habe, sondern nur das Produkt eines mythenbildenden Triebes sei. Ich weiß nicht, ob es andern Lesern auch so gegangen ist wie mir, der ich, als dieser Streit angefacht wurde, so lebhaft an Immermanns Münchhausen erinnert wurde, nämlich an jene Szene, wo der Mann der grotesken Lügen den Streit schildert, der sich nachts unter den Büchern in seinem Schrank erhoben habe. Da erzählt Münchhausen von dem Straußschen Leben Jesu und gibt — in starker Uebertreibung — als Inhalt dieses Buches an, „es gönne dem Heiland nicht einmal sein Dasein in den Evangelien, sondern behaupte, die apostolische Kirche sei eine Art von Aktiengesellschaft gewesen, die sich den Erlöser auf gemeinschaftliche Kosten angeschafft habe, weil sie ihn bedurft". Diese Worte kommen mir nicht aus dem Sinn, wenn ich diese neueste Phase im geistigen und religiösen Leben unseres Volkes bedenke. Aber ich werde dann auch den Gedanken nicht los: es ist ja nur eine Münchhauseniade, die vor dem Tageslicht nicht standhält, und tröste mich des gesunden Sinnes unseres Volkes, der dieser Art von Entdeckungen bald überdrüssig werden wird und sich seine Weihnachtsfreude nicht verderben lassen will durch solche Extravaganzen. Wer etwas von den Strahlen des Lichtes, das von Christus ausgeht, im eigenen Herzen aufgenommen hat, der weiß und hat eine unmittelbare Empfindung dafür, was aus der Welt würde, wenn wir den Namen „Christus" aus ihr hinwegstreichen müßten. Die alte Kirche hat mit ihrer Lichtsymbolik recht gehabt und das Rechte getroffen. Wo nur immer uns der, von dem die Evangelien erzählen, in Wort und Werk entgegentritt, da spüren wir ein Licht und ein Leben und eine Liebe, wie die Welt vorher sie nicht gekannt. Und wo seither solche Kräfte unser eigenes Leben erneuernd, vertiefend, erlösend, befreiend umgeben, da erkennen wir in ihnen Licht von seinem Licht. Man sagt wohl, für die Alten unter uns werde Weihnachten mit jedem Jahr stärker das Fest der Jugenderinnerungen. Bilder aus der eigenen Kindheit tauchen wieder auf, Erinnerungen ans Elternhaus werden wieder lebendig, und viele haben die heilsame Kraft solcher Erinnerungstunden erfahren. Aber es wäre traurig, wenn das Fazit der Weihnachtsgedanken nur die Rückerinnerung an Verklungenes und Vergangenes in unserm Leben wäre. Was es um das Licht ist, das Weihnachten in die Welt gebracht hat, das sollen wir wohl als solche, die des Lebens Kampf und Not und die Versuchungen des eigenen Herzens kennen gelernt haben, besser verstehen als die Kinder. Feiern diese mit lautem Jubel, mit unreflektiertem, unmittelbarem Dahinnehmen der göttlichen Liebesbotschaft, aber auch mit einem eigentümlichen Durcheinander von göttlicher und menschlicher Liebe, heiliger und irdischer Freude, so sollen wir um so klarer durch alle Hüllen hindurch auf den Kern der Sache gehen und inmitten der Poesie des Festes der großen Tatsache in eigener Erfahrung uns freuen: „Also hat Gott die Welt geliebt . . !"

* * *

❖ Unsere Bilder ❖

Ein neues Bild der Kaiserin (Abb. S. 2198). Wir freuen uns, unsern Lesern die neuste photographische Aufnahme der Kaiserin Auguste Viktoria darbieten zu können. Die Züge der hohen Frau sind auf dem wohlgelungenen Bild mit großer Naturtreue festgehalten.

Prinzregent Luitpold und sein ältester Urenkel (Abb. S. 2199). Die drei Urenkel des Prinzregenten Luitpold von Bayern sind Kinder seines ältesten Enkels, des Prinzen Ruprecht. Der älteste dieser jungen Prinzen, der im 11. Lebensjahr steht, trägt den Namen seines Urgroßvaters.
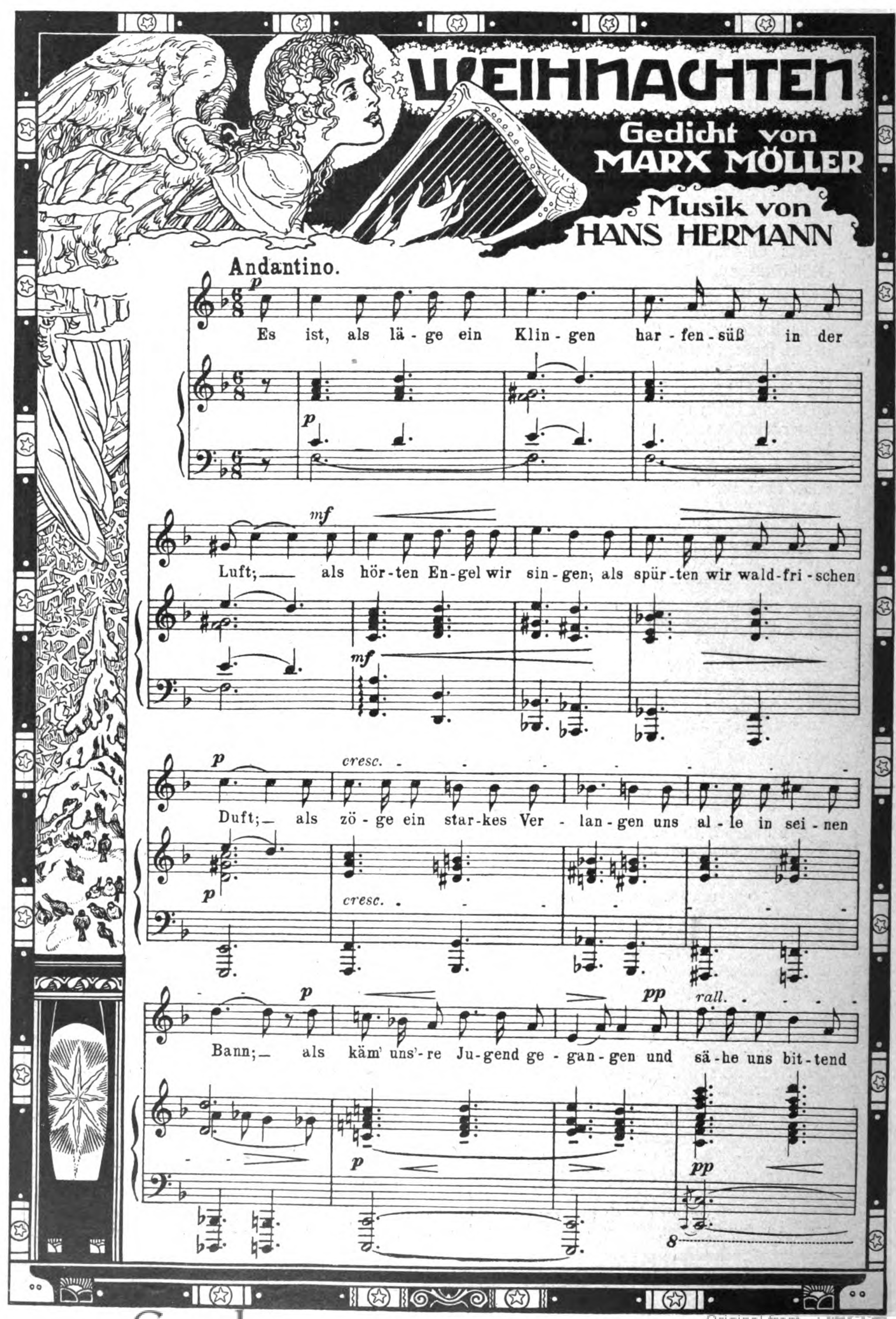
Die Anstalt für Frauen-Hausindustrie in Wien (Abb. S. 2199), die unter dem Protektorat der Erzherzogin Maria Josepha steht, hat kürzlich den Besuch des Kaisers Franz Josef erhalten. Der Monarch kam in Gesellschaft der Erzherzogin und des Arbeitsministers in die Anstalt und besichtigte sie eingehend.
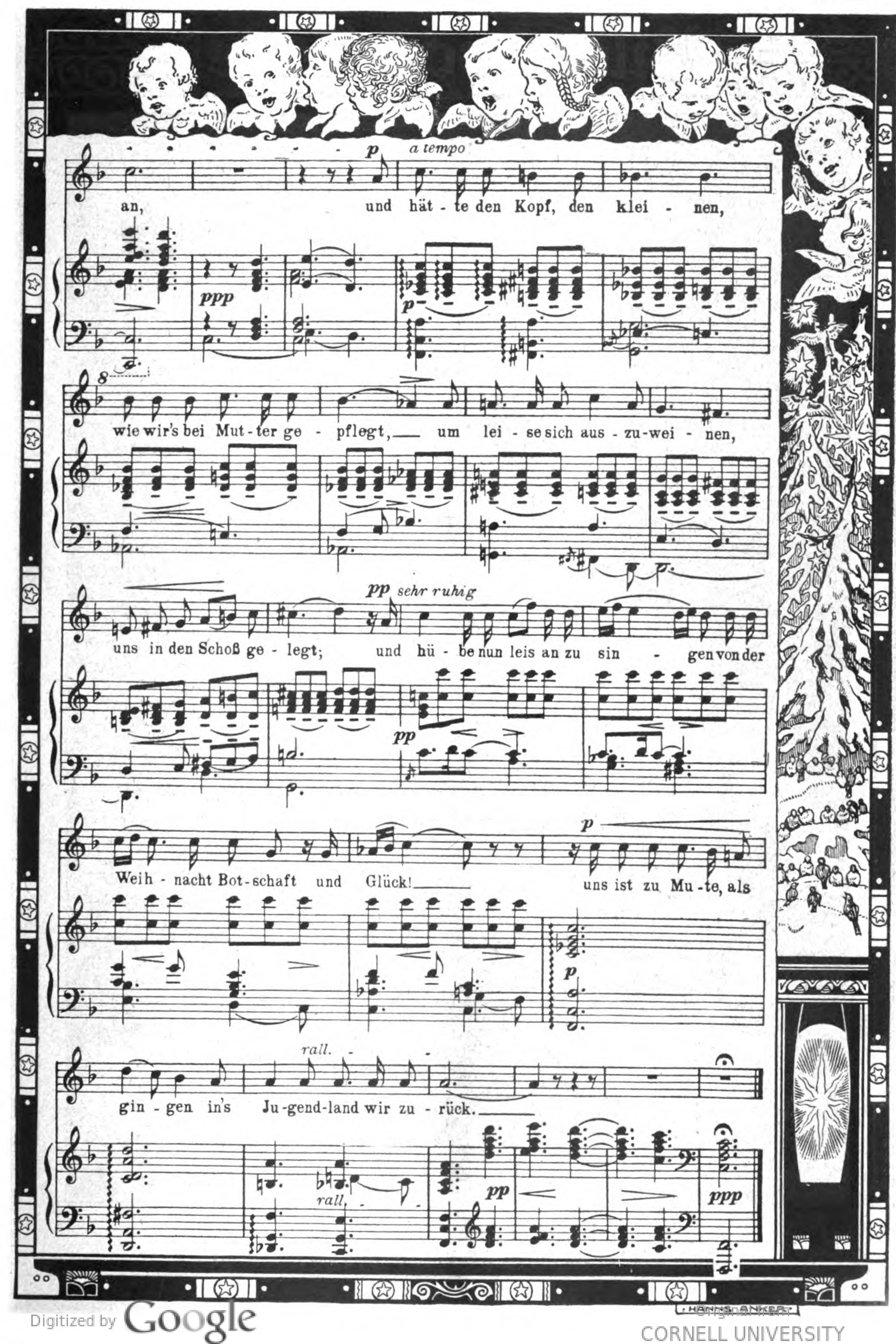
Andrew Carnegie (Abb. S. 2199), der amerikanische Milliardär und Philanthrop, der schon so große Summen für ideale Zwecke geopfert hat, stellte zur Unterstützung der Weltfriedensbestrebungen zehn Millionen Dollars zur Verfügung. Die Stiftung wird von einem dazu eingesetzten Komitee verwaltet.

Die Herzogsfamilie von Connaught (Abb. S. 2200), die nach Südafrika gekommen war, um der Einweihung des ersten Bundesparlaments der neuen Union beizuwohnen, hat nach den zivilisierten Gegenden des Südens auch die tropischen Länder im Norden Britisch-Südafrikas, im Flußgebiet des Zambezi, bereist. Die hohen Reisenden besuchten die Viktoriafälle und Livingstonia. Sie wurden nicht nur von den dort ansässigen Weißen bewillkommnet, auch die Schwarzen kamen, sie zu begrüßen. So wartete Lewanika, der schwarze König der Barotse, dem Oheim des Königs von England und seiner Familie auf.

Personalien (Abb. S. 2200). Der Bundesrat der Schweizerischen Eidgenossenschaft hat seinen bisherigen Vizepräsidenten M. E. Ruchet zum Bundespräsidenten gewählt. Ruchet fungierte früher im Bundesrat als Departementschef des Innern. — Else Heims, die beliebte Künstlerin des Berliner Deutschen Theaters, hat bei der Aufführung des „Othello" die Desdemona mit dem größten Erfolg dargestellt.




WEIHNACHTEN
Gedicht von
MARX MÖLLER
Musik von
HANS HERMANN
Andantino.
Es ist, als lä-ge ein Klin-gen har-fen-süß in der
Luft; als hör-ten En-gel wir sin-gen; als spür-ten wir wald-fri-schen
Duft; als zö-ge ein star-kes Ver-lan-gen uns al-le in sei-nen
Bann; als käm' uns're Ju-gend ge-gan-gen und sä-he uns bit-tend
cresc.
rall.


p a tempo
an, und hät - te den Kopf, den klei - nen,
ppp
p
wie wir's bei Mut - ter ge - pflegt, um lei - se sich aus - zu - wei - nen,
pp sehr ruhig
uns in den Schoß ge - legt; und hü - be nun leis an zu sin - gen von der
pp
p
Weih - nacht Bot - schaft und Glück! uns ist zu Mu - te, als
p
rall.
gin - gen in's Ju - gend - land wir zu - rück.
rall.
pp
ppp

Bilder vom Tage

Kaiserin Auguste Viktoria.

Neuste Aufnahme von Hofphot. T. H. Voigt, Homburg und Frankfurt a. M.





Phot. Dietrich.

Der Prinzregent Luitpold mit dem Prinzen Luitpold von Bayern.
Urgroßvater und Urenkel.



Mr. Andrew Carnegie (×), der amerikanische Stahlkönig, mit englischen Freunden.
Eine Millionenstiftung für den Weltfrieden.



1. Direktor Dr. Minkus. 2. Arbeitsminister Ritt. 3. Kaiser Franz Josef. 4. Erzherzogin Maria Theresia. 5. Erzherzogin Maria Josefa.

Ein Besuch Kaiser Franz Josefs in der Anstalt für Frauen-Hausindustrie in Wien. Phot. R. Lechner.



Lewanika, der König des Barotselands,
beim Tee als Gast des Herzogpaares.



Prinzessin Victoria Patricia von Connaught
läßt sich die Viktoria-Fälle erklären

Von der Reise des Herzogs von Connaught nach Südafrika.



Phot. Fuß.

M. E. Ruchet,
der neue Präsident des schweizerischen Bundesrats.



Phot. Becker & Maas.

Else Heims,
als „Desdemona" in der Othelloaufführung des Deutschen Theaters in Berlin.





Der dicke, graue Dezembernebel, der sich über Nacht in den Straßen zusammengeballt hatte, lag noch immer eingeklemmt zwischen den Häusern, widerstand dem Licht der Straßenlaternen, die man trotz der zehnten Morgenstunde hatte brennen lassen, nahm nur einen rötlich schimmernden Saum von ihm an und umgab alles Leben mit einer geheimnisvollen Lautlosigkeit. Das Geräusch der Straßenbahn wurde von ihm aufgesogen und auf dem Bürgersteig der hastende Schritt der Fußgänger. Wo aus einem Ladenfenster grell und weiß der Schein elektrischer Lampen fiel, tauchten wie im Tanz Köpfe und Gestalten auf, huschten vorbei und waren im Augenblick wie Gespenster verschwunden.

Vinzenz Torquist im langen Mantel mit hochgestülptem Kragen glitt über den Bürgersteig. Der weiche Filzhut saß ihm tief in der Stirn, und da das Kinn im Mantelkragen vergraben stak, waren in dem faltenreichen Gesicht nichts als die schmale Nase und die weitgeöffneten Augen erkennbar. Die schmale Nase aber sog den Nebel ein, als wäre er gesättigt von dem Weihrauchduft eines Mysteriums, und die Augen forschten in die graue, rötlich beschienene Finsternis mit dem glänzenden Blick eines Wundersehers. Wenn sein derbbeschuhter Fuß unsanft gegen einen Treppenstein stieß oder Knie und Ellbogen der langen Gestalt mit den Gliedmaßen einer jäh aus dem Dunkel emporgewachsenen Person zusammenprallten, tönte aus der Tiefe des Mantelkragens ein heiteres Lachen.

„Es ist wunderschön . . ."

Wieder trieb ein Ladenfenster seinen Lichtkegel in die Nebelmasse. „Musikalienhandlung von Peter Hartmann sel. Erben" stand in bunter Glasmosaik zwischen Notenheften, Blas- und Streichinstrumenten und den Gipsmasken großer Tonkünstler zu lesen. Und Vinzenz Torquist las, sog noch einmal tief den Nebel ein, lachte mit Augen, die da sprachen: Ich weiß, ich weiß, in die dicht verschleierte Welt und trat in den Laden.

„Guten Morgen, Peter Hartmann selig Erben."

„Guten Morgen, großer Kindskopf."

„Du, bring dich nicht von vornherein in Nachteil. Das ist heute ein Fest für Kinder. Nur Kindsköpfe haben den Gewinn davon."

„Solch ein Weihnachtswetter", brummte der Musikalienhändler. „Ist das bei Gott erlaubt? Nicht die Hand vor den Augen sieht man, geschweige meinen Laden."

Vinzenz Torquist legte seinen nebelfeuchten Hut auf einen Stuhl und klappte den Mantelkragen nieder. Sein bartloses Gesicht war von der Luft gerötet, sein angegrautes Haar zog sich in Kringeln um seine Stirn.

„Sieh einmal, Peterlein, es war zu warm in den letzten Tagen, als daß Schnee hätte fallen können. Nun bescherst du deinen Kindern doch auch nicht, indem du vor ihren Augen in der offenen Stube deine Geschenke nur so aufbaust. Das Geben muß von einem geheimnisvollen, ich möchte fast sagen göttlichen Schleier umhüllt sein. Ein Wunder vollzieht sich aus dem Nichts. Und du als der Gebende spürst etwas in dir wie ein Geadeltwerden, weil du dies Wunder vollziehen durftest, und bist plötzlich wer. Und viel mehr als ein Musikalienhändler. Verstehst du das?"

„Ich wollt," meinte der Musikalienhändler lachend, „ich kriegte deine beneidenswerte Seele zu Weihnachten. Die Verpackung wollte ich schon liefern. Und nun komm mal nach hinten ins warme Kontorstübchen, denn dein göttlicher Nebel scheucht mir ja doch die Kundschaft weg."

„Ist es angekommen, Peter?"

„Was?"

„Gott, gibt es denn was anderes auf dem Musikalienmarkt? Das ‚Weihnachtskonzert' von Amadeus Torquist. Das ‚Weihnachtskonzert für Klavier und Violine'. Das neue Opus meines Bruders Amadeus."

„Da liegt es. Ich habe es mir heute morgen im Kopf vorgespielt."

„Schön?" fragte der Besucher hastig und griff nach dem Notenband.

„Es klingt prachtvoll," antwortete der Musikalienhändler, „kostet aber auch zehn Mark."

Vinzenz Torquist holte sein Geldbeutelchen hervor und zählte die Silberstücke leise auf den Tisch. Und ohne aufzublicken, fragte er, über das ganze Gesicht errötend: „Bekomme ich Rabatt?"

„Du bekommst es für sieben Mark und fünfzig."

„Schönen Dank. Willst du nachzählen?"

„Es stimmt", sagte der Musikalienhändler. Und während er das Geld einstrich, meinte er kopfschüttelnd: „Wundern tut's mich doch, daß dein berühmter Bruder dir das nicht einfach ins Haus schickt."

„Der hat an anderes zu denken, Peterlein, als wir armen Schächer."

„Auch daran, daß du nun schon seit acht Jahren seine Tochter bei dir hast?"

„Aber das ist doch gerade das großartig Brüderliche an ihm, daß er mir das Kind gab. Denk doch einmal darüber nach! Mir als Junggesellen vertraute er seine Rosemaria an. Wer hätt das wohl getan?"

„Er konnte sie eben nicht mitnehmen auf seinen Künstlerfahrten, und bei dir hatte sie obenein den besten Musikunterricht der Welt. Das ist kein großes Rechenexempel, mein Lieber."

Vinzenz Torquist erhob sich. Eine ärgerliche Falte erschien auf seiner Stirn.

„Du mußt die Menschen nicht nach deiner Rechenkunst beurteilen, Peter. Wir nähmen uns selber ja die Freude am Leben."

Er griff den Notenband vom Tisch auf. Als die Finger ihn berührten, kehrte das alte Leuchten in seine Augen zurück, und die Finger strichen zärtlich über die Blätter.

„Wie ich mich auf die Musik da freue. Rosemaria bekommt sie zu Weihnachten. Heute abend wird sie gespielt. Komm morgen in der Frühe zu uns und hör sie dir an."

„Wie alt ist deine Nichte jetzt?"

„Sie ist sechzehn. Aber sie ist meine Nichte nicht, sie ist mein Kind. Und, Peterlein, eine Geigerin von Gottes Gnaden."

Der Freund nickte. „Ich sah sie kürzlich: Sie ist ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten."

Da ergriff Vinzenz Torquist Peter Hartmanns Hand, als müsse er ihm für das Wort einen Dank sagen.

„Sie war schön, die Margareta, sie war die Schönste, die es auf der Erde gab. Das meintest du doch damit."

„Sie war deine Braut, Vinzenz. Und heiratete deinen Bruder."

Aber diese Erinnerung schien den fröhlichen Mann nur noch heiterer zu stimmen. „Es war eine Frechheit von mir. Gelt, Peterlein, ich war in meiner Jugend ein frecher Dachs? Die Allerschönste — gerade gut genug für den Vinzenz Torquist! So eine Narrheit! Aber, gottlob, die Margareta wurde zeitig genug von der Narrheit geheilt, als sie den Amadeus sah, dem damals schon die Leute auf der Straße nachliefen. Solch ein Genie war der. Ein Meister auf dem Flügel. Ich daneben nur ein gut empfindsamer Magister. Schönheit und Genie aber gehören zusammen wie zwei edle Rosse vor Apollos Sonnenwagen. Da hat sie das Leben gefunden, das zu ihr paßte, und ich habe sie nicht unglücklich gemacht. Ich bin sehr froh darüber."

„Und glücklich? Mit dem Schemen in der Hand?"

Vinzenz Torquist sah den Freund verwundert an. „Du weißt wirklich zuweilen nicht, was du sprichst. Ist es nicht etwas Tatsächliches, das Kind? Und ist es nicht ein Glücksfall, daß ich sie nach ihrer Mutter Tod bekommen durfte und sie aufziehen und aus der Knospe entwickeln und mich an all dem Frühlingzauber freuen durfte? Und Zeuge sein durfte dieser unglaublichen musikalischen Begabung?"

„Die du so sehr fördertest und steigertest, daß du die meisten deiner Unterrichtstunden in der Stadt und dich selber darüber vergaßest. Erst opfertest du dein Glück dem Bruder und dann dein Leben dem Mädchen. Wer vergilt dir das?"

„Die Freude vergilt mir das. Aber der läßt sich mit deinem Einmaleins nicht beikommen. Nichts für ungut, Peterlein, und fröhliche Weihnachten dir und den Deinen."

„Morgen in der Frühe komme ich, das ‚Weihnachtskonzert' zu hören." —

Vinzenz Torquist glitt, das Paket fest an sich gepreßt, durch den rötlichen Nebel. Das Gespräch hatte er schon vergessen. Ihm war ganz feierlich zumute in der Undurchsichtigkeit der Luft. Ihm war, als ob unter den deckenden Nebelschleiern, unverletzt von den Blicken der Menge, eine lächelnde Mutter ein Kind erzeuge, einen Heiland der Menschenseelen, dessen Sendung es sei, die Sonne in die Welt zu tragen und alles Schwere leicht zu machen. So träumte er und stieß mit Knien und Ellbogen gegen Vorübergehende und Entgegenkommende.

„Es ist wunderschön . . ."

Nach Mittag langte er zu Haus an. Er schleppte einen starken Tannenzweig die Treppe hinauf, den er rasch in seiner Schlafkammer barg. Auch das Notenpaket legte er dort nieder und ein paar Schächtelchen mit Wachsstöcken und Lebkuchen. Dann ging er, hart auftretend, als käme er erst jetzt heim, über den Flur zur Wohnstube.

„Guten Tag, Rosemaria! Ist die Suppe fertig?"

„Sie soll sofort auf den Tisch, Oheim."

Rosemaria lief, und er sah ihr nach, wie sie in der Küche verschwand. „Sie ist wirklich so schön wie die Margareta oder doch wohl noch schöner", sagte er sich und atmete tief und wohlig. „Und daß der Amadeus sie mir für die Margareta gab, das darf ich ihm nicht vergessen, das war eine brüderliche Tat." Er lachte heiter in sich hinein. „Peter Hartmann selig Erben! Dieser alte Pessimist und Skeptiker! Nun, morgen spielen wir ihm das ‚Weihnachtskonzert', daß ihm die Augen übergehen sollen!"

Rosemaria kehrte zurück und setzte den Suppennapf auf den Tisch. „Hoffentlich ist sie geraten, Oheim."

„Prachtvoll, prachtvoll", lobte er und hatte noch nicht den Löffel am Mund. „Was hast du getrieben, Kind?"

„Zwei Stunden Fingerübungen. Anderes ließ die Küche nicht zu."

„Na, warte nur. Vom nächsten Jahr an muß es zu einer Köchin reichen. Und wenn ich den talentlosesten Rangen der Stadt die C-Dur-Tonleiter einpauken müßte."

„Ach, Oheim, das wäre schade um dich."

„Willst du mir ein Kompliment sagen, Kleine? Du spielst heute schon zehnmal besser als ich."

Sie aßen ihre Teller leer und lehnten sich zurück. Die Lampe surrte und beschien das einfache Gemach, in dessen Ecke ein Flügel stand und ein Geigenpult. Die Bilder von Bach, Beethoven und Brahms blickten von den Wänden und unter einem Stich des Sonnenkindes Amadeus Mozart eine große und schöne Photographie von Amadeus Torquist.

Das Mädchen sah die Bilder mit versonnenen Augen an. Seine Gedanken waren noch bei dem Tischgespräch.

„Wie kam es, Oheim, daß du nicht einer wurdest wie diese da?"

„O du kindliche Einfalt: Es kann nicht jeder oben auf der Leiter stehen. Es muß auch welche geben, die die Leiter tragen und halten, damit sie nicht umfällt."

„Ich weiß jetzt," meinte das Mädchen nachdenklich, „daß ein ungeheurer Fleiß dazu gehört, um aus einem Talent mehr als ein Talent zu machen. Wenn ich bedenke, daß Mozart fünfunddreißig Jahre zählte, als er ins Grab mußte . . . Und du hattest doch nicht nur den Fleiß, auch die Begabung. Woran lag es denn, Oheim?"

„Ich hatte keine Zeit."

Sie sah ihn überrascht an, ob er scherzte, und schüttelte ernsthaft den Kopf. „Das mußt du auch nicht zum Spaß sagen, Oheim. Das sagen doch alle die vielen, die eine Ausrede haben müssen."

Vinzenz Torquist klopfte ihr die Hand. „Kind, ich hatte wirklich keine Zeit. Mein Vater war ein tüchtiger Musikant, aber ein schlechter Geschäftsmann. Er hinterließ der Mutter nichts als die beiden Söhne mit den schönen

Musikantennamen Vinzenz und Amadeus. Als der Amadeus geboren wurde, hatte sich sein Geschmack schon geklärt, sonst hätte ich sicher Johann Sebastian geheißen. Nun, ich mußte mit halber Ausbildung vom Konservatorium wieder herunter, um die Mutter zu ernähren. Mit Klavier- und Geigenstunden, weißt du? Und da blieb mir für mich keine Zeit."

„Wie schwer muß dir das Handwerk geworden sein —"

„Schwer? Der Mutter ist es bei Lebzeiten des Vaters nie so gut gegangen. Da gab's kein ‚schwer' mehr."

„Und als Großmutter starb? Da konntest du dich zur reinen Kunst zurückkehren?"

„Da war der Amadeus auf dem Konservatorium, der konnte mehr als ich. Und ich sagte mir: besser ein Ganzer als zwei Halbe und half ihm, damit der Junge mir nicht verhungerte. Das hat sich gelohnt, Rosemaria. Frag die musikalische Welt."

Sie nickte vor sich hin. „Der Vater . . . ! So möchte ich auch werden."

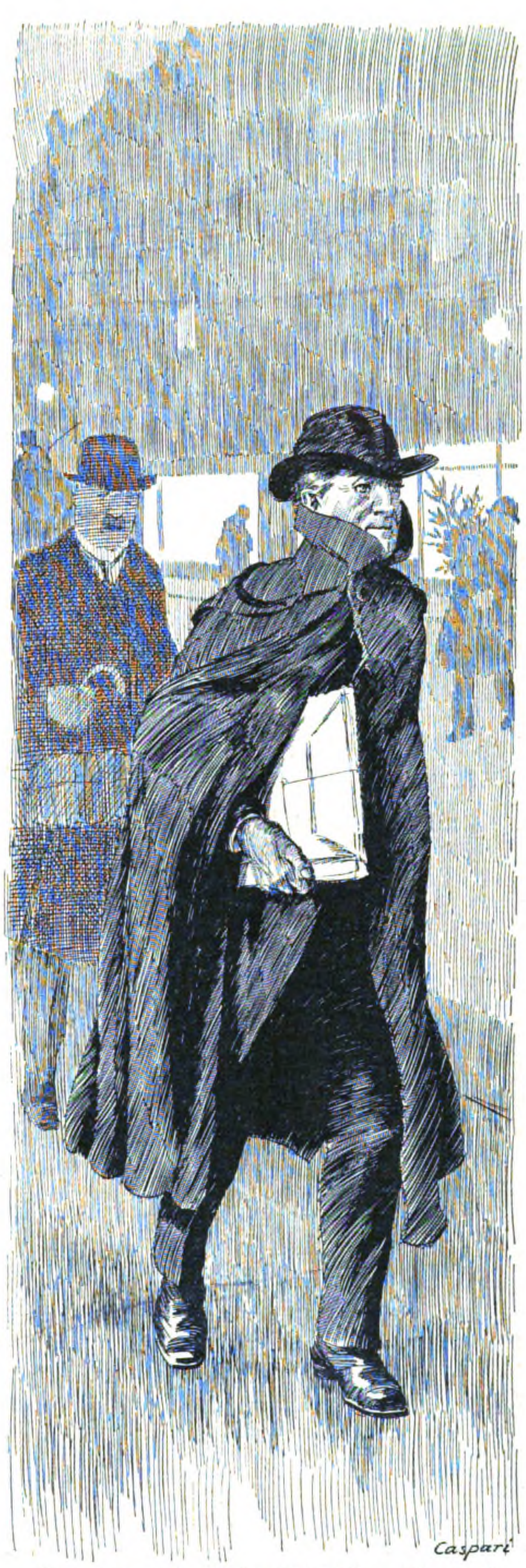
„Am ersten Januar kommt die Köchin."

Da stand sie auf und fiel ihm um den Hals. „Ach du, es gibt ja keinen, der einem die Musik so erschließt wie du. Der so ganz und gar Musik ist, daß man nur hinzuhorchen braucht, um plötzlich alles zu verstehen. Ach du, wie bin ich dir dankbar für deinen Unterricht."

Er horchte noch eine Weile in ihrer Umarmung, ob auch der liebende Mensch in ihm so ein wonniges Streicheln erhielte. Aber ihre Mädchenbegeisterung war bei der Kunst.

„Trag den Tisch ab. Bleib eine halbe Stunde in der Küche. Ich glaub wahrhaftig — der Weihnachtsmann kommt."

Da schob sie hastig das Geschirr auf das Servierbrett und lief hinaus.



„Vinzenz Torquist glitt, das Paket fest an sich gepreßt, durch den rötlichen Nebel . . ."

Vinzenz Torquist aber holte behutsam den starken Tannenzweig aus seiner Schlafkammer, pflanzte ihn in einen großen Blumentopf und besteckte ihn mit den Wachsstöcken. Das verschnürte Notenpaket legte er links und die Lebkuchenschachteln rechts. Dann löschte er die Lampe aus, zündete die Wachsstöcke an und freute sich der aufgebauten Herrlichkeiten. Leise ging er zum Flügel und öffnete ihn. Und ohne sich zu setzen, schlug er ein paar Takte eines Weihnachtsliedes von Cornelius an. Erst als die Tür sich öffnete und Rosemaria langsam ins Zimmer trat, ließ er sich auf seinem alten Klavierschemel nieder und spielte das Lied vom Anfang zum Ende.

„Nun — Rosemaria?"

„Oheim — ich hab — ein Kissen für dich gestickt — damit du — an mich denkst."

„O du Verschwenderin! Brauch ich ein Kissen? Soll ich noch fauler werden? Nein, wie köstlich das in den Farben ist! Das kann nur eine durch und durch harmonische Seele erfinden. Ach, komm her, ich geb dir lieber einen Kuß. So. Und nun schau, ob auch dein Weihnachtsmann galant genug war."

Er rieb sich heimlich die Hände, während sie eilig den Bindfaden des Pakets löste. Dann stand er ganz still und hielt den Atem an. Sie las: „Weihnachtskonzert von Amadeus Torquist. Für Klavier und Violine'." Ganz steif hielt sie den Notenband von sich. „Von meinem Vater . . ." sagte sie, und ihre Augen leuchteten. „Er ist ein ganz Großer, mein Vater."

„Das ist er, mein Kind. Wir können stolz auf ihn sein."

Sie erwiderte nichts mehr. Sie hockte auf einem Stuhl und blätterte lesend in den Noten. Eine Reife, die weit über ihre Mädchenjahre ging, lag in ihren Augen. Und die Umwelt hatte sie vergessen.

„Wollen wir es gleich einmal spielen, Rosemaria?" fragte Vinzenz Torquist, scheu, als ob er sie der Störung wegen um Entschuldigung bitten müßte.

Sie nickte und las weiter . . .

Es pochte an die Tür, und Vinzenz Torquist ging, um nachzusehen. „Eine Depesche?" meinte er verwundert. „Das hab ich seit Jahr und Tag nicht erlebt. Ja, ja — Weihnachten . . ." Und er faltete das Depeschenblatt auseinander. „Rosemaria!" rief er.

„Was ist, Oheim?"

„Von deinem Vater! Hör zu! Hörst du auch? Das ist das Schönste aller Weihnachtsgeschenke! Amadeus kommt! Er kommt im Automobil in unsere Stadt und wird heute abend ein Stündchen mit uns zusammen sein, bevor er weiterfährt."

„Oheim! — Oheim!"

Er hielt sie im Arm und streichelte sie. „Ach du mein Kleines, mein Dummes, wie sollte heute einer an anderes als an Geben und Schenken denken. Nur wer geben kann, hat die Reinheit der Freude."

„Was sollen wir tun? Wie sollen wir ihn empfangen?"

„Komm, komm schnell. Wir spielen, so gut es geht, das ‚Weihnachtskonzert' durch. Das Werk grüße den Meister."

Mit erregten Händen teilten sie den Klavier- und Violinpart aus, und während Vinzenz Torquist, über die Schulter blickend, ein paar Akkorde anschlug, stimmte Rosemaria die Geige. Wirr quirlten die Töne unter dem Bogen hervor. Dann fanden sie sich in langem, breitem Strich.

„Fertig, Kleine?"

Das Kinn fest auf die Geige gelegt, den Bogen erhoben, stand sie wie mit geschlossenen Augen. Aber unter den gesenkten Wimpern ging ein scharfer Strahl zu den Noten hinüber, als müsse er die schwarzen Figuren wegschmelzen und ihre Seele bloßlegen.

„Fertig, Oheim."

Er winkte. „Largo", sagte er mit schwerer Zunge. Und unter seinen Händen begannen die Tasten feierlich und getragen die harrende Welt zu malen. Und die Geige setzte ein mit einem verhaltenen Sehnsuchtslied. Und die Nebel ballten sich und wogten unter Vinzenz Torquists Händen, und fern, ganz fern stieg der Stern auf von Bethlehem aus Rosemarias Geige. Der Schicksalskampf hob an in den Lüften, der Kampf des göttlichen Lichts mit den Nebeln der Erde, der Kampf zwischen der alten und neuen Welt, die sich in dieser Stunde loslöste aus der Jungfrau Maria Schoß.

Und wieder winkte Vinzenz Torquist, und wieder war seine Zunge schwer: „Allegro."

Ein Ruf erscholl aus den Tasten, und die Geige trug ihn von der Erde zum Himmel. Ein Mutterruf. Glücksruf und Notruf zugleich. Jesus lebt! Christ ist erstanden! Mutterseligkeit und Mutterleid. „Mein Sohn, mein Sohn, den ich unter dem Herzen trug, mir gehörtest du bisher, mir ganz allein, und nun muß ich dich geben und lassen, denn deine Sendung ist mehr als ich." Und Glücksruf und Notruf der Mutter wurde verschlungen vom Erlösungschrei der Welt.

Die Geige übernahm die Führung des Nebensatzes. Der Gesang der Engel strömte aus ihren Saiten und wurde zu frommen Weihnachtsliedern der Menschen und löste sich in süßen, irdischen Melodien, die getragen waren von der Wonne und Kraft unvergänglicher Menschenhoffnungen . . .

Vinzenz Torquist hob die Hände. „Amadeus?" fragte er.

Rosemaria aber regte sich nicht. Das Kinn fest auf die Geige gelegt, den Bogen im Ansatz, stand sie wie mit geschlossenen Augen und der Umwelt entrückt.

„Ich bin's, Vinzenz. Laßt euch nicht stören."

„Amadeus!"

Beide Arme hielt er um den bewunderten Bruder geschlungen, und sein langer Körper drückte sich ungestüm an die schlanke Gestalt. „Daß du wieder einmal da bist, Amadeus. Daß du wieder einmal gekommen bist, nach uns zu sehen. Am vorigen Weihnachtsabend warst du nicht frei. Und inzwischen schriebst du das da, dies herrliche Werk, dies ‚Weihnachtskonzert für Klavier und Violine' — was sag ich? — für Menschen und Götter! Du, du, Amadeus, das ist das Schönste und Tiefste, was du bisher in Tönen gedichtetest hast."

„Und Rosemaria?" fragte der andere lächelnd über die Schulter. „Was sagt Rosemaria?"

Da erwachte das Mädchen, legte die Geige hin und kam zitternd herbei. Amadeus Torquist aber breitete die Arme aus und nahm sie hinein und wiegte und herzte sie in jäher Zärtlichkeit. „Mein Mädchen, mein Töchterchen, und ist eine Dame geworden wie keine neben ihr, und ist eine Künstlerin geworden wie keine über ihr. Und sechzehn Jahre erst zählt mein junger Frühling . . ."

„Vater!"

„Du — du — du —! In meinen Armen. Ist es dir wohl in meinen Armen?"

„Ja, Vater. Das ist so schön . . ."

„Jetzt bleibe ich eine Stunde bei dir. Bei dir ganz allein. Das soll eine reiche Stunde werden."

„Bleib länger, Vater. Es wird mir nichts einfallen in dieser Stunde, weil ich dich immer ansehen muß."

Er seufzte, und ein Zug von Müdigkeit trat in sein Gesicht.

„Ich muß weiter. Ja, ja, Kind, dein Vater muß. Ich spiele am zweiten Feiertag mein ‚Weihnachtskonkonzert' in der Residenz und habe mir morgen noch den Geiger anzuhören. Nicht traurige Augen machen. Ich bitt mir dein fröhlichstes Gesicht aus zum Heiligen Christ."

„Vater, ich dank dir noch für das Geschenk da!"

„Für das ‚Weihnachtskonzert'? Wollen wir es einmal spielen?"

„Ja, Vater, ja! Aber das Scherzo habe ich noch nicht durchgespielt —"

„Du kannst, was du willst", sagte er und schritt zum Flügel. Und sie nahm die Geige auf und stand wartend neben ihm. Vinzenz Torquist aber hatte sich mit glänzenden Augen in die Ecke des Zimmers zurückgezogen.

Da brausten schon die Töne einher, und die Nebel wurden zu Dämonen, die sich zwischen Himmel und Erde drängten, und der aufleuchtende Stern wurde zum Erzengelschwert, das blitzend unter sie traf. Ein Opfer — ein Opfer her! Das war der alte heidnische Mythus, der zum letztenmal nach einem Opfer verlangte. Nach dem größten, das bislang die Erde sah. Nach der Aufopferungsfähigkeit der Mutter. „Willkommen, du Kind meines Leibes! Ade, du Sohn des Himmels und der Erden . . .!" Und die Engel sangen so hoch und hehr und die Menschen so glückselig und erlöst, daß die Mutter vergessen war.

Vinzenz Torquist stand mit weit vorgestrecktem Kopf

Caspari.

„. . . unter seinen Händen begannen die Tasten feierlich und getragen die harrende Welt zu malen.
Und die Geige setzte ein mit einem verhaltenen Sehnsuchtslied . . .“

in seiner Ecke und lauschte wildschlagenden Herzens. Ah, wie seine Seele das alles verstand und sein glühendes Musikantenherz. Und das Scherzo begann. Wie ein ländliches Fest. Das Volk lief zusammen, die drei Könige aus dem Morgenland zu sehen, die mit Pferden und Kamelen eilig herbeigezogen kamen. Und Jubel war in der Luft und Freude am seltenen Tag. Bis der Abend sank und der Friede der Nacht sich breitete unter dem aufleuchtenden Stern. Wie ein Echo aus anderer Welt klang im Finale das Leitmotiv zurück und strömte in breiter Fuge in das Meer der Ewigkeit. . . .

Vinzenz Torquist sah wie im Nebel die Köpfe von Bruder und Nichte verschwinden. Vom Tisch her zischte es auf. Die Wachsstöcke waren niedergebrannt und erloschen. Es herrschte Finsternis im Zimmer. Da ging er mit verhaltenem Atem, um aus der Küche das Feuerzeug zu holen.

Als er zurückkam und den Docht der Hängelampe entzündet hatte, blickte er sich, noch immer keines Wortes fähig, nach den Zurückgebliebenen um. Und er sah Rosemaria auf dem Schoß ihres Vaters, und die Gesichter waren dicht beieinander, und sie flüsterten erregt und lachend und gewahrten ihn nicht.

Wie schön das Bild war. . . . Und die Tonwellen spürte Vinzenz Torquist noch wie Weihrauch in der Luft.

„Ich danke dir, Amadeus. Und dir, Rosemaria. Ich danke euch beiden aus vollem Herzen. Denn es war eine Wohltat."

Amadeus Torquist ließ seine Tochter vom Schoß gleiten. Und während Rosemaria vor Freude glühend aus dem Zimmer eilte, trat er zu dem Bruder und reichte ihm beide Hände.

„Ich danke dir, Vinzenz. Du hast mein Vertrauen gerechtfertigt und der Kunst eine Wunderblume herangezogen. Dieses Mädchens Seele und die Beseeltheit ihres Spiels, das ist dein Werk. Die Welt wird dir mehr dafür danken, als ich es jetzt tue, mein Alter."

„Was sind das nur für Geschichten, was sind das nur —", wehrte der Belobte ab. „Was geht mich der Dank der Welt an. Ich hab einen besseren und den allerbesten, wenn ich sie täglich spielen höre."

„Aber die Welt wird sie auch hören und dann nach dem Meister fragen."

„Die Welt?" wiederholte Vinzenz Torquist. „Schon wieder die Welt?" Und plötzlich bekam er unruhige Augen. „Weshalb sprichst du mir davon, Amadeus?"

„Weil doch einmal davon gesprochen werden muß, und weil — so will mir scheinen — die Zeit jetzt da ist."

„Amadeus! Tu mir das nicht an!"

„Aber, alter Knabe! Du willst sie doch nicht etwa heiraten?"

„Nein, nein! Scherze jetzt nicht. Nur vorhin — gelt, Amadeus — das — das war ein Scherz?"

Seine Augen lasen voll Angst im Gesicht des Bruders, und die langen, schlanken Finger spielten auf seinem Rock.

„Setzen wir uns, Vinzenz. So. Jetzt sprechen wir ruhiger. Nun halte auch die Hände still. Es geht doch nicht um dein Leben, sondern um Rosemarias Leben und — und vielleicht auch ein wenig um meins. Du hast nun das Mädchen acht Jahre bei dir gehabt und dich daran erfreut. Das war doch ein Geschenk. Und nun komme ich und fordere von dir ein Geschenk für mich, für die ganze Menschheit, die sich an ihrer Kunst erfreuen wird. Willst du geiziger sein?"

„Sie soll fort?" murmelte Vinzenz Torquist verstört. „Mit dem Licht in der Hand fort aus meinem Leben?"

„Du wirst das Licht sternenhell durch die Welt leuchten sehen und trotz deines Abschiedschmerzes stolz darauf sein, es der Welt angezündet zu haben."

„Wie in dem ‚Weihnachtskonzert'", murmelte Vinzenz Torquist. „Aber ich bin nicht so stark."

„Du bist es, Vinzenz, wie du es so oft gewesen bist. Das macht ja gerade deine Größe aus, deine nie versagende Opferwilligkeit."

Vinzenz Torquist schlug die Hände vors Gesicht und weinte. . . .

„Ich weiß," sagte Amadeus Torquist, „daß es nicht nötig ist, dich stärker zu beschwören. Sonst könnte ich von deiner Liebe zu mir reden und von deiner fast mütterlichen Freude, mich hochoben zu sehen. Ja, ja, Vinzenz, nimm nur die Hände herunter und blick mich an, aber recht scharf. Der dichte Haarschopf ist noch da. Nur weiß, richtig weiß ist er geworden. Das hat so das Leben mit sich gebracht, das ein bißchen heiß glühte, und ich bin jünger als du mit deinem bloß angegrauten Haar. Man ist ja für das Weibsvolk nicht bloß Künstler. Nun lachst du."

„O Amadeus, ich wollte, ich trüge einen so stolzen Kopf auf meinen Schultern. Die Augen sind so schwarz wie ehemals."

„Gut. Wir wollen nicht davon reden. Auch im Schaffen, die Feder in der Hand und das Notenpapier vor mir, bin ich so jung geblieben. Nur auf dem Podium — als ausübender Künstler am Flügel — da spüre ich zuweilen ein leises Bergab. Das darf nicht sein. Das darf und soll nicht sein. Ich will Herr bleiben im Hause, das ich mir aufgebaut habe."

„Sprich, Amadeus, sprich", drängte Vinzenz Torquist.

„Das Mädel soll mir helfen. Nur die Rosemaria kann's. Wenn sie neben mir steht in ihrer reinen Mädchenschönheit und in ihrer ungeahnten Kunst, dann werden die Blicke Vater und Tochter in eins verschmelzen und die Ohren unser Spiel in eins. Das soll noch ein paar Jahre Sieg und wieder Sieg werden, bevor ich vom Podium abtrete. Was meinst du, Vinzenz? Der Name Torquist hochoben?"

Der aber schlug nur lachend mit der Faust auf den Tisch.

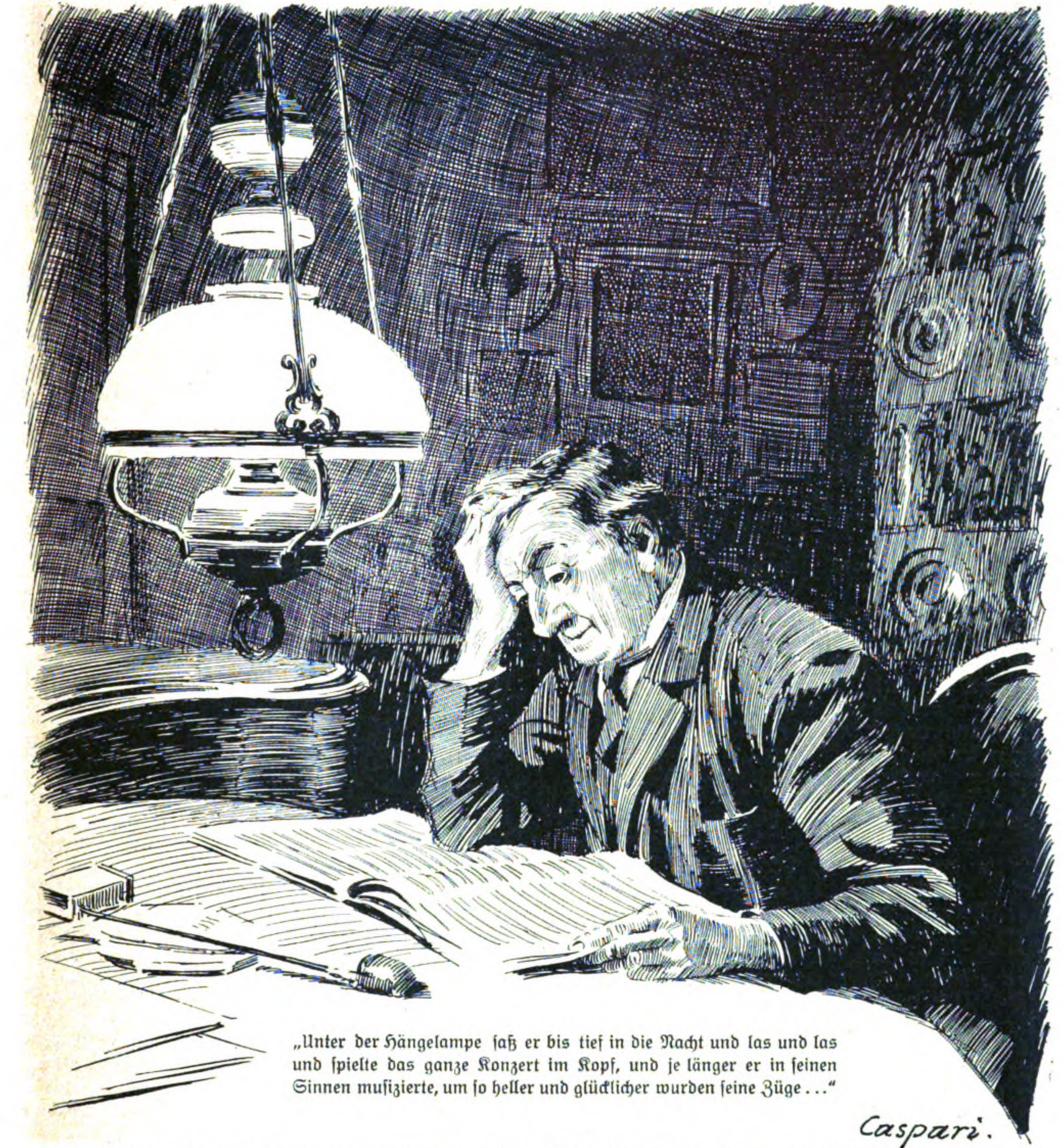
Amadeus Torquist erhob sich. Er strich sich mit der Hand durch die dichten weißen Locken, und unter den dunkeln Brauen glänzten herausfordernde Augen. „Uebermorgen spielt die Rosemaria in der Residenz mit mir gemeinsam mein ‚Weihnachtskonzert'."

„Uebermorgen?" Das Lachen verflog. „Uebermorgen . . ."

„Wir Künstler haben keine bleibende Statt. Deshalb dürfen wir auch keine Wehmut an uns heranlassen, Vinzenz. Mache nicht solch ein entsetztes Gesicht. Wir sehen uns wieder. Und wer weiß, in wie kurzen Jahren du wieder Torquistsches Blut in die Lehre bekommst. Vielleicht unterstütze ich dich dann. Also, Alter. So wie es immer deine heitere Art war —: gib mir mein Weihnachtsgeschenk. Jetzt heißt es scheiden."

Da ging Vinzenz Torquist still hinaus und in Rosemarias Kammer und fand das Mädchen fröhlich beim Packen des Koffers. Und ihre Fröhlichkeit schmerzte ihn nicht, denn er sagte sich, daß die Jugend wohl nicht anders könne, und er half ihr den Koffer schließen und rief selbst den Lenker des Automobils, das breit und wuchtig auf der Straße seines Herrn wartete.





„Unter der Hängelampe saß er bis tief in die Nacht und las und las und spielte das ganze Konzert im Kopf, und je länger er in seinen Sinnen musizierte, um so heller und glücklicher wurden seine Züge ...“

Caspari.

Der Koffer war hinabgeschafft. Rosemaria hielt den Geigenkasten in der Linken, und mit dem rechten Arm hielt sie den Oheim umschlungen.

„Nicht sprechen, Rosemaria, nicht sprechen. Es ist deine Mission, und das ist mehr als wir. Keinen Dank, mein Mädchen. Der gleicht sich aus zwischen uns, gelt? Und nun lebe wohl und Glück auf den Weg. Auf Wiedersehen, Kind.“

Dann schüttelten sich die Brüder die Hände. „Uebermorgen, nach dem Konzert, erhältst du ein Telegramm. Wie das Mädel der Welt die Antrittsverbeugung gemacht hat.“

„Soll ein Wort sein. Soll ein Wort sein, Amadeus. Ich werde nicht schlafen bis dahin.“

Er stand am Fenster und horchte. Draußen ertönte das Trompetensignal des Kraftwagens. Und aus weiter Ferne schallte es noch einmal herüber. Vinzenz Torquist wandte sich um. Ein wenig müder als sonst schritt er langsam und verlorenen Blickes durch das Zimmer. Vor dem Flügel blieb er stehen und grübelte mit einem schmerzlichen Zucken um den Mund. Da gewahrte er auf dem Notenhalter das „Weihnachtskonzert“. Er nahm das Notenheft herunter und trug es auf den Tisch. Unter der Hängelampe saß er bis tief in die Nacht und las und las und spielte das ganze Konzert im Kopf, und je länger er in seinen Sinnen musizierte, um so heller und glücklicher wurden seine Züge. „Es ist wunderschön“, murmelte er seinen alten Lieblingspruch. — —

So früh, wie es nur der Anstand erlaubte, erschien am Festtagmorgen der Freund und Musikalienhändler.



Weihnacht.

Von Melanie Freifrau von Puttkamer.

Gieß auch auf mich die Fülle deiner Lieder,
Du hohe, wunderreiche Weihenacht,
Gib einen Schein des goldnen Glücks mir wieder,
Der einst mich kinderselig — froh gemacht.
Schenk mir nur eines Augenpaares Leuchten,
Gib mir nur eine Hand, die warm mich faßt,
Und laß die Wangen mir, die tränenfeuchten,
Still — glücklich ruhn am grünen Tannenast!

Laß einer Heimat Glocken mir erklingen,
Mich froh zur Christnacht gehn nach altem Brauch
Und laß mich jubelnd holde Lieder singen,
Mich fühlen frischer Lippen warmen Hauch — —
O leuchte mir, du Stern der höchsten Liebe,
In deiner gnadenreichen Wunderpracht,
Daß noch ein Lichtschein mir im Herzen bliebe
Aus dieser einsam heilig — hohen Weihenacht.



„Fröhliche Weihnachten, Peterlein, aber du kommst umsonst. Das Konzert findet erst morgen statt, und du wirst dich in die Residenz bemühen müssen und in einen großen Lichtersaal, wenn du unsere große Geigerin Rosemaria vernehmen willst. Denn daß sie eine so große Geigerin ist wie wenige in der Welt, das hat mir der Amadeus in die Hand bestätigt."

„Was? Fort ist das Mädel? Und du hast sie ohne weiteres hergegeben? Und wohl gar ohne Kostenrechnung, du Narr?"

Da lächelte Vinzenz Torquist sein Kinderlächeln. „Wer reich ist, gibt", sagte er geheimnisvoll. „Nur der Gebende hat die reine Freude."

Der Musikalienhändler aber bekam einen roten Kopf. „Hat dir dein berühmter Herr Bruder gegeben? Genommen hat er, immer nur genommen von dir, Dummkopf. Erst deine Zukunft, als er statt deiner aufs Konservatorium lief, dann dein Geld, als du dich für seine Studien abrackertest, dann deine Liebe, als er dir die Braut wegnahm, dann deine Arbeitskraft, als er dir für acht Jahre das Mädel brachte, und jetzt das Mädel selbst, damit es ihm seinen Glorienschein wieder aufputze. Ein Egoist ist dein gefeierter Herr Bruder, kalt, berechnend, herz- und gefühllos. — He, was soll das?" — Vinzenz Torquist saß längst auf seinem Klaviersessel und spielte. Spielte Amadeus Torquists „Weihnachtskonzert". Und der Nebelvorhang riß vor dem Licht, und Maria rief ihren Mutterruf und schenkte doch ihr Kind an die Welt hinweg. „Weihnachtsgabe", sagte der alte Musiklehrer. „Nimm dir ein Beispiel, Erdenmensch Peter." Und er spielte weiter und weiter, bis das Leitmotiv in breiter Fuge ins Meer der Ewigkeit strömte. Dann wandte er sich mit glänzenden Augen nach dem Freund um.

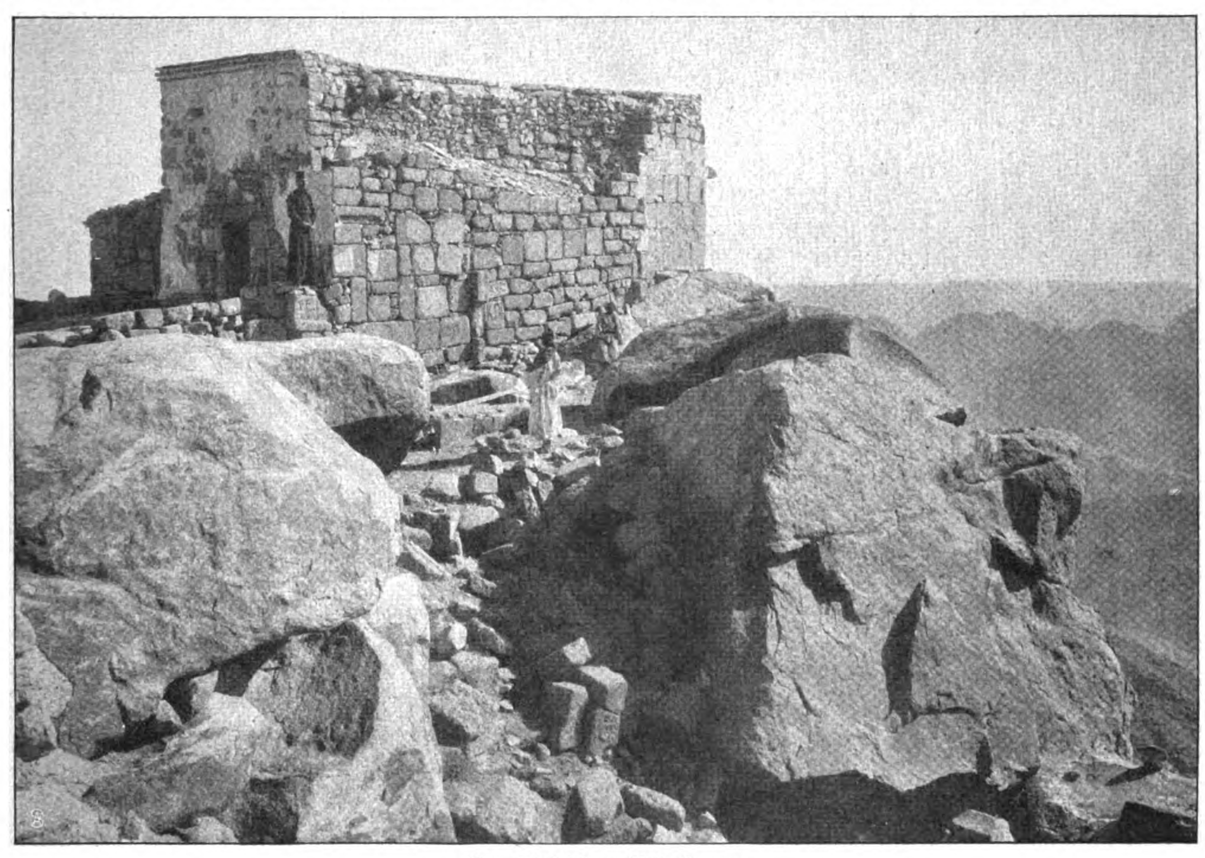
„Wer das schrieb, weil er es so tief empfand, ist kein gewöhnlicher Mensch. Das ist eine reiche Seele, die uns alle beschenkt. Laß dein Einmaleins zu Hause, Peterlein. Hier reicht es nicht aus. Und meinen Glauben nimmt mir nun mal keiner." Er lachte vor sich hin. „Du, und die Rosemaria — wart's ab — in ein paar Jahren heiratet die ein großer Künstler, und dann krieg ich das Kind und darf teilhaben als sein Lehrer und Meister. Der Amadeus hat's gesagt. Und dann wird auch der Amadeus bei mir bleiben. So lohnt sich alles, Peterlein. Und nun laß mir meine Freude." — — —



Sinai, der Berg des Gesetzes.

Von Prof. Dr. Freiherr v. Soden. — Hierzu 6 Aufnahmen von American Colony, Jerusalem.

Sinaibilder zu Weihnachten, was soll das? Vielleicht um als Kontrast zu wirken? Denn dort fällt kein Schnee, dort wachsen keine Tannen. Wird es auch auf diesen bis 2600 Meter über dem Meeresspiegel aufsteigenden Höhen nie so heiß wie drunten im brütenden Spalt des Roten Meeres, der Berg liegt doch südlicher als Suez, das ist fast Tropenklima. Und entstehen auch in einer der zahllosen Schluchten des zerklüfteten Granitgebirges, wo ein Quell aus dem Felsen springt, wenige kleine Oasen, darunter etliche mit einem Palmenurwald, sie wo das sonst tote Gebirge plötzlich zu leben scheint. — Wie anders das Weihnachtsbild! Nicht nur bei uns, wenn die Wälder in die Stadt und in die Häuser kommen und die Menschen sich inniger zusammenschließen und alles frohes Leben atmet vom würzigen Tannenbaum bis zum leuchtenden Kinderauge. Sondern wie anders auch das Landschaftsbild, in das uns die Weihnachtsgeschichte versetzt: Bethlehems grüne Fluren, weidende Herden, Sternenschimmer und Engelgesang in den Lüften — „Friede auf Erden".



Der Gipfel des Mosesberges.

verschwinden doch an Zahl und Umfang in der den Umfang von Sizilien erreichenden Steinwüste. Starr und kahl ragen die oft senkrecht aufsteigenden Felsberge in den tiefblauen Azur des Himmels, in der durchsichtigen leuchtenden Luft spielend in kräftigen Farbentönen vom schwarzen Glimmer über den fleischroten Feldspat und die grünlichen Hornblenden bis zum hellgrauen Quarz. Kein Leben regt sich weit und breit. Woher sollte es sich nähren? Hier gibt es keinen Frühling. In ewiger Eintönigkeit gleichen einander die Jahreszeiten. Nur wenn aus den die Halbinsel umgebenden Meeresarmen die Dünste aufsteigen und um die Bergriesen sich zu schweren Wolken zusammenballen, dann rollt der Donner in nicht endendem Widerhall durch die Klüfte, und Blitze tauchen die grotesken Felsgebilde in glühend Feuer. Das ist der einzige Moment,

Und doch gehört der stille, starre Sinai in den Hintergrund dieses leuchtenden, lebensvollen Bildes. Er hat allerlei dazu zu erzählen, von Zeiten lange vorher und von Zeiten lange hernach.

Sinai und Bethlehem, der starre Fels, die lichte Flur, sie sind doch die charakteristischen Wiegen der beiden großen Religionen, die so viel Gemeinsames haben und doch so scharf sich unterscheiden.

Am Sinai ist es unter Blitz und Donner dem von Aegyptens Kultur verwöhnten und bedrängten Volk Israel aufgegangen, daß der Gott, von dem sie das Heil erwarteten, ein heiliger Gott, daß die höchste Macht der Welt nicht eine, wenn auch personifiziert gedachte, blinde Naturkraft, sondern ein sittliches Wesen sei, das, statt wie die Natur wahllos Segen und Verderben auszuteilen, durch der Menschen Verhalten sich be-





Zugangstor zum Berg Sinai.

Für die Gesamtentwicklung ist es unwesentlich, ob das Volk Israel diesen Gotteswillen inhaltlich ganz richtig aufgefaßt hat. Es verschlägt zunächst nichts, daß sie manches, was bei ihnen durch Sitte und Brauch geheiligt war, was auf ihrer damaligen Stufe ihnen unentbehrliches Unterpfand der Gemeinschaft mit Gott war, festhielten, wie an Bundeslade und Passahmahl und stimmen lasse. Welch eine energische Loslösung aus dem Bann des natürlichen Geschehens bedeutet das für uns Menschen! Wie wuchs der Mensch in seiner Bedeutung vor sich selbst, wenn er sich sagen mußte: bei dir steht es, wie es dir ergehen wird, mit dir rechnet die Gottheit. Und daraus folgte das zweite, was ihm im Gegensatz dieser erhabenen Oede des Wüstengebirgs aufging. In ihm selbst erkannte er noch andere Kräfte wirksam als die Triebe der Natur; vor ihm tauchten höhere Ziele auf, als nur als Glied der Natur von ihr zu zehren und in ihren Kreislauf sich wieder aufzulösen. Es ging ihm auf, daß auch er ein sittliches Wesen sei, nicht nur ein Naturgebilde. Auch an andern Stellen der Erde sind Menschen diese Wahrheiten aufgeblitzt. Aber auf der Linie, auf der die Menschheitsentwicklung stetig vorwärts schritt, ist der Sinai die Etappe, auf der dem Menschengeist die sittliche Welt sich öffnete, die sittliche Macht über ihm und die sittliche Kraft in ihm.

Von nun an war es seine erste und vornehmste Frage: Was ist Gottes Wille, was ist recht und gut? und im letzten Grund seine einzige Aufgabe: diesen Willen zu erfüllen, recht zu tun, gut zu werden. Und seitdem quälen sich die Menschen mit diesem Rätsel, daß es gut und böse gibt. Wo kommt es her? Worin besteht es?



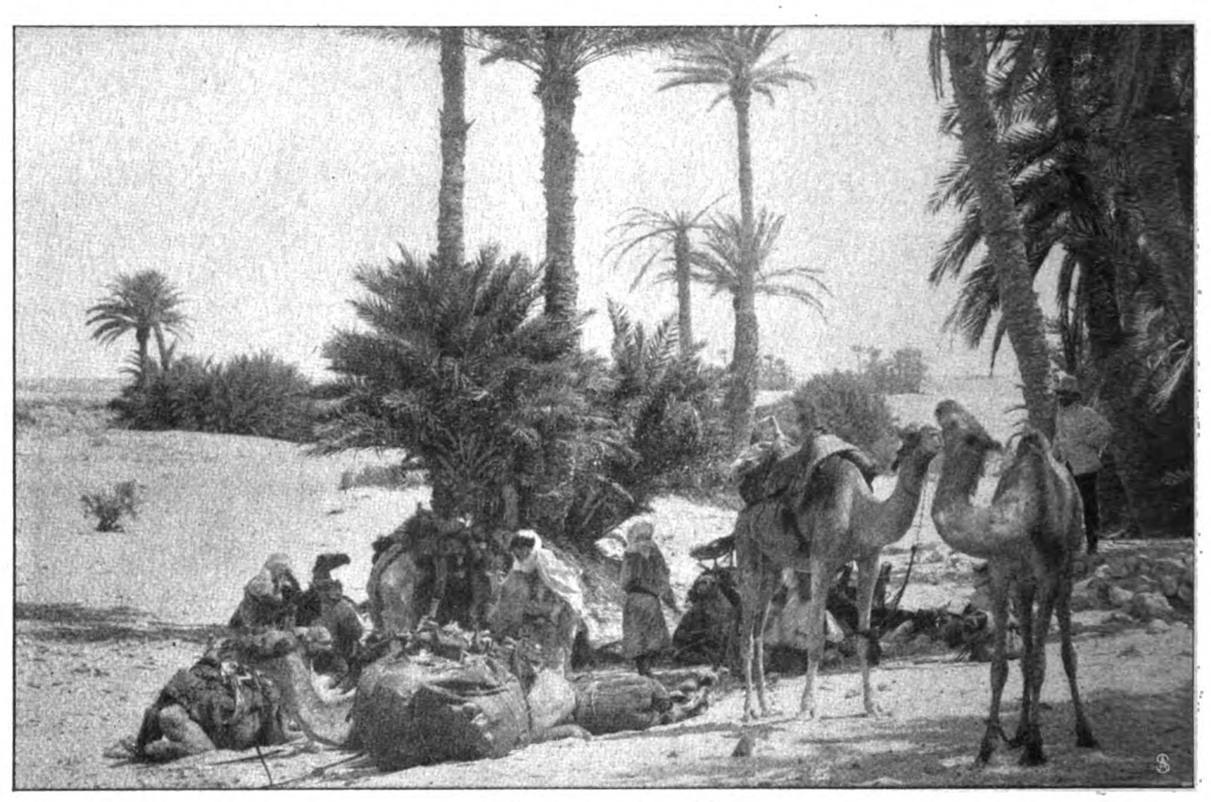
Der Aufzug zum Sinaikloster.

Blick auf den Berg Jebel Tahuneh mit den Ruinen einer alten Kirche.

dergleichen mehr. Genug, sie hatten erfaßt, was heute, da die wachsende Kultur uns aus dem Wüstengebirge in eine Art Schlaraffenland geführt hat, so vielen wieder entschwinden will, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, und daß die Natur allein nicht seine ganze Welt ist, erfaßt, daß es trotz seiner Freiheit für den Menschen so gut wie für die Natur auch ein Gesetz gebe, an das sein Gedeihen und seine Weiterentwicklung gebunden ist. Wir Heutigen haben anders als vergangene Geschlechter die Unabänderlichkeit des Naturgesetzes erfaßt und stehen doch und darum in Gefahr, die Botschaft vom Sinai, die Unverbrüchlichkeit des Sittengesetzes, zu vergessen. Und damit droht uns auch das andere zu entschwinden, was jenem Volk am zur Erfüllung seines Willens führe, und daß, wo der Mensch fehlt, Gott nichts forderte als Umkehr zu ihm und Vertrauen auf seine Gnade. Bethlehem tritt an die Stelle des Sinai.

Aber damit hat der Sinai nicht ausgespielt in der Welt der Religionen. Immer wieder zog es auch die dorthin zurück, die von Bethlehem kamen, wörtlich und bildlich.

Als in der Christenheit des Morgenlandes wieder der Buchstabe den Geist zu verdrängen begann, da zog es die Ernstesten wie mit magischer Gewalt zum Sinai, zum Berg der steinernen Tafeln, des Gesetzes. In seine Höhlen und Klüfte flüchteten sie aus der Welt und führten dort in strengster Entsagung und



Rast an der großen Oase.

Sinai unter den Schrecken und der Einsamkeit der Wüste Trost und Rettung geworden ist, der kühne, große Glaube, daß der Weltenschöpfer mit denen einen Bund mache, die auf Erden seine Wege wandeln, und ihnen verheiße, sie zu immer höherer Entwicklung zu führen.

Es ist bekannt, wie das Volk Israel das Los aller Entdecker teilte, wie es die neuen Erkenntnisse so einseitig überspannte, daß der Bund zu einem harten Rechtsvertrag erstarrte. Gottes Forderungen wurden immer kleinlicher und peinlicher, der Menschen Tun immer pedantischer und äußerlicher. Der Sinai, der Berg der Steine, schwebt über dieser Entwicklung, die selbst manchmal wie eine Versteinerung anmutet. Da kam Jesus und brach den Bann. Er zeigte, daß Gott auch in der sittlichen Welt allein Schöpfermacht habe, daß der Mensch nichts anderes tun könne, als sich ihm vertrauen, damit er, der Schöpfer, ihn dann allmählich

den ganzen Tageslauf regelnden Uebungen ein Einsiedlerleben. Von den Dattelpalmen und Reben und was sonst die Oasen an genießbaren Wurzeln und Früchten hervorbrachten, nährten sie sich. Dabei hatten sie unter dem Brotneid der wenigen Beduinen, die dort seit alten Zeiten ihr dürftig Dasein führten, hart zu leiden. Da ließ Kaiser Justinian ums Jahr 530, um die Heiligen des Sinai gegen die räuberischen Ueberfälle zu schützen, in der größten dieser Oasen, am Fuß des Mosesberges, wie sie die nächstgelegene, obgleich lange nicht höchste Bergesspitze getauft hatten, 1528 Meter überm Meer, ein starkes Kastell erbauen, dessen mächtige Quadermauern unser Bild S. 2210 wiedergibt. Allmählich retteten sich dann die Einsiedler selbst hinter diese starken Schutzmauern. Dadurch wurde die Besatzung überflüssig und so im Lauf der Zeiten zurückgezogen. Das Kastell wandelte sich in das weltberühmte Sinaikloster. Nach den Regeln des

heiligen Basilius leben dort seit nun bald 1400 Jahren, durch steten Zuzug aus dem ganzen Orient sich ersetzend, weltabgeschieden im Geist des Sinai, christliche Mönche. In vergangenen Jahrhunderten soll die Zahl der Mönche mehrere Hunderte erreicht haben, heute hausen in den verfallenden Räumen noch zwischen 20 und 30. Und man sagt, auch sie seien nicht freiwillig dort, sondern zur Strafe. Einförmig spielt sich jeder Tag ab in acht Gottesdiensten, von denen jeder Mönch zwei in der Nacht und zwei am Tage mitmachen muß. Der Gottesdienst besteht in ermüdenden eintönigen Gesängen und ewig sich wiederholenden symbolischen Handlungen. Andacht kann natürlich dabei kaum mehr wachgehalten werden. Bei der stets fleischlosen einmaligen gemeinsamen Mahlzeit darf kein Wort gesprochen werden; man soll der Vorlesung alter Heiligenlegenden lauschen. Auch Wein wird nicht getrunken, weil die Regel des heiligen Basilius ihn verbot; dagegen trinken die Mönche ihren selbstgebrauten Dattelschnaps, den Basilius noch nicht kannte! Bis vor vielleicht 30 Jahren wurde das einzige, die hohe Ummauerung durchbrechende niedere Tor für Fremde nicht geöffnet, sie mußten an einem Seil sich bis zu einer hoch oben in die Mauer geschlagenen Oeffnung emporziehen lassen.

Von früheren Blütezeiten und größerer geistiger Regsamkeit zeugen zahlreiche Malereien aus den verschiedensten Jahrhunderten in der Kirche, die zusammen mit dem altbyzantinischen glänzenden Mosaikbild im halbrunden Chor diese zu einem hochinteressanten, einzigartigen Museum byzantinischer Kunst aus fast anderthalb Jahrtausenden machen. Noch wertvoller ist die Bibliothek, neben der einzigartigen Lage für Reisende der Hauptanziehungspunkt des Klosters. Sie ist vor allem reich an sehr alten Handschriften, die noch lange nicht alle systematisch durchforscht sind. Doch hat man sie nun endlich auf Anregung europäischer Gelehrter in sehr ursprünglicher Weise, wie nebenstehendes Bild zeigt, vor dem Verschleudern geschützt. Das Wertvollste, was die Wissenschaft in dieser Bibliothek bisher entdeckt hat, ist eine von Tischendorf in der Mitte des letzten Jahrhunderts dort unter alten, als Feurungsmaterial verwendeten Pergamenten aufgefundene und vor dem Untergang gerettete, aus dem vierten Jahrhundert stammende Handschrift der gesamten griechischen Bibel Alten und Neuen Testaments, die zweitälteste, die wir besitzen, und eine 1892 von zwei englischen gelehrten Damen, Lewis und Gibson, entdeckte, wohl ins zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreichende altsyrische Uebersetzung der Evangelien wiedergebende Handschrift, vielleicht auch aus dem vierten Jahrhundert.



Ein wertvolles Stück der Klosterbibliothek.

So hat der gleiche Sinai, in dessen Steinwüste das Christentum seine vielleicht einseitigste Rückkehr in starrer Gesetzlichkeit erlebt hat, diesem Christentum die beiden ältesten Urkunden seiner schriftlichen Urdenkmäler erhalten, kraft deren es sich immer wieder aus den allzeit drohenden Erstarrungen in Gesetzeswesen retten kann in die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die uns das Kind von Bethlehem gebracht hat.

Im geselligen Kreis.

Von Olga Wohlbrück. — Hierzu 8 Aufnahmen nach Gemälden von Bizzavona.

Gewiß sind die Uranfänge der Geselligkeit auf jene Zeit zurückzuführen, da sich zum erstenmal — durch Krieg oder Jagd bedingt — mehrere Becher zusammenfanden auf einem Baumstumpf und gleichzeitig mehrere Hände in die irdene Schüssel griffen; da zum erstenmal Greisenhände in die Harfenseiten schlugen und frohe Stimmen sich im Gesang einten.

Aus dem Baumstumpf wurde ein Tisch: roh gezimmert, mit einer Teigschicht darauf, die als Tischtuch und Serviette zugleich diente. Römischer Luxus und griechisches Aesthetentum gaben den gemeinsamen Mahlzeiten bald prunkvolle Rahmen und kulturelle Bedeutung. Alle Künste vereinigten sich, um den Stunden des Tages oder der Nacht, die den Tafelfreuden gewidmet waren, zu glanzvoller Schönheit zu verhelfen.

Denn immer bildete die Tafel den Mittel- und Höhepunkt jeder Geselligkeit. Und zu allen Zeiten wie in allen Gesellschaftsklassen war es den Menschen ein tiefinneres Bedürfnis, nach Stunden physischer Arbeit, geistigen Genießens oder seelischer Erregung Freunde um ihren Tisch zu sehen, nicht bloß, um sie zu bewirten, sondern, um sich ihnen zu geben, und zwar unter Umständen, die in ihnen selbst die beste Stimmung auslöste.

„Rompons le pain de l'amitié“, sagt der Franzose, wenn er einem ihm sympathischen Bekannten das erstemal an seinem Tisch das lange, schmale Brot überreicht, das nach französischer Sitte gebrochen und nicht geschnitten wird. So wird das erste gemeinsam verzehrte Brot zum Symbol der Freundschaft! Kaum daß es noch des gedeckten Tisches bedürfte. Die poetische Symbolik hat sich bei uns zum Instinkt gewandelt, dem wir gedankenlos folgen.



Abend. Von **J. M. Avy.**



Die goldene Hochzeit. Von **Déchenaud.**

Zum Wesen der Geselligkeit gehört eben die Tafel: rund oder lang, schwerfällig wie ein geschnitzter Renaissance-prunktisch oder leicht wie ein rollender Thé en cas.

Vornehme Geselligkeit und derber Frohsinn

haben sich von jeher um Tische gruppiert, um einen Becher Wein oder eine Tasse Tee. Im alten Rom war das Fasten eine entehrende Strafe: Soldaten wurden nach einer verlorenen Schlacht zu Wasser und Brot verurteilt, und ein französischer Koch ist auch heute noch das Reklameschild einer feinen Küche.

Je primitiver ein Volk, desto ausgedehnter ist das Gastmahl. Bauernhochzeiten währen drei Tage, und die Brauteltern dürfen erst dann auf Anerkennung rechnen, wenn die Frauen ihre trunkenen Männer unter dem Tisch hervorholen. Amerikanische Milliardärinnen geben sich und andern kaum Zeit, stehend ein paar Austern mit Kaviar nach der Trauung zu genießen. „Mäßigkeit ist das Gewissen eines kranken Magens", sagte einst ein Lebemann alter Schule, für den der Sinn jeder Geselligkeit in einem dreistündigen Diner und einer schönen Frau als Visavis bestand, und er fügte hinzu: „Seit meinem zwanzigsten Jahr frühstücke ich, wie wenn ich nicht dinieren müßte, und diniere, wie wenn ich nicht gefrühstückt hätte."

Wenn wir auch nicht im entferntesten an den großen Luxus des Altertums und der Renaissance heranreichen können, in denen die Tafelgeräte allein eine halbe Million wert waren, in denen Muränen mit Menschenfleisch gemästet wurden, so haben wir uns doch nach dem sparsamen Zuschnitt des vorigen Jahrhunderts zu einer verfeinerten Tafelästhetik aufgeschwungen, die unserer ganzen Geselligkeit einen neuen, und ich möchte beinah sagen, künstlerischen Reiz verleiht.



Ein willkommener Gast. Von Jules Grün.

Dieser eigene Reiz kommt so recht zum Ausdruck in einzelnen Gemälden moderner Maler.

Während die großen Flämen und Holländer uns die Geselligkeit in grellen Farben und quantitativer Ueberhäufung der Tafelgenüsse schildern und uns zeigen, was Geselligkeit damaliger Zeit verlangen konnte und bieten durfte an überschäumender, nicht immer einwandfreier Sinnenlust, an pantagruelistischer Gefräßigkeit — fangen die Maler unserer Tage ein, was sie an feiner Farbenstimmung und an zarter Seelenschwingung auf ihre Leinwand bannen können.



Ein Damentee. Von **Henry Tenré.**

Zur Intimität einer Gesellschaftsecke gehört nun einmal ein gedeckter Tisch mit seinen farbigen Reflexen, seinen Blumen, bunten Kerzenschirmen, seinen gleißenden oder glitzernden Geräten.

Am Tisch erkennt man den Zuschnitt, den Wohlstand des Hauses, bei Tisch den Charakter der Menschen.

Es ist doch recht bezeichnend für unsere Zeit, daß die Tafel auch in den modernen Bildern nur ein dekoratives Moment bildet, nichts anderes ist als ein Requisit. Selbst in der Bauernstube (Abb. S. 2214). Die Tassen vom Sonntagskaffee sind zurückgeschoben, der bescheidene Kuchenteller ist geleert. Der Kaffeetisch ist nur ein Vorwand für die Familie, zusammenzukommen. Feiertäglich wie die Stimmung sind die einfachen Gewänder, das grelle Seidenbändchen in dem wohlgeflochtenen Kinderzopf, die blendendweiße Haube, die das Gesicht der Greisin umrahmt.

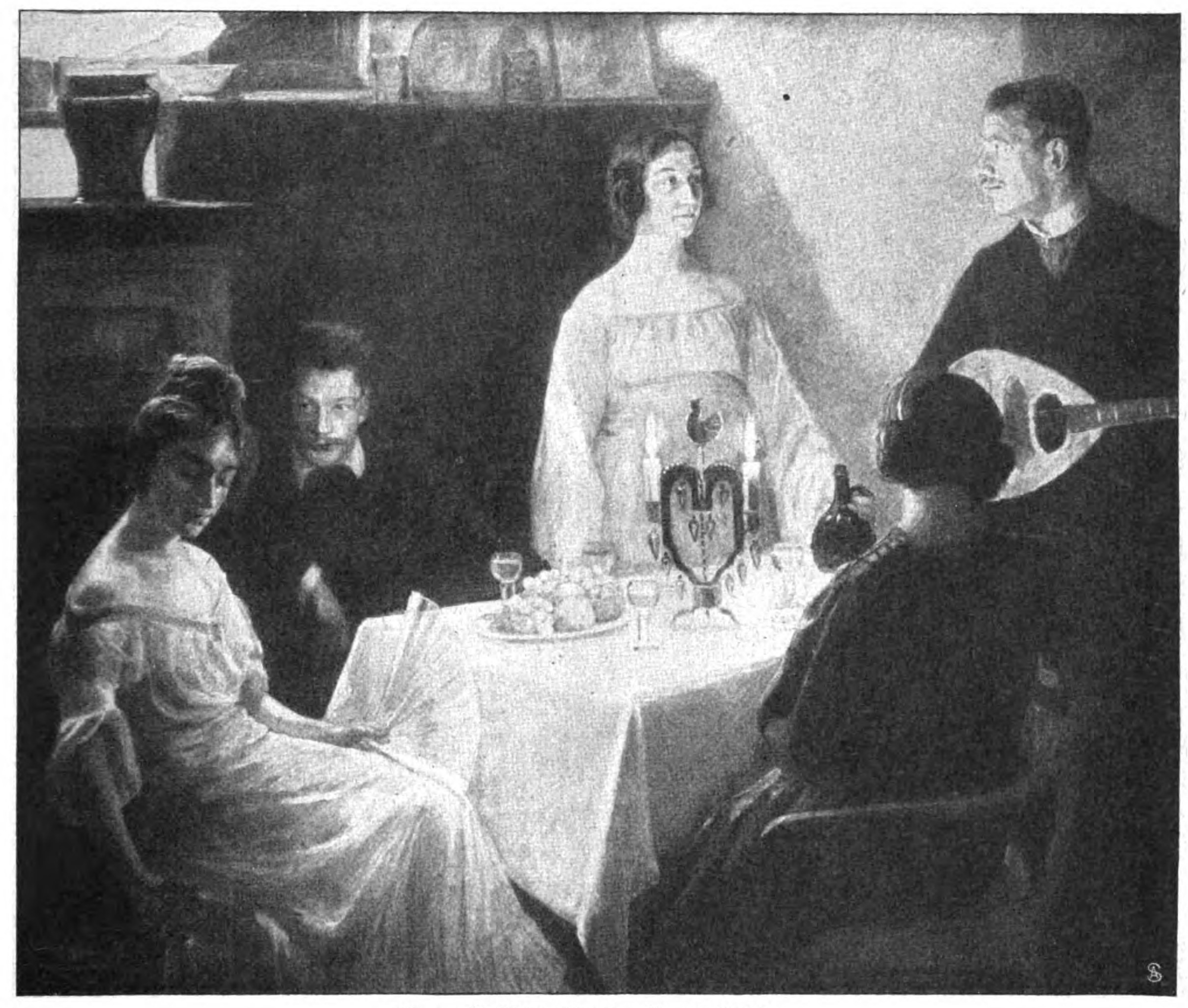
Das „Wunderkind“ steht auf dem Stuhl; es sagt seinen Spruch her, sein Gedichtchen, und die kleine Goldstimme lockt ein Lächeln vergeistigter Freude auf all diese harten, abgearbeiteten Züge. Déchenaud hat uns hier den kultivierten Bauer gezeigt — einen neuen Typus unserer Tage — die einfache Familie mit den starken, gesunden Instinkten und dem bewußten Hang nach feineren Lebensformen, der die zarte Stimme eines Kindes mehr bedeutet als die rauhen Späße üblicher Bauerngäste.

Genüßlicher ist der Ausdruck des jovialen Männergesichts, der mit seinem Töchterchen zum Diner bei der jungen Witwe geladen ist (Abb. S. 2215). Mit kluger und liebenswürdiger Berechnung hat die junge Frau die Aufmerksamkeit des hübschen Kindes, das sie gern und mit allen Rechten „mein Kind“ nennen möchte, auf das schwarze Kätzchen gelenkt, um ungestört den Freund zu begrüßen, der schmunzelnd an den zierlich gedeckten Tisch tritt.

Es steckt Psychologie in dem Bild: Die hübsche Hausfrau in dem intimen Hauskleid aus schwerer Seide sieht aufmunternd und unnahbar zugleich aus; eine diskrete dunkle Samtschleife im blonden Haar, die feine Hand ausgestreckt, halb zum Willkomm, halb fragend:



Ein „Fünfuhrtee“ in der Bretagne. Von Arthur Lyon.



Ein musikalischer Abend. Von **Fritz Bibo.**

„Auf Ihren alten Platz, nicht wahr?" Man fühlt, er ist zu Hause hier, und ihm ist wohl in dem behaglichen Raum mit den schönen, alten Möbeln, den wenigen edel geformten Schalen, die sich in der Politur des Holzes spiegeln, an dem blütenweißen runden Tisch mit der dampfenden Suppenterrine, aus der verführerische Düfte aufsteigen.

Da läßt sich schon ein Zukunftstraum ausspinnen, da lassen sich feine Netze auswerfen, die die anmutige kleine Witwe einfangen zu einer zweiten glücklichen Ehe. Denn er ist der beschwerlichen Romantik müde, die die Frauen von ihm verlangen, auch der ungesunden Gasthauskost, die seinen Gaumen reizt und seinen Magen angreift. Das Bildchen erklärt, was so viele nie begreifen: den Umstand nämlich, daß Witwen im allgemeinen leichter heiraten als junge Mädchen.

Die Frau hat eben die Möglichkeit, ihrem Leben und sich selbst einen Rahmen zu geben, ihre Eigenschaften zu unterstreichen, ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen — im Gegensatz zum jungen Mädchen, das an sich und nur durch sich allein wirken muß.

Wenn sie auch glücklich überwunden ist, jene Zeit, da junge Mädchen zum Ball geschmückt wurden wie zu einer Brautschau, jene Zeit, da sie, wie auf dem Bild von Avy (S. 2214), an eine Ecke des Büfetts gelehnt, ausspähten nach einem Herrn, der ihnen das Sektglas abnahm, um sie zum Tanz zu führen, da jede Gesellschaft eine neue Hoffnung oder neue Enttäuschung der Mutter bedeutete — so hat doch die Freiheit, die das junge Mädchen heute genießt, im wesentlichen nichts an den Chancen einer Ehe geändert, da die innere Persönlichkeit sich ebensowenig auf dem Tennisplatz entwickeln kann wie im Ballsaal. Nur ihr Mut ist größer geworden und das Verantwortungsgefühl der Eltern geringer.

Seit den letzten Jahren hat sich das gesellige Leben um eine neue Einrichtung bereichert, die zu einer feststehenden Institution geworden ist: den Five o'clock.

Während die Wahl der Gäste zum Diner eine schwierige und delikate Angelegenheit ist, spielt beim Five o'clock der Zufall den Zeremonienmeister. Der Teetisch ist der Triumph der Hausfrau. Er ist ein Altar, auf dem jeder Besucher dem Moloch des on-dit opfert.

Es ist die Stunde, da unsere Phantasie am üppigsten blüht — auch auf Kosten unserer Mitmenschen. Grelles Licht beim Five o'clock ist verpönt. Denn grelles Licht verscheucht Aufrichtigkeit wie Lüge, und es ist nun einmal die Stunde der Konfidencen und Medisancen, die Stunde, da Freundschaften für eine Saison geschlossen und Rachepläne für einen Abend geschmiedet werden. Alte Damen, die einst ein großes Haus geführt haben,

versammeln ihre letzten Getreuen um den Teetisch, junge Frauen, die sich einen Kreis schaffen wollen, zählen erwartungsvoll die Bekannten, die sich auf ihren schüchternen Ruf um die Dämmerstunde zu ihrem „fliegenden Tee“ einfinden. Ein Herr ist ein Ereignis. Trotzdem wird große Toilette gemacht, denn es ist eine alte Erfahrung, daß die Frauen sich mehr für die Frauen als für die Männer anziehen. Und ein bedeutender Pariser Schneider zählt die türkischen Haremsdamen unter seine besten Kundinnen.



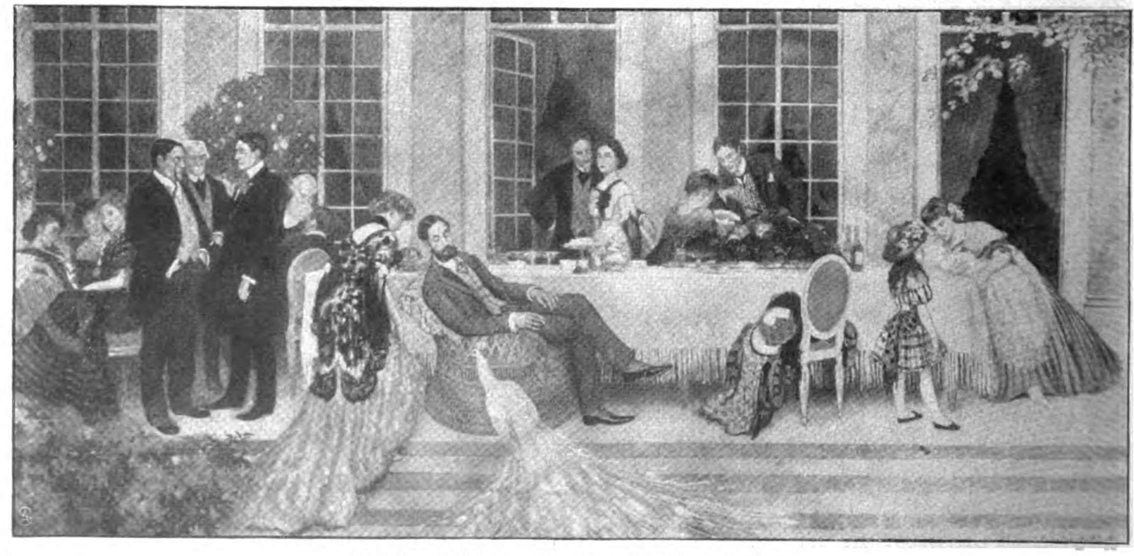
Beim Tee. Von Jef. Leempoëls.

Die ungezwungene Gruppierung beim Five o'clock, die abgetönte Beleuchtung, das zierliche Service, das wie hingestreut erscheint über den spitzendurchsetzten Damast, haben unsere Maler zu manchem reizvollen Bild verholfen. Ein größerer Gegensatz zweier Kulturepochen, wie sie in dem graziösen Bild von Henry Tenré S. 2216 und in einem Kupferstich von Lyon, „Ein Fünfuhrtee in der Bretagne“ (Abb. S. 2216), zum Ausdruck kommt, läßt sich kaum denken.

Aber dennoch zeigt sich in unserem geselligen Leben ein leiser Anklang an das Mittelalter: die Laute hat ihren Einzug gehalten. Sie ist ein beinah unentbehrliches Requisit jedes künstlerisch angehauchten Salons geworden, wie es das Spinnrad eine Zeitlang in der Wohnstube war. Doch viel weniger Schaustück als dieses.

Wer nur ein bißchen Stimme hat, läßt die anspruchslosen Volksweisen zu ein paar primitiven Akkorden erklingen und erzielt damit eine größere Wirkung als mancher Salontenor, der früher die Krönung einer Gesellschaft bedeutete. So recht ein Bildchen unserer Tage ist die Interieurecke von Fritz Vibo (Abb. S. 2217), die sich überall wiederfindet, wo künstlerisch empfindende Menschen ihr kleines Freudentempelchen aufbauen.

Die Frauen dieser Kreise haben ihre eigene Art, sich zu kleiden, zu frisieren. Man nennt diese Art „persönlich“ und vergißt, daß auch sie nur eine Nachahmung ist von Vorbildern, die nur weiter zurückliegen als die des „Chic Parisien“, wie er in köstlicher Ironie auf dem untenstehenden Bild von Henri Caro Delvaille, „Der blaue Pfau“, zur Geltung kommt, das die Pariserin up to date dem schönsten und eitelsten der Vögel: dem Pfau, gleichstellt.



Der blaue Pfau. Von Henri Caro Delvaille.

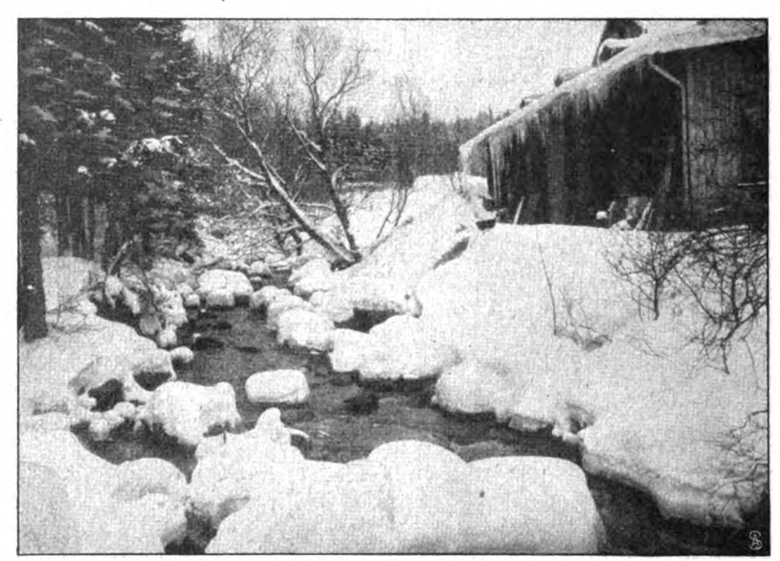


Deutscher Wintersport: Auf der Skitour. Originalzeichnung von W. Herberholz-Düsseldorf.

Winter in den Bergen.

Von Georg Freiherrn von Ompteda. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Längst hat man mit der Meinung aufgeräumt, als sei das Gebirge nur im Sommer schön, und es sind nicht mehr arme Kranke allein, die alljährlich nach den Hochtälern gehen mit langer Sonnenbestrahlung, wo die Lunge reine Bergluft atmet ohne Ruß und Staub. Heute weht ein frischer Wind. Leute, die Kneipensitzen bei Tabakshecht und Sauferei allein für „gemütlich" halten, ja sogar meinen, dabei würde das Hirn besonders geputzt, gehören Gott sei Dank zu den verschwindenden Gestalten. Immermehr wird erkannt, daß die besten geistigen Leistungen allein bei Gleichgewicht des Körpers wie der Seele erzielt werden, daß wir, um uns auf der Höhe zu erhalten, käfigbebrillte überochste Jugend und deren Verteidiger abtun müssen, daß die Wege zur Tüchtigkeit eines Volks über die Gesundheit führen. Gewiß haben unsere Väter, die den neuen Geist nicht kannten, die siebziger Schlacht geschlagen, aber sie lebten nicht wie die Städter von heute, denn immer schädigender, lang andauernder, ungesunder wird die Arbeitsleistung, die man von ihnen verlangt. Immer mehr strömt die Masse den Städten zu, immer aufreibender wird das Hetzen nach Gewinn, immer enger wird bei steigendem Bodenpreis die Menge in Mietkasernen zusammengepfercht. Nun ist der Umschwung gekommen: die Laubenkolonien, die Villenvororte weisen schon Wege ins Freie. Und das junge Geschlecht beginnt sich zurückzufinden in die Natur. Im Sommer in die Berge, in die



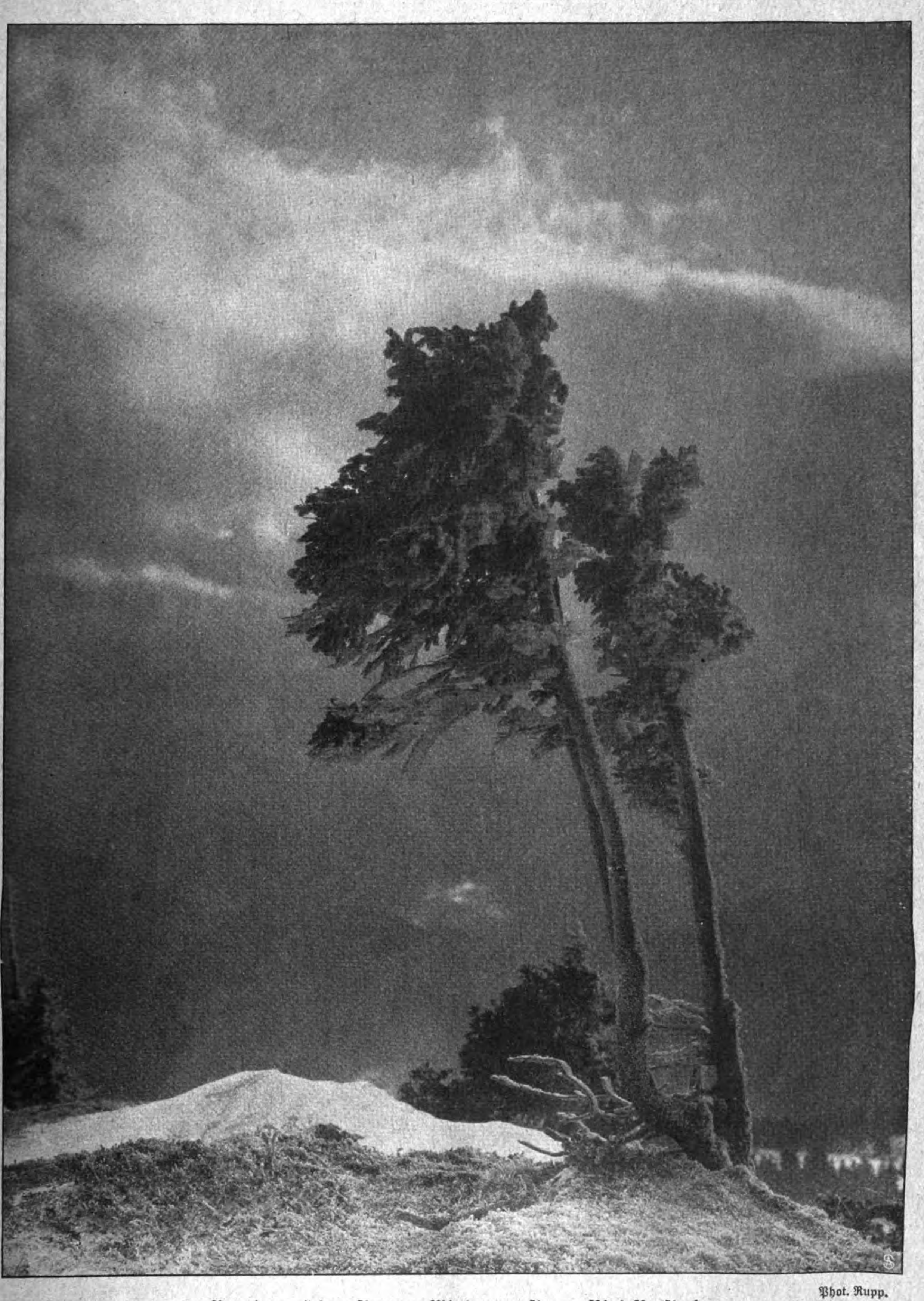
Phot. Gebr. Haeckel.

Winter im Mittelgebirge: Partie im Bodetal bei Schierke.



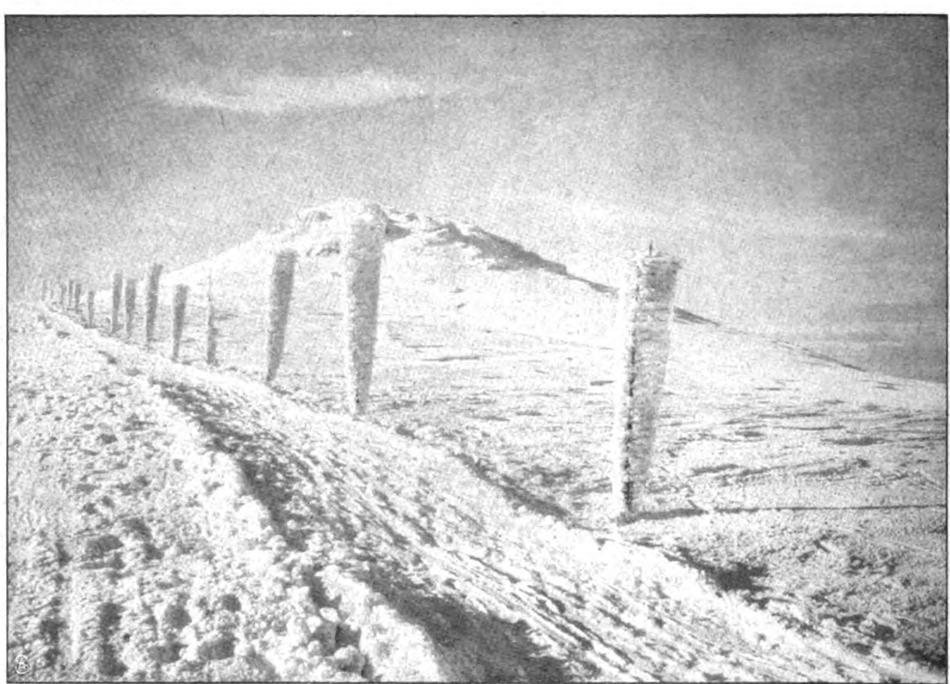
Phot. Rupp.

Bergland im Winter: Abendstimmung in Rigi-Kaltbad.



Phot. Rupp.

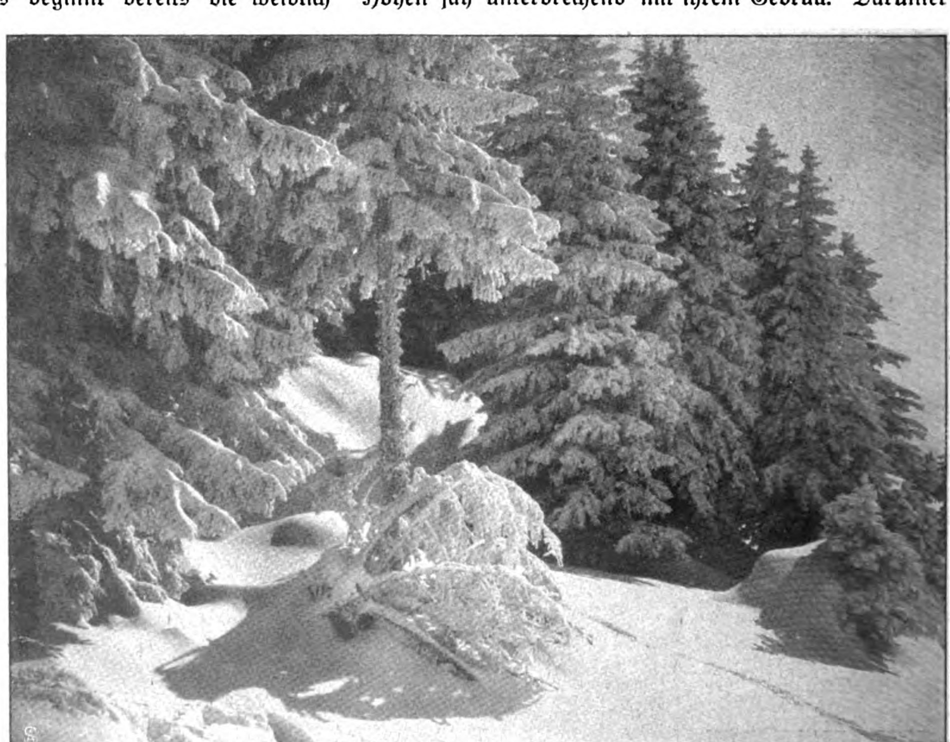
Vor dem Schneesturm: Windzerzaust am Rigi-Rotstock.



Weiße Zypressen: Veilchenkoppe im Riesengebirge. Phot. C. Jgel.

Massen meterhoch, häuserhoch liegen, ein Winterbild, wie er es da unten nie geahnt. Aber nicht trübe und traurig ist der Tag: ein Flimmern und Glitzern blendet in den Abteil hinein, die Sonne geht am Himmel dunkel und tief wie im Sommer ihren Weg vom eisigen Morgen bis zum eisigen Abend. Es ist nicht tot dort oben, nicht grausig, denn auf dem endlosen gewaltigen Schneebild liegt, was alles Leben schafft: das Licht. Licht aber ist Farbe; blau wölbt sich die Himmelsglocke über den verschneiten Bergen. Gegen den Horizont stehen ihre scharfen Grate. Gewaltige Wächten hängen als Riesenbalkone daran, tiefe, schwarze Schatten werfend. Darunter sind die milden Hänge weiß, unterbrochen von den schwarzen Streifen, den Vierecken jäher Abstürze, lotrecht, daß kein Schnee daran haften kann. Zwischen ihnen aber ziehen weiße Rinnen zu Tal, den ganzen Berg durchreißend. In ihnen — im Sommer vom Steinfall durchknattert — donnern an warmen Tagen, dem Frühjahr zu, die Lawinen, die königliche Stille der großen Höhen jäh unterbrechend mit ihrem Gebrüll. Darunter

Wälder, an die See, steigend, gehend, segelnd, rudernd, mit Rasenspielen und körperlicher Betätigung. In der rauhen Jahreszeit aber ist nichts mehr berufen, die Geister zu wecken, die Körper zu stählen, die bedrohte Gesundheit ins Gleichgewicht zu bringen, als der rechte Winter, nicht jener mit Nebel und Schokoladenmatsch, sondern der mit Eis und Schnee. Den aber gibt es nirgends wie in den Bergen! Und die Strömung in die männlich harte Natur hinaus beginnt bereits die weiblich weichen Erholungsorte, wo der Bemittelte versucht, dem Winter zu entfliehen: die Riviera und Aegypten, zu schlagen. In Sankt Moritz, Arosa, im Riesengebirge, im Harz haben sich luxuriöse Hotels aufgetan wie bescheidene Gaststätten, allen Geldbeuteln gerecht werdend. Die Wintersaison fängt schon an, den Sommer zu überbieten. Zögernd ungläubig fährt der Neuling in die winterlichen Höhen der Berge hinauf. Staunend sieht er vom bequemen Zug aus, das graue, oftwindbestrichene, nebelige Tiefland verlassend, wie still noch immer dunstige Täler anfangen, eine Schneedecke zu tragen, bis immer höher hinauf die weißen



Winterpracht. Phot. Rupp.

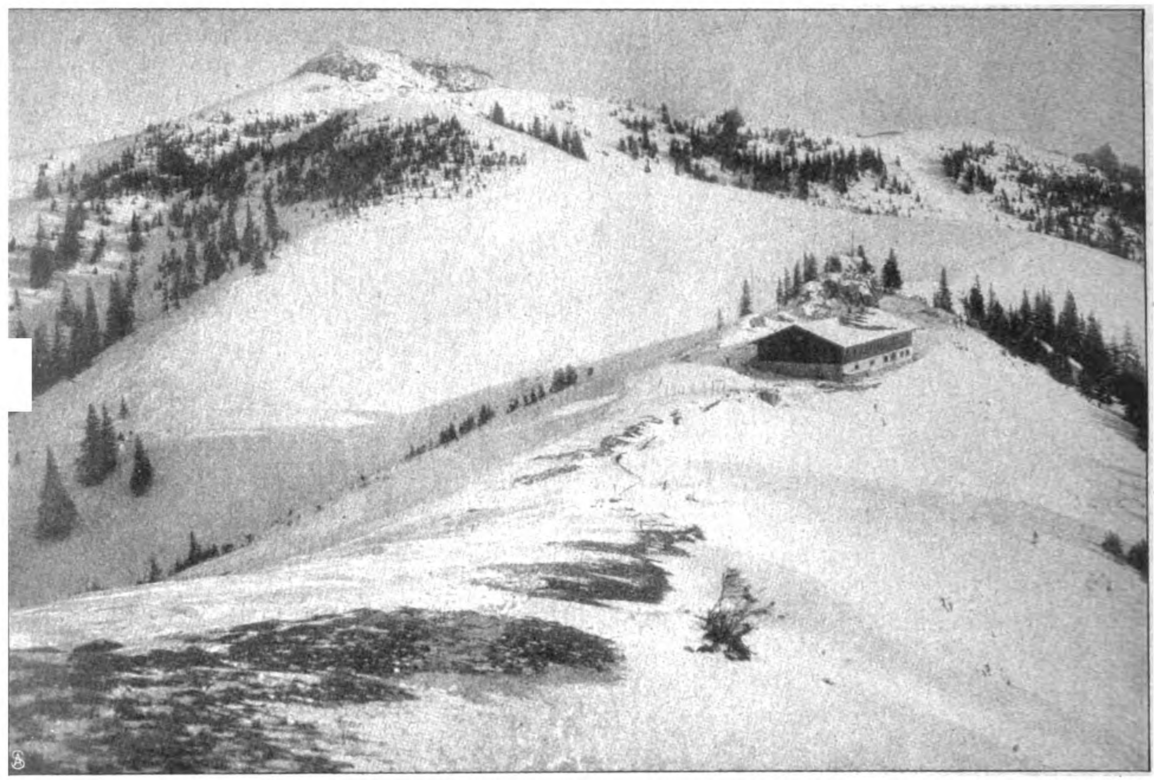


Winter im Mittelgebirge: Feldberger Hof vom Seebuck aus. Phot. Rupp.



Hochtal im Winter: Sonniger Tag im Engelberger Tal. Phot. Rupp.

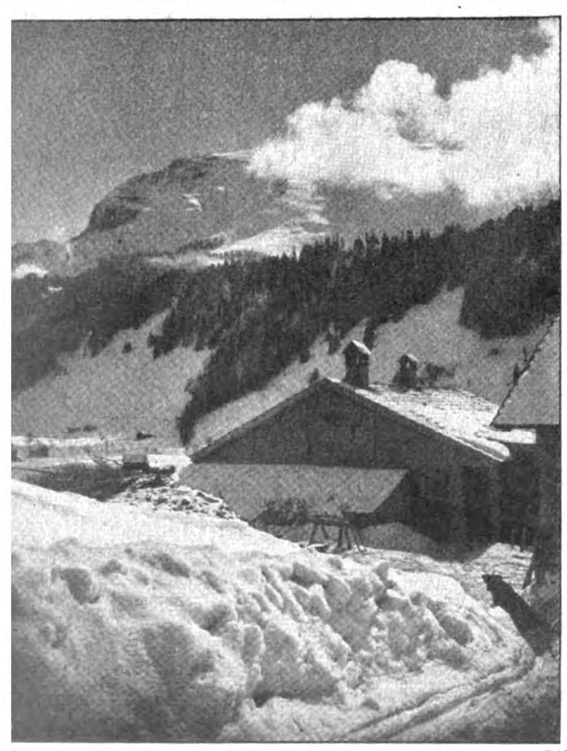


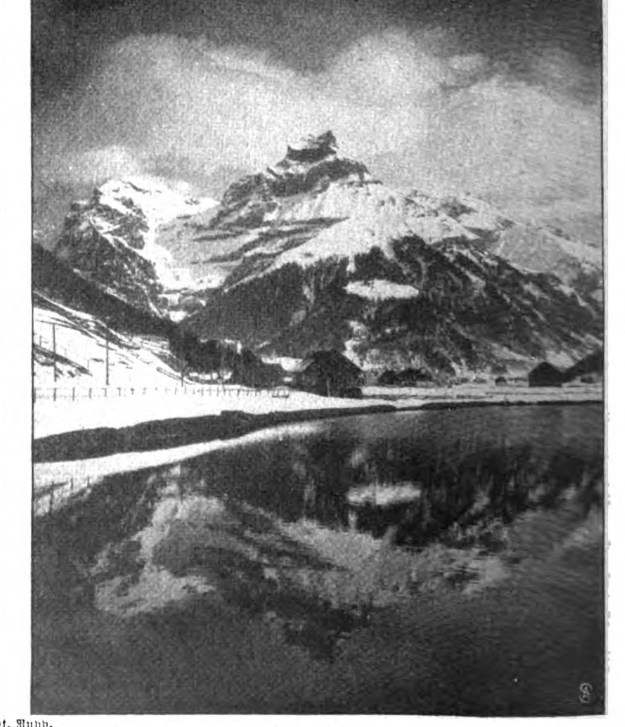


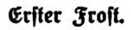
Phot. H. Traut.

Neuschnee: Wallberghaus und Wallberg, aufgenommen von dem Gipfel des Setzberges.

den Wannen, den Mulden, wo unter der dichten ›needecke Schutthalden, Firnfelder, spaltenreiche ›tscher verborgen liegen, laden die Lawinen ihre ›ten wild durcheinander geworfen, hochgetürmt ab. Noch tiefer hinab beginnt dann der Wald, grau, wo winterkahle Lärchen stehen, graugrün in den Fichtenbeständen, dichter, dichter den Tälern zu. In denen blinkt ein See, darin sich gewaltige Berggestalten







Phot. Rupp.

Winterstille. Aus dem Engelberger Tal. Erster Frost.



spiegeln, zitternd gebrochen, wenn die erste Eisdecke sich gebildet. Eine Straße zieht durch das Hochtal, von gewaltigen, durch Schneepflug oder Menschenhand zur Seite geworfenen Schneemauern eingesäumt, nicht anders denn die hohen, weißen Mauern südlicher Gärten. Die Bäume haben phantastische Gestalten angenommen, schneeangeweht und schneebelastet. Ab und zu im Sonnenschein beginnen sie zu leben: als würde ihnen der weiße Mantel zu warm, richten sie sich auf und werfen ihn schleppend und rieselnd ab. Telegraphenstangen ziehen, ein Spuk aus dem Süden, weißen Zypressen gleich, die Straße begleitend, durch das Tal. Am Sonnenhang durch den Bannwald vor der Lawine geschützt, liegen Häuser, oft so tief im Schnee versteckt, daß man sie erst ahnt, wenn die Sonne niedergegangen ist und aus dem schwarzen Strich unter der Schneedecke traulich ein Lichtlein zuckt. Nun, wo die Nacht die Farben verschluckt, sinkt das Thermometer, wie man es im Tiefland nicht kennt. Das Quecksilber zieht sich, schreckensvoll frierend, zur Kugel zusammen. Es wird still, totenstill in den nächtigen Winterbergen.

Am Morgen ringt die Sonne sich aus dunstig rotem Schleier und wirft einen Blutschein über die weiße Decke. Nun taucht sie wieder unter hinter einer Bergspitze, sie umrandend mit einer Strahlenkrone. Fahle Dämmerung liegt dann über dem tiefverschneiten Hochland, aber plötzlich schießen die Strahlen in Blitzbündeln hervor, huschen über den Schnee, treffen die Winterhotels, die Höfe, das Dorf. Aus den Schornsteinen beginnt der Rauch in die eisig klare Luft zu kräuseln. Die Sonne steigt höher, es wird heller und heller. Das Thermometer klettert hinauf, schon zeigt es in der Sonne den Nullpunkt, während es doch im Schatten der Nacht wochenlang unter 20 gestanden. Nun kommen auch die Menschen aus den Häusern. Dicht vermummt stehen sie vor den Hotels. Der Postschlitten wartet. Leise klirren die Schellen, bald klingelt er davon.

Jetzt beginnt auch das Dorf zu leben. Während die Bergler sonst im Winter schliefen wie die Murmeltiere, haben sie jetzt alle Arbeit und Gewinn. Gewinn, wenn auch anderer Art wie jene, die aus den Städten kommen, jene da vorn auf der Terrasse, in Pelze und Mäntel vermummt. Wie die Sonne nun steigt, wird es immer wärmer zwischen den stockwerkhohen Schneemassen, daß eine Hülle nach der andern fällt. Vor dem Wirtshaus im Gärtchen steht der Wirt in Hemdsärmeln und blickt sich ruhesam um. Auf den Balkons sitzen die Menschen mitten in der blendenden Landschaft und lassen sich braten von der Sonne, deren ultraviolette Strahlen sengen und bräunen, Bakterien tötend, wie das keine Tieflandsonne vermag. Unten auf dem See, den jetzt der Schnee deckt, ist es lebendig geworden. Städter, die sonst daheim mitleidig auf die Straßenkehrer geblickt, stehen da mit den Besen in der Hand und kehren im Schweiß ihres Angesichts die Bahn frei für das alte „Eisschießen" der Aelpler, heute als „curling" von den Engländern scheinbar neu erfunden. Der Schlittschuh blitzt. Paare untergehakt, holländern in großem Bogen. Einzelne zeigen ihre Kunst in den Ecken. Uebermütige junge Burschen rasen umher, es den Wettläufern nachzutun. Siehe, drüben ist die Bahn abgesteckt. Alles strömt zusammen zum Wettlauf. Schweden, Norweger, Holländer, denen immer mehr Deutsche sich gesellen, stellen Weltrekorde auf in weit ausladendem Schwung ihrer langen Eisen, mit Geschwindigkeiten, die keiner je geahnt. Drüben haben sich mit ihren Skiern Damen an Pferde gespannt und jagen hinter dem Gaul drein, während hoch das weiße Pulver sprüht. Den Berghang herab ziehen lange Streifen im Schnee: einfache Rodelbahnen, einen Weg benutzend, den man oft stundenlang hinauf verfolgen muß, um in Minuten hinabzujagen, oder künstlich gebaut, die Kurven wie bei Radrennbahnen überhöht. Da kommen sie geflogen, den Kopf voran, auf dem kleinen Gestell liegend, steuernd mit den Beinen. Sie flitzen an den Zuschauern vorbei, die längs des aufgeschaufelten Schnees sichtbar stehen. Nun schießt ein großer Schlitten in Torpedoform vorüber. Vorn der Führer das Steuerrad wie beim Auto in der Hand, hinter ihm in Grätschstellung Männlein und Weiblein bis zum letzten, der zu bremsen hat. Von weitem nur ein schwarzer Punkt, nahen sie, wachsend an Größe, immer rasender in der Fahrt, die Mannschaft in den Kurven nach innen gelegt, daß man meint, sie müßten hinausfliegen. Hoch wird der Schlitten die Schneeausschüttung hinaufgetragen, im Augenblick ist er auch schon wieder verschwunden wie ein Traum. Darauf saßen aber Leute, die vor ein paar Wochen erst in der Stadt sich ereifert und erregt über den „Blödsinn!" Leute mit angehendem Wanst, Leute, die nur am Schreibtisch gesessen, Jahre ihres Lebens in schlechter Stadtluft der Häuser und Kneipen verbracht und durch Mangel an Bewegung bei zu viel Essen und Trinken ihre Lebensdauer, ihre Arbeitskraft sträflich verkürzt.

Sie alle geistige Arbeiter, Beamte, Kaufleute, Gelehrte, ruhen ihr Hirn aus durch das heilsame Gegengewicht körperlicher Betätigung, stählen sich, wecken männliche Tugenden: Mut, Tatkraft, Entschluß! Abends dann, wenn die Sonne hinter den Bergen sank, wenn das Thermometer sich wieder ängstlich ob beinharter Kälte zur Kugel ballt, sitzen sie im traulich warmen Zimmer bei Büchern und Berufsarbeit, und ihrem frischen, neuen Blut wird klar und leicht, was ihnen noch vor kurzem in träger Ungesundheit schwer und verschlossen schien. Wenn sie dann zurückkehren, die Menschen, die zagend nur hinausgefahren, so leuchten ihre Blicke, so ist ihr Gang federnd geworden, so faßt wieder ihr Geist. Dann treten sie den Schäden ihres gewöhnlichen Lebens entgegen mit neuer Kraft, die ihnen der Winter gab in den Bergen. Dann mögen sie, die es einmal gewöhnt, wieder zu sündigen beginnen, um das nächste Jahr abermals den Jungbrunnen des Schneelebens dort oben aufzusuchen. Die Jugend aber denkt heute schon anders; sie fängt bereits an in der Natur zu leben. Geld oder Zeit gestatten ihr nicht immer, den Winterzauber des Hochgebirges aufzusuchen. Nun, dann geht es eben mit billigen Zügen vierter Klasse, die Skier verstaut, ins Riesengebirge, in den Harz, in die Voralpen, kurz, wo der Boden über die Tiefe ragt, wo es Schnee gibt und freie Schöpfung. Und dort, wenn auch nicht von Alpenriesen umstanden, so doch in den Bergen, erlebt die Jugend mit glücklichen Augen den gleichen Zauber, wird ihr der gleiche Segen. Sie lernt Einfachheit, lernt sich mit bescheidenem Essen, bescheidener Lagerstätte begnügen. Lernt, daß es nicht nötig ist, rauschende Feste zu feiern, sich zu entblößen oder den Frack anzuziehen, damit das Mädchen und der Jüngling, die vielleicht später einmal ihr Schicksal zusammenwerfen wollen, sich nahekommen. Hier in den winterlichen Bergen sehen sie einander, nicht maskiert durch einen Aufputz, der, oft schwer bezahlt, nur einen Abend getragen wird, während der Tänzer seine Tänzerin am



nächsten Morgen auf der Straße als Aschenputtel gar nicht wiedererkennt. Sie lernen, daß es nicht nötig ist, freie Reden zu führen und Unterhaltungen zu suchen, die Hirn wie Beutel gleich gefährlich sind, sondern daß es ihnen eine höhere Befriedigung bringt, wenn sie ihren „elenden Leichnam" ermüden, ihm etwas abringen, ihn stählen zum Gleichgewicht des Leibes und der Seele, um desto bessere geistige Leistungen zu vollbringen. Wem ein hartes Lager, ein geringer Bissen genügt, wird die Härten, den Hunger des Lebens besser ertragen. Diese Jugend weiß heute vom jungen Mädchen, daß es weiblich bleiben kann und doch den Körper entwickeln, weiß vom jungen Mann, daß er kein Ekel zu werden braucht und kein blasierter Affe, um zu gefallen. Der Verkehr der Geschlechter wird natürlicher, ein Segen jenen, die einmal zusammen durchs Leben gehen wollen, denn Zucker wie Paprika sind keine Nahrung. Sie wissen es, wissen es durch die verschneite Natur, die einst ganze Geschlechter nicht gekannt, da sie froren im Schnee, während ihre Ahnherren im winterlichen Bergwald Deutschlands Wolf und Bär gejagt. So ist dieser Winterzauber auch ein Gegengewicht geworden gegen das Ungefährliche unseres Lebens, das droht ein schwaches Geschlecht zu erziehen.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

6. Fortsetzung.

Es war selbstverständlich, daß jeder, der etwas auf sich hielt, mit Kind und Kegel, mit Schwester und Schatz nach dem Schloßplatz pilgerte und auch die Gertraudtenstraße um die Kirche herum, wenn's irgend ging, noch mitnahm, wo ein zwar stilleres, aber um so heimlicheres Leben mit Windlichtern, Buden und Schmalzduft sich aufgetan hatte.

Emmi Demuth war schon unruhig, sie hob die hochstrebende Nase, als schnoppre sie den altbekannten Geruch, schwenkte auf eigene Faust mal in ihrer neuen, mit Fäh verbrämten Jacke links in die Gertraudtenstraße ein, avancierte bis zur Schleußenbrücke und eilte dann mit glühendem Gesicht zurück, um kurz darauf in Oskars Bureau zu treten, ganz gleich, ob der Bruder zwischen Fakturen, Aufstellungen, Manuskripten und Korrekturbogen saß oder einen schwierigen Brief schrieb.

„Oskar, wann wird es nun? Ich bitte dich. Natürlich am Abend, wenn der Posten den Zapfenstreich bläst und das Schloßtor zumacht. Jetzt ist man noch in Laune und Spannung. Ich war eben dort, aber man muß in Gesellschaft sein und animiert, so wie jedes Jahr. Sind deine Bände noch nicht fertig? Verzeih, ich weiß, deine Tätigkeit geht vor, ich bewundere sie sogar...."

„Kind!"

„Ach, ich wette, Oskar, auch du taust auf. Du bist gar nicht so. Du hängst an all dem genau so wie ich. Du bist nur älter und ein Mann. Auch Lily sagt es —"

„Freilich", sagte Oskar und unterschrieb mit fester, rascher Schrift einen Brief.

„Sie kommt natürlich mit. Auch George und Fritz Caspari, die lustige Kruke."

„Kruke, Emmi?"

Sie bewegte die blonden Lider. „Ja. Immer fidel, daß man ihn gern haben muß. Er hat mir schon einen Waldteufel und eine Quietschblase versprochen."

„Ei, ei." Und er nahm lächelnd ihre Hand und streichelte über die weiche, weiße, warme Haut.

„Also heute, Kleine."

„Heute? O, das ist ein Wort, Oskar. Das wird himmlisch. Und dann essen wir wieder bei Helms, in der Ecke, wo wir immer sitzen. Natürlich darfst du dich nicht lumpen lassen; wenn wir schon da sind, wollen wir auch Champagner trinken."

„Ich werde es auch Hoven sagen, vorausgesetzt, daß er nicht anderweitig — hm, der brave Dutchman hat so seine lakonische Art, Emmi."

Sie warf den Kopf auf und bewegte wieder die Lider. „Und wie denkst du über Meinhard? Vielleicht macht es auch ihm Spaß. Ich werde nicht ganz klug aus ihm, weißt du. Aber mit einem Mal ist er doch wieder nett und herzlich und vergnügt wie ein Kind — ja."

Oskar wiegte schmunzelnd den Kopf.

Und Emmi Demuth bewegte jetzt die Lider noch flinker als vorhin die beiden Male.... „Ja, was ich noch sagen wollte, o —. Es wäre doch eigentlich sehr nett — und vielleicht treffe ich irgendwie mit deinen eignen Gedanken zusammen, wenn solche Worte dabei überhaupt am Platz sind.... Ja... vielleicht wäre es auch etwas für Fräulein Donat, wie?" Sie blinzelte wieder und wurde ein wenig rot. „Du trinkst da Tee, Herr Donat soll auch sehr amüsant und witzig sein; Amelong sprach davon, und du sagst es ebenfalls. Da wäre es doch höchst natürlich und eigentlich ein Gebot der Artigkeit, weißt du. Ich wollte es nur anregen und dir nahelegen, meinen Wunsch und unsere Freude auszudrücken."

Oskar falzte gemächlich seinen Briefbogen, schob ihn in einen Umschlag und klebte ihn zu.

„Man könnte daran denken. Wir sprachen sogar am letzten Freitag flüchtig davon."



„Nun also. Es wäre doch sehr hübsch. Wir kennen sie alle vom Hörensagen. Oder ist es zu gewöhnlich und sinnlos für sie?"

„Bewahre. Sie ist sehr natürlich und steht sicherlich jedem Eindruck offen."

„Du meinst, jedem starken oder feinen. Ja, ich muß sagen, daß ich etwas neugierig bin, und daß ich sie gewiß gern kennen lernen würde ... obwohl ich dir auch gestehe, daß ich ein bißchen Angst vor ihr habe. Sie ist Künstlerin. Ich mache mir sicherlich auch meine Gedanken über alles, viel mehr, als du glaubst, Oskar; aber mir fehlen die Talente, und das gibt schließlich den Ausschlag. Ich kann es nicht so sagen. Glaubst du, daß ich vor ihr bestehen werde?" fragte sie mit einer verzwickten Mischung von Aufrichtigkeit und Heuchelei.

„Was für eine Frage. Sie ist liebenswürdig, klug und jung."

„Jung?" Die Augen bewegten sich schon wieder. „Ich glaubte, etwas von achtundzwanzig gehört zu haben. Da ist sie immerhin älter als ich, und schon das gibt eine Distanz. Ja, wie du meinst. Du mußt es natürlich wissen, Oskar. Ich könnte dich dann mal zu ihrem Tee begleiten, was ich sehr gern möchte. Ich glaube, auch Lily ist gespannt...."

„Du bist ein gutes Kind, Emmi. Ja, ich werde sehen. Ich werde eine Rohrpostkarte verfassen. Und dann möge der Zufall walten. Und Dutchman Hoven werde ich mir gleich ans Sprachrohr rufen."

* * *

Als Oskar mit Emmi, Meinhard und Hoven sich dem Trubel und Gewimmel von Lichtern, Buden und Menschen näherte, wurden sie an der Helmsecke von Casparis und Doktor Trossel mit Radauflötentusch, Knarrengerassel und Waldteufelrasen empfangen.

Allen voran natürlich Trossel im flatternden Pelerinenmantel. Er war mal wieder weitab von aller „ironischen Kontemplation".

Von Melusine und ihrer Palastdame aber war noch nichts zu sehen.

Oskar wußte, daß sie in letzter Zeit da unten im Osten nicht beschäftigt wurde; man gab da den „Scharfrichter von Berlin". es war ein Bombenerfolg, Melusine aber hatte es abgelehnt, dabei mitzumachen. Es war übrigens auch ein neues Experiment mit ihr im Werke.

Ob sie wohl kam?

Oskar sah fleißig umher, bei jeder Biegung, an jeder Ecke hoffte er, ihre geliebte dunkle Gestalt auftauchen zu sehen, von den Windlichtern überflammt; mitunter glaubte er, sie zu erblicken, aber es war stets Täuschung und Enttäuschung, denn was er dann sah, war immer etwas unsäglich Gleichgültiges, Gewöhnliches, Durchschnittmäßiges, an ihrem höchst lebendigen, süßen Reiz gemessen.

Auch Emmi lugte ein paarmal scharf umher, als ob sie sie nach der Beschreibung unbedingt erkennen müsse.

Dann ging Emmi mit Fritz Caspari und Trossel voraus, voll hitzigen Eifers, sie krochen fast in die Buden hinein und konnten sich von manchem Ausrufer nicht wieder trennen.

Oskar folgte mit Lily.

Sie hatte ein russischgrünes Tuchkleid an, knapp mit kurzer Jacke. Es stand ihr wundervoll. Sie war sehr viel gelassener als Emmi, aber auch ihre Augen warfen den Lichterschein unruhig zurück.

Oskar beobachtete dies zuweilen. Sie war nicht viel kleiner als er. Ihr Mund war frisch und feucht von der Luft, sie hielt die Hände in einem kleinen, runden Muff dicht vorm Schoß; ihre Brust hob und senkte sich mit einem seltsam erregenden Rhythmus, und ihre blonden, seidigen Wimpern, ihre „sinnlichen Wimpern" über den grauen Augen mit den dunkeln, ernsten Pupillen, legten sich nieder, besonders wenn sie lachte, und wenn er sie ansah. Es war fast eine scheue Bewegung, ein Sichverbergen in diesem Spiel; und mitunter schien es ihm, als ob es auch ein Verstecken eines Ernstes wäre oder eines heißen, heimlichen Lebens, das immerdar in diesem Augenblick fein unter den Wimpern hervorsickern wollte, so, als könnte er es plötzlich merken, und das duldete sie nicht — nein — da lachte und spottete sie lieber!

Da suchte Oskar Demuths Blick jäh und erschrocken wieder nach der andern in dem Gewimmel, so daß es betäubend wie Erinnerung über seine Brust stieg.

„... Sehen Sie nur diesen Trossel, Fräulein Lily! Was macht der Mensch. Er steht weiß Gott auf dem Podium und probiert einen dieser Original-Patent- und sonstwas Apparate, und Emmi reckt den Hals, als hinge das Glück ihres Lebens von dieser Prüfung ab. Der Mann des gelassenen Lächelns!.. Macht es auch Ihnen ein wenig Spaß?"

„O sehr. Es liegt in der Luft und strömt aus Jahren zurück. Man sieht es mit den gleichen Augen an wie vor zehn und fünfzehn Jahren, wo man mit der Nase kaum über den Budentisch reichte!"

Oskar nickte. „Aber ich kann mir Sie gar nicht mehr vorstellen, Fräulein Lily, auf den Fußspitzen balancierend und mit Hängezopf; ich glaube, Ihr schönes Haar war immer fein und sicher aufgesteckt, und Sie standen immer auf langen, schlanken Beinen."

Lily sah flüchtig und hastig auf, und die Röte auf ihren Wangen vertiefte sich. Sie zog die weißen Zähne über die Unterlippe und drückte Muff und Hände noch fester an sich.

„Nun, auch meine Beine sind allmählich gewachsen", sagte sie mit ihrer kühlen, spöttischen Stimme und senkte wieder die Lider. „Ich war in meinem Leben nie ein Giraffenbaby!"

Entzückend, dachte Oskar.

Sie gingen den Mittel- und Hauptweg der Budenstadt auf der Schloßplatzseite bis zur Kurfürstenbrücke hinab. Bude an Bude, Stand an Stand, Windlichter, Lampions, brennende Weihnachtsbäume und Menschen, Menschen.

Kinder, die durch das Gewimmel stürmten, Herren und Damen, Männer und Frauen mit Hampelmännern am Knopfloch, tutend, rasselnd, dröhnend; Gummінasen schnellten einem gegen die Wange, zottige Teufel schossen einem dicht am Gesicht vorüber, man war wie toll.

(Fortsetzung folgt.)



Spielkartenbilder.

Von Hans Christian Andersen*).

Was für niedliche Sachen man doch aus Papier ausschneiden und zusammenkleben kann! Das mußte man wirklich sagen, wenn man das Schloß anschaute, das auf diese Weise entstanden war, und das einen ganzen Tisch ausfüllte und aussah, als wäre es aus roten Steinen aufgebaut. Es hatte ein leuchtendes Kupferdach, und es hatte Türme und eine Zugbrücke, und in den Schloßgräben floß Wasser, so blank wie Spiegelglas; denn es war Spiegelglas. Auf dem höchsten Turm stand ein Wächter, aus Holz geschnitzt; der hatte eine Trompete zum Blasen, aber er blies nicht.

Das alles gehörte einem kleinen Jungen mit Namen William, und er wand selbst die Zugbrücke auf und ließ sie wieder fallen, ließ seine Zinnsoldaten darüber marschieren, öffnete das Schloßtor und guckte in den großen Rittersaal hinein, an dessen Wänden in Rahmen, genau so wie die Bilder in den wirklichen Rittersälen, die Bilder eines Kartenspiels hingen: Herz, Karo, Treff und Pik, die Könige mit Krone und Zepter, die Damen mit über die Schultern herabhängendem Haar und einer Blume oder einem Fächer in der Hand, die Buben mit der Hellebarde und wehendem Federbusch, wie man es auf den Spielkarten sehen kann.

Herzbube.



Karobube.

Eines Abends betrachtete der kleine Junge wieder durch das offene Schloßtor die Kartenbilder im Rittersaal, und es schien ihm, als grüßten die Könige mit ihrem Zepter, ja, als bewegte die Pikdame die goldene Tulpe, die sie in der Hand hielt, und als erhöbe die Herzdame ihren Fächer. Alle vier Königinnen aber gaben ihm gnädig zu erkennen, daß sie ihn recht gut bemerkten. Da rückte er noch näher heran, um besser zu sehen, stieß aber dabei mit dem Kopf gegen das Schloß, so daß es in allen Fugen erbebte. Da hielten alle vier Buben: Treff, Pik, Karo und Herz, ihre Hellebarden vor, um ihn zu warnen, daß er nicht gar zu nahe auf das Schloß eindränge.



Herzkönig und Herzkönigin.

Der kleine Junge verstand ihre Mahnung wohl und nickte ihnen freundschaftlich zu; dann nickte er noch einmal und sagte: „Sprecht doch mal!" Aber die Kartenbilder blieben stumm. Doch als er dem Herzbuben zum drittenmal zunickte, da sprang der aus seinem Kartenblatt heraus und stellte sich mitten in den Saal.

„Wie heißt du?" fragte er den Knaben. „Du hast helle Augen und gute Zähne, aber du wäschst dir deine Hände nicht oft genug!" Das war ja nun ein bißchen grob gesagt.

*) Ein bisher unveröffentlichtes Märchen H. C. Andersens. Das dänische Originalmanuskript ist im Besitz von Frau Prof. Bögh in Kopenhagen. Deutsch von Hermann Kiy.


Treffbube.

„Ich heiße William," rief der kleine Junge, „und dies ist mein Schloß, und du bist mein Herzbube!"

„Ich diene meinem König und meiner Königin, nicht dir!" entgegnete Herzbube. „Ich kann aus dem Blatt und aus dem Rahmen herausspringen. Und die hohen Herrschaften verstehen es noch besser. Wir könnten in die weite Welt hinausgehen, aber die haben wir satt; es ist ja viel behaglicher und bequemer, im Kartenblatt zu sitzen und sich selbst treu zu sein."

„Seid ihr früher wirklich alle Menschen gewesen?" fragte der Junge.

„Menschen — gewiß!" erwiderte Herzbube. „Aber nicht so gute Menschen, wie wir hätten sein sollen! Zünd ein kleines Wachslicht vor mir an, am liebsten ein rotes — denn das ist meine und meiner Herrschaft Farbe. Dann will ich dem Schloßherrn — denn du bist ja der Schloßherr, wie du sagst — unsere ganze Geschichte erzählen. Unterbrich mich aber nicht! Wenn ich reden soll, muß es in einem Zuge geschehen. Siehst du meinen König dort, den Herzkönig? Er ist der älteste von den vier, denn er wurde zuerst geboren, geboren mit der goldenen Krone und dem goldenen Apfel. Er regierte gleich von Anfang an. Seine Königin kam mit einem goldenen Fächer zur Welt; den hat sie noch immer! Die beiden hatten es so gut von klein auf; sie brauchten nicht in die Schule zu gehen, konnten den ganzen Tag spielen, Schlösser erbauen und niederreißen, Zinnsoldaten zerbrechen und mit Puppen spielen. Verlangten sie Butterbrote, dann waren beide Seiten des Brots mit Butter bestrichen, und darauf war Puderzucker gestreut. — Das war die gute, alte Zeit, das goldene Zeitalter, wie es genannt wird; aber schließlich bekamen sie es satt, und ich auch. Das war damals, und dann — kam Karokönig."


Pikbube.

Mehr sagte Herzbube nicht; der kleine Junge lauerte darauf, noch mehr zu hören, aber vergebens. Und da fragte der Junge: „Und dann?" Herzbube antwortete nicht, sondern stand steif und hochmütig da, die Augen geradeaus auf das angezündete Wachslicht geheftet. Der Kleine nickte und nickte wieder und bekam doch keine Antwort. Da wandte er sich dem Karobuben zu; und als er ihm zum drittenmal zunickte, da sprang der aus seinem Kartenblatt hervor, stellte sich auf und sagte nur das eine Wort: „Wachslicht!" Der kleine Junge zündete sofort ein rotes Licht an und setzte es vor ihn hin.

Da präsentierte Karobube mit seiner Lanze und sagte: „Dann folgte Karokönig! Ein König mit einer Glasraute auf der Brust! Und auch der Königin konnte man bis ins Herz sehen, so daß man erkannte, daß sie eben-


Karokönig und Karokönigin.

so beschaffen waren wie alle anderen Menschen. Das war so ergötzlich, daß man ihnen aus Freude darüber ein Denkmal setzte. Das stand ganze sieben Jahre hindurch, aber es war ja für die Ewigkeit errichtet!" Und dann präsentierte Karobube und schaute vor sich hin auf sein rotes Wachslichtlein.

Und ohne daß der kleine William ihm zugenickt hätte, schritt auf einmal Treffbube hervor, ganz gravitätisch, wie der Storch zu gehen pflegt, wenn er das Feld überschreitet; der schwarze Klee in der Ecke der Karte flog wie ein Vogel über ihn hin und flog dann wieder zurück und setzte sich dahin, wo er vorher gesessen hatte.

Und Treffbube begann, ohne erst wie die beiden andern um ein Wachslicht zu bitten:

„Nicht alle bekommen Butter auf beide Seiten der Brotschnitte

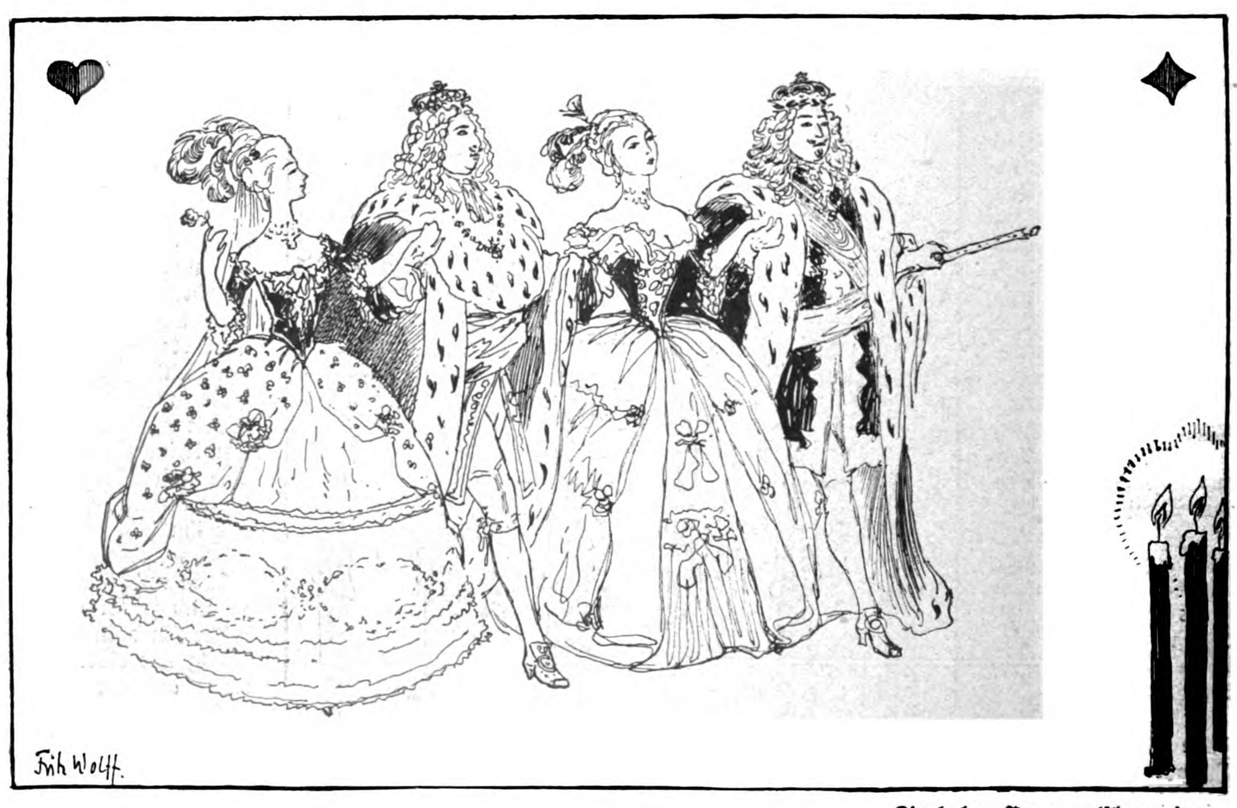


Treffkönig und Treffkönigin.

und Zucker darauf; so gut haben mein König und meine Königin es nicht gehabt. Die mußten in die Schule gehen und lernen, was die früheren Könige nicht gelernt hatten; auch sie trugen eine Glasraute auf der Brust. Wenn aber jemand hineinschaute, so tat er es nur, um zu sehen, ob im Uhrwerk drinnen nicht etwas in Unordnung wäre, damit er schelten könnte. Ich weiß es, denn ich habe meiner Herrschaft alle die Jahre hindurch gedient und diene ihr immer noch und gehorche ihrem Willen. Jetzt will meine Herrschaft, daß ich heute abend nicht mehr reden soll; darum schweige und präsentiere ich."

Das tat er auch; William aber zündete auch ihm ein Lichtlein an, das war strahlend weiß.

„Husch!" Schneller, als das Licht angezündet wurde, stand Pikbube



„Die hohen Paare entstiegen den



mitten im Rittersaal. Er war so geschwind zur Stelle, und doch humpelte er, als hätte er ein krankes Bein. Er grüßte nicht, und es knackte in ihm, denn es war vieles in ihm vom Leben geknickt und zerbrochen worden, und er hatte viel durchgemacht.

Und nun redete er: „Jeder hat ein Wachslicht bekommen, und ich bekomme auch eins, das weiß ich. Aber wenn wir Knappen ein Lichtlein haben sollen, so gebührt es der Herrschaft dreifach, und mein Pikkönig und die Königin müssen vier Lichtlein bekommen, denn ihre Geschichte ist sehr traurig, und das Schicksal hat sie schwer geprüft. Sie haben wahrlich Ursache, sich schwarz zu kleiden und einen Grabspaten in ihrem Wappen zu führen. Ich will aber ihre Geschichte nicht erzählen, auch meine eigene nicht, sondern will nur sagen,



Pikkönig und Pikkönigin.

daß man mir im Kartenspiel den Spottnamen ‚Schwarzer Peter' gegeben hat. Und einst war ich doch erster Kavalier beim Pikkönig, und nun bin ich letzter. Ich erzähle die Geschichte meiner Herrschaft nicht; sie will es nicht haben! Du kleiner Schloßherr magst sie dir selbst zurechtlegen, wie du willst; aber es ist traurig, wie es mit uns zurückgegangen ist. Und es wird nicht wieder vorwärtsgehen, bis wir alle auf dem roten Pferd hinaufreiten, hoch über die Wolken hinauf!"

Und der kleine William zündete drei Lichtlein für jeden der Könige und drei für jede der Königinnen an; aber die Herrschaft Pik bekam je vier Lichtlein. Da wurde es so strahlend hell in dem Rittersaal wie im Schloß des reichsten Kaisers, und die hohen Herrschaften grüßten mild und gnädig. Herzdame bewegte den





Kartenblättern und tanzten Menuett."

goldenen Fächer, und Pikdame schwang die goldene Tulpe, so daß eine feurige Lohe daraus hervorschlug. Die hohen Paare entstiegen den Kartenblättern und Rahmen und tanzten Menuett inmitten der feurigen Lohe, und die Knappen taten desgleichen. Der ganze Saal schien in Flammen zu stehen. Es raschelte und rauschte, und die Lohe schlug aus Fenstern und Wänden hervor, bis das ganze Schloß Glut und Flamme war. Da sprang William erschrocken beiseite und rief nach Vater und Mutter: „Das Schloß brennt!" Es knisterte und flammte, aber im Feuer rauschte und sang es: „Nun reiten wir auf dem roten Feuerroß hoch über die Wolken empor. So geziemt es sich für ritterliche Männer und Frauen! Die Knappen folgen!"

Ja, ein solches Ende nahm es mit Williams Schloß und mit den Spielkartenbildern. William lebt heute noch und wäscht seine Hände. Er war aber nicht schuld daran, daß das Schloß in Brand geriet.



Der Schatz.

Ballade von Ewald Gerhard Seeliger.

Im Hausberge ruht ein gewaltiger Schatz,
Behütet von steinernen Türen,
Doch darf man nach dem heimlichen Platz
Nur in der Christnacht spüren:
Zwölf Schritte nach links, drei Sprünge empor,
Schon steht man am rechten Orte,
Und dröhnt dann vom Turm die Zwölfe ans Ohr,
So öffnet sich krachend die Pforte.

Es hatte sich sechzig Jahre geplagt
Hans Komm, der Perückenmacher,
Da hat ihm nicht länger genügt und behagt
Des Handwerks armselig Gepracher.
Als niedersank die heilige Nacht
Und flimmernd strahlten die Sterne,
Da hat er sich sacht durchs Stadttor gemacht
Mit seiner Blendlaterne.

Quer über die Felder nahm er den Lauf
Durch Schnee und schimmerndes Schweigen:
Zwölf Schritte nach links, drei Sprünge hinauf!
Hier mußte das Glück sich zeigen!
Es ragte um ihn ein schirmendes Rund
Von schweigenden Felsenwänden,
Hier hockte er nieder und harrte der Stund
Und schützte sein Licht mit den Händen.

Es riefen lockend herauf aus dem Tal
Der Christnacht liebliche Glocken,
Es wirbelten lautlos und sonder Zahl
Weißflaumig um ihn die Flocken,
Sie hüllten ihn dichter und dichter ein
Und rieselten auf ihn nieder,
Da schlich sich die Kälte ihm ins Gebein,
Und müde schloß er die Lider.

Nun hob ihm ein Traum die Felsenwand:
Und unermeßliche Prächte
An Silber und Gold und Diamant
Erfüllten Stollen und Schächte,
Und vor diese Schätze war hingestellt
Der dreizehnmal gekrönte
Erzfürst und Herrscher dieser Welt,
Und seine Stimme dröhnte:

„Was rufst du mich? Was willst du, Wurm?
Wagst du mich zu beschwören,
So fürchte meines Zornes Sturm,
Der Welten kann zerstören!
Vor meinem Hauch ein Nichts bist du!
Und suchst mit frechem Recken
Nach meiner Schätze sichern Ruh
Die Hände auszustrecken?"

„Ich bin ein Wicht, ein matter Greis
Und darbte sechzig Jahre,
Nur Elend brachte mir mein Fleiß,
Bald sink ich auf die Bahre.
O laß von deinem Ueberfluß
Mich nur ein Tröpflein borgen,
Daß meines armen Lebens Schluß
Hinfließe ohne Sorgen.

„Denn meine bittre Sehnsucht blüht
Vom Duft der fernsten Küsten,
Denn auch in meinem Herzen glüht
Die Brunst nach allen Lüsten,
Laß mich nicht dürsten für und für
In der Begierde Flammen!"
Doch höhnisch schlug die Felsentür
Mit Donnerkrachen zusammen.

Da trat an seine Seite dicht
Ein andrer im weißen Gewande,
Er trug in seinen Augen das Licht
Aus einem sonnigen Lande:
„Ich führe dich aus dieser Zeit,
In die du einst gegangen,
Denn alles Leid ist Ewigkeit
Und seliges Heimverlangen."

Das Lämpchen erlosch bei diesem Spruch,
Die Flocken hurtiger stoben,
So wurde Hans Komm das Leichentuch
Aus feinstem Linnen gewoben.
Man fand ihn erst am Ostertag,
Als schon der Schnee im Schwinden,
Auf seinem stillen Antlitz lag
Ein Glück, das wenige finden.

❖ Bilder ❖ aus aller Welt.



Phot. Reutlinger.

Frau von Westmann,
Gattin des Kaiserlich Russischen Gesandten am bayrischen Hof.

Unter den bei den süddeutschen Staaten beglaubigten Diplomaten nimmt der seit längeren Jahren in München weilende Kaiserlich Russische Gesandte Herr A. von Westmann eine hervorragende Stellung ein. Er und seine Gattin sind sehr beliebte Erscheinungen in der Münchner Gesellschaft.

Um die Weihnachtzeit beginnt auch eine Woche der Freiheit für manchen, der im Dienst seine Tage verbringen muß oder in den engen Mauern der Lehranstalt den hohen Gütern des Geistes nachjagt. Unsere Bilder zeigen englische Matrosen als Weihnachtsurlauber und die uniform gekleideten Zöglinge eines englischen College, wie sie ihr nicht eben umfangreiches Gepäck zur Bahn befördern.

Vor wenigen Tagen beging die Musikalische Gesellschaft in Krefeld die Jubelfeier ihres 75jährigen Bestehens. Ihr erfolgreicher Leiter ist Professor Theodor Müller-Reuter, der beliebte städtische Musikdirektor Krefelds.



Phot. Gebr. Lützel.

Herr von Westmann,
der Kaiserlich Russische Gesandte am bayrischen Hof.

Englische Matrosen
auf der Fahrt in den Weihnachtsurlaub.

Vor kurzem verstarb in Berlin ein in den Kreisen der Landwirtschaft viel genannter und geschätzter Mann, der Landesökonomierat Moritz Nobbe. Er bekleidete viele Aemter und war Generaldirektor der Norddeutschen Hagel-Versicherungs-Gesellschaft.

Dem durch Mörderhand gefallenen japanischen Staatsmann Ito, einem der bedeutendsten Männer des Inselreiches, wurde jetzt in Tokio ein Denkmal errichtet.

Das Netz der Untergrundbahn in Groß-Berlin erweitert sich immer mehr. Vor wenigen Tagen wurde eine besonders wichtige Strecke dem Betrieb übergeben. Diese stellt die Verbindung von Schöneberg, der westlichen Nachbarstadt Berlins, mit Berlin W her. Sie läuft von der Hauptstraße in Schöneberg über Station Stadtpark, Bayerischen Platz, Viktoria-Luise-Platz zum Nollendorfplatz und schließt hier an die bereits seit mehreren Jahren betriebene Hoch- und Untergrundbahn von Charlottenburg zum Spittelmarkt an.

Zöglinge eines englischen College reisen zum Fest in die Heimat.
Weihnachtstage in England.





Professor Th. Müller-Reuter,
Leiter der seit 75 Jahren bestehenden Musikalischen Gesellschaft in Krefeld.



Landesökonomierat Moritz Nobbe †
Generaldirektor der Norddeutschen Hagel-Versicherungs-Gesellschaft.



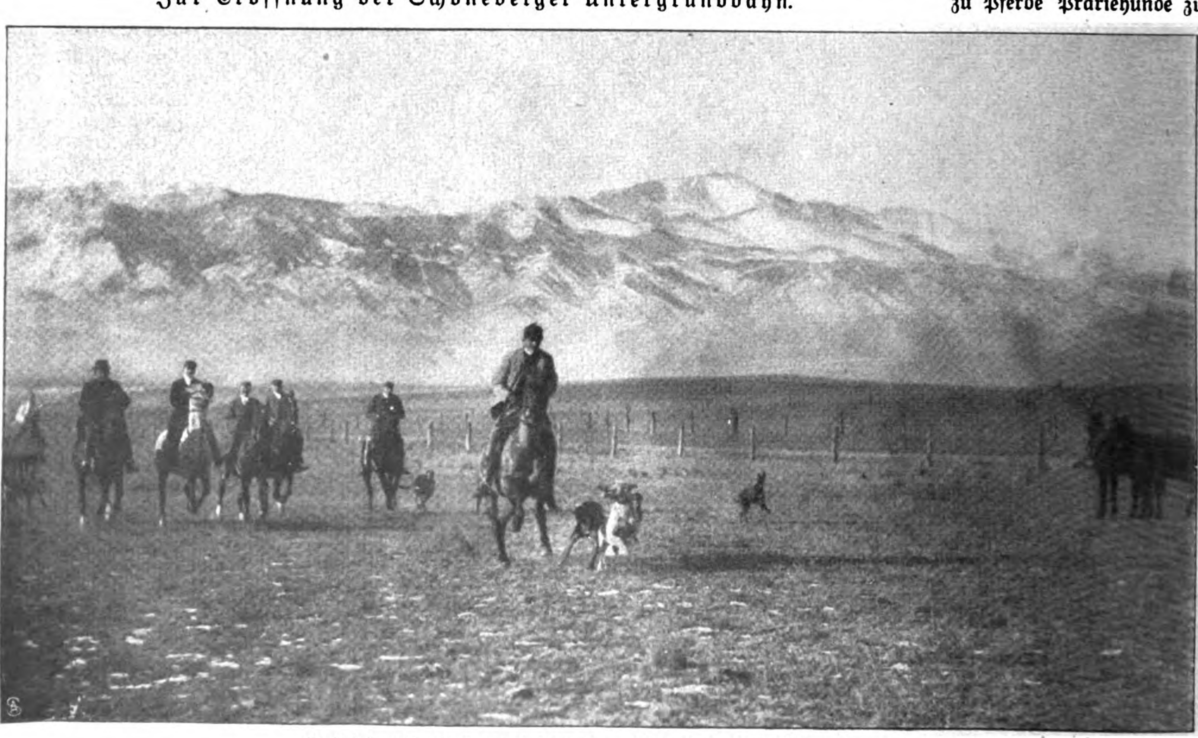
Phot. Berl. Jll.-Ges.
Das Ito-Denkmal in Tokio.



Der Eingang zum Untergrundbahnhof „Bayerischer Platz". Phot. Hünich.
Zur Eröffnung der Schöneberger Untergrundbahn.

Da die letztere am Nollendorfplatz Hochbahn ist, konnte eine direkte Ueberführung nicht stattfinden, das Publikum benutzt daher zum Uebergang eine Treppe.

In Colorado Springs ist es ein sehr beliebter Sport, zu Pferde Präriehunde zu



Präriehundjagd im Schatten des schneebedeckten Pikes Peak.
Weihnachtssport in Colorado Springs.



Phot. Chéri Rousseau.

Madame Bréval als „Lady Macbeth" bei der Uraufführung der Oper in Paris.

Shakespeares „Macbeth" als Oper.





Phot. Press Picture Agency.

Frau Maurice Hewlett an ihrem Aeroplan.

Die Gattin des bekannten englischen Novellisten hat sich dem Flugsport gewidmet.

jagen. Das milde Klima der Ebene erlaubt diesen Sport auch um die Weihnachtzeit.

Der französische Komponist Ernest Bloch hat eine Oper Macbeth komponiert, deren Libretto von dem Dichter Edmond Fleg in Anlehnung an das Shakespearesche Drama verfaßt wurde. Die Partie der Lady Macbeth sang bei der Premiere in der Opéra Comique Frau Lucienne Bréval, eine der ersten heroischen Sängerinnen der Opéra Comique.

Die Natur hat Launen. Unsere Bilder zeigen zwei japanische Hähne mit Schwanzfedern, die an Länge die der vielbewunderten Paradiesvögel übertreffen.

Frau Maurice Hewlett, die Gattin des bekannten Novellisten, hat sich dem Flugsport gewidmet. Sie hat die Pilotenprüfung zwar noch nicht bestanden, steuert aber den von Maeterlinck „The blue Bird" getauften Farman-Zweidecker mit vollendeter Meisterschaft.

Eine Laune der Natur.

Langgeschwänzte japanische Hähne.

Vier sehr namhafte Stuttgarter Gesangskünstler, Frau Band (Sopran), Fräulein Diestel (Alt), Herr Kammersänger Weil (Baß) und Herr Hofopernsänger Karl Erb (Tenor), haben sich zur Pflege des Quartettgesanges als Stuttgarter Vokalquartett zusammengefunden und in Nürnberg kürzlich einen ganz bedeutenden Erfolg errungen.



Phot. Schmarbeck.

Von links: Karl Erb, Fr. Band, Hermann Weil, M. Diestel

Das Stuttgarter Vokalquartett.

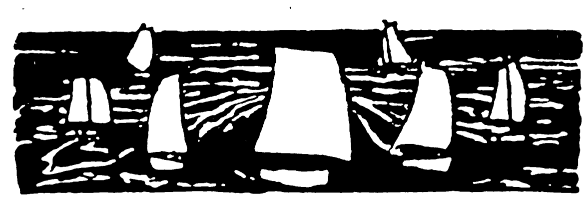
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE WOCHE

Nummer 53. | Berlin, den 31. Dezember 1910. | 12. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 53.



Die sieben Tage der Woche.

20. Dezember.

In England werden die Neuwahlen zum Unterhaus beendet. Eine wesentliche Veränderung der Zusammensetzung findet nicht statt. Es sind gewählt: 272 Unionisten, 271 Liberale, 43 Kandidaten der Arbeiterpartei, 84 Iren.

Die französische Deputiertenkammer erteilt dem Ministerpräsidenten Briand für sein Verhalten im Eisenbahnerstreik mit einer Majorität von rund 250 Stimmen ein Vertrauensvotum.

21. Dezember.

Die Kronprinzessin trifft an Bord des Dampfers „Lützow" in Suez ein und begibt sich von dort nach Kairo.

In dem Yard-Schacht der Prätoria-Kohlengrube bei Bolton (Grafschaft Lancaster) werden infolge einer Explosion 350 Arbeiter verschüttet.

22. Dezember.

Die im Sommer in Borkum verhafteten englischen Offiziere Trench und Brandon werden vom Reichsgericht wegen Spionage zu vier Jahren Festungshaft verurteilt.

Im österreichischen Eisenbahnministerium wird die Baronin Dr. Marie Possauer als Bibliothekarin angestellt.

23. Dezember.

Der Kaiser wird von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Klausenburg zum Ehrendoktor ernannt.

Der Kronprinz trifft in Jaipur ein, wo er von dem Maharadscha und dem englischen Residenten empfangen wird.

Auf seinem Schloß Plawniowitz in Oberschlesien stirbt, 76 Jahre alt, der frühere Präsident des Reichstags Graf Franz von Ballestrem (Portr. S. 2248).

In Magdeburg stirbt der frühere freikonservative Landtagsabgeordnete Amtsrat von Dietze-Barby (Portr. S. 2248).

Die spanische Deputiertenkammer nimmt das Cadenasgesetz an, das neue Ordensniederlassungen in Spanien verbietet.

24. Dezember.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg begibt sich nach seiner Besitzung Hohenfinow, wo er während der Feiertage bleibt.

Ein Edikt der chinesischen Regierung verbietet jede Agitation für parlamentarische Angelegenheiten.

25. Dezember.

In China ordnet ein kaiserlicher Erlaß an, daß ein konstitutionelles Programm über die Bildung eines verantwortlichen Ministeriums ausgearbeitet und dem Thron vorgelegt werde.

Aus Anlaß eines Grenzstreites erfolgt zwischen Truppen von San Domingo und Haiti ein blutiger Zusammenstoß, wobei auf beiden Seiten mehrere Mann fallen.

26. Dezember.

Aus Dibai am Persischen Meerbusen wird gemeldet, daß eine von dem englischen Kreuzer „Hyacinth" gelandete Truppenabteilung mit Eingeborenen in einen Kampf geriet, in dem vier Matrosen getötet und neun verwundet wurden.

27. Dezember.

Von den Karolinen kommt die Meldung, daß im Oktober auf den westlichen Inseln ein Aufstand ausgebrochen ist, der später auch die östlichen ergriffen hat. Auf Jap wurden vier deutsche Beamte, darunter der Bezirksamtmann Regierungsrat Böder, ermordet.

28. Dezember.

Aus dem Randminengebiet treffen Nachrichten über verschiedene blutige Kämpfe zwischen Engländern und Eingeborenen ein.

Ueber die Wasserversorgung von Großstädten.

Von Hofrat Prof. Dr. Ferdinand Hueppe.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind allmählich alle größeren Städte des Kontinents nach dem Beispiel von England zur zentralen Wasserversorgung übergegangen, als bei Vergrößerung der Städte die örtlich vorhandenen Brunnen infolge der zunehmenden Verunreinigung des städtischen Bodens immer weniger qualitativ befriedigten und auch quantitativ nicht mehr den gesteigerten Anforderungen entsprachen.

In gebirgigen Gegenden schien die zentrale Wasserversorgung durch Quellen besonders günstig. Aber man machte hierbei oft die unliebsame Erfahrung, daß gerade im Sommer zur Zeit des höchsten Bedarfes zu wenig Wasser vorhanden war, so daß die Bevölkerung zum Sparen aufgefordert werden mußte oder sogar, wie 1908 in Wien, Beschränkungen amtlich durchgeführt wurden. Das aber sind sicher die unhygienischsten Maßnahmen, die man sich denken kann, da die Zentralwasserversorgungen nicht nur dem notwendigsten Bedarf eben genügen, sondern auch dazu dienen sollen, die Bevölkerung an einen stärkeren Wasserverbrauch als Grundlage der öffentlichen und persönlichen Gesundheitspflege zu gewöhnen.

Aber selbst bei einigen großen Städten in der Ebene drohte in den letzten Jahren Wassermangel in beängstigender Weise. Der trockene Sommer 1904 ist wohl vielen in der Erinnerung, und im Frühjahr 1910




schien diese Gefahr in noch höherem Maß heranzutreten, als in Charlottenburg die Wasserversorgung die höheren Stockwerke nicht mehr versehen konnte und auch in Berlin bereits Mangel sich fühlbar machte. Diesmal lief die Sache noch gut ab und wurde sogar in dem später besonders nassen Sommer in unliebsamster Weise in das Gegenteil verkehrt. Dafür drohte aber dann im Sommer ein Einbruch der Cholera, die wir mit vollem Recht in vielen Fällen mit einer Infektion des Wasserbezuges in Verbindung bringen.

Diese beiden Momente, drohender Wassermangel und drohende Cholerainvasion, waren es, die die Redaktion zu der Aufforderung veranlaßten, die Wasserversorgung von Großstädten in ihren Grundzügen zu erörtern. Sind wir heutigestags imstande, unsere Großstädte über 100 000 und unsere Riesenstädte über eine Million Einwohner noch ausreichend mit Wasser zu versorgen, und werden wir in Zukunft dies ebenfalls können? Ich möchte aber die Frage noch etwas erweitern und darauf hinweisen, daß außer den Riesenansammlungen von Menschen in Städten auch gewaltige Menschenansammlungen stattfinden in Form von militärischen Truppenzusammenziehungen und Bildung von Heeren zu Uebungen im Frieden oder auch vielleicht in einem künftigen Krieg, Menschenanhäufungen, bei denen eine einwandfreie Wasserversorgung zur Deckung des physiologischen Wasserbedarfes und zur Verhütung von Wasserepidemien von Typhus, Cholera oder Ruhr vielleicht für den ganzen Erfolg entscheidend werden kann.

Die einwandfreie Wasserversorgung größerer Menschenansammlungen ist jedenfalls eins der wichtigsten, manchmal aber auch schwierigsten Probleme der Gesundheitspflege. Aber wir sind glücklicherweise in der Lage, zunächst wenigstens die Frage des guten oder schlechten Wassers vorbeugend rechtzeitig beurteilen und deshalb auch rechtzeitig Maßnahmen treffen zu können. Ob die Vorschläge vorbeugender Hygiene auch rechtzeitig und in genügendem Umfang durchgeführt werden, hängt allerdings auch von der Intelligenz und dem guten Willen der Verwaltungsfaktoren ab. Technisch ist es fast nur noch eine Frage des Geldes, denn eine wirkliche technische Schwierigkeit der Wassergewinnung und Wasserleitung spielt kaum noch eine Rolle. Eine Leitung von 200 und mehr Kilometer über und durch Berge und über Täler ist kein Hinderungsgrund, wenn einer großen Stadt ausreichend gutes Wasser zugeführt werden soll.

Die vorbeugende Beurteilung des Wassers nach seiner Güte hat aber auch so große Fortschritte gemacht, daß man oft wider Erwarten in der Nähe einer Stadt ausreichende Mengen tadellosen Wassers findet, wo man früher sein Heil nur in der Zuleitung aus weit entfernten Quellen sah, die sich meist als unzureichend erwiesen. Ein geradezu klassisches Beispiel ist die Stadt Frankfurt a. M., die erst aus Quellen des Spessart aus der Ferne gutes Wasser, aber in unzureichender Menge bezog, dann aber dicht bei der Stadt ausreichende Mengen tadellosen Grundwassers fand. In Wien hätte man längst die Wasserkalamität einwandfrei beseitigen können, wenn man sich rechtzeitig entschlossen hätte, die sogenannte Hochquellenleitung durch die Tiefquellen des Steinfeldes zu ergänzen. Hier war der unglückliche Name Tiefquelle der Grund, daß man dieses tadellose Wasser nicht heranzog. Man mußte in Wien, um diesem Vorurteil Rechnung zu tragen, darangehen, mit enormen Kosten aus einer Entfernung bis zu etwa 200 Kilometer eine zweite mächtige Hochquellenleitung zu erbauen, die kürzlich eröffnet wurde und Wien jetzt allerdings mit enormen Mengen guten Gebirgswassers auf lange Jahre, etwa bis 1940 mit 100 Liter für Kopf und Tag, versehen dürfte.

Was soll aber geschehen, wenn solche günstigen Möglichkeiten für den Bezug von bestem Grund- und Quellwasser nicht gegeben sind? Dürfen wir es darauf ankommen lassen, daß das, was die alten Römer dem landflüchtigen Verbrecher als Strafe androhten, den Städten bevorsteht, das „Aqua interdicere"? Gewiß nicht! Wir müssen also versuchen, gutes Wasser überall zu gewinnen und, wo die Natur solches nicht ohne weiteres zu Gebote stellt, durch die technische Nachahmung der natürlichen Reinigungsvorgänge ein schlechtes Wasser in ein gutes zu verwandeln.

Was man gutes oder schlechtes Wasser nennt, wurde nicht immer gleich aufgefaßt. Daß ein Wasser klar, farblos, geruchlos, ohne besonderen Beigeschmack, erfrischend sein soll, erscheint selbstverständlich, und doch muß man an vielen Orten die Wässer schon korrigieren, um nur diesen sinnlich wahrnehmbaren Zustand des guten Wassers zu erreichen. Die artesischen Wässer muß man abkühlen lassen, weil sie zu warm sind, den Schwefelwasserstoff anderer Wässer muß man vorher verdunsten lassen, damit das Wasser nicht riechen soll, tonige Trübungen müssen sich absetzen, Eisen muß sich ausscheiden, die gelbe bis braune Farbe von Huminsubstanzen kann oft durch kolloide Eisenhydroxydlösungen niedergeschlagen, zu starker Gehalt an Erdalkalien durch Fällungsmittel herabgesetzt werden, um solche Wässer zum Trinken, Kochen oder anderen Zwecken des Haushaltes oder in der Industrie zu verwenden.

Das sind aber alles Kleinigkeiten gegenüber dem Moment der unmittelbaren Lebensbedrohung. Hierbei will ich die Möglichkeit der Bleivergiftung durch die Leitungen nur andeuten, weil sie vermeidbar ist. Anders aber steht es mit der Infektionsgefahr. Daran, daß infiziertes Wasser seiner Ausdehnung entsprechend kleinere oder größere Epidemien von Cholera, Typhus und Ruhr veranlassen kann, ist nicht zu zweifeln, und wir haben wenigstens ein klassisches Beispiel, bei dem selbst Pettenkofer, der der Trinkwassertheorie ablehnend gegenüberstand, dies ohne Einschränkung zugeben mußte. Dieser Fall ist geradezu typisch, so daß ich ihn kurz anführen muß. Ich nenne die räumliche Ausbreitung der Wasserversorgung Wasserfeld, die der Seuchen Infektionsfeld. Es ist nun gerade bei zentralen Wasserversorgungen manchmal so, daß sich Wasserfeld und Infektionsfeld vollständig decken, d. h., daß in einer Stadt nur die Bewohner bedroht sind, die das Wasser einer bestimmten Herkunft genießen.

So schöpften z. B. 1849 in London die Vauxhall und Lambeth Company das Wasser für ihre Werke aus der stark verunreinigten Themse innerhalb Londons, und die von beiden Gesellschaften versorgten Häuser litten gleich stark an Cholera, indem auf 10 000 Einwohner mit Vauxhallwasser 118, mit Lambethwasser 125 Todesfälle an Cholera kamen. Darauf verlegte die Lambethgesellschaft ihre Schöpfstelle weiter flußaufwärts. Bei der Wiederkehr der Cholera 1854 hatten die mit Vauxhallwasser versorgten Einwohner 130 Todesfälle auf 10 000 Einwohner, die mit Lambethwasser nur noch 37. Die absoluten Zahlen schließen einen Irrtum aus, denn 268 171 Einwohner bezogen Vaux-



hallwasser und hatten 3471 Todesfälle, während 166906 Einwohner das andere Wasser bezogen und nur 611 Todesfälle hatten, wobei zu berücksichtigen ist, daß während einer Epidemie verschiedene Arten der Infektionen nebeneinander verlaufen, die neben dem infizierten Wasser Ausbreitungsmöglichkeiten für die Krankheiten schaffen.

Ich möchte deshalb auf folgende Gesichtspunkte aufmerksam machen. Wenn Epidemien durch infiziertes Wasser entstehen können, so ist die Zufuhr nicht infizierten oder nicht infizierbaren Wassers selbstverständlich unsere erste Forderung, und in diesem Sinn ist meine Resolution von 1887 gemeint: „Bei der nachgewiesenen Möglichkeit der Krankheitserregung durch infiziertes Trink- und Gebrauchswasser ist die Sorge für gutes, unverdächtiges Wasser eine der wichtigsten Maßregeln der öffentlichen Gesundheitspflege." So hörte z. B. in der Stadt Brieg nach Durchführung der Grundwasserwerke der Typhus wie mit einem Schlag vollständig auf, während vorher bei der Wasserversorgung aus der stark verschmutzten Oder trotz Filtration die Typhuserkrankungen zahlreich waren.

Daraus muß man aber meines Erachtens noch eine zweite Folgerung ableiten, nämlich die Infektionskrankheiten überall da, wo man sie fassen kann, energisch zu bekämpfen im Sinn der Maßnahmen, die 1887 bis 1889 von R. Koch und mir entwickelt wurden. Auf diese Weise gelingt es vielleicht auch umgekehrt, die zunehmende Verschmutzung und Infektionen des Bodens und der öffentlichen Wässer einzuschränken und sich damit vielleicht wieder Bezugsquellen zu erschließen, die man wegen der drohenden Gefahr der Infektion schon aufgegeben hatte oder aufgeben wollte.

In letzterer Beziehung ist besonders darauf hinzuweisen, daß unsere Flüsse und in geringerem Maß auch die Seen bei zunehmender Bewohnung immer unreiner und unappetitlicher, aber auch infektionsgefährlicher werden. Dieser massenhaften Verunreinigung gegenüber reicht die natürliche Selbstreinigung nicht mehr aus, und wir müssen eine intensivere künstliche Reinigung einführen oder zu anderem Wasserbezug übergehen.

Wegen der Verunreinigung des städtischen Bodens hatte man früher die Grundwasserversorgung zugunsten weit hergeleiteter Quellen aufgegeben, bis ich durch das Studium der biologischen Vorgänge im Boden und an künstlichen Filtern experimentell klarlegte, daß im Boden ein so intensiver Reinigungsvorgang stattfindet, daß man, nach den physikalischen Eigenschaften der Böden wohl etwas wechselnd, aber selbst bei starker Beschmutzung nachweisbar, in wenigen Metern Tiefe bereits vollständig keimfreies Wasser trifft, was später in mannigfach variierten Versuchen von verschiedenen Beobachtern immer wieder bestätigt wurde. Ich habe deshalb die Wasserversorgung durch Grundwässer, die bei freiwilligem Austritt die sogenannten Tiefquellen in den großen Schottermassen der Flußniederungen bilden, und die besonders am Rhein große Bedeutung für die Wasserversorgung gewonnen haben, für die Wasserversorgung zuerst wieder gefordert.

Diese Wässer sind genügend kühl, genügend reich an gelösten Bestandteilen und infektionsunverdächtig und vor allem in bezug auf die Menge von relativer und verläßlicher Konstanz. Es kommt ihnen auch zugute, daß in trockenen Gegenden und trockenen Perioden in den kühleren Bodenschichten auch eine Kondensation des Wasserdampfes der Luft eintritt, die unter besonders günstigen Umständen zu einer nicht unwesentlichen Steigerung der Niederschlagshöhen führt, während in anderen Fällen allerdings dieser Faktor stark zurücktritt gegenüber der Ernährung des Grundwasserstromes in der Ebene durch die Niederschlagsverhältnisse der benachbarten und selbst weiter entfernten Gebirge.

In Berlin konnte man durch Wiederverwendung der aufgegebenen Grundwasserversorgung sich von der zunehmenden Verschmutzung des Tegeler Sees unabhängig machen. Ein hoher Gehalt an Eisen, wie er in der norddeutschen Tiefebene vorkommt, ist durch die Fortschritte in der Enteisenungstechnik kein Hinderungsgrund mehr. Die Huminsubstanzen, die in Belgien und Holland oft störend sind, lassen sich ebenfalls schon leidlich entfernen. Nur die Entfernung des Mangans ist bis jetzt nicht gelungen und hat z. B. in Breslau dazu geführt, daß man die neue Grundwasserleitung wieder aufgab und die aufgegebene Leitung mit filtriertem Oderwasser wieder aktivierte.

Trotzdem ich selbst zuerst auf die Grundwässer zur Versorgung von Großstädten hinwies, weil diese es ermöglichen, die infektionsunverdächtigen, mächtigen, durch die Niederschläge immer wieder ergänzten Wasseransammlungen des Bodens zugänglich zu machen, habe ich stets verlangt, daß dies nach der besonderen Lage beurteilt werden muß und darüber die anderen Versorgungsmöglichkeiten nicht außer acht gelassen werden.

Zu diesem Zweck suchte ich auch die Grenzen der Leistungsfähigkeit der künstlichen Sandfilter zu ermitteln und habe mich an geeigneten Orten, die auf Oberflächenwasser angewiesen waren, unbedenklich für diese ausgesprochen und für besonders schwierige Fälle die Doppelfiltration in Vorschlag gebracht. In manchen Fällen ist als wesentliche Verbesserung der Sandfiltrierung die amerikanische Schnellfiltration anzusehen, die darin besteht, daß dem trüben Wasser schwefelsaure Tonerde als Fällungsmittel zugesetzt wird, das aber auch im Filter selbst die Filterhaut verstärkt.

Wenn man aber wegen zunehmender Bewohnung, wie dies besonders am Niederrhein vielfach, z. B. im Emscher Gebiet, der Fall ist, die offenen Wässer ganz vermeiden will, auch den Grundwässern nicht mehr traut, so bieten die Talsperren in entfernten, wenig bewohnten Gebieten die Möglichkeit fast beliebiger Ansammlung von Niederschlagswässern, die je nach ihrer Reinheit ganz ohne Filtration, mit einfacher Sandfiltration oder mit Schnellfiltration derart behandelt werden können, daß sie jede Gefahr einer Infektion ausschließen. Gelegentlich dürfte es sich auch, wie ich es ebenfalls schon früher einmal angeraten hatte, empfehlen, zu dem Vorschlag von Thiem zurückzukehren, etwaige schmutzige Wässer durch Berieselung in reine Grundwässer zu verwandeln und erst als solche zu erschließen.

Der Gehalt der Wässer an Salzen, die auf den Geschmack und die Härte der Wässer von Einfluß sind, schwankt außerordentlich, aber man gewöhnt sich leicht daran, doch kann u. a. auch die Industrie manchmal zu viele gelöste Stoffe zuführen. Die Temperatur macht oft größere Schwierigkeiten, weil sie bei offenen Wässern zwischen Sommer und Winter stärker schwankt, als es mit dem Begriff eines erfrischenden Getränks zu vereinbaren ist. Eine Anpassung an die so gegebene unvermeidbare Lage oder die Anwendung künstlicher Kühlung, die mit zunehmender Kältetechnik immer leichter wird, müssen diese Schwierigkeit lösen helfen. Ganz vernachlässigen dürfen wir diesen Punkt allerdings



nicht, weil ein erfrischendes Wasser bei unseren Auffassungen und Gewohnheiten im Kampf gegen den Alkoholmißbrauch nicht zu entbehren ist und wir wohl kaum zu der Gewohnheit der Chinesen übergehen werden, das Trinkwasser nur in Form eines dünnen Tees zu nehmen. Uns genügt bis jetzt die Beobachtung nicht, daß auch im Sommer der wirkliche, richtige Durst in unschädlichster Weise am besten durch ein nicht zu kaltes Wasser gelöscht wird, wenn wir auch noch von den Eisgetränkgewohnheiten der Amerikaner uns ferngehalten haben.

Diese Momente sind aber gegenüber der großen sozialhygienischen Frage der Wasserversorgung doch recht untergeordnet, wenn wir uns stets vor Augen halten, daß wohl jedes Wasser den sinnlichen Anforderungen entsprechend hergerichtet werden kann und den höchsten Grad der Reinheit bieten muß, den ich als Infektionsunmöglichkeit bezeichnet habe, und der durch die natürlichen Reinigungsvorgänge im Boden und Wasser, aber auch durch künstliche Mittel zu erreichen ist. Unter Beobachtung dieser Momente kann man bis jetzt bei genügender Aufmerksamkeit und tüchtiger Verwaltung selbst unter schwierigsten Verhältnissen unsere Großstädte ausreichend mit gutem Wasser versehen, ja sogar nach dem Vorbild der Albwasserversorgung in Württemberg ganze Gegenden einheitlich mit gutem Wasser versorgen, wie neuerlich den schlesischen Industriebezirk für etwa 600 000 Bewohner und in Bälde die Landschaft Apulien in Italien mit etwa 2 000 000 Bewohnern. Ich bin deshalb der Ansicht, daß wir tatsächlich auch in Zukunft unsere Riesenstädte mit hygienisch einwandfreiem Wasser in ausreichender Menge versehen können.

Die Nilreise der Kronprinzessin.

Von Ida Boy-Ed.

Wenn ein uns Nahestehender in eine weite, schöne Ferne zieht, so sagen wir wohl beim Abschied: Meine Gedanken reisen mit dir! Und in Atlanten gehn suchende Augen und weisende Finger den Wegen nach. Wer aber schon auf den gleichen Straßen die herrliche Welt durchwandern durfte, dessen Phantasie genießt in der Tat die Reise mit wie ein beständiger, unsichtbarer Begleiter. Wie zahlreich mögen solche begleitenden Gedanken die hohe Frau umkreisen, die nun den uralten, heiligen Strom befahren wird, den so viel Deutsche kennen. Diesen Strom, der herauszufluten scheint aus den dunklen Vorzeiten einer geheimnisvollen Geschichte! Heilig ist er den Aegyptern gewesen vor vielen tausend Jahren, heilig ist er ihnen noch heute.

Denn er ist das Leben selbst. In einer ganz elementaren Weise drängt es sich einem auf, wenn man ihn befährt. Man begreift, daß er die Ader ist, deren Versiegen Tod für das Land bedeuten würde.

Man könnte vielleicht sagen: Wenn man zwei, drei Stunden auf dem Nil gefahren ist, kennt man ihn und seine Uferlandschaften ganz und gar. Es ist fast immer die gleiche Szenerie: hart an den schwarzen Schlamm des Ufers stößt der gelbe Rand des Wüstensands, und gleich hinter seinem schmalen Saum beginnt der Streifen Fruchtland, der von den Ueberschwemmungen und von den Wasserhebewerken gedüngt wird. Diese letzteren haben noch die gleiche Konstruktion wie in uralten Zeiten: Kürbisflaschen kreisen um ein Schöpfrad. Da grünt auf langgestreckten Feldern die Baumwollstaude; Mais raschelt im Wind; die breiten, dunklen Kronen der Lebbachbäume, die Federwedel der Dattelpalmen stehen als anmutige Silhouetten vor dem Hintergrund der fahlen, rötlichgelben Wüstenlandschaft und des kraßblauen Himmels. Denn hinter dem Fruchtland beginnt ganz unvermittelt wieder die tote Welt der Wüste. Wenn man im Ballon über Aegypten fahren könnte, müßte es von oben anzusehen sein, als läge ein dreifach gestreiftes Band — grün, silberblau, grün — über einem blassen, gelbgrauen Riesenteppich hingebreitet. Denn von fern wirkt der Nil silbrigblau, während seine Fluten, vom Schiffsbord aus, lehmig erscheinen. Dies fast immer gleiche Uferbild wird ab und zu unterbrochen durch eine Ortschaft, die sich, in vorsichtiger Ferne vom Fluß, angesiedelt hat. Meist blaßrosa und gelb hocken die flachen Häuser zusammen, die Schornsteine von Fabriken ragen weit. Am Ufer ist ein ungemeines Gebaren. Araber, Fellachen, Neger drängen sich auf der Landungsbrücke; es riecht nach Curry und Koriander; Strohflechtereien, Flitterschals, falsche Skarabäen und unechte Idole werden den Reisenden angeboten. Putzige kleine Vorkommnisse gibt es zu beobachten: da sind ein paar Fellachen bis zu den Knien in den Schlamm geraten, sie waschen sich ganz einfach mit dem trockenen, heißen Sand sauber, anstatt mit Wasser. Vom Ufer aus ziehen sich schmale Deiche als Verkehrsadern ins Fruchtland, sie ragen auch in der Zeit der Ueberschwemmung als gangbare Wege aus den stehenden Wassern. Es ziehen ruhevoll Kamele hin, ihre Reiter wiegend, die gelassen sitzen, eingehüllt in die Falten ihrer schmutzigweißen Burnusse. Auf temperamentvollen Eseln reiten in juckelndem Trab Araber im blauen Gewand, mit rotweißem Turban. Frauen schreiten, in wundervollem Stolz, die Amphora mit Wasser auf dem Kopf tragend, während über den Rand ihres schwarzen Burko (schleierartige Verhüllung des unteren Gesichts) die glänzenden, dunklen, traurigen Augen sehen. Auf dem Feld drüben pflügt ein Gespann, das humoristisch wirkt: ein Kamel und ein Ochse sind im gleichen Joch vereint.

Ja, das alles ist unendlich malerisch, aber es wiederholt sich fortwährend. Es kann dem Reisenden wohl eine kurze Zeit die Furcht kommen: wird das nicht langweilig werden? Bis eine paradoxe Wirkung eintritt und die ungeheure Monotonie dieser Uferlandschaften einen überwältigenden Reiz gewinnt. Man begreift eigentlich nur von einer solchen Nilfahrt aus die Größe, Macht und Geschichte des Landes.

Von feierlichster Gewalt sind die Ruinen, die vom Ufer her sich im Strom spiegeln. Zwar viele der alten Kulturstätten, die unsere Kronprinzessin besuchen wird, liegen landeinwärts, wie z. B. Denderah und Abydos. Aber an die riesigen Tempel von Abu Simbel, an die von Philae, an die Säulen des Tempels von Luksor, die Ruinen von Theben und die Kolosse, die den Tempeleingang von Kom Ombos bewachen, tönt das Rauschen des Nils heran. In all den gigantischen



Ueberresten der ägyptischen Tempel wiederholt sich, vielleicht nach den Gesetzen der geheimnisvollen Wechselwirkungen, die zwischen Kunst und Klima bestehen, das gleiche wie in der Landschaft: es scheinen immer die gleichen Formen und Motive, die sich unendliche Male wiederholen. In Abu Simbel wie in Kom Ombos und in Luksor sitzen diese steinernen Ramsesse, steif und in einer seltsam drohenden Geschlossenheit der Haltung, mit den enormen Händen auf den Knien, die unergründlichen Blicke ins Unbestimmte gerichtet, als sähen sie über tausend Jahre hinweg wie über einen Tag. Und es sind immer wieder die mächtigen Pylone, die sich nach oben ein wenig verjüngenden Toreingänge, die von der geflügelten Sonne gekrönt werden, immer wieder die Papyrussäulen, die sich in enger Folge aufreihen. Für den Laien verwischen sich die Unterschiede der Epochen. Und doch ist es auch bei all diesen Ruinen gerade die zum Phantastischen gesteigerte Häufigkeit der Wiederholung, die eine beklemmende Größe des Eindrucks hervorruft. Als hätte durch die Starrheit der künstlerischen Erfindung ihre Wucht sich erhöht. Als sei dies ein Symbol von Einheit in der Macht. —

Unendlichen Reiz bietet die Nilfahrt auch durch eine gewisse sportmäßige Spannung, die sich auf das Gelingen der Fahrt richtet. Der Fluß ist nicht markiert, und seine Grundverhältnisse ändern sich in den Ueberschwemmungzeiten jedesmal. Die Schiffahrt auf ihm ist daher mancherlei Zufälligkeiten ausgesetzt und ein harmloses Festsitzen nichts Ungewöhnliches.

Die Feierstunden der Fahrt kommen aber, wenn der Tag sinkt. Da breiten sich, wie von Geisterhänden hingetuscht, rosa und grüne Farbentöne am Himmel aus; die Berge der Wüste werden bleich wie Skelette, oder, wenn man den Sonnenuntergang vor der Thebanischen Wüste, die die Königsgräber birgt, erlebt, förmlich braunorange. Eine Flut von grellen und zarten Tinten fließt ineinander, vom Nil steigt dazu bläulicher Feuchtigkeitsdunst auf — man glaubt die Lichtwunder nicht, die man sieht. . . .

Und wenn der Nil dann unter dem weißen Mondlicht der zaubervollen Nächte dahinrauscht, gewinnt die einförmige Uferlandschaft und all die Epochengeschichte, die in zerbrochenen Resten hinter ihr liegt, einen gespenstischen Reiz. Man hat das Gefühl, als durchfurche der Strom ein Leichenfeld, wo Kulturen begraben liegen.

Und endlich nähert man sich, talabwärts fahrend, der Hauptstadt. Ein paar Stunden vorher, zur Linken, stehen die Pyramiden Wache am Ufer und sehen mit ihrem steinernen Ewigkeitswesen auf all das neue Kulturleben, das an ihnen vorbeizieht. Dampfschiffe fahren zwischen den alten Nilbarken mit den Dreiecksegeln — brausende Wagenschlangen, von der Lokomotive gezogen, rasen unter Palmen dahin — da prallt Vergangenheit und Gegenwart zusammen, und es gibt eine Dissonanz. Kurz schreit sie auf — und verklingt. Denn der alles besiegende, der triumphierende Eindruck der Nilfahrt ist doch der, als ob man einen ahnungsvollen Begriff von etwas Unendlichem bekommen hätte und zugleich von Vergänglichkeit. Der Spruch des weisen Omar Chajiâm von Neschapur kommt einem in den Sinn:

> Der sich geheimnisvoll in allen Trieben
> Der Schöpfung offenbart und nach Belieben
> Von Mah zu Mahi alle Formen wählet —
> Sie schwanden all — Er aber ist geblieben!

Was man sich erzählt.

Wien, am 26. Dezember 1910.

Das reizendste Geschehnis dieser Tage war, daß unser guter, alter Kaiser im Rathaus mit armen Kindern Weihnachten feierte. Er, dessen Schritte wohlbehütet werden, da man ihn vor Anstrengung und der Last der Repräsentationsbürden schützen möchte, durch das spanische Hofzeremoniell selbst dem Volk ein wenig entrückt — er durchbrach diese Schranke, achtete nicht der sorgenden Stimmen seiner Umgebung und ging zu den ärmsten Kindern der Stadt, hörte, wie sie Verse plapperten, sein Auge umflorte sich, als Tausende ihrer dünnen Stimmlein sich einem verhaltenen Schluchzen gleich zum Weihnachtslied „Stille Nacht" . . . erhoben, und als es an die Beteiligung ging, stand er dabei wie ein Vater und lächelte in das verschüchterte und doch glückselig sich immer mehr befreiende Huschen und Hasten, Glucksen und Jubeln der beschenkten Kleinen. Des Kaisers Weihnachtsbesuch galt dem zehnjährigen Bestand des katholischen Vereins der „Kinderschutzstationen". — Im Theaterleben erregt Karl Schönherrs „Glaube und Heimat" im Volkstheater noch immer das größte Interesse. Dieses Stück zerrt mit wuchtig und derb zugreifenden Fäusten Probleme aus der Zeit der Salzburger Gegenreformation in den Vordergrund, wetternd prasseln Geschehnisse über die Bühne, aus denen die Evangelischen im ethischen sowohl als künstlerischen Sinn als siegende Besiegte hervorgehen. Und die Wiener — als engherzig und unduldsam verschrien — lauschten beklommen und ergriffen. Und das Drama wird sogar an erster Stelle für den Grillparzerpreis genannt. — Die Weihnachtzeit hat uns auch eine neue reizende Operette der drei Sterne: „Strauß, Salten und Girardi", beschert. Felix Salten wandelt zwar unter dem Deckmantel eines „Ferdinand Stollberg", aber schon mit den „Reichen Mädchen" hatte sich das Versteck gelüftet, und die Wiener erkannten die Züge des vertrauten Autors. In der neuen Girardirolle hat er mit feinen, leichten Strichen ein bezwingendes Bild geschaffen, in dessen Rahmen Girardi an die bisher unerreichte Leistung seines Verschwenders heranwächst. Es gibt übrigens kaum ein Wiener Theater, das sich nicht dem klingenden Erfolg der Operette zuwendet. So inszenierte die alte vornehme Dame, unsere Hofoper, mit einem Ausstellungsbudget von 80 000 Kronen und Carusopreisen — den „Zigeunerbaron", der am zweiten Weihnachtsfeiertag in Szene ging. Wie neuerdings auf allen unsern Bühnen waren die Basteien zu sehen, die alte Czipra sang in einem Zylinderhut mit Spielhahnfedern, an Originalität der Kostüme wurde Verblüffendes geleistet — aber es gibt Nörgler, die den „Zigeunerbaron" draußen in der Vorstadt vorziehen! — Zwischen Weihnachten und Neujahr gelangt ein Herrenkoffer mit eleganten Gewändern im Dorotheum zur Versteigerung, den „rohe" Gläubiger dem jungen Metternich just noch vor dem Berliner Zug kaperten. Fortan wird die beklagenswerte, aber reizende Künstlerin, seine Frau, vielleicht nicht mehr als „Gräfin Metternich" am Theaterzettel stehen — Wien hat nun eine Sensation mehr und eine Geschmacklosigkeit weniger.

Zum Schluß, wissen Sie, womit unsere Wiener Kinder die Weihnachtsferien verbringen? Da Sie es nicht raten, will ich's rasch verraten: sie spielen Bridge. Ganz ernsthaft und urdrollig. Bereits zeigt sich Ver-



anlagung oder Antitalent. Aber ob sie erstaunlich gut oder ganz unsinnig spielen, sie sind ernsthaft bei der Sache, unter denen einer noch vor wenigen Tagen ebenso ernsthaft an das Christkind schrieb: „Liebes Christkindl, ich wünsche mir . . . (Anführung der ersehnten Gegenstände). Ich werde sehr brav sein. Das verspricht Dir Dein Dich liebender

Josef Freiherr von D."

Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Paris, Ende Dezember 1910.

Der Herzog von Orleans, dessen Hauptberuf das Abstammen ist, will noch immer den Thron seiner Väter besteigen: ein Unternehmen, das ihm, beiläufig bemerkt, in Anbetracht der Schattenhaftigkeit dieses Thrones, einen Ehrenplatz unter allen Akrobaten der Erdkugel sichern würde. Und wie sein Kollege aus dem Märchen Andersens hüllt er sich majestätisch in den unsichtbaren Königsmantel, hat aber die größte Mühe, die ungebärdigen Anhänger davon abzuschütteln, die sich unter dem Namen „Les Camelots du Roi" zusammengetan haben, um durch Randalieren, Krakeelen, Boxen, Schießen und verwandte Apachenkünste der Monarchie wieder auf die Beine zu helfen. Und da sie auf seine Mahnungen durchaus nicht hören wollten, hat er nun über diese Straßenjungen der Legitimität die große Acht verhängt, worüber man in den feudal denkenden und zumal in den aus Snobismus feudal flunkernden Salons arg verschnupft ist. Denn diese Straßenjungen erfreuen sich der Gönnerschaft vieler würdiger Herren mit hochklingendem Namen, die gleichfalls der Ansicht sind, daß man die Republik nur durch eine gründliche politische Sabotage unterkriegen könne. Und so erleben wir jetzt das amüsante Schauspiel, daß die gleichen Leute, die sich nach einem „zum Befehlen geborenen Herrn" heiser schreien, diesem Herrn beim ersten Anlaß den Gehorsam verweigern. Aus dem ganzen aufsässigen Royalistenclan hat bisher nur ein einziger, der Marquis de Lur-Saluces, ein Nachkomme der frommen Dulderin Griseldis, die ihre Tränen schon in zahllose Souffleurkasten vergossen hat, sich unterworfen. Er verhehlt jedoch seinem „Könige" nicht, daß ihm das Herz dabei blutet. Glücklicherweise ist der edle Marquis auch Besitzer des berühmten Weingutes Château Yquem. Da hat er gleich etwas zur Hand, seinen Gram zu ersäufen.

Aber soviel man auch in der royalistischen Fronde über diesen Vorfall spricht, graue Haare lassen sich deren Damen darum doch nicht wachsen. Freilich, graue Haare sind immer noch besser als gar keine, jammern die Pariser Friseure und raufen sich die ihrigen aus, weil sie der Nachfrage nach den „Chichi" nicht mehr genügen können, die die moderne Haartracht erfordert. Auch die Erfindung eines Kapillarvirtuosen, der jedes einzelne Haar, das jetzt aus dem plötzlich zopfmüden China kommt, der Länge nach in vier Haare spaltet, kann dieser Not nicht steuern, der nur eine neue Hutmode beikommen wird. Trösten wir uns, diese neue Mode und noch zehn neuere und allerneuste werden längst alt geworden sein, und ein anderes Problem der weiblichen Gefallsucht wird noch immer der Lösung harren. Die Bühnendichter lehnen sich endlich gegen den in der Tat unsinnigen Kleiderluxus ihrer Darstellerinnen auf. Im „Gymnase" schwingt kein Stubenmädchen den Scheuerlappen, ohne sich dazu in eine tief dekolletierte Empirerobe aus gesticktem Brokat zu hüllen, und wenn draußen in der Vorstadt der arme Briefträger dem schüchternen Freier klagt, daß er seinem Töchterchen nichts mitgeben könne als ihre Tugend, erscheint das Mädel und hat für ungefähr anderthalb Millionen Juwelen und Schmuck auf dem Leibe. Diesen Unfug wollen sich die Autoren nicht länger gefallen lassen. Aber Monsieur Poiret, der aus nichts, aus drei Meter Seide, einigen Bändchen, Schleifchen und Schnällchen die entzückendsten Rechnungen zu komponieren versteht, lacht dazu. Schreibt bessere Stücke, sagt er den Herren, und das Publikum wird mehr auf euren Dialog als auf meine Toiletten achten. Solange diese aber interessanter sind als eure Komödien, werdet ihr euch vergebens wehren. Stolz lieb ich den Schneider! Und vielleicht hat er nicht einmal ganz unrecht. Wo sind die Zeiten der Mlle. Mars, die für alle ihre Rollen nur ein einziges Kostüm besaß! Henry de Blèdes.

London, am 26. Dezember 1910.

Die Entente cordiale schwebt in ernster Gefahr. Die Parlamentswahlen, die mit eisernem Besen radikal in England aufräumen sollten, hatten alles so hübsch beim alten gelassen, und John Bull rüstete zu einer jedweder politischen Sorge baren Festzeit, da traf ihn unversehens ein böser Schlag, noch dazu von seiner Herzensfreundin Marianne: ein Pariser machte die illoyale Entdeckung, der Plumpudding sei gar keine britische Originalerfindung, das Rezept dazu stamme vielmehr von den alten Griechen! Lenkt Frankreich jetzt nicht ein, so ist es um das Einvernehmen der Westmächte geschehen. Denn der Weihnachtspudding gehört mit der Ueberlieferung von der absoluten Tugendhaftigkeit der Königin Beß zu den Dingen, in denen der Engländer keinen Spaß versteht. Zum Unglück für den internationalen Neujahrsfrieden hat die französische Behauptung viel für sich. Lords und Ladies fühlen sich heute noch an den gleichen offenen Feuern wohl, an denen die Troglodyten sich wärmten. Sie rösten ihre Braten nach der nämlichen Methode wie die Achäer vor Troja. Was also ist einleuchtender, als daß sie auch in ihrer Nationalmehlspeise dem Geschmack von vor 2000 Jahren huldigen? Andere Störungen hat die Feiertagsruhe nicht erfahren. Die Trauer der Hofgesellschaft um König Eduard liegt noch immer wie ein leichter Flor auf den Hochgipfeln der Nobility. Ihre tonangebenden Häuser, wie die des Herzogs von Devonshire, des Markgrafen von Salisbury und des Grafen Crewe, begehen ihr Neujahrsfest gleich dem Königspaar im Familienkreis, und da in London jedermann, bis herab zum Eckensteher, gern ein bißchen höfischen Nimbus schindet, geht es allenthalben stiller zu als gewöhnlich. Sir Ernest Cassel, der dem heimgegangenen Monarchen so nahe stand, daß er der letzte seiner Untertanen war, zu dem er vom Sterbebett aus sprach, und der seinem verstorbenen Gönner so ähnlich sieht, daß eine romantische Legende sich um seine Herkunft spinnt, dieser aus Deutschland stammende klügste der englischen Finanzkapitäne feiert Silvester echt aristokratisch, indem er sich, obwohl noch in der Vollkraft eines eminent erfolgreichen Lebens stehend, von den Geschäften zurückzieht. Wie Sir Ernest mit 15 Schilling Wochengage hatte auch Lady Meux angefangen, einst eine Königin der Bretter, die sich vor vierzig Jahren dazu herabließ, den millionenschweren Großbauer Sir Henry Meux



zu ehelichen. Sie hat ihn überlebt, in der Weihnachtswoche aber selbst der Welt Valet gesagt und hinterläßt u. a. dem Admiral Lambton ein Jahreseinkommen von einer halben Million. Ihre große Bewunderung für den exzentrischen James Whistler wurde von diesem nicht erwidert. Zwar hatte er zu viel Sinn für bares Geld in größeren Beträgen, um ihr den Wunsch, von seinem Pinsel gemalt zu werden, abzuschlagen, aber er zwang sie, ihm in den Hundstagen in einem Zobelpelzmantel zu sitzen. Beiläufig, die wichtige Frage der Sitzgelegenheiten bei der bevorstehenden Krönungsfeier in Westminster Abbey, wofür die öffentlichen und privaten Vorbereitungen bereits in vollem Gang sind, ist in einer Weise entschieden worden, die die junonischen Gestalten unter den Peeresses aufatmen läßt. Voriges-mal waren die in die Abtei hineingezimmerten Sitze nur anderthalb Fuß breit, und das bedeutete für viele Damen drangvoll fürchterliche Enge. Statt dessen werden nächsten Juni geräumigere Mahagonisessel benutzt werden. Die Mitwirkenden des Krönungschauspiels werden also fast ebenso bequem aufgehoben sein wie das Auditorium des neuen Riesenvarietétheaters, des Palladiums, wo Mr. Thomas Beecham, nachdem er in Covent Garden Unsummen daran verschwendet hat, den Londoner Opernverstand auf kontinentale Höhe zu heben, sich reumütig dem insularen Geschmack anpaßt, indem er auf Stundendauer zusammengestrichene „Tannhäuser"- und „Lohengrin"-Aufführungen veranstaltet. Wie gefiele dem Meister wohl ein solcher Gesalle?

Constantin von Zedlitz.

Unsere Bilder.

Aufnahmen des Kronprinzen auf Ceylon.

Abb. auf S. 2245 und 2246.

Durch die Güte unseres Kronprinzen sind wir abermals in der Lage, eine ganze Reihe der von S. Kais. Hoheit dem Kronprinzen in Ceylon persönlich aufgenommenen, vorzüglich gelungenen Momentbilder in der „Woche" wiederzugeben. Das auf S. 2245 befindliche Bild zeigt uns eine treffliche Aufnahme der Frau Kronprinzessin. Der hohen Frau fiel bei einer mit ihrem Gemahl gemeinsam unternommenen Rikschafahrt eins der landesüblichen Zebugespanne vor einer mit hochgewölbtem Mattendach überspannten Ceylonkarre auf. Die hohen Herrschaften ließen ihre Rikschas halten — die übrigens der Kronprinz in einem andern Bild (S. 2246) verewigt hat — und stiegen aus. Den Moment aber, in dem die Frau Kronprinzessin an das originelle Gespann herantrat, nutzte ihr hoher Gemahl aus, richtete schnell seinen photographischen Apparat auf die lebensvolle Gruppe, und das treffliche Resultat dieser Momentaufnahme gibt — wie bereits gesagt — unser Bild (S. 2245) wieder. Den beiden ersten folgten auf dieser Rikschafahrt noch eine ganze Reihe weiterer Aufnahmen, unter anderen die von zwei alten Singhalesen mit wahren Charakterköpfen und einem jüngeren ihrer Landsleute im Hintergrund (Abb. S. 2246). Auf einem weiteren Bild (S. 2246) sehen wir zwei Singhalesenkinder, von denen das ältere, ein nach hiesigen Begriffen fast schon heiratsfähiges Mädel, halb trotzig, halb verwundert dreinschaut und, ehe es noch recht begriffen, was eigentlich die fremden Herrschaften von ihr wollen, bereits dem photographischem Apparat einverleibt ist. Desto genauer sieht sich dagegen der Führer der einspännigen Ochsenkarre die Prozedur an (Abb. S. 2246).

O. Dannhauer.

Die neuesten Versuche zur Markierung von Luftstraßen.

Abb. auf S. 2250.

Luftstraßen für Fahrten von Flugdrachen genau zu bezeichnen, wird ein immer zwingenderes Bedürfnis. Orientierung im dichten Nebel wird zwar nur zu erreichen sein, wenn man im Flugzeug die nötigen Hilfsmittel zur Bestimmung des Positionsortes besitzt, wobei zunächst wohl nur magnetische Ortsbestimmung in Frage kommt. In den übrigen Fällen aber vermag man durch genaue Bezeichnungen einer möglichst großen Anzahl von Erdpunkten dem Flieger die nötigen Anhaltspunkte zu geben. Die schon vor etwa zwei Jahrzehnten angeschnittene Frage ist in neuester Zeit zuerst von dem Direktor des Kaiserlichen Aero-Clubs Rittmeister von Frankenberg wieder aufgenommen worden. Dieser hat ein System von Zahlen zusammengestellt, die das Land, den Bezirk und schließlich den Ort nach einem bestimmten Schlüssel bezeichnen. Die Zahlen, denen man noch bestimmte Zeichen für Ballonhallen usw. anfügen kann, sollen vornehmlich auf Baulichkeiten angebracht werden. In Frankreich hat man ebenfalls mehrere Orientierungssysteme ausgearbeitet. Der Präsident des Luftflottenvereins Quinton bezeichnet den Längen- und Breitengrad, der durch Paris durchgeht, als Nullinie für Ost- und West- sowie Nord- und Südrichtung. Mit zwei Zahlenreihen kann er dann jeweils sofort die Kilometer angeben, die sich ein Punkt in irgendeiner Richtung von Paris entfernt befindet. Wenn also beispielsweise ein Flieger plötzlich die Zahlen 943-17 sieht, so bedeutet das: er befindet sich 943 Kilometer südlich und 17 Kilometer westlich von Paris. Würde die Zahl 943 unterstrichen sein, so würde es heißen: 943 Kilometer nördlich von Paris, würde auch die zweite Zahl unterstrichen sein, so würde dies heißen: 17 Kilometer östlich von Paris. Ein Flieger, der sich nach diesem System orientieren will, hat also nur nötig, sich zwei Zahlenreihen zu notieren: von welchem Ort er abfliegt und von dem Ort, zu dem er hinfliegen will. Er kann dann jederzeit sofort feststellen, ob er auf dem richtigen Weg oder um wieviel Kilometer er von seinem Kurs abgewichen ist. Vom Eiffelturm aus hat man kürzlich genaue Versuche mit Zahlen verschiedener Größe angestellt. Zahlen von einem Meter Höhe waren noch in 700 Meter Entfernung zu sehen. Der großen Geschwindigkeit der Flugdrachen wegen hat man die Zahlen auf 1,75 Meter vergrößert. Der besseren Sichtbarkeit halber sind die Zahlen aus einzelnen Spiegelglaskugeln von je 25 Zentimeter Durchmesser hergestellt, die bei Nacht hell erleuchtet werden können. Um nun auf größere Entfernung hin einem Flieger anzuzeigen, wo er Orientierungzahlen findet, sind kürzlich auf dem Flugplatz Johannisthal-Berlin kleine Gummiballons hochgelassen worden. Man wählte Aerostaten, die auf 1,10 Meter Durchmesser mit Gas gefüllt und etwa 300 bis 400 Meter hochgelassen wurden. An diese Ballons werden Zahlen des Frankenbergschen Systems gehängt, so daß also der Flieger schon von weither zunächst den Ballon und dann die Zahlen zu erkennen vermag. Bei Nacht werden die kleinen Ballons mit einer Glühlampe erleuchtet, die den nötigen Strom durch einen kleinen Akkumulator erhalten, oder aber es werden etwa 2,40 Meter im Durchmesser große Gummiballons in die

Walzer-Wettbewerb der „Woche"

Die Entscheidung des Preisgerichts wird in Heft 1 vom 7. Januar 1911 veröffentlicht werden.



Zum Aufstand auf den Karolinen: Die Insel Ponape.

Höhe gelassen, die im Innern eine 50kerzige Glühlampe erhalten, der der Strom von unten zugeführt wird. Diese Ballons können auch verwertet werden bei starkem Nebel, der gewöhnlich nur bis zur Höhe von mehreren hundert Meter reicht. Durch eine sinnreiche Vorrichtung wird dann dafür gesorgt, daß durch eine elektrische Schelle unten auf der Erde angezeigt wird, ob sich der Ballon noch im Nebel oder darüber befindet. Die Luftfahrzeuge müssen ihre Fahrt über dem Nebel ausführen und können sich dann ausgezeichnet orientieren, weil sich die Ballons weithin abheben. Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Das Kronprinzenpaar auf Ceylon (Abb. S. 2247). Die Schönheiten dieser von der Natur so überschwenglich gesegneten Insel genoß das Kronprinzenpaar in täglichen Ausflügen, die auch hoch in die Berge hinaufführten. Auch zum Sport fand sich Zeit und Gelegenheit, und die eingeborenen Knaben als Golfträger begleiteten das fürstliche Paar.

Der Dampfer „Mayflower“ (Abb. S. 2252), auf dem die Kronprinzessin ihre Nilfahrt unternimmt, führt trotz seines englischen Namens die deutsche Flagge. Er gehört zur Nilflotte der Anglo-American Nil Company, deren Mitbesitzerin die Hamburg-Amerika-Linie ist. Die Räume des stattlichen Schiffes wurden für den Aufenthalt der Kronprinzessin an Bord neu und behaglich ausgestattet.

Das Denkmal für General von Steuben (Abb. S. 2249), den friderizianischen Offizier, der an Washingtons Seite für die Unabhängigkeit Nordamerikas gekämpft hat, wurde am 7. Dezember in Washington enthüllt. Die Tochter des Präsidenten Taft vollzog den Enthüllungsakt, und der Präsident selbst hielt eine Rede, die die Bedeutung des Tages feierte. Eine Kopie des schönen Standbildes, das der deutsch-amerikanische Bildhauer A. Jaeger geschaffen hat, ist auf Beschluß des amerikanischen Kongresses dem Deutschen Kaiser zum Geschenk gemacht worden.

Neue Opern (Abb. S. 2251). In Neuyork gibt man jetzt seit einigen Wochen die amerikanische Oper, die Giacomo Puccini komponiert hat. Die Titelheldin, „Das Mädchen aus dem Westen“, ist die tapfere Minnie, die als einziges Weib in einem Goldgräberkamp Südkaliforniens haust. Sie rettet den idealisierten Räuberhauptmann Johnson aus der Hand des Sheriffs und zieht mit ihm von dannen. Dieses romantische Paar hat zwei unvergleichliche Interpreten gefunden, keine geringeren als Emmy Destinn und Enrico Caruso. — Die letzte Opernneuheit, die wir in Berlin kennen gelernt haben, zitiert keineswegs die Geister wilder Revolverromantik. „Das vergessene Ich“, die Weihnachtsnovität der Komischen Oper, spielt im Deutschland der Biedermeierzeit. Der Held des von Richard Schott gedichteten und von Waldemar Wendland vertonten Librettos ist der Bildschnitzer Rümelin, ein abgesagter Musikfeind, dem lockere Vögel einreden, daß er eigentlich ein Komponist sei und es nur vergessen habe. Daß auch ein Liebespaar heiter durch die beiden Aufzüge des Werkes geht, versteht sich von selbst.

Todesfälle (Abb. S. 2248). Auf seinem Schloß Plawniowitz ist Exzellenz Graf Ballestrem, der frühere Präsident des Reichstags, 76jährig, verschieden. Er hat nach seiner Dienstzeit in der Armee dem Reichstag seit dem Jahr 1872 angehört; auch im preußischen Abgeordnetenhaus und im Herrenhaus saß er in den Reihen des Zentrums. Seine vorbildliche Tätigkeit als Präsident ist eine leuchtende Seite der parlamentarischen Geschichte Deutschlands. — Amtsrat Adolf von Dietze-Barby, der in Magdeburg verschied, hat als Abgeordneter der Reichspartei im Reichstag zu den eifrigsten Vertretern der Bismarckschen Wirtschaftspolitik gehört. Als Pächter der Königlichen Domänen Gottesgnaden und Barby hatte der Verstorbene enge persönliche Beziehungen zur Kaiserfamilie. — Major Dominik, einer der tüchtigsten Deutsch-Afrikaner, ist am 16. Dezember an Bord des heimkehrenden Dampfers „Eleonore Woermann“ gestorben. Dominik hat im Kameruner Schutzgebiet in Krieg und Frieden Bedeutendes geleistet. — Der englische Flieger Cecil Grace wurde nach einem glücklichen Flug über den Aermelkanal im Nebel von seinem Weg abgelenkt und ist wohl für immer verschollen.

Personalien (Abb. S. 2248). Der Kongreß der chilenischen Republik hat als Nachfolger des Präsidenten Montt den in seiner Heimat sehr bekannten Politiker Ramon Barros Luco zum Präsidenten gewählt. Luco ist schon 70 Jahre alt. Während seines langen Lebens war er oft Minister und einmal auch Anführer einer revolutionären Streitmacht. — Der frühere russische Minister des Aeußern Iswolsky, der jetzt Botschafter in Paris ist, weilte kürzlich während der Messe anläßlich des Namenstages des Zaren zum erstenmal im Kreis der Pariser russischen Kolonie. — Der bisherige Legationsrat bei der Diplomatischen Agentur in Kairo Max Freiherr von Oppenheim ist zum Kaiserlichen Ministerresidenten ernannt worden. — Der Kronprinz wird während seiner Reise durch Indien auf Befehl des Königs Georg von dem englischen Generalstabsoffizier Sir Harold Stuart begleitet.

Die Toten der Woche

Franz Graf von Ballestrem, ehem. Reichstagspräsident, † auf Schloß Plawniowitz am 23. Dezember (Portr. S. 2248).

Regierungsrat Böder, † auf den Karolinen als Opfer der Aufständischen (Porträt untenst.).

Amtsrat Gustav Adolf v. Dietze-Barby, † in Magdeburg am 23. Dezember im Alter von 86 Jahren (Portr. S. 2248).

Major Dominik von der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun, † am 16. Dezember (Portr. S. 2248).

Prinz Friedrich Karl zu Hohenlohe-Oehringen, † in Paris am 27. Dezember im Alter von 55 Jahren.



Regierungsrat Böder †

Viktor Laverrenz, bekannter Schriftsteller, † in Berlin im Alter von 48 Jahren.

Raphael Löwenfeld, Direktor des Berliner Schillertheaters, † in Berlin am 28. Dezember im 56. Lebensjahr.

Samuel Lublinski, bekannter Dramatiker und Literarhistoriker, † in Weimar am 26. Dezember.

Angelo Neumann, Direktor des Deutschen Landestheaters, † in Prag am 20. Dezember, 72 Jahre alt.

Geh. Regierungsrat Karl Papst, Oberbürgermeister von Weimar, † in Weimar.

Kammerherr Graf Georg von Saurma-Sterzendorf, † in Breslau im 69. Lebensjahr.

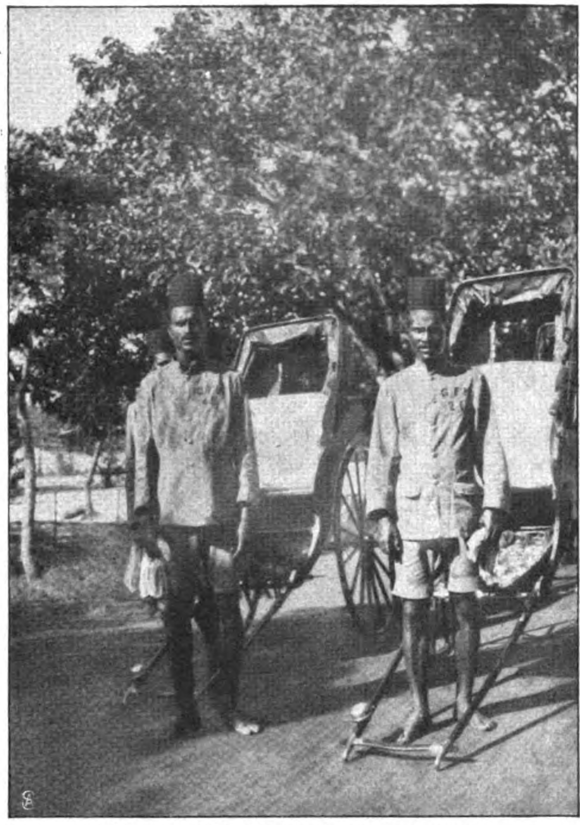
Professor Gustav Wustmann, bekannter Verfasser des Buches „Allerhand Sprachdummheiten“, † in Leipzig am 22. Dezember im Alter von 63 Jahren.

Bilder vom Tage

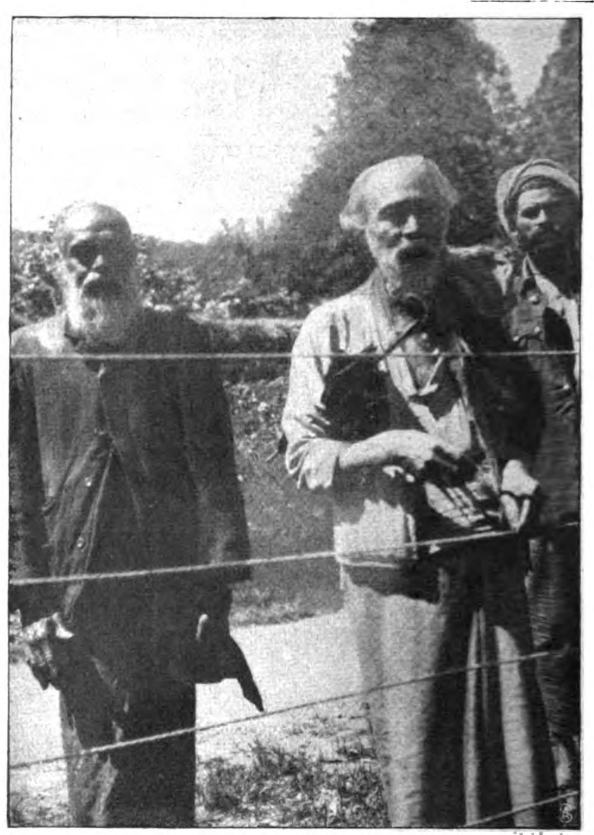


Die Kronprinzessin bei Besichtigung eines Zebugespannes auf Ceylon. — Momentaufn. des Kronprinzen.

Von der Reise des Kronprinzenpaares.



Rikschas im Dienst des Kronprinzenpaars.



Charakterköpfe alter Singhalesen.



Zwei Singhalesenkinder.

Führer einer einspännigen Ochsenkarre.

Von der Reise des Kronprinzenpaars: Photographische Aufnahmen des Kronprinzen auf Ceylon.

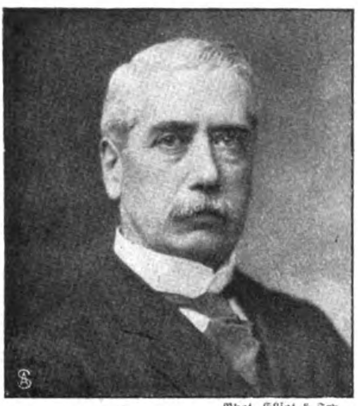


Ein Ausflug in die Berge.

Die Kronprinzessin auf dem Weg zum Golfplatz.

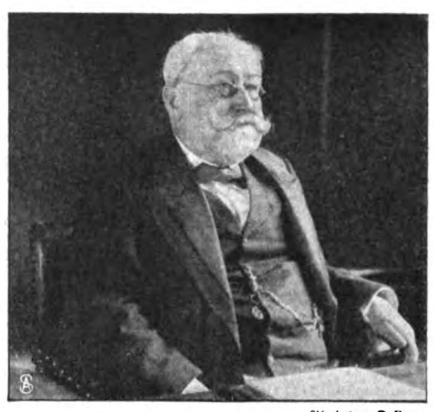
Phot. Platé & Co.

Das Kronprinzenpaar auf Ceylon.



Phot. Elliot & Fry.

Sir Harold Stuart,
der englische Begleiter des Kronprinzen in Indien.



Phot. van Delden.

Wirkl. Geh. Rat. Franz Graf von Ballestrem †
Der frühere langjährige Präsident des Reichstags.



Phot. Blumberg & Herrmann.

Max Freiherr v. Oppenheim,
wurde zum Kaiserl. Ministerresidenten ernannt.



Phot. B. J. G.

Ramon Barros Luco (×)
Der neugewählte Präsident der Republik Chile.



M. Iswolski (×), der neue russische Botschafter in Paris,
nach der Messe in der griechischen Kirche zu Paris.



Hofphot. Carl Kuiper.

Amtsrat von Dietze-Barby †
Verdienstvoller Förderer deutscher Landwirtschaft



Phot. Intern. Illustr. Agentur.

Der englische Aviatiker Cecil Grace
verschwand bei einem Flug über den Kanal.



Hofphot. Noack.

Major Dominik †
von der Kaiserl. Schutztruppe für Kamerun.





Enthüllung des Denkmals
für einen Helden der amerikanischen Freiheitskriege,
General von Steuben.

Phot. Bain.

1 Ansprache des Präsidenten Taft bei der Enthüllungsfeier in Washington. 2. Das Standbild Friedrich Wilhelm von Steubens. 3. Miß Helen Taft, die Tochter des Präsidenten, enthüllt die Statue.





Luftwegweiser-Ballon mit Orientierungszahl auf dem Flugfelde Berlin-Johannisthal.
Nebenstehend: **Luftwegweiserzahlen** in der Umgebung des Eiffelturms in Paris.
Phot. Branger.

Luftwegweiserzahlen mit Leuchteinrichtung in Frankreich. Phot. Branger.

Die neusten Versuche zur Markierung von Luftstraßen.





Caruso als „Johnson". Phot. Gebr. Haeckel. **Emmy Destinn als „Minnie".**

Von der Uraufführung der neuen Puccinischen Oper „Das Mädchen aus dem Westen" in Neuyork.

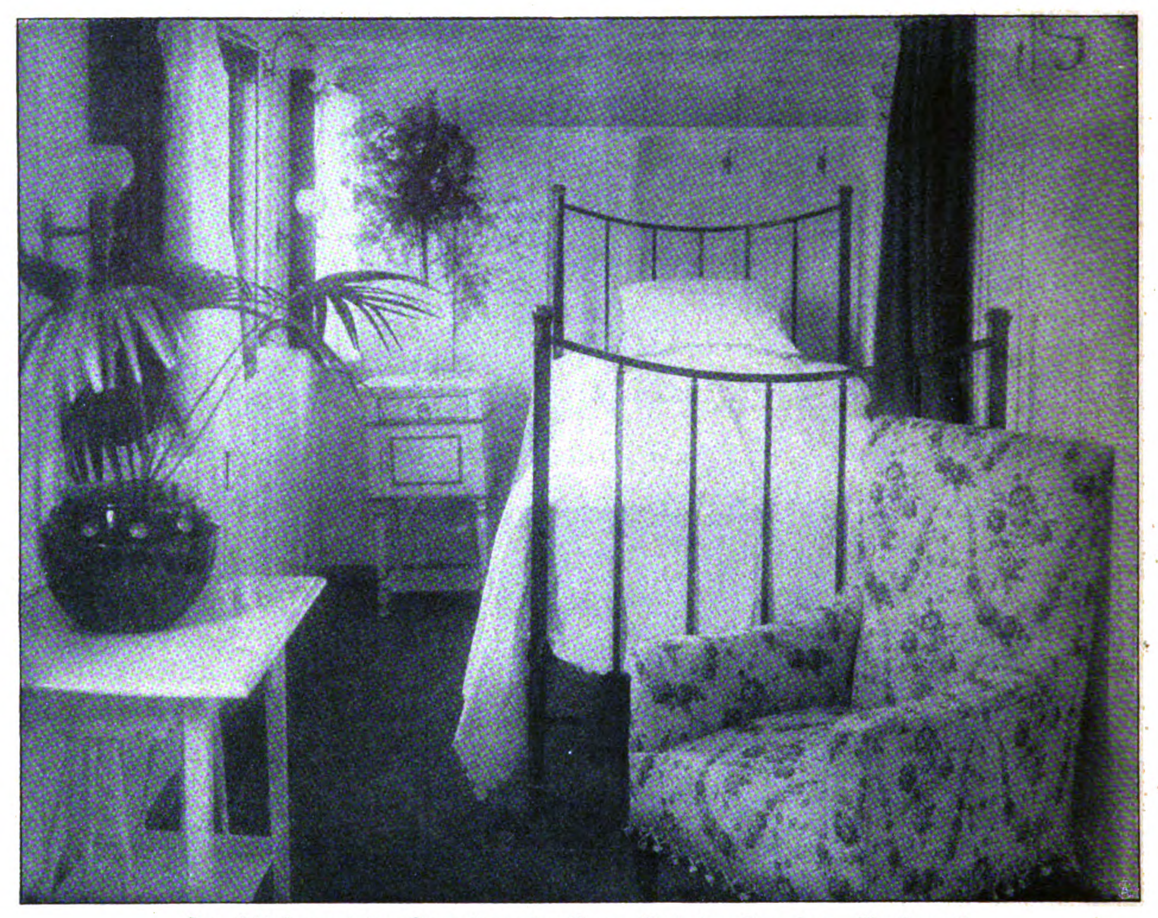


Von links: Ludwig Mantler als „Rümelin", Frl. Ehrlich als „Lisette", Frl. Stolzenberg als „Josephine", Adalbert Holzapfel als „Heinrich".

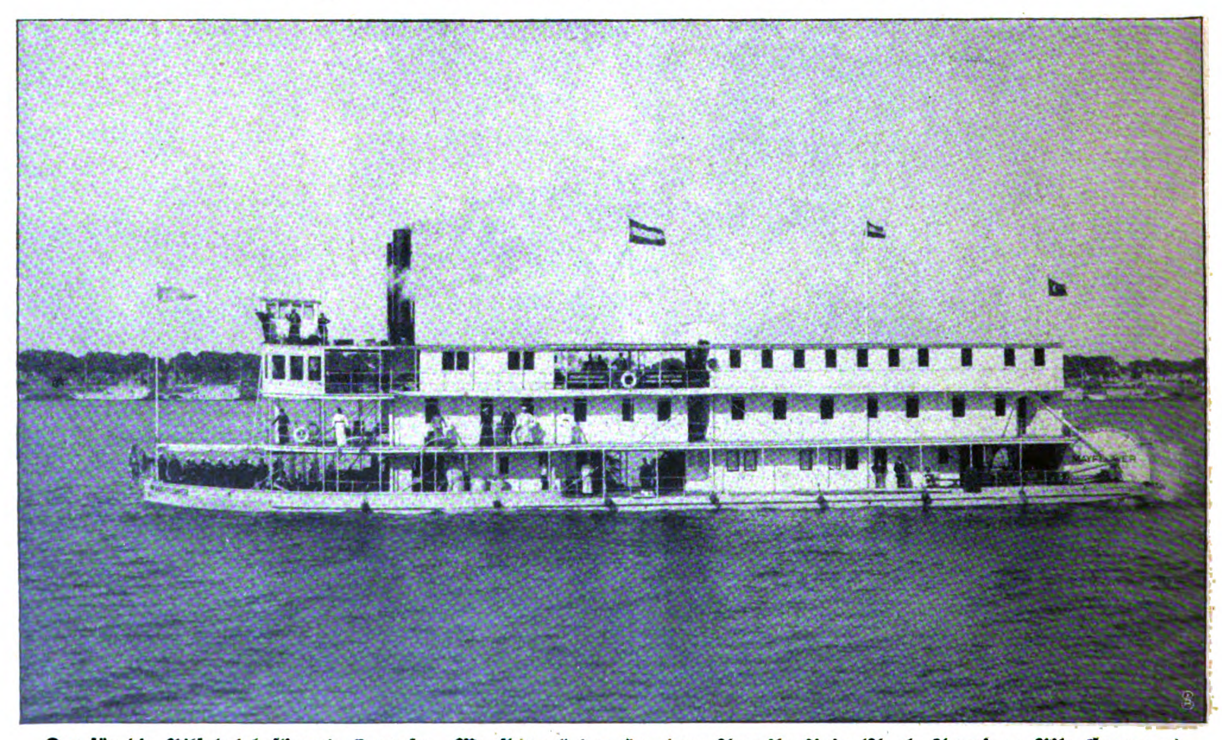
Erstaufführung von Wendlands Komischer Oper „Das vergessene Ich" in Berlin: Szene aus dem II. Akt.

Spezialaufnahme für die „Woche".





Das Schlafgemach der Frau Kronprinzessin an Bord des Dampfers „Mayflower“.



Der für die Nilfahrt bestimmte Dampfer „Mayflower“ der Hamburg-Amerika-Linie (Anglo-American Nile Company).
Zum Aufenthalt der Frau Kronprinzessin in Aegypten.

Die schöne Melusine.

Roman von

Viktor v. Kohlenegg.

7. Fortsetzung.

Fritz Caspari hatte sich Emmis bemächtigt; Trossel war schon etwas aus der Puste, er hatte auch einige seiner Gymnasiasten bemerkt und stieß nun plötzlich mit einem etwas gezwungenen Lächeln auf die Nachhut.

So ging es ihm immer; er gab sich dem neuen Eindruck unbesehen hin, aber es dauerte nie lange, bis er müde wurde und beinah zornig und unglücklich über sich mit rotem Gesicht und unruhigem Atem seine Überlegenheitsmiene aufsetzte. Meinhards Blick genierte ihn sichtlich. „Na ausgetobt, Kleiner?"

„Wieso ausgetobt? Gar nicht. Ich machte mit, sehr einfach. Ich bin kein Frosch. Man ist doch noch kein Mummelgreis, sollte ich etepötete neben Fräulein Demuth hergehen? Dazu ist sie doch nicht hergekommen."

„Richtig, Trossel. Du bist ein galantes Männchen."

„Blech. Volksfeste, da steckt Kern und Echtheit drin, es sind Jungbrunnen, wir sollten alle mitmachen, Meinhard, alle, das ist der beste Kitt für alle Diskrepanz.... Donnerwetter, verdammter Bengel, laß mich mit deinem Springdings zufrieden, sonst setzt's eins, verstanden?" denn so ein frecher Junge stieß ihm gänzlich unbesorgt und fortgesetzt gegen Hut und Nase. Die andern lachten, selbst Dutchman van Hoven, der alle überragte, verzog den breiten Mund zu einem bedächtigen Grinsen. O, er fand das wundervoll hier, beinah holländisch derb, und die reizenden Mädchen und Frauen, sie ließen sich heute alles gefallen; er trug in der einen Hand eine Springschere mit einer Maus vorn drauf, in der andern eine Radautrompete und setzte abwechselnd jeden Apparat in Tätigkeit; mit der Maus traf er jedes hübsche Mädchen todsicher unter dem Kinn und wartete gespannt auf den hellen Schreckenslaut; und am Rock baumelte ihm ein halbes Dutzend Hampelmänner, von denen er tiefernst ab und zu ein Exemplar als Zeichen seiner besondern Gunst an ein scharmantes Kind verschenkte, und zuweilen, obwohl ihm kein Mensch etwas tat, setzte er die Papptrompete an den Mund und vollführte einen wahrhaft höllischen Lärm, tobte wie ein Wilder, so daß ihm Meinhard entsetzt in den Arm fiel.... „Hoven, sind Sie toll?"

„O nein. Ich bin vergnügt."

Wo war Emmi? Weg, futsch. Und mit ihr die beiden Casparimänner. George mit den roten Fleckenbäckchen hantierte ebenfalls mit amusischen Instrumenten und ließ sein Berlinertum durch. Als Rendezvous war die große Schmalzbude am Lustgarten verabredet....

Aber da waren sie wieder! Alle drei gleich groß und behende, besonders Fritz mit dem blond gehörnten Bärtchen in dem festen, rotgesunden Gesicht — Stöpke! Er blies begeistert auf einer grell geringelten Papierflöte, während George den Waldteufel kreisen ließ; Emmi ging eifrig redend zwischen ihnen, Pakete in der Hand tragend. Sie hatte eine Wunderfleckwurzel, eine Universalschere, die zugleich Hammer, Schere, Propfenzieher, Hummerschneider und sonst noch was war, und eine Schachtel mit Schäfchen, mit Lametta und Bleisoldaten für die Portierkinder gekauft.

Sie drängten weiter, jetzt zur Schmalzbude! Sie hatten Hunger, das Wasser lief ihnen im Munde zusammen, denn selbst hier auf dem Schloßplatz roch man das siedende, britzelnde Fett, bis hierherüber zog der Rauch, der dick und weiß aus den beiden Essenrohren drüben im Lustgarten stieg. Kein Mensch dachte an den Ursprung der Zutaten, eine Tüte mit puderzuckrigen Schmalzkuchen mußte man verspeisen, das gehörte dazu, das schmeckte wie Götterspeise, das war eine Erinnerung fürs ganze Jahr und eine Lockung fürs nächste. Tät — tät — rum — rum — hoho — die kleinen Casparimänner, Trossel in der Mitte, der wieder nicht umhin konnte, setzten sich an die Tete, und das Corps d'armée, Oskar, Lily, Meinhard, folgte, und die Nachhut bildete der lange Hoven, rechts und links die Berliner Damenwelt mit seiner Springschere kitzelnd.

Rechts schwenkt! Zwischen Schloß und den alten, schmalen Häusern der Schloßfreiheit hindurch, deren Läden mit blendendem Gaslicht lockten.. aber gerade vor dem Quaasschen Kunstladen an der Spree, zu dem Stufen hinabgingen, geriet die Spitze in Verwirrung, denn Fräulein Melusine Donat trat heiter zu ihnen, sie hatte Oskar erkannt.... Aber sie war allein.

Die Casparimänner waren verstimmt. Trossel rüstete sofort ab. Donnerwetter... der Ironiker entzündete sich jäh an einer andern Stelle. Frauen — Weiber — er war ihnen letzten Endes daheim zwischen seinen vier Wänden am Friedrichshain überlegen, aber es brauchte ihn nur eine anzusehen, und er flammte, und wenn ihn eine antippte, dann war er erschossen. Er rückte sich zurecht, schob den weichen Hut etwas schräg und setzte ein Stoikerlächeln auf die Lippen.

„Freund oder Feind?" fragte er keck und überlegen.

„Freund", sagte Melusine mit ihrem warmen Alt, daß sich der kleine Trossel übers Herz gestreichelt fühlte, und daß ihm weh wurde.

Dutchman van Hoven überreichte Melusine steif und ernst einen Hampelmann.

Die Stimmen der Ausrufer im Lustgarten überschrien sich, die Männer standen hoch über ihrem Kram, vom Licht umflackert, vom Gelächter der Menge umschrillt. Aber gleich am Anfang des Wegs, quervor, da war Licht, Licht — das Paradies! Zwei lange, weiße Buden standen nebeneinander, mit rauchenden, qualmenden Schloten, mit scheinbar zahllosen Blender-



lampen auf weißumwickelter Querstange, hellgekleidete Mädchen hantierten mit Zauberschnelle, im Nu flog etwas in die Tüte, der Zuckerstreuer wurde geschwungen, und das Geschäft war gemacht. Jede Tüte einen Groschen. Die Menschen kämpften und drängten in viel Meter tiefer Mauer.

Hoven als längster war als Spitze für den Angriffzug der Männer ausersehen. Aber Emmi war nicht mehr recht bei der Sache, der Duft und prickelnde Rauch, der von den beiden Buden kam, reizte sie wohl auch jetzt noch heftig, jedoch größer war ihre Neugierde, ihre Spannung und ihr Bemühen, sich zu präsentieren.

Sie legte den Kopf zurück, sprach rasch und etwas flüchtig zu Lily, wobei sie hin und wieder ein kurzes, hohes, mit zurückgezogenem Atem gesprochenes Ja — Ja einflocht, und wendete sich dann mit raschem Augenzwinkern und mit sehr viel Sicherheit Fräulein Donat zu.

Aber während sie zusammen redeten, hörte sie eigentlich nur auf die Stimme dieser Dame, achtete genau auf den Tonfall und die Wortbildung; und einmal, nach gar nicht langer Zeit bereits, da warf Emmi einen Seitenblick auf Oskar, weil sie es nicht anders und länger aushalten konnte. Der Doktor Demuth las denn auch in ihr und lächelte, Lily aber stand ruhig da, sie würde sich wohl an diesem Abend reservierter verhalten und auch in ihrem Urteil über das, was sie sah, zu fassen wissen.

„Allons, Jonkheer van Hoven, Troffel ...! Wir haben noch den ganzen Lustgarten vor uns. Und dann Helms, wir werden Appetit haben, Kinder, unbeschadet durch die Delikatesse da drüben, die wir noch nicht mal haben. Sie halten doch mit uns, Fräulein Donat?" fragte Oskar und neigte jäh vertraulich und unwillkürlich herzlich und zärtlich bittend das Gesicht zu ihr hin.

Sie sah seine Augen. „Ich müßte eigentlich später am Abend noch einmal nach der guten Heyl sehen. Sie ist krank geworden, deshalb kam ich auch später."

„O...."

„Vielleicht! Es ist nichts Schlimmes, und ich habe nichts versprochen."

Emmi beobachtete wie eine Luchsin, und auch Lily hatte aufgeblickt. Melusine aber bemerkte es und errötete, ohne freilich im geringsten Haltung und Miene zu ändern; ja, da wurde auch Oskar Demuth ein wenig ärgerlich und nervös, und er dachte: Sie sind immer Rivalen, immer Feindinnen....!

„Na, Troffel, sage, willst du auf die delikate Bude da drüben verzichten?"

„Das Leben sorgt für den Weisen", sagte der Kleine lächelnd und sah auf die drei Damen. Sie gefielen ihm alle drei über die Maßen, und nun diese Neue, aufragend Hohe... er wollte diesmal energisch an seinem Stabilitätstandpunkt festhalten, nichts sollte ihn davon abbringen, er wollte mild, heiter und witzig sein, so daß er selbst Meinhard und allen über wäre... und um so zwingenderen Eindruck machte.

Sie gingen jetzt den andern nach, die in der flutenden und drängenden Menge verschwunden waren, während sich Oskar an Fräulein Donats Seite hielt.

„Eine reizende Schwester", sagte Melusine zu ihm.

„Ein gutes Kind. Ich war übrigens in großer Sorge, daß wir Sie verfehlen könnten!" Er war unbeschreiblich erfreut und beruhigt, wie nach einer langen Trennung.

„Es ging nicht anders. Wie hübsch das ist, trotz dem Radau, nein, er gehört wohl dazu. Herr Doktor Troffel freilich sprach soeben etwas abschätzig von Illusion. Gewiß hat er recht, und sie ist wohl immer das beste, sagen wir das Kleid der Dinge."

„Nicht, Fräulein Donat. Es gibt ein Innerstes, Echtestes!" sagte er rasch und heiß aus der Spannung dieser ganzen Stunde heraus, indes die Menge sie beide betäubend umlärmte.

„Man sollte nur an den Augenblick glauben. Der mag ja schön und meerestief sein..." doch es war ungewiß, ob sie es aus einer letzten Überzeugung heraus sagte, er sah nur, daß ihre schwarzen Wimpern wie ein müder Schatten in ihrem jetzt perlblassen Gesicht lagen.

„Melusine."

Doch da wandte sie sich ab; er erkannte noch, wie sie die Lippen zusammenschloß, und er trat, als geböte es die Minute, neben Lily, die im selben Augenblick ernst und einsilbig über den Trubel hinschaute.

Aber nun kamen die andern, mit weißen, appetitlichen Tüten bepackt, wieder zurück, sie mußten sich wahrhaft aus der tiefen Menschenmauer herauskämpfen, wobei sie die Tüten über den Köpfen hielten und schwangen, während Fritz Caspari den stürmisch-rhetorischen Teil dieses Rückzuges mit großer Schlagfertigkeit bewältigte. Sie boten ihre Beute mit roten Köpfen an, auch Melusine nahm, und schon nach dem ersten Bissen klärte sich ihr Gesicht vergnügt auf, als wäre es Manna und Zauberspeise, nun erst war sie mit den Erinnerungen dieses Ortes wieder völlig verknüpft, mit ihrer Umgebung vertraut durch diesen brenzligen, übersüßten Geschmack, sie bat genäschig um eine neue Tüte, mischte sich zwischen die Herren und ging nun rasch und spähend mit voran, zu allem und jedem bereit....

Oskar, der immer nur Augen für sie hatte, sie jederzeit umhorchte, sie auch jetzt zu ergründen suchte, hatte sie nie so gesehen. Sie war die gleiche — ja! Mit ihrem unvergleichlichen Charme, aus Herbigkeit und heißer, innerster Süße gemischt. Aber es war jetzt etwas fast Rücksichtsloses in ihr, ein starkes Hingegebensein an den Moment, das er in dieser Kraft und Ausdehnung noch nicht an ihr wahrgenommen hatte.

Er hatte sie nie mit andern gesehen, deren Wesen auch sie mehr aus sich herauslockte oder zur Abwehr zwang. Die schwarze Meyrink war zu jung; und er selbst — ach, er selbst —!

Sie riß auch die beiden jungen Damen mit sich fort, nahm unwillkürlich einmal ihre Arme, ihre Hände, so daß die kritische, verständige Lily erstaunt den Blick hob: was will sie denn? Was meint sie damit? Emmi nahm es, wie es war, und genoß alles. Und mit einem Mal, nach etwa einer halben Stunde, blieb Melusine stehen und sah sich wie erwachend um und dem Doktor Demuth, der langsam hinter ihr ging, in die Augen. Es erfaßte ihn eine flüchtige Unruhe, fast ein furchtsames, skeptisches Gefühl, in dem er sich sagte: sie wollte



den beiden Mädchen und den andern ihre Macht zeigen, sie wollte die Spähenden bezwingen; es machte ihr selbst Spaß, so etwas lag wohl jederzeit in ihr bereit, sie wollte die Leutchen an sich heranreißen, und es war ihr gelungen, mit Emmi sicherlich, mit Lily beinah; denn bei Lily war noch etwas anderes im Spiel... ein heißer, weher Groll und eine Feindschaft.

Nun war sie daraus erwacht. Das heftige Wesen fiel von ihr ab wie ein Kleid.

Sie war Oskar so lieber. Sie war weiblicher so, Frau und Dame, er atmete mit dämmerndem Bewußtsein auf und genoß ihre Nähe mit einem erlösten Entzücken. Aber es blieb doch noch für ein Weilchen ein feiner Stachel der Unruhe in seinem Herzen zurück.

Dann hatten sie noch bei Helms gesessen. Es war nun wieder Doktor Troffel, der sich zur Belebung des Tisches in lustigen und scharfen Paradoxen erging, aber er hatte kein Glück und war zuletzt ganz elend. Natürlich! Er war ihr zu mikrig, er war klein, zierlich, sah obendrein jünger aus, als er war, hatte eine zarte, helle, etwas scharfe Stimme — — einen Baß mußte man haben, einen sonoren Baß, damit erzwang man das Interesse, auch wenn man Blödsinn redete! Ach, er flog immerdar wie eine Mücke ums Licht der Frauenschönheit, schwirrte und verbrannte sich und flog dann müde heim; er würde sich nie verloben, nie — er würde sich in acht Tagen verzweifelt nach der Ruhe, Stille und Einsamkeit seiner Bücher und seines Sofas sehnen. Zum Ansehen und aus der Ferne himmlisch, der Besitz aber ist die Tragödie... ! Und er freute sich plötzlich wieder seiner überlegenen Zuschauerrolle und saß behaglich auf dem spitzen hohen Dach seiner Überlegenheit.

Oskar hantierte mit Meinhard am Eiskübel und war dadurch zuweilen beschäftigt. Nicht über Gebühr. Meinhard machte das ebenso gut.

Es war jetzt eine Wand zwischen ihm und Melusine. Und doch fühlte der Doktor, daß auch ihr seine Nähe das wichtigste wäre. Das lag auf ihm, diese Fremdheit und dieses selige Wissen. Er hatte sie lieb — lieb — lieb —! Und doch war ihm mitunter, als säße sie gar nicht da drüben am Tisch, als wäre ihre Stimme nicht ihre Stimme, und doch hielt er dieser Stimme stand und wartete auf sie wie auf eine Berührung. Er hatte sie nur *noch* lieber....

Es war nutzlos, sich zu wehren. Manchmal griffen ihre Blicke nacheinander; dann war es zuerst, als tauchten sie beide aus einem Nebel oder Dämmerzustand auf; das rauchige Lokal wurde heller, stand in einer klareren, übernächtigen Beleuchtung, und dann sahen und erkannten sie sich mit einem schmerzlichen, fast innigen Blick.

Ab und an richtete Melusine das Wort auch an die beiden Damen; aber es ging wie über Mauern und Scheidewände hin und kam so zurück. Denn man war nun doch etwas müde, und man hatte sich wohl von diesem Beschluß des Abends zu viel und zu Gutes versprochen; das ist dann immer so, daß man dabei das Beste vorwegnimmt. Man wurde sich wieder fremder, gerade in dieser Nähe, die alle Gespräche persönlicher machte, und da kam es, daß Melusine in dieser gespannten Luft wieder allerlei tastende und rätselnde Blicke empfand; ein schüchternes Mißtrauen bei ihr und bei den andern, als wäre sie nun doch ein Eindringling, zwiefach mit ihrem ahnenden Wissen... und zuletzt lehnte sie sich freier und abweisend zurück und trank schneller und durstiger aus dem sprühenden Spitzglas, und ein Feuer glühte für eine Sekunde hinter den dunkeln Wimpern auf, die sich jäh senkten.

Doch dann traf sie ein Blick von einem ernsten, innigen Mann. Und nun war sie plötzlich still und blaß, wie demütig, von einer schlanken Mädchenhaftigkeit; jede Bewegung dieser Hände gehörte ihm, sprach für ihn. Und auch ihr ernster, dunkel scheuer Blick.

Allmählich wurde es stiller am Tisch und wieder dunkler und rauchig. Man sah sich wieder. Und ihr und Oskars Auge sagten es sich, es kam alles aus einer Spannung, aus einer unnatürlichen Erwartung. *Das* war es. Und als sie das wußten, da fühlten sie, wie leicht und wie ruhig sie atmeten.

Lily sah spöttisch auf beide, und sie war die erste, die lässig mit ihrer kühlen, freundlichen Ruhe aufstand. „Meine Damen und Herren. Es ist Zeit für mich."

* * *

Aufbruch, Heimfahrt.

Als man hinaustrat, war der Platz tot, alle Lichter waren verlöscht, Platz und Schloß schliefen im Dunkel, und nur die dick vermummten Wächter gingen langsam zwischen den Buden. Die drei Damen sprachen kurze, lebhafte Sätze. Troffel machte sich rasch davon, voll widerstrebender Empfindung. Melusine aber erklärte, nach der dicken, warmen Luft und dem langen Sitzen noch ein Stück gehen zu wollen durch Stille und Schnee. Lily schien nicht aufgelegt, da mußten auch die Brüder mit. Sie bestiegen am Werderschen Markt eine Bahn, um bis Ecke Friedrich- und Leipziger Straße zu fahren.. Meinhard, dem es längst zu spät war, und der in diesem Punkt wenig Rücksicht nahm, und natürlich Hoven schlossen sich an. Da blieben Demuths und Melusine übrig.

Emmi, die Hände mit dem Muff am Schoß, wie sie es Lily abgesehen hatte, ging mit leidlichem Selbstgefühl und in unruhiger Spannung an Melusinens Seite. Die war jetzt sehr herzlich, gradezu freundschaftlich, wie eine ältere Schwester, so, als gehörte man schon länger zusammen und eigentlich immer. Seltsam! dachte Emmi. Aber es war wohl die Dunkelheit, die Stille und diese Dreisamkeit, die das bewirkte, vielleicht war vorhin auch nur Lilys Anwesenheit ein wenig „störend" gewesen... Emmis Zungenspitze tippte gegen die Oberlippe, und dabei sagte sie sich, daß sie morgen gegen Oskar wohl einige Fragen fallen lassen müsse! Einige Bemerkungen, sie konnte sich nicht helfen; natürlich vorsichtig und gänzlich harmlos.

Sie schlenderten zur Kurstraße hinunter. Es war ja nicht weit, nur ein Katzensprung, und es war rührend, daß Fräulein Donat diesen Umweg mitmachte, um sie beide heimzubringen. Aber Oskar würde dann wohl noch ein Stückchen mitgehen, wenigstens bis zu einer Haltestelle oder Droschke, und man würde wohl gar nicht daran denken, auch sie dazu aufzufordern — sie be-



dankte sich natürlich. Es war genug für heute, und was sollte man noch reden, und schließlich — schließlich trabte sie nur als störendes Anhängsel so mit!

Melusine lud Emmi vor der Demuthschen Haustür ein, sie bald einmal am Freitag zu besuchen. „Mit oder ohne Herrn Bruder, Fräulein Demuth. Und ich rechne auf baldige Erfüllung meiner Bitte."

Emmi machte beinah einen Knicks und ärgerte sich darüber und war doch nun beim Abschied wieder entzückt von Melusine. Sie würde morgen schon etwas von ihrer Haltung und Sprechweise nachzuahmen suchen. Ja — Lily, so lieb sie sie hatte, verlor wirklich ein bißchen neben ihr, wenn man sie so dicht nebeneinander sah und stellte; vor allem aber, wenn die Gegenwärtige die Abwesende verdunkelte, so daß der lebendige Vergleich unmöglich war.

...Ein Droschkenschlitten glitt mit polternden Kufen heran, als Melusine an Oskars Seite in die Leipziger Straße einbog. Das Stroh sah heraus, und die Decke war eine gelb und braun gestreifte Pferdedecke. „Wollen wir fahren? Diese Exemplare sind rar in Berlin. Die Seltenheit ersetzt die Schönheit."

Sie nickte und stieg sofort vergnügt ein.

Er legte die Decke sorglich um sie. Es ging langsam genug.

Sie warteten immer auf ein wachsendes Tempo. Aber der Zuckeltrab blieb, und dazu hüpften die heiseren Schellen. Es war eigentlich komisch. Zwei große ausgewachsene Menschen und dieses Tempo und dieses Gerassel und dieser rohe, kleine Kasten. Sie sahen sich verlegen an und lachten schließlich. Jedes fragte sich: sollten sie aussteigen? Der Doktor mochte nicht, das wäre noch dümmer, und er wollte sie nicht von seiner Seite lassen. Klingling.... „Los Kutscher! Feste!" Oskars Mahnung half auch eine Weile. Die Straße war fast leer. Und plötzlich, dicht an der Friedrichstraße, nahm er ihre Hand und hielt sie fest. Und sie ließ sie ihm.

„Doktor."

Er antwortete nicht. Er drückte nur die geliebte Hand, daß es sie schmerzte. Er hätte die alte Kracke da vorn vor dem Kasten peitschen und beflügeln mögen. Los, fort! Irgendwohin. Sie schwiegen. Und plötzlich befreite sie ihre Hand —.

„Sie sollen nicht töricht sein", sagte sie in die Luft.

Er schwieg, weil sein Blut rauschte.

„Doktor."

„Die Hand, Melusine ..."

Sie schloß die Augen.

Der Schlitten hielt zwei Häuser zu früh. Oskar sah es gar nicht, als sie ausstiegen.

„Das ist das Haus nicht."

Sie gingen weiter, und er nahm ihren Schlüssel und schloß auf.

„Gute Nacht."

Aber er schüttelte den Kopf.

„Nicht. Ich möchte Sie nicht allein über den Hof lassen. Es ist spät heute; und es ist dunkel."

„Ich gehe oft diesen Weg."

„Sie dürfen nicht. Heute nicht, nicht mehr." Und er wußte kaum, was er sprach.

Sie war so blaß wie der Schnee. „So kommen Sie."

Und er drückte die Tür auf, aber er schloß sie nicht wieder ab. Sie gingen nebeneinander durch den dunkeln Hausflur dem Hof zu, der als heller Fleck vor ihnen schimmerte. Ihre Schultern streiften sich ein paarmal, als wäre eine Unsicherheit, eine Trunkenheit in ihrem Gehen. Dann blieb er stehen.

„Ich werde hier warten."

Und er ergriff ihre Hand. „Den Schlüssel schicke ich morgen. Sie brauchen ihn am Tag nicht...." Er hielt ihre Hand, die er mehr als sein Leben liebte, indem er sie während der Dauer eines Herzschlages zurückzog, es konnte ein Druck sein, aber auch eine Bewegung des Wunsches, ein Zusichziehen. Und er fühlte, daß sie kaum merklich folgte.

Sie hielt mit der einen Hand den Hutrand, es war eine Scheidewand und zugleich eine Liebkosung, denn ihre Hand berührte kaum fühlbar seine Wange dabei, und ihr Gesicht lag frei, schutzlos in seinem Arm, die Lippen vor ihm, weich und offen, daß er die Zähne fühlte. Und der heiße Hunger seines ganzen Lebens war in seinem Blut und in seiner Seele. Wie nie vorher, wie niemals nachher, es war eine Seligkeit, an die er nie geglaubt, für die er sich nie geschaffen, oder die er längst als von ihm versäumt und verpaßt gewähnt hatte. Und sie wehrte nicht, nur die feine Hand war zwischen ihrem Gesicht und dem seinen; trennend und verneinend.

„Warum lachen Sie nicht, Doktor. Es ist Spaß!"

„Ernst, Melusine. Furchtbarer Ernst. Ich hab dich über alles lieb."

„Es ist Spaß, man muß die Sekunde nehmen. Soll es! Man darf nicht schwerer sein als das Leben, lachen Sie, Doktor", sagte sie in seinem Arm.

„Ich kann nicht und will nicht. Und du kannst es auch nicht. — — Du sprichst es in deiner Not. Du sprichst es, um etwas, was scheidet, zwischen uns zu stellen, Melusine."

„Ich weiß es besser", sagte sie leise, und die Hand war fester an seiner Wange. „Das Leben ist schön, man soll nicht schwerer sein als das Leben. Aber wir müssen lachen, Doktor. Sonst ist es falsch!"

„Ich kann nicht. Und du kannst es auch nicht. Süße Frau! —"

Sie erschauerte.

„Wenn du es sagst, so klingt es wie eine hilflose Bitte."

„Sie kennen mich nicht."

„Ich kenne dich. Ich will dich bis ins Innerste erkennen. Ich will dich zerbrechen, dein Wesen zerbrechen, daß ich es ganz erfasse, daß du hilflos bist ohne mich. Ich will dich — — mit Leib und Seele .— Immer. Weiter weiß ich nichts. Weiter weiß ich nichts."

Da schwieg sie. Und einmal sagte sie scheu und fast unbeholfen: „Ich hab dich gern", und ihre Hand streichelte zag über sein Gesicht. Und dann richtete sie sich auf.

„Wo sind wir? Mein Gott.... Wie sind wir toll und töricht. Gute Nacht, Doktor. Wir wollen uns nichts mehr sagen — — uns nichts mehr — jetzt nichts mehr.



— Hören Sie! Ich hab Sie gern, aber wir wollen nichts Falsches tun — —!"

„Melusine. Du bist doch warm und heiß."

„Ich bin es. Aber ich kenne mich selbst kaum. Aber ich glaube Sie zu kennen...."

„Mich! Mich! Melusine —" Er drückte das Gesicht in ihre Hände.

„Ich hab Sie gern. Ja — ich hab Sie l i e b. Aber ich will nicht blind sein, w i l l nicht — — Ich habe noch eine andere Liebe. Nein, keine von Fleisch und Blut! Du bist der einzige.... Sie sind es. Ich werde Ihnen ein Zeichen geben. Klar und unzweideutig. Nicht morgen; nicht gleich. Aber bald — vielleicht — — bald. Ja, ich bin warm und heiß, ich fühle es, und ich gäbe mein Leben drum, wenn ich nur die Arme breiten dürfte — — ich möchte es und tu es vielleicht — v i e l l e i c h t. Ich bin ja schon so alt!... und ich bin verhungert und glaubte nie satt zu werden. Und nun stehen Sie hier, Lieber, Guter. Laß mich. Heute nicht. Und vergessen Sie, was ich sagte. Auch ich kann nichts leicht nehmen. Ich sprach in Angst und Scham und griff vorhin nach dem ersten besten, was den Ernst verscheuchen sollte. — — Ich habe schon geliebt, ja, Sie sollen es wissen und wissen es. Aber es war nichts, nichts. Nur Kuß und Täuschung. Du — du bist doch der erste. Laß; was rede ich, was geht es dich an, ich muß hinauf. Und Sie sollen nicht kommen und nicht fragen, auch nicht schreiben. Sie sollen warten. Ich hab dich lieb, ich habe aber auch Angst.... Ich selbst werde Ihnen ein Zeichen geben. Vielleicht! — — Denn wer weiß, ob Sie es dann noch sehen w o l l e n!"

„Melusine!"

„Lassen Sie, Doktor. Gute Nacht — gute Nacht!"

* * *

Und nun schritt er hier, in der gänzlich erstorbenen und verzauberten Straße, in Stille, Schnee und Dunkelheit, durch die die Sterne blinzelten. In seinem Herzen blühte Kraft. Auf seinen Lippen brannte noch alle Süße des Lebens. Aber zwischen dieser Stunde und aller Vergangenheit gähnte eine Kluft, die nichts mehr überbrückte. Vater, Schwester, Freunde, alles war ihm fremd. Und die süßeste Frau und er selbst — alles war neu, stand in einem neuen unbegreiflichen Licht, vor dessen hellem, innigem Leuchten man noch den Blick verbergen mußte in einer seligen Scheu oder in einem Bangen oder in einem zagen Unglauben.

Es war stärker als sie beide. Über Verstehen und Kraft. Er hätte über die Zeit hinfliegen mögen. Und möchte doch die Stunde festhalten, möchte nie über sie hinauspilgern, so rein war sie, so hoch, so frei noch von jedem Zweifel. —

* * *

Um die Weihnachtzeit war in dem Demuthschen Buchladen starker Betrieb, der stärkste im Jahr, noch belebter als die Zeit des Schulwechsels und der Konfirmationen.

Es war so schlimm, daß man um halb zehn Uhr — denn bis zehn war der Laden geöffnet — die Tür definitiv abschloß, um niemand mehr einzulassen. Die abgefertigten Kunden verließen das Geschäft durch den Hausgang. Diese Prozedur wiederholte sich auch einige Male am Nachmittag, wenn der Andrang zu stark wurde. Demuth hatte eben seinen Ruf, man bekam einfach alles und erhielt obendrein zehn Prozent Rabatt. Da wartete man geduldig oder gereizt, stand Kopf an Kopf gedrängt, gab seinen Kommissionzettel ab, was oft nur eine symbolische Handlung war ohne praktischen Wert.

Aber was sollte das Personal tun? Man wurde bedrängt, alle Herren wurden herangezogen, die Kontore standen leer, selbst Herr Marx, der als Philosoph über Buchführung sprach und hochmütig und vollbärtig dem andern Getriebe gegenüberstand, hatte seine Buchungsbücher und Berliner Bierflaschen verlassen müssen, schnauzte die Lehrlinge an und kletterte selbst mit knackender Steifheit und strenger Geschäftigkeit auf den Leitern umher. Um elf, zwölf Uhr morgens ging der Rummel los und dauerte bis zur Mitternacht. Die Gehilfen waren abgehetzt und blaß und sausten in ihren Lastingschuhen lautlos durch die Räume, die Treppen hinauf, glitten wie Aale durch die Menge, lächelnd Wünsche anhörend und vergessend, Zettel entgegennehmend, die in den Jackentaschen verschwanden.... Man hatte ja ein Einsehen, man hatte auch Humor. Viele der Käufer warteten gern, die Luft der Bücher beglückte sie, man sah, hörte, blätterte, o wenn man das alles kaufen oder nur lesen könnte, manch einem liefen beglückende Schauer über die Haut, Schauer der Spannung und geistigen Gelüstigkeit. Ganze Stapel wurden von den Markthelfern aus den Packkammern vorgebracht, Hunderte von Exemplaren des neuen spaßigen Buchholzenbandes, der neue Eckstein, Dahn, Ebers, Wolff, Baumbach, die sich abermals historisch gebärdeten; Klassiker; dazu Prachtwerke, Malermappen, aber die kamen nach oben in die Prachtwerkabteilung, zwei parkettierte Räume, wo es gleichsam kühl roch und spiegelblank war, wo sich weniger Publikum drängte, und wo sich über funkelnden Goldschnitt und blendende Goldpressung noble Tiergartenleute und lächelnde Geheimrätinnen neigten. Herr Encke, der mit dem Chef im Dupréschen Geschäft konditioniert hatte, hob mitunter verzweifelt die Arme, als läge die ganze Last und Verantwortung des Geschäfts auf seinen Schultern. Eine harte Zeit. Denn wenn nach zehn Uhr der Laden leer war, dann war an ein Heimgehen noch bei weitem nicht zu denken. Dann wurde aufgeräumt, die vorgelegten und nicht abgesetzten Bücher türmten sich überall zu Bergen, die Lehrlinge sprangen wie Katzen über die Leitern mit Büchern bis zum Kinn bepackt und füllten die Lücken, zählten die Exemplare der Standardwerke zur Nachbestellung; die Bestellzettel wurden mit fieberhafter Eile ausgeschrieben, die schriftlichen und mündlichen Bestellungen erledigt, gepackt, verschnürt und der eigenen Paketfahrtabteilung zugeführt.... Man durfte rauchen, soviel man wollte, man bekam um zwölf Uhr nachts je eine Tasse Kaffee mit zwei Zuckerzwiebacken, und vor allem gab es ein gehöriges Weihnachtsdouceur bis zu Hunderten von Mark! Weißbier stand umher, die Disziplin war lockerer, man arbeitete gewissermaßen in Pantoffeln und Hausrock, warf einen Stapel Bücher



um, daß es ein Donnerwetter setzte, aber es ging alles im großen ab. Am feinsten aber war es unbestreitbar in den Packkammern, wo die zahllosen Leipziger und Stuttgarter Ballen ausgepackt wurden, die Markthelfer pfiffen und sangen und zur Ruhe verwiesen wurden; die jungen Gehilfen und Lehrlinge, manche mit gelehrten Brillen und leidenschaftlicher Lust zum Beruf, hantierten und schrieben mit fliegenden Bleistiften die Auszeichnungen in die Deckel der Bücher; sie bekamen hier alle Novitäten zu allererst in die Hände, man betrachtete sie im Fluge, tauschte Meinungen aus zwischen den sachlichsten Zurufen und Anweisungen; wie diese Bücher frisch dufteten!... Besonders die Haufen von bunten Bilderbüchern! Der schönste Glanz der Weihnacht erschimmerte in den nüchternen Kammern auf den mit eisblankem Zinkblech beschlagenen Tischen. Und plötzlich senkte man lautlos in emsigster Arbeit die Köpfe, wenn Doktor Demuth unversehens ernst und mit gemessener Freundlichkeit erschien, um auch hier mal nach dem Rechten zu sehen; er verweilte dann ein paar Augenblicke, denn auch für ihn hatte dieser Bücher- und Novitätenanmarsch einen nicht alltäglichen Reiz.

So arbeitete man bis gegen zwei, drei Uhr nachts. Und um neun mußte man wieder frisch und behende antreten.

Der Kommissionsrat war von früh an im Laden; er bemühte sich selbst, indem er empfahl und zur Ansicht vorlegen ließ, denn die meisten kamen mit höchst unbestimmten Wünschen: „Ich möchte gern ein Buch haben." Aber es war doch am Ende zu viel für den alten Herrn. Die Luft war zu schwer und zu warm, und seine Beschwerden verstärkten sich zuzeiten. Er konnte sich diesen Tatsachen auf die Dauer selbst nicht verschließen. Oskar wechselte für Stunden mit ihm ab, das setzte er durch. Und bei der Nachtarbeit war nur ein gelegentlicher Gang des Doktors durch die Räume nötig und auch das kaum.

Dem Doktor war das Treiben in diesen Zeitläuften nicht eigentlich lästig, es machte ihm sogar Spaß, so wenig er sich sonst bekanntermaßen im Laden aufhielt. Man stand wie ein Fels in der Brandung und schuf mit einem Wort, mit einer Armbewegung Ordnung. Die Situation war außergewöhnlich, über den Alltag hinausgehoben wie die ganze Kaufstimmung — es war eben Weihnachten, und schließlich bereitete es auch ihm Vergnügen, daß das Geld herbeiströmte, drei-, viertausend Mark war allabendlich die Losung, enorm auch für Demuthsche Verhältnisse.

Oskar stand groß, in elegantem Gehrock, tadellos frisiert und frisch nach Kölnischem Wasser duftend, in der Nähe der Kasse, hörte artig die Wünsche an, die besonders die Damen an ihn richteten, ja stieg selbst, wenn die Dame alt und soigniert oder sehr hübsch und elegant war, ein paar Leitersprossen hinauf und hörte es nicht ungern, wenn die Gehilfen auf seine Anordnung geflissentlich und laut: „Jawohl, Herr Doktor!" sagten.

Er schien ganz bei der Sache zu sein, und er machte keineswegs einen unbehaglichen Eindruck; die Dinge hier beschäftigten ihn, erfüllten ihn gewissermaßen. Dennoch war der Anschein trügerisch.

Denn es lag so, daß er anderseits nur zu deutlich darum wußte, daß die Dinge hier ihn in Anspruch nahmen und ihn ablenkten, und deshalb war schließlich doch keine wirkliche und wahrhafte Einheit in ihm. Weniger als das, es war nur die Oberfläche, die glatt war, unter seiner Ruhe glomm es, und jene Ablenkung war ihm im Grunde mehr willkommen als gänzlich selbstverständlich; eher das Gegenteil, er suchte sie sogar auf, um seiner verborgenen Unruhe und Ungewißheit und den vielerlei Gedanken in seinem Innern zu entgehen. Und oft hob er den Blick wie in jäher Spannung und sah zur Tür, sah an den Ladenfenstern hin, als könnte er sie durchdringen, und dann sank es wie Enttäuschung oder auch wie nüchterne, häßliche Überspannung auf ihn nieder. Und darunter züngelte es weiter.

Es waren nun drei oder vier Tage vergangen. Heute war der fünfte. Er hatte Blumen geschickt. Bücher. Er hatte Briefe geschrieben und zerrissen und nur Karten geschickt, aus einem gewissen, sehr delikaten Pflichtempfinden heraus....

Sie hatte aus unenträtselbaren Gründen wohl gebeten, daß er sich still verhielte. Er hatte auch immer gezögert, weil sie es wünschte, aber mit jedem Tag war dieses Zagen geringer geworden. Es war doch unmöglich, daß er völlig schwieg und sich zurückhielt, dann hätte er überhaupt schweigen müssen, sonst wirkte es noch nachträglich wie frivol, nein, schlimmer... und seine gegenwärtige Passivität war lächerlich! Aber die Dinge, wenn er sie in all ihrer Ausdehnung erfaßte, waren ernst, und je mehr die Zeit vorschritt, desto ernster wurden sie wieder, in mancher Sekunde betäubend, daß er die Augen schließen und stöhnen möchte, daß seine Wärme von den Füßen zu ihm hochstieg und ihm das Wasser in die Augen trieb. Und nun stand er in dem Strudel des Geschäfts, sprach, verneigte sich, freute sich und hatte doch die Last im Herzen und war in keinem Augenblick ganz bei der Sache.

Er wünschte, daß sie käme, und wünschte es auch wieder nicht; er stand in Furcht und Bangen, ohne ein vollkommenes Bewußtsein davon zu besitzen. Dann kamen Blitze der Erkenntnis: Es riß dich hin. Es kam zu rasch. — Nicht zu rasch! Du kennst sie seit Wochen, langen Wochen, sahst es seit Wochen kommen! Du warst immer nahe daran, ein Blick von ihr, selbst wenn du eine Absicht gewittert hättest, hätte genügt — — aber es war keine Absicht in ihr, kein falsches Spiel, alles so echt, so groß und frei und stark und kühn. Warum fürchtest du dich? Warum zauderst du jetzt noch, da du ihre Lippen — ihr heißes, süßes Leben geschmeckt hast, dich preisgegeben hast mit ungemessenen Küssen. Du bist feige, mein Sohn! Auch vor dir selbst. Feige! Du zauderst wie sie.... Höre, Oskar, fragst du dich etwa, ob sie dich damit fangen will, sicher machen, einwiegen? Ach, wie ist das niedrig, man sollte solche Gedanken niemals denken. Sie ist so wahr, und nur du kannst ihr nicht genügen, vielleicht grübelt sie d a r ü b e r und wägt ab, was sie gibt, und was sie eintauscht, und zuletzt traut sie d i r nicht und ahnt, was in dir vorgeht — — —

Seine Augen glänzten feucht wie in einem Schmerz. Er wies es ab, er wandte sich entschiedener dem Treiben um ihn her zu, er sprach, war frisch und verbindlich.

Aber es war immer da. Nicht nur hier und in der Einsamkeit seines Zimmers, sondern auch auf Spaziergängen und Wegen. Es war zu groß und zu wichtig, und er hatte die Entscheidung nicht mehr in der Hand.

Was half es, wenn er sich sagte: sie wird dein Leben und Haus reich und weit machen, gerade mit ihrem erlesenen, starken Wesen, sie ist noch unerschlossen und in ihrer Kunst noch völlig unerprobt, so daß alles höchst fraglich ist, jeder Tag kann den Verzicht nach jener Seite hin bringen, es ist wahrscheinlich und fast gewiß, ihr Herz aber liebt die Zärtlichkeit — zuletzt beschwor er sich: Du hättest dennoch warten sollen, Guter.

Er lächelte schmerzlich, wissend, daß es in diesen Dingen kein zwingendes Aber, keine stichhaltige Weisheit gibt, am wenigsten zwischen Dreißig und Vierzig, wenn das Blut überreif ist und die Seele nicht mehr im Blauen schweift. Er sah ihr Bild, er fühlte ihren Mund, und ihm schwindelte.

Und da erkannte er mit einem Mal, daß seine Scheu größer wäre als alles andere. Bürger und — Melusine! Und er schämte sich.

Hoven stand wie ein Kran in der Menge mit seinem blassen Gesicht, das durch die dicke Haut hager und fett zugleich erschien; er empfahl immer Mark Twain, lächelte mit breiten Lippen und bewegte sich gemessen wie ein Priester. Diese tolle Unruhe schien den Holländer zu beruhigen; er verkaufte Bücher gleichsam zum Spaß, das waren alles kleine Jungen und kleine Mädchen, die mitspielten, und mit den kleinen Mädchen beschäftigte er sich am eingehendsten und ohne die geringste Eile. Der Papa sah es wohl, aber der Respekt des Alten vor dem Namen Hoven war ebenso groß wie vor Oskars sicherer, überlegener Bildung und seinem Doktorhut.

(Fortsetzung folgt.)

Licht ohne Flamme.

Plauderei von Hans Dominik.

Unter den Abenteuern, die Tobias Knopp, einer der Helden des unsterblichen Wilhelm Busch, zu bestehen hat, ist nicht das einfachste jenes, da er im Dunkeln nach Hause kommt und die Streichhölzer suchen muß. Er gerät der Reihe nach in die Butter und in das Pflaumenmus, rennt sich das Nasenbein an einer offenen Schranktür ein und bleibt schließlich mit dem Daumen in der Mausefalle hängen.

Es wäre dem genannten Tobias Knopp nicht annähernd so schlecht gegangen, wenn das Feuerzeug z. B. eine Platte mit Balmainscher Leuchtmasse getragen und so seinen Standpunkt schon von weitem angezeigt hätte. Aber auch andere Möglichkeiten wären denkbar gewesen, denn unsere Technik kennt mancherlei Mittel, um Licht ohne Flamme, um Feuer ohne Hitze zu erzeugen.

Am bekanntesten von allen Körpern, die scheinbar von selbst im Dunklen leuchten, ist wohl der Phosphor, der seinen Namen (Lichtträger) ja von dieser Eigenschaft her erhalten hat. Und nach dem Phosphor wiederum bezeichnet man dies Selbstleuchten von Körpern als Phosphoreszenz.

Aber der Phosphor ist ein unangenehmer giftiger Geselle, und sein Leuchten ist die Folge seiner langsamen Oxydation. Nur wenn er beständig phosphorische Säure in Dampfform ausstoßen kann, leuchtet er. In einer sauerstoffreien Atmosphäre stellt er das Leuchten bald ein. Wollten wir also etwa unsere Streichhölzerbehälter oder Uhrenzifferblätter und dergleichen mehr mit Phosphor bestreichen, so würden wir die Annehmlichkeit des Leuchtens mit bedenklicher Gesundheitsbedrohung bezahlen müssen.

Das Prinzip der langsamen Oxydation findet sich wiederholt in der Natur und führt häufig zum Selbstleuchten. Faulendes Holz kann tatsächlich auch ohne die Gegenwart irgendwelcher besonderer Leuchtbakterien Licht ausstrahlen, sofern nur Luft und Feuchtigkeit vorhanden sind. Aber faulendes Holz ist für Zimmereinrichtungen ebensowenig zu empfehlen wie Phosphor.

Das Leuchten der Stoffe, die wir auf den bekannten Feuerzeugen usw. benutzen, beruht auf einem ganz anderen physikalischen Prinzip. Diese Stoffe sind tatsächlich Lichtakkumulatoren. Sie speichern das Tageslicht in sich auf und senden es in der Dunkelheit viele Stunden hindurch in mattem Strom wieder aus. Lichtmagneten nannte man diese Stoffe daher in früherer Zeit, weil sie das Licht gewissermaßen anziehen und festhalten. Wir haben hier ein Prinzip, das von ungeheurer praktischer Bedeutung werden könnte, wenn es gelänge, es technisch vollkommen auszubauen. Wenn beispielsweise eine Schwefelkalziumglocke, die wir den Tag über in das helle Sonnenlicht gestellt haben, uns den Abend hindurch das Zimmer genügend erhellte, so wären die Tage des Petroleums gezählt, und Gas und Elektrizität würden eine wesentliche Verbrauchseinschränkung erfahren.

Aber leider ist diese Phosphoreszenz nur recht schwach. Sie genügt wohl, um die phosphoreszierenden Dinge selbst zu sehen und zu finden, aber sie reicht nicht aus, um bei ihrem Schein die leuchtende Flamme entbehren zu können. Einstweilen sind diese Lichtmagneten oder Lichtakkumulatoren wohl von großer theoretischer Bedeutung, aber sie haben nur geringes praktisches Interesse. Der bekannteste Stoff dieser Gruppe ist die bereits erwähnte Balmainsche Leuchtmasse, die in der Hauptsache aus Schwefelkalzium besteht. Man stellt sie her, indem man zwanzig Gramm Aetzkalk, beispielsweise ausgeglühte Austernschale mit sechs Gramm gepulvertem Schwefel und zwei Gramm Stärke innig verreibt. Diese Mischung wird mit acht Kubikzentimeter Alkohol, in dem ein zwanzigstel Gramm Wismut-Subnitrat gelöst ist, weiter verrieben, mit ein wenig Salzsäure befeuchtet und endlich, nachdem sich der Alkohol verzogen hat, zwanzig Minuten auf Rotglut erhitzt. Dann befreit man den Stoff von einer dünnen Schlackenoberfläche, pulverisiert ihn fein und glüht ihn nochmals eine Viertelstunde. Jetzt darf man ihn nur



noch leicht zerdrücken, denn er besitzt jetzt die höchste Leuchtkraft und speichert das aufgesaugte Tageslicht mehrere Wochen hindurch auf. Würden wir ihn noch ein einziges Mal scharf pulvern, so würde die Leuchtkraft schon wesentlich leiden. Würden wir ihn noch einmal kräftig glühen, so würden wir in der Hauptsache einfaches Schwefelkalzium erhalten, das zwar auch phosphoresziert, aber sich an Dauer und Schönheit des Leuchtens nicht annähernd mit dieser Leuchtmasse vergleichen läßt. Man sieht wohl, daß die Technik dieser Lichtmagnete ihre Schikanen hat, und es ist nicht ausgeschlossen, daß eines Tages doch Stoffe entdeckt und Rezepte gefunden werden, die der Petroleumlampe Konkurrenz machen.

Die Balmainsche Leuchtmasse leuchtet in weißem Licht. Aber wir kennen andere Stoffe, die das weiße Sonnenlicht verschlucken und je nach ihrer Art farbiges Licht ausstrahlen. Wir kennen rote und grüne, blaue und gelbe Leuchtsteine. Man hat ferner die Entdeckung gemacht, daß sowohl die Art der Herstellung wie auch die Temperatur bei der Beleuchtung auf die Art der Phophoreszenz von Einfluß sind. So leuchtet beispielsweise der aus dem Schwerspat gewonnene Schwefelbarumstein orangerot, das aus schwefelsaurem Baryt gefällte grüne Schwefelstrontium gibt violettes, blaues oder grünes Licht, je nachdem es bei hoher oder niedriger Temperatur belichtet wurde. Eine solche Leuchtscheibe, die am Wintertag im Freien stand, wird violett leuchten und in Sommernächten blau erstrahlen.

Durchmustern wir weiter die Möglichkeiten, Licht ohne Flamme und ohne Wärme zu erzeugen, so dürfen wir den lebendigen Organismus nicht vergessen. Es gibt, abgesehen von Glühwürmern, Quallen und dergleichen, auch leuchtende Bakterien, mit denen man recht hübsche Experimente machen kann. Es kommt wohl vor, daß gekochte Kartoffeln und auch Fleischgerichte in der Speisekammer plötzlich ein starkes Leuchten im Dunkeln aufweisen. Es handelt sich dann um die typischen Leuchtbakterien. Die Hausfrau wird über den Vorfall wenig erbaut sein, der Physiker wird ihn mit Freuden begrüßen, denn nun bietet sich die Gelegenheit, eine physiologische Lampe zu bauen. Wir stellen eine gut mit Gelatine versetzte Bouillon her und lassen sie bis auf etwa 30 Grad abkühlen. Dann bringen wir etwas von dem leuchtenden Fleisch oder den Kartoffeln in die Bouillon, rühren gut durcheinander und füllen diese Lösung in weitbauchige weiße Flaschen. Bei weiterer Abkühlung erstarrt die Gelatinebouillon hier, und die Leuchtbazillen wachsen nun munter weiter. Nach etwa acht Tagen leuchtet der Inhalt der ganzen Flaschen in einem schimmernden, hellen Licht, das hinreicht, um dabei zu lesen. Man hat sogar unter dem Licht von einem Dutzend solcher Flaschen ganz erträgliche photographische Aufnahmen gemacht. Etwa 14 Tage dauert das Leuchten an. Dann gehen die Bakterien an ihrem eigenen Stoffwechsel zugrunde. Aber natürlich kann man vorher schon aus einer solchen Leuchtflasche auf andere Flaschen überimpfen und das Vergnügen auf diese Weise beliebig lange fortsetzen.

In unsern Tagen endlich ist die Reihe der selbstleuchtenden Körper unter dem Einfluß der Radiumforschung um ein neues Glied vermehrt worden. Es gibt ein recht einfaches hochinteressantes Instrument, das sogenannte Spinthariskop. Ein kleines Rohr, etwa einem Taschenmikroskop vergleichbar, trägt an seinem einen Ende eine Lupe, am andern Ende eine Pappscheibe, die mit einem besonderen Stoff bestrichen ist, für den die Chemie den hübschen Namen Bariumplatincyanür kennt. In der Mitte des Rohres ist eine Nähnadel untergebracht, deren Spitze man in eine Radiumlösung tauchte, so daß ein winziges Tröpfchen dieser Lösung an der Spitze antrocknen konnte.

Und blicken wir nun durch die Lupe in das Rohr, so sehen wir den Bariumschirm in mildem Feuer erglühen. Wir bemerken weiter, daß der Glanz dieser Glut kein unveränderlicher ist, daß ein fortwährendes Zucken und Wanken durch den Schimmer geht, daß bald hier, bald dort ein Teil der Fläche besonders hell aufleuchtet. Und die Wissenschaft lehrt uns weiter, daß in jeder Sekunde viele Tausende unendlich kleiner Masseteilchen von der radiumhaltigen Nähnadelspitze gegen den Schirm geschleudert werden, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die etwa viertausendmal so groß ist wie die unserer schnellsten Kanonenkugeln. Und unter diesem Bombardement leuchtet und schimmert das Bariumplatincyanür.

Gut ein Jahr hindurch können wir das Spiel verfolgen. Dann erlischt der Glanz. Aber nicht etwa das Radium ist erschöpft. Nur das Cyanür ist durch das gewaltige Bombardement erschöpft und ermüdet. Bestreichen wir die Pappscheibe mit frischer Lösung, so beginnt das Spiel von neuem, und Jahrtausende dauert es, bevor die winzige Radiummenge ihre letzten Geschosse ausgesendet hat und selbst verschwunden ist.

Das Prinzip des Spinthariskops hat nach zwei Seiten hin eine Fortentwicklung erfahren. Die Wissenschaft hat das Rohr auf eine Länge von vielen Metern gebracht, hat es luftleer gepumpt und mit verschiedenen Bleiblenden ausgerüstet. So treffen nicht mehr Tausende, sondern nur etwa ein bis zwei Atome in jeder Sekunde den Bariumschirm. Man konnte jedes einzelne Geschoß beim Auftreffen und beim Aufleuchten der getroffenen Stelle verfolgen. Das Unmögliche wurde dadurch möglich, das einzelne Atom wurde in seiner Wirkung wenigstens dem menschlichen Auge sichtbar.

Die Praxis ging nach anderer Richtung hin vor. Sie brachte ganz winzige Radiummengen direkt mit dem Bariumsalz zusammen und bekam so eine hell funkelnde, schimmernde Masse, die nun zu mannigfachen Zwecken verwendbar war. Man brauchte beispielsweise nur die Ziffern auf einem Uhrblatt mit dieser Mischung zu bestreichen und weiter auch noch die Zeiger damit zu bemalen, und man bekam eine Uhr, deren selbstleuchtende Zahlen und Zeiger die Ablesung in voller Dunkelheit gestatteten. In der gleichen Weise hat man selbstleuchtende Kompasse hergestellt, die Forschungsreisenden schon gute Dienste geleistet haben. Und hundert andere Instrumente kennt die Wissenschaft, bei deren Gebrauch selbstleuchtende Skalen und Zeiger von Vorteil sind. Es braucht nur an die diversen Apparate der wissenschaftlichen Ballonfahrt erinnert zu werden.

Die selbstleuchtenden Radiummischungen sind, wie gesagt, die jüngsten Erzeugnisse in der Reihe der phosphoreszierenden Stoffe. Vielleicht dürfen wir von ihnen erwarten, was die Lichtmagnete uns nicht erfüllt haben; vielleicht bringt uns das Radium endlich auch im großen das Licht ohne Flamme und löst damit Gas und Elektrizität ab.

Amerikanisches Theaterleben.

Von R. H. Wildermann. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Wenn überlebensgroße Anschlagzettel in Neuyork verkünden, daß die Milliardäre im Madison Square Garden wiederum ihre Pferde, ihre neusten Toiletten und ihre berühmten Diamanten sowie sich selbst ausstellen, dann weiß bis zum geckenhaften „hallroom boy" herab alles, daß die Saison begonnen hat. Dann darf man — sofern man zur Gesellschaft gerechnet werden will — wieder von Europa zurück sein und sich wieder in den Theatern zeigen. Mit der „horse-show" beginnt die Theatersaison. Die Opernhäuser werden einige Tage nachher wieder geöffnet, und der Kampf der Theaterbesitzer um die Gunst die Publikums setzt mit voller Kraft ein.



Kartenspiel um ein Menschenleben aus:
„Das Mädchen aus dem goldenen Westen".



Neuyork ist die theaterfreudigste Stadt, die sich denken läßt. Aber um mehr als 80 Musentempel jeden Abend zu füllen, dazu bedarf es einer riesigen Reklame. Die wird nun von allen Häusern ohne Rücksicht auf



Der Höhepunkt eines ernsthaften Dramas: Die Heldin am Scheidewege. Oberes Bild: Choristinnen der Operette.

den künstlerischen Rang in ziemlich der gleichen Weise geführt. Bunte Anschlagzettel, auf denen die spannendsten Momente des angepriesenen Schauspiels dargestellt sind, läßt David Belasco ebensogut aushängen wie Herr Woods. Woods ist der König der Melodramentheater, die sich in Neuyork ebenso wie in den übrigen Städten der Vereinigten Staaten der größten Gunst des gewöhnlichen Publikums erfreuen. Die erfolgreichsten und verhältnismäßig besten dieser Schauerspiele stammen aus der Feder eines Deutschen namens Theodor Kremer, der in zehn Jahren mit einem halben hundert Stücke ein Vermögen verdient hat. In etwa drei Wochen schreibt Kremer ein Melodrama. Der „Unternehmer" liefert ihm den Titel. Er möchte ein Stück haben, das „Die Königin des Verurteilten" benannt werden kann. Oder etwa: „Ehre unter Dieben", „Eine fatale Hochzeit", „Bertha, das Nähmaschinenmädel" usw. Der Autor reiht dann eine bunte Folge spannender Szenen aneinander — was die Phantasie nicht liefert, nimmt er aus Zeitungen und europäischen Schundromanen — und dann werden die hochtrabenden Worte dazu geschrieben. Mädchenraub mit Autos, Diebesjagd in Luftschiff und Unterseebooten, Helden, die einstürzende Brücken halten: das sind die Hauptmomente der Machwerke, die mit großen Kosten in Szene gesetzt werden.



Ein Groteskkomiker der amerikanischen Bühne. Phot. White.

Das Publikum pfeift und johlt vor Vergnügen, wenn ein Schutzmann geprellt wird. Es zischt und schimpft, wenn ein Unhold ein



Anschlagzettel zu dem Melodrama „Edna, die schöne Maschinenschreiberin".

Szene aus einer amerikanischen Posse.

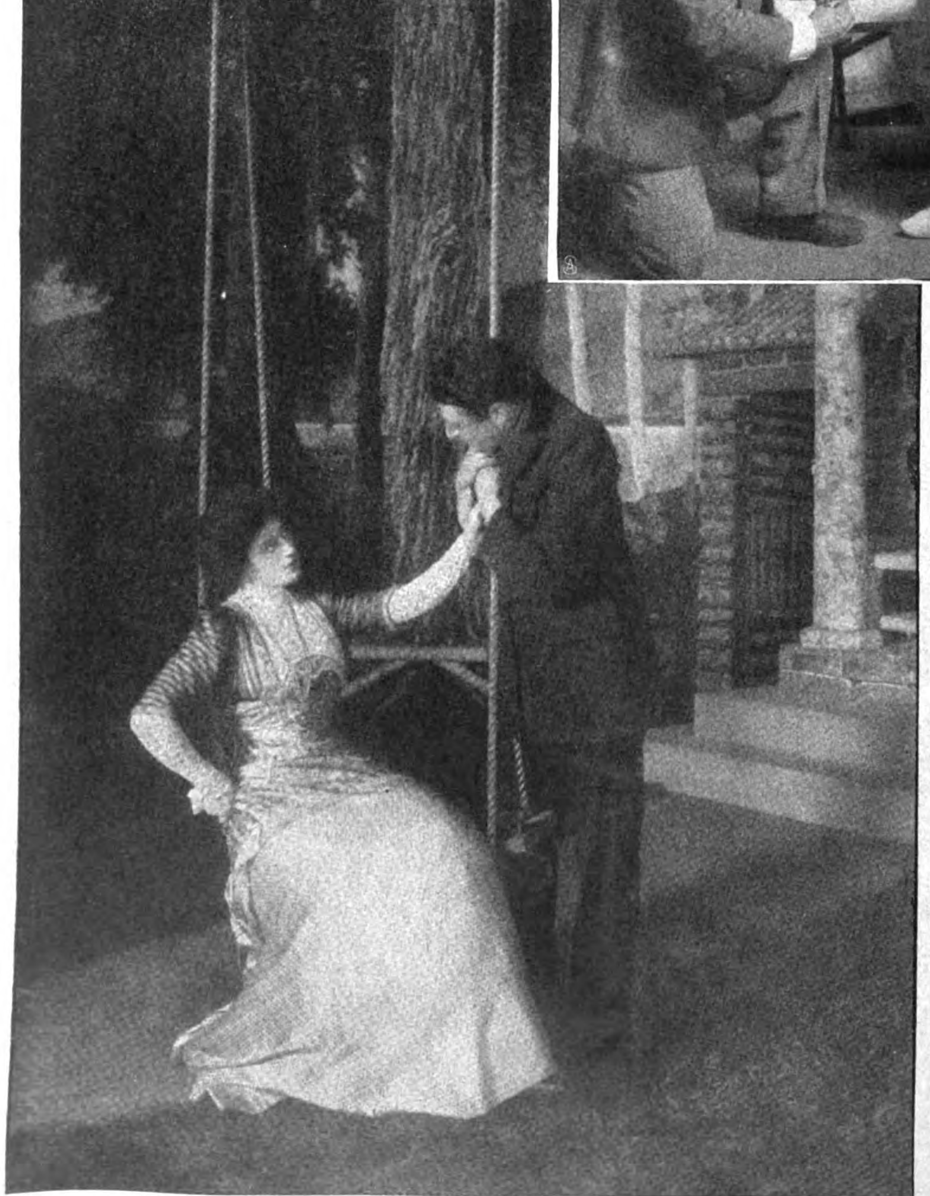


Der „Käfertanz“ des jugendlichen Liebhabers mit Chorbegleitung.

Mädchen an den Haaren über die Bühne zerrt. Wenn dann der Vorhang gefallen ist, dann treten die Darsteller eine eigenartige Promenade vor dem Vorhang an. Jeder von ihnen wird seinem Rollencharakter gemäß von den Zuschauern begrüßt. Der unvermeidliche Komiker mit Lachen, der junge Held mit Bewunderung, den Schuft empfängt ein solcher Hagel von Schimpfworten, Schreien, Drohungen und Flüchen, daß er schnell läuft und erst vom sichern Proszenium aus einen Schuß aufs Publikum abzufeuern wagt. Dann naht mit honigsüßem Lächeln die verfolgte Unschuld. Ein ohrenbetäubendes Händeklatschen und Pfeifen beginnt und endet erst, wenn der Liebling unter fortwährendem Lächeln und Verneigen verschwunden ist. Es gibt nirgend auf der Welt ein dankbareres Publikum als dieses.



Szene aus einer Burleske
mit typischen Komikern.

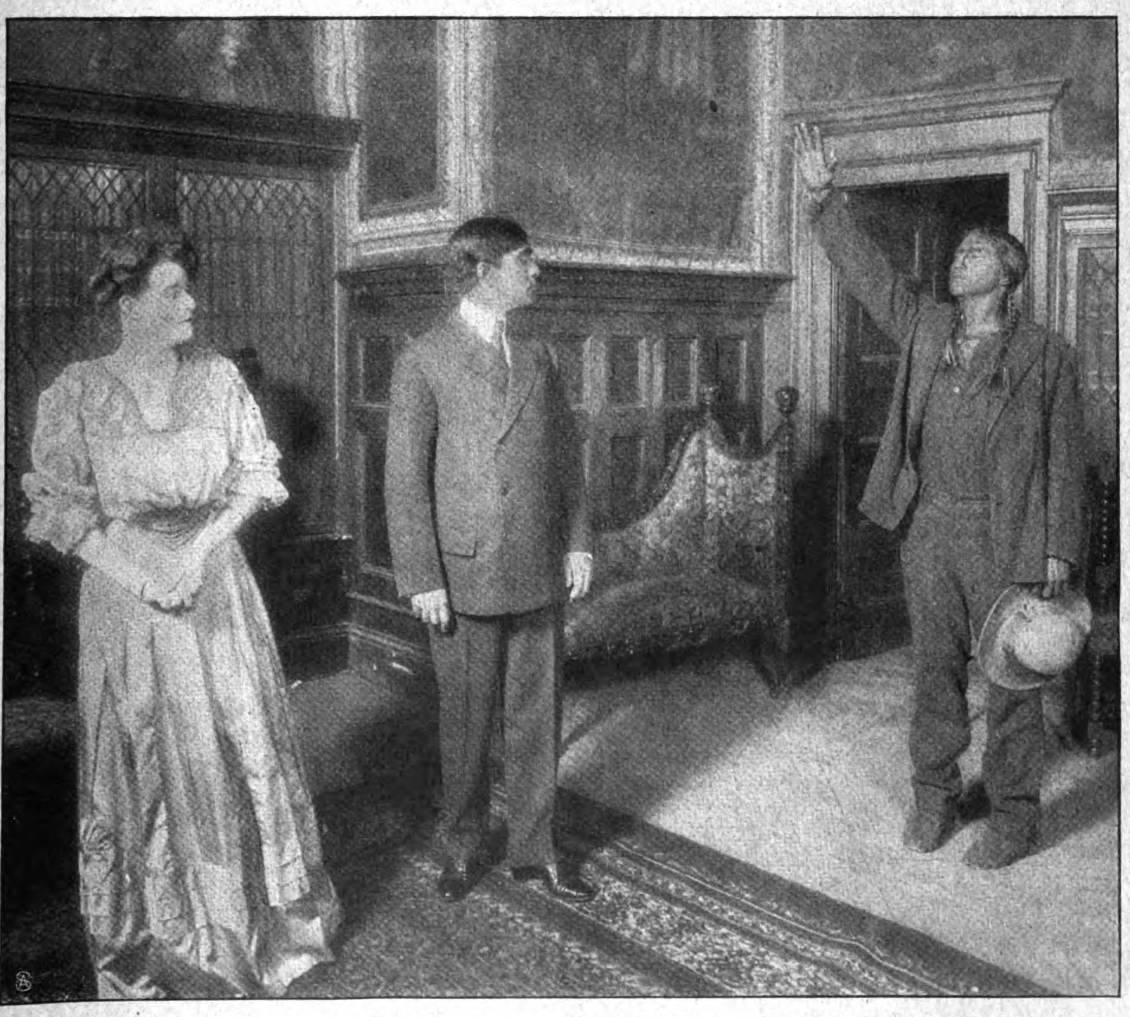


Typisches Szenenbild aus einer dramatischen Idylle

Die höchste Blüte — fast an Kunst reichend — hat das Melodrama bei David Belasco erreicht, der in Neuyork allein drei wunderbare Theater besitzt. Falsche Sentimentalität bildet meist das Hauptmoment seiner Stücke. An tollen Ueberraschungen fehlt es auch in diesen Schauspielen nicht. Im „Mädchen aus dem goldenen Westen" (eins der erfolgreichsten Stücke, das Puccini vertonte) wird z. B. zwischen einem Polizisten oder Dorfrichter und einem Mädchen um ein Menschenleben Karten gespielt (Abb. S. 2261). Im geeigneten Moment zieht die Heldin unbemerkt ein Trumpfas aus dem Strumpf, und der Geliebte — ein Wegelagerer — ist gerettet. Belasco arbeitet seine Stücke bis ins kleinste aus. Jeder Griff wird erwogen und hundertmal geprobt, bis er am wirkungsvollsten ist. So erzielt Belasco ein Zusammenspiel, das



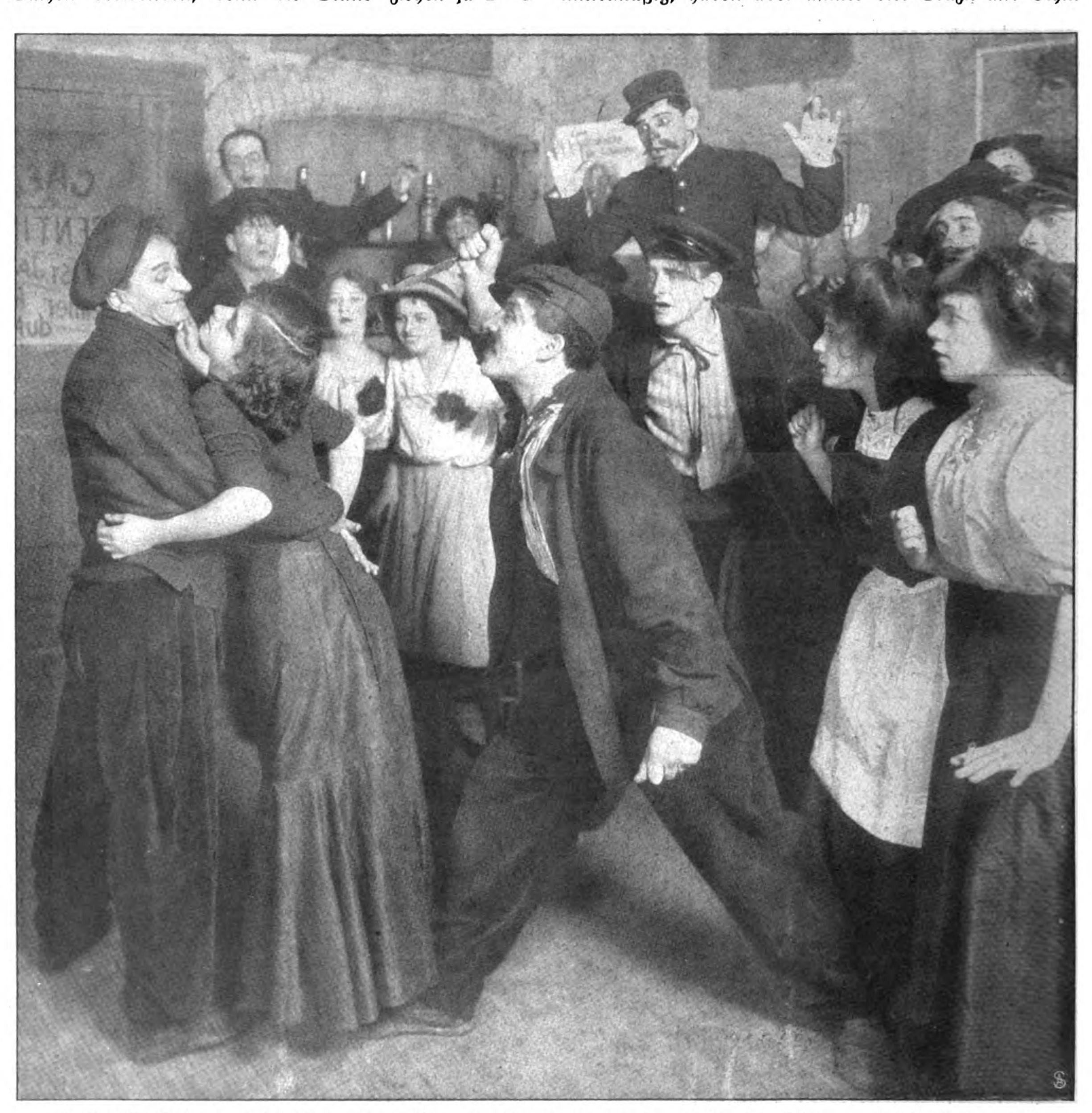
Die Helden des Fußballkampfes in einem Sensationstück.



Aus dem Melodrama „Strongheart“: Der große Auftritt des „edlen“ Indianerhäuptlings.

geradezu erstaunlich wirkt. Dabei verschwendet er auf Ausstattung unglaubliche Summen. Schnee, Fenster, die sich im Lauf der Handlung mit Eisblumen beziehen, Katzen, die sich wie aufs Stichwort jeden Abend am Kamin recken, das sind Kleinigkeiten bei ihm. Aber er kann auch viel Zeit und Geld auf die Sachen verwenden, denn die Stücke ziehen ja 2—3

Modestadt, liefert nicht selten das Milieu. Eine unsinnige Liebesgeschichte gibt den Stoff. Komiker und Komikerin dürfen nicht fehlen, können aber in Anzug und Benehmen so grotesk wie möglich sein. Aber die Mädel bleiben die Hauptsache. Als Tänzerinnen treten sie auf und als Sängerinnen, können beides meist gleich mittelmäßig, haben aber immer viel Grazie und Schick



Pariser Nachtleben auf der Neuyorker Bühne: Der Apachentanz in dem Stück „Die Königin von Moulin Rouge".

Jahre. Charles Klein, ein Deutsch-Amerikaner, verfaßte für Belasco den „Musicmaster". Der Hauptdarsteller spielte darin über siebenhundertmal hintereinander und nahm schließlich auch im Leben die Maske des alten Musiklehrers an.

Neben dem Melodrama herrscht die Operette, die aber weit mehr zum Ausstattungstück als zu unserer Operette neigt. Schöne Mädchen in hübschen Kostümen sind immer die Hauptsache. Paris, als Lebe- und

und schöne, kostbar bestrumpfte Beine. In den Kniekehlen haben sie ihr Gold.

Eine typisch amerikanische Erfindung ist das „show-girl". Das „show-girl" braucht weiter nichts als hübsch zu sein, eine schöne Figur zu haben und darf mit der Schaustellung ihrer Vorzüge nicht allzu bedenklich sein. Im Verlauf einer Abendvorstellung zieht sich das Mädel vier-, fünf- bis zu zehnmal um und zeigt neue Pariser Kostüme auf der Bühne. Das ist die ganze Arbeit.

Eine immer wieder gern gesehene Nummer in der Operette ist der „Käfertanz" (Abb. S. 2263). Es handelt sich dabei um einen eigenartigen Schuhplattler, den meist ein junger Mann ausführt. Gewöhnliche Halbschuhe sind mit Holzsohlen versehen, und damit klappert der „Künstler" unter allerhand Beinverrenkungen eine Melodie, oder er ahmt das Geräusch eines abfahrenden, dann immer schneller und schneller dahinrasselnden Eisenbahnzuges nach. Dabei singt er ein passendes Lied, und die Choristinnen machen das Zischen des Dampfes nach.

Das seriösere Gebiet der Bühnenkunst wird in Amerika heute auch schon sehr ernsthaft und künstlerisch gepflegt. „The great Divide", ein Drama, das vor etwa vier Jahren erschien, war eins der ersten Werke, in denen man die Erotik als treibendes Moment zu verwenden wagte. Seit der Zeit läßt das Puritanertum etwas nach, sogar Belasco wagte es, ein gefallenes Mädchen auf die Bühne zu stellen.

Ganz auf das Ausland angewiesen ist die Oper. Bis vor vier Jahren gab man im Metropolitan-Opernhaus fast ausschließlich die alten Italiener und Franzosen, wenig Wagner. Mit „Parzifal" brach dann eine Wagneritis aus. Die Oper, die bis dahin fast nur Millionäre besuchten, wurde populär. Oskar Hammerstein (übrigens ein Berliner Kind) nutzte das aus und baute eine zweite Oper. Er hat das unstreitig große Verdienst, das Repertoire endlich zeitgemäß gestaltet zu haben. Bis auf Strauß (einschließlich) führte er die Modernen ein. Die Konkurrenz wurde den Millionären zu stark, und im letzten Jahr kauften sie Hammerstein mit zwei Millionen Dollar aus. Jetzt hat er das Haus in eine Opéra comique umgewandelt und macht glänzende Geschäfte.

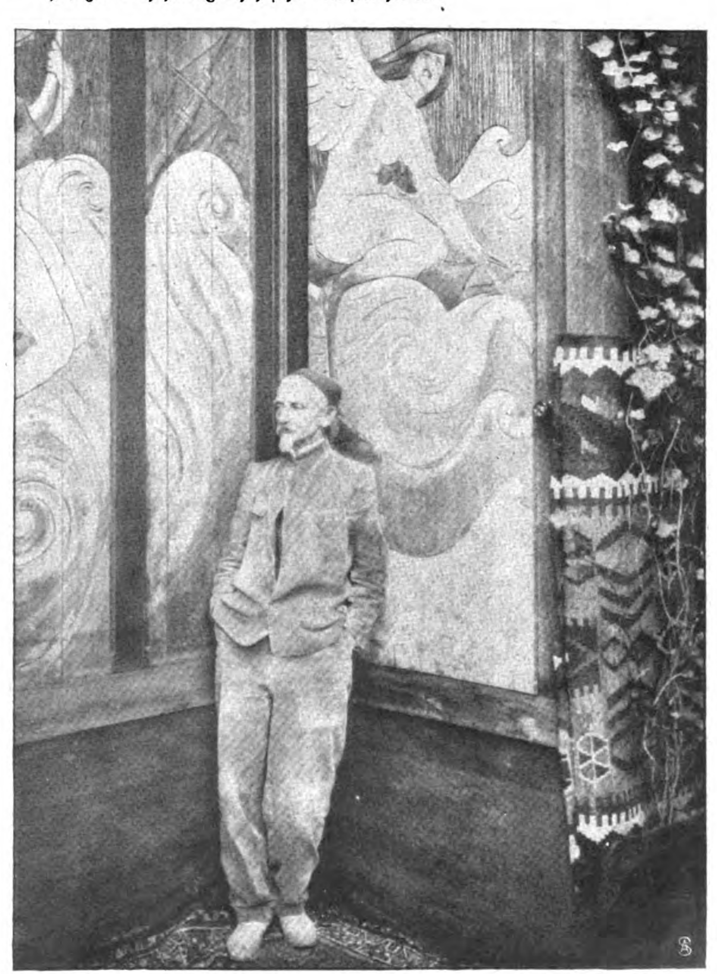
In die Oper geht die Creme der obersten 400 nur, um gesehen zu werden. Sie ist abonniert, und ihre Namen stehen im Programmheft. Am andern Tag meldet der „Newyork Herald", was Frau Astor für ein Kleid trug, wieviel Perlen sie anhatte, und was der ganze Tand kostete. Eine Kritik der Aufführung bringt er aber nicht. Die geht durch eignen Kabel nach Paris und erscheint in der dortigen Ausgabe.

Bei Stephan Sinding.

Von Paul Elsner. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Dort, wo die letzten Schwingungen des großstädtischen Lebens verzittern, auf dem idyllischen Frydendalsvej in Kopenhagen, liegt das efeuumsponnene Künstlerheim. Durch den in orientalischem Stil gehaltenen Vorraum gelangt man in das Empfangzimmer, wo hohe Palmen ihre langgefiederten Fittiche über den Schreibtisch, ein kostbares Stück holländischer Renaissance, breiten, wo auf den von dem Meister selbst mit Schnitzereien geschmückten Paneelen die Skizzen seiner berühmten Bildwerke sich reihen.

Eine eher schmächtige Erscheinung, dieser Meißelgewaltige, aber veredelt zur Größe durch die Größe seiner künstlerischen Taten! Welch ein Genuß, seinen Erzählungen zu lauschen, während die Augen bald mit einem mächtigen Ausdruck der Leidenschaft aufflammen, bald im milden Feuer innigsten Empfindens erstrahlen, bald träumerisch wie in weite Fernen gerichtet scheinen: Von seiner Vaterstadt Drontheim, wo die Sage auf den spitzen Dächern der altertümlichen Häuser lastet, wo er in der totenstillen Winterwelt dieses hohen Nordens als Kind die Dämmerung auf leisen Sohlen durch die niederen Zimmer ordentlich schleichen hören konnte, die sie behutsam mit ihren grauen Schleiern verhüllte. Von dem wundersamsten und bedeutungsvollsten Ereignis seines Lebens, als ihn beim Schnitzen an einem Pfeifenkopf plötzlich die jubelnde Erkenntnis durchzuckt hatte: Du bist ein Künstler. Von seinen Lehrjahren bei Albert Wolff in Berlin, von seinen Leidensjahren in Rom, wo er in seinem feuchten Atelier, vom Fieber geschüttelt, die „Barbarenmutter", jene steingewordene



Stephan Sinding in seinem Kopenhagener Heim.

Ballade voll Kampf, Sieg und Untergang, schuf. Von seiner Gattin, einer ehemaligen Schauspielerin am Königlichen Theater, von deren künstlerischem Verständnis er sich gern die Hand leiten läßt, deren Urteil auch die kleinste Skizze unterliegt, die, mit seinem innersten Wesen auf das tiefste verwachsen, gleich einer Fee seine Seele von ihren heimlichen Schmerzen befreit, und der er seine herrliche, die Liebe von Mann und Weib feiernde Gruppe „Zwei Menschen“ gewidmet hat. Von seinem einzigen Sohn, einem Chemiker, offenbar dem Erben der Gaben des früh verstorbenen Großvaters, eines höheren Bergbeamten in Drontheim.

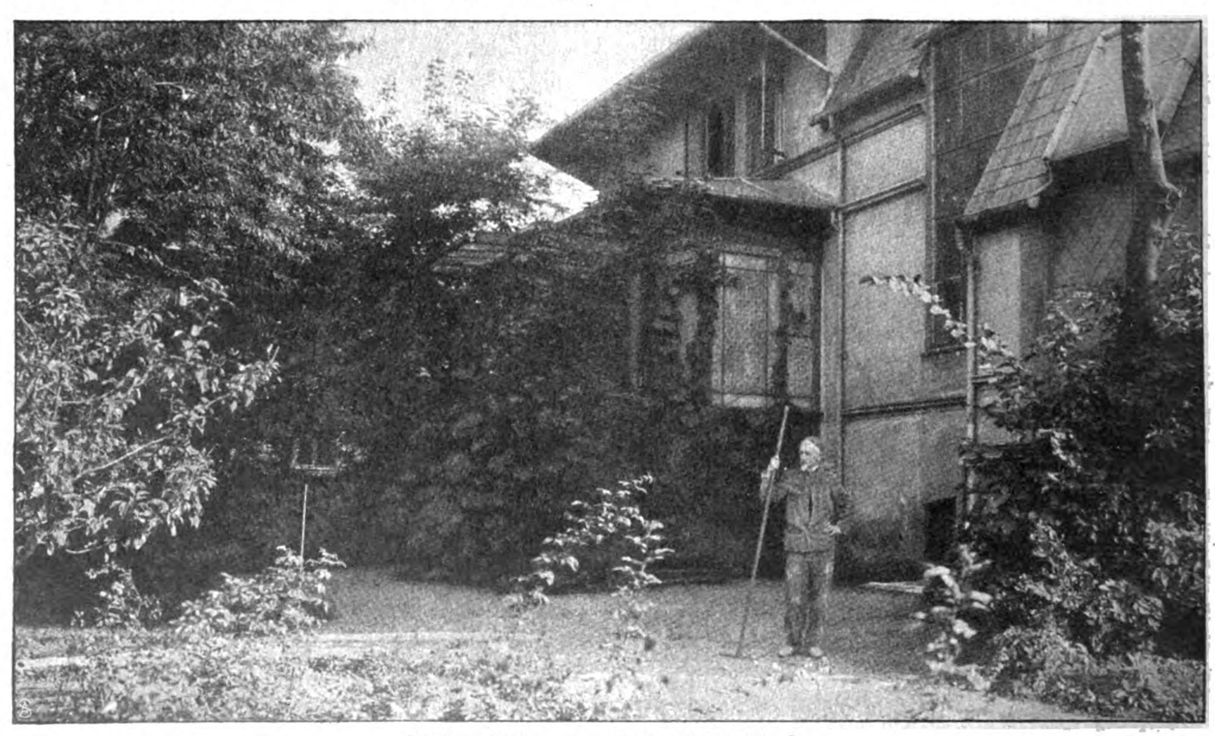
Das Eßzimmer erschließt sich durch eine glasumzogene Veranda mit den Büsten seiner beiden Brüder, des verstorbenen Malers Otto und des in Christiania noch lebenden Komponisten Christian Sinding, auf den schattigen Garten, zu dem die Grabdenkmäler des von ewiger Melancholie umhauchten Frederiksberg-Kirchhofs herüber dämmern.

Der Gesang der Vögel in den Kronen der Bäume, das traumhafte Glockenläuten ferner Kirchtürme bringt nur eindrucksvoller den Feiertagsfrieden seines Ateliers zum Bewußtsein, das er, von Natur ein Einsiedler, den Tag über kaum verläßt, wo er fast zwanzig Jahre hindurch Werke erschuf, deren Gehalt Edelstes der Menschheit bildet, und die uns deshalb so tief ergreifen, weil uns das Innenleben ihrer Gestalten mit fast schmerzlicher Deutlichkeit entgegentritt: Seine „Adoratio“,



Phot. Becker & Maaß.

Frau Elga Sinding, die Gattin des Künstlers.



Stephan Sinding im Garten seines Hauses.



Stephan Sinding bei der Arbeit an seiner Holzskulptur „Die Aelteste des Geschlechts".

seine Riesenskulptur „Mutter Erde", jene wie aus ossianischem Geist geborene, die ganze urewige Tragödie des Werdens und Vergehens in der Seele wachrufende, gewaltige Steinphantasie.

An den Wänden dieser Stätte der Schönheit seine in ihrer Herrlichkeit zur Andacht stimmende „Gefangene Mutter" und Schöpfungen seiner letzten Jahre, vorwiegend köstliche Verkörperungen von Jugendschöne und Daseinswonne, dartuend, welch hinreißende Jugend- und Arbeitskraft diesen wunderbaren Mann trotz seiner 64 Jahre noch durchglüht. In der Mitte des Ateliers seine „Aelteste des Geschlechts", wo er, an altnordische Traditionen anknüpfend, zur Technik der Holzskulptur gegriffen hat: die wie von überirdischem Glanz überflutete Gestalt einer Greisin, die des Daseins Not und Enge überwunden und die erloschenen Augensterne mit visionärem Blick gen Himmel gerichtet, die Hände mit den geisterhaft hervortretenden Adern über der Brust gekreuzt, sich zum seelischen Schauen einer überirdischen Welt hindurchgerungen hat (Abb. S. 2269).

Seit seiner Verheiratung in der Thorwaldsenstadt ansässig, hat Stephan Sinding häufig Reisen unternommen, vor allem nach Berlin, das er wie seine Heimat liebt. In nächster Zeit aber gedenkt er sich in Paris, wo das Herz der europäischen Kunst schlägt, für immer niederzulassen.

So werden voraussichtlich bald Fremde Einzug halten in dieses Künstlerheim, dessen Frieden kein unfreundliches Wort je entweiht hat, dessen Häuslichkeit auf den gleichen Grundton wie sein ganzes künstlerisches Schaffen, die Liebe, gestimmt war. Dann werden nur die Geister der Vergangenheit in seinen Winkeln flüstern und raunen. Dann wird wie eine Sage herüberdämmern die Erinnerung an die Zeit, als ein großer Künstler hier, den Blick über die Enge des Alltags hinweg auf die letzten Fragen und Probleme gerichtet, den zur Samtweiche geglätteten Marmor mit einem Hauch ewigen Lebens erfüllte. Als er hier Bildwerke schuf, die unsichtbare Fäden von den elementaren Empfindungen der Urzeit zur Sehnsucht der Gegenwart schlingen. Als er hier die schönsten in Marmor geschaffenen Gedichte dichtete, die wie ein Evangelium der Schönheit und Keuschheit, wie Balladen, wie Volkslieder, wie Träume aus der Kindheit uns anmuten.

Aber die Frau.

Skizze von E. am Bober.

Sie saßen im Terrassensaal in den gelben Sesseln, gerade unter dem Empirekronleuchter . . . und sie erkannten beide, daß sie sich nichts oder doch so gut wie nichts zu sagen hatten — heute.

Anna-Veras Antworten fielen immer knapper aus, und ihm schien der Kopf so sonderbar leer; dennoch bedrängte ihn dieses Gefühl der Fremdheit, über das er nicht Herr zu werden vermochte, von Minute zu Minute mehr, und gern hätte er gewußt, ob sie es teilte.

Ihr Gesicht aber blieb kühl und blaß, und ihre Augen gingen manchmal an ihm vorbei, als vergäßen sie seine Gegenwart über ganz fernen Dingen. Er las nichts darin, gar nichts.

Endlich rief er sie an: „Gräfin Anna-Vera, ich habe Ihnen eigentlich etwas mitzuteilen." Als sie sich ihm nun voll zuwandte, fuhr er mit schlecht gespieltem Gleichmut fort: „Nämlich, ich habe mich verlobt, etwas rascher, als ich beabsichtigte . . ." Er war nicht imstande, sie bei diesen Worten anzusehen. Die junge, blonde Frau nickte langsam.

„Ich weiß es, vorigen Sonntag geschah es."

„Wie? . . . Sie wissen?" fragte er gedehnt.

„Ich kenne Ihre Braut."

„Sie . . . Sie kennen Mary Nelten?"

„Nun, wie man sich so kennen lernt im Salon anderer", warf sie kühl hin.

Nach einer ganzen Weile fragte er: „Und Sie finden meine Wahl glücklich? Sagen Sie mir das, bitte."

„Ist dies eine Frage an meine Freundschaft?"

„Ja!" Anna-Vera richtete sich ein wenig auf.

Ihr weißes Kleid im gelben Seidensessel, das weiße Gesichtchen unter sonnenblondem Haar . . . dieses Gelbweiß in feinen und feinsten Tönen gab ein Gemälde von unnennbar weicher, goldig sanfter Stimmung und betörendem Liebreiz. Er riß die Blicke gewaltsam von diesem Bild los und sah durch die Glastür in den Garten auf die rötlichen Reseden, die im leichten Wellenschlag dem Sommerwind entgegenbebten, und aus deren Mitte, aus einem Becken flutenden, flüssigen Silbers eine Schaumsäule in die Baumwipfel hinaufstieg.

„Glauben Sie sich geliebt?" fragte sie.

„Ich weiß mich geliebt", betonte er in ganz unangebrachtem Hochmut.

„Dann beglückwünsche ich Sie natürlich." Ihre Stimme klang ein wenig dunkler als sonst, aber sie lächelte ihm ruhig zu, und ihre Hand bot sich ihm in einer impulsiven Bewegung.

Er wagte nicht, hinter ihren unbewegten Mienen ein verhaltenes Weh zu vermuten, und doch hätte er es so gern vermutet, es hätte ihm so unbeschreiblich wohl getan . . . Stumm küßte er ihre Hand, die nicht ein einziger Ring schmückte. Plötzlich stellte er sich Mary Nelten vor. Sie war nicht besonders schön, nicht besonders klug, nicht besonders gut — — nur besonders reich. Anna-Vera war das auch, allerdings nur bis zu der Stunde ihrer Wiederverheiratung.

Dieses fatale Testament, das Verstand und Herz in so schwere Konflikte stürzte! Wie an einer Mauer zerstieß man sich daran die Stirn, und niemals hatte er einen Menschen heißer verwünscht als jenen Egoisten bis über das Grab hinaus. Aber das änderte nun freilich nicht das Geringste an den bestehenden Tatsachen; und er war gewiß nicht dafür verantwortlich zu machen, daß manche Karriere eben über Goldgrund laufen wollte und mußte.

„Woran denken Sie?" fragte sie leise und beklommen.

„An meine Braut . . . und noch an etwas anderes, an die Tücken des Geschickes."

„O . . . Sie?" . . .

„Ja gewiß, ich!"

„Das sind keine Worte für einen Bräutigam."

„Liebe Anna-Vera, machen wir uns nichts weis, Sie verstehen sehr gut, daß, wenn das übliche Wenn und Aber nicht wäre . . ."

Die junge Gräfin erhob sich hastig: „Hat man Ihnen übrigens schon gesagt, daß mein Dobermann verschwunden ist?"

Er runzelte die Stirn ob der brüsken Ablenkung, aber antwortete in gemessenem Ton: „Der Gärtner erzählte es vorhin; haben Sie schon eine Anzeige erlassen?"

„Eine Anzeige?"

„Ja gewiß, das muß sofort geschehen, wenn Sie ihn wieder haben wollen."

„Nein," sagte sie hart, „ich lasse ihn laufen."

Während er sie in forschender Aufmerksamkeit betrachtete, wurde ihm klar, daß sich unbeherrschbarer Stolz in ihren Worten kundtat . . . Sie hielt nicht, was freiwillig ging . . . natürlich nicht . . .! Dennoch fragte er: „Hatten Sie Ihren treuen Begleiter gern?"

„Was tut das zur Sache!?" Sie trat vor zur Glastür und stieß sie vollends auf. Der Resedenduft regte sich und umfing sie beide, wie verirrte Sehnsucht wartende Seelen umfangen mochte. Der Tag heute war voll schwerer, lockender Süße, voll Hingebung, voll bebender Atemzüge, und von all den hellen, kühlen Rosen ging ein rotes Licht in diesen Tag.

„Kommen Sie", sagte Anna-Vera tonlos.

Er strich sich über die Stirn, ohne es zu wissen. Er kam sich unsäglich klein und armselig und nicht hierher gehörig vor . . . heute . . . Und doch war er nirgends und nie in seinem Leben so daheim und so tiefglücklich gewesen wie hier, aber das war — vor dem letzten Sonntag . . . seitdem änderte sich gleichsam die ganze Welt. Vorher blühte, prunkte, verschwendete dieser Garten, der so zärtlich das weiße, schläfrige Schlößchen umarmte, einzig für ihn. Jetzt wartete er nur darauf, sich spöttisch hinter ihm zu schließen.

Anna-Vera blieb vor einem Rosenstock stehen. Vor ihr, auf gewölbter purpurner Schale, lag ein Tautropfen, eine einzelne Perle. Ihre Augen blieben an dieser köstlichen, rotdurchschimmerten Perle hängen, und versonnen fragte sie: „Gehen Sie jetzt zu ihr?"

Er antwortete nicht, aber er hätte ausrufen mögen: Nein, nein, jetzt nicht, nicht von hier aus!

„Sie sollen ihr einen Gruß von mir bringen." Ihre Finger legten sich um den Stiel der betauten Rose; sie zögerte, als überwände sie noch irgend etwas, dann knickte sie ihn plötzlich und reichte ihm die duftschwere, königliche Blüte. Er nahm, ohne sie anzusehen und ohne zu danken, und daß etwas wie eine Träne auf seine Hand niederfiel, spürte er nicht. —

Mit jedem Schritt, den sie sich nun der Pforte näherten, wurde sein Herz schwerer, schlug es drohender, mahnender auf wie in einem gewaltsamen Wehren, einer dumpfen, unklaren Frage. Aber seine Lippen schlossen sich fest zusammen. Sie wechselten nicht wie sonst ihr vertrautes „auf Morgen, ja?" Sie lauschten nur dem klirrenden Wehlaut, mit dem die Gartentür hinter ihm zuschlug. . . .

Er kam nicht wieder. Er fühlte dunkel, es durfte nicht mehr sein. Und dann trat auch bald all das Neue in sein Leben. . . . Doch oft geschah ihm, selbst während er mit seiner kleinen, heiteren Frau zusammensaß, daß seine Blicke plötzlich starr ins Leere schweiften, nein, nicht ins Leere, in einen sommerlichen Garten verloren sie sich, in einen Garten, über den die Nacht hell wie Morgendämmer stand und aus lichten Wipfeln Blüten weich niederschneiten und auf schmalen, rosenverhängten Wegen eine junge, warme Blondheit wandelte — und nicht mehr auf ihn wartete — oder in einen vertrauten Raum, wo gelbe Seidensessel alles Licht heißgoldener Tage gefangenhielten, um ihre ruhesuchende Gestalt einspinnen zu können in flirrende Goldschleier. Ja, so oft, allzu oft überwältigte ihn das Vergangene, das ihm so naheblieb trotz stillen Kampfes, redlichen Willens. Nie hätte er gedacht, daß so viel Anhänglichkeit in ihm sein könnte, und daß Erinnerung eine so laute Stimme hatte, und . . . daß an besonderem Reichtum so gar nichts Besonderes war, ja, daß sich sogar eine Art von Langweile und stumpfer Sattheit damit verband. Ihm schien bisweilen, als wäre er plötzlich gar nicht mehr jung, als brauchte er die trotzige Kraft des Emporstrebens nicht mehr so recht, als wäre die Arbeit und der Erfolg nicht mehr so ganz sein Eigenes, als wollte das Glück der Arbeit nicht wie ehedem über ihn kommen, und vor allem, kein Reichtum der Erde konnte ihm seinen einen, heimlichen Wunsch, seine eine wache Sehnsucht je erfüllen.

Eines Mittags trat Mary mit einem Brief eilig zu ihm in sein Zimmer: „Du, ich muß dich mal stören," rief sie, „denke dir, deine gute Bekannte Anna-Vera hat sich verlobt, und weißt du mit wem? Mit deinem Kollegen Sitin, den du eigentlich nie recht leiden mochtest . . . hier, bitte, lies doch mal." Sie entfaltete geschäftig die Anzeige und bemerkte nicht, daß er wie gelähmt und keiner Entgegnung fähig war. „So ein Glück, nicht wahr?" setzte sie hinzu.

Er starrte auf die wenigen, übergroß gedruckten Worte . . . ihren Namen . . . und sah zunächst nichts durch den wilden Nebel, der vor seinen Augen wogte, und dachte nichts vor unnennbaren Gefühlen, die ihn jäh durchströmten. Aber er beherrschte sich gewaltsam, denn Mary drängte ungeduldig; „Nun, was meinst du dazu, hast du das erwartet?"

„Also . . . Sitin!" entgegnete er rauh. „Sitin also . . . deshalb sattelte er kurzerhand um? Deshalb nahm er den angebotenen Direktorposten bei der Versicherung an? . . . Deshalb . . ."

„Beruhige dich," unterbrach ihn Mary fröhlich, „er bleibt euch erhalten, er sattelt nicht um, beruhige dich." Sie klopfte ihm die Schulter und lächelte.

„Aber nicht doch!" widersprach er heftig. „Anna-Veras Vermögen fällt nun an die Familie ihres Mannes zurück, weißt du denn nichts von diesem Testament . . . das sie enterbt im Fall einer Heirat?"

„O ja," Mary nickte gelassen, „nur daß diese Testamentsklausel ein schönes Märchen ist, nämlich, du weißt, Schatz, ich selbst bin auf die Idee gekommen, ich habe Anna-Vera diesen Ratschlag gegeben, weil sie sich den Kopf zerbrach über ein Mittel, Liebe von Berechnung unterscheiden zu können. Sie hatte so große Angst, ihres Geldes wegen begehrt zu werden. Sie wünschte einen Prüfstein zu haben, nun, der war doch nicht unschwer auszutüfteln; sie ging auch gleich darauf ein, weißt du, sie ist ein bißchen romantisch, und als ich sie damals kurz nach unsrer Verlobung wieder traf, sagte sie zu mir: ‚Ihr Rat war gut, Mary Nelten, ich danke Ihnen!' Damals mußte sie wohl die erste Probe gemacht haben". . . .

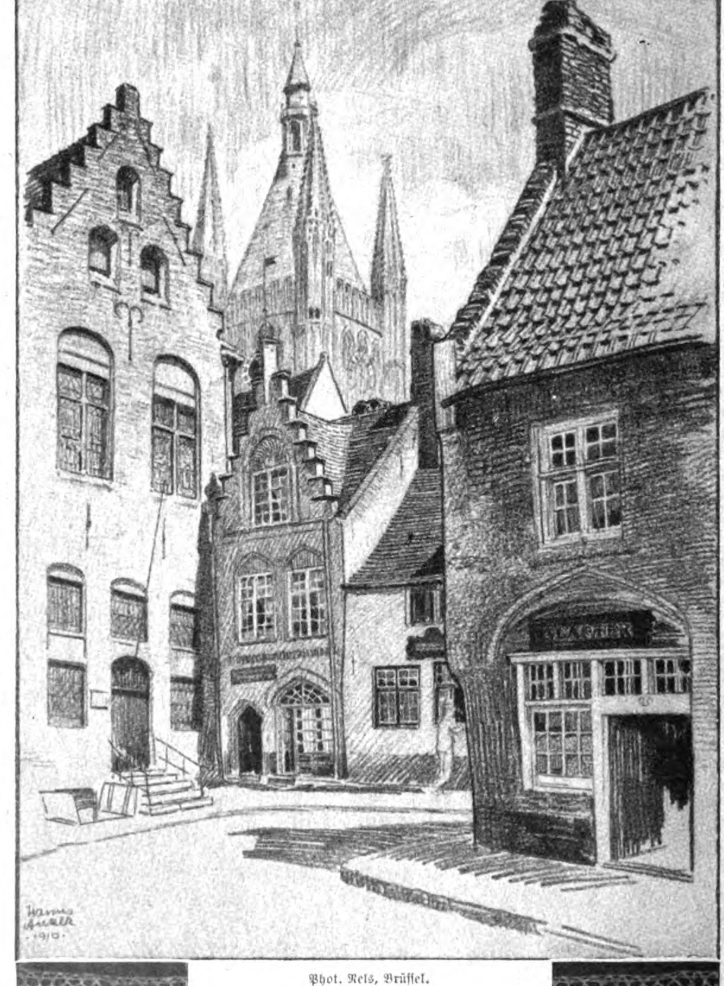


Ypern und meine Spitzeneinkäufe.

Aus dem flandrischen Tagebuch von Walter Harlan.

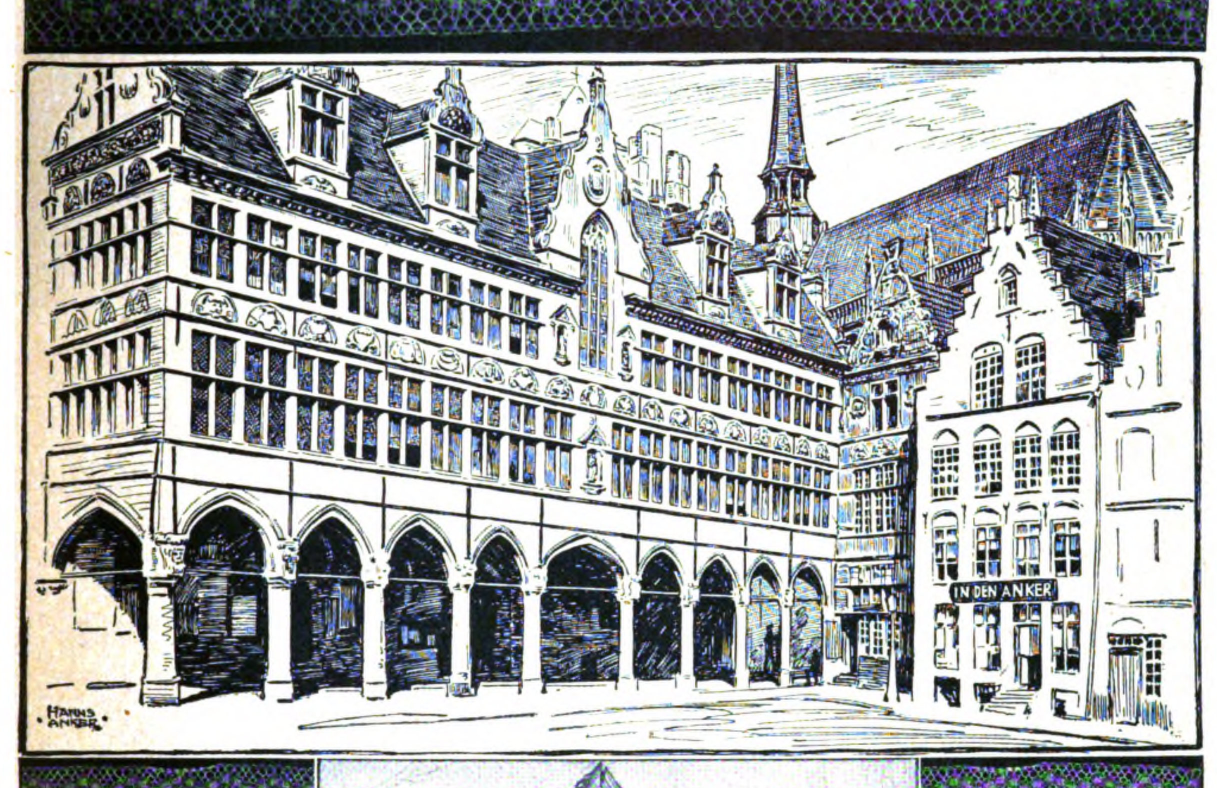
In meiner Erinnerung an Ypern steht ein hölzerner, gotischer Giebel, der in dem mächtigen Hauptsaal der Tuchhalle aufbewahrt wird, an Valenciennesspitzen muß ich denken, und tief unter mir leuchtet ein schwarzer Festungsgraben mit sehr vielen Wasserrosen.

Von der breiteren Verkehrsader aus sah ich in einer venezianisch schmalen, höchst ärmlichen Nebengasse zwei Gruppen von Spitzenklöpplerinnen sitzen, darum bog ich in diese Gasse. Das Spitzenklöppeln ist begreiflicherweise eine so gräßlich monotone Arbeit, daß sie geselliges Beisammenhocken wohl sehr erwünscht macht; an einem warmen, hellen Nachmittag im Juli mag es ganz hübsch sein, mit sechs Nachbarinnen auf dem Pflaster zu sitzen, des Klöppelsackes einen hohen Fuß zwischen den Knien. Es schwebte mir vor, noch einige Spitzen gleich hier am Urquell zu erwerben, die ja natürlich der Erinnerung wertvoller wären als die aus dem Brüsseler Laden. Ein geriebener Spitzeneinkäufer und Ausbeuter von armen, blassen Frauen, wie ich nun einmal bin, stand ich ein Weilchen vor der ersten, der größeren Gruppe, den Zeigefinger im Reiseführer und sichtlich nur ganz nebenbei für Spitzen mich interessierend. Keine der Frauen redete mich an, nur die einzig rotwangige am linken Flügel, die übrigens etwas wohlhabender gekleidet war und ihrerseits nicht köppelte, lachte ein wenig über mein dreistes Dastehen und Hersehen. Ich hielt es für kaufmännisch richtig, der nächsten kleineren Gruppe, die mich natürlich längst im Auge hatte, zu zeigen, daß ich durchaus nicht erpicht auf Spitzen war, begann daher mit der Gruppe, vor der ich stand, gar keine Verhandlung und schlenderte weiter. Es waren drei Grau- und Weißhäuptige, zu denen ich nun kam, und im Alter sind ja die Frauen kecker; eine von ihnen zog ihr Tischkästchen hinter dem Klöppelsack auf, zeigte mir ihrer letzten Tage Ergebnis; es war ein langes Stück Band, auf ein altabgegriffenes Täfelchen Mahagoniholz aufgewickelt. Ich fragte nach dem Preis des Meters. Die Verständigung in meinem durch Zeichensprache ergänzten Flämisch war schwierig, doch stellte ich schließlich fest, daß dieser Grauhäuptigen der Meter, obgleich sie seine Länge kannte und auch ein Hundertfünfzig-Zentimeter-Röllchen im Kasten besaß, doch ein verdächtiger Begriff war. Sie war wohl irgendein anderes Maß gewöhnt. Indessen gab sie sich einen Ruck und fragte, wieviel Meter ich haben wolle, der Meter koste zehn Frank. Es war eine fingerbreite, nicht allzu zarte Arbeit; nach meinem in Brüssel gewonnenen Sachver-



Phot. Nels, Brüssel.

Eine malerische Ecke in Ypern: Der Museumsplatz.



stand betrug die Preisforderung mindestens das Fünffache des Ladenwertes; ich ging daher ohne weitere Plauderei meinen Weg weiter, kehrte durchs Parallelgäßchen in meine Straße zurück und kaufte dort an einem offenen, sauberen Parterrefenster von drei Frauen, die drinnen an diesem Fenster auch klöppelten, ihr einzig fertiges, zartes, kleines Schmuckstück, obgleich ich nicht wußte, was man mit diesem Läppchen etwa anfangen könne. Doch würde dies meine kluge Frau, der dieses Läppchen von jetzt ab natürlich gehörte, schon wissen. Ich bezahlte ohne Handeln zwei Frank. Dann fiel mir ein, daß ich billigeres Spitzenband nun kaufen könne, wenn ich den Hufeisenweg durch die zwei Gassen jetzt rückwärts nähme, bei den drei habsüchtigen Alten verächtlich vorbeiginge und ein Geplauder mit den sechs Jüngeren begänne. Auch wir Männer werden ja immer mutiger im Leben. Zu meiner Freude fand ich, daß die Rotwangige unter den Sechsen ein wenig Deutsch verstand, sie war mit einem einstigen Reichsdeutschen verheiratet. Ob dies der Grund war, daß sie nicht klöppelte und ihre Kleidung ein wenig wohlhabender aussah? Sie dolmetschte; ich stellte zunächst fest, daß diese Klöpplerinnen lieber nach Ellen (70 Zentimeter) verkauften als nach Meter; von einer weit feineren Spitze, als unter den schlechteren Augen der drei Alten entstanden war, sollte die Elle 1 Frank 10 Zent kosten. Ich kaufte zehn Ellen, und nun wollten sie alle an mich verkaufen. Ich wehrte mich, aber die eine der Frauen gab durch die Dolmetscherin eine Deutung ihres Bandmusters, was mir etwas Neues und Interessantes war. Sie sagte

Phot. Reis, Brüssel.

Ein hölzerner gotischer Giebel.

Oberes Bild:

Das Rathaus in Ypern.

nämlich, daß dieses Band nicht wagerecht, sondern nur senkrecht verwandt werden dürfe, und nun lernte ich folgendes: Das kleine Muster bedeutete eine aufrecht stehende heilige Jungfrau, das Kreuz der ewigen Liebe steht über ihr, weswegen auch diese Spitze den Namen „La Chapelle" führt. Also auch in den Spitzen leben nicht nur mathematisch-rhythmische Ideen wie in den orientalischen Teppichen, sondern auch unsere, die abendländischen Ideen, die Menschen und Götter in Gestalt setzen, also hunderttausend Gedanken anzünden, Sehnsuchten und Freuden.

Die Elle Kapellen sollte sogar wegen der etwas gröberen Herstellung nur einen Frank kosten. Ich ließ das Ganze, was auf dem Holz war, für meine Frau abwickeln. An den silbernen alten Brustschmuck mit kleinen Diamanten dachte ich nun, den ich schon seit Antwerpen für sie im Koffer hatte, und lehnte es ungerechterweise ab, auch die übrigen in Arbeit befindlichen Bänder mir nun deuten zu lassen. Die vollkommene Gerechtigkeit, wie sie von den Rotrotroten verlangt wird, ist undurchführbar.

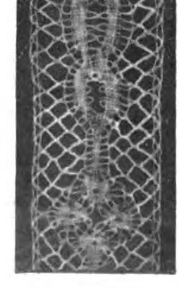
Als ich aus der Boesinghe-Straat auf den Veemarkt trat, empfand ich am stärksten das eigentümliche Wesen dieses alten, aus den vor mindestens 300 Jahren erbauten Festungswällen nicht hinausgewachsenen Städtchens: Vier- und fünfhundertjährige Häuser standen hinter den grünen Rüstern, auch rechts in der Surmont-de-Volsberghe-Straat grüßten die lieben, treppenförmigen Giebel, die allenthalben in Flandern stehen, bisweilen in ganzen Reihen, so daß die Straßenseite wie eine riesige, gezackte und in den Zacken wiedergezackte, höchlichst groteske Säge aussieht. Ein Kater hätte ich sein mögen, um auf diesen Treppen einmal im Mondschein einen Spaziergang machen zu dürfen, mit natürlich nicht ausgeschlossenem amurösem Erlebnis. Schon in der Abendkühle war es, als ich hier stand, doch noch bei heller Sonne. Vor den Haustüren, an den schönen schmiedeeisernen Stufengeländern, spielte das junge und jüngste Leben von Ypern.



Phot. Nels, Brüssel.



Das alte Schifferhaus
mit der Jahreszahl 1629
in Ypern.



Ich war den ganzen Tag auf den Beinen wie fast an allen diesen Tagen. Als ich nach Sonnenuntergang am Südtor (Porte de Lille) stand, wo ich die gotische Holzfront aus der Tuchhalle an einem später entstandenen Bäckerhaus mit Freuden kopiert sah, war ich in Ypern so gut wie zu Hause, ich kannte diese Stadt jetzt besser als etwa ein hiesiger und hier geborener Fabrikherr, der römisches Recht und gotische Giebel und alles Gewesene offen oder heimlich für langweiligen Plunder hält. Er ist unfähig, unser Leben in den Jahrhunderten mit immer verfügbarem Bewußtsein mitzuleben — das hundertfache Leben.

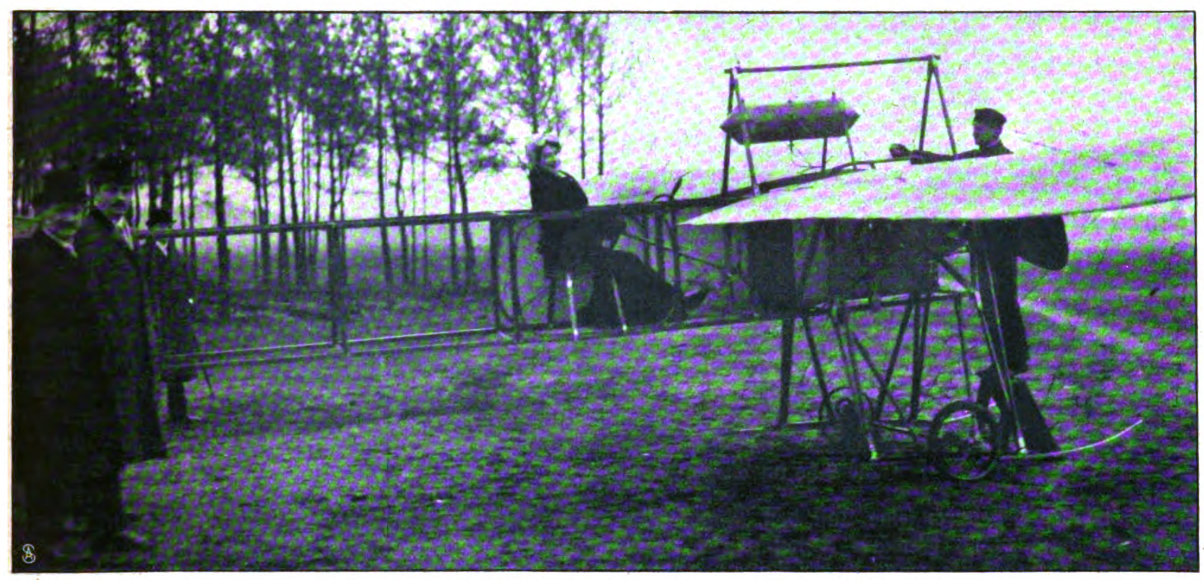
Die Gegenwart ist ein Punkt und ein Gefängnis.

Nur noch die sehr wichtige Vorstellung vom Stadtrand fehlte mir, die ich sogleich auf eine überraschend einfache Weise gewinnen sollte. Einem sehr dankenswerten Fingerzeig meines Reiseführers folgend, gewann ich durch einige Gassen die Höhe des Stadtwalls, wo ich nun etwa in einer halben Stunde die ganze Ostseite Yperns nach Norden zu abschritt. Oben an einer senkrechten, wohl drei Stockwerke tiefen Mauer ging ich unter hohen, alten Bäumen. Hier haben sich die Bürger von Ypern eine schmale gärtnerische Anlage geschaffen, einen der schönsten Spaziergänge, die ich auf Erden weiß. Viel tausend große, weiße Wasserrosen, ohne jede pathetische Uebertreibung, blühten drunten im schwarzen Festungsgraben zwischen den schwimmenden Blättern, drüben aber war nicht wie bei den meisten alten Festungen eine ärmliche Vorstadt entstanden, sondern — so weit das Auge reichte — lagen die Felder und Wiesenweiden, von Kühen, Windmühlen und weiter draußen von kleinen Dörfern freundlich belebt. Und einsam war es auf dem Wall . . .

Als mir die unerhörte Schönheit dieses Städtchens hier zum frohen, vollen Gefühl wurde, dachte ich auch an das Alt-Brüssel aus Kulissen und Rabitzwänden, durch das ich mich auf der Weltausstellung gedrängt hatte, eine fast schmerzhafte Erinnerung war es. Und im Gedenken an einen Renaissancegiebel des Veemarktes zu Ypern, der die Jahreszahl 1629 getragen hatte, wurde ich zornig über diese Zeit, in der das dreißigjährige Völkerwüten manches Städtchen des jetzigen Deutschlands verwüstet hat.

Die Flugwoche.

Die Sitze der Flieger auf ihren Flugzeugen sind meist sehr primitiv. Ihre Anbringung richtet sich jeweils nach den Schwerpunktverhältnissen und nach dem Platz, den der wichtigste Bestandteil des Luftfahrzeuges, der Motor, einnimmt. Wenn in einer Flugmaschine nur eine Person fliegen soll, so ist der Einbau des Sitzes natürlich leichter, als wenn man Platz zur Aufnahme von zwei oder mehreren Personen herrichten muß. Die ersten, die von vornherein Bedacht darauf nahmen, mit einem Fluggast zu fliegen, waren die Brüder Wright, die schon in ihrer zweiten Kraftflugmaschine zwei Sitze angebracht haben. Wenn sie auch zunächst stets allein Flüge unternahmen, so bepackten sie doch ihren Apparat mit Bleiplatten, deren Gewicht bis zu dem eines Passagiers und noch weiter gesteigert wurde. Bei zwei Sitzen kommt es darauf an, dafür Sorge zu tragen, daß die Gleichgewichtslage nicht gestört wird, ganz gleichgültig, ob ausnahmsweise die Maschine nur eine Person an Bord hat. Die Wrights haben ihren Motor rechts von der Mittellinie des Flugzeugs eingebaut. Der Führer sitzt meist links von dieser Mittellinie; er bildet somit das Gegengewicht



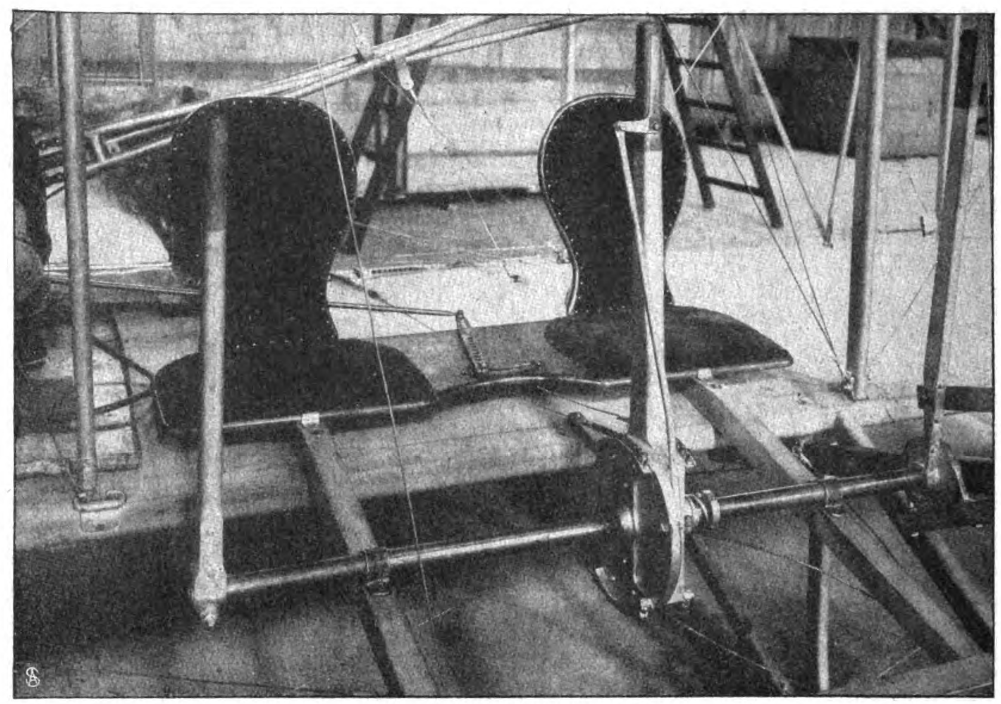
Frau Perry in ihrem Eindecker auf dem Flugplatz Bork.



Grade mit seinem Eindecker.



„Demoiselle“ von Santos Dumont. Phot. Branger.



Die Sitze im Wright-Doppeldecker.

zu dem Motor, der durch seine Last den Flugdrachen andernfalls nach rechts seitwärts kippen würde. Der zweite Stuhl befindet sich genau in der Mitte des Aeroplans, so daß der Fluggast das Gleichgewicht nicht stört.

Doppeldecker können natürlich infolge der größeren Tragfläche auch mehr Personen an Bord nehmen als Eindecker. Die Rekorde zu fünf Personen, die in den Flugmaschinen von Farman und Bréguet durch die Luft geführt wurden, sind sämtlich auf Doppeldeckern erzielt. Besonderer Platz war jedoch für diese Zahl nicht geschaffen; die Flieger mußten sich deshalb eng hintereinander kauern. Die Monoplane waren ursprünglich nicht für die Mitnahme von Fahrgästen berechnet. Die Sitze sind bei ihnen entweder genau in der Mitte des Gestells hinter den Tragflächen angeordnet oder etwas erhöht hinter bzw. zwischen ihnen. Bei manchen befinden sich endlich die Plätze unterhalb der Tragfläche. Latham hat in seinem Antoinette-Eindecker einen sehr bequemen, sesselartig gepolsterten Sitz. Rechts und links hat er neben sich die Steuerräder für Höhensteuer und Verwindung. Die Mitflieger befinden sich bei dieser Anordnung vor dem Führer etwas tiefer, damit die Uebersicht nicht gestört wird. Es ist ein Nachteil, wenn sich der Sitz in der Mitte der Tragflächen in gleicher Höhe oder nur etwas erhöht befindet, weil die Tragflächen einen erheblichen Teil der Uebersicht hindern. Beim Etrich-Rumpler-Eindecker befindet sich der Fahrgast unmittelbar hinter der vorn sitzenden Schraube und dem Motor, der Führer etwas erhöht hinter ihm. Weniger bequem ist der Sitz, den Frau Perry auf dem Eindecker einnimmt. Die deutschen Konstrukteure Grade und Dorner haben bei ihren Eindeckern den Sitz unterhalb der Tragflächen angeordnet, wodurch der Schwerpunkt erheblich tiefer gelegt wird. Sie benutzen als Sitz entweder einen einfachen Holzstuhl wie beim Wright-Flugzeug oder aber eine Art Hängematte. Der Platz für den zweiten Flieger ist neben dem Führersitz angeordnet. Auch Santos Dumont hat schon früher als die Genannten bei seiner „Demoiselle" den Sitz unterhalb der Tragflächen angeordnet. In einem bequemen Sessel nimmt der Führer des sehr leichten Fahrzeugs Platz. Hanuschke endlich sitzt etwas weniger angenehm, da er die Beine ausstrecken muß und somit eine etwas unbequemere Lage einnimmt. Die Bequemlichkeit spielt natürlich eine Hauptrolle. Wiederholt ist es vorgekommen, daß Flieger einen beabsichtigten Rekordflug haben beendigen müssen, weil sie es auf einem nicht-

Latham im Antoinette-Flugapparat.



Hanuschke auf dem Führersitz seines Apparates.

gepolsterten, harten Sitz trotz aller Selbstüberwindung nicht mehr auszuhalten vermochten. Schon bei geringer Kälte ist eine Zwangslage der Füße recht störend. Aus diesem Grunde nehmen die meisten Konstrukteure auf eine gute Polsterung der Sitze Bedacht und richten es so ein, daß der Führer die Beine in natürlicher Lage herabhängen lassen kann. Beim Führersitz müssen natürlich alle Hebel zur Bedienung der Steuer nach Höhe und Seiten, der Verwindung und zu dem Motor in möglichst bequemer Weise zusammenlaufen, damit der Fahrer möglichst wenig Lageveränderungen einzunehmen braucht. Wie beim Automobil nimmt man auch darauf Rücksicht, die Füße bei der Betätigung der verschiedenen Hebel mit zu Hilfe zu nehmen.

Bilder aus aller Welt.



Phot. Renard.

Die Dampfjacht „Clara“
ging kürzlich in deutschen Besitz über und soll zu Luftfahrten vermietet werden.

Ein neues eigenartiges Unternehmen ist vor wenigen Tagen ins Leben gerufen worden. Zwei junge strebsame Seeoffiziere haben eine in England seit langer Zeit sehr bekannte und geachtete Dampfjacht „Hiawatha“, erste Klasse (+ 100 A. I.) des englischen Lloyds, käuflich erworben und beabsichtigen mit diesem jetzt „Clara“ getauften luxuriösen und seetüchtigen Luftfahrzeug Reisen zu unternehmen nach Wunsch der mietenden Gäste. Der monatliche Mietpreis beträgt etwa 18 000 Mark und verteilt sich unter maximal zehn Passagiere. Die Jacht ist mit allem Komfort ausgestattet und hat 27 Mann Besatzung. Mit die-



Richard Pick,
Archivar in Aachen,
feierte seinen 70. Geburtstag.

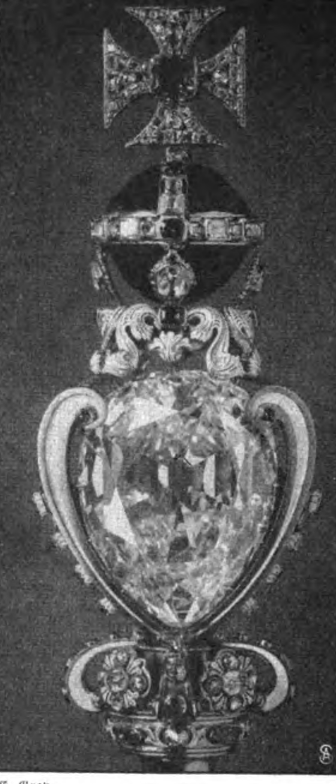


Atel. Elite.

Direktor Distler,
Führer des Ballons „Touring Club“,
der auf den Orkneyinseln landete.



In der alten Form.





Phot. W. E. Gray.

Nach Einsetzen des „Cullinan“.

Das diamantgeschmückte englische Königzepter.



Konsul Hugo Knoblauch,
Edinburg-Leith,
beging sein 25jähriges Jubiläum.



Atel. Elite.

Hauptmann Joerdens,
Mitfahr. d. Ballons „Touring Club“,
der auf den Orkneyinseln landete.

sem Unternehmen ist die Möglichkeit gegeben, sich auf beliebige Zeit als Jachtbesitzer zu fühlen. Die Fahrten werden, abgesehen von Gründen der Navigation, völlig nach dem Wunsch der Mieter ausgeführt. Augenblicklich liegt die Jacht im Kieler Hafen.

Kürzlich beging einer der bedeutendsten rheinischen Provinzialhistoriker, der Aachener städtische



Eine „Kölsche Maatfrau“,
hat seit 50 Jahren
ihren Stand an derselben Stelle.



Dr. M. Wilhelm Meyer †
Gründer
der Berliner Urania.



Ein „Verwandlungskostüm“,
bei schlechtem Wetter kann der Kostümrock beinkleidartig aufgenommen werden.

Aus dem Pariser Theaterleben.



Phot. Bert.

Malbrouk, König von Niedernavarra,
Herr Corradetti.

Rechts: Seine Braut Alba,
Frau Cesbron-Norbens.

Aufführung der Operette „Malbrouk s'en va-t-en guerre!" von Leoncavallo im Theater Apollo.





Regina Badet Phot. Manuel.
Ballerina der Opéra comique.
debütierte als Schauspielerin im Theater Antoine.

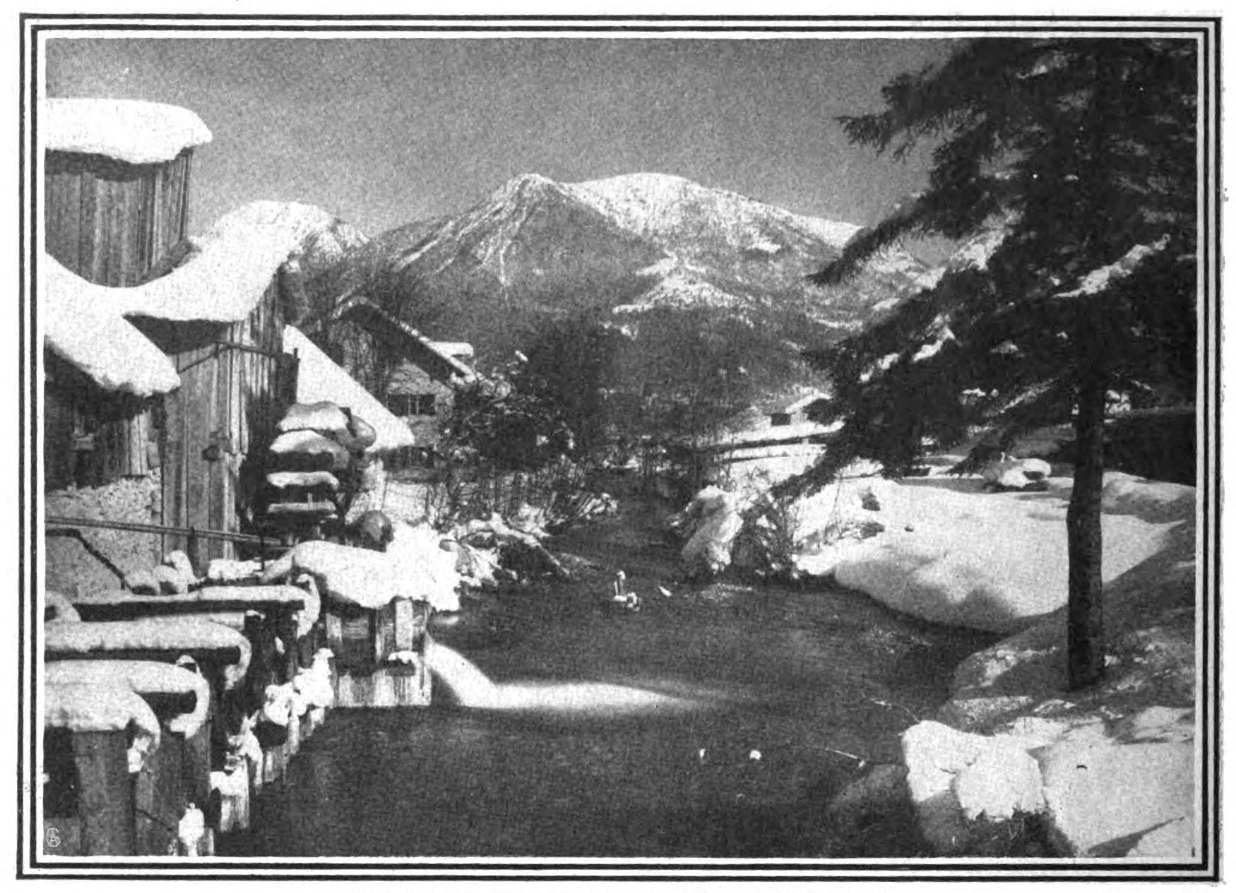


Frl. Lantelme Phot. Manuel.
im „Danse des trois Sultanes".



Frl. Marfa Dhervilly Phot. Bert.
als Conchita-Basilida in der Leoncavalloschen Operette.





Winter im Hochgebirge: Verschneite Mühle in Garmisch. Phot. Gebr. Haeckel.

Archivar Richard Pick, seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar war Jurist von Beruf und bekleidete verschiedene Richterstellen. 1876 rief er die Pick'sche „Monatzeitschrift“ ins Leben und wandte sich mit besonderem Eifer der Geschichtsforschung zu. Er gilt als bester Kenner der Aachener Geschichte.

In Edinburg-Leith feierte der deutsche Konsul H. Knoblauch unter großer Beteiligung das 25 jährige Amtsjubiläum.

Der Münchner Freiballon „Touring-Club“ machte vor kurzem eine aufsehenerregende Fernfahrt bis zu den Orkneyinseln. Ein Mitfahrer ertrank kurz vor der Landung, der Führer Direktor Distler und Mitfahrer Hauptmann Joerdens wurden gerettet.

Der berühmte „Cullinan“, der größte Diamant der Welt, den die Südafrikanische Republik dem König Eduard von England schenkte, ist jetzt nach wohlgelungenem Schliff in die Spitze des königlichen Zepters eingesetzt worden.

Eine typische Erscheinung ist auf dem Kölner Obstmarkt Frau Peter Wyhen, seit 50 Jahren hat sie den gleichen Stand an der gleichen Stelle inne.



Phot. Zander & Labisch.

Prosit Neujahr!

Frl. Madge Lessing vom Berliner Metropoltheater.

Einen praktischen Verwandlungsrock zeigt unser Bild; bei Regenwetter wird er hoch aufgeknöpft, so daß er ganz unter dem langen Militärmantel verschwindet und wie weite Pluderhosen wirkt.

Leoncavallo hat eine Operette komponiert, die den Titel „Malbrouk s'en va-t-en guerre“ führt. Die Erstaufführung im Theater Apollo zu Paris hatte großen Erfolg.

Frl. Lantelme, Paris, tanzt jetzt unter großem Beifall „Danse des trois Sultanes“, während Frl. Regina Badet, bisher Ballerina der Opéra comique, im Theater Antoine als Schauspielerin in einem Stück von Pierre Louys auftritt.

Herrliche Bilder bietet das bayrische Hochgebirge im Winter. Garmisch-Partenkirchen wird immer mehr ein Wallfahrtsort für die Anhänger des Wintersports.

Ein fröhliches neues Jahr ruft allen unsern Lesern das beliebte Mitglied des Berliner Metropoltheaters Madge Lessing zu. — In Nr. 51 der „Woche“ brachten wir das Porträt des bekannten Geigers Burmester, irrtümlich war er im Text als Pianist bezeichnet.

Schluß des redaktionellen Teils.